



32101 074946623

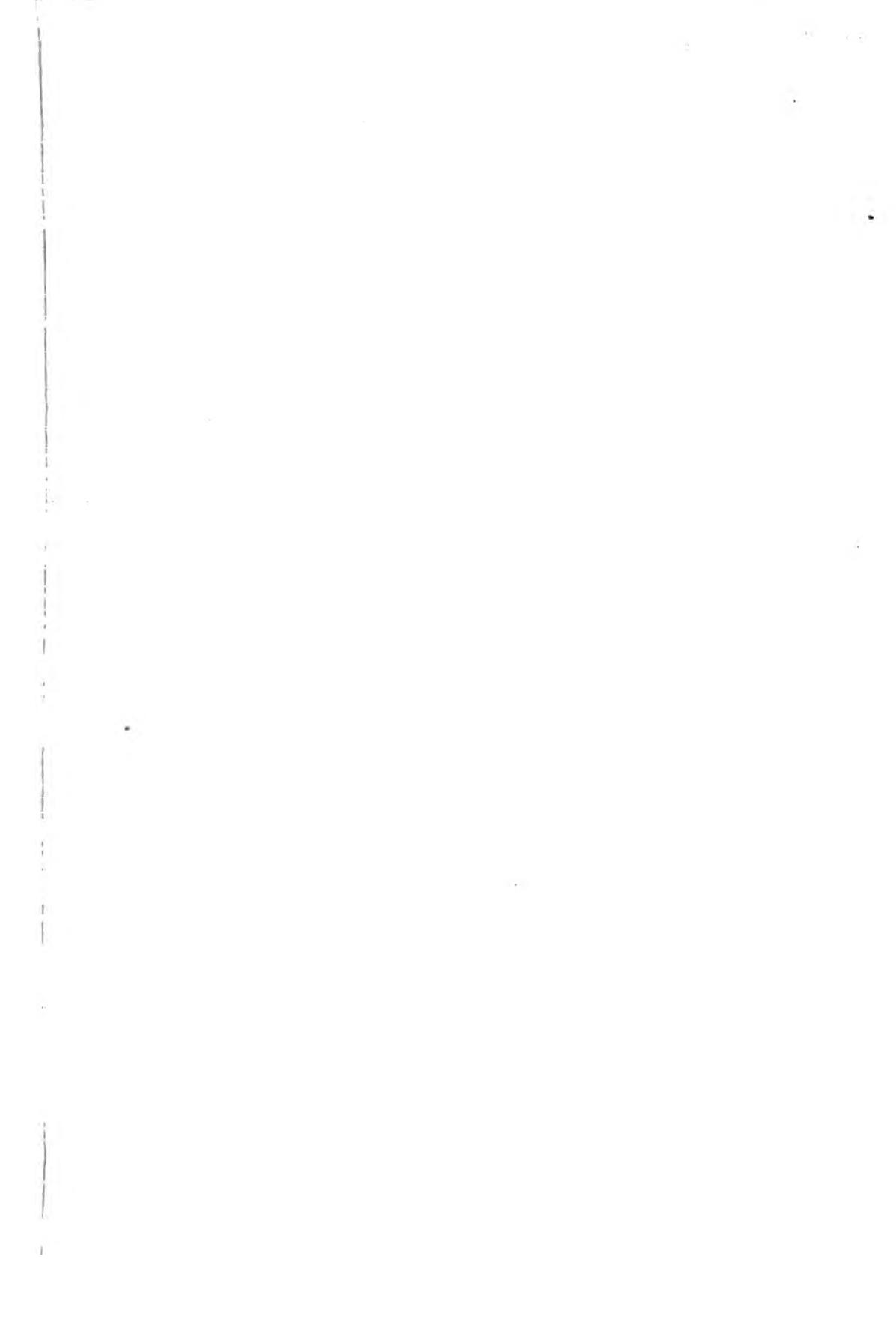
HX1  
N39  
1.37, pt. 2

Library of



Princeton University.







# Die Neue Zeit

Wochenschrift  
der Deutschen Sozialdemokratie

\*

Herausgegeben  
von  
**Heinrich Cunow**

\*

Siebenunddreißigster Jahrgang  
Zweiter Band



Stuttgart 1919  
Verlag und Druck von J. S. W. Dies Nachf. G. m. b. H.

# Inhalts-Verzeichnis.

(A bedeutet Artikel, N Rottz, R Rezension, die Zahlen geben die Seiten an.)

## I. Revolution und Zeitgeschichte.

### A. Politische Zeit- und Streitfragen.

#### 1. Allgemeines.

Achelis, Thomas Otto, Zur nord-schleswigschen Frage. A.....	555
Beger, Alfr., Die Suggestion in der Politik. A.....	496
C. D., A. Fendrich, Die Klust. R....	505
Cunow, H., Der deutsche Völkerbündentwurf. A.....	123
— Die Versailler Friedensbedingungen. A.....	171
— Friedensschluß. A.....	315
— Wie war's? R.....	553
Fehlinger, H. Kühlmann, Der Völkerbündensgedanke. R.....	434
— Materialien, betreffend die Friedensverhandlungen. R.....	528
Hurwicz, E., Wege ins neue Deutschland. A.....	311
Deftreich, P., Eigenbröstelei oder Organisation? A.....	525
Schreiber, Adele, Zur Mitarbeit der Frau in der inneren Politik. A.....	153
Vorländer, R., M. Erzberger, Der Völkerbund der Weg zum Weltfrieden. R.....	118
— Der Friedensgedanke in Reden und Staatsakten des Präsidenten Wilson. R.....	118
— E. Bernstein, Völkerbund oder Staatenbund? R.....	118

#### 2. Revolution.

Brunner, L., Die Eisenbahnerstreiks. A.....	387
Cunow, Heint., Deutscher Geschichtskalender: Die deutsche Revolution. R.....	50
— S. Hellmann, Die großen europäischen Revolutionen. R.....	72
— Heraus aus dem Turm. A.....	219
Ellinger, A., Wohin des Wegs? A.....	147
Hahnwald, E., O. Landauer, Briefe aus der Französischen Revolution. R.....	169
Althe, J., Quellenchriften zur Revolution. A.....	94
— Beiträge z. Revolutionsgeschichte. A.....	593
Knoll, A., Streikrecht und Sozialismus. A.....	128
In., Ernst Drahn und Ernst Friedegg, Deutscher Revolutionsalmanach. R.....	386

Pelzer, W., Gewaltfamer Umsturz. A.....	166
Vorländer, R., Revolutionsliteratur. A.....	141

#### 3. Amerika.

Fehlinger, H., Schädel, Cultura Latino-Americana. R.....	337
Redaktion, Amerikas Kapitalkraft. N.....	98
— Englands und Nordamerikas Konkurrenzkampf in Südamerika. N.....	337
— Argentiniens Außenhandel unter dem Einfluß des Weltkrieges. N.....	409
— Steiger, E., W. Wilson, Betrachtungen eines Amerikaners. R.....	502

#### 4. Balkan.

Iq., H. Wendel, Südosteuropäische Fragen. R.....	144
Schrader, Fr., Politisches Leben in der Türkei. A.....	460
Wendel, H., Sozialistische Entwicklung in Südslowen. A.....	507

#### 5. Belgien.

D. L., H. Gehrig und H. Waentig, Belgiens Volkswirtschaft. R....	434
--	-----

#### 6. Deutschland.

Cunow, H., Die Reichsfinanzlage u. d. geplante Kapitalrentensteuer. A....	75
— Erzbergers Reichsfinanzreform. A.....	579
Fendt, Die deutsche Ostmark in Vergangenheit und Zukunft. A.....	274
Flaow, G., Plutokratie und Beamtentum. A.....	18
— Die Bedeutung der Kreisstadtwahlen. A.....	57
— Zur künftigen preussischen Verwaltungsreform. A.....	177
— Der Gesetzentwurf über d. Organisation der Betriebsräte. A....	416 473
Gräf, Ed., Der kommunalisterte Landrat. A.....	441
Guske, W., Die Demokratisierung des Polizeiwesens in Preußen. A.....	324
— Zur Reform der Verwaltungsgerichtsbarkeit. A.....	615
Meerfeld, J., Die rheinische Frage. A.....	363
Radlof, L., Die Kernfrage in der preussischen Verwaltung. A.....	523
Redaktion, Veränderung der deutschen Bevölkerungsverhältnisse durch den Krieg. N.....	362

#### 7. England.

Cunow, H., Englands Revolutionsliteratur. A.....	1
--	---

Ennow, Heint., Der Gewerkschaftskongress zu Glasgow und die Öderung in der englischen Arbeiterschaft. A. .... 603  
 Li., W. Prion, Steuer- und Anleihepolitik in England während des Krieges. R. .... 121  
 Redaktion, Verstaatlichung der englischen Eisenbahnen. N. .... 74  
 — Arbeitslosigkeit in England. N. .... 218  
 — Arbeitsverhältnisse in England. N. .... 506

8. Frankreich.

H. C., Viktor Schiff, Die Stimme aus dem Grabe. R. .... 336  
 Redaktion, Frankreichs Schuldenlast. N. .... 218

9. Rußland.

A. F., Erich Koehrer, Unter der Herrschaft des Bolschewismus. R. .... 577  
 Ledoc, K. J., Rußlands streitende Kräfte. A. .... 51 80  
 — Rußland und der Bolschewismus. A. .... 248 280  
 Olberg, P., Petersburger Briefe. A. .... 369 392  
 Redaktion, Zur bolschewistischen Wirtschaftspolitik. N. .... 529

10. Spanien.

Redaktion, Einfluß des Krieges auf Spaniens Außenhandel. N. .... 242

B. Wirtschaftspolitik und -lage.

1. Zur Wirtschaftsentwicklung.

Beyer, A., Rationierung oder Aufhebung des Lebensmittelkartensystems. A. .... 339  
 Kraft, H., Unser Obstbau als Ernährungsfaktor. A. .... 334  
 Laufkötter, Fr., Eine neue Form landwirtschaftlicher Großbetriebe. A. .... 213  
 Li., R. Reichesberg, Betrachtungen über die schweizerische Handelspolitik in Vergangenheit und Zukunft. R. .... 97  
 Ostreich, P., Die Verbraucherkammern auf dem Marsch. A. .... 114  
 — Fr. Eulenburg, Neue Wege der Wirtschaft. R. .... 168  
 Dietrich, Gust., Das Taylorsystem. A. .... 589  
 Redaktion, Viehbestand in Deutschland. N. .... 578  
 — Englands und Amerikas Handelsentwicklung. N. .... 602  
 S. K., Der polnische Import. N. .... 601  
 Schmidt, O., Neugestaltung der landwirtschaftlichen Produktion. A. .... 531  
 Vorländer, K., H. Friedjung, Das Zeitalter des Imperialismus. R. .... 192

2. Verstaatlichung und Sozialisierung.

Bárán, Artur, Die Vergesellschaftung der Finanzinstitute. A. .... 586  
 Ellinger, A., Ein Wort zur Sozialisierungsfrage. A. .... 243  
 Franke, A., Das kommunistische Agrarprogramm. A. .... 517  
 Hue, Otto, Privatbergregale. A. .... 411  
 Laufkötter, Fr., Der Sozialisierungsgedanke im alten Griechenland. A. .... 220  
 — Die Sozialisierung als Entwicklungs- und Erziehungsproblem. A. .... 376  
 Lindner, O., Das Seifen Syndikat ist reif! A. .... 86 101  
 Osterroth, R., Was können wir sozialisieren? A. .... 511  
 Ostreich, P., Fr. Staudinger, Profitwirtschaft und Versorgungswirtschaft. R. .... 409  
 Redaktion, Verstaatlichung der englischen Eisenbahnen. N. .... 74  
 Staudinger, Franz, Sozialisierung der Wirtschaft. A. .... 609  
 Vorländer, K., Vermögensabgabe. A. .... 260  
 Zehden, W., Der Arzt im sozialistischen Staat. A. .... 304

C. Sozialpolitik und Arbeiterschutz.

1. Allgemeines.

Berger, H., Wohlfahrtsämter. A. .... 65  
 Heermann, Heint., Zusatzrenten und Reform der Reichsversicherungsordnung. A. .... 594  
 Heichen, A., Zur Agrar-, Siedlungs- und Bevölkerungspolitik. A. .... 426  
 Oppenheimer, Hilde, Grundsätze der Entlohnung. A. .... 239

2. Wohnungspolitik.

Guske, W., Die Sozialisierung des Wohnungswesens. A. .... 186  
 Dertel, F., F. Flur, Wie wohnt die Familie im Eigenhaus billiger als in der Mietwohnung? R. .... 145  
 Redaktion, Kommunale Wohnungsämter. N. .... 146

3. Steuerfragen.

Ennow, H., Die Reichsfinanzlage und d. geplante Kapitalrentensteuer. A. .... 75  
 — Erzbergers Reichsfinanzreform. A. .... 579  
 Guske, W., Die Zentralisation des Steuerwesens. A. .... 449  
 Li., W. Prion, Steuer- und Anleihepolitik in England während des Krieges. R. .... 121  
 Maler, K., Fiktionen und Einkommensteuer. A. .... 567  
 Struck, H., Der Kapitalismus in der Steuerpolitik. A. .... 548  
 Vorländer, K., Vermögensabgabe. A. .... 260

S. A. C. L. H. ...

LECAP

592982

## II. Geschichte und Theorie des Sozialismus.

### Arbeiterbewegung.

#### 1. Geschichte des Sozialismus.

Conrad, A., Weitlings politische Wandlungen. A. ....	10
Cornell, H., Zur neuesten Marx-Literatur. A. ....	45
Drach, C., Zur Vorgeschichte des kommunistischen Manifests und der Arbeiterinternationale. A. ...	131
Kliche, J., Wilh. Blos, Denkmürdigkeiten eines Sozialdemokraten. A. ....	383

#### 2. Theorie des Sozialismus.

Cunow, H., Die Marxsche Klassenkampftheorie. A. ....	267
— Nationalgefühl u. Klassenbewußtsein. A. ....	435
Flatow, O., Rechtswissenschaft und Sozialismus. A. ....	288
Markwald, H., Das »Proletariat« und die »proletarischen« Interessen. A. ....	398
Steiger, O. Schmöller, Die soziale Frage. R. ....	190

#### 3. Gesellschafts- und Staatslehre.

Cunow, H., Herders Geschichts- und Staatsauffassung. A. ....	348
Laufkötter, Fr., Staatsallmacht — Staatssohnmacht. A. ....	543 562
Lönnies, F., Gemeinschaft und Gesellschaft. A. ....	251
Vorländer, K., Fr. List, Das Völkerrecht systematisch dargestellt. R. ...	118
— J. Mausbach, Naturrecht und Völkerrecht. R. ....	118
— E. Cassirer, Naturrecht u. Völkerrecht im Lichte der Geschichte und der systematischen Philosophie. R. ...	118
— E. Bernstein, Völkerbund oder Staatenbund? R. ....	118

#### 4. Sozialistische Arbeiterbewegung.

Cunow, H., Hugo Heinemann †. A. ...	459
— Die Luzerner Konferenz und die Aufgaben der Internationale. A. ...	483
Guske, W., Die Aufklärungsarbeit der Partei. A. ....	99
Kliche, J., Eine Lücke in unserer Parteipresse. A. ....	211
Müller, Herm. (Berlin), Die Befestigung an politischen Streiks. A. ...	6
Oestreich, P., Walz Zepler, Akademiker und Sozialdemokratie. R. ...	361
Tdienst, F., Parteitag und Parteipresse. A. ....	110
Vorländer, K., Sozialdemokratie und Kirche. A. ....	329

#### 5. Gewerkschaftliche Arbeiterbewegung.

Flatow, O., Das Recht des Arbeitsvertrags seit der Revolution. A. ...	27
Müller, Herm. (Berlin), Zum zehnten Gewerkschaftskongreß. A. ....	291

#### 6. Räte-system.

Flatow, O., Der Gesehentwurf über die Organisation der Betriebsräte. A. ....	416 473
Wissell, Rud., Zur Räte-Idee. A. ...	195
Woldt, Rich., Räte-system und Industriewissenschaft. A. ....	320

#### 7. Arbeiterjugend.

Lohmann, R., Die Zukunft unserer Jugendbewegung. A. ....	421
Caspari, J., Jugendwohlfahrt. A. ...	570

#### 8. Schulreform.

Cunow, H., C. H. Becker, Gedanken zur Hochschulreform. R. ....	481
Feydt, Der Geschichtsunterricht an den höheren Lehranstalten Preussens. A. ....	466
Lohmann, R., Grundsätzliches zur Volkshochschulfrage. A. ....	224
— K. Reinhardt, Die Neugestaltung des deutschen Schulwesens. R. ...	408
— Werner Picht, Die deutsche Volkshochschule der Zukunft. R. ....	600
Oestreich, P., Schülerforderungen. A. ...	158
— Elternbeiräte. A. ....	452
Schmidt, F. J., Univeritätsreform. A. ...	343

## III. Literatur, Philosophie, Kunst und Bildungsweisen.

### 1. Literatur.

C. D., A. Fendrich, Die Kluff. R. ...	505
Conrad, A., Ch. L. Hartmann, Kriegsgefangener auf Gibraltar und der Insel Man. R. ....	48
Diederich, Fr., Der Roman vom wihelminischen Untertan (Heinrich Mann). A. ....	444
Diesel, K., Fr. Hirtz, Heinrich Heines Briefwechsel. R. ....	24
— Romain Rollands Michelangelo. A. ....	574
Hahnwald, E., Hermann Wendels Heinebiographie. A. ....	20
— J. Fischart, Das alte und das neue System. R. ....	483
— W. Whitman, Ich singe das Leben. R. ....	504
Kliche, J., Die Romane Walter von Molos. A. ....	138
— Ein Kämpferbuch (W. Blos, Denkmürdigkeiten eines Sozialdemokraten). A. ....	383
I., Gertr. Bäumer, Zwischen Gräbern und Sternen. R. ....	194

L. L., M. Martinet, Die Lage des Fluches. R.....	73
— J. Ferch, Der Herr Bürgermeister. R.....	314
Lessen, L., Die Jugendgeschichte eines Arbeiters (K. Bröger, Der Held im Schatten). A.....	263
— Wenn Arbeiter erzählen. A.....	619
n., P. Dupon, Das Leben, die Lüge und die Menschheit. R.....	170
— R. Zimmermann, Der Hauptmann Deutsche. R.....	217
Oestreich, P., P. J. Jouve, Ihr seid Menschen. R.....	216
— Bruno Frank, Von der Menschen- liebe. R.....	266
Steiger, E., Art. Schnitzler, Casanovas Heimfahrt. R.....	69
— A. Schaeffer, Odula od. die Dauer des Lebens. R.....	70
— H. Schumann, Die Hochzeitsreise der Königin. R.....	71
— O. Händel, Führer durch die Muttersprache. R.....	71
— H. Stiefeler, Der Regenbogen. R..	72
— Al. Rakha, Die Gasse. R.....	189
— E. Decsep, Die Stadt am Strom. R	190
— H. L. Hofegger, Die tanzende Bäarin. R.....	190
— R. Knies, Die Herrlichhöfer und ihr Pfarrer. R.....	429
— H. H. Ewers, Moganni Nameh. R	429
— E. Stucken, Die weißen Götter. R	430
— Chr. Wagner, Gesammelte Dich- tungen. R.....	430
— M. v. Boehn, Bekleidungskunst und Mode. R.....	431
— Adolf Donders, P. Bonaventura O. Pr. 1862 bis 1914. R.....	501
— E. Fischer, Das Reich des Lebens. R	502
— H. L. Hofegger, Polykarpe, der Erbarungslose. R.....	502
— A. Boiskov, Der Traum. R.....	503
— L. Peruß, Zwischen neun u. neun. R	503
— L. Couperus, Die Komödianten. R	504

**2. Philosophie.**

E., Annalen der Philosophie. R...	97
Ellissen, O. A., K. Vorländer, Kant als Deutscher. R.....	25
— K. Vorländer, Kant und der Ge- danke des Völkerbundes. R....	455
A. V., O. Simmel, Lebensanschauung. R.....	122
— E. Bloch, Geist der Utopie. R...	457

Vorländer, K., Philosophische Neu- erwägungen. A.....	405
— Paul Hensel, Rousseau. R.....	600
— Paul Öbhe, Der unbekannte Gott. Front und Heimat. R....	624
<b>3. Kunst, Theater, Bildungswesen.</b>	
Marckwald, Hans, Philosophie und Bildungsarbeit. A.....	257
Radlof, L., Unsere Bildungsarbeit. A.....	552
Schikowski, J., Erziehung zu ästhetischer Kultur. A.....	181
— Die öffentlichen Kunstsammlungen im Volksstaat. A.....	356
Steiger, E., Bühnenschau. A.....	38
— S. Jacobsohn, Das Jahr der Bühne. R.....	189
— Über Kunsterziehung. A.....	234
Woldt, R., Von unserer zukünftigen Bildungsarbeit. A.....	207

**IV. Geschichte, Länder- und  
Völkerkunde.**

Conrady, A., Die Kirchenfrage in d. Frankfurter Nationalversamm- lung. A.....	32 80
Sommer, Br., Eine neue Weltge- schichte (B. M. Hartmann, Welt- geschichte in gemeinverständlicher Darstellung). A.....	477
Steiger, E., K. Hagemann, Weltreise- Chronik. R.....	191

**V. Naturwissenschaften, Gesund-  
heitswesen und Technik.**

Berger, H., Bekämpfung der Tuberku- lose. A.....	536
Dr. W., Rothhaft, Geschlechtskrank- heiten und Ehe. R.....	120
— G. Ilberg, Geisteskrankheiten. R	361
— Aschoff, Was sollte man vom inneren Aufbau des menschlichen Körpers und dessen Erkrankungen wissen? R.....	554
— K. Broßmer, Gesunde Jugend. R	554
— A. Ritschl, Was sollte man von Bau und Tätigkeit des mensch- lichen Körpers wissen? R.....	554
— E. Kobrak, Säuglingspflege. R..	626
Quist, A., Haeckel—Darwin—Webel. A.....	488

# Autoren-Verzeichnis.

(Die Zahlen geben die Seiten an.)

## I. Artikel.

<p>Achelis, Thomas Otto, Zur nord-schleswigschen Frage..... 555</p> <p>Báran, Artur, Die Vergesellschaftung der Finanzinstitute..... 586</p> <p>Berger, S., Wohlfahrtsämter..... 65</p> <p>— Bekämpfung der Tuberkulose .. 536</p> <p>Beyer, A., Rationierung oder Aufhebung des Lebensmittelkartensystems..... 339</p> <p>— Die Suggestion in der Politik .. 498</p> <p>Brunner, L., Die Eisenbahnerstreiks 387</p> <p>Caspari, Johann, Jugendwohlfahrt. 570</p> <p>Conrady, A., Weitlings politische Wandlungen..... 10</p> <p>— Die Kirchenfrage in der Frankfurter Nationalversammlung.. 32 60</p> <p>Cornell, S., Zur neuesten Marg-Literatur..... 45</p> <p>Cunow, Heint., Englands Revolutionierung..... 1</p> <p>— Die Reichsfinanzlage und die geplante Kapitalrentensteuer..... 75</p> <p>— Der deutsche Völkerbundsentwurf 123</p> <p>— Die Versailler Friedensbedingungen..... 171</p> <p>— Heraus aus dem Turm..... 219</p> <p>— DieMarx'scheKlassenkampftheorie 267 297</p> <p>— Friedensschluß..... 315</p> <p>— Herders Geschichts- und Staatsauffassung..... 348</p> <p>— Nationalgefühl u. Klassenbewußtsein..... 435</p> <p>— Hugo Heinemann f..... 459</p> <p>— Die Luzerner Konferenz und die Aufgaben der Internationale... 483</p> <p>— Erzbergers Reichsfinanzreform.. 579</p> <p>— Der Gewerkschaftskongreß zu Glasgow und die Ödang in der englischen Arbeiterchaft..... 603</p> <p>Diederich, Fr., Der Roman vom wilhelminischen Untertan..... 444</p> <p>Diesel, Karl, Romain Rollands Michelangelo..... 574</p> <p>Drabn, Ernst, Zur Vorgeschichte des kommunistischen Manifests und der Arbeiterinternationale..... 131</p> <p>Ellinger, A., Wohin des Wegs?... 147</p> <p>— Ein Wort zur Sozialisierungsfrage 243</p> <p>Fendt, Dr., Die deutsche Ostmark in Vergangenheit und Zukunft... 274</p> <p>— Der Geschichtsunterricht an den höheren Lehranstalten Preußens 466</p> <p>Flafow, G., Plutokratie und Beamtentum..... 18</p> <p>— Das Recht des Arbeitsvertrags seit der Revolution..... 27</p>	<p>Flafow, G., Die Bedeutung der Kreis-tagswahlen..... 57</p> <p>— Zur künftigen preußischen Verwaltungreform..... 177</p> <p>— Rechtswissenschaft u. Sozialismus 288</p> <p>— Der Gesellentwurf über die Organisation der Betriebsräte 416 473</p> <p>Franke, A., Das kommunistische Agrarprogramm..... 517</p> <p>Gräf, Ed., Der kommunalisierte Landrat..... 441</p> <p>Guske, W., Die Aufklärungsarbeit der Partei..... 99</p> <p>— Die Sozialisierung des Wohnungswesens..... 186</p> <p>— Die Demokratisierung des Polizeiwesens in Preußen..... 324</p> <p>— Die Zentralisation des Steuerwesens..... 449</p> <p>— Zur Reform der Verwaltungsgerichtsbarkeit..... 615</p> <p>Hahnwald, E., Hermann Wendels Heinebiographie..... 20</p> <p>Heermann, Heinrich, Zufahrtrenten und Reform der Reichsversicherungsordnung..... 594</p> <p>Heichen, A., Zur Agrar-, Siedlungs- und Bevölkerungspolitik..... 426</p> <p>Hue, O., Privatbergregale..... 411</p> <p>Hurwicz, Wege ins neue Deutschland 311</p> <p>Allche, J., Quellenchriften zur Revolution..... 94</p> <p>— Die Romane Walter v. Molos.. 138</p> <p>— Eine Lücke in unserer Parteipresse 211</p> <p>— Ein Kämpferbuch..... 383</p> <p>— Beiträge z. Revolutionsgeschichte 598</p> <p>Knoll, A., Strelkrecht u. Sozialismus 128</p> <p>Krafft, Herm., Unser Obstbau als Ernährungsfaktor..... 334</p> <p>Lauskötter, Fr., Eine neue Form landwirtschaftlicher Großbetriebe 213</p> <p>— Der Sozialisierungsgedanke im alten Griechenland..... 220</p> <p>— Die Sozialisierung als Entwicklungs- und Erziehungsproblem.. 376</p> <p>— Staatsallmacht—Staatssohnmacht 543 562</p> <p>Ledoc, K. J., Rußlands streitende Kräfte..... 51 80</p> <p>— Rußland und der Bolschewismus 248 280</p> <p>Lessen, L., Die Jugendgeschichte eines Arbeiters..... 263</p> <p>— Wenn Arbeiter erzählen..... 619</p> <p>Lindner, O., Das Seifen Syndikat ist reif..... 86 101</p> <p>Lohmann, R., Grundsätzliches zur Volkshochschulfrage..... 224</p>
---	---

Lohmann, R., Die Zukunft unserer Jugendbewegung .....	421
Maior, K., Fiktionen und Einkommensteuer .....	567
Markwald, H., Philosophie und Bildungsarbeit .....	257
— Das »Proletariat« und die »proletarischen« Interessen .....	398
Meerfeld, J., Die rheinische Frage	363
Müller, Herm. (Berlin), Die Befestigung an politischen Streitk. ....	6
— Zum zehnten Gewerkschaftskongreß .....	291
Olberg, P., Petersburger Briefe	369 392
Oppenheimer, Hilde, Grundsätze der Entlohnung .....	239
Osterroth, K., Was können wir sozialisieren? .....	511
Ostreich, Paul, Die Verbraucherkammern auf dem Marsch .....	114
— Schülerforderungen .....	158
— Elternbeiträge .....	452
— Eigenbrötelei oder Organisation? .....	525
Peiser, W., Gewalttätiger Umsturz .....	166
Pietisch, Gustav, Das Taylorsystem .....	589
Quist, A., Haechel — Darwin — Bebel	488
Radlos, L., Die Kernfrage in der preussischen Verwaltung .....	523
— Unsere Bildungsarbeit .....	552
Schikowski, J., Erziehung zu ästhetischer Kultur .....	181
— Die öffentlichen Kunstsammlungen im Volksstaat .....	356
Schmidt, F. J., Universitätsreform .....	343
Schmidt, Georg, Neugestaltung der landwirtschaftlichen Produktion .....	531
Schrader, Fr., Politisches Leben in der Türkei .....	460
Schreiber, Adele, Zur Mitarbeit der Frau in der inneren Politik .....	153
Sommer, Br., Eine neue Weltgeschichte .....	477
Staudinger, Franz, Sozialisierung der Wirtschaft .....	609
Steiger, E., Bühnenschau .....	38
— Über Kunstzerziehung .....	234
Struck, H., Der Kapitalismus in der Steuerpolitik .....	548
Tbienst, F., Parteitag u. Parteipresse .....	110
Tönnies, Ferd., Gemeinschaft und Gesellschaft .....	251
Vorländer, K., Revolutionsliteratur .....	141
— Vermögensabgabe .....	260
— Sozialdemokratie und Kirche .....	329
— Philosophische Neuerscheinungen .....	405
Wendel, H., Sozialistische Entwicklung in Südslawien .....	507
Wissell, R., Zur Räte-Idee .....	195
Woldt, R., Von unserer zukünftigen Bildungsarbeit .....	207
— Räte-system u. Industriewissenschaft .....	320
Zehden, W., Der Arzt im sozialistischen Staat .....	304

## 2. Rezensionen.

Adler, Fr., Nach zwei Jahren (K. Vorländer) .....	141
Aschoff, L., Was sollte man vom inneren Aufbau des menschlichen Körpers und dessen Erkrankungen wissen? (Dr. B.) .....	554
Bäumer, Gertr., Zwischen Gräbern und Sternen (L.) .....	194
Becker, E. H., Gedanken zur Hochschulreform (H. Cunow) .....	481
Bernstein, Ed., Völkerbund oder Staatenbund? (Vorländer) .....	118
Bloch, E., Geist der Utopie (K. V.) .....	457
Blos, Wilh., Denkwürdigkeiten eines Sozialdemokraten (J. Klöck) .....	383
Boehn, M. v., Bekleidungskunst und Mode (E. Steiger) .....	431
Bosky, K., Der Traum (E. Steiger) .....	503
Bröger, K., Der Held im Schaffen (L. Lessen) .....	263
Brosmer, K., Gesunde Jugend (Dr. B.) .....	554
Cassirer, E., Naturrecht und Völkerrecht im Lichte der Geschichte und der systematischen Philosophie (K. Vorländer) .....	118
Couperus, L., Die Komödianten (E. Steiger) .....	504
Deefen, E., Die Stadt am Strom (E. Steiger) .....	190
Donders, A. P. Bonaventura O. Pr. 1862 bis 1914 (E. Steiger) .....	501
Drabn und Friedegg, Deutscher Revolutions-Almanach (In.) .....	386
Duplen, P., Das Leben, die Lüge und die Menschheit (n.) .....	170
E., Annalen der Philosophie .....	97
Eisner, K., Die neue Zeit (K. Vorländer) .....	141
Erzberger, M., Der Völkerbund der Weg z. Weltfrieden (K. Vorländer) .....	118
Eulenburg, Fr., Neue Wege der Wirtschaft (Ostreich) .....	168
Ewers, H. H., Moganni Nameh (E. Steiger) .....	429
Fendrich, A., Die Klust (E. D.) .....	505
Fersch, Joh., Der Herr Bürgermeister (L. L.) .....	314
Fischart, Joh., Das alte und das neue System (E. Hahnwald) .....	433
Fischer, E., Das Reich des Lebens (E. Steiger) .....	502
Flur, F., Wie wohnt die Familie im Eigenhaus billiger als in der Mietwohnung? (F. Dertel) .....	145
Forstner, v., Die Marinemeuterei (J. Klöck) .....	94
Frank, B., Von der Menschenliebe (V. Dertel) .....	266
Friedjung, H., Das Zeitalter des Imperialismus (K. Vorländer) .....	192
Gawronsky, D., Die Bilanz des russischen Bolschewismus (Vorländer) .....	142

Vehrig, H. und H. Waentig, Belgiens Volkswirtschaft (O. L.)	434	Popp, L., Ursprung und Entwicklung der Novemberrevolution (J. Klische)	94
Vöhre, Paul, Der unbekanntete Gott (K. Vorländer)	624	Prion, W., Steuer- und Anleihepolitik in England während des Krieges (Cl.)	121
— Front und Heimat (K. Vorländer)	624	Quarc, M., Von der Friedensresolution b. z. Revolution (Vorländer)	141
Grabowski, A., Wege ins neue Deutschland (Hurwic)	311	Rahka, Al., Die Gasse (E. Steiger)	189
Hagemann, K., Weltreise-Chronik (E. Steiger)	191	Rausch, B., Am Springquell der Revolution (J. Klische)	94
Händel, O., Führer durch die Muttersprache (E. Steiger)	71	Reichsberg, R., Betrachtungen über die schweizerische Handelspolitik in Vergangenheit und Zukunft (Cl.)	97
Hartmann, B. M., Weltgeschichte in gemeinverständlich Darstellung (Dr. Sommer)	477	Reinhardt, K., Die Neugestaltung des deutschen Schulwesens (Lohmann)	408
Hartmann, Ch. L., Kriegsgefangener auf Gibraltar und der Insel Man (A. Conrad)	48	Ritschl, A., Was sollte man von Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers wissen? (Dr. B.)	554
Hellmann, S., Die großen europäischen Revolutionen (H. Cunow)	72	Rosegger, F. L., Die fanzende Wärlin (E. Steiger)	190
Hensel, P., Rousseau (K. Vorländer)	600	— Polykarpe, der Erbarnungslöse (E. Steiger)	502
Hirb, Fr., Heinrich Heines Briefwechsel (K. Diesel)	24	Rühlmann, Der Völkerebundsgebänke (H. Fehllinger)	434
Iberg, G., Geisteskrankheiten (Dr. B.)	361	Schädel, B., Cultura Latino-Americana (H. Fehllinger)	337
Jacobsohn, S., Das Jahr der Bühne (E. Steiger)	189	Schaeffer, A., Godula oder die Dauer des Lebens (E. Steiger)	70
Jouve, P. J., Ihr feid Menschen (P. Destreich)	216	Schiff, V., Die Stimme aus dem Grabe (H. C.)	336
Kautsky, K., Demokratie oder Diktatur (K. Vorländer)	143	Schmoller, E., Die soziale Frage (E. Steiger)	190
Knies, Rich., Die Herrlichhöfer und ihr Pfarrer (E. Steiger)	429	Schnitzler, A., Casanovas Heimfahrt (E. Steiger)	69
Kobrak, E., Säuglingspflege (Dr. B.)	628	Schumann, H., Die Hochzeitsreise der Königin (E. Steiger)	71
Koehrer, Erich, Unter der Herrschaft des Bolschewismus (A. F.)	577	Simmel, G., Lebensanschauung (K. W.)	122
Königswald, K., Problemgeschichtliche u. systematische Untersuchungen zur Philosophie des Altertums (K. Vorländer)	405	Staudinger, Fr., Profitwirtschaft und Versorgungswirtschaft (Destreich)	409
Kuffner, Erich, Von Kiel bis Berlin (J. Klische)	94	Stieler, H., Der Regenbogen (Steiger)	72
Landauer, O., Briefe aus der Französischen Revolution (Hahnwald)	189	Stucken, Ed., Die weißen Götter (E. Steiger)	430
Liszt, Fr., Das Völkerecht (K. Vorländer)	118	Vorländer, K., Kant als Deutscher (O. A. Ellissen)	25
Mann, H., Der Untertan (Diederich)	444	— Kant und der Gedanke des Völkerebundes (O. A. Ellissen)	455
Marinet, M., Die Lage des Fluches (L. L.)	73	Wagner, Chr., Gesammelte Dichtungen (E. Steiger)	430
Mausbach, J., Naturrecht und Völkerecht (K. Vorländer)	118	Wendel, H., Heinebiographie (E. Hahnwald)	20
Molo, W. v., Die Romane (J. Klische)	138	— Südosteuropäische Fragen (Iq.)	144
Müller, P. und W. Breves, Bremen in der deutschen Revolution (J. Klische)	94	Whitman, W., Ich singe das Leben (E. Hahnwald)	504
Notthafft, Geschlechtskrankheiten und Ehe (Dr. B.)	120	Wilson, W., Betrachtungen eines Amerikaners (E. Steiger)	502
Peruß, L., Zwischen neun und neun (E. Steiger)	503	Zepler, W., Akademiker und Sozialdemokratie (P. Destreich)	361
Picht, W., Die deutsche Volkshochschule der Zukunft (K. Lohmann)	600	Zimmermann, K., Der Hauptmann Deutsche (n.)	217



## An die Leser der Neuen Zeit!

**M**it diesem Heft beginnt der zweite Band des 37. Jahrgangs unserer Zeitschrift. Alle bisherigen Leser, die noch nicht ihr Abonnement erneuert haben, bitten wir, dies unverzüglich nachzuholen und zugleich im Kreise der Freunde und Gesinnungsgenossen neue Leser und Abonnenten für die **Neue Zeit** zu werben; denn nicht nur gilt es heute nach der gewaltigen Umwälzung der letzten Monate die durch den Zusammenbruch des alten Regierungssystems aufgerüttelten Volkskreise den sozialistischen Fahnen zuzuführen, sondern auch in dieser neugewonnenen Anhängerschaft die politischen und wirtschaftlichen Auffassungen des wissenschaftlichen Sozialismus fest und sicher zu verankern.

Die Notwendigkeit, die durch die Niederlage der deutschen Waffen herbeigeführte große Krise baldigst zu überwinden und das Deutsche Reich wieder aufzubauen, nicht in alter, überlebter Gestalt, sondern als demokratisch-sozialistischen Volksstaat, stellt die deutsche Sozialdemokratie vor eine Reihe der gewaltigsten und schwierigsten Aufgaben, sowohl auf bevölkerungspolitischem und verfassungsrechtlichem, als auf volkswirtschaftlichem und sozialpolitischem Gebiet. Lag bisher der Schwerpunkt der sozialistischen Parteitätigkeit vornehmlich in der Massenagitation, so heißt es heute, die durch die Revolution aufgewirbelten Fragen in ihrer historischen Bedeutung zu erkennen, sie zu klären und an ihrer Lösung in einer zum Sozialismus führenden Richtung tatkräftig mitzuwirken. Dazu aber ist die Erkenntnis unseres bisherigen politischen und ökonomischen Entwicklungsganges und der in diesem zum Durchbruch gekommenen Tendenzen, ist weiteres Eindringen in die Gedankenwelt der großen Vorkämpfer des wissenschaftlichen Sozialismus, namentlich in die Gesellschafts- und Staatslehre eines Marx und Engels, nötig.

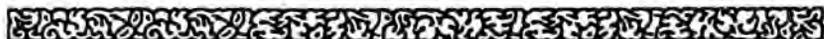
Wenn heute sich in den Reihen der deutschen sozialdemokratischen Partei vielfach eine gewisse Unsicherheit geltend macht, so nicht zum wenigsten deshalb, weil die Vertiefung in die sozialistische Gedankenwelt mit der schnellen Ausdehnung der sozialistischen Partei nicht Schritt gehalten hat und an

die Stelle der durch den Krieg zerstörten alten Auffassungen und Überlieferungen noch keine neuen festen Erkenntnisse getreten sind. Der theoretische Boden der Partei ist schwankend geworden, während zugleich im deutschen Volk, gefördert durch den Krieg, eine tiefgreifende Klassenverschiebung stattfand und sich immer neue, politisch noch wenig durchgebildete Kadern den sozialistischen Reihen anschlossen.

Um so dringender erforderlich ist für die Gegenwart eine Zeitschrift, die, auf streng sozialistischem, auf marxistischem Boden stehend, in die zur Entscheidung stehenden Probleme hineinleuchtet und die auftauchenden Fragen unseres Gesellschafts-, Staats- und Wirtschaftslebens eingehender behandelt, als das heute den Tageszeitungen der Partei möglich ist. Die Neue Zeit hat bisher als wissenschaftliche Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie dieser ihrer Aufgabe, soweit es ihr beschränkter Raum gestattete, nach besten Kräften gerecht zu werden gesucht und wird sich, unterstützt von einer wachsenden Schar für unsere große Sache begeisterter Mitarbeiter, auch im kommenden Halbjahr bestreben, ihrer Pflicht zu genügen. Sie hofft darauf, daß ihr die bisherigen Leser auch weiterhin die Treue halten und ihr zugleich in jenen Kreisen neue Freunde werben, die heute noch abseits stehen, ihrem Wissensdrang und ihrer Gesinnung nach aber innerlich zu uns gehören.

Bereits sind für den zweiten Band des 37. Jahrgangs eine Reihe wertvoller, die verschiedenartigsten Wissensgebiete betreffende Beiträge in unserer Hand und weitere sind uns von unseren Mitarbeitern zugesagt.

**Redaktion und Verlag der Neuen Zeit.**



# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 1

Ausgegeben am 4. April 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Englands Revolutionierung.

Von Heinrich Enow.

Die Streikwelle, welche die Arbeitermassen Mitteleuropas erfaßt hat, greift auch auf England über. Mehrfach sah sich in der letzten Zeit das englische Wirtschaftsleben durch Riesenstreiks bedroht. Besonders gärt es in den Reihen der Bergarbeiter, Eisenbahner, Textil- und Rüstungsarbeiter. Schon Ende Februar schlen der Ausbruch eines Massenstreiks der zum Zweck gegenseitiger Unterstützung zu einer Tripelallianz vereinigten Bergarbeiter, Transportarbeiter und Eisenbahner bevorzustehen, doch gelang es der geschickten Taktik Lloyd Georges und des Arbeitsministers Sir Robert Horne, durch allerlei Versprechungen und die Einsetzung einer paritätischen Untersuchungskommission den Streikbeschluß zunächst bis zum 15. und darauf bis zum 22. März hinauszuschleben. Inzwischen, so hoffte man in den Regierungskreisen, werde es gelingen, die Arbeiter durch gewisse Zugeständnisse zu beschwichtigen und einen Ausgleich zwischen den Interessen der Arbeiter und der beteiligten Unternehmer zu finden. Diese Erwartungen erwiesen sich jedoch als verfehlt. Die Arbeiter hielten an ihren Forderungen fest, und noch Mitte März mußte der von Lloyd George zur Berichterstattung aufgeforderte Generalsekretär Thomas vom Eisenbahnerverband dem englischen Ministerpräsidenten berichten, daß die Verhandlungen wenig Erfolg versprächen, da weder die Eisenbahn- und Bergarbeiter noch die Eisenbahnverwaltungen und Bergwerksbesitzer zum Nachgeben geneigt schienen. Der Ausbruch eines fast das ganze englische Wirtschaftsgetriebe lahmlegenden Streiks schlen unvermeidlich, bis es schließlich doch am 21. und 22. März den dringlichen Mahnungen der Regierung gelang, die Eisenbahner vorläufig zur Fortsetzung ihrer Tätigkeit zu bestimmen und die abgebrochenen Verhandlungen mit den Eisenbahngesellschaften wieder aufzunehmen.

Die Streiklust der englischen Arbeiter ist nur ein Teil der Streikpsychose, die die europäische Arbeiterwelt ergriffen hat und als Folgeerscheinung des Krieges bald hier, bald dort sich in großen Arbeitseinstellungen äußert. Sie selbst wurzelt in der durch den Krieg hervorgebrachten Umwälzung der gesamten Lebensverhältnisse, der Umwertung aller materiellen und geistigen Werte. Mag auch die Geldentwertung, die Preisrevolution und die Lebensmittelnot in England nicht entfernt den gleichen Grad wie in Deutschland erreichen, so ist doch der Wechsel der inneren Lebensbeziehungen, das Maß der Produktionsumschaltung, der Fortschritt der Produktionstechnik, die Verschiebung der Vermögens- und Finanzlage, relativ genommen, kaum geringer als in Deutschland und die Umgruppierung der politischen Parteien sowie des politischen Denkens, der Verfall

langgepflegter Traditionen vielleicht sogar noch größer, zumal wenn man den konservativen Charakter des Durchschnittsengländers, sein jähes Festhalten an alten Überlieferungen und konventionellen Lebensgewohnheiten in Betracht zieht.

Die ganze soziale Struktur Englands hat sich im Verlauf des Krieges gründlich geändert und mit dieser auch seine Verfassung. Das merry old England der Regierungszeit der gracious Queen ist ebenso dahin wie das liberale England der Cobden, Bright, Gladstone, Morley usw. Das politische England der letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts hat zu existieren aufgehört und trampelt jetzt — abgesehen von einem kleinen Häuflein altliberaler Epigonen, die wie Ruinen einer glanzvollen Vergangenheit in die neue Zeit hineinragen — ungeniert die Grundsätze und Überlieferungen unter die Füße, die einst der Stolz des liberalen England waren. Nicht besser läßt sich der Wechsel veranschaulichen als durch einen Vergleich des heutigen unbestrittenen politischen Führers Englands, Lloyd Georges, mit den einstigen Größen der Brightschen Schule. In seinem Werdegang vom hyperradikalen, halbideologischen Allerechtsliberalen zum arbeiterfreundlichen ministeriellen Sozialpolitiker, darauf zum rücksichtslosen Kriegsdiktator und schließlich zum geschäftsklauen advokatorischen Vertreter jener imperialistischen Bourgeoischichten, die in der Niederlage der Mittelmächte lediglich eine willkommene Gelegenheit für geschäftliche Spekulationen erblicken, spiegelt sich getreulich ein Stück der jüngsten Entwicklung Englands wider.

Besonders haben sich die englischen Arbeiterverhältnisse unter dem Einfluß des Krieges und seiner Nachwirkungen gründlich geändert, und es ist daher nur natürlich, wenn wir heute auch in England auf Strömungen stoßen, die man als syndikalistisch und, um dieses heute gebräuchliche, einst einen ganz anderen Sinn tragende Wort zu gebrauchen, als bolschewistisch bezeichnen kann.

Die englische Arbeiterschaft ging größtenteils mit innerem Widerstreben oder doch mit einer gewissen Gleichgültigkeit in den Krieg. Daß England in Anbetracht seiner wirtschaftlichen Hilfsmittel und der Überlegenheit seines Menschenmaterials siegen müsse und werde, schien dem englischen Dünkel gewiß. Zudem aber dachte der englischen Arbeiterschaft zunächst England selbst nicht gefährdet. An eine Landung deutscher Truppen an Englands Küsten oder auch nur eine ernsthafte Schädigung des englischen Welt Handels war nach ihrer Meinung in Anbetracht der Größe und Vorzüglichkeit der englischen Flotte nicht zu denken. Der Krieg werde, so nahm man an, lediglich auf dem Kontinent geführt werden — ein Krieg, wie ihn England zum Schutze seiner politischen und wirtschaftlichen Interessen schon so oft in fremden Gegenden geführt hatte. England werde vornehmlich die Geldmittel, die Schiffe, das Munitionsmaterial für den Krieg stellen, zum Teil auch Truppen nach dem Kontinent hinüberschicken, aber nur Soldtruppen. Das englische Geschäftsleben werde im ganzen doch nur wenig durch den anderswo ausgefochtenen Krieg berührt werden — business as usual. Und diese ganze Auffassung der Kriegslage wurde dadurch bestätigt, daß zunächst die Mobilisationsmaschine nur langsam arbeitete.

So nahm die englische Arbeiterschaft meist den Krieg als ein sie nicht sonderlich berührendes Ereignis hin. Sie widersprach nicht direkt den

Kriegsmaßnahmen, schimpfte auf die Deutschen und die deutsche Handelskonkurrenz, aber sie war zunächst keineswegs kriegsbegeistert. Erst nach und nach wurde durch die geschickte Stimmungsmache der Presse und der Kriegspropaganda, durch die Betonung der angeblich großen moralischen Mission Englands als Anwalt des Völkerrechts, durch die Erzählungen deutscher Greuelthaten, durch die Tätigkeit der deutschen Tauchboote, die Bombenabwürfe deutscher Fluggeschwader an Englands Küsten, den fortgesetzten Hinweis der englischen Handelsblätter auf die Folgen eines deutschen Sieges für Englands Wirtschaftsleben auch in der englischen Arbeiterschaft eine starke jingoistische Kriegsstimmung erzeugt, die sich in einzelnen Arbeiterschichten, vornehmlich bei den Seeleuten und Hafenarbeitern, zu einer Art Kriegswut steigerte — jedoch erst, als in der deutschen Arbeiterschaft die Kriegsstimmung längst schon dem Friedensverlangen gewichen war.

Doch die Rechnung, daß der Geschäftsgang sich auch während der Kriegszeit »wie gewöhnlich« gestalten werde, erwies sich bald als unrichtig. Auch in England vollzog sich unter den Kriegswirkungen eine gewaltige Umschaltung der industriellen Verhältnisse. Neue Rüstungsindustrien entstanden, während andere Industriezweige ihren Absatzmarkt verloren. Die englischen Arbeiter wurden aus ihren alten Arbeits- und Berufsverhältnissen herausgerissen und in neue hineingetrieben. Die Lebensmittelpreise stiegen; manche Nahrungsmittel wurden knapp und fehlten zeitweilig ganz. Zudem ergaben sich überall Beschränkungen und Einengungen der alten Lebensgewohnheiten, und keine Arbeiterschaft Europas hängt vielleicht mehr am Altgewohnten als die englische. Dazu kam die Einführung der allgemeinen militärischen Dienstpflicht und die zunehmenden Aushebungen, die Berichte heimkehrender Soldaten über die an sie gestellten schweren Anforderungen, die Blutopfer in Frankreich, die vielfach von der unteren Bevölkerung nicht als dem eigenen Lande dargebracht, sondern als Opfer für französische Interessen aufgefaßt wurden.

In den Kreisen der gewerkschaftlich organisierten, bisher mannigfach bevorzugten Arbeiter wurde überdies die Außerachtsetzung der gewerkschaftlichen Privilegien durch die Kriegsdienstleistungsgesetze als schwere Schädigung der bislang innegehabten Stellung empfunden, da durch diese Gesetze die »Ungelernten« an Maschinen gestellt oder zu Arbeitsverrichtungen zugelassen wurden, von denen sie vordem ausgeschlossen waren. Und während sich die Arbeitsverhältnisse derart gründlich veränderten und teilweise verschlechterten, sah man, wie andererseits so mancher durch den Krieg reich wurde und durch skrupellose Ausnutzung günstiger Geschäftskonjunkturen sich auch in England ein profignes Kriegsgewinnlertum herausbildete.

Die Folge war, daß das Gewerkschaftlertum in manchen Industriezweigen seine Bedeutung verlor, die alte Arbeiteraristokratie ihre einstige Machtposition und ihren Einfluß einbüßte und neben den Gewerkschaften eine Art syndikalistischer Bewegung an Boden gewann, das sogenannte »shop steward movement« (Werkstätten-Vertrauensmänner-Bewegung). Unbekümmert um die gewerkschaftlichen Organisationen, ihre Satzungen und Verordnungen wählten die Arbeiter der Einzelbetriebe sich aus ihrer Mitte Vertrauensmänner (shop stewards) und Arbeiterbetriebsräte, die sich oft wieder mit denen anderer Betriebe vereinigten und ohne

Rücksicht auf gewerkschaftliche Verbandsregeln ihre Forderungen an die Unternehmerschaft stellten. Schon im Verlauf des vergangenen Jahres brachen mehrfach wilde »syndikalistische« Streiks aus, die teils von der Regierung durch Vermittlung erledigt, teils auf Grund des Reichsverteidigungsgesetzes (Defence of the Realm Act) gewaltsam unterdrückt wurden, indem man einen Teil der Streikenden zu Gefängnis- und Geldstrafen verurteilte, einen anderen Teil aushob und in die Schützengräben schickte.

Der Sieg Englands löste zunächst auch in der englischen Arbeiterschaft einen gewissen Siegestaumel aus, zumal man darauf rechnete, daß die Arbeiter reichlich an den »Früchten des großen Sieges« teilnehmen würden. Doch bald schon mußte mancher Arbeiter erkennen, daß diese Früchte ziemlich hoch hingen und von ihnen den Arbeitern voraussichtlich recht wenig zufallen werde. Statt der erhofften schnellen Besserung der Lage der Arbeiterschaft trat eine Verschlechterung ein, da die von der englischen Regierung getroffenen Maßnahmen zur Überführung der Kriegswirtschaft in die Friedenswirtschaft sich als völlig unzulänglich und verkehrt erwiesen. Die massenhaften Arbeiterentlassungen (allein in der Munitionsindustrie sind im November und Dezember über 230 000 Arbeiter entlassen worden), die Rückkehr der Truppen, die rücksichtslose Verdrängung der bisherigen Ersatzkräfte, vornehmlich der Frauen, durch die heimkehrenden früheren Arbeiter schuf nicht nur eine starke Überlastung des Arbeitsmarktes, sondern auch mannigfache Reibungen und Rivalitätsstreifigkeiten unter den verschiedenen Arbeitergruppen. Schon am 25. November sah sich die Regierung zur Gewährung einer Arbeitslosenunterstützung genötigt, die den arbeitslosen Männern über 18 Jahre eine wöchentliche Unterstützung von 24 Schilling, den Frauen im gleichen Alter von 20 Schilling, den jugendlichen Arbeitern männlichen Geschlechtes von 12 Schilling, den weiblichen von 10 Schilling zubilligt. Ferner wurde gesetzlich die Herabsetzung der Kriegslöhne vor Ablauf eines halben Jahres nach Abschluß des Waffenstillstandes untersagt und verschiedene Kürzungen der Arbeitszeit verfügt.

Genügt haben diese Maßregeln bisher recht wenig. Die Masse der Arbeitslosen hat bisher weiter zugenommen und belief sich, wie die »Times« berichten, Mitte März nach sorgfältiger Berechnung bereits auf mehr als eine Million. Vor allem ist, da der Schiffsraum größtenteils für Militärtransporte benutzt wurde und man in der Regierung nicht auf eine so schnelle Beendigung des Krieges gerechnet zu haben scheint, versäumt worden, rechtzeitig die nötigen Rohstoffe für den Wiederbeginn der Friedensproduktion heranzuschaffen. Es fehlt an Metallen, an Baumwolle, an Hanf, an Leder usw. Zwar hat die Regierung die für Kriegszwecke reservierten Bestände freigegeben, aber diese reichen nirgends aus.

Dazu kommt, daß die Demobilmachung in England recht schlecht funktioniert. In die englischen Industrien sind während des Krieges zahlreiche weibliche Arbeitskräfte eingestellt worden. Um die Gewerkschaften zufriedenzustellen, hat die Regierung diesen während des Krieges zugesichert, daß nach der Rückkehr aus dem Kriege die Gewerkschafter sofort ihre alten Arbeitsstellungen wieder einnehmen könnten, und jetzt verlangen daraufhin die Gewerkschaften, die weiblichen Arbeitskräfte müßten sofort die Arbeitsplätze räumen. Diese Forderung aber bedeutet nichts anderes, als die Zahl der weiblichen Erwerbslosen erheblich zu vermehren und sie ins Elend zu

treiben. Dazu wollte sich die Regierung nicht verstehen. So ist denn zunächst ein Kompromiß auf der Basis geschlossen worden, daß in den »neuen Industrien«, das heißt jenen, die während des Krieges entstanden sind, die Frauen verbleiben können unter der Bedingung, daß sie gleichen Lohn für gleiche Arbeit erhalten, daß aber in den »alten« Industrien die Frauen den Zurückkehrenden Platz machen müssen.

Viele Anfechtung hat ferner die Art und Weise erfahren, wie die Entlassung der Truppen durchgeführt wird. Die Truppen wurden nämlich zunächst nicht nach Jahrgängen entlassen; es wurden vielmehr jene Arbeiter zuerst freigegeben, die bestimmten, für den Wiederaufbau der Friedenswirtschaft als besonders nötig betrachteten Produktionszweigen, zum Beispiel dem Kohlenbergbau, angehören, die sogenannten »pivotal men«, oder die den Nachweis einer baldigen Beschäftigung zu erbringen vermochten, die »slip men«. Dabei aber hat sich herausgestellt, daß vielfach von den betreffenden Instanzen völlig nach Willkür verfahren worden ist und kurzweg Arbeiter entlassen worden sind, die nach Lage ihres Gewerbes in diesem gar nicht unterzukommen vermochten, also alsbald als Erwerbslose unterstützt werden mußten. Die Durchführung dieses Demobilmachungsplanes stieß daher auf solchen Widerspruch bei Soldaten und Arbeitern, daß schnelligst von Churchill, Geddes und Haig ein neuer Entlassungsplan ausgearbeitet werden mußte, der das französische System der Truppenentlassung in der Reihenfolge der Jahrgänge mit dem der »pivotal men« verbindet und ferner anordnet, daß niemand wider Willen bei den Fahnen zurückgehalten werden darf, der schon vor dem Jahre 1916 in das Kriegsheer eingetreten ist oder das 37. Lebensjahr überschritten hat.

Doch auch mit diesem Plane hat die englische Regierung, da es an Arbeitsgelegenheit fehlt, recht schlechte Erfahrungen gemacht. Sie sucht daher die Entlassungen durch allerlei militärische Reorganisationsmaßnahmen hinauszuschieben. Wird damit in gleichem Maße fortgefahren wie in letzter Zeit, so werden voraussichtlich die letzten Kriegsmannschaften erst Ende Mai dieses Jahres zur Entlassung kommen. Das geht natürlich allen, die möglichst schnell zu Weib und Kind zurückkommen möchten, nicht schnell genug und hat bereits in einzelnen Truppenlagern zu ernststen Revolten geführt. Die Gefahr ist um so größer, als in manchen Regimentern der oppositionelle revolutionäre Geist oder, wie es in den Berichten englischer Blätter heißt, der »bolschewistische Gedanke« große Verbreitung gefunden hat und nun von diesen, da heute eine viel engere Fühlung zwischen den Mannschaften und Arbeitern besteht wie früher, in die Schichten der unzufriedenen Arbeiter hineingetragen wird.

Verstärkt wird diese oppositionelle Mißstimmung der englischen Arbeiter noch durch die Erfahrungen, die ein beträchtlicher Teil von ihnen bei den letzten Parlamentswahlen mit dem neuen Wahlrecht gemacht hat. Man hatte darauf gerechnet, daß von den ungefähr 380 Kandidaten der Arbeiterpartei zum mindesten 100, vielleicht sogar 140 bis 150 in das Unterhaus einziehen würden, und nun hat die Arbeiterpartei nur 65 Sitze erlangt, und zwar nicht, weil ihre Stimmenzahl gar so weit hinter den Vorkandidaten zurückgeblieben ist, sondern infolge der Tücken des von Lloyd George eingeführten Wahlrechtes. Würde die Verhältniswahl gelten, so würde die Arbeiterpartei 165 Mandate beanspruchen können. Die in ihren

Hoffnungen getäuschten Arbeiter fühlen sich deshalb gewissermaßen von Lloyd George betrogen, zumal der Wahltermin so festgesetzt wurde, daß die Arbeiterpartei mit ihren Wahlvorbereitungen gar nicht fertig sein konnte.

So hat sich der englischen Arbeiterschaft eine immer weiter um sich greifende Unzufriedenheit, zum Teil sogar tiefe Verbitterung bemächtigt. Ganz sicher hatten viele darauf gerechnet, daß nach dem Siege der englischen Waffen ein neuer Aufschwung des Wirtschaftslebens einsetzen werde — und nun ergeben sich als Folge des opfervollen Krieges Arbeitslosigkeit, Lohnstreitigkeiten, Konflikte innerhalb der eigenen Reihen, Preissteigerungen und eine Verminderung des politischen Einflusses der Arbeiterwelt auf Englands Geschick. Die Streiks, die in den letzten Monaten bald hier und bald dort ausbrachen, sind nur Symptome dieser Gärung. Dennoch scheint mir die von manchen Seiten ausgesprochene Befürchtung oder Hoffnung, daß sich bald in England eine ähnliche Staatsumwälzung vollziehen werde wie in Deutschland, wenig begründet zu sein. Noch liegt der größte Teil der englischen Arbeiter im Banne einer spezifisch britisch-nationalistischen Weltanschauung und fühlt sich als Mitglied einer siegreichen, anderen Völkern weit überlegenen Nation. Auch England ist zwar von der großen Weltrevolution ergriffen; doch seine Revolutionierung wird sich, wenn es auch vielleicht an einzelnen Unruhen nicht fehlen wird, gewissermaßen etappenmäßig vollziehen. Eine einfache Rückkehr zu den staatlichen Lebensformen der Vorkriegszeit ist aber in England ebenso unmöglich wie in Mitteleuropa. Der Krieg hat viel zu tief in das englische Weltwirtschaftsgetriebe eingegriffen und seine Stellung gegenüber dem mächtig erstarkten Konkurrenten jenseits des großen Teiches zu sehr geschwächt. Im Grunde genommen ist trotz seiner großen äußeren Erfolge doch nicht England, sondern der nordamerikanische Freistaat der eigentliche Triumphtor des Weltkriegs.

## Die Beteiligung an politischen Streiks.

Von Hermann Müller (Berlin).

Umwälzungen durch die Tat geht immer die Umwälzung der Köpfe voraus. Haben sie sich aber vollzogen, dann zeigt sich, daß die Köpfe doch oft noch recht sehr in der Vergangenheit leben und es ihnen ganz außerordentlich schwer fällt, sich in der neuen Situation zurechtzufinden. Je größer und plötzlicher die Umgestaltung ist, desto mehr wird sich dieser Umstand bemerkbar machen. Das zeigt sich selbst bei Fragen, die verhältnismäßig einfach zu liegen scheinen. Welcher Arbeiter glaubt zum Beispiel nicht zu wissen, was es mit Streiks auf sich hat, und wie es dabei mit seiner Solidaritätspflicht steht? Den meisten mag es überflüssig erscheinen, darüber überhaupt noch nachzudenken. Trotzdem ist dazu noch viel zu sagen. Die neue Zeit stellt uns auch hier vor ganz neue Probleme. Die Vorgänge der letzten Zeit haben das mit aller Deutlichkeit gezeigt.

Wirtschaftliche Streiks sind uns etwas Bekanntes. Der Arbeiter, der hierbei nicht weiß, wie er sich zu verhalten hat oder doch verhalten mußte, der muß gesucht werden. Anders steht es bei politischen Streiks. Das mag daran liegen, daß sie bei uns eine verhältnismäßig neue Erscheinung sind, da

uns Deutschen erst der Krieg die ersten politischen Streiks gebracht hat. Zwischen beiden Streikarten besteht aber ein gewaltiger Unterschied. Es ist durchaus verkehrt, zu meinen, daß bei politischen Streiks das Verhalten der Arbeiter dem bei wirtschaftlichen Streiks zu entsprechen habe. Was bei diesen Pflicht ist, nämlich die Mitbeteiligung, kann bei politischen Streiks ein großer Fehler oder noch mehr als das, ein Verbrechen an der Partei sein, zu der der einzelne Arbeiter gehört. Nichts zeigt das deutlicher als der letzte Generalstreik in Berlin. Von der kleinen Gruppe der Spartakisten propagiert, ließen sich die Unabhängigen, die tatsächlich nur den Schwanz der Spartakisten bilden, dazu bewegen, den Streik zu beschließen, und die meisten Mehrheitssozialisten hielten es für selbstverständlich, daß sie Solidarität zu üben hätten. Und doch haben die Spartakisten kein Hehl daraus gemacht, daß sich der Streik gegen die Regierung und gegen die Nationalversammlung richtete. Die Unabhängigen sind zwar keine Freunde der Regierung, sie sind aber immerhin insoweit Demokraten, als sie die Nationalversammlung für notwendig halten und sich entsprechend auch an der parlamentarischen Arbeit beteiligen. Die Mehrheitssozialisten haben aber, weifergehend, die wichtigsten Posten in der Regierung besetzt; sie sind die stärkste Partei in der Nationalversammlung. War es schon falsch, daß sich die Unabhängigen dazu verleiten ließen, dem spartakistischen Verlangen Rechnung zu tragen, so ist der Fehler, den die Mehrheitssozialisten gemacht haben, noch ungleich größer. Sie sündigten durch ihre Beteiligung an ihrer eigenen Partei.

Im politischen Streik steht nicht der Arbeiter neben dem Arbeiter, sondern der Parteimann neben dem Parteimann. Er hat sich dementsprechend auch lediglich zu fragen: Wie stellt sich meine Partei zu den in dem Streik aufgeworfenen Fragen? Und danach, ganz allein danach hat er sein Verhalten einzurichten. Der Grundsatz der allgemeinen Arbeitersolidarität scheidet also hier aus. Es kommt nur die Parteisolidarität in Betracht. Der Streikbrecher im Wirtschaftskampf ist ein Verräter der Arbeitersache, der Streikende bei politischen Streiks ist, wenn dieser sich gegen seine eigene Partei richtet, ein Verräter an dieser seiner eigenen Partei. Die Berliner Mehrheitssozialisten haben sich denn auch in dem letzten Generalstreik sicherlich nicht mit Ruhm bedeckt. Ihr Ansehen innerhalb der Partei ist beträchtlich gesunken.

Dem kann auch nicht entgegengehalten werden, daß sie in dem einen oder anderen großen Betrieb in der Minderheit waren und sich als gute Demokraten der Mehrheit zu fügen hatten. Die Frage, ob ich als Politiker eine Demonstration mitzumachen habe, die sich gegen meine eigene Partei richtet, überlasse ich überhaupt nicht der Abstimmung meiner politischen Gegner. Hier kommt die Mehrheit nicht in Frage. Das bestimme ich selbst, und das habe ich auch rückhaltlos zu erklären. Hier gibt es kein Überstimmenlassen. Jede Abstimmung ist daher überflüssig. Wer sich an einer solchen Demonstration beteiligen will, soll es tun, wenn ihn seine politische Überzeugung dazu drängt. Wer anderer Meinung ist, soll arbeiten.

Auch einige andere Fragen sind noch ins Auge zu fassen. Vor allem ist zu prüfen, ob politische Streiks heute überhaupt noch eine Berechtigung haben. Solange in einem Staat eine Minorität herrscht, die die Arbeiter unterdrückt, ist die Verweigerung der Arbeit eine ganz natürliche Waffe

der Unterdrückten. Insofern haben die deutschen Arbeiter in der Zeit vor dem Kriege manches unterlassen, was sie vielleicht getan hätten, wenn die Verhältnisse in ihrer Gesamtheit es zugelassen hätten. Diese Hemmungen sind jetzt gefallen, und nun wachsen die politischen Streiks wie Pilze aus der Erde. In dieser Erscheinung liegt jedoch keineswegs ihre Rechtfertigung. Man holt nicht nach, was man versäumt hat, wenn man es zu einer Zeit tut, wo es überflüssig ist. Auch hier zeigt sich wieder, daß sich die Köpfe noch nicht auf die neuen Verhältnisse eingestellt haben. Wir haben jetzt das freieste Wahlrecht der Welt, und alle unsere politischen Vertretungen sind auf Grund dieses Wahlrechts gewählt worden. Dadurch sind wir zum demokratischsten Staate der Welt geworden. Die jetzigen Streiks zeigen aber, daß wir deshalb noch nicht zum demokratischsten Volke der Welt geworden sind, sondern daß breiten Massen des Volkes die elementarsten Grundsätze der Demokratie noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen sind. Sie beweisen vielmehr, daß Minderheiten auf anderen als demokratischen Wegen ihren Sonderwillen durchsetzen und die Mehrheit vergewaltigen möchten. Die Arbeiter bilden die Masse der Bevölkerung. Daran besteht kein Zweifel. Heute haben sie ganz uneingeschränkt die Möglichkeit, auf dem Wege der Gesetzgebung alle ihre Wünsche durchzusetzen. Streiks sind aber alles andere als gesetzgeberische Akte, und ebensowenig sind die Streikleistungen gesetzgebend oder auch nur politische Körperschaften. Gewiß, die Arbeiter befinden sich nicht alle unter einem Hut. Die Meinungen gehen gewaltig auseinander. Das zeigten die Wahlen, das zeigen auch die Streiks; aber während bei den Wahlen der demokratische Gedanke zu seinem Rechte kommt, wird durch die Streiks lediglich bewiesen, daß, ganz und demokratisch, eine Minderheit der Gesamtheit ihren Willen aufzwingen will. In die jetzige Zeit paßt der politische Streik überhaupt nicht mehr hinein. Es ist unsittlich, Anhänger einer anderen politischen Richtung mit in den Streik hineinzuziehen, und es verstößt gegen die Grundsätze der Demokratie, durch Streiks von Minderheiten den Willen dieser Minderheiten durchsetzen zu wollen.

Es wird behauptet, ein Regierungsvertreter habe, als er davon erfuhr, daß in Halle usw. durch den Streik der Eisenbahner der Verkehr lahmgelegt sei, erklärt, es gehe nicht an, daß durch das Verhalten einer kleinen Gruppe der Verkehr in einer solchen wichtigen Zentrale unterbunden und damit gestört werde. Natürlich fehlte es im sogenannten radikalen Lager nicht an Stimmen, die aussprachen, daß durch solche Äußerungen vom Regierungssicht das Koalitionsrecht in Frage gestellt werde. Was ist das Koalitionsrecht? Es ist nicht das Recht der Arbeiter, Vereine zu bilden, die sich auch mit der Lohnfrage beschäftigen, denn dieses Recht hatten, um ein Beispiel herauszugreifen, die preussischen Arbeiter seit dem Jahre 1848, während sie das Recht, sich zu koalieren, das heißt Verabredungen zur Erzwingung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen zu treffen, im allgemeinen erst im Jahre 1869 bekamen. Das entscheidende Mittel ist das Recht der Verweigerung der Arbeit, der Streik. Damit ist das Wesen des Koalitionsrechts gekennzeichnet. Es soll dem Arbeiter im Wirtschaftskampf dienen. Es gehört zu den Grundrechten der Arbeiter, das sie in vollem Umfang erst erhalten haben durch die Revolution, ein Recht, das fest verankert werden soll in der Verfassung und zu einem positiven ausgestaltet werden muß durch besondere Gesetze.

Der wirtschaftliche Kampf richtet sich gegen die Unternehmer, das liegt in der Natur der Sache. Wenn der sich einmal gegen den Staat richtet, dann nur, weil auch der Staat in gewissem Umfang Unternehmer sein kann. Hätten sich die Eisenbahner von Halle zusammengetan wirtschaftlicher Fragen wegen, die der Staat als Unternehmer bewilligen konnte, dann hätte ihrem Vorgehen die Berechtigung nicht abgesprochen werden können, besonders dann, wenn ihnen der Staat als hartgesottener Unternehmer gegenübergetreten wäre, von dem bei vorausgegangenen Verhandlungen nichts herauszuholen war. Die Eisenbahner haben bisher das Koalitionsrecht nicht gehabt. Es ist ihnen verweigert worden, um Betriebsstörungen hintanzuhalten. Ganz zu Unrecht. Wenn beide Teile, getragen von dem hohen Verantwortlichkeitsgefühl, das die Arbeiter in normalen Zeiten genau so haben wie die Unternehmer, an die Behandlung von Streifragen herangehen, dann wird es trotzdem — oder vielleicht gerade, weil das Koalitionsrecht jetzt da ist — nicht zum Streik kommen. Bei den letzten Generalstreiks aber handelte es sich nicht um wirtschaftliche, sondern um politische Streiks. Die Bestimmung der Stellung der Betriebsräte hängt zwar mit der Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen eng zusammen, aber hier kommt doch der Staat nicht als Unternehmer, sondern als Gesetzgeber in Frage, und noch dazu als unzuständiger Gesetzgeber, denn die Festlegung der Arbeiterräte in der Verfassung wird nicht vom preussischen Staate, dem Besitzer der Eisenbahnen, sondern vom Reich verlangt. Wenn also, wie das geschehen, dem Vorgehen der Halleschen Eisenbahner ein wirtschaftliches Mäntelchen umgehängt wird, dann ist das nichts anderes als Spiegelfechterelei. Hätten früher die Eisenbahner gestreikt des Koalitionsrechts wegen, kein Mensch würde gesagt haben, daß es sich um einen wirtschaftlichen Kampf handle, obgleich das Koalitionsrecht von noch größerem Einfluß auf die Gestaltung der Arbeits- und Lohnverhältnisse ist als das Recht auf die Errichtung von Arbeiter- oder Betriebsräten.

Sind aber jetzt, meines Erachtens, politische Streiks im allgemeinen verfehlt, dann insbesondere die Streiks einer Handvoll Leute, die eine besondere Machtposition haben, weil sie den Eisenbahnverkehr in einem wichtigen Zentrum und damit für einen großen Bezirk lahmlegen können. Vergessen solche Leute, immer von den jetzigen politischen Verhältnissen aus betrachtet, was sie der Allgemeinheit schuldig sind, dann handelt es sich nicht mehr bloß um einen Streik, sondern schon um einen Aufstand (um das früher in Deutschland dafür gebräuchliche Wort wieder anzuwenden). Wenn ihnen dazu das Recht abgesprochen wird, so hat das mit dem Koalitionsrecht gar nichts zu tun. Dieses wird nicht im geringsten angetastet.

Die Arbeiter in so wichtigen Betrieben wie den Eisenbahnen, den Gas- und Wasserwerken müssen sich ihrer Sonderstellung bewußt sein. Das geschieht nicht dadurch, daß sie einen besonderen Machtkübel betätigen, sondern indem sie sich der ganz speziellen Verantwortlichkeit bewußt werden, die auf ihnen ruht. Gerade sie haben sich mehr als andere zu fragen, ob ihr Vorgehen der Allgemeinheit schadet, die im demokratischen Staate doch etwas ganz anderes ist als früher. Daß während des Berliner »Generalstreiks« den Einwohnern auch die Wasserzufuhr abgeschnitten worden ist, ist eine Unverantwortlichkeit, die auf demselben Blatte steht wie das Verhalten der Eisenbahner von Halle, nur übertrumpft sie dieses noch um ein be-

trächtliches. Die Berliner Unabhängigen, die diesen Beschluß faßten, und die Arbeiter, die ihn ausführten, haben offenbar gar nicht gewußt, was sie taten. Wasser ist zur Erhaltung des Lebens genau so notwendig wie die Nahrungsmittel. Welche Gründe sollen in Zukunft die Unabhängigen etwa den Landwirten entgegensetzen, wenn diese zur Erzwingung von Sonderwünschen politischer Art die Herausgabe von Lebensmitteln für die großen Städte verweigern? Selbst wenn heute der politische Streik gerechtfertigt wäre, solche Experimente dürfen nicht gemacht werden.

Verantwortlichkeit der Allgemeinheit gegenüber, das ist kein leeres Wort. Namenlich jetzt nicht. Der Kapitalismus ist zwar noch nicht beseitigt, aber er ist in seinen Grundfesten erschüttert. Mit dem Militarismus ist ihm seine festeste Säule genommen worden, und durch die Einführung der Demokratie wurde zugleich dem Sozialismus der Weg freigemacht. Eine neue Gesellschaft ist es, an der wir bauen, eine Gesellschaft, in der der Arbeiter »alles bedeutet«. Für uns sind wir jetzt am Werk, nicht mehr für den Profit. Neue Zeiten bedingen aber neue Wege und anderes Verhalten. Das gilt für alle Streiks, auch für die wirtschaftlichen. Jetzt müssen wir Bausteine herantragen, damit wir den großen Bau so rasch als möglich vollenden. Streiks werden nicht immer vermieden werden können, aber immer ist reiflich zu prüfen, ob sie nicht ein Sprengstoff sind, der wesentliche Teile des begonnenen Baues wieder zerstört. Schon früher haben die Gewerkschaften peinlich geprüft, ob die Lage des Berufs es rechtfertige, in einen Streik einzutreten — wenn nicht, dann wurde die Zulässigkeit des Streiks verneint, mochten auch Streiklust und Streikgründe reichlich vorhanden sein. Jetzt ist die Prüfung von noch höheren Gesichtspunkten aus vorzunehmen. Jetzt handelt es sich um unsere Volkswirtschaft und um unsere Stellung auf dem Weltmarkt. Weil wir am Aufbau sind, gilt es erst recht, Maß zu halten. Je mehr wir das tun, desto eher werden wir an das Ziel kommen, desto eher werden wir den Bau vollenden.

Mit Streiklust kommen wir nicht vorwärts. Bilden bei wirtschaftlichen Streiks die Gewerkschaften den notwendigen Damm, dann müssen ihn bei politischen Streiks die Parteien bilden. Für diese ist aber jetzt nicht der Ausstand die Parole, sondern seine Verhinderung. Jeder Arbeiter muß Streiks, die sich gegen seine Partei richten, als einen Schlag in das eigene Gesicht empfinden. Er muß es sich zur Ehrenpflicht machen, sie zu verhindern.

## Weitlings politische Wandlungen.

Von A. Conrady.

Utavismen spielen nicht nur in der Naturgeschichte ihre Rolle, sondern auch in der Geschichte der Menschheit. In den letzten Jahren haben es uns mannigfaltige Rückfallerscheinungen der Weltkriegszeit gezeigt; wir sehen es aber auch wieder in der Revolution, wo gleichfalls längst überwunden geglaubte Entwicklungsstadien von neuem erstanden. In der deutschen Arbeiterbewegung machen sich Erscheinungen geltend, die zwar von ihren Urheberern für neueste Weisheit ausgegeben werden, in Wirklichkeit aber einen Rückfall in die erste Kindheit des deutschen Sozialismus und Kommunismus bedeuten. Die politischen Ideen, die heute von vermeintlich revolutionä-

närer Seite verfochten werden, waren für Deutschland schon vor mehr als sieben Jahrzehnten ein überwundener Standpunkt. Man muß schon bis auf den Bund der Gerechten und seinen theoretischen Vorkämpfer Wilhelm Weitling zurückgreifen, um auf Ideengänge zu stoßen, wie sie sich jetzt wieder geltend machen. Der Bund der Gerechten aber lernte aus Erfahrungen, wies auch ganz ausgefallene Ideen seines Theoretikers ohne weiteres von sich, und Wilhelm Weitling selber blieb sich in seinen politischen Grundgedanken nicht immer gleich, sondern machte erhebliche Wandlungen seiner politischen Ideen durch.

In der Zeit, als er zuerst als Wortführer des Bundes der Gerechten hervortrat, war dieser in seinem ursprünglichen Sitz Paris noch enge mit der französischen Gesellschaft der Jahreszeiten liiert, an deren Spitze Blanqui und Barbès standen, und an deren Seite er also auch den Aufstand und die Niederlage vom 12. Mai 1839 mitmachte. Die herrschende Auffassung von politischer Taktik war also im Bund der Gerechten vorerst die des Blanquismus oder richtiger Babouvismus, der das Heil von Verschwörung und Putsch erwartete und eine energische Minderheit imstande glaubte, der Mehrheit das Gesetz der Gleichheit und des gemeinsamen Glückes zu diktieren. Auf diesem politischen Standpunkt befindet sich offenbar auch Weitling im wesentlichen zu der Zeit, als sein literarischer Erstling herauskam: »Die Menschheit, wie sie ist, und wie sie sein sollte«, 1838. Den Haupttraum nimmt in dieser Schrift freilich die Ausmalung des Gesellschaftsideals ein, wogegen über die Mittel und Wege, um dieses Ziel zu erreichen, nicht allzuviel gesagt wird. Da es aber unvermittelt der gegenwärtigen Welt gegenübergestellt wird, mit einem Schlage an deren Stelle treten soll, so daß Weitling einmal ganz unbesangen von den ersten vierzehn Tagen eingeführter Gütergemeinschaft redet, begreift sich, daß er sich mit Übergangsstadien weiter nicht abgibt und demgemäß auch keine politischen Forderungen erhebt, die auf dem Wege zum Gesellschaftsideal lägen. Er warnt die Arbeiter vor dem Glauben, durch Vermittlung mit ihren Feinden etwas ausrichten zu können. Ihre Hoffnung liege nur in ihrem Schwert. Und er erklärt es für eine traurige Erfahrung, daß sich die Wahrheit einen Weg durch Blut bahnen müsse. Er träumt von einem würdigen Priester des Volkes, der es gegen seine Bedrücker unter die Waffen rufen soll.

Das liegt soweit ganz in der Richtung der politischen Ideen von Babeuf und Blanqui. Doch finden sich Ansätze zu Fortschritten über die bloße Verschwörungs- und Putschtaktik hinaus. Wohl spricht er auch die Erwartung aus, daß die Massen der dürftig von ihrer Hände Arbeit Lebenden den kommunistischen Fahnen gewiß seien, schon wegen der materiellen Vorteile, die ihnen geboten würden, sowie aus Haß gegen die Reichen und Mächtigen. Aber er spricht auch die Meinung aus, daß es der Apostel der neuen Lehre bedürfe, welche die Massen über den wahren Zustand der Gütergemeinschaft aufklären. Gegenüber dem Wahn, daß eine energische Minorität eine willenlose Masse mit sich fortreißen könne, macht sich die Abnung geltend, daß denn doch wohl erst eine Massenagitation vonnöten sein möchte. Es bedarf der vorherigen Aufklärung, damit nach Umsturz der alten Verfassungen das Volk sich geschwind in der neuen Ordnung der Gesellschaft zurechtfinden kann und nicht in Anarchie versinkt oder einigen anderen Tyrannen in die Hände fällt.

So ist Weitling denn auch nicht ohne eine Ahnung davon, daß etwas seinem Ideal Ähnliches erst das Ergebnis einer längeren sozialen Bewegung sein könne, zu deren Verlauf die Zeitbegebenheiten gar viel beitragen würden. Er räumt ein, daß in seiner Schrift nicht das vollkommenste Ideal der gesellschaftlichen Reform aufgestellt sei. Sonst müßte man ja annehmen, daß die Quelle des Wissens zu erschöpfen wäre. »Jede Generation hat ebenso wie jedes Individuum seinen eigenen Begriff von Vollkommenheit. Der Mensch kann wohl sich ihr immer mehr nähern, aber nie in diesem Leben sie ganz erreichen.«

In diesen Zusammenhängen spricht er denn auch ein Wort aus, das politische Konsequenzen nahelegte, den Satz nämlich, die Wahl der Konstitution gehöre der Gesellschaft selbst, der Mehrheit ihrer Glieder an. Die entsprechende politische Einwirkung aber steht er erst wieder für sein ideales Gemeinwesen vor, zu dessen Einrichtung außer Zusammenfassung der ganzen Menschheit im Familienbund, allgemeiner gleicher Arbeitspflicht und gleichem Genuß der Lebensgüter, Aufhebung alles Privatbesitzes usw. auch »Hervorgehung der leitenden Behörden aus den allgemeinen Wahlen« gehört. Diese demokratische Zukunftsverfassung wird dann in einem weiteren Kapitel im einzelnen ausgemalt, wonach tausend Familien einen Familienverein bilden und eine Vereinsbehörde wählen, zehn Familienvereine einen Familienkreis darstellen, der gemeinschaftlich wie erstere oder auch durch Wahlen der Vereinsbehörden eine Kreisbehörde wählt. Jede Kreisbehörde wählt einen Abgeordneten in den Kongreß des großen Familienbundes und der Kongreß einen Senat, der die höchste gesetzgebende Behörde des großen Familienbundes ist. Daneben aber gibt es Landwirtschaftsräte und Gewerbeausschüsse, die aus Wahlen der betreffenden Arbeiterkategorien hervorgehen und gemeinsam mit Vertretern des Lehrstandes das Ministerium besetzen.

Jedenfalls, in Weitlings Erstlingswerk finden sich Ansätze zu einer Weiterentwicklung auch auf politischem Gebiet. Indessen ist von einer solchen in seiner nächsten, seiner Hauptschrift, den »Garantien der Harmonie und der Freiheit« von 1842, nichts wahrzunehmen. Das erscheint zunächst verwunderlich angesichts der Tatsache, daß Weitling im Jahre 1840 eine Pariser Arbeiterbewegung größeren Stils miterlebt hatte, die nicht nur zu Ausständen beträchtlichen Umfanges, sondern auch zur Forderung des allgemeinen Stimmrechts und des Rechts auf Arbeit geführt hatte, und daß er weiterhin in ein Land wie die Schweiz gekommen war mit demokratischen Institutionen. Daß sich trotzdem in den »Garantien« kein Fortschritt in seinem politischen Denken zeigt, erscheint nur begreiflich, wenn man nicht außer acht läßt, daß sein kommunistisches System hier erst recht ausgebaut erscheint. Er versichert wohl, daß auf die Pläne zum Umbau der Gesellschaft nicht zu viel Wert zu legen sei. Tatsächlich aber spinnt er sich doch mehr und mehr in seine Utopie ein, die unvermittelt der Gegenwart gegenübersteht, und vermag sich den Übergang nur mit Hilfe einer revolutionären Diktatur vorzustellen. Die Revolution, die ihm vorschwebt, braucht nicht unbedingt blutig zu verlaufen. Zweifellos aber hat er einen Handstreich im Auge, durch den nicht etwa eine »republikanische Wahlmehrheit«, sondern vorerst ein Diktator ans Ruder gebracht wird, als allein geeignet, die neue Organisation einzurichten. Auch die neue Gesellschaftsordnung kennt nicht

ein durchgeführtes System allgemeiner Volkswahlen, sondern für die Befestigung aller Fachkenntnisse voraussetzenden Amter Fähigkeitswahlen, die auf eine Selbstergänzung der betreffenden Kollegien hinauskommen. Nur die Zug- und Werkführer sowie alle Amter, die keine besonderen wissenschaftlichen Kenntnisse erfordern, werden von den verschiedenen Arbeitersektionen gewählt. Sonst werden allgemeine Abstimmungen noch vorgesehen für den Beschluß von Dörfern, Städten oder Distrikten auf Überführung alles Privateigentums in Gemeinschaftsbesitz, wozu eine Dreiviertelmehrheit gehören soll.

Im ganzen aber verwirft Weilling in den »Garantien« das Mehrheitsprinzip grundsätzlich. Von der Selbstbestimmung des Volkes bei Wahlen erwartet er nichts für die Verwirklichung der kommunistischen Ideale. Weder von dem bloßen Namen Republik noch von der sogenannten Volksherrschaft und Wahlfreiheit vermag er eine Änderung der Lage der Besitzlosen zu erhoffen. Er erklärt die allgemeine Wahlfreiheit im Geldsystem für unmöglich. Was es ihnen nütze, das Recht, einen Namen in den Wahltopf zu werfen; wenn die Wahlen vorüber seien, zeige sich ja doch immer, daß die Reichen recht haben und die Armen unrecht. Mit Geld könne man fünf gerade machen und die Meinungen der Menschen ändern wie ihre Launen.

An anderer Stelle spricht er von dem Jammer, daß das Volk, wenn es etwas zu wählen habe, wenn seine Interessen verhandelt werden sollen, dazu gerade solche Leute wähle, die ganz entgegengesetzte Interessen haben. Und wieder in anderem Zusammenhang, wo er von den »Wahlkomödien« redet, nennt er das Volk die vorurteilsvolle, stupide Menge. Demgemäß verspricht er sich den Sieg der kommunistischen Ideen nicht von ihrer Verbreitung unter der ganzen Masse der Besitzlosen, sondern von einem Handstreich einer aufgeklärten Minderheit, die die Masse mit sich fortreißt. Man soll nicht sagen, daß die Menschheit noch nicht reif dazu sei: das werde doch wohl jeder einsehen, daß ein System der Freiheit besser sei als eines der Sklaverei. Dazu bedürfe es keiner langen schulmeisterlichen Aufklärung. Allgemeine Aufklärung erscheint ihm vielmehr unter der Herrschaft der Ungleichheit unmöglich. Warten wollen, bis alle gehörig aufgeklärt seien, das bleibe die Sache ganz aufgeben.

Weilling will also weiter keine Zeit mehr verloren wissen, sondern bald ans Ziel gelangen und die Bundesgenossen dazu nehmen, wo er sie findet. In den »Garantien« taucht da schon eine Idee auf, die allerdings nicht ganz klar ausgesprochen ist, aber in ihrem Sinn durch Auslassungen aus der nächsten Zeit über jeden Zweifel erhoben wird. Unter den Mitteln, die Sozialreform herbeizuführen, nennt er als letztes und sicherstes, die schon bestehende Unordnung schnell auf den höchsten Gipfel zu treiben und, wie es weiterhin heißt, dem Eigentum den Krieg zu machen. Als Ultima ratio nimmt er die neue Taktik in Aussicht, eine Moral zu predigen, die noch niemand zu predigen wage, und die jede Regierung des Eigennutzes unmöglich mache. Er denkt an einen fortwährenden Guerillakrieg, der alle Spekulation des Reichen auf den Schweiß des Armen zunichte mache, und welchen die Macht der Soldaten, Gendarmen und Polizeidiener nicht zu dämpfen imstande sei, »eine Moral, welche uns ganze Legionen Streiter zuführen wird, deren Mitwirkung wir jetzt noch verabscheuen«. Diese Moral

aber kann nur unter den in unseren großen Städten wimmelnden und in das grenzenlose Elend hinauszestoßenen, der Verzweiflung preisgegebenen Massen wirksam gelehrt werden. Weiter will Weikling darüber nichts sagen.

Indes hat er sich weniger dunkel in Briefen darüber verbreitet, die zwar nicht erhalten geblieben sind, deren Inhalt aber aus den Antworten von Freunden klar hervorgeht. Danach war der bisher noch verabscheute Bundesgenosse für die Zukunft das Lumpenproletariat, ja geradezu das Verbrechertum. Weikling hatte sich zu der abenteuerlichen Idee verirrt, die individuellen Angriffe auf das Eigentum zum Nutzen des Kommunismus verallgemeinern und organisieren zu können. Er dachte, in kurzem eine Diebsbande von 20 000 bis 40 000 Mann auf die Beine bringen zu können, um etwa binnen Jahresfrist damit die bestehende Gesellschaft über den Haufen zu werfen. In den ersten Monaten des Jahres 1843 muß er sich zuerst in Briefen an die auswärtigen Bundesbrüder deutlicher über diese Idee ausgesprochen haben, als es in den »Garantien« geschehen war. Ihre Antworten aber legen Zeugnis dafür ab, daß man Weikling nicht auf den Abweg folgen wollte, den er einzuschlagen gedachte. Vor allem wandte sich als nunmehriger Wortführer der Pariser Mitgliedschaft des Bundes der Gerechten Dr. Hermann Ewerbeck in wiederholten Briefen aufs eindringlichste gegen das Projekt einer kommunistischen Räuberbande. Durch ihn beschworen die Pariser Brüder samt und sonders Weikling, sich die Konsequenzen klarzumachen. Man werde folgendes sehen: Ein Teil Notleidender stiehlt, ein anderer nicht; gerade wie heute, gerade wie früher auch schon. »Abscheu aber gegen das Prinzip wird bei den übrigen in so hohem Maße entstehen, daß die Verwirklichung in ihrem Gange gehemmt werden wird.«

Ewerbeck spricht als Lehre der Vergangenheit an, was auch die Zukunft lehren werde, daß durch falsche Mittel der richtige Zweck nicht erreicht wird, sondern der Zugang zu ihm sich verengt und erst nach langer, harter Arbeit der Geister, wenn die richtigen Mittel gefunden sind, sich wieder eröffnet. Der Brieffschreiber sieht die enormste je erlebte Reaktion auf das von Weikling empfohlene Mittel voraus; Habgucht und Raublust würden endlos in den Gemütern fortwuchern. Wer wolle noch die echten Kommunisten von den 20 000 Spitzbuben unterscheiden? Wenn einer von den letzteren vor Gericht komme, so werde er sich auf den Kommunisten hinauspielen. »Denn jeder einzelne und der Infamste von den 20 000 wird sich mit lachendem Munde Kommunist nennen und uns bestehlen und todschlagen und wird kein Auskommen sein mit den Barbaren.« Mit der Mehrheit der Reicherer würden sich die minder Reichen gegen das stehlende Proletariat verbinden. So Ewerbeck an mehreren Stellen eines Briefes vom 19. Februar 1843, dem er schon zwei Tage später einen weiteren folgen ließ, worin er auch den nun in London an der Spitze des Bundes stehenden Karl Schapper anführt als darüber im klaren, daß das Stehlen zurückschreckend für jeden wohlwollenden Menschen ist, und daß es deswegen nur von Halunken als ein Handwerk getrieben werden kann; Ewerbeck fordert da Weikling weiterhin auf, sich nur einmal im Geiste als Schinderhannes an der Spitze einer Bande von 10 000 Halunken zu denken, durch deren Treiben alles drunter und drüber gehe, die größte Anarchie herrsche. »Jetzt, wo nun der Augenblick da ist, zu handeln, stehe auf und fordere von Deinen Helfershelfern, ihren Raub auf den Altar der Vernunft und Ge-

rechtigkeit zu legen, um das System der Gemeinschaft beginnen zu können. O, wie wird man Dich auslachen, Dich totschlagen und es sich wohlschmecken lassen.« Anstatt daß eine bessere Welt entstände, würde vielmehr alles Wahre, Schöne und Gute aus der Gesellschaft gestochen werden.

Weniger pathetisch, aber ebenso entschleden sprach auch Weitlings Schweizer Gehilfe in der Agitation, August Becker, trotz all seiner sonstigen Haltlosigkeit seine unüberwindliche Abneigung gegen den ganzen Plan aus. Ihm schien vor allem auch das ganze Verschwörungswesen, das zu Weitlings Plan mit gehörte, als wahre Pflanzschule für Verräter, und er warnte nachdrücklichst vor der Gefahr, daß das Ende vom Liede der Weitlingschen Bestrebungen ein elender Arbeiterkrawall werden soll. Er bestritt die Möglichkeit, jetzt die Welt mit dem rohen Eisen in der Hand zu erobern. Sie müsse erst moralisch vorgemacht und dann zu Grabe getragen werden.

Den Gedanken an einen schleunigen Putsch mit derartigen Verbündeten schlug sich Weitling danach wohl aus dem Kopf. Dagegen war er keineswegs ganz und gar über den Wahn hinweggekommen, daß das Privateigentum durch »Expropriationen« im einzelnen bekämpft werden könne.

Die unglückselige Idee vom stehlenden Proletariat zeigt sich spurweise auch noch in Weitlings dritter größerer Schrift, im »Evangelium eines armen Sünder«, das 1845 zuerst erschien, aber schon im Laufe des Jahres 1843 in Zürich niedergeschrieben worden ist. Gleich in der Einleitung fordert er seine Leser auf, sich auf dieses Evangelium der Freiheit zu berufen, »wenn euch armen Sündern bei den Tempelreinigungsversuchen einige Mützen der umgeworfenen Wechsellertische an den Fingern hängenbleiben und sie euch deswegen vor ihre Gerichtshöfe zur Rechenschaft ziehen«. So ergänzt er auch gegen Schluß seine Ermahnung, von niemandem, der einem das Seinige nahm, es wieder zurückzufordern, durch die Ermächtigung, dem, der mehr hat als man selber, das, was er auch auf irgendeine Weise gestohlen habe, wieder abzunehmen. Immerhin sind die Einwendungen, die aus dem Kreise der Gesinnungsgenossen gegen die Idee des stehlenden Proletariats geltend gemacht worden sind, nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. Er schreibt nämlich auch, Jesus sage freilich den Armen nicht: Gehet hin und stehlet, weil er wohl gewußt habe, daß diese dann in ihrer Dieberei oft ebenso ungerecht mit ihren Nebenmenschen verfahren würden wie die übelsten Ausbeuter. Offenbar also ist Weitling von dem Widersinn, den Kommunismus mit Hilfe einer Räuberbande herstellen zu wollen, zurückgekommen. Anstatt dessen finden sich sehr rationelle Gedanken über die Möglichkeiten politischen Wirkens ausgesprochen, die über den in den »Garantien« eingenommenen Standpunkt weit hinausgehen. Anknüpfend an einen Ausspruch Jesu, er sei nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert, schreibt er dem Messias den Standpunkt zu, nur so lange Frieden zu predigen, als man das Predigen nicht zu verhindern suchte, in diesem Falle aber zu revolutionären Mitteln zu greifen. Diese Stellung will auch Weitling einnehmen. Solange man es ihnen im Einklang mit den bestehenden Gesetzen erlaube, auf dem Wege der Überzeugung ihrer Lehre Eingang zu verschaffen, so lange wollen sie sich innerhalb der Schranken dieser Gesetze verhalten; gehen aber die Gegner über die Gesetze hinaus, die sie selbst machen, dann müsse man ihnen auf den neuen Kampfplatz folgen.

Weitling rechnet wohl damit, daß die Verweisung auf den gesetzlichen Weg manchen nicht einleuchten werde. Er betont deshalb, daß er dies weder aus Furcht vor den Regierenden noch aus Feigheit sage, sondern weil er überzeugt sei, daß man es zum Beispiel in der Schweiz mittels des Vetos, das heißt der Volksabstimmung, dahin bringen kann, und daß alsdann dieser Weg besser ist als der des Aufruhrs und der Gewalt, wobei immer viel von den vorhandenen Gütern zerstört wird. Den ungläubigen Thomassen gegenüber, die daran zweifeln, daß es je durch das Veto dahin komme, stellt Weitling dann ein Rechenexempel an, wobei er freilich mit erheblichem Optimismus zu Werke geht. Er verweist auf den Weg unermüdlicher Propaganda jedes einzelnen. Wenn da jeder alle Monate nur einen gewinne, der seinerseits wieder im gleichen Tempo und mit gleichem Erfolg agitiere, so mache das, vom gegenwärtigen Tag und einer Person gerechnet, binnen achtzehn Monaten über 260 000 Mann, so daß man also nach dieser Zeit schon ganz allein mit dem Veto durchdringen könne. Die Patsche seien also zur Verwirklichung des Prinzips nicht vonnöten. Aber freilich, wenn man den gesetzlichen Weg verramme, so müsse man für den Fall alle denkbaren Mittel in Reserve halten.

Das Bekenntnis zur Demokratie findet sich verstärkt in der dritten Auflage des »Evangeliums«, die, um einige Zusätze vermehrt, 1847 in New York erschien, wohin Weitling zu dieser Zeit übergesiedelt war. Da wirft er nach einer kurzen Zusammenfassung seiner kommunistischen Ideale die Frage auf, wie das lange ersehnte Ziel zu erreichen sei, und findet das in den Vereinigten Staaten sehr leicht, sobald man es nur mit vereinten Kräften erreichen wolle. Habe man ja doch bereits das anerkannte Recht, alles nach den Gesamtinteressen einrichten zu dürfen, sobald nur diese in Mehrheit ausgesprochenen Interessen einen einzigen Willen kundgäben. Dazu sei vor allem Einhelligkeit darüber nötig, was denn eigentlich das allgemeine Interesse sei, und also unablässige Agitation für die kommunistischen Grundsätze. Für diese müsse dann in entsprechender Form bei den Wahlen gestimmt werden und nicht mehr bloß für Personen, nicht mehr für Amtsjagden. Um ganz sicher zu gehen, empfiehlt Weitling, Leute aus der eigenen Mitte zu wählen, die selber ein Interesse haben, daß den Übeln abgeholfen werde. Er weist aber auch ein zeitweiliges Zusammengehen mit Parteien nicht von der Hand, die den eigenen Gesinnungen am nächsten stehen, wie den Nationalreformern und den radikalen Demokraten, und stellt auch einige nächste Forderungen auf, für die ein gemeinsames Wirken denkbar wäre. Auch hier wird dann wieder ein Exempel aufgemacht, um binnen zwanzig Monaten über eine halbe Million Anhänger zu mustern und so eine Macht darzustellen, die ihren Willen »ohne Krieg und Revolution« durchsetzen kann.

Diesem himmelhoch jauchzenden Optimismus folgte dann aber zu Tode betrübter Pessimismus, als sich Weitlings Erwartungen bei seiner amerikanischen Agitation erst für den Befreiungsbund, dann, in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre, für einen Arbeiterbund doch nicht erfüllten. Sie konnten sich auch nicht entfremt erfüllen, weil er mehr als je zuvor in der Utopie steckenblieb, die jetzige Welt unvermittelt in eine bessere umwandeln zu wollen. Kam er nun doch gar auf den Gedanken früherer Utopisten zurück, mit Hilfe von kommunistischen Experimenten die soziale Umwälzung ein-

zuleiten. Das war der Zweck der Weitlingschen Gewerbetauschbanken und seiner kommunistischen Kolonien. Er spricht in diesem letzten Abschnitt seiner Wirksamkeit einmal geradezu die Meinung aus, daß einer politischen Organisation der Arbeiter eine gesellschaftliche Organisation vorausgehen müsse. Unter solchen Umständen kann natürlich von Fortschritten seines politischen Denkens keine Rede sein. Wohl nahm er noch, als er in seinem Organ »Die Republik der Arbeiter« den Organisationsplan des beabsichtigten Arbeiterbundes entwickelte, auch Wahlbeteiligung in Aussicht, wollte den Bundesmitgliedern die Verpflichtung auferlegt wissen, bei den Wahlen nur für das »Ticket« der Arbeiterpartei zu stimmen; aber er wendete sich dann weiterhin doch wieder von der Idee der Demokratie ab und erwartete das Heil von Putschen. So malte er einmal einen Traum aus von einer New Yorker Revolution, in der die Arbeiter die Kommune New Yorks begründen und schließlich einen Diktator ernennen. Zu revolutionären Zwecken weiß er auch allein die Waffe des Ausstandes zu schätzen. Von Streiken zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen will er nichts wissen, dagegen wäre ihm ein Generalstreik äußerst sympathisch. Er ist ihm fast gleichbedeutend mit Raub, Mord und Terrorismus. Er würde zu furchterlichen Kämpfen führen, in denen das Eigentum so wenig geschont würde wie das Leben. Die Vorratsmagazine, Bäckereien und Schlachthäuser würden hauptsächlich der Gegenstand des Kampfes sein, indem jede Partei sich deren Dienste und Vorräte würde erkämpfen und der Gegenpartei entziehen wollen.

Für den Fall des Gelingens eines solchen Ausstandes sieht Weitling die unerwartetsten Konsequenzen voraus. Die Diktatur schwebt ihm, wie der Traum schon zeigt, auch jetzt noch vor, und er hat es in einem »Arbeiterkatechismus« aus dem Jahre 1854 sogar fertigbekommen, Louis Napoleon einen ziemlich lobstrich zu geben. Wenn der Dezembermann auch noch nicht viel getan habe, was dazu berechtige, ihn den Arbeitern als Mann ihrer Hoffnungen hinzustellen, so habe er doch den Willen gehabt, mehr zu tun, und habe auch schon mehr im Interesse der Arbeiter getan, als in allen bekannten Republiken bisher dafür getan worden.

So erwartet Weitling denn auch in seiner »Republik des Arbeiters« nichts von der Demokratie, der Vielherrschaft, den Stimmenmehrheitsentscheidungen, der republikanischen Staatsform; nicht die Freiheit des Mehrheitsbuzels, sondern die Organisation der Arbeiter unter einer diktatorischen Leitung führt zum Ziel. Er will jetzt das Stimmen von jeder als dummes Zeug angesehen haben und stellt die Frage, was ihm ein Stimmrecht gelten könne, in dem seine Ansicht von des Volkes Bestem nicht mehr wiege als die Ansicht jedes unwissenden Rowdys. Daraus spricht natürlich die Enttäuschung darüber, daß die Massen nicht ohne weiteres ihm und seinem »System« zugefallen. Es erscheint ihm ganz unmöglich, auf dem bisher eingeschlagenen Wege die Masse dahin zu bringen, daß sie eine Mehrheit von Männern wähle, durch die das Ideal der Arbeiter verwirklicht werden könnte. Dabei blieb er denn auch in seinen späteren Jahren, die er ohne Befähigung für seine alten Ziele verbrachte. Als er im Jahre 1868 in das Exekutivkomitee einer neubegründeten Sozialen Partei gewählt wurde, lehnte er ab, weil seine dreißigjährige Erfahrung dafür spreche, daß mit dem Einzwängen einer erhabenen Sache in parlamentarischen Formelkram

nichts erreicht, sondern der Sache nur geschadet werde. Und in einem Briefe aus dem nächsten Jahre zog er aus Klagen über die Plutokratie in den Vereinigten Staaten die Schlußfolgerung, daß der Himmel die Menschheit vor solchen Republiken des Geldsacks behüten möge. Er sprach dann mit Verachtung von dem künstlichen Geschmier und Geschreibsel derer, welche nur an sich denken und einen Zustand wollen, in welchem nur die Wort- und Schreibe-künstler gewählt werden können, andere zu beherrschen.

Im gleichen Jahre 1869 aber wurde in Deutschland die Sozialdemokratische Arbeiterpartei begründet, die die politische Freiheit als unentbehrliche Vorbedingung zur ökonomischen Befreiung der arbeitenden Klassen anerkannte und die soziale Frage für untrennbar von der politischen erklärte, ihre Lösung als nur im demokratischen Staate möglich ansah. Denselben Standpunkt nahm bereits der andere Teil der deutschen Arbeiterbewegung ein, der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein, zu dessen Begründung eine Anzahl alter Weitlingianer den Anstoß gegeben. Weitling war eben nicht imstande gewesen, mit der Zeit Schritt zu halten, und stand darum schließlich verbittert abseits, während er einmal ein Wortführer gewesen. In den Zeiten seines Glanzes urteilte Marx von seinen »Garantien« als einem brillanten literarischen Debüt der deutschen Arbeiter und sprach von riesenhaften Kinderschuhern des deutschen Proletariats, die für die Zukunft eine Athletengestalt voraussehen ließen. Wenn jetzt krampfhaft Versuche gemacht werden, den proletarischen Riesen wieder in die Kinderschuhe hineinzuwängen, so erscheint das zwar als ein außerordentliches Unterfangen; aber es sind doch traurige Gestalten, diese neuesten Revolutionäre mit dem uralten politischen Rüstzeug Wilhelm Weitlings.

## Plutokratie und Beamtentum.

Von Dr. Georg Flatow.

In verschiedenen preussischen Oberlandesgerichtsbezirken haben sich in den letzten Wochen Vereinigungen von Referendaren und Assessoren gebildet, die neben Änderungen in der Beschäftigungsart dieser Beamten, ihrer gesetzlichen Stellung und ihrem Disziplinarrecht auch eine materielle Besserstellung erstreben. Der gewerkschaftliche Gedanke ist dank der rasch fortschreitenden Proletarisierung auch in diese höheren Beamtenstufen eingedrungen. Eine Frage von größter Bedeutung für die Arbeiterschaft, das Thema »Plutokratie und Demokratie im Beamtentum«, ist damit zur Diskussion gestellt.

Jede Demokratie, in welcher Form auch immer sie regiert, muß nach den ihr eigenen Gesetzen ihre Beamten, mögen sie ihre Stellung der Wahl oder Ernennung verdanken, so besolden, daß sie von den Einkünften ihrer Arbeit angemessen existieren können. Sie müssen sich zumindest sattessen und so leben, wohnen und kleiden können, daß sie ohne die größte Sorge um des Lebens Nothdurft ihrer Tätigkeit nachzugehen vermögen. Sie müssen ferner in der Lage sein, zu heiraten und eine Familie zu unterhalten. Jede andere Regelung der Besoldung widerspricht den Lebensgesetzen der Demokratie.

Der alte preussische Staat war in höchstem Maße in der Beamtenauslese plutokratisch; das ganze System der Beamtenlaufbahn war von vornherein darauf angelegt, die unbemittelten Schichten auszuschließen und die Staatsämter zu einer Domäne für die Besitzenden, besonders für die feudalen Klassen zu machen. Be-

frachten wir kurz die Hindernisse, die der Staat dem Minderbemittelten entgegenstellt, der in das Begehre des Beamtentums einzudringen versucht.

Der Besuch des Gymnasiums ist und war — darüber sind wir uns einig, wie unser Schulprogramm ergibt — eine Frage des Geldbesitzes. Die wenigen Freistellen vermochten an dem plutokratischen Charakter der höheren Schulen nichts zu ändern. Verläßt der junge Mann mit achtzehn Jahren die Schule, so beginnt für den künftigen preussischen Justiz- und Verwaltungsbeamten ein mindestens dreijähriges Universitätsstudium, währenddessen wohl einzelne besonders Begabte und vom Glück Begünstigte mit Privatstunden sich ein Taschengeld verdienen können, oft auf Kosten der wissenschaftlichen Studien und unter schmerzlichem Verzicht auf eingehendere allgemein-wissenschaftliche Ausbildung, während die große Mehrzahl fast ausschließlich vom eigenen oder väterlichen Vermögen lebt. Im Laufe des vierten Studienjahres frühestens macht der junge Student das Referendarexamen, und nun beginnt nach der Ernennung zum Referendar eine weitere vierjährige unentgeltliche und unentgeltete Ausbildungszeit bei den Gerichten und bei einem Rechtsanwalt, wobei noch obendrein gewisse Garantien bezüglich der Unterhaltsmöglichkeit während der vier Jahre verlangt werden. In diesen Jahren ist der junge Jurist wiederum, soweit er nicht durch schriftstellerische Arbeiten, Unterricht usw. etwas verdient, gezwungen, sich auf eigene Kosten zu unterhalten. Dabei ersetzt er dem Staate zeitweilig den Gerichtsschreiber und bietet den auszubildenden Richtern in mancher Hinsicht eine — wenn auch natürlich keineswegs vollwertige — Unterstüfung. Selbst während der Zeit der Ausbildung beim Rechtsanwalt, dem er durch Lernervertretungen usw. oft wertvolle Hilfe leistet, darf er nach einer meines Wissens bisher noch nicht aufgehobenen preussischen Verfügung kein Entgelt beziehen und hat nachträglich sogar eine entsprechende ausdrückliche Erklärung abzugeben, die auch wohl ausnahmslos abgegeben wird, obwohl nur wenige Rechtsanwältre ihren Referendaren keinerlei Entschädigung gewähren. Ein Teil der Referendare salviert ihr Gewissen, indem sie das Geld an Angehörige auszahlen lassen; andere nehmen es in Form von Geschenken an oder lassen sich zwecks Vertretung ihres Rechtsanwalts auf einige Wochen beurlauben und erhalten für diese nicht als Ausbildungszeit rechnende Tätigkeit eine entsprechend höhere Vergütung. Das Ganze ist ein lehrreiches Beispiel dafür, wie wirtschaftliche Selbstverständlichkeiten sogar in Juristenköpfen über bürokratische Engberzigkeit siegen.

Nach der vierjährigen Referendarezeit folgt die Ablegung des Assessorexamens und die Ernennung zum Assessor, ein schöner Titel, aber leider steckt keine klingende Münze dahinter. Der junge Assessor kann, wenn ihm nicht ganz besondere, seltene Umstände, wie zum Beispiel ein hervorragend gutes Examen, zu Hilfe kommen, sechs bis acht Jahre warten, bis er angestellt wird. In diesen langen Jahren des Wartens erhält er wohl von Zeit zu Zeit sogenannte Kommissorien, das sind besoldete Hilfsrichterstellen, oder Hilfsarbeiterstellen bei der Staatsanwaltschaft; aber diese Besoldung ist nichts Festes; sie hängt von Krankheiten und Beurlaubungen angestellter Beamten, Zufälligkeiten der Geschäftsüberlastung usw. ab. Irgendein Lebensplan läßt sich auf dieser Grundlage nicht bauen, eine Heirat zum Beispiel unter keinen Umständen ermöglichen. Von anderen Schattenseiten des Assessorentums, die die Unabhängigkeit der Rechtspflege zu erschüttern geeignet sind, sehe ich hier ab.

Und worin besteht nun das Assessorengelalt, die sogenannten Diäten, während des Kommissoriums? 200 Mark im ersten, 225 Mark im zweiten und dritten, 250 Mark im vierten und fünften Jahre monatlich usw. Im Kriege sind ganz unzureichende Feuerungszulagen und Zulagen nach dem Familienstand hinzugekommen. Ein kinderlos verheirateter Assessor im vierten Jahre, also mit mindestens 29 Jahren, bekommt danach 342 Mark, ein Monatsgehalt, mit dem nur wenige großstädtische Arbeiter heute zufrieden sind. Das Richtergehalt beginnt mit 250 Mark und geringen Wohnungszuschüssen und steigt sehr allmählich. Auch der

Richter, der mit etwa 36 Jahren angestellt wird, kann von solchem Gehalt nicht angemessen leben.

Die Arbeiterschaft einschließlich ihrer Führer kennt und berücksichtigt diese Zusammenhänge leider viel zu wenig. Sie würde sonst nicht nur die Forderung erheben, neues Blut in die Justiz- und Verwaltungsbehörden — in diesen letzteren liegen die Verhältnisse ebenso — hineinzubringen, sondern würde auch im ureigensten Interesse darauf drängen, daß die Beamtenbesoldung so geregelt wird, daß auch junge Leute aus minder- und nichtbemittelten Kreisen, die auf ihr Arbeitseinkommen angewiesen sind, sich dieser Laufbahn zuwenden können. Solange der Zugang zu den Behörden uns verschlossen war, war diese Frage für uns rein platonisch; heute ist sie akut geworden und erbietet eine rasche Lösung. Wir als demokratische Partei und Vertreter der Kopf- und Handarbeiter dürfen es niemandem mehr unmöglich machen, Richter oder Verwaltungsbeamter zu werden oder in die Reichsämtler überzutreten, bloß weil der Betreffende nicht genügendes Privatvermögen besitzt, um von diesem dauernd zusehen zu können. Wir brauchen eine Auffrischung unseres höheren Beamtentums; aber wie soll ein neuer Geist dort einziehen, wenn die alte plutokratische Auslese fort dauert und nur der von Hause aus Bemittelte sich um die genannten Stellen bewerben kann?

Es könnte die Frage aufgeworfen werden, wie angesichts der hier behaupteten plutokratischen Auslese die zu Anfang des Artikels erwähnte Bewegung unter den Assessoren und Referendaren zu erklären ist, der ähnliche richterliche Bestrebungen zur Seite zu stellen sind. Die Antwort hängt mit der durch den Krieg verursachten allgemeinen Verarmung zusammen. Viele Beamte aus den Kreisen des Mittelstandes, die ihre Laufbahn zu einer Zeit begannen, als sie mit Hilfe häuslicher Zuschüsse noch einigermaßen auskamen, sind heute infolge der Entwertung des Geldes mehr und mehr ins Proletariat geschleudert worden. Was sind jetzt bei den oben angeführten Gehältern einige tausend Mark? So kommt es, daß auch diese Kreise nunmehr gezwungen sind, auf »Lohnerhöhungen« zu drängen, und es wäre ein arger Fehler, wenn wir nicht diese Wünsche nach Kräften unterstützten.

Sozialismus war uns stets Befreiung auch des Kopparbeiters. Wohl an, möge die Partei diesem ihrem alten Ziele nachelfern und die Auslese der Beamten im Staate ihres plutokratischen Charakters entkleiden!

## Hermann Wendels Heinebiographie.

Von Edgar Hahnwald.

Am 16. Februar 1916, am sechzigsten Todestag des Dichters, sollte diese Heinebiographie Hermann Wendels<sup>1</sup> erscheinen, aber die Zensur verbot und beschlagnahmte das Buch. Dem Zensor kam es sicher nicht darauf an, dem geflügeltesten Worte, nach dem Bücher ihre Schicksale haben, einen neuen, reizvollen Sinn zu verleihen. Auch lag ihm nicht daran, wichtigen Sinn für den besonderen Stil einer geschichtlichen Analogie zu bekunden. Für ihn war dies Verbot nur eine amtliche Handlung. Und daß er auch in diesem Falle sein militärisches Amt als ein politisches Amt mißbrauchte, war weniger seine Schuld als die eines Systems, dessen Werkzeug er war. Aber eben das gibt dem Verbot seinen besonderen Reiz: 1835 setzte der Bundestag als getreuer Knappe Metternichs Heinrich Heines schon erschlenen und auf Vorschuh auch alle noch erscheinenden Schriften auf die Liste der Verbotenen — 1916 verfällt ein Buch über den Dichter und sein Werk der Zensur.

<sup>1</sup> Heinrich Heine. Ein Lebens- und Zeitbild von Hermann Wendel. Dresden, Druck und Verlag von Rade & Co. 304 Seiten. Preis 6 Mark.

Fast mußte es so kommen. Was der Begleitzettel als Sinn und Aufgabe dieses Buches betont, den Dichter als den lebendigen Menschen und Zeitgenossen auch des zwanzigsten Jahrhunderts zu zeigen, das wurde durch dieses Verbot noch einmal ausdrücklich bestätigt: Heine war wie in den Tagen Metternichs und Bismarcks auch im schwarzweißroten Deutschland Wilhelms II. noch ein lebendiger Fürstenschreck. Und Wendels Buch, Jahre vor dem Krieg begonnen, dann unterbrochen und schließlich doch vollendet, rückte gerade diesen Heine ins helle Licht. Kein Zensurverbot hätte dem Buche den Weg in die Öffentlichkeit verbannt, hätte Wendel sich damit begnügt, Heine als den Dichter schmachtender Lieber, von deutschen Dackfischen in nahezu fünftausend Verkronungen geklimpert, zu feiern. Kein Verbot hätte ihn daran gehindert, sich in philologischen Kästereien über den »süßen Liedermund« zu ergehen oder den »ungezogenen Liebling der Mäusen« so zu zeigen, wie ihn Gorkow sah: als einen pikanten Schweinigel, dessen Verse man sich im Tabaksqualm bei ausgezogenen Rücken vorlese, in einem gemieteten Zimmer unter leeren Flaschen, die auf dem Tische stehen.

Aber Wendels Heinebiographie war nach einem Worte Seumes ein gutes und darum ein politisches Buch. Wendel zeichnete den Kämpfer Heine und betonte Seite um Seite seines Buches, daß Heine noch andere Dinge besang als nur die Rose, die Lilie, die Laube, die Sonne, und noch für andere Ideale stammte als für die Kleine, die Feine, die Reine, die Eine. Und eben diese anderen Ideale waren noch 1916 verpönte Ideale. Vor allem ein Ziel aber, für das Heine kämpfte und das er »nie müde ward, seinen Zeitgenossen zu verkünden, die Verständigung zwischen Deutschen und Franzosen«, unterstrich Wendel nachdrücklich als noch zu lösende Aufgabe, die unter die Blutjahre 1914/16 weit hinausreichte. Das Untersagen, Heine als Streiter für dieses Ideal zu feiern, reichte allein schon aus, dem Buche ein Zensurverbot einzutragen in einer Zeit, in der es nach Ansicht der Zensoren Aufgabe der Dichter sein mußte, Haßgesänge zu dichten, und Aufgabe aller Schreibenden Federn, den Völkerhaß zu schüren. Verschlimmert wurde dieses Vergehen wider den »heiligen Geist« der Blutjahre noch dadurch, wer es und wie er es beging. Drei Monate vor Ausbruch des Weltkriegs rief Wendel von der Tribüne des Deutschen Reichstags sein »Vive la France« als Protest gegen die Völkerverhetzung haben und drüben, als Brudergruß an das Frankreich der Arbeit über die Grenze. Damals schäumten die Chauvinisten vor Wut. Und nun schloß auch das Vorwort dieses Heinebuchs mitten im Kriegslärm mit dem freimütigen Rufe: »Es lebe Deutschland! Vive la France! Es lebe die deutsch-französische Verständigung!« Darüber kam kein Zensurverbot hinweg. Das Buch wurde verboten.

Nun hat es die Revolution befreit — nun droht es die Revolution von neuem der Vergessenheit preiszugeben. Ein Schicksal, das es mit so vielen Büchern teilt, die im Wirrwarr dieser Tage unbeachtet versinken. Um viele dieser Bücher mag es nicht schade sein. Aber diese Heinebiographie verdient erst recht jetzt von Arbeitern gelesen zu werden. Denn sie ist mehr als nur eine Lebensbeschreibung, sie ist ein Stück Geschichte, in ihr spiegeln sich die Vorspiele der sozialen Kämpfe, die jetzt das kranke Deutschland mit der Heftigkeit einer entscheidenden Krise erschüttern.

»In den Dichters Lande gehen, um den Dichter zu verstehen, heißt hier weit eher die sozialen und politischen Zustände seiner engeren Heimat und seines weiteren Vaterlandes bloßzulegen...« So umschreibt Wendel die Aufgabe, die er sich stellte. Er hat sie glänzend gelöst. Er schrieb eine Heinebiographie, die zugleich eine Geschichte der Zeit ist, in der Heine lebte, dichtete und stritt. Wendel ersparte sich und dem Leser alle philologischen Spitzfindigkeiten und schenkte sich gern allen nebensächlichen Anekdotenkram. Mit Recht. Entscheidender als alle Onkel und Nichten für Heines geistige Entwicklung war, »daß er ein Jude war, am Niederrhein geboren zu einer Zeit, da die französische Revolution dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation den Kehraus tanzte«. Diesen Einflüssen nachspürend, gib

Wendel ein knappes, belebtes Bild jener Zeit, und inmitten steht Heines Jugendbildnis klarer als im weitschweifenden Anekdotenkram landläufiger Biographien-Schreiberel.

Die Vorzüge dieser historischen Umrahmung und Vertiefung eines Lebensbildes eignen dem ganzen Buche. Ein Kapitel über die geistige Entwicklung des Dichters von Schlegel zu Hegel wird gleichzeitig zu einem kritischen Spiegelbild des geistigen Lebens der vormärzlichen Zeit. Ein anderes umfaßt die Zeitspanne bis zur Julirevolution. Das politische und wirtschaftliche Bild der Umwelt vertiefend, arbeitet Wendel den Aufstieg des Dichters aus der engen Misere der Berufs- und Herzensleiden zum Vorkämpfer sozialer Ideen klar heraus. Und immer tiefer, umfassender wird in den folgenden Abschnitten mit dem Lebensbild Heines auch das Zeitbild. Paris, die Zauberstadt, erhebt vor den Augen des Lesers. Diese Schilderung der französischen Hauptstadt, der Metropole Europas, ist eines der glänzendsten Kapitel des Buches. Lebend in seiner Farbenpracht, klassisch in der Erfassung und Darstellung des zeitlichen Wesens, erinnert sie an Balzacs Schilderung von Paris im »Mädchen mit den Goldaugen«, ohne daß Wendel auch nur die leiseste Anleihe bei Balzac zu machen nötig hatte. Der Biograph wird zum Gestalter, die Schilderung zum Erlebnis.

Ist es hier die Stadt, die um das Schaffen des Dichters einen Rahmen in leuchtenden Farben legt, so schildert Wendel in den folgenden Kapiteln die sozialen und politischen Zustände Frankreichs und Deutschlands, die revolutionären Erhebungen von 1848 und 1849 in Frankreich, Deutschland und Österreich-Ungarn in meisterhafter Form. Diese historisch-kritischen Streifzüge in die Umwelt des Dichters reihen sich den besten geschichtlichen Darstellungen an, die wir besitzen. Sie befestigen den Ruf eines tüchtigen Historikers, den sich Wendel mit seiner Geschichte der Stadt Frankfurt a. M. erwarb. Von ihnen gilt, was die »Frankfurter Volksstimme« als großen Vorzug jenes Buches rühmte, »daß die plastisch-anschauliche Schilderung mit ihrer glänzenden Diktion und formschönen Herausarbeitung von Einzelheiten nirgends den Blick auf den Untergrund der Dinge verdeckt«. Wendel handhabt die historisch-materialistische Methode geschichtlicher Forschung mit müheloser Sicherheit ohne allen Doktrinarismus. Und die Silhouetten von Fourier, Saint-Simon, Louis Blanc, Proudhon, Lassalle, Karl Marx werden in ihrer Knappheit, die doch das Wesen der Männer und ihrer Gedankenwelt erfäßt, zu sprechenden Porträts.

Aber nie verliert Wendel über der Zeitgeschichte den Dichter aus den Augen. Das alles ist immer wieder nur der geschichtliche Hintergrund, von dem sich das Bild des Dichters lebensvoll abhebt, ist die bewegte Umwelt, in deren Mitte der Dichter steht und die seinem Leben und Schaffen Rhythmus und Bedeutung gab. Und wie steht der Dichter vor dem Leser! Von pulserendem Leben erfüllt, kein Tintenschemen, ein Mensch und ein Kämpfer, ein Stürmer und ein Strauchelnder, ein Dichter, ein Sieger und ein Besiegter, ein Spötter und ein Leidender, ein Sterbender und ein Unsterblicher. Wendel ist ein Heinekener und ein Heineverehrer. Aber bei aller Liebe und Verehrung für den Dichter sieht ihn Wendel doch nicht durch die rosenrote Brille einer blinden Liebe. Er nennt einen Fehler einen Fehler und eine Schwäche eine Schwäche. Licht und Schatten sind da und vertiefen das Lebensbild des Dichters dem Leser zum Erlebnis. Wendel erweckt den Dichter zum lebendigen Menschen und Zeitgenossen seiner Nachwelt, der seine Worte Signal und Marschlied oder Schrecken und Entsetzen sind.

Von unsterblichem Leben aber ist Wendels Bild des Dichters dort erfüllt, wo er Heine als den Vorkämpfer im Befreiungskampf der Menschheit, als den guten Tambour schildert, der nie müde wurde, für die deutsch-französische Verständigung zu wirken. In diesen Partien schließt sich der Ring, dessen erste Rundung das Vorwort des Buches formte. Da vor allem spricht Wendel in eigener Sache, da ist Heines Ziel auch sein Ziel und Streben. Ein Ziel, heute dem Spotte preis-

gegeben, in weifere Ferne gerückt denn je — ein Ziel trotz alledem. Ein Ziel erst recht! An den Gräbern der Toten dieses Krieges steht das Wort Saint-Simons in neuer Bedeutung aufgepflanzt: die Entwicklung ist nach einem furchtbaren, blutgezeichneten Umweg an einem Punkte angelangt, da sich die Nationen im Völkerbund einen. Über die verparfachten Wunden, die Granaten und Schützengräben der Erde rissen, strecken sich Bruderhände. Barbosse, der Epiker des Kriegseids, richtet seine Gräße an die geistigen Arbeiter Deutschlands. Romain Rolland ruft die sozialistischen Studenten aller Länder zur Mitarbeit an der Verwirklichung des großen Traumes an, die Menschheit zu befreien. Wohl macht eine Schwalbe noch keinen Sommer, und auch zwei machen ihn noch nicht. Aber es sind erste Stimmen in der Wüste des Völkerhasses. Und mögen haben und drüben Kräfte danach streben, wie weiland der deutsche Vater Jahn eine Hemme, einen undurchdringlichen Urwald zwischen Deutschland und Frankreich wachsen zu lassen — der Gedanke der Völkerverbrüderung leuchtet als Licht in der Finsternis. Er ist unsterblich und unbefleglich. Das Frankreich Fochs und Pichons, Poincarés und Clemenceaus ist nicht das wahre Frankreich, so wenig das Deutschland der Tirpitz und Ludendorff das wahre Deutschland war. Sie sind die Parasiten eines Volkes, von dem Romain Rolland in seinem Christoph-Roman den kleinen Olivier sagen läßt: »Du kennst nicht das kleine Volk, das sparsam, methodisch, arbeitfam, ruhig dahinlebt — auf dessen Herzensgrund eine schlummernde Flamme lebt — dies hingepferfte Volk. ... Ich habe meine Kraft, habe die Kraft meines Volkes verstanden. Wir müssen nur warten, bis die Überschwemmung vorüberzieht. Frankreichs guten Granit wird sie nicht benagen. Unter dem Schlamm, den sie mit sich fortreibt, will ich ihn dich fühlen lassen. Und schon treten hier und dort hohe Gipfel zutage. ...«

Diesem französischen Volke der Arbeit, diesem Träger sozialistischer Ideale galt 1914 Wendels »Vive la France« — ihm gilt sein Gruß noch jetzt. Heinrich Heine ist tot. — es lebe Heinrich Heine! Es lebe sein Ziel, um dessentwillen wir in ihm mehr lieben als nur den Dichter — noch immer ist er unser Vor- und Mitkämpfer im Streit um dieses Ziel, das es noch zu erringen gilt. Wir erreichen es. Und eines Tages wird sich restlos die Prophezeiung erfüllen, mit der Viktor Hugo am 1. März 1871 seine Rede in der französischen Nationalversammlung schloß:

»Und plötzlich wird es sich erheben und mit unwiderstehlicher Kraft Lothringen und Elfaß und — man höre mich — auch Trier, Mainz, Köln, Koblenz erfassen! Ja, das ganze linke Rheinufer! Und dann wird Frankreich rufen: Da bin ich, die Reihe ist an mir. Bin ich deine Feindin? Nein, ich bin deine Schwester! Ich habe dir alles genommen, um es dir wiederzugeben unter der einen Bedingung: daß wir fortan nur ein Volk, eine Familie, eine Republik sein werden. Ich werde meine Festungen schmelzen, du die deinen. Meine Rache sei die Brüderlichkeit! Fort mit den Grenzen! Der Rhein für alle! Laßt uns eine einzige Republik werden, die Vereinigten Staaten von Europa! Laßt uns die Freiheit Europas sein, der Friede der Welt. Noch einen Händedruck, denn wir haben uns gegenseitig Dienst geleistet: du hattest mich von meinem Kaiser befreit, nun befreie ich dich von dem deinen!«

So sprach Viktor Hugo. So hat es sich erfüllt, und so wird es sich erfüllen. Dieser Gedanke der Völkerverbrüderung, dem Heine diente — er wird alle Clemenceaus der Welt besiegen.

Ihm dient auch Wendels Heinebiographie, die darum mehr als ein Zeit- und Lebensbild, die ein Stück internationaler Friedensarbeit ist. Und darum, Arbeiter, lest dieses Buch. Hermann Wendel hat es geschrieben als ein Meister der Sprache, der reiches Wissen mit künstlerischem Gefühl vereint. Er hat es geschrieben im Dienste hoher, unverlierbarer Ideale als ein Kämpfer, dem die Feder eine Waffe ist. Arbeiter, er hat es für euch geschrieben!

## Literarische Rundschau.

Heinrich Heines Briefwechsel, 2. Band. Herausgegeben von Friedrich Hirth. München, Verlag Georg Müller. XVI und 620 Seiten. Preis 12 Mark.<sup>1</sup>

»Wir vergößen Schiller zum Petrefakten, so wird er unerreichbar, unnahbar, unnachahmlich, und sein Einfluß hat ein Ende. Das Kunststück ist uns mit Goethe gelungen, es wird uns auch mit Schiller gelingen.«

So schrieb 1905 Karl Spitteler unter dem Eindruck der behördlich angeordneten, konfessionierten Schillerfeiern in einer kleinen, vortrefflichen Satire. Ein »bürgerlicher Schiller-Kummel«, wie Franz Mehring sich damals in der Neuen Zeit derb, aber wahr ausdrückte, war ausgebrochen gleich einer Krankheit, und den wenigen, die Friedrich Schiller im freien, kraftvollen Sinne Friedrich Theodor Vischers verehrten, stand die Herde der Marmelademänner, stand die große, gedankenlose und eitle Sippe gegenüber, die man leider Gottes nicht einmal ehrlich hassen kann, weil man sie zu sehr verachten oder gar — bemitleiden muß.

Was wir bei Schiller, bei Goethe, bei Lessing erlebten: daß man sie (und noch andere unserer besten Dichter! Kleist!) dem Volke entfremdete, indem ihre Werke zerstückelt und »verfüßstofft« wurden, — — ich fürchte, es wiederholt sich jetzt bei Heinrich Heine. Zwei Punkte seien genannt, die mich in meiner Auffassung bestärken. Heinrich Heine hat über England geschrieben, was er zu schreiben für nötig hielt und was er, der ehrliche Vorkämpfer des ehrlichen Romains Rolland, schließlich auch schreiben mußte. Und nun — der Krieg hat es ja bewiesen, und ich glaube, es kommen an die tausend Aufsätze zusammen, die Heines Stellungnahme England gegenüber behandeln — nun hat man ihn »entdeckt«, hat festgestellt, daß dieser »Franzosenfreund« und »Jude« und als was ihn antisemitischer Haß sowie platte Verständnislosigkeit sonst noch bezeichneten, nichts mehr und nichts weniger ist als ein warmherziger und leidenschaftlicher Kämpfer für die Idee der deutsch-französischen Vereinigung.

Und zweitens: l'empereur est mort! Er, der dem Dichter die kecken Strophen des Gedichts »Zu Berlin im alten Schlosse« nie verzeihen konnte, mußte gehen, und das deutsche Volk, das heißt der Teil des Volkes, der ohne Volksbewußtsein ist, hat keinen Gott mehr, zu dem es beten kann. Denn es ist doch so, wie Plutarch sagt: »Vern und geschwind bilden sich die Untertanen nach dem Muffen ihres Regenten.« Es gilt also für die »freien« Diener des Staates und deren ergebene Kreaturen nunmehr, bei der neuen Regierung die Stellungnahme zu diesem und jenem zu erkunden und daraufhin die eigene Larve entsprechend zu nuancieren.

Also gewissermaßen auf dem Umweg über England, dem Einfluß eines Mannes entzogen, der, wäre er Papst, Heine sicherlich in effigie verbrannt hätte, beginnt sich nunmehr die gesamte deutsche Nation des so lange Vergessenen anzunehmen. Ich muß gestehen, daß es mir zu grauen beginnt vor dem nächsten Heine-Jubiläum. Aber ich bin nicht Pessimist und denke, daß sich doch nach und nach ein Umschwung vollzieht, eine höhere Auffassung Platz greift von allem, was zur Menschheitskultur in Beziehung steht — namentlich dadurch, daß in der Schule gründlich Remedur geschaffen wird. Was mich zu der dargelegten Auffassung der Dinge brachte, ist eben der von Hirth herausgegebene »Briefwechsel« oder besser und richtiger: die Einleitung des Wiener Professors. Nun liegt es mir freilich recht fern, den Herausgeber als den zu bezeichnen, der für diese — na, sagen wir: fortschrittsparteiliche Anschauung eintritt. Derjenige, der als erster das für ihn Neue entdeckt, der auf Grund gerechten und aufrichtigen Prüfens als erster eine in Erziehung und Überlieferung begründete Meinung für neue, bessere Erkenntnis eintauscht, ist wohl immer ein e h r l i c h e r Charakter. Gefährlich wird die Geschichte

<sup>1</sup> Die Besprechung des ersten Bandes (vom Genossen Wendel) ist in der Neuen Zeit Nr. 12, Jahrgang 1913/14, 2. Band, enthalten.

erst, wenn sich Jüngerscharen finden — eben jene »Masse« des Geistes —, die sich ohne einen Kultus nicht wohl fühlen.

Wie gesagt: des Herausgebers Aufrichtigkeit in allen Ehren! Immer aber muß man bei gewissen Stellen daran denken, wie es im Falle eines Sieges der deutschen Militärmacht gekommen wäre; so beispielsweise, wenn ich lese (S. IX der Einleitung):

»Was Heine für Frankreich eintreten läßt, stößt heute in Deutschland nicht mehr auf so blinde Verkennung der besten Absichten des Dichters wie vor dem Krieg, und die Echtheit seiner Gefühle für ein großes, freies Deutschland der Zukunft, das er erträumte und ersehnte, wird heute wohl nur von denen bestritten, die unseres Schriftstellers beste Gesinnungen bezweifeln wollen, weil sie sie weiterhin bezweifeln müssen, soll nicht das, was sie ihr Lebenswerk nannten, mit einem Schläge ausgelöscht sein.«

Ober:

»So wird sich wohl gegen Heine vom besten deutschnationalen Gesichtspunkt aus, wenn man den Charakter seiner politischen Schriften in deren Gesamtheit betrachtet und nicht Einzelbemerkungen für die Beurteilung maßgebend sein läßt, wenig einwenden lassen können. . . . Wir müssen heute unumwunden bekennen, daß in dem politischen Denken Heines System und Folgerichtigkeit enthalten waren und er um Deutschlands Zukunft besorgter war als mancher, dem der Ehrenname eines »unentwegten« Patrioten beschieden ist.«

Diese Wandlungen des deutschen Bürgertums innerhalb einer Frist, die ein historisches Erfassen des Neuen gar nicht zuließ, charakterisieren am treffendsten seine Schwäche. Mit offenen Armen (wenn auch noch mit einiger einschränkenden Vorsicht! Siehe Einleitung des Buches!) wird der Wandel, der Ausblick auf eine Höherentwicklung begrüßt. In diesem Impuls liegt schließlich viel Ehrlichkeit, aber wenig oder gar nichts Fundamentales; neue Reiche bedürfen eines haltbaren Materials.

Der Wert des Buches ist natürlich nicht an den einführenden Worten abzumessen. Es ist ein sehr verdienstliches, mit großer Sorgfalt durchgeführtes Unternehmen, das durchaus mehr als bloß literarhistorisches Interesse beanspruchen darf. Dem deutschen Arbeiter ist ja Gelegenheit gegeben, Heine durch die Vorwärtsausgabe mit ihrem trefflichen Vorwort kennenzulernen; will er aber diesen eigenartigen Charakter genauer studieren, dann kann ihm dazu der Hirtshche »Briefwechsel« nur empfohlen werden. Der Preis ist angesichts des Umfangs und der geschmackvollen Ausstattung gering, ein Umstand, der aber trotz immer wiederholten Hinweises nicht einmal die meisten unserer Bibliotheken veranlaßt, sich solche Werke anzuschaffen.

Es sind nunmehr noch zwei Bände zu erwarten, die, wie anzunehmen ist, in nicht allzu ferner Zeit erscheinen werden.

Karl Die sel.

Karl Vorländer, Kant als Deutscher. Darmstadt 1919, Otto Reichl. Preis 1,50 Mark.

Vorländer, unzweifelhaft heute einer der besten Kantkenner, beschert uns hier eine neue wertvolle Schrift über den großen Königsberger, und da sie weit mehr auf den erst aus dem Nachlaß in der Akademieausgabe von Adicks veröffentlichten Reflexionen als auf den Werken Kants beruht, wird sie dem Laien fast lauter Neues bringen.

Was übrigens die »angeblich« nichtdeutsche Abstammung Kants angeht, so wird doch durch die Feststellung, daß nicht des Philosophen Großvater, sondern schon sein Urgroßvater aus Schottland in Preußen eingewandert ist, die Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß auch schottisches Blut in seinen Adern floß, eine Tatsache, die immerhin nicht ohne Bedeutung ist.

Vorländer findet nun zunächst in Kants Charakter eine Anzahl wesentlich deutscher Eigenschaften, wie Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Gründ-

lichkeit des Denkens, Ausdauer, Arbeitsamkeit. Wegen den Vorwurf eigentlicher Pedanterie wird Kant in Schutz genommen. Als Grundzug der »kantischen, der deutschen Philosophie« — im Theoretischen wie im Praktischen — wird Selbstständigkeit, Selbsttätigkeit, Selbstgesetzgebung hingestellt. Ist doch Freiheit der Grundquell aller wahren Sittlichkeit. Aber Freiheit ist »nach deutscher Auffassung« nicht Zügellosigkeit, sondern Freisein von unvernünftigem Zwange, freiwillige Unterordnung unter das für recht Erkannte. Dazu werden Grundsatzmäßigkeit und Männlichkeit als besonders deutsche Eigenschaften bei Kant gefunden, während die Welt des Gefühls bei ihm etwas zu kurz kommt.

Hier können wir nun eine kritische Bemerkung nicht unterdrücken. Ist es nicht seltsam, daß, während jedes Einzelselbstlob als überaus geschmacklos gilt und in sicherlich übertriebener Weise verpönt ist, wir an dem verstiegensten Selbstlob der Nation nur Anstoß nehmen, wenn es sich bei — anderen Völkern findet. Wie haben wir über die »grande nation« gehöhnt! Aber — Hand aufs Herz! — sind wir seit 1870, sind wir vorher allzeit bescheiden gewesen? Liegt nicht zum Beispiel in Geibels 1861 ausgesprochenem, zu Anfang des Krieges bis zum Überdruß angeführtem Wort:

Und so mag am deutschen Wesen  
Einmal noch die Welt genesen

eine geradezu herausfordernde Kränkung (im eigentlichen Sinne) der gesamten nichtdeutschen Welt. Vorländer selbst scheint einmal dieses Bedenken empfunden zu haben. Er spricht am Schluß des Abschnitts noch einmal zusammenfassend von Zügen, die dem echten Deutschen eigen sind oder doch sein sollten, in denen sonach Kant unser Vorbild und Erzieher zu wahren *D e u t s c h u m*, das ist *M e n s c h e n t u m*, zu sein geeignet ist. Ja, wenn es so gemeint ist! Wenn Vorländer den Idealdeutschen im Auge hat, und wenn dieser mit dem Idealmenschen identisch ist, dann kann man schließlich mit allem einverstanden sein, kann aber auch in dieser Gleichsetzung wieder eine unberechtigte Überhebung sehen. Da doch eigentlich nur der einzelne Mensch eine Wirklichkeit ist, möchte es sich empfehlen, mit Kollektivlob so sparsam zu sein wie mit Kollektivadel.

Auch in dem zweiten Teil dieser Schrift, die Kants Aussprüche über die Deutschen zusammenträgt, findet sich mancher Tadel, wie Pedanterie, Titelfucht, Neigung zu blindem Gehorsam, Hang zum Nachäffen des Fremden, aber es überwiegen Worte der Anerkennung. Besonders interessant ist ein Abschnitt: »Kant und die deutsche Sprache«, in dem nachgewiesen wird, wie sehr Kant seine Muttersprache geschätzt und um ihre Reinheit und Verbesserung sich bemüht hat.

In dem Kapitel: »Wie steht Kant zum deutschen Staat?« wird zunächst festgestellt, daß Kant aus seinem Weltbürgertum nie ein Hehl gemacht hat. Dann wird ausgeführt, daß ein deutsches Staatsgefühl im achtzehnten Jahrhundert kaum aufkommen konnte, daß aber preussische Staatsgesinnung und eine entschiedene Verehrung des großen Friedrich sich bei ihm findet. Eine Reflexion über die Engländer ist zu merkwürdig, um sie nicht auch hier mitzuteilen. »Die englische Nation, als *V o l k* betrachtet, ist das schätzbarste Ganze von Menschen, im Verhältnis gegeneinander betrachtet. Aber als *S t a a t* gegen andere Staaten das Verderblichste, Gewaltsamste, Herrschsüchtigste und Kriegserregendste unter allen.« Daß die Steinischen Reformen, besonders die Städteordnung (an der der Königsberger Frey Hauptanteil hatte), etwas von kantischem Geiste spüren lassen, dürfte bekannt sein. Durchaus kann man Vorländer beistimmen, wenn er auf der letzten Seite seiner wertvollen Schrift sagt: »Es wird einer Lebenserneuerung an Haupt und Gliedern bedürfen. Und dazu werden wir diejenigen Eigenschaften in vollstem Maße nötig haben, die wir in Kants und jedes wahren Deutschen Seele verankert fanden.... Wenn wir aber Kant wirklich nachzueifern, das heißt in solchem Geiste zu wirken bereit und entschlossen sind, dann brauchen wir nicht zu verzagen.« D. A. Ellissen.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 2

Ausgegeben am 11. April 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Das Recht des Arbeitsvertrags seit der Revolution.

Von Dr. Georg Flatow.

Dr. Karl Renner, der österreichische Margist und jetzige Staatssekretär, spricht in seinem Buche »Margismus, Krieg und Internationale« (S. 54) von der Wandlung des Arbeitsvertrags aus einem privatrechtlichen zu einem öffentlich-rechtlichen Institut, von der Entwicklung vom Arbeitsvertrag der freien Wirtschaft zur öffentlichen »Stelle«, die dem individuellen Privatwillen mehr und mehr entwächst und staatliche Elemente in sich aufnimmt. Diese Entwicklung, die bereits im Kriege in erheblichem Umfang eingeseht hatte, ist seit dem 9. November weiter fortgeschritten. Die Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt haben die Regierung gebieterisch gezwungen, den der sozialistischen Auffassungsweise entsprechenden Weg zu gehen und einen Eingriff nach dem anderen in das Gebiet des freien Arbeitsvertrags zu tun. Der der liberalen Manchester-Era entstammende § 105 der Gewerbeordnung, demzufolge die Festsetzung der Verhältnisse zwischen Gewerbetreibenden und Arbeitern Gegenstand »freier Abereinkunft« ist, ist nur noch ein Stück Papier.

Auf zweifache Weise hat die Gesetzgebung in den Arbeitsvertrag eingegriffen: durch Beeinflussung sowohl des Tarifvertrags wie des individuellen Arbeitsvertrags. Aber die recht lückenhafte und unvollkommene gesetzliche Regelung des Tarifvertrags hat in Nr. 21 des letzten Bundes bereits Genosse Heinemann das Nothwendige gesagt. Ergänzend zu seinen Ausführungen sei nur bemerkt, daß während der Zeit der wirtschaftlichen Demobilisierung der Demobilisierungskommissar den Antrag auf Verbindlichkeitserklärung eines Tarifvertrags sowohl für Arbeiter wie für Angestellte beim Reichsarbeitsamt stellen kann. In diesem Falle kann das Reichsarbeitsamt zwecks Beschleunigung vorbehaltslich seiner endgültigen Stellungnahme den Tarifvertrag schon vor Abschluß des formellen Verfahrens für allgemein verbindlich erklären (§ 11 der Verordnung vom 4. Januar 1919 und § 16 der Verordnung vom 24. Januar 1919).

Der Arbeitsvertrag selbst ist durch mannigfache Bestimmungen öffentlich-rechtlicher Art beeinflusst worden, die die Einstellung und Kündigung, Arbeitszeit, Arbeitslohn und Arbeitsstreitigkeiten betreffen. Sämtliche Eingriffe in den freien Arbeitsvertrag hängen aufs engste mit der Einrichtung der Arbeiter- und Angestelltenausschüsse sowie der Schlichtungsausschüsse zusammen, die daher kurz beschrieben werden sollen (Verordnung vom 23. Dezember 1918, § 7 ff.).

In allen Betrieben mit mindestens 20 Angestellten oder Arbeitern sind Arbeiter- oder Angestelltenausschüsse zu wählen — dort, wo solche auf Grund des Hilfsdienstgesetzes schon bestanden, sind sie neu zu wählen —,

und zwar auf Grund des gleichen, geheimen, direkten Verhältniswahlrechtes. Diese Vorschriften gelten auch für Arbeiter und Angestellte der Staats- und Gemeindebetriebe. Tarifvertraglich eingerichtete Vertretungen der Arbeiter und Angestellten ersetzen die hier vorgeschriebenen. Diesen Ausschüssen fällt nach dem äußerst wichtigen § 13 der Verordnung die Aufgabe zu, die wirtschaftlichen Interessen der Arbeiter und Angestellten in den Betrieben, der Verwaltung oder den Büreaus dem Arbeitgeber gegenüber wahrzunehmen. Sie haben in Gemeinschaft mit dem Arbeitgeber über die Durchführung der Tarifverträge zu wachen oder mangels tariflicher Regelung zusammen mit den beteiligten wirtschaftlichen Vereinigungen der Arbeiter oder Angestellten bei der Regelung der Löhne und sonstigen Arbeitsverhältnisse mitzuwirken. Sie haben das gute Einvernehmen innerhalb der Arbeitnehmerschaft sowie zwischen dieser und dem Arbeitgeber zu fördern. Schließlich haben sie auf die Bekämpfung der Unfall- und Gesundheitsgefahren zu achten und die Gewerbeaufsichtsbeamten in jeder Richtung zu unterstützen. Das Recht der Gewerkschaften, die Interessen der Mitglieder zu vertreten, bleibt unberührt. Ihre Vertreter sind voll verhandlungsberechtigt. Jede Beschränkung und Benachteiligung der Ausschußmitglieder durch die Unternehmer ist verboten. Ein Zuwiderhandeln hiergegen ist mit Strafe bedroht.

Zugleich werden (§ 15 ff. der Verordnung vom 23. Dezember 1918) die Schlichtungsausschüsse des Hilfsdienstgesetzes für die bisherigen Bezirke neu gebildet. Sie sind paritätisch aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern zusammengesetzt und können nach eigenem Ermessen die Geschäftsführung einem unparteiischen Vorsitzenden übertragen. Die Mitglieder haben die gleiche Stellung wie nach dem Hilfsdienstgesetz. Die Ausschüsse können — sie müssen nicht — vom Arbeitgeber, den Arbeitnehmerschaften und mangels solcher von der Arbeitnehmerschaft bei Streitigkeiten über den Lohn oder sonstige Arbeitsverhältnisse angerufen werden, falls sich nicht beide Teile auf eine andere Schiedsinstanz einigen oder tarifliche Schlichtungsstellen in Frage kommen. Außerdem sollen die Ausschüsse von sich aus auf Einigungsverhandlungen vor ihnen hinwirken. In wichtigen Fällen kann das Reichsarbeitsamt die Schlichtung übernehmen. Beteiligte Personen können vor den Ausschuß zwecks Vernehmung geladen werden. Ihr Erscheinen ist durch Ordnungsstrafen erzwingbar. Der Ausschuß soll die Sachlage durch Anhörung beider Seiten möglichst klären und alsdann eine Einigung versuchen. Kommt diese zustande, so ist sie zu veröffentlichen; kommt sie nicht zustande, so soll der Ausschuß einen Schiedsspruch abgeben.

Das Abstimmungsverfahren regeln besondere Vorschriften. Der Schiedsspruch ist beiden Teilen mit der Aufforderung, sich über die Annahme des Spruches zu erklären, zuzustellen. Fehlt solche Erklärung, gilt die Unterwerfung als abgelehnt. Der Ausschuß hat bei ausdrücklicher oder stillschweigender Ablehnung des Schiedsspruchs dieses öffentlich bekanntzumachen, um seinem Spruche durch die öffentliche Meinung moralischen Nachdruck zu verleihen.

Durch dieses Schiedsverfahren, das nur auf die moralische Kraft des Schlichtungsausschusses baut, den Schiedsprüchen aber keine verbindliche oder vollstreckbare Wirkung verleiht, ist, wie sich deutlich ergibt, der ordentliche Rechtsweg keineswegs ausgeschlossen. Freilich geht die Verordnung

von der Erwartung aus, daß das Schlichtungsverfahren die Entscheidung des Zivilrichters regelmäßig erübrigt und die Parteien sich schließlich dem Spruche des Ausschusses beugen werden.

Anschließend seien die öffentlich-rechtlichen Eingriffe betreffend a) Einstellung und Kündigung, b) Arbeitszeit, c) Arbeitslohn dargestellt:

Gewerbliche Unternehmer von Betrieben mit mindestens 20 Arbeitern haben nach der für die Zeit der Demobilmachung ergangenen Verordnung des Demobilmachungsamtes vom 4. Januar 1919 (abgeändert am 13., 24., 30. Januar) diejenigen Kriegsteilnehmer einzustellen, die bei Kriegsausbruch als gewerbliche Arbeiter in ungekündigter Stellung dort beschäftigt waren oder damals ihrer gesetzlichen Dienstpflicht genügten, aber vorher in Stellung waren oder schließlich damals noch schulpflichtig waren und hernach in den Betrieb und von diesem aus in das Heer eintraten. Voraussetzung der Wiedereinstellung ist, daß der Arbeiter sich binnen vier Wochen nach Inkrafttreten der Verordnung (falls er nach der Entlassung in Verbänden zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung oder beim Grenzschutz Verwendung finden sollte, binnen zwei Wochen nach der erneuten Entlassung) beim Arbeitgeber meldet. Die beim Inkrafttreten der Verordnung beschäftigten Arbeiter sind weiter zu beschäftigen. Die Verordnung gilt auch für Staats- und Gemeindebetriebe. Sie gilt dagegen nicht für Angestellte im Sinne des Angestelltenversicherungsgesetzes, für die die unten zu erwähnende Verordnung ergangen ist. Wo die Durchführung dieser Vorschriften ganz oder zum Teil unmöglich ist, kann eine Einschränkung der Arbeiterzahl im Benehmen mit dem Arbeiterausschuß stattfinden. Bezüglich der Auswahl der zu entlassenden Arbeiter hat das Gesetz gewisse Leitsätze aufgestellt (Berücksichtigung von Alter, Dienstalter, Familienstand, Zugang von anderen Orten, Herkunft aus anderen Berufen usw.). Bei der Kündigung ist durchgehends eine Frist von zwei Wochen innezuhalten. Besondere Erleichterungen sind für Arbeiter, die von auswärts zugezogen sind und in die Heimat zurückkehren wollen, vorgesehen (zum Teil freie Fahrt, Abschlagslohn).

Die gesetzlichen Bestimmungen über fristlose Kündigungen bleiben jedoch unberührt (vergl. Gewerbeordnung § 123 ff.). Nur ist Kohlen- und Rohstoffmangel, der eine vorübergehende Betriebseinstellung notwendig macht, ausdrücklich als wichtiger Grund zur Kündigung ausgeschlossen.

Bei Streitigkeiten über Einstellung und Weiterbeschäftigung sowie über Löhne und sonstige Arbeitsverhältnisse kann der obenerwähnte Schlichtungsausschuß angerufen werden, und zwar auch vom Demobilmachungskommissar. Unterwerfen sich die Parteien dem Schiedsspruch nicht, so kann der Kommissar ihn — ein wichtiger Gegensatz zur Verordnung vom 23. Dezember 1918 — für verbindlich erklären und selbst die einzustellenden oder weiter zu beschäftigenden Arbeiter bestimmen. Alsdann gilt für das Verhältnis zwischen dem Unternehmer und den Arbeitern der Inhalt des Schiedsspruchs und, soweit dieser eine Regelung nicht vorsteht, der Inhalt der Arbeitsverträge gleichartiger Arbeiter des Betriebs als maßgebend. Der Arbeiter kann also ohne weiteres aus dem für verbindlich erklärten Schiedsspruch klagen.

Zum Schutze der Angestellten im Sinne des Angestelltenversicherungsgesetzes (einschließlich der wegen eines Alters über sechzig Jahren oder eines Einkommens von mehr als 5000 Mark von der Versicherungspflicht be-

freien Personen) ist eine besondere Verordnung vom 24. Januar 1919 (abgeändert am 6. Februar 1919) ergangen. Sie legt den Betriebsunternehmern und den Bureauinhabern öffentlich-rechtlicher und privater Betriebe — ohne Rücksicht auf die Zahl der Beschäftigten — die gleiche Pflicht auf. Die Meldepflicht beträgt durchgängig zwei Wochen. Die Verordnung geht über die ältere hinaus, indem bei Stellenwechsel im Kriege auch ein Einstellungsanspruch gegen den letzten Arbeitgeber, nicht bloß gegen den aus der Zeit des Kriegsausbruchs, besteht. Die Kündigungspflicht für weiterbeschäftigte Angestellte war der 28. Februar, die für wiedereingestellte der dritte auf den Einstellungsmonat folgende Monat. Angestellte, die seit dem 1. November zu einem zwischen dem 31. Dezember und 28. Februar liegenden Zeitpunkt gekündigt sind, haben einen Anspruch auf Aufhebung der Kündigung und Gehaltsnachzahlung unter Anrechnung des Ersparten oder anderweitig erzielten Verdienstes.

Den während des Krieges entstandenen oder wesentlich vergrößerten privaten Unternehmungen kann zur Pflicht gemacht werden, eine vom Demobilmachungskommissar der Zahl nach zu bestimmende Reihe von Kriegsteilnehmern einzustellen. Die Erfüllung dieser Verpflichtung ist strafrechtlich gesichert. An die Stelle des Arbeiterausschusses tritt hier der Angestelltenausschuß.

Neben diesen Verordnungen enthält einen Einstellungszwang die Verordnung des Demobilmachungsamtes vom 9. Januar betreffend Beschäftigung Schwerbeschädigter. Alle öffentlichen und privaten Betriebe haben danach auf je 100 ihrer Arbeitnehmer, in der Landwirtschaft auf je 50 einen Schwerbeschädigten einzustellen; dies sind Kriegsbeschädigte oder Unfallverletzte, die mindestens 50 Prozent der Rente beziehen. Die Schwerbeschädigten dürfen nur nach Anhörung der Arbeitnehmerschüsse und mit vierzehntägiger Kündigungsfrist entlassen werden, auch wo sie über die gesetzliche Frist hinaus freiwillig eingestellt sind. Gesetzliche Gründe der fristlosen Kündigung bleiben unberührt. Arbeitgeber, die sich diesem Einstellungszwang schuldhaft entziehen, können vom Schlichtungsausschuß mit einer Buße bis zu 10 000 Mark belegt werden, die vom Demobilmachungskommissar für vollstreckbar erklärt und wie Gemeindeabgaben beigetrieben werden kann.

Bereits durch den Aufruf des Rates der Volksbeauftragten vom 12. November 1918 ist der Achtstundentag vom 8. Januar 1919 ab eingeführt worden. Nähere Ausführungsbestimmungen zwecks Anpassung der Verordnung an die einzelnen Berufe sind zu erwarten.

Für die Zeit der Demobilmachung ist durch Verordnung des Demobilmachungsamtes vom 23. November 1918 für gewerbliche Arbeiter einschließlich der Gemeinde- und Staatsarbeiter der Achtstundentag festgesetzt worden. Ausnahmen sind zugelassen für die Verkehrsgewerbe, für Betriebe, deren Natur eine Unterbrechung nicht gestattet, oder bei denen die ununterbrochene Sonntagsarbeit im öffentlichen Interesse nötig ist. Besondere Schutzbefreiungen gelten für Arbeiterinnen. Die Aufsicht über die Ausführung der Verordnung und die Anordnung der Ausnahmen ist in die Hand der Gewerbeaufsichtsbeamten gelegt, die zum Teil an die Genehmigung der Arbeiterschüsse gebunden sind. Die Beobachtung der Verordnung ist strafrechtlich gesichert.

Für Landarbeiter ist durch die vorläufige Landarbeitsordnung vom 24. Januar 1919 eine Arbeitszeit von acht, zehn und elf Stunden in je vier Monaten des Jahres festgesetzt und sind eingehende Vorschriften über Ruhepausen und Überstunden gegeben. Für Bäcker und Konditoren ist durch besondere Verordnung vom 23. November 1918 der Achtfundentag ausdrücklich eingeführt unter besonderen Schutzbefehlen für Jugendliche und Arbeiterinnen und mit dem Verbot der Arbeit an Sonn- und Festtagen. Auch hier können die Gewerbeaufsichtsbeamten im Zusammenwirken mit den Arbeiterausschüssen in weitgehendem Maße Ausnahmen gestatten. Strafvorschriften schützen die Innehaltung der Verordnung.

Vorschriften über Lohnbemessung mit Rücksicht auf die veränderte Höchstarbeitszeit fehlen. Nur eine solche Vorschrift ist gegeben in § 1 der »Verordnung über die Entlohnung... im Bäckerei- und Konditoreigewerbe« vom 2. Dezember 1918. Dort ist bestimmt, daß die Arbeitszeitverkürzung zu Lohnabschlägen nicht berechtigt und der Stücklohn in solchem Maße zu erhöhen ist, daß künftig in acht Stunden ebensoviel verdient wird wie bisher in der längeren Arbeitszeit.

Die Rechtslage ist im übrigen die, daß der Zeitlohn durch die öffentlich-rechtlichen Beschränkungen der Arbeitszeit nicht beeinträchtigt wird, bei Akkordlohn der Arbeiter, solange er nicht höhere Stücklöhne durchsetzt, entsprechend weniger verdient.

Aber die Bemessung und Bewertung der Naturalien, der Wohnung, Landnutzung usw. bei Landarbeitsverträgen hat die Landarbeitsordnung verschiedene Bestimmungen getroffen.

Das Arbeitsrecht der Revolutionszeit ist auf den im Kriege bereits vorgezeichneten Wegen fortgeschritten. Das öffentliche Recht, das bisher auf dem Gebiet des Arbeitsvertrags vorzugsweise die bereits abgeschlossenen Verträge ergriff, hat nunmehr auf die Eingehung der Arbeitsverträge selbst Einfluß gewonnen. In den Verordnungen betreffend Einstellung von Angestellten und Arbeitern ist zum erstenmal im deutschen Arbeitsrecht ein Recht auf Arbeit in bescheidenem Umfang verkündet worden. Neben dem Recht auf Arbeit hat die Revolution ein Recht auf Arbeitslosenunterstützung geschaffen. Beide Rechte sind auf dem Felde des Sozialismus gewachsen und bedürfen der systematischen Eingliederung in unser soziales Leben. Mit ihnen hängt aufs engste zusammen ein weiteres sozialistisches Prinzip: die allgemeine Pflicht zur Arbeit. Hierher gehört auch die Frage der gütlichen Beilegung von Arbeitsstreitigkeiten.

Der Streik, berechtigt im kapitalistischen Staate, wird zum Unrecht dort, wo die Kapitalistenklasse von der Staatsgewalt zur Bewilligung aller ökonomisch möglichen Forderungen gezwungen werden kann, wo der Arbeitsvertrag keine private, sondern eine öffentliche Angelegenheit, die Arbeitsleistung ein sozialer Dienst zu werden beginnt. Die gesetzgeberische Lösung dieser drei Probleme — des Rechtes auf Arbeit, des Rechtes auf Arbeitslosenunterstützung und der Pflicht zur Arbeit einschließlich der Pflicht zur gütlichen Beilegung von Arbeitsstreitigkeiten — muß Aufgabe der Rechts- und Wirtschaftswissenschaft der nächsten Zukunft sein.

## Die Kirchenfrage in der Frankfurter Nationalversammlung.

Von A. Conrady.

### I.

Die erste deutsche Nationalversammlung genießt keinen besonders guten Nachruf. Dieses schlechte Renommee ist auch verdient, insofern sie es an der nötigen Latkraft hat fehlen lassen und in großem Maße auf einen bloßen Diskutierklub hinauslief. So sind die scharfen Urteile, die von sozialistischer Seite, vor allem Friedrich Engels, über das Frankfurter Parlament gefällt worden sind, nicht grundlos. Immerhin muß man sagen, daß Engels in seinen Aufsätzen über Revolution und Konterrevolution in Deutschland unter dem frischen Eindruck der Geschehnisse doch ein wenig gar zu absprechend über die Versammlung in der Paulskirche geurteilt hat. Unter anderem will er den Verhandlungen dieser Körperschaft nicht einmal theoretischen Wert zuerkennen und mißt den »langatmigen Abhandlungen des Frankfurter Narrenkollegiums« bloß für den Sammler literarischer und antiquarischer Kuriositäten Interesse bei. Das geht nun zweifellos zu weit. In Wirklichkeit ist von den Frankfurter Debatten manches nicht nur von beträchtlichem historischem, sondern auch von politischem Interesse.

Dies gilt zweifellos zum Beispiel für die Kirchendebatte, die im August und September 1848 in der Paulskirche stattfand. Sie spielte sich im Laufe der endlosen Erörterungen über die sogenannten Grundrechte ab und knüpfte sich an deren Artikel III, von dem die Verfassungskommission am 21. August eine Fassung vorlegte, wonach jeder Deutsche volle Glaubens- und Gewissensfreiheit haben sollte, die Religionsübung freigegeben, der Genuß der bürgerlichen Rechte für nicht bedingt vom Religionsbekenntnis erklärt, die Bildung neuer Religionsgesellschaften erlaubt, die Zivilehe zur Vorbedingung der kirchlichen Trauung gemacht wurde. In den schließlichen Beschlüssen finden sich diese Punkte des Kommissionsvorschlages wieder. Außerdem aber liest man im § 17: »Jede Religionsgesellschaft (Kirche) ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber, wie jede andere Gesellschaft im Staate, den Staatsgesetzen unterworfen. Keine Religionsgesellschaft genießt vor anderen Vorrechte durch den Staat. Es besteht ferner keine Staatskirche. . . .«

Die Nationalversammlung langte also bei der Trennung von Staat und Kirche an. Die Debatten, die zu diesem Ergebnis führten, entbehren heute nicht des Reizes der Aktualität. Ein Resümee kann allerdings aus Rücksichten bloß äußerst gedrängt sein, unter besonderer Berücksichtigung der kirchlichen Redner. Wer die Zusammenfassung kontrollieren und den vollen Wortlaut haben will, findet ihn im dritten Band des von Professor Wigard 1848 in Frankfurt herausgegebenen »Stenographischen Berichts über die Verhandlungen der Deutschen konstituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M.«, S. 1632 bis 2001. Allerdings steht noch einiges andere auf diesem Raume. Die schleswig-holsteinische Frage und der Malmöer Waffenstillstand mit seinen Konsequenzen drängten sich nämlich mitunter dazwischen, gewiß zum nicht geringen Mißbehagen manches Mitglieds. Ein Abgeordneter schreibt über diese Störungen: »Sogar die Vorlesungen über Staat und Kirche, ein unbeschreiblich anziehendes Thema für

Deutsche, mußten davor in den Hintergrund treten.« Immerhin füllen die Diskussionen über die Kirchenfrage verschiedene hundert Seiten zu 168 Zeilen, so daß eine gedrängte und doch getreue Wiedergabe der Verhandlungen nicht ohne Schwierigkeit ist.

Die Generaldebatte über Artikel III der Grundrechte eröffnet am 21. August der Eisenacher Gymnasiallehrer **Weissenborn**, ein alter Vorkämpfer, mit einer Rede für volle Unabhängigkeit der Kirche vom Staate. Er weist auf die schweren Wunden hin, welche die Vereinigung beider ganz Europa geschlagen hat, und verlangt die Selbstregierung, die in den materiellen Verhältnissen des Lebens gelten soll, auch für die heiligsten Verhältnisse. Seinen Prinzipien schließt sich ausdrücklich und unbedingt als nächster Redner der Münchener Professor **Phillips** an, ein anerkannter Vertreter des Katholizismus, Mitunterzeichner eines von dieser Seite kommenden Antrags im Sinne der Trennung. Er sieht ein großes Unglück für Deutschland nicht in der konfessionellen Spaltung, sondern in dem Umstand, daß diese Spaltung stets zu politischen Zwecken ausgebeutet worden ist. Dem Westfälischen Frieden von 1648 als einem Scheinfrieden will Phillips den Frankfurter Frieden von 1848 als einen dauernden folgen lassen. Der vielbeklagte Despotismus der Fürsten liegt ihm in der Vereinigung zweier Gewalten begründet, die voneinander getrennt sein müssen. Und der Redner erwartet von der Aufhebung des Staatskirchentums die Begründung der wahren Einheit Deutschlands.

Phillips' Befürwortung der Kirchentrennung ist dem Abgeordneten, der ihn auf der Tribüne ablöst, dem linksliberalen Professor **Wiedermann** von Leipzig, äußerst peinlich. Er will sich aber deshalb an der Richtigkeit prinzipiellen Eintretens für die Freiheit der Kirche vom Staate nicht irremachen lassen, sondern nur betonen, daß auch eine vollkommene Unabhängigkeit des Staates von der Kirche stattfinden müsse. Der Arm des Staates soll auf keine Art mehr für kirchliche Zwecke in Betracht kommen. Und er erwartet ein Auseinandergehen der im Moment scheinbar einigen Meinungen, wenn die Schulfrage auf die Tagesordnung kommt, da er annimmt, daß »jene Seite« einen Einfluß auf die Schule beanspruchen werde, der nicht gewährt werden könne. Wiedermann verwahrt sich nachdrücklich dagegen, auf den Standpunkt des alten Polizeistaats zu treten, und will auch nichts wissen von jenem beschränkten politischen und religiösen Liberalismus, der nur für sich die Freiheit will, sie anderen aber nicht gönnt.

Dieser Standpunkt wird nun von den nächsten beiden Rednern vertreten. **Paur** von Reife verlangt, daß die Kirche, wo sie als mittelalterlich gebundene Institution dem Staate entgegentreten will, nicht frei sein soll. Sonst will er auch Freiheit der Kirche, verlangt aber vor allem, daß sich der Staat des religiösen Charakters entkleide. Der Abgeordnete **Splwester Jordan**, demokratisch-konstitutionell, hält die Trennung von Kirche und Staat für gefährlich, wenn nicht die äußere Kirchengewalt zuvor zerbrechen wird; die Kirche soll übergehen in Religionsgesellschaften ohne solche Gewalt im bisherigen Sinne. Der Abgeordnete **Plathner** von Halberstadt ist, Professor Wiedermann zustimmend, für absolute Scheidung des religiösen und des staatlichen Gebiets.

Es folgen wieder zwei liberale Gegner der Trennung. **Wedekind** von Bruchhausen sieht den allergrößten Konflikt voraus, wenn man den Staat

auf demokratische Prinzipien basirte und die Kirche als monarchisches Institut bestehen ließe. Wie er den Freihandel als ein Ideal ansieht, das sich mit dem Zustand Deutschlands noch nicht verträgt, so denkt er auch über die Stellung der Kirche. Ebenjowenig war der berühmte liberale Badenser *Welcker* für Unabhängigkeit der Kirche, die ihm mit Souveränität gleichbedeutend erschien. Er sah im Geiste die Jesuitengefahr und das überlebte Institut der Klöster auftauchen und bedankte sich für ein solches Grundrecht. Ihm pflichtete noch bei der vorlezte Redner des Tages, *Tafel* von Zweibrücken, der ebenfalls eine völlige Trennung von Staat und Kirche nicht für durchführbar hielt. Auch *Tafel* fand bedenklich, daß der Ruf nach Religionsfreiheit vorzüglich von der Seite komme, die bisher für Thron und Altar gestritten. Er fürchtet herrschsüchtige Absichten, hätte aber nichts gegen volle Freiheit, wenn zuvor die ganze Hierarchie zugunsten der Gemeinden umgestaltet würde, was aber nicht Sache der Nationalversammlung sei. Der ihm folgende Bonner katholische Abgeordnete *Dieringer* zeigt sich schmerzlich von dem kulturkämpferischen Tone berührt, den der eine oder andere Konfessionsgenosse angeschlagen. *Dieringer* will nichts davon wissen, daß die Kirche hinfort noch in Abhängigkeit vom Polizeistaat leben soll, sondern fordert volle Unabhängigkeit.

Der Hauptredner dieses Tages im Sinne der Trennung war schon vor ihm und *Tafel* zu Worte gekommen in der Person des Abgeordneten *Vogel* von Dillingen. Er stellt sich am Eingang seiner Rede als katholischer Geistlicher vor, der seit 36 Jahren gewöhnt ist, anderen zu predigen. Und damit wendet er sich der Predigt zu, die der Abgeordnete *Jordan* gehalten, dessen Darstellung vom Wesen der katholischen Kirche *Vogel* für ein Zerrbild erklärt. Er will Mißbräuche und Mißgriffe einzelner nicht in Abrede stellen, will aber die Gesamtheit nicht für einzelne Fanatiker verantwortlich gemacht wissen. Wenn die Kirche wirklich ein solches Bedrückungswerkzeug, so unduldsam und vernunftfeindlich wäre, wie es ausgemalt worden, so würde er schleunigst aus ihr austreten. Er spricht sich dann für die volle Unabhängigkeit der Kirche vom Staat und des Staates von der Kirche aus. Er will nicht ein weltliches Regiment der Kirche, das ist eine weltliche Macht der Geistlichen über die Staaten, eine physische Gewaltanwendung und Anschreien des Zeitlichen zu herrschsüchtigen Zwecken, ein Pfaffenregiment; das wäre eine Schande des Jahrhunderts und soll nie kommen. Aber er will allgemeine Religionsfreiheit und freie Bildung religiöser Gesellschaften. Er verhehlt sich nicht, daß dadurch viele Sekten hervorgerufen werden könnten. Aber er bleibt bei dem Grundsatz, daß nur durch Freiheit die Wahrheit zum Siege kommt. Von keinem äußeren Zwang in Glaubens- und Gewissensangelegenheiten will er hören; denn er hat die Überzeugung, daß Gott die Freiheit, die freie Überzeugung will. *Vogel* bezeichnet nun das Amalgamieren der Kirche mit dem Staate als etwas höchst Böses, weil es die politische und religiöse Freiheit unterdrückt. Er nimmt auf ein früher gefallenes Wort Bezug, wonach der Zar fürchterlich ist, weil er Schwert und Kreuz hat.

Demgegenüber weist er das Gefühl der Furcht vor dem russischen Zaren von sich und dem Volke ab. Dagegen fürchtet er für die politische Freiheit von dem innern Zaren, nämlich der innigen Verbindung der Kirche mit dem Staate. Nach seiner Ansicht ist es gleich, ob der Staat das Raub-

faß selber schwenkt oder die Hand leitet, die das Rauchsfaß schwenkt. Wenn der Staat die kirchlichen Ämter besetzt, so kann er die Religion als Hebel benutzen zur Unterdrückung der politischen Freiheit; die von ihm Angestellten sind nicht selten seine gar zu dienstbaren Geister. Der Redner spricht es geradezu aus, der Staat habe die Gelegenheit, die edelsten Köpfe zu korrumpieren, dadurch, daß, wenn ein Mann mutig für Freiheit, Recht und Volkswohl spricht, er sucht, ihn zu ködern, ins Garn zu bringen, zum Schweigen zu bringen, ja sogar zum Sprechen und Stimmen für absolute Fürstengewalt, indem man ihm zeigt und verspricht einträgliche kirchliche Ehrenstellen. Und der Redner stellt die Tatsache fest, daß leider schon mancher Mund verstummte, der früher laut für Freiheit, Recht und Volkswohl sprach. Auch deshalb verlangt er, daß jede religiöse Gesellschaft ihre Vorsteher selbst wählen soll und nicht von außen her nehmen muß.

Im weiteren Verlauf seiner Rede findet Vogel begeisterte Worte für die historische Mission des Christentums und bekennt sich zu dem Grundsatz des Apostels, nach dem die Paulskirche benannt ist, nämlich, der Wahrheit frei in Liebe dienen. Er glaubt, die Nationalversammlung werde, wenn sie die Freiheit und Unabhängigkeit des Staates von der Kirche erklärt habe, für die Dauer ein unendliches Glück und einen unaussprechlichen Segen für Deutschland schaffen. Er bezeichnet es als ein Unglück, daß das religiöse Bestreben im sechzehnten Jahrhundert in das politische hineingezogen worden ist, daß der Geist der Reform, der sich allenthalben erst kräftig anmeldete, von der Politik erfasst wurde und in politischen Partelleidenschaften zur größeren Trennung und Schwäche führte. Der nach großem Elend 1648 zusammengesetzte sogenannte Frieden ist für Vogel kein wahrer Frieden. Dieser Scheinfrieden löst sich jetzt auf, und zwar mit Recht. Und nun soll wahrer Friede geschaffen werden durch volle religiöse Freiheit für alle ohne Unterschied. Unter vielseitigem Beifall begründet der Redner sein Votum für Selbständigkeit, volle Unabhängigkeit der Kirche vom Staate sowie des Staates von der Kirche, mit den Schlussworten, er nehme diesen Standpunkt ein, weil er ein Mensch sei und ein Christ.

In der Sitzung des 22. August kam als erster ein mittelstaatlicher Regierungsmann zu Worte, nämlich der bayerische, aus der Lolzeit stammende Kultusminister v. Weisler, allerdings nicht als solcher, sondern als Volksvertreter. Er vermag sich nicht davon zu überzeugen, daß die geforderte Trennung naturgemäß sei. Darauf basierend, daß es Aufgabe des Staates sei, die Menschheit edlen Zielen zuzuführen, kann er sich nicht denken, daß das Christentum wie eine Kunst, wie eine Innung, wie eine Kasinogesellschaft bestehen soll, um die sich der Staat in nichts zu kümmern hat. Er sieht in dem Trennungsverlangen bloß einen Ausfluß klerikaler Herrschaftsucht. Der kirchliche Absolutismus erwärmt sich dafür bloß zur Abwehr demokratischer Einrichtungen. Herr v. Weisler meint, wenn man die Kirchenverfassung lasse, wie sie ist, und die Kirche vom Staate trenne, wenn man die Schule mit hinübergebe und ein Wahlgesetz auf breitester demokratischer Basis bis in die unterste Hefe des Volkes herab beifüge, dann habe man die Priesterherrschaft fertiggemacht. Weisler sucht das Heilmittel woanders als in der Trennung von Kirche und Staat, nämlich in einer Verfassungsänderung der Kirche, ähnlich der auf staatlichem Gebiet neuerdings bewirkten. Er beschäftigte sich in seiner Rede überwiegend mit dem Katholizismus, aber ihr

bureaukrattischer Geist richtete sich ebenfogut gegen die evangelischen Anhänger der freien Kirche im freien Staate, und so widmete ihm der evangelische Theologe, der ihm auf der Tribüne folgte, der Pastor Zittel aus Balingen, gemäßigt-liberal, aber Fürsprecher der Kirchentrennung, einige wirkfame Worte. Zittel erklärt sich mit Weislers Ziel — Sturz der Hierarchy — einverstanden, will es aber nicht, wie dieser, durch die Bevormundung des Staates, durch den Kultusminister erreichen, sondern auf dem Boden der Freiheit, durch den Geist der Zeit, nicht mehr im Polizeirock, sondern aus dem Volke heraus und mit dem Volke.

Den berühmten Kampf zwischen Kirche und Staat, von dem Weisler auch gesprochen, führt Zittel darauf zurück, daß die Beamten über das Volk herrschen wollen, der Klerus aber auch, und daß beide darüber in Streit geriethen. Der Staat hat aber auch den Türhüter der Kirche gemacht und dafür gesorgt, daß keiner herauskam. Jetzt soll der Staat nicht mehr ins Hausrecht der Kirche eingreifen, aber er soll die Türe der Kirche aufmachen und sagen: Wem's drinnen nicht gefällt, der komme heraus. Zittel bekennt sich zu dem Ideal eines christlichen Staates. Wenn aber der Staat ein christlicher werden soll, dann nehme man ihm die sogenannte Christlichkeit, die er bisher an sich getragen; denn dieser christliche Staat war die größte Lüge der Weltgeschichte. Für das gleiche Prinzip der Trennung von Staat und Kirche sprach sich auch als nächster Redner der bekannte naturwissenschaftliche Materialist Vogt von der äußersten Linken aus, »wenn auch freilich von einem ganz anderen Standpunkt aus«. Und er erklärte dann, mit einer berühmt gewordenen Redebühne, in dieser Frage über allen Parteien erhaben zu stehen, auf einem total neutralen Standpunkt, so vollkommen neutral, daß er fast sagen möchte, es wäre gar kein Standpunkt. Indes entpuppte sich sein Standpunkt sehr bald als der des Wald- und Wiesenfreidenkertums. Er votiert für die Trennung von Staat und Kirche nur unter der Bedingung, daß das, was man Kirche nenne, überhaupt spurlos von der Erde verschwinde und sich dahin zurückziehe, wo es seine Heimat habe, in den Himmel, »und zwar in den Himmel, von dem wir erfahren werden nach unserem Tode, von dem wir aber vielleicht nichts wissen wollen, solange wir auf Erden sind«. Er fühlt sich also naturgemäöh gar nicht wohl dabei, daß er mit Geistlichen für diese Sache eintritt, denunziert daher deren Zweck als herrschüchtig und erklärt, wenn das der Zweck der Trennung von Kirche und Staat sei, dann wolle er sie nicht, sondern werde sich ihr mit allen Mitteln widersetzen. Er sieht den Kampf mit dem religiösen Fanatismus vor der Tür und will ihm durch die Freiheit und in der Freiheit mit blanken Waffen entgegentreten. Er verlangt Freiheit auch für den Unglauben, die Freiheit, auch Atheist zu sein. Er fordert auch Freiheit des Unterrichts von der Kirche und erwartet, bei dieser Gelegenheit die peinlichen Standesgenossen loszuwerden, die das Schulwesen für ihre Verdummungspläne und Herrschaftsabsichten benutzen möchten. Wenn ihnen das unmöglich gemacht wird, dann hofft er, aus dem Kampfe als Sieger hervorzugehen, dann mögen sie kommen, die Herren, in Gottes Namen — eine Anrufung, die aus diesem Munde kommend große Heiterkeit erregte.

Ihm aber folgte »in Gottes Namen« ein Kämpfer, dessen logisches und rednerisches Rüstzeug nicht zu verachten war, nämlich der berühmte Münchener Professor der katholischen Theologie Böllinger. Zwischen-

durch sagte allerdings noch ein Gegner der Kirchentrennung, der rechtsstehende evangelische Geistliche J ü r g e n s von Stadtfoldendorf, sein Sprüchlein, machte aber keinen Effekt mit seinem Unkenruf, aus dem bloß hervorzuhelen, daß er hinter der Kirchentrennung mit ihrer Freiheit der religiösen Vergesellschaftung schon umstürzlerische Tendenzen vor Augen sah, die unter jenem Deckmantel den Staat auflösen würden, Ansichten, wonach der Besitz, wonach die Ehe verworfen, wonach Sozialismus und Kommunismus empfohlen werden. Es folgte nun als Befürworter der Kirchentrennung Döllinger, von dem ein Augen- und Ohrenzeuge sagt, daß er nach dieser einen Rede Matador seiner Partei geworden. Er setzte sich vornehmlich mit Vogt und besonders Weisler auseinander. Ersterem sagt er seine Bosheiten wegen seiner Pfaffenfresserei, bietet ihm aber auch eine Blöße, indem er zwar zugibt, daß zur Religionsfreiheit auch Freiheit für den Unglauben, Recht zur Konfessionslosigkeit gehört, aber sich nicht vorbereitet zeigt, bis zur äußersten Konsequenz Vogts zu gehen, nämlich den offenen Atheismus als frei und gleichberechtigt anzuerkennen. Auch in dieser Hinsicht beruft er sich auf das Vorbild des Staates mit der größten Religionsfreiheit, wo aber doch das Bekenntnis zum Glauben an einen Gott Vorbedingung des Bürgerrechts sei. Döllinger meint die Vereinigten Staaten von Nordamerika, auf die er sich Weisler gegenüber beruft, um darzutun, daß die Trennung von Staat und Kirche letztere nicht in die Stellung einer Kasinogesellschaft zu bringen braucht, und da ist alles so eingeführt, wie Döllingers Freunde es für Deutschland wünschen, und zwar seit 70 Jahren, ohne daß es zu Konflikten zwischen Kirche und Staat gekommen. In dieser Richtung liegt der Frieden und nicht in Änderungen der Kirchenverfassung durch den Staat, der dazu gar nicht befugt ist und also nur Kampf hervorrufen würde. Die Behauptung, daß die Kirche nicht durch ihre Organe die Trennung gefordert habe, weist der Redner als unbegründet zurück, indem er die Bischöfe von Münster und Breslau, die bis vor kurzem der Nationalversammlung angehört haben, als Anhänger seines Standpunktes nachweist und hervorhebt, daß noch ein Bischof in der Versammlung vorhanden, der nicht anstehen werde, sein Votum für die Unabhängigkeit der Kirche zu begründen.

Im weiteren Verlauf der Sitzung sprach sich denn auch der Bischof G e r i g von Frauenburg für Freiheit in jeder Beziehung, auch für die geistige und religiöse Freiheit aus, forderte völlige Unabhängigkeit der Kirche vom Staate für alle Religionsgesellschaften und sprach dabei die Überzeugung aus, daß die überwiegende Mehrheit der Bewohner Deutschlands jeder Konfession vollständige Trennung der Staats- und Kirchengewalt verlange. Vor Gerig sprach der gemäßigt-liberale Rheinländer v. B e d e r a t h sich gegen Vogts unhistorische Pauschalverdammung des Christentums und für die Unabhängigkeit der Religionsgesellschaften aus; nach Gerig erklärte der Bruchsaler Abgeordnete C h r i s t dasselbe für notwendig wegen der Verschiedenheit der Religionsbekenntnisse, wodurch ohne Trennung vom Staate Spaltung in den Staat hineingebracht werden müßte. Christ will auch so weit gehen, der Kirche das Recht nicht nur zur Anstellung ihrer Beamten, sondern auch i h r e r Lehrer, er meint offenbar die Religionslehrer, zuzugestehen, ohne deshalb die Möglichkeit eines Verdummungssystems zu befürchten.

Hingegen prophezeit der evangelische Pfarrer Bauer von Bamberg Unheil, wenn der katholischen Kirche volle Unabhängigkeit bewilligt werde. Bezugnehmend auf die bayerischen Erfahrungen der vorrevolutionären Zeit, warnt er vor Bewilligung einer Freiheit, die nur ein Deckmantel der Tyrannei sein würde, und will auch nichts von dem Hinweis auf Amerika hören, von dem er meint, daß es binnen 25 Jahren, und wenn dort einmal die Jesuiten sich festgesetzt hätten, auch zu Einschränkungen der kirchlichen Unabhängigkeit schreiten werde. Da war er freilich ein schlechter Prophet. Kurz, er hat große Angst vor der »ultramontanen« Partei, als deren Vertreter er Döllinger angreift, wogegen er seinen Freund und mehrjährigen Landtagskollegen Vogel »trotz seines feurigen, begeisterten und aufrichtigen Katholizismus« doch nie jener Partei beigezählt hat; aber Vogels Ausführungen können ihn doch nicht darüber beruhigen, daß die ultramontane Partei jetzt unter dem früher von ihr verfolgten Panier der Glaubensfreiheit die verlorene Herrschaft wiedererobern möchte. (Schluß folgt.)

## Bühnenschau.

Von Edgar Steiger.

Am 12. Oktober 1918 feierte das Münchener Hoftheater seinen hundertsten Geburtstag; am 12. November fand in demselben Bau, der nunmehr Nationaltheater heißt, eine Revolutionsfeier statt, bei der Kurt Eisner die Festrede hielt. »Ich habe Ihnen gezeigt, wie man Weltgeschichte macht«, rief der neue bayerische Ministerpräsident triumphierend seinen Getreuen zu, und jeder, der diese Worte hörte, fühlte wie ein aus schwerem Traum Erwachender, daß das Gestrern für immer begraben sei und ein neuer Morgen zu sagen beginne.

Von Paris aus, wo damals der neugebackene bayerische König von Napoleons Gnaden weilte, hatte im Jahre 1810 der Wittelsbacher Maximilian Joseph den Befehl zum Bau des neuen Hof- und Nationaltheaters gegeben (letzterer Name spukte seit Lessing in allen aufgeklärten Köpfen Deutschlands), und am 12. Oktober 1818 konnte nach vielen Schwierigkeiten — die Stände hatten schon achtzehn Jahre zuvor das kostspielige Projekt des Theatermalers Quaglio in Unbetracht der Schuldenlast des Landes zurückgewiesen — »das größte Theater der Welt«, wie es damals mit Recht hieß, unter ungeheurer Prachtensfaltung mit Andreas Ehrhards längst vergebener Tragödie »Heimeran« eröffnet werden, freilich nur, um viereinhalb Jahre später bis auf die Grundmauer niederzubrennen. Genau besehen, feierte man also vergangenen Herbst den hundertsten Geburtstag eines Abgebrannten, eine unfreiwillige Symbolik des allgemeinen Zusammenbruchs der alten Monarchie, den fünf Wochen später die Revolutionsfeier in dem auf des Monarchen Befehl von Klenze neuaufgeführten Säulenbau befestigte.

In Wirklichkeit verdankte ja dieser aus der Asche wiedererstandene Phönix, für den die geleerte Privatstafulle des Wittelsbachers nichts mehr übrig hatte, lediglich einem »Münchener Bierpfennig« sein Dasein, den noch in der Brandnacht angesichts des verzweifelnden Königs die beiden in Demut ersterbenden Bürgermeister über die Stadt zu verhängen beschlossen

hatten. Und so war denn schon von Anbeginn dieses Hoftheater, über dessen Mittelbalkon die Königskrone prangte, eigentlich ein Geschenk des Volkes an den König. Es brauchte demnach nur an Stelle des in unfertigster Ehrfurcht verklappten Bürgertums die ihrer Menschenrechte bewußte Arbeiterschaft zu treten, um das, was war, das heißt die völlige Verschiebung der Machtverhältnisse, durch die Beseitigung des Hofes und alles dessen, was an ihn erinnerte, ein für allemal auszusprechen.

Das ist nicht etwa bildlich, sondern buchstäblich gemeint. Und die Weltgeschichte bestätigte es durch einen Wiß. Am Vorabend der Münchener Revolutionsnacht nämlich sagten, ohne eine Ahnung von dem Vorhaben der Arbeiterschaft, die Mitglieder des Hoftheaters, vom fürstlich besoldeten Opernsänger bis zum jämmerlich bezahlten Mitglied des Balletts herunter, einmütig im Hotel zum »Englischen Hof«, um unter der Leitung ihres Vertrauensmannes Schwannecke gegen die unerträgliche Willkürherrschaft am Hoftheater Stellung zu nehmen; und im selben Augenblick, da von der Straße her der Massentritt der vorübermarschierenden Arbeiterbataillone zu ihren Fenstern heraufdröhnte, hatten sie den einstimmigen Beschluß gefaßt, dem Intendanten Freiherrn v. Franckenstein und seinem unheilvollen Berater Intendantrat v. Zoller ein Ultimatum zu unterbreiten. So ging denn, ohne daß der eine vom anderen etwas wußte, mit dem Befreiungswerk der Arbeiter das der Hoftheaterleute Hand in Hand; und als tags darauf in München die Republik ausgerufen wurde, war auch der Intendant v. Franckenstein abgesetzt und an seine Stelle als Vertrauensmann der freien Künstlergewerkschaft Viktor Schwannecke getreten.

Der weitere Ausbau der neuen Theaterleitung auf demokratischer Grundlage verstand sich dann von selbst. Aber dem vom gesamten Personal gewählten Intendanten, der für den Ausgleich der künstlerischen und wirtschaftlichen Forderungen zu sorgen hatte, standen nun, ebenfalls aus freier Wahl hervorgegangen, ein Operndirektor (Bruno Walfher) und ein Schauspielregisseur (Albert Steinrück), die sich in die künstlerische Leitung des Ganzen zu teilen hatten, und ein ebenfalls aus allgemeinen Wahlen hervorgegangener Künstlererrat wurde mit der Wahrung der Rechte der einzelnen Theatermitglieder betraut.

War mit der Revolutionsfeier für das Hoftheater wirklich ein neuer Tag angebrochen? »Des Epimenides Erwachen«, dem man ein lebendes Bild mit flammenden Opferschalen, roten Gewändern und stürmischem Volksgetümmel entlehnt hatte, um die Revolution zu ver sinnbildlichen, war nicht gerade dazu angetan, die Hoffnungen besonders hoch zu stimmen; denn dieses gequälte Festspiel des alternden Geheimrats *Coethe*, das die Wiederkehr des preussischen Königs nach den Befreiungskriegen feiert, ist alles andere als eine Verherrlichung der Freiheit, die wir meinen. Und wer etwa geglaubt hatte, der Volksbühnengedanke würde jetzt, dem ganzen übrigen Deutschland zum leuchtenden Beispiel, in München zum ersten Male auf dem Boden des freien Volksstaats verwirklicht werden, sah sich bitter getäuscht. Das Hoftheater war in den Händen des Volkes. War es da nicht an der Zeit, daß eben dies Volk ihm zu verstehen gab, was es von ihm erwartete? Jetzt oder nie war für den Verein »M ü n c h e n e r V o l k s b ü h n e«, der bisher wie ein Veilchen im verborgenen geblüht hatte, der Augenblick gekommen, seine Daseinsberechtigung zu beweisen.

Jetzt mußte er im Namen der Massen, die hinter ihm standen, für diese bildungshungrigen Massen die künstlerische Bildung des Volkes selbstbewußt in die Hand nehmen und nicht irrlichternd und sich dem Zufall überlassend, sondern nach festen künstlerischen Grundsätzen den Spielplan des Hoftheaters diesem hohen Zweck entsprechend zu gestalten suchen. Leider haben die, denen die Leitung der Münchener Volksbühne anvertraut war, diesen kostbaren, unwiederbringlichen Augenblick verschlafen. Und so verbringt denn die Münchener Volksbühne neben der Kunstkommission der Gewerkschaften und der Kunstkommission der Arbeiterräte ihr bescheidenes und überflüssiges Dasein damit, vom Spielplan des Nationaltheaters das, was in ihren Kram paßt, ihren Mitgliedern noch einmal vorspielen zu lassen.

Um so erfreulicher ist es, daß die Schauspieler selbst im Bewußtsein der neuerrungenen Freiheit mit neuer Freude ans Werk gingen, um den anderen zu zeigen, daß für sie wirklich ein neuer Tag herausgedämmert sei. Grabbe's »Hannibal«, den Albert Steinrück mit kühnem Griff zum ersten Male ans Licht der Rampen zerrte, stellte die vielköpfige Künstlerschar des Hoftheaters gleich vor eine schwierige Aufgabe, die nur dann befriedigend zu lösen war, wenn jeder, vom Spielleiter an den richtigen Platz gestellt, mit freudiger Hingebung seine Pflicht tat. Dies eigenwillige Geknatter dramatischer Blige, die der »trunkene Shakespeare« Deutschlands aus seiner umgestülpten Hirnschale schüttelte, ohne sich um Raum, Zeit, Persönlichkeiten und was dergleichen Kleinigkeiten mehr sind, zu kümmern, widerstrebt in seiner ungebundenen Wildheit durchaus dem Zwang der Bühne, die das wirre Geschehen der Vergangenheit wie ein Geschichtsprofessor in wohlabgejirkelten Abschnitten zur einheitlichen Handlung verknüpft. Die zerhackten Aphorismen dieser erschütternden Epopöe, die wie Bligebilder vor unserm Auge auf- und niedertauchen, drohen, auch wenn sie vom Spielleiter noch so geschickt durch einen ständigen Wechsel von einfachen Vorhängen und künstlerischen Prospekten zu einem ungefügten Ganzen zusammengeballt werden, immer und immer wieder ins Zweck- und Ziellose zu zerklüften. Und doch gelang das ungeheuerliche Wagnis wider alles Erwarten. War es nur Steinrücks Hannibal, ein knorriger Charakterkopf mit scharfem Profil, der diese stürmische Heßjagd von Wildern und Worten zur dramatischen Gesamtanschauung staute, oder war es das dumpfe Gefühl der Zuschauer, hier etwas wie eigenes Schicksal mitzuerleben — nämlich ein nach Weltherrschaft strebendes Staatsgebilde, das sich, in diesem einen großen Menschen verkörpert, zu Tode steigt? Wie dem auch sei, der Eindruck war stark und nachhaltig. Vielleicht noch stärker bei dem geschichtsunkundigen Zuschauer, dem gar nicht zum Bewußtsein kam, daß Grabbe — sei's in der Begeisterung, sei's im Alkohol — den Zerstörer Karthagos mit dessen Adoptivgroßvater Scipio Afrikanus verwechselt. Immerhin erlahmte auch bei ihm nach dem Fall Karthagos die lebendige Teilnahme an den Ereignissen, aber nur, weil am Hofe des Königs Preussias auch dem Dichter der Atem ausgeht.

Grabbe und Ludwig Thoma — klingt das nicht wie Revolution und gute alte Zeit? Der Zufall fügte es auch so, daß der bayerische Volksdichter noch vor der großen Umwälzung sich wieder einmal im alten Residenztheater — nunmehr heißt es »Kleines Haus« — in »Krachledernenzeitge. Was er brachte, erinnerte denn auch an das Oktoberfest seligen An-

gedenkens, da noch bei Drehorgelklang die Maßkrüge mit schäumendem Märzenbier geschwenkt wurden und den Spaziergängern auf der Wiese draußen der gebratene Steckerlfisch in die Nase duftete. Diesmal gab es freilich nur Dünnbier auf der Bühne. Aber der Pantoffelheld Schanderl, der im »Waldfrieden« seines Jagdhauses seinem Freunde sein Eheleid klagte, um gleich darauf bei Ankunft seiner Alten wieder zu Kreuzen zu kriechen, schlürfte es mit so großem Behagen, daß der Zuschauer ordentlich durstig wurde. Fast ebenso harmlos ist die Geschichte von den »Eelähmt en Schwing en«, mit denen ein durchgefallener Dichter dem Schwiegervater, einem braven Mehgermeister, und seiner ganzen Familie versprechen soll, künftig etwas moderner zu dichten. »Drei Jahre war ich der Volksdichter,« schreit er voll Empörung, »der kernige Haselwanter — der faulfrische Haselwanter ... jeder Schmock grinste und tat so, als müßte er innerlich Juhu schreien, wenn er mir begegnete... jetzt bin ich abgelegt und veraltet ... hab' ich mich geändert? Nein. Der Herr Kritikus hat sich geändert ... was geht mich die Mode an? Bin ich ein Hutmacher?« Und wie er nun den ehrenwerten Mehgersleuten die grausamste Rührszene seines durchgefallenen Stückes vorliest und alle das Heulen ankommt, kann er gegen den Schwiegervater den letzten Trumpf ausspielen: »Es hat dir gefallen, es hat dir sogar trotz deines Widerstrebens gefallen ... ja, was will ich denn noch mehr? Für deinesgleichen dichte ich, für das Volk dichte ich ... nicht für die Zeitungsreiber....«

Ich glaube, mit dieser Beichte, die er vor versammeltem Publikum ablegte, hat Ludwig Thoma seinen Kritikern den Mund gestopft. Und da Selbsterkenntnis der erste Schritt zur Besserung ist, kann man sich nur darüber freuen und alles Weitere ruhig abwarten. Aber wie ganz anders mutet uns doch das Bekenntnis eines wirklichen Kämpfers an. Man höre folgende Verse aus Max Halbes »Schloß Zeitvorbei«:

Ich will nicht als mein eigen Grabmal  
Auf morschem Sockel wackeln, spottfächtiger Jugend  
Willkommnes Ziel, den Witz daran zu schärfen,  
Mit spitzen Pfeilen ihm die Brust zu spicken  
Und mit dem Finger hinzudeuten: Schaut!  
Dies war einmal ein Gott, dies Höhenbild!

Wer diesen Rotschrei liest, fragt nicht lange, welches Gesicht sich hinter Meister Grünwalds Maske versteckt. Dieser Hegenmeister und Wundertäter, dem einst »der Fremde« das Elizier ewiger Jugend anvertraute mit den zwei Rätselsprüchen: »Du kannst, was du willst« und »Du darfst wollen, was du kannst« ist der Dichter selbst. Und dies Legendenspiel vom Künstler, der nicht altert, ob ihm auch die Haare weiß werden, und vom Menschen, der gerade im Sterben über die fühllosen Naturmächte triumphiert, ist ein gedankenreiches Bekenntnisbuch, in dem der Dichter der »Jugend«, zum Teil in Anlehnung an bereits bekannte Theater Typen (Grünwald — Faust, Wurmbrand — Wagner, Hasdrubal — Mephisto usw.) seine tiefste Weisheit niederlegte.

Das fühlten auch die Zuschauer im Münchener Schauspielhaus und ehrten den Dichter zum Schluß durch mehrfachen Hervorruf. Zwar bin ich überzeugt, daß sie die vieldeutige Symbolik dieses Mysteriums so wenig verstanden wie die Tageskritiker, die mit einer einzigen Ausnahme ihren

Arger über das eigene Unvermögen mit angeborener Bescheidenheit am Dichter ausließen. Wer die Maskenbilder und Sprachbilder, in denen Halbe hier schwelgt, für kahle Allegorien nimmt, die nur der Verstand in seine klare Sprache (»das bist du« und »das bedeutet dies«) zu übersetzen brauche, dem droht das tragikomische Schicksal des Humanisten Wurmbrand, der mit dem Jugendfrank im Leibe wie Nebukadnezar Gras fressen muß. Denn hier, wo alles, Person, Wort und Gedanke Sinnbild ist, schiebt sich alles, wie die Töne einer Fuge, in- und durcheinander, gleich dem fliehenden Wolken am Himmel, die von Minute zu Minute die Gestalt wechseln — gerade wie Lilith (der Name sagt alles und nichts!), dies eifische Wesen, das den Meister, der es bändigt, in einem Atem haßt und liebt, verpöfft und ersehnt, tötet und für ihn in den Tod geht — schließlich zum Menschen geworden und mit dem Menschen, für den sie ihre Unsterblichkeit hingab, dem Tode verfallen — zugleich das gaukelnde Trugbild jener Jugend, der der betörte Meister nachhascht, während ihm doch durch den Fremden das Geschenk ewiger Jugend bereits verliehen ist: jener Jugend, der kein Grauerwerden der Haare etwas anhaben kann, die aber der Tor um jenes Trugbildes willen verächtlich von sich wirft! So ist auch hier das ganze Leben ein Mißverständnis. Darin liegt seine Komik und seine Tragik. Doch genug der Zeichendeuterei! Wer dieses klingende Auf und Ab redseliger Traumbilder mit offenen Augen hascht, dem wird es ergehen wie beim aufmerksamen Anhören einer festgefügtten Sonate: er fühlt bei jedem Akkord, was der Dichter will, gleichviel, ob sich ihm naher, wenn er sein Gefühl zerfasert, die Töne in zwei oder drei sich widersprechende Gestalten auseinanderlegen. Nur eines: wer immer wieder dies Traumstück aus Überall und Nirgendwo (daher der Name »Schloß Zeitvorbei«!) auf die Bühne bringt, hüte sich, dessen Menschen und Geister in die Kleider der Wertherzeit zu stecken! Wo von Humanisten, Herenmeistern und Jugendeligierten die Rede ist, da wiffert jeder Renaissanceluft: Meister Grünwald kann nur in Doktor Faustens Tracht auf die Welt kommen.

Halbe als Symbolist und Mystiker — wer uns das vor dreißig Jahren prophezeit hätte! Aber die Umwelt ist immer mächtiger als der Einzelne. Auch wer gegen den Strom schwimmen will, wird von seinen Fluten salab getragen. Und immer noch umbrandet uns das Hochwasser der Mystik und spült Schlamm und Perlen ans Ufer. So mußten wir in eben demselben »Münchener Schauspielhaus« Joachim Zimmermanns Schauspiel »Das neue Leben« über uns ergehen lassen. Ein alter Musikprofessor, der offenbar den Beruf verfehlt hat, wähnt in der Erziehung einer jungen Schauspielerin, die er aus dem Sumpfe des Lebens rettete, sein neues Leben gefunden zu haben. Als der Versuch glückt, gibt sich der alte Knabe, der alle Anlagen zu einem guten Pfarrer hätte, der grausamen Täuschung hin, sein Schützling Lilli sei nur deshalb eine so große Künstlerin, weil sie sich unter seiner Obhut ihre weibliche Reinheit bewahrt habe. Offenbar hat er trotz seiner grauen Haare vom Theater und von den Theaterdamen dieselbe naive Vorstellung wie der junge Student, der sich um Lillis willen tofschießt. Diese aber ist ein heißblütiges Weib, das sich austoben und, so leid es ihr tut, den idealen Freund mit anderen befrügen muß. Als er dahinter kommt, wird aus dem sanften Ethiker plötzlich ein rasender Othello, und er erwürgt sie. Unglaublich, aber wahr! Wer aber ist daran schuld? Schließlich nur Lillis

Freundin, das unglückselige Fräulein von der Heilsarmee, das, wie es selber sagt, immer das Pech hat, zu früh oder zu spät zu kommen. Sonst hätte die arme Person schließlich doch noch, bevor es ein Ende mit Schrecken nahm, aus dem sündigen Theaterkind einen »Hallelujakanarienvogel« gemacht.

Es muß endlich einmal offen gesagt werden: das Theater ist keine Kirche! Wollen aber unsere Jüngsten das Seelenleben des Christen durchaus auf die Bühne bringen, so sollen sie uns, falls sie dessen fähig sind, das Werk der Bekehrung selbst vorführen. Ein Bekehrter, der einfach sein Sprüchlein herleiert, das wir auf Treu und Glauben hinnehmen sollen, genügt uns nicht. Am wenigsten der Strindbergsche Abbé, die Diakonissin oder das Heilsarmeemädchen, die alle nur die klägliche Rolle eines Deus ex machina spielen können.

Wessen Seele Flügel hat, der fliegt durch alle Himmel und Hölle, auch wenn er mit beiden Füßen auf der Erde steht. Denn ihm werden — das zeigte uns Leonid Andrejew in den Kammerspielen — »die Tage des Lebens« selbst zum Mysterium. Mit einem russischen Studenten, in dem die erste Liebe erwacht, und seiner Geliebten, die die eigene Mutter an vornehme Herren verkuuppelt, können wir alle leuchtenden Höhen unseres Erdendaseins, zu denen der Liebe Glocken heraufklingen, und alle Abgründe der Verzweiflung schauernd miterleben. Wenigstens ging es uns so, als uns Otto Falkenberg mit Leo Fafetti dieses tragische Idyll in echt russischer Wort- und Farbentönung vor Augen führte.

Hier haucht uns schon der heiße Atem der kommenden Revolution an. In Wilhelm Speyers »Revolutionär«, den wir im Kleinen Hause des Nationaltheaters sahen, streckt Rußland, wie heute, seine Hand nach Deutschland hinüber. In einer Leipziger Studentenbude spielt die traurige Geschichte. Ein junger Russe aus gutem Hause will, vom Heimweh gepackt, zum Verräter an seinen Genossen werden, um sich die Vereinigung mit seiner Geliebten, einer deutschen Professorstochter, und die Heimkehr zur Mutter zu erkaufen. Im letzten Augenblick bekennt er dann noch seine Schuld, knickt aber unter der neuen Last, die die Freunde auf seine Schultern legen — er soll an einem Mitverräter das Todesurteil eigenhändig vollstrecken — selbst wieder zusammen. Bei diesem jungen Russen, um dessen Seele sich zwei junge Mädchen, eine Deutsche und eine Russin, streifen, hat offenbar Dostojewski Pate gestanden; aber ist es für einen jungen Dichter nicht Ruhmes genug, wenn er im Schatten dieses Großen unserem Auge eben noch sichtbar bleibt?

Nach der Tragödie das Satyrspiel. Auch die Münchener Revolution hat bereits ihren Dichter gefunden. Genau acht Tage, nachdem es ihm Kurt Eisner vorgemacht hatte, schüttelte sie Roda Roda noch einmal aus dem Ärmel — aber vorsichtig, wie es in diesen stürmischen Tagen, da alles auf dem Kopfe steht, angebracht ist, mit der löblichen Absicht, niemandem weh zu tun und es mit keinem zu verderben. Gerade wie der spießbürgerliche Revolutionär, der bayerische »Minister« (so heißt das Stück), der dem in die Schweiz geflüchteten König einen Besuch macht, um ihm im Namen des Ministerpräsidenten Isidor Abeles die Abdankungsarkunde zur Unterzeichnung vorzulegen. Da in dem Hotelzimmer, das Seine Majestät beherbergt, der Ofen nicht brennt — wen durchschauert es nicht ahnungsvoll bei dieser Ibsenschen Symbolik? —, hat der Herr Minister, der von Haus

aus Ofenseher ist, die beste Gelegenheit, dem König in Hemdärmeln die Möglichkeit seines bürgerlichen Berufs zu beweisen. Wie dann sein Kollege Prantl, der der bessere Sprecher ist, aus dem Wirtshaus nachkommt, unterschreibt der König, dem es während der Flucht nach und nach im Kopfe dämmerte, dem Einspruch der Königin zum Trost, um so bereitwilliger, als ihm das Verzeichnis der nichts sagenden Langweilereien eines einzigen königlichen Tages von Prantl vorgelesen wird. Das Ganze ist ein *Satirischer Kalaer* mit kleinen Bosheiten und Verbeugungen nach rechts und links. Kein Glück, sondern ein allerdings sehr sanfter Offenbach. Aber wann hätte — das bewies auch die Aufführung im »Münchener Schauspielhaus« — nicht »Orpheus in der Unterwelt« über »Orpheus und Eurydike« den Sieg davongetragen?

So bin ich denn bei meinem Rundgang durch den Theaterwinter wieder am Ausgangstor angelangt. Ich mußte dabei vieles, was nur dem Tage angehört, tolschweigen. Aber was würde dieses Theaterspiel für den täglichen Hausbedarf am Gesamtbild ändern? Höchstens, daß Wilhelm Stücklens »*Purpus*«, verglichen mit Jolas »*Au bonheur des dames*«, beweist, daß heutzutage auch die Warenhausbesitzer, wenn sie verliebt sind, ins alte romantische Land fahren. Die hübsche Ronge Hulle, die ihrem »Bräutigam«, dem Herrn über Seide, Samt, Strumpf- und Lederwaren zeigt, was eine Harke ist, kann ihr Berliner Blut nicht verleugnen, aber der Bienenkorb, in dem die beiden summen, heißt nicht Ließ, sondern stammt aus Eichendorff. Noch weniger kann uns *Siegfried Wiedions* »*Arbeit*« fesseln, ein von Alpenluft getränktes Zwiegespräch in drei Akten, bei dessen Schluß einer der Sprecher zur Tür hinausgeworfen wird, damit das Gerede von Skisport, Berggipfeln, Arbeit und Lebenszweck einmal ein Ende habe. Der junge Schweizer Dichter hat nämlich ein Mädchen, das nach Arbeit verlangt, und ein Freundes trio, bestehend aus einem Architekten, dessen Gehilfen und dem Studiosus Hans, auf die Alp bestellt, um dem Hans zu seiner Orefe zu verhelfen. Was denn auch geschieht, nachdem der unbequeme und zuerst siegreiche Nebenbuhler, ein Fabrikherr, auf oben genannte Weise an die Luft befördert ist.

Gegenüber so kleinlichem Tieffinn, der was vorstellen möchte, predigt *Wedekind's* Freudenhausidyll »*Tod und Teufel*«, in dem des Dichters Gattin die unglückselige Bekämpferin des Mädchenhandels in ihrer ganzen Hilfslosigkeit verkörperte (die Kammerspiele konnten dies von der Zensur früher verbotene Stück erst jetzt herausbringen), den Lebenden von heute nur zu deutlich, daß die Toten immer noch reiten. Und es bedurfte des ganzen Pathos *Frih v. Unruh's*, den wir jüngst im Neuen Theater begrüßen durften, um die teuflische Sexualdialektik des phantastischen Moralbänkelsängers zu überdröhnen.

»*Ein Geschlecht*« heißt das Bündel Zwiegespräche, die Gustav Freitag, der Sohn des Dichters von »*Soll und Haben*«, von der Bühne herab erkönen ließ. Wir sind ihm doppelt dankbar dafür, weil ein kühner Wagemut dazu gehörte, diesen Wuttschrei gegen Krieg und Meuchelmord mit seinem inbrünstigen Wählen in allem, was dem Spektbürger heilig und ehrfürchtig ist, gerade in diesem Hause Gehör zu verschaffen. Hatte doch Dr. Schindler, der frühere Theaterleiter, von heute auf morgen seine Tätigkeit in diesem Hause eingestellt, weil ihm die Herren vom katholischen

Kasino, für das Seelenheil der ihrem Schutze anvertrauten Schäflein besorgt, in den Spielplan hineinreden wollten. Also Hauszensur an Stelle der durch die Revolution aufgehobenen Theaterzensur! Eine bessere Antwort konnte ihnen der neue Theaterleiter nicht geben als die Aufführung dieser wilden Wortsymphonie, in der mit allen Orgelregistern des Jammers, der Empörung, des Hohnes und des Triumphes im Namen der ganzen Menschheit, die in einer Mutter, den drei Söhnen und der Tochter verkörpert ist, der vielstimmige Ruf »Die Waffen nieder!« erdröhnt.

Man kann freilich fragen, ob diese gellenden Zwiegespräche, in denen schauernd alles Gold und aller Unrat der Menschenseele wie mit Vampirfingern ans Licht gezerrt wird, auf die Bühne gehören. Denn hier ist alles menschliche Geschehen so zum Symbol verdichtet, daß dem Zuschauer wie dem Dichter hundert Jahre wie ein Tag sein sollten. Welcher heutige Theaterbesucher ist aber so feinfühlig und starkgeistig zugleich, um dem wilden Ansturm dieser Orgie von Gedanken und Gefühlen gewachsen zu sein? Gewiß, das Bühnenbild, das Paul Erkens entworfen hatte, war in seiner Einfachheit von erschütternder Schönheit: hoch ragte in der Mitte, vor dem Grabe des tapferen Sohnes, das Kreuz, an das (bildlich gesprochen) die Mutter Menschheit von ihren eigenen Kindern geschlagen wurde. Und ihm zur Rechten und Linken die Marterpfähle, an denen die beiden Schächeröhne, der Luftmörder und der Feigling, hingen. Aber die Musik der Worte, die auch das Gräßlichste, die Blutschande der Kinder, vergeistigen sollte, kam deshalb nicht zur Geltung, weil alle Darsteller, Fräulein Feldhammer an der Spitze, gleich von Anfang mit einem solchen Fortissimo einsetzten, daß jede weitere Steigerung unmöglich war. Dazu kommt, daß die Symbolik vieldeutig und dunkel ist. Was man auf der Bühne sieht, fesselt wohl das Auge, aber das gesprochene Wort verwirrt den Sinn. Aber trotz alledem: es gibt Dichtungen, die aller Regeln spotten und dennoch an unser Herz greifen — wenn ein Mensch dahinter steckt, der aussprechen muß, was er als seine Wahrheit erkannt hat!

## Zur neuesten Marx-Literatur.

Von H. Cornell.

Die Einschätzung der Marxschen wissenschaftlichen Arbeitsleistung durch die deutsche Gelehrtenwelt hat sich in den beiden letzten Jahrzehnten beträchtlich geändert. Das haben deutlich die Nachrufe und Gedenktagsartikel gezeigt, die im Mai vorigen Jahres zum hundertsten Geburtstag unseres Altmeisters in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen erschienen sind. Suchte noch vor wenigen Jahrzehnten fast jeder Anwärter auf einen Professorenposten seine Befähigung durch eine kritische Vernichtung der Marxschen Lehre zu erweisen, so hat sich neuerdings auch in jenen Kreisen eine achtungsvolle Würdigung, vereinzelt sogar eine hohe Wertschätzung Margens als Volkswirtschaftler und Sozialphilosophen eingestellt — teils infolge der Bedeutung, die inzwischen die deutsche Arbeiterklasse im politischen Leben Deutschlands erlangt hat, und des Einflusses, den die Marxschen Theorien auf die Entwicklung der politischen Ökonomie gewonnen haben, teils weil sich die heutige Generation nun tatsächlich vor Probleme gestellt findet, die Marx mit scharfem, die Nebel der Zukunft durchdringendem Blick lange vorher angekündigt hat. Selbst Margens politische Tätigkeit findet heute in einzelnen Ge-

Lehrtenkreisen eine andere Bewertung. In dem im Mai dieses Jahres erschienenen kleinen Werke des Tübingen Professors Dr. R. Wilbrandt<sup>1</sup> über Marx können sogar die kurzen Abschnitte, die die politische Entwicklung von Marx, seine Tätigkeit als Redakteur und Journalist und seinen Kampf für die Arbeiterklasse betreffen, als die besten gelten. Selbst ein Mann, der mit einer gewissen temperamentvollen Leidenschaftlichkeit für seine Ideale kämpft und mit sittlichem Eifer die Hebung der unteren Volksschichten erstrebt, hat Wilbrandt für den Dränger und Stürmer in Marx volles Verständnis und vermag dessen Idealismus, seine selbstlose Hingabe an »seine« Sache unter Einsetzung seiner eigenen Person und seines Familienlebens mitempfindend nachzufühlen. Anders als in den früheren Professorenrurteilen heißt es in der neuen Schrift über Marx als Persönlichkeit:

»Er ist seiner Sache so treu, wie nur je ein Mensch gewesen ist, mit jeder Faser seines leidenschaftlichen Wesens. Doch eben diese Leidenschaft treibt ihn von einem Problem und von einem Kampf zum andern. Immer wieder, wie als junger Student, von einer Sache hingerissen, ganz gleich, ob es praktisch, nützlich, für die von ihm gewollten Ziele in Politik und Wissenschaft zweckmäßig ist, sich so auszugeben. So werden seine Schriften hinreißend, durchglüht von Leidenschaft, sein innerer Reichtum umfassend und vertieft, doch die Zeit verrinnt, die Kraft wird verbraucht. Er lernt als Fünfzigjähriger noch Russisch, um russische Enthüllungen, die unterdrückt wurden, selbst lesen zu können, liest alle europäischen Sprachen, schreibt Französisch und Englisch wie Deutsch, wird in allen Literaturen ein Literat und Gelehrter größten Stils. Seine ungeheure Belesenheit wird zur Souveränität, zur überlegenen Beherrschung der Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftstheorie der älteren Zeit. Doch die eigenen Werke muß er, der nichts heiliger hielt als das, unvollendet hinterlassen. Er ist verbraucht.« (S. 18.)

Diese über die übliche Schablone weit hinausgehende Würdigung der Kampfnatur Marzens wird jeden, der in Marx seinen großen Lehrer verehrt, sympathisch berühren; aber sie vermag nicht darüber hinwegzutäuschen, daß Professor Wilbrandts Darstellung und Kritik der Marxschen Lehren nicht von gleichem Verständnis getragen ist. Er nennt Marx einen »geborenen Theoretiker«. Man kann ihm, will man ehrlich sein, nicht das gleiche Kompliment zurückgeben. Er ist viel zu sehr sozialpolitischer Praktiker, Gemüts- und Stimmungsmensch, um in augenblicklich gleichgültig scheinenden begrifflichen Unterscheidungen und Kombinationen Befriedigung zu finden. Das Sichversenken in begriffliche Gedankenkonstruktionen erscheint ihm von seiner eigenen Wesenheit aus als unpraktisches Spintifizieren; eine Tatsache, die deutlich in folgender Charakteristik des Marxschen Denkens zum Ausdruck kommt: »Ein geistreiches Haschen, glänzendes intuitives Erfassen, aber ohne erkenntniskritische Zucht, läßt diese künstlerische Weltanschauung (gemeint ist die Hegelsche. S. E.) leicht für Tat und Erkenntnis verhängnisvoll werden, bei Schülern gar, die das handhaben wollen, ohne es zu meistern. Schon Marx selber, darin Jude, gerät in die Gefahr des wirklichkeitsfernen Spintifizierens; des Hoffens, Spekulierens, statt sicherer Erkenntnis und praktischer Tat.«

Dazu kommt, daß Wilbrandt viele der aus Gelehrtenkreisen hervorgegangenen Schriften über und gegen Marx gelesen, aber, wie aus seinen Ausführungen geschlossen werden muß, nicht völlig verarbeitet hat. Von dem Gelesenen ist vielmehr manches Unbewältigte an seiner eigenen Auffassung als Weghindernis hängen geblieben. Dazu kommt, daß Wilbrandt als Kantianer die ganze Philosophie Hegels durch eine kantianisch zugeschnittene Konverbrille sieht. Die Hegelsche Rechtsphilosophie scheint ihm sogar ein ziemlich unbekanntes Gebiet geblieben zu sein. Und

<sup>1</sup> Professor Dr. R. Wilbrandt, *Karl Marx. Versuch einer Einführung*. (621. Bändchen der Sammlung »Aus Natur und Götteswelt«.) Leipzig und Berlin 1918, B. G. Teubner. 135 Seiten. Preis gebunden 1,50 Mark mit 40 Prozent Steuerzuschlag.

doch hängt nicht nur die Marxsche Gesellschafts- und Staatsauffassung, sondern auch seine Betrachtung des allgemeinen Produktionsprozesses als gesellschaftlichen Lebensprozesses eng mit der Hegelschen Rechtsphilosophie zusammen. Das erkannt und demgemäß den Versuch gemacht zu haben, von Hegel aus die Marxsche Sozialphilosophie zu erfassen, ist das Verdienst des gleichzeitig mit der Wilbrandtschen Schrift erschienenen kleinen Buches »Karl Marx« von M. Beer. Auch Wilbrandt betont zwar — der Zusammenhang ist zu deutlich, als daß er ganz übersehen werden könnte — den Ausgang Marzens von Hegel, berührt aber nur den Einfluß, den der Hegelsche Begriff der geschichtlichen Notwendigkeit und die Dialektik auf die Marxsche Geschichtsauffassung ausgeübt haben. Doch zeigt sich, daß er die der Dialektik zugrunde liegende realistische Geschichtsbetrachtung Hegels mit ihrer Wurzelung in konkreten Entwicklungsorgängen gar nicht erfaßt hat und demnach in der Hegelschen Dialektik nichts anderes als die »Sinnenwahrheit« erblickt, daß jeder Ausdruck für die volle, auszusprechende Wahrheit unvollständig bleibt, folglich zu immer erneutem Widerspruch treibt, »der das Ausgesprochene durch eine bisher vernachlässigte Seite der Sache zu ergänzen nötigt«. Wilbrandt begreift daher auch die Entwicklung Marzens von der Hegelschen Rechtsphilosophie über Feuerbach zur materialistischen Geschichtstheorie nicht und stempelt Marx zum Positivisten, der von Auguste Comte dessen Grundsätze einer »naturwissenschaftlich gedachten Gesellschaftslehre« übernommen hat. Die Erläuterung der materialistischen Geschichtsauffassung, die Wilbrandt bietet, stellt sich denn auch tatsächlich als nichts anderes dar, als eine Vermengung comtistischer mit kantianischen und marxistischen Ideen.

Neu ist diese Zurückführung Marxscher Auffassungen auf Comte nicht. Der tschechische Professor Th. G. Masaryk hat schon in seinem Werk »Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus« (S. 35 ff.) versucht, starke Einflüsse des französischen Positivismus auf Marx nachzuweisen, und behauptet, daß Marx bereits in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts während seines Aufenthalts in Frankreich Comte kennengelernt habe. Tatsächlich hat Marx, wenn er auch selbstverständlich schon vorher manche Aufsätze der Comtisten gelesen hatte, erst 1866 mit dem Studium der Werke Comtes begonnen — und der Erfolg war nicht, daß er sich nun Comtes »Positivismus« zuwandte, sondern daß er im Gegenteil dadurch nur Hegel um so höher einschätzen lernte. Er selbst schreibt darüber in seiner derben Weise am 7. Juli 1866 an Friedrich Engels: »Ich studiere jetzt nebenbei Comte, weil die Engländer und Franzosen so viel Lärm von dem Kerl machen. Was sie daran besticht, ist das Enzyklopädische, die Synthese. Aber das ist jammervoll gegen Hegel (obgleich Comte als Mathematiker und Physiker von Profession ihm überlegen im Detail, Hegel ist selbst hier unendlich größer im ganzen). Und dieser ordinäre Positivismus erschien 1832!«

Ebenso bleiben Wilbrandts Ausführungen über die Marxsche Klassenkampflehre auf der Oberfläche haften. Wir erfahren weder, was nach Marxscher Auffassung eine Klasse ist, worin sich diese Auffassung von anderen unterscheidet, wie die Marxsche Klasse mit dem gesellschaftlichen Produktionsprozeß und den sich aus diesem ergebenden wirtschaftlichen Wechselbeziehungen zusammenhängt, noch erklärt uns Professor Wilbrandt, wie Marx die heutige Klassenschichtung auffaßt, was unter der Bezeichnung Klassenpartei zu verstehen ist und wie sich aus der besonderen Stellung der Klasse im sozialen Wirtschaftsprozeß ihr besonderes »Klasseninteresse« und ihre »Klassenideologie« ergibt. Wilbrandt sagt uns nur, daß Marx die Notwendigkeit erkannt habe, den Kampf des Proletariats als politischen Klassenkampf, als Kampf für die Selbstbefreiung der Arbeiterschaft zu führen und dadurch schließlich die Klassenscheidung selbst aufzuheben. Diese Ansicht habe Marx zum Revolutionär oder, wie Wilbrandt sagt, zum »Philosophen der Revolution« gemacht, um die bestehende Gesellschaft über den Haufen zu werfen. Eine Darlegung, an die sich dann eine Polemik gegen die marxistische »Einengung des Sozialismus auf den Klassenkampf« knüpft.

Auch die Kritik des Marxschen »Kapital« hält sich, obgleich Professor Wilbrandt sich hier auf seinem Spezialgebiet, der Volkswirtschaftslehre, befindet, im ausgefahrenen Geleise. Charakteristisch ist schon, daß er, ohne die früheren Vorwürfe zu beachten, von der Werttheorie als Basis der Marxschen Kapitaluntersuchung ausgeht — wahrscheinlich, weil Marx im »Kapital« mit der Wertlehre beginnt. In Wirklichkeit ist die Mehrwerttheorie das Fundament des ganzen Aufbaues. Als Sozialist geht Marx in seinen ökonomischen Untersuchungen von der Frage des Verhältnisses der Lohnarbeit zum Kapitalprofit aus. Sein Bestreben ist, nachzuweisen, wie der Kapitalprofit im Produktionsprozeß entsteht — als Resultat der vom Lohnarbeiter geleisteten Mehrarbeit. Dazu aber war nötig, da der Mehrwert sich erst im Tausch (respektive Verkauf) der erzeugten Waren realisiert, den Warenaustausch klarzulegen und das sich in ihm durchziehende Wertgesetz zu enthüllen. Das Marxsche »Kapital« ist also im Grunde genommen ein *a n t i k a p i t a l i s t i s c h e s* Werk, ein Tendenzwerk — nicht in dem Sinne, in dem dieses Wort gewöhnlich gebraucht wird, da es nicht einfach bestimmte Thesen aufstellt und diese rabulistisch zu erweisen sucht, wohl aber ein Tendenzwerk in dem Sinne, in dem eigentlich jedes sozialwissenschaftliche Werk eine Tendenzschrift genannt werden kann, nämlich insofern, als es von bestimmten sozialen Grundauffassungen ausgeht und sich für seine Untersuchung ein bestimmtes zu erreichendes Ziel stellt. In dem Nachweis der Mehrwertbildung haben denn auch Marx und Engels selbst den hauptsächlichsten Wert des »Kapital« gesehen. Nachdem Engels die ersten zwölf Druckbogen der ersten Auflage erhalten hatte, schreibt er (am 24. Juni 1867) an Marx: »Die Kapitel über die Verwandlung in Kapital und das Entstehen des Mehrwerts bilden, was Darstellung und Inhalt angeht, soweit den Glanzpunkt.« Und er fügt, indem er sich die Wirkung des Marxschen Mehrwertnachweises auf die Apologeten des Kapitals vorstellt, mit einer gewissen Genugtuung hinzu: »Ich freue mich auf die Verlegenheit der Herren Ökonomen, wenn sie an die beiden obenerwähnten Passus kommen. Die Entwicklung der Wertform ist allerdings das A n s i c h der ganzen bürgerlichen Schmilere, die revolutionäre Konsequenz tritt aber noch nicht so hervor, und die Leute können sich an diesen abstrakten Sachen leichter vorbeidrücken und Phrasen machen. H i e r h ö r t s aber auf, die Sache ist so sonnenklar, daß ich nicht sehe, was sie darauf sagen können.«

Mit diesem Nachweis der Mehrwertentstehung war tatsächlich, wie Rodbertus sich ausdrückt, der erste Band des »Kapital« ein »Einbruch in die Gesellschaft«, und als solcher wurde er auch von den kapitalistischen Ökonomen empfunden, die nach anfänglichen Totschweigerversuchen bald ihre schwersten Geschosse gegen die Mehrwerttheorie richteten.

Wilbrandts »Versuch einer Einführung« in die Marxsche Gedankenwelt ist demnach ein bloßer Versuch geblieben. Zwar nötigte der Umfang der Schrift zur Beschränkung; aber selbst unter Berücksichtigung des knapp zugemessenen Raumes konnte Eindringenderes geleistet werden. Das Streben des Verfassers, der Persönlichkeit Marxs gerecht zu werden, muß anerkannt werden; doch dürfen über diesen Vorzug die theoretischen Mängel nicht übersehen werden.

### Literarische Rundschau.

Dr. Charles L. Hartmann, Kriegsgefangener auf Gibraltar und der Insel Man. Tagebuch eines Amerikaners. Bern 1918, Paul Haupt, Akademische Buchhandlung vormals May Dreesel. 236 Seiten.

Das Hartmannsche Tagebuch ist trotz des geschmacklosen Reklamebildes, das der Verlag auf dem Umschlag hat anbringen lassen, keineswegs zur landläufigen Kriegsliteratur zu rechnen, sondern stellt einen sehr bemerkenswerten Beitrag zur Geschichte und Psychologie der Kriegszeit dar. Der Verfasser ging in diese als

Sozialist hinein, um durch die Enttäuschungen in seiner Überzeugung schwer erschüttert zu werden. Sein Pessimismus geht in dem Tagebuch so weit, daß er von plötzlichem Zusammenbruch aller Ideale der Kulturmenscheit redet und auf fünfzig Jahre hinaus durch den Weltkrieg und seine Folgen jeden Zivilisationsfortschritt, wenn auch nicht den technischen Fortschritt, so doch jede moralische Vervollkommnung der Menschheit unmöglich gemacht glaubt. Von seinem Sozialismus sieht er den ökonomischen Teil durch den Krieg als Neuordnung der Produktionsweise regierungsfähig gemacht, die Nationen überall gezwungen, diese Lehre zu adoptieren als die einzig mögliche, um eine planvolle, vereinfachte und intensive Produktion zu erzielen. Dagegen hält er den politischen Teil für tot, wenigstens bis zum Jahre 2000, und erwartet, daß alles, was nicht direkt militärischen Zwecken dient, als Volkserziehung, Kunst, Arbeiterfürsorge, soziale Entwicklung, durch die Rüstungen zum nächsten Kriege zur Seite geschoben werden wird.

Bei solchen und ähnlichen Auslassungen darf man natürlich nie übersehen, daß man es mit einem Tagebuch zu tun hat, in dem sich die Eindrücke und Stimmungen des Augenblicks widerspiegeln. Für seine Beurteilung kommt nicht nur die Stellung des Verfassers zu innerpolitischen, sondern auch zu den nationalen Gegensätzen in Betracht. Und da ist zu sagen, daß er nach Herkunft und Verwandtschaft wohl dazu geeignet erscheint, Kriegsvorgänge unbefangen zu würdigen. Er stammt von französisch-elsässischen Eltern, ist in Amerika geboren und hat, mit einer Französin verheiratet, seinen Wohnsitz in der Schweiz. Er hat einen Schwager bei der französischen Artillerie, der im Kriege schwer verwundet wird, eine Schwägerin, die von den Deutschen interniert wurde, während ihm von den Engländern das gleiche geschah, so daß ihm der Gedanke naheliegt, beiden Parteien die Pest zu wünschen. Doch bekennt er auch von sich, daß er »durch Erziehung, Sympathien, Hoffnungen auf der anderen Seite« stehe, die ihn als Gefangenen festgehalten hat. So darf man jedenfalls seine Schilderungen von Verhältnissen bei der anderen Seite nicht für Schwarzmalerei halten, sondern muß feststellen, daß er sich auch in bezug auf sein amerikanisches Heimatland ein unbefangenes Urteil bewahrt hat. Er war nämlich von England aus noch einmal im Frühjahr 1915 dort, um persönliche Angelegenheiten zu regeln, und war übel erbaut von der New Yorker »Treibhausatmosphäre«. Er macht interessante Angaben über die dortigen Verhältnisse, wie sie sich unter dem Einfluß der Kriegszeit und der Kriegsindustrie entwickelt haben, skizziert auch das Treiben in den Vergnügungsetablissemments am Broadway und knüpft daran die Betrachtung: »Das verblutende Europa zahlt die Kosten dieser Belage. Der ganze Reichtum, der ganze Besitz aller Länder strömt nach hier, um als Munition und Todeswerkzeug wieder zurückzuströmen.«

So freut er sich, aus dem Kreise der Stockamerikaner, die er alle als Parteigänger der Entente und wütende Chauvinisten kennzeichnet, in die Schweiz zurückkehren zu können, wo man nicht Tag und Nacht das Geräusch der Munitionsfabriken hört. Es kommt aber anders. Wie er auf einem italienischen Dampfer nach Genua unterwegs ist, muß er die englische »Mausefalle« Gibraltar — so charakterisiert Hartmann für die Kriegszeit die Eingangspforte zum Mittelmeer — passieren und wird bei dieser Gelegenheit seines Namens halber als vermeintlicher Deutscher, obwohl 59 Jahre alt, vom Schiff heruntergeholt und in Gibraltar festgesetzt. Von da kam er im Herbst 1915 nach England, wo er kurze Zeit im Handforth Camp bei Manchester zubrachte, um dann nach dem großen Zivilgefangenenlager von Knockaloe, einem Platz der Insel Man, überführt zu werden, auf der er, zuletzt im Lazarett und dem Tode nahe, bis zum Frühjahr 1916 weilen mußte, wo ihm die Intervention Irlands die Freiheit verschaffte.

Er hat aus dieser Zeit viel Ungünstiges aus britischen Gefangenenlagern zu berichten, und die Willkür, womit man ihn festnahm und festhielt, konnte auch kein günstiges Vorurteil bei ihm schaffen. Doch ist Hartmann stets bestrebt, auch den Engländern gerecht zu werden, und betont öfters ausdrücklich, daß bei allen Un-

zulänglichkeiten kein böser Wille im Spiele gewesen sei. Für die englischen Jingos freilich hat er ebensowenig übrig wie etwa für die Alldeutschen. Aber er verschweigt auch nicht, daß er Engländer mit anderen Ideen hat kennenlernen, so im Lazarett in Douglas einen sozialistischen Schullehrer, der bei Beginn des Krieges von seinem Schulfat durch Bedrohung mit Verlust seiner Stellung gezwungen wurde, sich anwerben zu lassen, und nun sich von einem Weinschuß auskurierete. Dieser »Freiwillige« äußerte sich: »Wir alle sehen den Zweck des Krieges nicht ein. Ich meine damit, wir englischen Soldaten an der Front und nicht die grimigen Helden der wohlgeheizten Redaktionsstuben.«

Von den englischen Zeitungen, mit Ausnahme des »Manchester Guardian« und einiger Arbeiterorgane, hat Hartmann schon zu Kriegsbeginn die Vorstellung, daß sie »immer dümmere und gehässiger« würden, und die Northcliffepresse brandmarkt er wegen Organisierung der Deutschenhege. Ebenjowenig sieht er nun bei den Deutschen, mit denen er in Berührung kommt, lauter Licht und keinen Schatten. Beispielsweise charakterisiert er sehr späßig einen dicken Butterhändler von London, der jeden Abend vor seinem Bett niederkniert und dreimal in feierlichem Tone ausruft: »Gott strafe England!« um sich dann ins Bett zu legen und nach zwei Minuten zu schnarchen, daß die Wände zittern. Mit großer Anerkennung aber spricht er von dem Organisations-talent der Deutschen, das sich auch in Knochallode unter schwierigen Umständen hervorragend betätigte und das ihnen in einer Anzahl von Camps »aus dem Chaos in ganz kurzer Zeit eine geregelte, zweckmäßige und bequeme Heimstätte schaffen« half. An einer anderen Stelle bringt er wieder Beweise für das »unglaubliche Organisations-talent dieser Nation« bei und knüpft daran die Bemerkung: »Würde dieses Volk den Krieg verlieren und damit Deutschland seines ganzen Reichtums, aller seiner materiellen Mittel beraubt werden, was könnte es dem Gegner nützen? Die Intelligenz und gerade diese Wundergabe der Organisation würde in ganz kurzer Zeit alles wieder ersetzen.« Mit diesem tröstlichen Ausblick wollen wir Hartmanns Buch aus der Hand legen, das eine Menge interessanten Stoffes beibringt und in anziehender Form vorführt.

A. C o n r a d y.

**Deutscher Geschichtskalender. Nr. 49. Die deutsche Revolution.** Erstes Heft. Leipzig 1919, Verlag von Felix Meiner. 152 Seiten. Preis geheftet 4 Mark.

In wilder Hast jagen sich seit Beginn der deutschen Revolution die Ereignisse. Ein ungeheurer Haufen von sich gegenseitig widersprechenden Meldungen und Berichten, öffentlichen Verkündigungen und programmatischen Erklärungen türmt sich auf, ohne daß es dem einzelnen möglich ist, diese Nachrichtenslut auf ihre Authentizität zu prüfen, zu sichten und über den Gesamtverlauf des Geschehens einen genauen Überblick zu gewinnen. Es ist daher zu begrüßen, daß die Redaktion des Deutschen Geschichtskalenders es unternommen hat, das Tatsachenmaterial kritisch zu sammeln und zusammenzustellen. Das erschienene erste Heft beginnt nach einer kurzen orientierenden Übersicht mit der Sitzung des Reichstags am 22. Oktober 1918 (erste Lesung des Gesetzesentwurfes über die Abänderung der Reichsverfassung und über die Abänderung des Gesetzes betreffend die Stellvertretung des Reichskanzlers) und läßt dann in geordneter Reihenfolge die Reichstagsverhandlungen, die wichtigeren telegraphischen Meldungen, Zeitungsberichte, Regierungserlasse, Aufstandsberichte, revolutionären Proklamationen usw. an uns vorüberziehen — ein reiches Aktenmaterial, das jedem Politiker, Historiker, Schriftsteller die Arbeit, die einzelnen Vorgänge klarzustellen, unrichtige Behauptungen zu berichtigen und in seinen Darstellungen wahrheitsgetreu zu bleiben, ungemein erleichtert.

Behandelt werden auf den 152 Seiten des Heftes die Ereignisse bis in die letzten Tage des November; die Vorgänge des Dezembermonats soll das demnächst erscheinende zweite Heft schildern.

H e i n r i c h C u n o w.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 3

Ausgegeben am 18. April 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Rußlands streifende Kräfte.

Von R. J. Ledoc.<sup>1</sup>

I.

Die Presse fast der ganzen Welt ist eifrig damit beschäftigt, die Schrecken des Bolschewismus und dessen Terror zu beschreiben, seine despotische Diktatur und sein Vernichtungswerk zu schildern, so daß man den Eindruck hat, der Bolschewismus sei Rußlands einziger Fluch. Sie erweckt den Glauben, daß, wenn durch ein Wunder oder durch eine Intervention der Bolschewismus aufhören würde zu existieren, Rußland sofort wieder das alte Land wäre, oder besser noch, daß es, frei von sozialer Erkrankung und Unterdrückung, neu auferstehen würde als ein verjüngtes Land, das der Welt das Beispiel eines freien, arbeitsamen und glücklichen Daseins geben könnte. Ich habe nicht die Absicht, die Arbeit zu kritisieren, die, von wem es auch sei, geleistet wurde, um den Bolschewismus zu diskreditieren, im Gegenteil, ich heiße sie willkommen. Gemeinsam mit meinen Kollegen, den Korrespondenten anderer Zeitungen, denunziere ich den Bolschewismus und verdamme sein Werk als zersetzend und unmenschlich. Als Sozialist sage ich, daß Bolschewismus nicht Sozialismus ist und keineswegs zu ihm hinführt. Bolschewismus ist nur ein Surrogat des Despotismus, der bedauerlicherweise unter der roten Flagge arbeitet. Er führt das Proletariat in die ewige Hölle und vernichtet seine schönsten Hoffnungen auf eine bessere Zukunft. Ich halte den Bolschewismus für eine natürliche Krise des furchterlichen Krieges, richtiger noch: für eine Fortsetzung seiner Zerstörungstätigkeit. Er ist eine Krankheit, mit der man, fürchte ich, auch in anderen Ländern noch wird rechnen müssen, unabhängig von dem Wirken der russischen Bolschewiki.

Vor etwa einem Jahre kam ich nach Rußland als Sonderkorrespondent für ein ultra-konservatives Handelsblatt mit der Anweisung, die Handelsausfichten in Gegenden, wo der Bolschewismus herrschte, und in anderen, wo er bereits seine Macht verloren hatte, zu studieren. Ich kam nach Rußland mit wenig Liebe zum Bolschewismus und verließ das Land mit noch weniger Liebe für ihn. Ich war in fast jeder Ecke der bolschewistischen Domäne, habe das Werk der Bolschewiki und ihre Kämpfe gesehen, ihr

<sup>1</sup> Der Verfasser des obigen Aufsatzes ist ein in Rußland geborener amerikanischer Journalist, der im Auftrag einer großen Handelszeitung während des letzten Jahres weite Teile Rußlands bereist und dort als Sozialist nicht nur mit den Parteiführern verkehrt, sondern auch in Arbeiterkreisen eingehende Studien gemacht hat. Nicht in allen Teilen vermögen wir seinen Auffassungen zuzustimmen, glauben aber der Leserschaft der Neuen Zeit die Darlegungen eines mit dem russischen Volks- und Wirtschaftsleben so gut vertrauten Beobachters nicht vorenthalten zu sollen.

Die Redaktion der Neuen Zeit.

Auf und Nieder, und vor meinen Augen sah ich fürchterlichere Bilder, als bisher von anderen geschildert worden. . . .

Ich bin in anderen Landesteilen des ehemaligen Rußland gewesen, unter den Menschewiki, unter der Herrschaft der Kadetten (Konstitutionalisten); ich war dort unter der Herrschaft von Krasnoff, Skoropadsky, Sul-kewitsch, und ich war Zeuge der Taten der Oriskin-Ulmasoff's, der Semenoff's, der Drozdoff's, Pelluras, Machno und vieler anderen Führer und Beherrscher des früheren Rußland. Der Reihe nach sind an mir die Aktionen der »Protosiz« (Handels- und Fabrikvereinigung), der »Chleboraby« (Landeigentümergevereinigung), der »Zentropross« (Vereinigte Gewerkschaften) wie auch der »Sownachoz« (bolschewistischer Rat der Nationalökonomie) vorübergezogen, und nachdem ich alle studiert habe, finde ich, daß die Presse diesen anderen bedeutenden Mächten, die in Rußland wirken, nicht gerecht geworden ist, daß die Tätigkeit dieser Kräfte von dem alles beherrschenden Bolschewismus beschattet wurde. Und doch muß man von diesen Mächten ebensogut etwas wissen, denn sie sind es, die darauf hinarbeiten, die Stelle der Bolschewisten einzunehmen. Es ist von Wichtigkeit für uns, daß wir darüber etwas wissen, wer unsere zukünftigen Nachbarn sind und was wir von ihnen zu erwarten haben, wenn das Glücksrad sich dreht und eine von diesen Gruppen in Rußland zur Herrschaft kommen sollte.

Heutzutage findet man eine allgemeine Sympathie für alle jene Elemente, die in Rußland gegen den Bolschewismus ankämpfen. Diese Sympathie ist erklärlich, denn es ist nur menschlich, mit den Unterdrückten zu sympathisieren, insbesondere, wenn der Bedrückter ein Todfeind der Zivilisation ist und das Bestreben hat, auf alles seinen Stempel zu setzen. Doch möchte ich allen raten, in bezug auf unsere Hilfeleistungen Vorsicht zu üben, denn ohne es zu wissen, könnten wir durch unsere Hilfe Kräften zur Macht verhelfen, welche für den Weltfrieden eine noch größere Gefahr sein würden als der Bolschewismus; denn er ist nicht das einzige schwarze Schaf, das in Rußland frei herumläuft. Da sind noch andere ebenso schwarze und noch schwärzere. Ein Beispiel dafür bietet die Herrschaft Skoropadskys in der Ukraine während sieben Monaten, die diesen reichsten Teil Rußlands in ein solches Chaos versetzt hat, wie es die Menschewiki auch nicht schlimmer hätten machen können. Nur dank dem System der Herrschaft Skoropadskys ist die Ukraine heute der Schauplatz des schlimmsten Bürgerkriegs, der je in Rußland getobt hat. Skoropadsky und seine Mitarbeiter sind noch nicht tot und sind in den Reihen derer, die um Hilfe gegen den Bolschewismus bitten; jedoch jede Hand, die sich ihm hilfebringend entgegenstrecken würde, wäre eines Verräters Hand, eines Verräters an der allgemeinen demokratischen Sache.

Wenn es sich um Rußland handelt, sollten die demokratischen Kräfte um ihrer selbst willen vorsichtig sein bei der Wahl dessen, dem sie Hilfe leisten wollen. Es gibt Mächte, welche noch weniger geeignet sind, in Rußland Ordnung zu schaffen, als die Menschewiki. Ihre Herrschaft könnte nur eine zeitweilige sein, nur durch Gewalt zusammengehalten werden, die jedoch bald zusammenbrechen und Rußland aufs neue für eine Reihe von Jahren in einen blutigen Krieg stürzen würde. Ein Sieg mit solchen Mächten wäre eine Niederlage für die vereinigte Demokratie.

Was sind es für Kräfte, die den Bolschewismus in Rußland bekämpfen? Sie alle sind Feinde des Bolschewismus, aber es gibt große Unterschiede in dieser Feindschaft. Das Proletariat ist der größte Feind des Bolschewismus, weil seine einzige Hoffnung, der Sozialismus, und seine einzige Waffe, die geeinigte Front der Arbeiterklasse, vom Bolschewismus unbarmherzig zerstört worden sind. Die russischen Intellektuellen sind gegen den Bolschewismus, weil er sie aus der halb herrschenden Lage, in der sie lebten, geworfen, den idealen Oblomoff-Traum von einer Suprematie der Intellektuellen über eine befreite Nation zerstört hat. Die Handelskreise kämpfen erbittert gegen den Bolschewismus, weil er ihre Existenz unterminiert, ihre Einrichtungen vernichtet, ihre Zukunft ruiniert und ihre weltlichen Güter, vor allem das, wofür sie leben, ihr Geld, ihnen teils genommen, teils bis auf ein Nichts entwertet hat. Die industriellen Kreise sind dem Bolschewismus feindlich gesinnt, weil ihre besten Aussichten zerstört sind, über ein großes Land zu herrschen mit enormen Arbeitskräften, mit unendlich vielem, was es zu produzieren und zu verwenden gibt — weil sie durch den Bolschewismus ihre Fabriken, ihr Heim verloren haben. Die Grundbesitzer, sämtliche Offiziere, alle die Arbeiter früherer Zeit, die Gehilfen und die Sklaven des Zarismus bekämpfen den Bolschewismus, weil er sie ihrer jahrhundertalten Privilegien, ihrer Renten, ihrer Ruhegehälter und Pensionen, ihrer rechtmäßigen und unrechtmäßigen Einkünfte beraubt hat. Sie alle zusammen bekämpfen den Bolschewismus, weil er ihr Land, ihre verschiedenen wundervollen »Möglichkeiten«, »ihr« Rußland ruiniert, verwüftet und zerbrochen hat.

Die Vaterlandsliebe ist, meiner Ansicht nach, der geringste Faktor im Kampf um Rußland. Vornehmlich und hauptsächlich kämpft jede dieser Gruppen allein für ihre Zwecke und für ihre Ziele und wird den Kampf fortsetzen, bis sie entweder gewonnen hat oder unterlegen ist.

In der Tat liegt dem Werke der in Rußland gegen den Bolschewismus kämpfenden Kräfte eine Zerstörungsbasis zugrunde. Es besteht kein Kompromiß zwischen ihnen. Keine einzige Gruppe setzt das allgemeine Wohl über ihr eigenes. Jede Gruppe ist ernstlich der Meinung, daß wenn sie ihre eigenen Zwecke erreicht, sie damit die Einigung und das Glück Rußlands begründet. Das ist die Ursache, weshalb der Bolschewismus erobert, wo er den harten Kampf wagt. Darin liegt auch die Gefahr für die Außenwelt, die sich vor die Wahl gestellt sieht, wem sie in dem Kampf gegen den Bolschewismus ihre Hilfe leihen soll. Es muß der Welt klagemacht werden, daß nicht nur die Bolschewiki, sondern auch der größte Teil der anderen sozialen Kräfte in Rußland unfähig ist, über dieses gewaltige Reich zu herrschen, und nur sehr wenige da sind, welche die Verantwortung, den Staat zu regieren, tragen und seinen Lauf wieder in ruhige Kanäle leiten können.

### Der Bürger und die Revolution.

Vom ersten Siegestag der russischen Revolution an war das bürgerliche Element Rußlands, die Kaufleute und Industriellen, der Ansicht, es handle sich nur um eine Bürgerrevolution und deshalb müsse ihre Entwicklung vom Bürgertum geleitet werden. Die erste Errungenschaft des Sieges, die vorläufige Regierung, wurde ausschließlich von Vertretern

der Bürger und Grundbesitzer gebildet, während man den Sozialisten nur einen Platz einräumte. Später, als Statthalter für jeden der russischen Distrikte ernannt wurden, war wieder der Bürger vorherrschend, ebenso erhielt er die ausländischen Gesandtschaftsposten. Nicht ein einziges Mitglied des Proletariats wurde ernannt.

Nach der Beuteverteilung gab der Bürger sein Programm heraus. Er setzte die Fortsetzung des Krieges auf der Basis des zaristischen Vertrages an die erste Stelle. Konstantinopel und ein Ausgang zum Schwarzen Meer war die Devise der Kaufleute und Industriellen Rußlands. Deshalb mußte das Proletariat den »Krieg bis zum Siege« fortsetzen, deshalb die Offensive vom 1. Juli 1917. Diese Politik wurde gegen den Wunsch des Volkes fortgesetzt, das längst des Krieges müde war, das sich fast verblutet hatte und nun fühlte, daß es das bißchen Kraft, das ihm geblieben war, zum Aufbau des verwüsteten Landes und zur Sicherung der Früchte der erfolgreichen Revolution brauchte. Das alles sah der Bürger nicht. Er wollte seine Zustimmung nicht zu der Erklärung geben, daß nicht nur politische, sondern auch soziale Probleme durch die Märzrevolution aufgeworfen waren. Die Revolution war sein Sieg, und er gedachte diesen festzuhalten. Er feierte ihn in seiner eigenen Weise. Während Millionen des fleißigen russischen Land- und Industrieproletariats nahebei in den Schützengräben lagen, verkamen und starben, lag der wohlhabende Bürger — trunken von Wein und Champagner — in den luxuriösen Weinstuben, Restaurants und Hotels. Er trank auf die Freiheit, die nicht durch sein Blut gewonnen war. Während die Mehrzahl der Petersburger und Moskauer Bevölkerung infolge der Rationierung unterernährt war, hielt er nachts Gelage, aß bis zum Erbrechen, tanzte bis zum Wahnsinn. Seine geräumigen Empfangszimmer wurden weit geöffnet, um Gäste seines Standes zu empfangen, während Droschken und russische Flischatsh die Straßen füllten und die fröhlichen, überfatten Bürger beförderten.

Der russische Bürger ist nie fähig zur Lösung sozialer Probleme gewesen. Er vermochte nicht einzusehen, daß, wenn der Wodka dem Arbeiter verboten ist, er sich des Champagners enthalten sollte, und daß während der Zeit, wo die Kugeln flogen, es nicht Zeit zum Tanzen war.

Im Juli 1917 war der erste Bolschewiki-Aufstand. Nun erwachte der Bürger und begann zu handeln; aber er handelte, wie alle Feiglinge handeln: er stand in den letzten Reihen der Staatsmaschinerie und zwang jene an ihrer Front, das sozialistische Ministerium, mit Reformen aufzuhören, aber den Krieg fortzusetzen. Während er scheinbar der Regierung seine Hilfe gewährte, durchkreuzte er ihre Tätigkeit durch Unterstützung der gegenrevolutionären Kräfte, die den Korniloff- und Kaledin-Aufstand brachten. Doch hier versagte der Bürger, weil es weder in seiner Natur liegt, eine Revolution erfolgreich durchzuführen, noch eine Gegenrevolution in Fluß zu bringen; denn dazu ist Blut nötig, Menschenblut. Der Bürger aber ist gewöhnt, alles für Geld zu erwerben. Korniloff fiel, und der Bürger trat seinen Rückzug an. Einer nach dem anderen schloß Fabrik oder Laden und veräußerte seine Waren, um sein Kapital zu retten. Dann begann der Geldschmuggel nach fremden Ländern. Die Banken von Stockholm und Kopenhagen, Tokio und Schanghai waren angefüllt mit russischem Geld, die Hotels und Pensionen dieser Städte mit russischen Bürgern. Diejenigen,

die nicht aus Rußland fliehen konnten, versteckten ihre Gelder und Wertfachen und verursachten dadurch Störungen in Handel und Industrie.

Währenddessen drehte sich das Schicksalsrad in Rußland. Die drei Millionen Deserteure, die sich gegen die Fortsetzung des Krieges sträubten, gingen den Weg, auf dem sie Frieden, Brot und Straffreiheit zu finden glaubten. Die durch die Zurückziehung des Kapitals beschäftigungslos gewordenen Elemente vereinten ihre Kräfte, und mit dem wenigen, das ihnen verblieben war, machten sie die Novemberrevolution. Der Bolschewismus siegte. Der Bürger vermochte sich nicht mehr zu behaupten; er hatte seine Rolle ausgespielt.

Der Eroberungszug des Bolschewismus aber war kein Triumphzug. Das Land war im großen ganzen nicht bolschewistisch. Es mußte Stadt für Stadt, Dorf für Dorf erobert werden. Dabei trafen die Bolschewisten hin und wieder auf organisierte Gegner, die hartnäckig kämpften. So wurde das ganze Land in ein Kampfgebiet verwandelt. Obgleich jedoch bei diesen Kämpfen für die Bourgeoisie unendlich viel auf dem Spiele stand, war sie die ganze Zeit über nur Zuschauer. In keinem der großen Kämpfe gegen die Bolschewisten im letzten Frühling fungierte die Bourgeoisie als Führer oder als Teilnehmer. Es war ein Kampf der Bolschewiki auf der einen, der demokratischen Idealisten sowie der Separatisten auf der anderen Seite. So kam es, daß die ukrainische separatistische Demokratie, von den Deutschen unterstützt, die Bolschewiki zwang, ihre Unabhängigkeit anzuerkennen. Auch in der Krim verloren die Bolschewiki nach dem schrecklichen Massaker im Februar 1918 ihre ganze Anhängerschaft und wurden durch eine sozialistische Koalition vertrieben — gerade um die Zeit, als die ukrainischen Truppen im Anmarsch waren. Das Dongebiet, Teile des Kaukasus und Sibiriens, die durch die Bolschewiki angegriffen waren, bekämpften diese mit lokalen Kräften. So kam es, daß das große russische Reich zerbrochen und zersplittert wurde; doch in der Wüste, die der erste Ansturm des Bolschewismus geschaffen hatte, entstanden nun allmählich Oasen der Demokratie. Die Ukraine, die Krim und der Dondistrikt waren solche Oasen. Neue Hoffnung erwachte in den Herzen der russischen Bevölkerung, hauptsächlich des Proletariats, das jetzt, nachdem der furchtbare Traum vom Bolschewismus ausgeträumt schien, um eine Erfahrung reicher, alle Kräfte für den Wiederaufbau Rußlands vereinen wollte. Schon auf dem Konvent der »Uzentoproff« (Vereinigte Gewerkschaften der Ukraine) im April 1918 wurde die Idee der Räteregierung verworfen, das Schiedsgericht eingeführt und ein Aufruf an die Bürgerschaft zur Mitarbeit bei der Wiederherstellungsarbeit erlassen. Die Bürgerschaft antwortete auf diese Friedensbitte mit der Unterstützung von Komplotten, die Skoropadsky in der Ukraine, Krosnoff im Dondistrikt und Sulkewitsch in der Krim als Machthaber anzettelten. Der Bürger vergaß alles, was während des Revolutionsjahrs geschehen. Er lernte nichts aus der schrecklichen Erfahrung. Die erste Tat der Kaufleute und Fabrikantenassoziationen (Profosis) war denn auch, ihre sämtlichen Mitglieder aufzufordern, alle Kollektivverträge, welche sie mit den Arbeitervereinigungen während der Revolutionsperiode eingegangen waren, umzustößen und die Anerkennung dieser Vereinigungen als gleichberechtigte Kontrahenten zu verweigern. Dann fingen sie an, die Löhne herabzusetzen oder ihre Fabriken zu schließen. In Jekaterinoslaw

wurden zum Beispiel von 70000 Arbeitern 55000 entlassen und die Fabriken geschlossen. In Nikolajew und anderen Plätzen wurden die Löhne um über 60 Prozent herabgesetzt, so daß im Mai für den Tag nur 8 Rubel gezahlt wurde, während die Arbeiter im März noch 18 Rubel bekommen hatten. In Kiew und Odessa wurden im Laufe des Sommers 150000 Arbeiter gezwungen, die Arbeit niederzulegen. Das war die Mitarbeit der industriellen Kreise Rußlands, die sie den Arbeitern anboten, nachdem mit deren Hilfe der Bolschewismus niedergedrungen war.

Der Kaufmann, der treu zu seiner Klasse hielt, unterstützte seinen Bruder, den Fabrikanten, und stellte seine eigenen Friedensbedingungen. Er forderte und bekam nicht weniger als 200 bis 500 Prozent Gewinn auf jeden gehandelten Artikel. Die Preise stiegen zu schwindelnder Höhe. Die Waren, die vor dem Kriege 10 Kopeken und unter der Bolschewikherrschaft 1 Rubel gekostet hatten, kamen nun unter der Schreckenregierung der Bürgerschaft nicht unter 15 Rubel in den Handel. Man nannte in Rußland dieses Regiment den »weißen Schrecken«, weil er nicht sofort tötete, wie der rote Schrecken der Bolschewiki. Man sog das Volk langsam aus, nahm ihm seine Lebenskraft. Den Hungrigen wurde das Brot, den Säuglingen die Milch genommen.

Der Süden Rußlands ist sonst das Land des Überflusses. Dennoch habe ich in jeder Stadt, die ich als Zeitungskorrespondent bereisen mußte, Hunderte und Tausende von Hungrigen, Nackten und Barfüßigen gesehen. Hunderte und aber Hunderte von Frauen und Männern standen in Sonnenglut, Herbstregen und Winterkälte nach Brot, Zucker und Fleisch an. Da war auch keine Reihe, in der nicht Leute beim Anstehen ohnmächtig wurden oder vor Hunger umfielen und starben. Das kam überall und tagtäglich vor. Die Bevölkerungen von Odessa, Jekaterinoslaw, Kiew, Sebastopol und allen anderen größeren südrussischen Städten wurden während des ganzen Sommers und Herbstes 1918 auf 100 bis 200 Gramm Brot pro Tag rationiert. Erst im Januar 1919, als Petlura die Macht in der Ukraine an sich riß, wurde dieses Quantum auf 300 Gramm erhöht. Aber war denn kein Brot in der Ukraine? Doch, es war so reichlich vorhanden, daß man die Rationierung auf 2 Pfund pro Tag hätte festsetzen können; aber es wurde zum Preise von 2 bis 5 Rubel pro Pfund zurückgehalten. Der reiche Bürger brauchte nicht zu hungern, aber das Proletariat starb, oder besser gesagt: es wurde gewissenlos von den herrschenden Bürgern zum Tode verdammt.

So war die Situation in der Ukraine bis zum Januar 1919. Der Kaufmann und der Fabrikant waren die Helden und die Nutznießer dieser Situation. Kann man da noch fragen, warum der Bolschewismus noch einmal siegreich durch die Ukraine und den Dondistrikt schreift? Der Bürger hatte Gelegenheit, über das Schicksal eines Teiles von Rußland zu bestimmen. Er hat sie nicht zu benutzen verstanden. Jetzt ist er wieder Opfer und Flüchtling. Und nun bittet er wieder die Machthabenden des Auslandes um Intervention und möchte jemand haben, der ihm seine Schlachten schlägt und ihm wieder zur Macht verhilft. Er weigert sich noch immer, das Recht der Arbeit anzuerkennen. Er will auf keine Zukunftsversprechungen eingehen. Wird die Demokratie der Welt einem Geschöpf helfen, das sich der Anerkennung der Demokratie im eigenen Lande verschließt? Wird dem Beistand geleistet werden, der es nicht versteht, die gegenseitig sich

bekämpfenden Strömungen zu versöhnen, sondern der alle Errungenschaften für sich allein beansprucht? Der russische Bürger ist gewogen und zu leicht befunden. Er hat den Beweis seiner Unfähigkeit, Rußland zu regieren, erbracht. Sollte er noch einmal zur Macht kommen, so wird er von neuem den Samen des Bürgerkrieges in Rußland säen. (Schluß folgt.)

## Die Bedeutung der Kreistagswahlen.

Von Dr. Georg Flatow.

Durch die Verordnung der preußischen Regierung vom 18. Februar 1919 sind die bestehenden Kreistage aufgelöst. Die Neuwahl hat bis zum 4. Mai zu erfolgen. Durch diese Verordnung ist wiederum ein guter Teil des Weges zur Demokratisierung der preußischen inneren und Kommunalverwaltung zurückgelegt worden. Wenn auch unsere Wünsche durch das Fehlen einer Verordnung über die Neubildung der Provinziallandtage und der aus ihnen gebildeten Staats- und Kommunalbehörden (Provinzialrat, Bezirksausschuß) sowie über die Auflösung der Gemeindevorstände und Magistrate nicht voll befriedigt sind, so wollen wir nicht vergessen, daß mit der Kreistagsverordnung die Art an eine der stärksten Säulen des alten, junkerlichen Preußens gelegt ist. Im Drang der Ereignisse, die jetzt täglich in der inneren und äußeren Politik auf uns einstürmen, verlieren wir leicht den Maßstab für die Bedeutung der einzelnen gesetzgeberischen Neuerungen und übersehen nur zu oft, daß Fortschritte, um die wir jahrzehntelang gekämpft haben und die schon in dem Kampfe der bürgerlichen Demokratie gegen das Junkertum im vergangenen Jahrhundert das Streitobjekt waren, jetzt mit einem Male im stürmischen Fortschritt der Zeit errungen worden sind. Mit der Verordnung über die Neuwahl der Kreistage ist die Demokratie in die Verwaltung eingezogen, und niemand, der die Bedeutung der handelnden Verwaltung gegenüber der mehr formalen Aufgabe des Gesetzgebers richtig einschätzt, kann das Gewicht dieser Tatsache verkennen; denn das ist es gerade, was die jetzige Lage der sozialistischen Demokratie so sehr kompliziert und ihr in den eigenen Reihen so viel herbe Kritik zuteil werden läßt, daß wir wohl eine von den sozialistischen Parteien stark beeinflusste Gesetzgebung haben, aber in der Verwaltung und in der Justiz nur die Spitzen — und auch diese nur zum Teil — sozialistisch sind, während die Köpfe, die die Gesetze anzuwenden und die Verwaltung zu führen haben, von der neuen Zeit kaum einen Hauch verspüren. Da aber die Spitzen nicht überall sein, geschweige denn überall handeln können, entsteht jene Unausgeglichenheit zwischen dem Wollen oben und dem Sein unten, die wir alle heute so schwer empfinden und deren Beseitigung unser festes Ziel sein muß, wenn dieser Konflikt nicht zu immer neuen Revolutionen führen soll.

Unter diesem Gesichtspunkt gesehen, ist der Neubau der Kreistage ganz besonderer Beachtung wert, weil die Kreistage den Unterbau für die Provinziallandtage in Preußen und die von diesem ausgehenden Staats- und Kommunalbehörden bilden. Ähnlich, wie der alte Kreistag dank seiner Zusammensetzung aus Vertretern des Großgrundbesitzes, der Landgemeinden und kleineren Städte überwiegend agrarisch, oft großagrarisch zusammengesetzt war, stand auch der daraus weitergebildete Oberbau unter dem Ein-

fluß des Grundbesitzes. Dies Verhältnis dürfte sich jetzt umkehren und unsere Vertretungen in den Kreistagen vielfach beinahe oder ganz die Mehrheit bilden. Das bedeutet einen wertvollen Machtzuwachs.

Die bisherigen Vorschriften über die Qualifikation zum Landrat — § 74 der Kreisordnung — sind aufgehoben; an deren Stelle bestimmt jetzt § 12 der Verordnung vom 18. Februar: »Der Landrat wird vom Staatsministerium ernannt; der Kreistag ist befugt, für die Besetzung des erledigten Landratsamts geeignete Personen in Vorschlag zu bringen.« Kein Examen, kein Wohnsitz im Kreis, keine bisherige Tätigkeit in der Verwaltung wird mehr gefordert; einzig und allein »Eeignetheit«. Der Amtsvorsteher, der Polizeigewaltige des Amtsbezirks, wird vom Oberpräsidenten der Provinz ernannt, und zwar auf Grund von Vorschlägen des Kreistags, in welche aus der Zahl der Amtsangehörigen die zum Amtsvorsteher befähigten Personen aufzunehmen sind. Zwei wichtige Stellen im Verwaltungsapparat des Staates stehen also unter dem Einfluß des Kreistags. Dem Kreistag selbst liegt die Verwaltung des Kreises ob, dessen Aufgaben, die vom Gesetz nicht näher bestimmt sind, in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht einen immer größeren Umfang gewonnen haben. Irgendwelche Schranken bestehen hier nicht.

Auf den Kreisen bauen sich durch Entsendung von Abgeordneten, die für die Landkreise die Kreistage wählen, die Provinziallandtage auf, bezüglich derer die Regierung, wie bereits erwähnt, keinerlei Neuwahl angeordnet hat, so daß die alten agrarisch beherrschten Provinziallandtage über den ganz anders zusammengesetzten Kreistagen fortbestehen bleiben. Hier wird also der Einfluß der Demokratie sich erst nach entsprechender gesetzlicher Änderung geltend machen. Die Provinzialverbände sind für das Gebiet der Provinz in gleicher Weise unbeschränkt zuständig, wie die Kreisverbände für ihren Bezirk. Im besonderen liegt dem Provinziallandtag, dem Vertreter des Provinzialverbandes, die Wahl des Landesdirektors (Landeshauptmanns) ob, der die laufenden Geschäfte der Provinzialverwaltung führt. Neben dem Landesdirektor steht als beschließendes Organ »zum Zwecke der Verwaltung der Angelegenheiten des Provinzialverbandes« ein Provinzialausschuß von 7 bis 13 Mitgliedern, vom Provinziallandtag gewählt, dem die Ernennung der Provinzialbeamten, die Verwaltung des Provinzialvermögens und der Provinzialanstalten übertragen ist. Die Provinz ist ein sehr wichtiger Selbstverwaltungskörper. Ihr liegen erhebliche Befugnisse auf dem Gebiet des Landarmenwesens, der Besserungsanstalten für die mit Arbeitshaus Bestraften ob; sie hat die öffentlichen Irren-, Taubstummen-, Blinden-, Idiotenanstalten sowie die Hebammenlehrinstitute zu verwalten; das Fürsorgeerziehungswesen fällt ihr finanziell zur Last; landwirtschaftliche Meliorationen, für die den Provinzen »Meliorationsfonds« überwiesen sind, fallen in ihr Bereich. Was hier angeführt ist, ist nur ein kleiner Ausschnitt aus den Funktionen des Provinzialverbandes, bei dem hier — ähnlich wie bei den Kreisen oben — die Erweiterung der Aufgaben durch die Kriegsorganisation, namentlich im Ernährungswesen, völlig außer Betracht gelassen ist. Über den Bereich der Kommunalverwaltung hinaus erstreckt sich die Bedeutung des Provinzialausschusses dadurch, daß von ihm ein Teil der Mitglieder für die der Staatsverwaltung dienenden Behörden, den Provinzialrat und den Bezirksausschuß, gewählt werden. Neben diesen beiden ist auch der Kreisausschuß nicht nur Organ der Selbstverwaltung des

Kreises, sondern zugleich eine Behörde der allgemeinen Landesverwaltung. Kreisaußschuß und Bezirksaußschuß sind zusammen mit dem Oberverwaltungsgericht die drei Instanzen der Verwaltungsgerichtsbarkeit, das ist die Gerichtsbarkeit, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zur Verwirklichung des Rechtsstaatsgedankens geschaffen wurde und dem Rechtschutz des einzelnen gegenüber der verwaltenden Tätigkeit der Behörde dient.

Der Provinzialrat besteht in Preußen aus dem Oberpräsidenten, einem höheren Verwaltungsbeamten und fünf vom Provinzialaußschuß gewählten Laien, der Bezirksaußschuß aus dem Regierungspräsidenten, zwei ernannten Beamten und vier ebenfalls vom Provinzialaußschuß gewählten Personen. Neben dem erwähnten Verwaltungstreitverfahren besteht in anderen vom Gesetz einzeln aufgeführten Fällen das sogenannte Verwaltungsbeschlußverfahren, dessen Instanzen Kreisaußschuß, Bezirksaußschuß, Provinzialrat sind. Auf die Einzelheiten dieses Verfahrens braucht hier nicht eingegangen zu werden; hier dient die Erwähnung nur dem Nachweis, welche Bedeutung für uns die Kreislagswahlen haben, weil sie uns zum ersten Male den Zugang zu den Gerichten, nämlich den Verwaltungsgerichten, eröffnen. Wie wichtig diese Gerichte sind, sei kurz angedeutet: Sie entscheiden auf die Klage gegen polizeiliche Verfügungen im allgemeinen; sie wirken bei der Entscheidung der in den Kommunen vorkommenden Konflikte zwischen Gemeindevertretung und -vorstand, Stadtverordnetenversammlung und Magistrat mit sowie ferner bei gewissen vermögensrechtlichen Geschäften der Kommune, bei der Entscheidung über Beanstandung und Aussetzung der Ausführung von Gemeindebeschlüssen, bei Streitigkeiten auf dem Gebiet des Kommunalsteuerwesens und in Disziplinarsachen der Kommunalbeamten. Auch die armenrechtlichen Streitigkeiten, Schulangelegenheiten, Sparkassenfragen, wege- und wasserpolizeiliche Dinge, die sehr wichtigen gewerbe- und polizeilichen Konzessionen von Anlagen, Schankwirtschaften, Schauspielunternehmungen gehören zur Zuständigkeit der genannten Verwaltungsbehörden und -gerichte. Bei Streitigkeiten über die Anordnung der Märkte und Innungen, das Feuerlöschwesen, Baupolizei, Personenstands- und Staatsangehörigkeitsfragen sprechen überall diese Instanzen mit. Schließlich sind Kreisaußschuß, Bezirksaußschuß und Provinzialrat auch die Stellen, deren Einverständnis der Landrat, Regierungspräsident, Oberpräsident für den Erlaß polizeilicher Vorschriften bedarf.

Nach alledem läßt sich die Bedeutung der Kreislagswahlen hinlänglich ersehen. Die bevorstehenden Wahlen sind zum Teil indirekt, nach dem Verhältniswahlrecht; in erheblichem Maße aber auch unmittelbar. Wo nämlich nach der Unterverteilung der Kreislagsabgeordneten auf eine Landgemeinde nicht mindestens ein Abgeordneter entfällt, werden mehrere Landgemeinden und Ortsbezirke zu einem Wahlbezirk vereinigt, in denen nach dem üblichen Verhältniswahlrecht gewählt wird. Hier bedarf es aufs neue der Wahlagitatorien, und hier vor allem mögen die obigen Ausführungen gute Dienste tun, zugleich aber mögen sie auch den zur Entsendung von Kreislagsabgeordneten befugten Gemeindevorstehern zeigen, um wie wichtige Funktionen es sich dabei handelt, welche Bedeutung daher der ordnungsmäßigen Verteilung der Kreislagsmandate in Stadt und Land zukommt.

## Die Kirchenfrage in der Frankfurter Nationalversammlung.

Von A. Conrady.

(Schluß.)

### II.

In der Sitzung vom 28. August begann und endigte die Verhandlung über die Kirchenfrage mit Reden von katholischen Theologen. Bei Eröffnung nahm das Wort der Abgeordnete Sepp aus München, der im Vorjahr viel genannt worden war, weil er im Zusammenhang mit der Lola-Montez-Affäre seiner Professur enthoben und ins Ausland verwiesen wurde. Von Laube wird er römisch-nebelhaft genannt und ihm ein unerwachsener, mit katholisch-poetischen Reichsgedanken überfüllter Fanatismus zugeschrieben. Seine kirchenpolitische Rede in Frankfurt ist von diesem Vorwurf nicht ganz freizusprechen. Verrennt er sich doch bis zu einer direkten Denunziation gegen einen Nationalversammlungskollegen und Berufsgenossen, indem er betont, daß ein katholischer Geistlicher von Geistesdruck geredet habe, und den zarten Wink daran knüpft, wer so etwas ausspreche, habe sich damit selbst gerichtet. So meint er auch, wenn Karl der Große käme und das Tun und Treiben der Nationalversammlung sähe, so würde er sagen: »Mein Reich hat tausend Jahre gedauert, das eurige, das ihr hier ohne Gott und Kirche zu gründen vermeint, es wird keine zehn Jahre dauern.« Doch hindert ihn sein Glaubenseifer nicht, zu verlangen, daß Kirche und Staat sich auf das ihnen eigentümliche Gebiet beschränken sollen. Er bezeichnet das Christentum als die Religion der Freiheit, preißt es als erste Verwirklichung des Gedankens, daß alle Menschen sich gleich, daß sie untereinander Brüder seien, und findet es auch mit allen Staatsformen verträglich.

Von Staatsreligionen aber will er nichts wissen, sondern sieht in der fürstlichen Kirchengewalt dasselbe auf kirchlichem Gebiet, was auf politischem Gebiet das verhängnisvolle »L'état c'est moi« war. Wenn der Getaufte wie der Ungetaufte, wenn der Maurer wie der Schlosser Minister sein könne, so möchte er wissen, ob man noch länger ohne Anmaßung verlangen dürfe, daß die Verleihung kirchlicher Präbenden und die Besetzung theologischer Lehrstühle von solchen obersten Staatsmännern abhängen. Das sieht er als eine Inkonsequenz bis zum äußersten an. Sepp beruhigt diejenigen, die vor Kirchenherrschaft Angst haben. Davon könnte die Rede sein, wenn man Kardinäle zu Ministern machen wollte; er und seine Freunde aber wünschen nicht einmal einen Priester im Kultusministerium, weil er erwartet, daß diese Kultusministerien überhaupt aufhören werden. Zum Schlusse zieht er die Konsequenz, daß, wer im kirchlichen Gebiet die Freiheit nicht achtet, sie auch im politischen nicht achtet, sondern dem Polizeistaat in die Hände arbeitet und die alte Staatsomnipotenz wiederherstellt. Der ist für Sepp der Gesinnung nach kein Papist, aber ein Cäsaropapist, er ist ein Russe und kein Deutscher.

Man sieht, Sepp war ein streitbarer Herr. Von der christlichen Milde ließ jedenfalls der katholische Konstanzer Pfarrer K ü n z e r von der Linken mehr verspüren. Er zieht übrigens gleich eine Trennungslinie zwischen sich und mehreren Vorrednern seines Berufs, indem er erklärt, keine Streitrede gegen die Religionslosigkeit, auch keine Verteidigungsrede für die Religion halten zu wollen. Er ist unbedingt für Glaubens- und Gewissensfreiheit und

will eine Kirche, die zu ihrer Erhaltung des Glaubens- und Gewissenszwanges bedarf, ruhig ihrem Untergang entgegengehen lassen, weil sie das Element des Verderbens in sich selbst trägt. Für seine Person bekennt er sich als Anhänger einer demokratischen Kirchenverfassung im Sinne des Urchristentums und erwartet eine Entwicklung in diesem Sinne als Ergebnis der Trennung von Kirche und Staat, hebt aber auch hervor, daß dies nicht Sache der Nationalversammlung, sondern innere Angelegenheit der Kirche sei. Anknüpfend an die vielfachen Bezugnahmen auf die nordamerikanische Verfassung und die Kirchenverhältnisse spricht er die Meinung aus, daß diese für Deutschland vorbildlich seien. Er will die volle Trennung der Kirche vom Staate und deren Einrichtungen, auch von der Schule. Gegenüber der Furcht vor Pfaffenherrschaft verweist er darauf, daß gewiß auf einer von der Kirche unabhängigen Schule bestanden werden würde: »Insofern die Schule nicht Religionsunterricht erteilt, der gebührt der Kirche, und ihr allein«. Habe man die unabhängige Schule bis hinauf in die höchste Sphäre der Schule, so möge man der Theologie und allem, was damit zusammenhängt, was immer für eine Richtung geben; einem derart vorgebildeten jungen Manne werde man, wenn er auch in den obskursten Hörsaal hineinkommen sollte, den Kopf nicht mehr verrücken.

Zwischen Sepp und Künzer redete noch eine Anzahl Abgeordneter, die aber meist nicht allzuviel Bemerkenswertes brachten. Von der äußersten Linken sprach der Berliner Abgeordnete Nauwerck. Er rief einen kräftigen Fluch dem Polizeistaat nach, der alles besorgt habe, auch die Glaubensangelegenheiten. »Der Polizeistaat kämmt uns, schor uns, warf uns ins Gefängnis, ja, half uns auch in den Himmel hinein.« Nun aber bleibt nichts anderes übrig, als daß der Staat gar keine Religion habe. Nauwerck verlangt, daß Religion und Kirche Privatangelegenheiten werden. Er will die Freiheit jedermann gewährt wissen, auch den Jesuiten. Als Ergänzung der Trennung von Staat und Kirche aber fordert er Trennung der Schule von der Kirche. Die Aufklärung des menschlichen Geistes ist ihm nicht Sache der Geistlichen; eine christliche Mathematik oder eine gläubige Naturgeschichte vermag er sich nicht vorzustellen und zieht die Folgerung, daß der Staat die Schule völlig an sich nehmen werde. Dann sprach der bekannte Herr v. Radowiß, der auch zu den Ultramontanen gerechnet wurde, für die Unabhängigkeit der Kirche, ohne neue Gesichtspunkte beizubringen. Der Heidelberger Geschichtsprofessor Hagen war ebenfalls dafür als Anhänger demokratischer Einrichtungen, deutete aber zugleich an, daß man wohl etwas von der Kirche werde fordern müssen, was die Verwaltung der Kirchengüter angehe; er warf die Frage auf, warum die katholische Kirche nicht ebenfalls ein Opfer auf dem Altar des Vaterlandes darbringen solle, wo eine Reihe bisher frei ausgegangener Stände besteuert werde.

Gleich ihm sind dann auch Müller (Würzburg) und Hoffmann (Ludwigsburg) für vollkommene Trennung der Kirche vom Staate. Auch Förster (Breslau), ein Vertreter des Katholizismus, redet für Unabhängigkeit der Kirche vom Staate und weiß sich dabei frei von hierarchischem Geklüfte, ebenso bedingungsweise der evangelische Abgeordnete Schwarz (Halle), der sich darüber klar ist, daß die protestantische Kirche durch die Verfilzung mit dem Staate ihr bestes Leben, ja ihr gutes Gewissen und ihren Wahrheitsfönn so gut wie ganz verloren hat.

Von evangelischer Seite aber hatte schon vor ihm ein anderer wirkungsvoller gesprochen, ein Abgeordneter der demokratischen Linken. Das war der als Historiker des Bauernkriegs allgemein bekannte, aber von der Theologie hergekommene und in späteren Jahren wieder als Geistlicher tätige Abgeordnete Wilhelm Zimmermann, »auch ein Professor der Geschichte, welcher mit sehr wenig Geist sehr viel Salbung zu verbinden sucht«. So liest man in Laubes der demokratischen Linken feindlichem Buche über das erste deutsche Parlament. Er schreibt geringschäßig von Demokratie des Dorfschulmeisters, welcher Staatsweisheit und Diplomatie lehrt, und was der Liebenswürdigkeiten mehr sind. Doch gibt auch Laube zu, daß Zimmermanns Rede in der Kirchenfrage einen vortrefflichen Eindruck hinterlassen und viele in ihrem abschälligen Urteil über den Stuttgarter Abgeordneten zweifelhaft gemacht hat. Zimmermann führt sich in seiner Rede ein als kein Freund von dem, was herrschende Kirche heißt, wohl aber ein Freund von allen Anstalten, die den Zweck haben, zu veredeln, zu trösten, aufzurichten und zu erheben Menschengeister und Menschenherzen. Aus jahrelangen Erfahrungen im Amte und aus Studien kennt er sowohl die Licht- als die Schattenseiten der Kirche, und für sein Auge werden erstere von letzteren überwogen. Aber in Konsequenz seines lebenslangen Grundsaßes: Freiheit für alle und in allem, stimmt er für völlige Lostrennung der Kirche vom Staate. Er spricht die Überzeugung aus, daß die große Mehrzahl derer, denen die Kirchlichkeit Herzensangelegenheit ist, die Trennung wollen, zum mindesten in Württemberg. Die Sache erscheint ihm nicht ohne Risiko. Er denkt an die ganze Geschichte des Kampfes zwischen Staat und Kirche. Er weiß, wie man von seiten der Kirche Geschichte und Politik, Religion und Sittenlehre, die ganze Erziehung vielfach gefalschmünzt hat. Auch von den Jesuiten beider Bekenntnisse hat er einen üblen Begriff. Er kennt auch die lange Kette der großen Verschwörung gegen die geistige und bürgerliche Freiheit der Völker. Er ist sich auch klar darüber, daß die Männer des Altars und des Thrones in ihrer Klugheit zwar die Kokarde des Tages am Hute tragen, innerlich aber vielfach die alten geblieben sind. Trotzdem stimmt er für volle Freiheit der Kirche, von der er erwartet, daß sie in Bälde eine andere werden wird, als sie bisher war.

Er verweist beiläufig auch auf die schönen Zeiten der Kirche, als sie der Freiheit der Völker die stärkende und schützende Hand reichte, jene Zeiten, wo die italienischen herrlichen Freistaaten gegründet wurden. Auch für Pius IX. findet er sympathische Worte und spricht dann seine Freude darüber aus, daß die Kirche in manchen ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder in einer Wandlung begriffen sei. Die Reden von Ungehörigen der kirchlichen Partei in der Nationalversammlung, wie Radowik, Döllinger, Sepp, erscheinen ihm mit ihrem Unterschied gegen früher, mit ihrem Eintreten für allgemeine Gewissensfreiheit als Beweis für die Macht des Zeitgeistes. Mit besonderem Lobe gedenkt er der idealen Gesinnungen des Dekans Vogel. So hofft er denn, auch die Kirche vom großen Umschwung der Weltverwandlung mit fortgerissen zu sehen. Aber er glaubt nicht, wie sein Freund Vogt, an die Vernichtung der Kirche, sondern an ihr verklärtes Wiedererstehen in einer Religion des Geistes. Eine solche erscheint ihm für das deutsche Volk sehr notwendig. Sie soll helfen, die Begeisterung zu schaffen, die imstande ist, für Freiheit und Vaterland freudig die Todeswunde zu

empfangen. Diese Begeisterung für die Idee der Freiheit hat die Kirche bisher allerdings nicht geschaffen, sondern vielfach zu lähmen gesucht. Aber nicht nur, damit die Kirche frei und neu werde, stimmt Zimmermann für ihre volle Freiheit, sondern auch aus dem Grunde der Bewegung und des Kampfes. Beides liebt er: »Bewegung und Kampf sind die Lebens Elemente einer sich verjüngenden Zeit, eines sich bewußt werdenden Volkes. Darum sei Bewegung, darum komme der Kampf. Aber zum Kampfe braucht man gute Waffen, wenn man kein Tor sein will, und neben der Öffentlichkeit, neben der freien Presse, neben dem Vereinsrecht halte ich für eine solche gute Waffe zum Kampfe vorzugsweise die Freiheit des Unterrichtes, die Trennung der Schule von der Kirche. Diese Waffe werde ich nicht aus der Hand geben, das wäre Torheit, und niemand wird mir das zumuten. Mit dieser Waffe in der Hand fürchte ich keine noch so unabhängige Kirche.«

Nach der Künzlerschen Rede wurde ein Antrag auf Schluß der allgemeinen Debatte zur Abstimmung gebracht und angenommen. In der Spezialdebatte über die einzelnen Paragraphen wurde beim § 14 die Trennungsfrage wieder aufgerollt. Im allgemeinen wurden kaum neue Gesichtspunkte eröffnet. Doch interessieren noch ein paar Reden, hauptsächlich wegen der Persönlichkeiten, von denen sie gehalten wurden. Am 29. August sprachen zwei der namhaftesten Vertreter des sogenannten Ultramontanismus, die beiden Professoren Lassaulz und Ofrörer. Lassaulz, seiner Herkunft nach ein Rheinländer, aber in Bayern lehnend und im Laufe der Lola-Montez-Affäre auch vom Katheder vertrieben, wird in seiner parlamentarischen Tätigkeit von Laube sehr abfällig beurteilt als Doktrinär schlimmster Sorte, der mit liebloser Zuversicht auf katholischen Glauben sich stütze, ohne eine gesunde Ader vom Christentum in den zerkessenen Eingeweiden seines inneren Lebens zu besitzen. Doch gibt auch Laube zu, daß Lassaulz »ganz talentvoll« war. In der Tat enthält auch seine Rede für die Kirchenfreiheit, die er als über die Zukunft Deutschlands entscheidend ansieht, neben manchem Absonderlichen auch ganz beachtenswerte Gesichtspunkte. Zum Beispiel erkennt er den allgemeinen Charakter aller kirchlichen, politischen und sozialen Bewegungen der letzten Jahrhunderte darin, daß in ihnen die gesamte mittelalterliche Lebensordnung sich auflöst. Als das innere Agens dieses allgemeinen Auflösungsprozesses der alten und das gestaltende Prinzip der neuen, mit Gottes Hilfe besseren Lebensordnung im Staate und in der Kirche bezeichnet Lassaulz die Idee der individuellen Freiheit. Gegen die Übel dieser Freiheit gibt es kein anderes Heilmittel als die Freiheit selbst; sie allein enthält mit dem Übel zugleich das Gegengift in sich, und hier gilt der alte Spruch, daß, wer die Wunde geschlagen hat, sie auch zu heilen vermag. Der Redner sähe es als eine Schmach und Schande an, wenn man jetzt, nachdem die Polizei- und Beamtenherrschaft im Staate zerbrochen und gefallen und an ihre Stelle die Selbstregierung des freien Volkes getreten, jene im Staate zerstörte Bureaukratie in der Kirche fortbestehen ließe. Wer die Freiheit will auf dem Gebiet des Staates und sie nicht will auf dem Gebiet der Kirche, der begeht nach Lassaulz' Meinung einen Hochverrat an der Freiheit.

In die gleiche Kerbe schlägt der Freiburger Geschichtschreiber O f r ö r e r. Er führt als Beweis dafür, daß die Katholiken Unabhängigkeit der Kirche vom Staate begehren, die Ausführungen von Bischöfen und Pfarrern nicht

nur, sondern auch 1100 Petitionen mit 300 000 Unterschriften an, die einstimmig Freilassung der Kirche vom Staate fordern. Er macht sehr beachtenswerte Ausführungen über die neuere geschichtliche Entwicklung Deutschlands, die von der Gefährlichkeit des Staatskirchentums zeugt, bis herab zur Bewegung des Frühlings 1848, die er als national und gerecht ansieht, die aber gerade bei den Anhängern der Landes- und Hofkirche den geringsten Beifall, ja Widerstand fand. Störer ist auch der Meinung, daß die Verquickung von Kirche und Staat, von Religion und Politik außerordentlich den Unglauben gefördert hat. Er spricht in diesem Zusammenhang auch von fremden Erfahrungen. Unter den neueren Nationen seien zuerst bei den Engländern systematische Angriffe gegen die christliche Religion aufgekommen, und zwar, als die Stuarts, um eine der Nation verhasste Gewalt zu behaupten, verkehrte geistliche Doktrinen zu Hilfe riefen. Diese Angriffe hätten wieder aufgehört, seit die Freiheit gesichert und die verhasste Dynastie gestürzt war. Ähnlich in Frankreich. Seitdem die Bourbonen ihren durch Verbrechen besleckten Thron auf den Altar zu stellen angefangen, kamen jene zersehenden Doktrinen in Umlauf, welche schnell den Geist der Nation eroberten. Man lief auf den Altar Sturm, weil man den Thron, der auf jenen gestellt war, umstürzen wollte. Unter Napoleon, der die Kirche tyrannisierte, aber nie für selbstsüchtige Zwecke benützte, hörte der Spott auf. Sobald aber die restaurierten Bourbonen die Charte mit Hilfe der Geistlichkeit zu untergraben angingen, erlangte der Geist Voltaires wieder die Herrschaft. Uebermals verschwand jedoch der Zauber, und zwar genau seit der Zeit, da die Julirevolution 1830 den Klerus sich selbst überließ.

Eine Ergänzung dazu stellte am letzten Tage der Debatte (8. September) in den Ausführungen des Demokraten Löwe (Calbe) der Passus dar, der ermahnte, dadurch, daß keine besondere Verpflichtung der Religionsdiener auf den Staat verlangt werde, den Fehler zu vermeiden, den die französische Revolution gemacht hat, indem sie die Zivilverfassung des Klerus und seinen Verfassungseid einführte. Er will also auch der Vermischung von Staat und Kirche ein Ende gemacht sehen, die sich zum Unheil des deutschen Volkes als roter Faden durch seine Geschichte gezogen hat. Bei dieser Trennung aber soll dem Staate bleiben, was ihm zukommt, die Schule, die Jugendbildung. Auch dem Abgeordneten Löwe ist bei der »Allianz«, die seine Freunde eingegangen sind, nicht recht wohl zumute, und er rechnet mit der Möglichkeit, daß »diese Korporation« ihnen in kurzem vielleicht gegenüberstehen und tiefe Wunden schlagen wird. Aber er teilt auch mit Cassault die Meinung, daß der Speer der Freiheit, der diese Wunden schlägt, sie am besten zu heilen imstande ist. Er hofft, daß der Fanatismus, nicht die Kirche, ins Grab gelegt wird, und daß aus diesem Grabe kein religiöser Kampf wiederaufsteht, daß vielmehr alle Hoffnung besteht, einer ruhigen Entwicklung auf diesem Wege entgegenzugehen.

Die Allianz, von der Löwe spricht, ist das Zusammengehen mit den »Ultramontanen« in der Kirchentrennungsfrage. Ein Teil der Linken schreckte vor diesem Verbündeten zurück, aber die Demokratie und ein Teil der Mitte blieb bei der Stange trotz aller Abneigung, mit den Klerikalen zusammenzugehen. Deren Verhalten nun ist das heute noch politisch Interessante an der Kirchendebatte der Paulskirche. Nicht nur ein Teil der evangelischen, sondern ganz besonders die katholische Seite spricht sich nachdrück-

lich für die Loslösung der Kirche vom Staate aus. Während heute besonders in Zentrumskreisen die Forderung der Kirchentrennung in den höchsten Tönen als ein Angriff auf die Religion ausposaunt wird, ist Anno 48 nichts Derartiges zu merken, sondern wird im Gegenteil diese Trennung im Interesse von Religion und Kirche gefordert. Viele Gegner des Klerikalismus wurden dadurch kopfscheu und hatten die Empfindung, die ein Abgeordneter in die Worte kleidete: »Ich fürchte die Danaer, auch wenn sie Geschenke bringen.« Man wollte nicht recht an die Freiheitsliebe dieser Richtung glauben, da man sie doch früher von anderen Seiten hatte kennengelernt. Indes hatte die klerikale Schwenkung ihre triftigen Gründe in Tatsachen der vorrevolutionären Zeit wie der Revolution selbst. In den Debatten wurde gelegentlich eine Schrift angezogen, in der der Freiherr v. Droste-Vischering zu dem Ergebnis gekommen war, daß Kirche und Staat voneinander unabhängig sein müßten; das war die Moral von seinem Kölner Streik mit der preußischen Regierung. Und das Rededuell Weisker — Döllinger wurzelte in den Vorgängen der Colajzeit und der »Solamontanen«-Regierung gegen die »Ultramontanen«. Görres, der Anfang 1848 verstorbene literarische Vorkämpfer der Katholiken, der auch in der Frankfurter Kirchendebatte wiederholt angeführt wurde, hatte noch in seiner letzten Krankheit gesagt: »Es ist zum Abschluß gekommen, der Staat regiert, die Kirche protestiert.« Demgegenüber hatte er sich aber auch auf seine demokratische Vergangenheit besonnen, und es war durchaus in seinem Geiste, wenn die Vertreter des Katholizismus nun für die Aufhebung des Staatskirchentums eintraten, als die Revolution ausgebrochen war.

Diesen Schrift ließ aber auch die Revolution an sich als den für die Kirche selbst nützlichsten erscheinen; kein Zweifel, daß sie bei der Staatskirche der französischen Revolution schlechter gefahren war als bei der Trennung von Kirche und Staat in der nordamerikanischen Republik. So durfte man auch erwarten, daß die Kirche in einem demokratischen Deutschland mehr zu bedenken haben werde, wenn sie sich frei entfalten könnte, als wenn der Staat sie umschlungen halte. Jedenfalls aber, so viel ist gewiß: die damaligen berufenen Vertreter der Kirche hatten gar keine Idee davon, daß die Trennung vom Staate ein Angriff auf heiligste Güter sei. Unter solchen Umständen sollte man uns heute nicht glauben machen wollen, daß die Trennung von Kirche und Staat irgendwie im Widerspruch mit der christlichen Lehre stände; die Debatten der Frankfurter Nationalversammlung beweisen unzweideutig das Gegenteil.

## Wohlfahrtsämter.

Von Medizinalrat Dr. Heinrich Berger.

Dem wichtigsten Bedenken, das gegen den im Jahre 1918 zur Erörterung stehenden Entwurf eines preußischen Jugendfürsorgegesetzes angebracht wurde, soll jetzt ein im Reichsamt des Innern bearbeitetes deutsches Jugendfürsorgegesetz begegnen. Wenn für Schutz und Aufsicht der zwei Millionen fürsorgebedürftiger Kinder aus sozialen und wirtschaftlichen Gründen besondere Jugendämter für notwendig gehalten werden, so wird man die Berechtigung der Forderung einer zusammenschließenden Fürsorge auch für die Erwachsenen nicht in Abrede stellen können. Die besonderen Lebensbedingungen der Jugendlichen machen zwar einige be-

sondere Einrichtungen erforderlich, aber auch da nimmt die Gesundheits- und Wohlfahrtspflege einen breiten Raum ein, war doch der planmäßige Aufbau und das zweckentsprechende Ineinanderarbeiten der gesamten Säuglings-, Kleinkinder- und Schulkinderfürsorge ausdrücklich angeführt; um Gesundheits- und Wohlfahrtspflege handelt es sich allein beim Erwachsenen.

Dabei muß der Begriff der Armenpflege vollständig fallengelassen werden, wie auch in dem Entwurf des preussischen Fürsorgegesetzes das Haltekinderwesen der Armenpflege entrückt werden sollte. Armut ist ein relativer Begriff, und obwohl sie gerade heute noch mehr als sonst herrscht, muß der Begriff fallen. Wo sind die Übergänge, was bringt das Morgen für jeden?

Die Zusammenfassung der gesamten Wohlfahrtspflege in Wohlfahrtsämtern ist eine dringende Forderung. Seit 1897 habe ich sie vorgeschlagen, und besonders seit 1910 ist man mit ihrer mehr oder minder vollständigen Einrichtung in verschiedenen Stadt- und Landkreisen vorgegangen. Das genügt aber nicht. Der Zersplitterung der öffentlichen und kommunalen Fürsorge muß ein Damm gesetzt und eine gleichmäßige Arbeit für jeden Kreis durch ein geschlechtes Wohlfahrtsamt gewährleistet werden.

Die nähere Gliederung des Wohlfahrtsamts kann bei den allgemeinen Erörterungen unbesprochen bleiben; ich beschränke mich daher darauf, die Bedeutung des gesundheitlichen Teiles nachdrücklich hervorzuheben. Er soll auch im folgenden uns an erster Stelle leiten, wobei ich den verschiedentlich vorgesehenen erzieherischen und namentlich den allenthalben notwendigen wirtschaftlichen Teil nicht als unwesentlich angesehen wissen möchte.

Schon in dem preussischen Jugendfürsorgegesetzentwurf war die Bestellung einer der allgemeinen Fürsorge oder Wohlfahrtspflege dienenden Einrichtung als Jugendamt gestattet worden. Der Weg, das Jugendamt als Teil des Wohlfahrtsamtes einzurichten, dürfte allgemein gangbar sein. Wenn nur die Verbesserung der allgemeinen Verhältnisse das Individuum sicher zum Glück und zur Vernunft führt, wenn nur Sozialethik wahre Ethik und der Altruismus unser Ziel ist, dann ist der Zeitpunkt da, die Medizin, insonderheit die Hygiene, ihrer Bedeutung als soziale Wissenschaft entsprechend in ihre Rechte, nein in ihre Pflichten zu setzen. Die Bedeutung der Medizin, die auf ihrem eigenen Gebiet durch die Fürsorge für den Menschen zu einem Studium der ursächlichen Zusammenhänge und damit allgemein zu einer Schärfung des kausalen Denkens und zu einer Verbindung mit dem All führt, in dem wir mit dem Positivisten Comte nicht erklären, sondern beschreiben, *voir pour prévoir* wollen.

Die gesundheitliche Fürsorge hat drei Forderungen gerecht zu werden, Verhütung, schnelle Erkennung und Heilung gesundheitlicher Schäden. Zur Verhütung gesundheitlicher Schäden nicht minder wie zur schnellen Erkennung und zur Heilung ist notwendig die Statistik, die nur in zusammenfassenden Ämtern fördernd verarbeitet werden kann. Auch der einzelne Arzt liefert Bausteine, aber größere Gesichtspunkte erfordern größere Überblicke. In der »Deutschen Medizinischen Wochenschrift« brachte kürzlich Gottstein eine Arbeit über Erweiterung der Volksgesundheitspflege. Er führt lehrreiche Zahlen an. Nach Prinzing sterben 20 Prozent der Menschen, in manchen Gegenden 30 Prozent, die in ihrer Todeskrankheit nicht ärztlich behandelt worden sind, nach Reisser wurden 90 Prozent der Geschlechtskranken nicht bis zu ihrer völligen Heilung behandelt. Die Ursache für diesen Minderverbrauch an ärztlicher Arbeit, die manche Krankheit hätte schnell heilen, auch manchen frühen Tod abwenden können, ist wirtschaftliche Not und Mangel an Verständnis. Der Leidtragende ist nicht der Arzt wegen des entgangenen Verdienstes, sondern die Volksgesundheit.

Die direkte Sterblichkeit gibt noch nicht die richtige Beurteilung der Folgen des Minderverbrauchs ärztlicher Arbeit; dazu muß man zunächst auch die gesundheitlichen Schädigungen wie Verküppelungen, Augen- und Ohrenleiden in der

Kindheit nach Infektionskrankheiten rechnen, die nach der Vermögenslage recht erhebliche Unterschiede zeigen. Und man bedenke, daß ein Drittel der Erblindungen in der Augenentzündung der Neugeborenen, die auf Erkrankung der Mutter zurückgeht, weiter ein erheblicher Teil in Körnerkrankheit, skrofulösen Augenentzündungen und akuten Infektionskrankheiten seinen Grund hat; daß viele Fälle von Taubheit durch Masern, Scharlach, Diphtherie, Syphilis, Ohrenkrankheiten, Skrofulose und Rachitis verursacht sind; daß das Krüppeltum in 70 Prozent der Fälle erworben ist und daß davon 15 Prozent durch Tuberkulose, 12,2 Prozent durch Skrofulose, 9,5 Prozent durch Rachitis herbeigeführt sind. Ferner gehören hieher die Tuberkulose im Kindesalter, dann die Tuberkulose im allgemeinen, die eine erhebliche Abtufung nach der Vermögenslage zeigt, weiter die Geschlechtskrankheiten, der Rheumatismus, die Ernährungs- und Entwicklungsstörungen im Kindesalter usw. Die Handbücher der Statistik geben ein Bild, welcher Schaden durch Minderverbrauch ärztlicher Hilfe dem Individuum und der Gemeinschaft entsteht, deren Glück, wie schon Aristoteles sagt, völlig übereinstimmen.

Wenn auch gegen den Tod selbst kein Kraut gewachsen ist und nicht jede Krankheit restlos heilbar ist, so lehrt doch die tägliche Erfahrung, daß durch rechtzeitige und sachgemäße ärztliche Hilfe viel zu bessern ist. Zunächst wird die Erforschung der allgemeinen und örtlichen Verhältnisse über die Entstehung vieler gesundheitlicher Schädigungen in Wohlfahrtsämtern aufklären und demnach zur Verhütung wesentlich beitragen, *voir pour prévoir*. Die Arbeit kann sich an das Subjekt und an das Objekt wenden, an das Subjekt durch Belehrung, an das Objekt durch Verbesserung der Verhältnisse in jeder Richtung. Welche Arbeit und segensreiche Arbeit winkt hier allein auf dem Gebiet der drohender als je ihr Haupt erhebenden Tuberkulose.

Die schnelle Erkennung und Heilung ist, während bei der Verhütung die Mitarbeit aller notwendig ist, ärztliche Sache. Daß da zunächst die vollkommene Ausbildung des Arztes das Haupterfordernis ist, bedarf nicht des Beweises. Die Maßnahmen in dieser Richtung sind offenkundig; das Ziel wird nicht vollkommen erreichbar sein, weil es überhaupt von Menschen nicht erreicht werden kann. Die ärztliche Einrichtung wird darum eine sehr umfassende sein müssen, der Arzt müßte, da er seine Arbeit auch den kleinen massenhaft an ihn herantretenden Bedürfnissen der Bevölkerung widmen muß, Hilfe haben für Untersuchungen; und dann bliebe die Forderung der Verarbeitung des Beobachteten noch unerledigt, auf den verschiedenen für die Allgemeinheit wichtigen Gebieten würde die Erfahrung des einzelnen Arztes eine beschränkte, nicht zur Arbeit im Dienste der Allgemeinheit anregende. Aber selbst die Erfüllung dieser unerfüllbaren Wünsche vorausgesetzt, bliebe noch ein wichtiges Argument übrig, das Bedürfnis des einzelnen Menschen nach gesundheitlicher Hilfe. Erfahrungsgemäß wird in der Zeit der Krankenkassen ärztliche Hilfe mehr in Anspruch genommen als früher, aber wenn auch viele, so sind doch nicht alle in Krankenkassen.

Weiter. Wie steht es mit der Inanspruchnahme des Arztes bis zur Heilung? Ich erinnere vor allem an Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten. Welches Unheil verursacht nicht der nichtgeheilte Tripper, die nichtgeheilte Syphilis. Die schnelle Erkennung dieser beiden Krankheiten ist maßgebend für die Heilung, für die Verhütung allgemeiner Gefahren. Sie erfordern sorgfältigste wiederholte Untersuchungen nach den neuesten wissenschaftlichen Erfahrungen, denen die neuen Beratungsstellen für Geschlechtskranke entsprechen sollen. In ihrem jetzigen Aufbau genügen sie aber noch nicht den Anforderungen.

Damit käme ich zu einem neuen Gesichtspunkt, nämlich der geringen Neigung mancher Personen, den praktischen Arzt, selbst den Spezialarzt in Anspruch zu nehmen zur Diagnose. Nicht jeder Arzt ist auch geneigt, umfangreiche Untersuchungen vorzunehmen aus mehreren Gründen. Und dann ist der Bedürftige nicht in der Lage, der Bessergestellte nicht immer gewillt, diese Untersuchungen der

Leistung entsprechend zu bezahlen. Wir müssen also Einrichtungen schaffen, die nach den Worten Crotzshans die hygienische Kultur verallgemeinern, wir müssen eine Verbindung schaffen zwischen dem Arzt und dem des ärztlichen Rates bedürftigen. Diese wird erreicht durch Wohlfahrtsämter in Verbindung mit Beratungsstellen und Untersuchungsämtern.

Zwei Einwände liegen nahe, einmal, daß diese über Gebühr in Anspruch genommen würden, und dann, daß dem Arzt eine erhebliche Einbuße entstünde. Was den ersten Einwand anbelangt, so will ich — die Untersuchungen wären ja kostenlos, wenn sich auch Modifizierungen anbringen ließen — ihm nicht die Worte Jassés bei Beginn des Krieges entgegenhalten, daß das Ziel aller Wirtschaft nicht der Gewinn, sondern die Leistung ist. Es würden sicherlich erhebliche Kosten entstehen, die aber, wenn es sich um etwas im allgemeinen Interesse liegendes Großes handelt, getragen werden müßten. Chemische und bakteriologische Untersuchungen würden nur vorgenommen nach erfolgter ärztlicher Untersuchung und nach besonderer ärztlicher Weisung. Die Untersuchung würde nur im Rahmen der Fürsorgezweige des Wohlfahrtsamtes vorgenommen, bei Kassenangehörigen nur gegen Vorsehung der Kasse, müßte aber jedem freistehen, der nicht in ärztlicher Behandlung ist, oder wenn das der Fall ist, auf Zuweisung des Arztes. Selbstverständlich — und das ist eine Hauptsache — steht es dem Arzte frei, Kranke zur Untersuchung dem Wohlfahrtsamt (mit Beratungsstelle und Untersuchungsamt) zu überweisen, wie es jetzt ja auch gegenüber Fürsorgestellen gehandhabt wird. Eine Behandlung findet nicht statt, diese bleibt allein Sache des behandelnden Arztes.

Es bliebe noch der zweite Einwand, daß der Arztesstand geschädigt wird. Dieser Einwand ist hinfällig. Der sich nicht gesund Fühlende will behandelt sein; wenige Angstliche gehen zum Arzte, erfahrungsgemäß gehen sie auch zum zweiten und dritten Arzte, wenn der erste nichts findet, sie sind aber keine dauernden Klientel des Arztes. Es wird also dem einzelnen Arzte durch jene Hypochonder nur Unwesentliches verlorengehen, eine Konsultation.

Das Ergebnis der Untersuchung in einem Institut würde öfter Krankheiten erkennen lassen, die sonst nicht erkannt werden, oder, besser gesagt, nicht festgestellt werden, nicht daß die Ärzte des Instituts mehr verstünden, aber es würde die Zahl derer erheblich größer sein, die kämen, als die aus dem gleichen Grunde freiwillig den Arzt Aufsuchenden. Die Folge wäre eine vermehrte Arbeit der Ärzte. Ich erinnere an das Lebensverlängerungsinstitut in New York, das anscheinend Gesunde von Zeit zu Zeit untersuchen läßt, dabei ärztliche Behandlung streng vermeidet, die Arbeit der Ärzte ist dadurch vermehrt worden.

Weiter würde dem Arzte das Wohlfahrtsamt mit seinen Einrichtungen zur Verfügung stehen für diagnostische Zwecke, es würde ihm seine Arbeit vereinfachen und sie freimachen für unmittelbare Fürsorge. Und — ein Hauptgeschäftspunkt! — das Wohlfahrtsamt steht dem Arzte auch zur Verfügung zur Feststellung der Heilung, ich erinnere an Syphilis und Tripper. Welche Folgen für die Allgemeinheit! Es ist allgemein bekannt, daß es mit der rein medikamentösen Behandlung der Kranken nicht immer abgetan ist, die Tuberkulose heischt Maßnahmen, deren Einleitung und Verfolgung nicht nur Arbeit erfordert, sondern auch Vertrautheit mit allen auf dem Gebiet zur Verfügung stehenden Organisationen, die Daseinsberechtigung der Auskunfts- und Fürsorgestellen für Tuberkulose wird nicht bestritten. Bei der Säuglingsfürsorge liegt es ähnlich, auch da sind Beratungsstellen nötig. Die Geschlechtskrankheiten sind oben erwähnt; dabei wäre eine sachgemäße Umgestaltung der sogenannten Sittenpolizei zu verlangen, die Überwachung der Prostitution ist vorwiegend eine medizinische Frage, die Einschreibung beim Wohlfahrtsamt ist würdiger und zeitgemäßer. Alle Beratungsstellen wollen Krankheiten und Störungen in den Anfängen erkennen helfen, dadurch Individuum und Allgemeinheit vor Schaden bewahren oder ihnen möglichst bald Hilfe bringen. Die eigentliche ärztliche Arbeit wird dabei nicht vermindert, sondern vermehrt.

Je nach der Neigung einzelner an leitender Stelle Stehender oder über größere Geldmittel Verfügender ist hier dieser, dort jener Zweig der Fürsorge mehr gepflegt worden, hier findet sich eine Säuglingsfürsorge, dort eine Tuberkulosefürsorge, hier ist sie kommunal, dort privat, endlich findet sie mancherorts nur in allgemeinen Umrissen öffentlich statt.

Es ist dringend an der Zeit, zusammenzufassen, wohlverstanden zusammenzufassen, nicht zu verschmelzen ohne weiteres, wir wollen die so segensreiche private Wohlfahrtspflege nicht ersticken, und dazu ist notwendig die Schaffung von Wohlfahrtsämtern für jeden Kreis, die neben der wirtschaftlichen Seite auf der gesundheitlichen alle Zweige der Fürsorge erfassen, Säuglings- und Kleinkinderfürsorge, Schulkinderfürsorge, Tuberkulosefürsorge, Fürsorge für Geschlechtskranke, Fürsorge für Alkoholranke, Fürsorge für Kriegsbeschädigte. Diese Wohlfahrtsämter sind mit Beratungsstellen und Untersuchungsanstalten zu verbinden, dann wird sich die Forderung Pachs in der Neuen Zeit, Nr. 19, 9. August 1918, nach einer Neuorientierung der Krankenkassen mit mehr Prophylaxe verwirklichen.

Staat, Gemeinde und freie Liebestätigkeit müssen in der Einrichtung von Wohlfahrtsämtern, die eigentlich Aufgabe der Gemeindefelbstverwaltung ist, zusammenwirken; der Staat muß die Richtlinien bezeichnen, der Liebe ist die Ordnung zugefallen. Die praktische Arbeit der Fürsorge wird durch einheitlich auf allen Fürsorgegebieten arbeitende Fürsorgerinnen geleistet in umgrenzten Gebieten mit nicht mehr als 10 000 bis 15 000 Einwohnern auf eine Fürsorgerin. Ein Nebeneinanderarbeiten der verschiedenen Fürsorgezweige ist nicht haushälterisch, für die in Fürsorge Stehenden unzweckmäßig und in den Gesamterfolgen, da die Gefundung der Familie angestrebt wird, mindestens zweifelhaft.

Die einheitliche Zusammenarbeit wird gewährleistet durch eine gemeinsame Spitze in der Fürsorge, das Wohlfahrtsamt, und durch die auf allen Fürsorgegebieten arbeitende Fürsorgerin; zwischen beiden fällt die Arbeit in den einzelnen Fürsorgezweigen besonderen Ausschüssen (für Säuglinge, Schulkinder, Tuberkulose usw.) zu, die sich durch sachkundige und sonst geeignete Personen ergänzen und die erforderliche Breite der Berührungsfläche mit allen in Betracht kommenden Kreisen herstellen. Also Zentralisation und gleichzeitig größte Dezentralisation.

Die Zeit drängt. Unserem durch schlechte Ernährung schwergeprüften Volke, das von Tuberkulose und anderen Abeln heimgesucht wird wie nie, muß schnelle Hilfe werden, systematische Hilfe. Das furchtbare Juspät darf uns nicht weiter äffen wie im Kriege. Gesundheitliche geregelte Fürsorge ist eine aus den gesundheitlichen Verhältnissen sich mit Notwendigkeit ergebende Forderung, sie ist aber auch eine Forderung der politischen Klugheit.

## Aus unserer Bäckerei.

Von Edgar Steiger.

Artur Schnitler, *Casanovas Heimfahrt*. Novelle. Berlin 1918, S. Fischer.  
Preis gebestet 4,50 Mark, gebunden 6,50 Mark.

Ein letztes Abenteuer des alternden Wüstlings, bevor er als Ephele in den Dienst der heimischen Gewalthaber tritt, die ihn ein Menschenalter zuvor unter die Bleidächer gesteckt haben. Für den Leser der berühmten Erinnerungen ein würdiger Abschluß der langen Kette von Liebesgeschichten ein- und zweideutiger Art, die den genialsten Tagedieb des achtzehnten Jahrhunderts bei vielen guldäubigen Lesern zum Helden gemacht haben. Aber diesmal hat ein Dichter das Wort, dem diese ausgehöhlte Menschenruine Gelegenheit gibt, seinen Scharfblick für menschliches Seelenleben zu beweisen. Noch einmal wird das von Runzeln zerwühlte Gesicht des abgebrannten Lumpenkönigs von der Orimasse echter Leiden-

schaft durchleuchtet. Für einen Augenblick fühlt man sich fast um einige Jahrhunderte zurückversetzt, in jene Tage, da an der florentinischen Akademie Männer und Frauen wissenschaftliche Zwiegespräche hielten, um sich das eine in des anderen Herz hineinzustehlen. Die gelehrte Marcolina, eine ins achtzehnte Jahrhundert verschlagene Renaissance-schönheit in erster Jugendblüte, hat es Casanova angetan. Was kümmert ihn da die fette Wittin zum goldenen Löwen in Mantua, aus deren Armen er sich mit Mühe losgerissen hat, um der Einladung des würdigen Vaters einer früheren Jugendgeliebten aufs Land zu folgen? Was die leuchtenden Sehnsuchtsaugen eben dieser Amalia von Anno dazumal, die ihn immer noch wie damals anschnahten? Da ist dem gewissenlosen Feinschmecker deren vierzehnjährige Tochter Theresia lieber. Marcolina hin, Marcolina her, er kann nicht so lange warten, bis er ihren Trost gebrochen hat. Im ersten unbewachten Augenblick muß Theresia schnell daranglauben, dann erst geht er ans eigentliche Werk. Auch hier helfen ihm, wie im früheren Leben, nacheinander Spiel, Gold, Lug und Trug und plumpe Vergewaltigung endlich zum Siege, aber auch zur größten Niederlage seines Lebens — in dem Augenblick, da er nach genossener Liebesnacht die entsetzten Blicke des jungen Mädchens auf seinem Greisenkörper haften fühlt! Dann noch am Gartentor der Zweikampf zweier nackter Männer im Morgengrauen. Die Leiche des jungen Offiziers, dem er die falsche Brautnacht bei der Geliebten abgekauft hat, ist die letzte Spur des geliebten Abenteurers, der bereits im bestellten Wagen davongerast ist. Das alles erzählt uns Schnitzler erst in gedämpftem Tone beschaulicher Erinnerung, dann mit der fliegenden Faust der sich überstürzenden Ereignisse. Es ist wirklich eine Flucht aus dem Leben, dies letzte Abenteuer des vielbeschäftigten Müßiggängers, in dessen Da ein sich die ganze Leere jener äußerlich blendenden, vorrevolutionären Gesellschaft spiegelt, die von sich selber zu sagen pflegte: »Nach uns die Sintflut!«

**Albrecht Schaeffer, Gudula oder die Dauer des Lebens.** Erzählung. Leipzig 1918, Inselverlag. Preis gebunden 5 Mark.

Wie ein zartes Weigenabagio in einem mondbegeglänzten Schloßpark, in dessen verstecktester Laube die blaue Blume der Romantik blüht, klingt und verklingt diese Mär aus Urgroßvätertagen. Diese frohige Prinzessin Gudula, die, aller Etikette des kleinstädtischen Hofes zum Troste, dem Bildhauer Longinus für das Grabdenkmal ihrer Großmutter Modell steht und dabei Leib und Seele an ihn verliert, ist selbst ein Stück Romantik. Wie sie mit ihm nach Italien flieht, wird sie von den Ihren aus der Liste der Lebenden gestrichen. Bei ihrer Schwiegermutter, der Witwe des Dorfschmieds, lernt dann das verwöhnte Persönchen das Leben kennen, die Not, den Kampf und die Arbeit ums tägliche Brot. Während er Anno 13 fürs Vaterland in Frankreich kämpft, harret sie geduldig seiner Wiederkunft. Aber welcher Wiederkunft! Ein an Leib und Seele Gebrochener kehrt er zurück. Bei Leipzig hat ihm eine Kanonenkugel den rechten Arm zerschmettert. Sie muß für ihn sorgen wie für ein Kind und verdingt sich nach Weimar, um in vornehmen Häusern die Gäste zu bedienen. Dort wird sie von Goethe entdeckt. Der Allesverstehende bringt ihr Trost. Aber auch sie ihm; denn zu eben jener Zeit stirbt seine Christiane. Diese stillen Stunden des gegenseitigen Schmerzes und Verstehens sind vielleicht das Harteste, was über Goethes Innenleben geschrieben wurde. Von diesem Augenblick an verebbt die Erzählung. Longinus lebt wieder auf, wird ein geschätzter Porträtmaler in Weimar und stirbt 1848 als Freiheitskämpfer auf den Barrikaden. Die tapfere Gudula, die ihm ein halbes Dutzend Kinder geboren hat, betrauert den Geliebten aufrichtig und geht auf Reisen. Dieser Schluß ist kloß angehängt. Hier wird das Leben zum Bericht. Umsonst müht sich der Dichter, den verträumten Ton festzuhalten. Das Jahr 1848 machte der Romantik den Garaus. Ihre goldenen Spinnweben verflatterten im Sturmwind.

**Harry Schumann, Die Hochzeitsreise der Königin.** Ein heiteres Märchen aus dem Ameisenleben. Berlin 1918, Verlag von Schuster & Löffler.

Erleben und Erlernen ist zweierlei. Wer Erlebtes erzählt, wird ganz von selbst zum Dichter. Auch steht das Tier dem Menschen nicht so fern, daß er dessen Schicksale nicht miterleben könnte. Schumann aber, der hier das wunderbare Leben im Ameisenstaat schildert, gleicht jenen Volkswirtschaftlern, die ihre Weisheit über die soziale Frage nur aus Büchern und statistischen Notizen schöpfen. Gewiß haben auch solche Darstellungen ihre Daseinsberechtigung. Sie können uns über manches belehren, was wir vorher nicht wußten; und wenn ihre Einbildungskraft mitarbeitet, gibt es sogar wirkliche Bilder. Harry Schumann führt uns eine junge Ameisenkönigin vor, die auf ihrer Hochzeitsreise in den Bau eines brasilianischen Blattschneiderameisenhaufens gerät. Hier hätten wir also wirklich ein anschauliches Stück Leben. Aber nun kommt der Schulmeister, der bei allem, was er scheinbar fabelt, mit den Augen zwinkert, um seine Hörer daran zu erinnern, daß er sie ja nur belehren will. Zu diesem Zwecke müssen die Ameisen, wie die alten und jungen Griechen der platonischen Dialoge, die verschiedenen Probleme ihres Lebens in erbaulichen Zwiegesprächen abhandeln; und wo die Unterhaltung stocken will, wird sie, ganz wie bei Plato, wieder durch aufmunternde Fragen in Fluß gebracht. Wer sich an dieser pädagogischen Aufdringlichkeit nicht stößt, wird jedoch beim Lesen dieses Buches in angenehmster Weise seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse bereichern. Und das ist gewiß ein Gewinn.

**Dr. Oskar Händel, Führer durch die Muttersprache.** Dresden 1918, Verlag von L. Ehlermann.

Wer wüßte nicht, wie schlimm es im allgemeinen mit der deutschen Sprachlehre an unseren Schulen bestellt ist! Entweder ein veralketer grammatikalischer Drill nach dem Vorbild des Lateinischen oder eine hochmütige Preisgabe jeder wissenschaftlichen Behandlung der Sprache, die, wenn sie so weiter geht, zur allgemeinen Verwahrlosung unserer Muttersprache führen muß. Um so erfreulicher ist ein Büchlein wie das vorliegende, das, auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut, mit der ganzen Frische und Anschaulichkeit des geborenen Lehrers den scheinbar trockenen Stoff verlebendigt und durch allerlei psychologische und geschichtliche Seitenzüge, die aber stets zur Sache gehören, die Aufmerksamkeit des Schülers und Lesers zu fesseln weiß. Diese deutsche Sprachlehre — das sage ich offen — sollte in keiner Familie fehlen. Aus ihr kann alt und jung nach des Tages Arbeit beim Lesen der Zeitung oder eines wissenschaftlichen Buches oder bei Abfassung irgendeiner schriftlichen Arbeit sich Rats erholen; und ich glaube kaum, daß man je vergeblich danach sucht oder entkäuft wird. Zuerst wird das Nützigste über den Ursprung der Sprache gesagt; dann folgt eine kurze gemeinverständliche Lautlehre des Deutschen; dann die eigentliche Grammatik, die sich im engsten Anschluß an die neuesten Ergebnisse der Sprachforschung mit den Abwandlungen des Hauptworts, Zeitworts, Eigenschaftsworts usw. beschäftigt. Ferner werden wir über die Sprachwurzeln, die Wortstippen, über Wortzusammensetzung und Bedeutungswandel unterrichtet, und endlich erfahren wir das Wichtigste über die Entwicklung der Schriftsprache aus den Mundarten. Die Eigennamen und die Fremdwörter werden ins rechte Licht gestellt und der Kampf gegen letztere auf das rechte Maß zurückgeführt. Die Sprachgeschichte wird kurz gestreift, altes Sprachgut (ausgestorbene Wörter) zur Erklärung mancher heute noch lebenden Bezeichnungen herangezogen, und endlich kommen auch Schrift und Rechtschreibung zu ihrem Rechte. Man steht: es ist eine Fülle Wissen auf den engsten Raum zusammengedrängt, und doch ist nichts tot, sondern alles durch packende Beispiele belebt. Ja, wer sich in der deutschen Sprachwissenschaft weiterbilden will, der findet in dem angehängten Quellenverzeichnis, das das Beste aus der neueren sprachwissenschaftlichen Literatur bringt, einen zuverlässigen Führer. Was will man also mehr?

Hilde Stieker, *Der Regenbogen*. Berlin-Wilmersdorf 1918, Verlag der Wochenschrift »Die Aktion« (Franz Pfemfert). Preis nicht angegeben.

Eine moderne Gokkfucherin redet hier — nicht etwa in der wirren Sprache jener lassenden Mystiker, die sinnlos Wörter an Wörter reihen und sie durcheinanderrühren wie der Maler die Farben auf der Palette, sondern in den schlichten Lauten echter Sehnsucht und den zarten Farben eines werdenden Regenbogens (daher der Titel), der die zerstreuten sich brechenden Lichter in seinen Tropfen zu einem leuchtenden Ringe sammeln möchte.

So irre, Seele, länger nicht in Himmelsphären!  
Der heilige Friede, der die Welt beglückt,  
Er keimt in dir — du selbst mußt ihn gebären.

Die Allbeseelung, durch die Giordano Bruno und alle fühlenden Pantheisten den Makrokosmos und den Mikrokosmos miteinander verschmelzen, schwelgt hier, wie bei Angelus Silesius, mit Vorliebe in biblischen Bildern. Wie Stoßseufzer einer sich selbst suchenden Seele muten uns diese mit wenigen Strichen hingeworfenen Skizzen an, in denen Landschaft und Seele in eins verschwimmen. Das brünstige Dichten ist noch mehr Wunsch als Erfüllung ... noch verjittern bisweilen die einzelnen Farbentöne, aber man fühlt doch, daß es nur noch etwa eines starken Gewitterregens bedarf, um sie zum leuchtenden Bunde zusammenzuschließen.

### Literarische Rundschau.

Sieg und Hellmann, *Die großen europäischen Revolutionen*. München und Leipzig 1910, Duncker & Humblot. 26 Seiten. Preis 1 Mark.

Eine interessante historische Schrift: die Erweiterung eines Vortrags, den der Verfasser, Professor der Geschichte, in München gehalten hat. Natürlich bietet sie keine Geschichtsdarstellung der großen europäischen Revolutionen; denn diese läßt sich nicht auf 26 Seiten geben, sondern nur eine knappe Charakteristik der wichtigsten Tendenzen dieser Revolutionen; aber da die Charakteristik auf gründlichen kritisch-vergleichenden Studien beruht und der Verfasser versteht, seine Beobachtungsergebnisse in knappe anschauliche Sätze zu fassen, so liest man die kleine Schrift mit steigendem Interesse. Freilich gehört dazu, daß der Leser nicht nur über den Gang der verschiedenen früheren Revolutionen, sondern auch über die damalige Klassenschichtung und die Beweggründe der einzelnen Parteirichtungen einigermaßen orientiert ist, denn sonst wird ihm manches nur flüchtig hingeworfen und doch von scharfer Erfassung der Leitmotive zeugende Urteil dunkel bleiben. Zu einer Einführung in die neuere Revolutionsgeschichte ist die Schrift durchaus nicht geeignet; sie setzt vielmehr deren Kenntnis voraus.

Den Grundgedanken, von dem Hellmann ausgeht, formuliert er selbst mit den Worten: »In Europa vollzieht sich seit dem Ende der Antike der Gang des politischen Lebens in der Richtung von Westen nach Osten; dabei trifft die Einwirkung, die von vorgeschrittenen Verhältnissen ausgeht, auf ein früheres Stadium der Entwicklung, und diese wird dadurch in der Regel beschleunigt und abgekürzt. Auch für die Revolutionen der drei größten westeuropäischen Völker und der Russen haben diese Sätze Geltung. Was uns zunächst an ihnen auffällt, ist die Explosionsartigkeit ihres Verlaufs und der Radikalismus in der Verfassungsänderung, die sie überall herbeigeführt haben. In Wirklichkeit handelt es sich dabei nicht um rein konstitutionelle Kämpfe, die vielleicht da und dort durch eine zum Siege strebende soziale Bewegung verschärft werden, sondern um sehr viel mehr: um die Überwindung einer älteren Staats- und Gesellschaftsordnung, und nur manchmal verläuft sie katastrophenartig, manchmal aber auch in einem lange andauernden

Prozeß, von welchem der Revolution genannte Vorgang lediglich ein Akt ist, und oft nicht einmal der wichtigste.»

Von diesem Gedankengang ausgehend, schildert er zunächst den Charakter der »glorreichen« Revolution Englands und ihrer hauptsächlich auf verfassungs- und kirchenstaatsrechtlichen Gebiet liegenden Ergebnisse, dann das große Revolutionsdrama Frankreichs am Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit seinem Kampfe gegen das absolutistische und feudalklerikale System, die deutsche Revolution von 1848/49, als deren Fortsetzung gewissermaßen Hellmann die Bismarcksche Ära betrachtet, und schließlich die neueste russische und deutsche Revolution. Die letztere wird nur ganz kurz behandelt — allem Anschein nach, weil der Verfasser sie als ein noch erst Werdenendes betrachtet, deren weitere Stappen noch zu unsicher sind, als daß sich ein auch nur halbwegs abschließendes Urteil über ihren Charakter gewinnen ließe. Nach der Ansicht des Verfassers wird schließlich die gegenwärtige Revolution zu einer beträchtlichen Stärkung der Staatsmacht führen. »Der Staat wird«, meint er, »also künftig eine Machtfülle besitzen, der vielleicht nur noch diejenige der mittelalterlichen Kirche gleichkommt.« Auch würden doch wieder aristokratische Elemente hochkommen und demnach die sozialistische Demokratie nicht das letzte Wort der Staats- und Gesellschaftsentwicklung sein. Trotzdem sei die jetzige Epoche nicht als ein bloßes »Übergangszeitalter« zu betrachten; denn sie würde eine tiefe Umwälzung des gesellschaftlichen Lebens hinterlassen.

Heinrich Cunow.

Marcel Marinet, *Die Tage des Fluches*. Gedichte aus den Jahren 1914 bis 1916. Deutsch von Felix Beran. Zürich, Verlag von Max Rascher A.-G. 132 Seiten. Preis 6 Mark.

Die Gedichte dieses jungen sozialdemokratischen Franzosen, die der Krieg geboren und die gegen den Krieg Stellung nehmen, haben etwas ungemein Aufpeitschendes. Seite für Seite erheben sie leidenschaftlichste Anklage gegen das unermessliche Blutvergießen, das länger als vier Jahre Europa überschwemmte, seine Kultur entwurzelte, die Blüte seiner Manneskraft dahinwelken ließ. In gellenden Aufschreien, in zorngebornen Bildern hält ein berufener Dichter seiner mordtrunkenen Zeit einen Spiegel vor. Jede Zeile seiner flammenden Strophen zeugt von der Ehrlichkeit und Lauterkeit seiner Gesinnung. Er malt seinen Landsleuten in düstigen Farben das Glück ihrer Friedensjahre und zeigt den Dabeimgebliebenen die wahnsinnige Hölle, in der die leben müssen, die für ihren Schutz draußen in den Schützengräben dahinstehen und bei lebendigem Leibe verfaulen. Um die grauhaarigen Männer in den Bierziggern klagt er, die ihr mühsam aufgebautes Lebenswerk, ihr Familienglück zusammenstürzen lassen müssen, weil der Gestellungsbefehl es also will. Noch mehr jedoch trauert er um die Kinder, die Siebzehn- und Achtzehnjährigen, die, kaum noch zum Leben erwacht, dem Tod als Opfer dargebracht werden. Aber er fühlt sich nicht bloß als Franzose, er fühlt sich als Europäer. Was haben Frankreich und Deutschland einander getan, daß sie mit den raffiniertesten Todesmaschinen sich vernichten müssen? Auf Amerika setzt er seine ganze Hoffnung (»Amerika«, S. 90). Aber auch diese Hoffnung trägt. Und nun bleibt ihm, der es nicht verstehen kann, wie die Arbeiter der verschiedenen Länder, die sich auf zahlreichen Kongressen verbrüderken (»Du gehst zum Kampf«, S. 6), nun einander morden, nur noch die eine Zuversicht: die Revolution (»An die Sklaven«, S. 1). In wilden Rufen durchzittert diese letzte Zuversicht das ganze Buch; sie läßt nicht locker und gibt nicht nach; sprühende Worte läßt sie auffunkeln; jagende Rhythmen läßt sie herangrollen. Die nach deutschen Begriffen oft etwas übermäßig lang ausgesponnenen Gedichte sind vielfach stark von unverfälschtem französischem Pathos erfüllt. Die Strophen fließen bald weich in Verlainscher Art (»Septemberwind«, S. 12), bald denkt man, angeregt durch die ganze Bildgebung, an Verhaeren (»Alter Mann«, S. 34). Die Tendenz des Buches cha-

rakterisiert sich am treffendsten durch die Widmungsworte: »Der menschlichen Brüderlichkeit, von den Menschen gekreuzigt, und über den Wirren lebend. . . der Internationale der Arbeiter, zerstört, doch unsterblich, unseren verböhten roten Fahnen diese verzweifeltsten Rufe, diese trotz allem hoffnungsreichen Gesänge.« Die dankenswerte Übertragung dieses starken, unbeugsam trotzigten, künstlerisch überaus hochstehenden Buches ins Deutsche kann eine vorzügliche genannt werden. Auch an dem verdienstvollen Bemühen des Schweizer Verlags um die Wiederanknüpfung der durch den Krieg zerrissenen geistigen Fäden zwischen den sich befehdenden Völkern soll hier nicht ohne Anerkennung vorübergegangen sein; er hat uns in seinen »Europäischen Büchern« (Warbasse, »Le feu« usw.) schon manches Wertvolle gegeben.

L. L.

## Notizen.

**Verstaatlichung der englischen Eisenbahnen.** In seinen Agitationsreden vor den letzten englischen Parlamentswahlen hat Winston Churchill verkündet, die Rationalisierung der Eisenbahnen sei einer der wichtigsten Programmpunkte der Regierung Lloyd Georges; man dürfe also bestimmt darauf rechnen, daß bald nach Eröffnung des Parlaments diesem ein entsprechender Gesetzesentwurf zugehen werde. Diese Erklärung wurde vielfach in den unteren Wahlkreisen als eine zwangsweise Enteignung der großen Eisenbahnkompagnien aufgefaßt und hat nicht wenig dazu beigetragen, die für Regierungskandidaten abgegebenen Stimmen zu vermehren. Der vor kurzem dem Unterhaus in bezug auf diese Materie zugegangene Gesetzesentwurf zeigt jedoch, daß die englische Regierung ein scharfes Vorgehen gegen die Profitpolitik der Eisenbahngesellschaften ablehnt; denn dieser Entwurf ermächtigt den Verkehrsminister lediglich, die Eisenbahnen einzeln auf dem Wege der Verordnung aufzukaufen — unter der Bedingung, daß die betreffenden Verordnungen vor ihrem Inkrafttreten dreißig Tage lang in beiden Häusern des Parlaments ausgelegt werden müssen, und selbst diese halbe Ermächtigungsmaßnahme stößt bereits in konservativen Kreisen der Regierungsmehrheit auf so energischen Widerspruch, daß wahrscheinlich das Gesetz noch weitere Abschwächungen erfahren wird. Das würde auf eine hinterlistige Düpierung der englischen Eisenbahner und Transportarbeiter hinauslaufen, die ganz besonders die baldige Verstaatlichung des Eisenbahnwesens verlangen; denn eine Verstaatlichung gegen hohe Entschädigung ist schon nach dem Railway Regulation Act von 1844 nach dreimonatlicher Aufkündigung möglich — freilich nur eine Verstaatlichung auf der Grundlage, daß die Entschädigung dem fünfundzwanzigfachen Betrag der Durchschnittsgewinne der letzten drei Jahre entspricht. Da die Kriegsjahre nicht als normale Betriebsjahre gelten können, kämen die drei Jahre 1911, 1912, 1913 in Betracht. Werden diese der Entschädigungssumme zugrunde gelegt, dann braucht nach der Berechnung der »Railway Gazette« der Staat zum Ankauf 1174301000 Pfund Sterling fünfprozentiger Konjols und die Zinsenlast würde sich jährlich auf rund 58700000 Pfund Sterling stellen. Das wäre für die Eisenbahngesellschaften ein feines Geschäft, für den Staat aber eine Belastung mit einem ganz unrentablen Unternehmen, denn wenn auch der Wert des Aktien- und Obligationskapitals der englischen Eisenbahnen rund 1300 Millionen Pfund Sterling beträgt, so stellt sich doch der Kurswert nur auf etwa 800 Millionen Pfund Sterling, und die Reineinnahmen haben selbst in dem relativ guten Geschäftsjahr 1913 nur rund 47 Millionen Pfund Sterling betragen. Ein Ankauf zu 1174 Millionen Pfund Sterling würde also ein Geschenk von fast 400 Millionen Pfund Sterling an die Eisenbahngesellschaften bedeuten. Daß die englische Arbeiterschaft von einer derartigen »Rationalisierung« nichts wissen will, ist selbstverständlich.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 4

Ausgegeben am 25. April 1919

37. Jahrgang

Rachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Die Reichsfinanzlage und die geplante Kapitalrentensteuer.

Von Heinrich Cunow.

Die Entwicklung der Reichsfinanzen stellt den Staatsbankrott in Aussicht. In der von ihm kürzlich der deutschen Nationalversammlung in Weimar vorgelegten Denkschrift über die Finanzen des Deutschen Reiches in den Rechnungsjahren 1914 bis 1918 berechnet der damalige Reichsfinanzminister Schiffer die Ausgaben aus Anlaß des Krieges bis Ende des Jahres 1918 auf 146,2 Milliarden Mark, zu denen nach vorläufiger Schätzung noch 11,5 Milliarden Mark hinzutreten werden, insgesamt demnach 157,7 Milliarden. Das ergibt, wenn man einen Zinssatz von 5 Prozent rechnet, eine jährliche Zinszahlung von 7,9 Milliarden Mark, zu denen weiter an Rentenzahlungen, mäßig angefaßt, 4,25 Milliarden Mark kommen, so daß, selbst wenn man eine bedeutende Verminderung der militärischen Ausgaben annimmt, sich der Jahresbedarf des Reiches auf 14 bis 15 Milliarden Mark stellt.

Und dieser Vermehrung der finanziellen Lasten steht ein rapides Sinken der ordentlichen Reichseinnahmen, der Produktivität der deutschen Wirtschaft, der deutschen Valuta — eine enorme Schwächung der Finanzkraft der deutschen Einzelstaaten gegenüber. Nehmen wir als Beispiel den größten dieser Gliedstaaten, Preußen. Nach dem Bericht des Finanzministers Dr. Südekum in der Sitzung der verfassungsgebenden preußischen Landesversammlung vom 25. März 1919 stellte sich Ende Oktober 1918 die schwebende Schuld Preußens auf ungefähr  $3\frac{1}{2}$  Milliarden Mark, Ende Februar 1919 hatte sie bereits die enorme Höhe von 6 Milliarden erreicht. Diese Steigerung wäre vielleicht an sich nicht so gefährlich, wenn ihr auf der anderen Seite vermehrte Einnahmen und Erträge, wenn ihr wirtschaftliche Gegenwerke gegenüberständen. Nun belaufen sich zwar im letzten Jahre die Mehrerträge aus Zöllen und direkten Steuern auf 215 Millionen Mark — ein Ergebnis, das überdies mehr nominell ist und zum Teil lediglich aus der üblichen Art der Rechnungsaufstellung entspringt —, aber in gleicher Zeit sind die Einnahmen aus anderen Steuerquellen und vornehmlich aus den staatlichen Betrieben in einem Maße zurückgegangen, wie es in der Geschichte der preußischen Finanzen noch nicht dagewesen ist. Genosse Südekum hatte nur allzu recht, als er in der betreffenden Sitzung den Finanzabschluß Preußens für das letzte Rechnungsjahr als »katastrophal« bezeichnete. Die Erwerbslosenfürsorge hat in runder Ziffer 350 Millionen Mark erfordert, für einmalige und laufende Teuerungszulagen sind im Jahre 1918 im ganzen 1050 Millionen ausgegeben worden — ein Betrag, der im nächsten Jahre noch beträchtlich steigen wird —, während zum Beispiel andererseits die Einnahmen aus den staatlichen Bergwerken um

23 Millionen, aus den Eisenbahnen um 1776 Millionen Mark zurückgeblieben sind, so daß sich für das letzte Finanzjahr ein rechnungsmäßiger Gesamtfehlbetrag von nicht weniger als 2409 Millionen Mark ergibt.

Außer den Rückwirkungen des Krieges und der Niederlage hat zu dieser traurigen finanziellen Lage des Reiches vor allem die verfehlte Finanzpolitik des Reichsschatzamts beigetragen, das im Gegensatz zu dem englischen Bestreben, einen wesentlichen Teil der Kriegsausgaben durch Kriegsteuern zu decken, fast alle Kriegskosten in den außerordentlichen Etat verwies und immer wieder durch neue Anleihen die nötigen Mittel für den Krieg zu beschaffen suchte — befangen, wie die militärische Kriegsleitung, in der falschen Zuversicht, daß der Krieg bald mit einem Erfolg enden werde, der dem Deutschen Reich volle oder doch nahezu volle Deckung seiner Kriegsausgaben durch dem Feinde auferlegte Kriegsschädigungen gestatten werde.

Nicht nur die eigentlichen Kriegskosten, auch die fortdauernden Ausgaben der Heeres- und der Marineverwaltung wurden in den außerordentlichen Etat eingestellt, ebenso wie auch die Ausgaben für die Schutztruppen, während man zugleich in selbstamer Verkennung der Sachlage die bisherigen Einnahmeposten aus indirekten Steuern und Zöllen kurzweg — und zwar die ganze Kriegszeit hindurch — unverändert im Haushaltsplan stehen ließ, obgleich infolge der Zollaufhebungen und der zunehmenden Einschränkung des Außenhandels die Einnahmen aus diesen Positionen mehr und mehr zurückgingen. Zunächst stellte man im Jahre 1915 zwar noch eine halbe Jahresquote des Friedensbedarfs für Heer und Marine und die Ausgaben für die Kolonialtruppe in den ordentlichen Etat ein; von 1916 ab aber wurden auch diese Ausgaben als außerordentliche behandelt. Selbst die Ausgaben für die Versorgung der Kriegsbeschädigten und die Hinterbliebenen der im Kampfe Gefallenen, ja sogar die Reichsfamilienunterstützungen (mehr als 5 Milliarden Mark hat das Reich noch für solche Unterstützungen an die Kommunalverbände usw. zurückzuerstatten) wurden aus den Anleihen gestritten und trugen dadurch zum Anwachsen der Kriegsschulden bei. Auch der nach zweijähriger Kriegsdauer unternommene Versuch, durch eine Kriegsgewinnsteuer wenigstens einen kleinen Teil der aufgelaufenen Kriegsschuld zu tilgen, scheiterte infolge der falschen Finanzgebarung fast gänzlich, da mehr als die Hälfte der aus dieser Steuer eingehenden Erträge (rund 5½ Milliarden Mark) zur Deckung von Fehlbeträgen aus den Jahren 1916 und 1917 verwendet werden mußte. So hatte sich denn nach den Angaben der Schifferschen Denkschrift bereits Ende 1918 die gesamte fundierte Anleiheschuld des Reiches auf rund 89 Milliarden, die Schatzanweisungsschuld auf 55 Milliarden Mark angesammelt.

Wie hoch sich die Summe der Kriegsschädigungen beläuft, die die feindlichen Mächte von Deutschland zu fordern gedenken, ist zurzeit nicht bekannt. Nach einer Havasmeldung soll Frankreich nicht nur die Saarkohlenbergwerke als Eigentum erhalten, sondern auch das ganze Saargebiet — zunächst bis 1934 — unter französisches Gesetz und internationale Verwaltung gestellt werden. Außerdem soll das Deutsche Reich an Frankreich in Jahresraten 125 Milliarden Franken und überdies jährlich 4 Milliarden Franken zu den Kosten der französischen Militärpensionen beitragen. Wieweit diese Meldung richtig ist, läßt sich heute noch nicht erkennen; jedenfalls bereiten sich Frankreich wie England darauf vor, geradezu verrückte

Forderungen zu stellen. Die »Times« veröffentlichte vor einiger Zeit eine Berechnung der »Federation of British Industries«, nach der Deutschland recht wohl imstande sein soll, nach Friedensschluß jährlich 600 Millionen Pfund Sterling an die Entente zu zahlen. Nach dem jetzigen Kurse würde diese Summe ungefähr 25 Milliarden Mark (jährlich!) betragen.

Zu denselben Ergebnissen ist ein anderer sehr geschäfter Sachverständiger Lloyd Georges, der englische Bankier Herbert Gibbs, gelangt. Er ist zu dem für die englisch-französischen Ansprüche sehr befriedigenden Rechenresultat gekommen, daß Deutschland recht wohl imstande sei, in 30 Jahresraten insgesamt 18 Milliarden Pfund Sterling an die Ententemächte zu zahlen, also im ganzen 750 Milliarden Mark. Noch unverschämter ist das Hauptblatt des englischen jingoistischen Imperialismus, die Londoner »Morning Post«. Sie meint sogar, daß man jährlich aus Deutschland 1 Milliarde Pfund Sterling, also ungefähr 42 Milliarden Mark, herauspressen könne.

Gründlich, wie die englischen Finanzmänner sind, hat Mr. Gibbs sogar herausgerechnet, wie diese 600 Millionen Pfund Sterling von der deutschen Bevölkerung am besten aufgebracht werden können. Nach seinem Anschlag können durch Beschränkung der deutschen Heeres- und Marineausgaben jährlich 100 Millionen Pfund Sterling gewonnen werden, aus einer der deutschen Volksmasse aufzuerlegenden Kriegseinkommensteuer können ferner 200 Millionen Pfund Sterling, durch weitere Erhöhungen der Eisenbahn- und Posttarife 143 Millionen Pfund Sterling, durch eine neue Biersteuer 76 Millionen Pfund Sterling aufgebracht werden usw. Man denke, das heute schon enorm belastete verdünnte wässerige Bier soll noch weiter darauf belastet werden, daß aus ihm jährlich ungefähr 3200 Millionen Mark, also 46 Mark pro Kopf der deutschen Bevölkerung herausgeholt werden. Und aus dem fast völlig zusammengebrochenen deutschen Eisenbahnwesen sollen sogar jährlich 6 Milliarden Mark herausgepreßt werden! Das ist geradezu Wahnsinn! Aber die englischen Imperialisten möchten die Gelegenheit benutzen, sich dauernd die deutsche Konkurrenz vom Halse zu schaffen und zu diesem Zwecke die deutsche Wirtschaft zu sabotieren.

Die Notwendigkeit, dem Reiche möglichst ergiebige Einnahmen zu erschließen, wird dadurch immer dringender. Um zunächst wenigstens für einen Teil der jährlichen Anforderungen Deckung zu schaffen, hat die Regierung der deutschen Nationalversammlung den Entwurf eines Kapitalrentensteuergesetzes vorgelegt, deren Ertrag auf ungefähr 1,3 Milliarden Mark jährlich geschätzt wird. Sicherlich wäre es vom Standpunkt einer rationellen Steuerpolitik und Steuertechnik vorteilhafter gewesen, mit der Durchführung einer großen Steuerreform zu beginnen, die das gesamte Reichssteuersystem auf eine andere Grundlage gestellt und die Kapitalertragssteuer mit einer Reichseinkommens- und Reichsvermögenssteuer zu einem einheitlichen Ganzen verbunden hätte. Das Verfahren, nach und nach die verschiedenartigsten Objekte zur Steuer heranzuziehen, ist nicht nur insofern unrationell, als dadurch die Möglichkeit, die einzelnen Steuerhärten gegeneinander auszugleichen, unterbunden wird, sondern weil dadurch auch das Steuersystem immer komplizierter und unübersichtlicher, der Steuerapparat selbst immer kostspieliger wird. Nach dem Widerstand der deutschen Gliedstaaten gegen eine allgemeine Reichseinkommenssteuer bleibt jedoch der

Reichsregierung kaum etwas anderes übrig, als vorerst zu versuchen, auf Einzelwegen die dringend nötigen Geldmittel zu beschaffen; und die Notwendigkeit solchen Vorgehens zugegeben, muß eine Kapitalertragssteuer als eine der gerechtesten Steuern gelten — auch vom sozialistischen Standpunkt aus.

Es ist eine der Grundforderungen sozialistischer Steuerpolitik, das Arbeitseinkommen möglichst von der Steuer freizulassen und dafür um so stärker den Mehrwert heranzuziehen, also den aus unbezahlter Arbeit stammenden Wertüberschuß, der im kapitalistischen Wirtschaftssystem die Hauptquelle des Einkommens der wohlhabenden Klassen bildet und sich in Grundrente, Unternehmerprofit und Zins gliedert. Dieser Dreigliederung entspricht in steuertechnischer Hinsicht die Grundsteuer als Grundrentensteuer, die Gewerbe- beziehungsweise gewerbliche Betriebssteuer und die Kapitalrentensteuer. Von diesen sind wieder vom volkswirtschaftlichen Nützlichkeitsstandpunkt aus die Grundrenten- und Kapitalrentensteuer der Gewerbesteuer vorzuziehen. Der vorgelegte Steuerentwurf beschränkt sich auf die zweite Art dieser beiden Steuern. Die Grundrentensteuer läßt er außer Betracht, nicht aus irgendwelchem Prinzip, sondern weil die Grundrente bereits zum Teil durch bestehende Grundsteuern belastet ist und überdies die vorgeschlagene Kapitalrentensteuer später durch eine das Einkommen aus ländlichem Bodenbesitz treffende Steuer ergänzt wird.

Der von einigen kapitalistischen Blättern erhobene Vorwurf, die Regierung mache zugunsten des immobilien Kapitals eine Ausnahme, trifft also nicht zu, ebensowenig wie der Einwand, der Unternehmer, der sein Kapital in seinem gewerblichen oder landwirtschaftlichen Betrieb »arbeiten« lasse, das heißt es in solchem angelegt habe, werde gar nicht getroffen. Grundrente und Unternehmerprofit sollen keineswegs verschont werden; aber der jetzige Gesetzentwurf will zunächst nur im besonderen das sogenannte Leihkapital zu größerer Steuerleistung zwingen. Demnach erklärt er als der Steuerpflicht unterworfen: die Dividenden inländischer Aktiengesellschaften (natürlich auch der Kommanditgesellschaften auf Aktien), der Kolonialgesellschaften, sowie die Erträge der Gesellschaften mit beschränkter Haftpflicht, sofern deren Stammkapital 300 000 Mark übersteigt, und die Ausbeute bergbaufreibender Gewerkschaften, ferner die Zinsen aus inländischen festverzinslichen Wertpapieren, wie staatliche und kommunale Anleihen aller Art (auch die Kriegsanleihe), Pfandbriefe, Hypothekenobligationen, Eisenbahn- und Industrieobligationen, die Zinsen aus Bankguthaben und Sparkasseneinlagen sowie aus privaten Darlehen und Hypothekenbesitz, die vererblichen Rentenbezüge, die Wechseldiskontbeträge, soweit es sich dabei um Kapitalanlagen handelt, außerdem Beträge aus Auslandskapital.

Ausgenommen von der Steuerpflicht sind die Kredit- und Hypothekenbanken, damit eine Doppelbesteuerung vermieden wird, die zum Beispiel zwar nicht juristisch, wohl aber in wirtschaftlicher Hinsicht eintreten würde, wenn zugleich die Pfandbriefe und die Hypothekenzinsen besteuert würden. Ebenso bleiben ausländische Gläubiger von der Steuer befreit, um das Interesse des ausländischen Kapitals an deutschen Kapitalanlagen nicht zu beeinträchtigen und es nicht zu bewegen, anderswo als in Deutschland profitable Anlagen zu suchen.

Von allen genannten Bezügen aus Kapitalbesitz beträgt die vorgeschlagene Steuer 10 Prozent. Falls der Kapitalertrag ganz oder teilweise in anderen Dingen als Geld besteht, ist er in Geld umzurechnen. Erfasst werden soll der steuerpflichtige Betrag — darin liegt unzweifelhaft ein großer technischer Vorzug — gleich an der Quelle, also schon beim Schuldner, nicht erst beim Gläubiger. Der Zinsempfänger hat nicht anzugeben, was er an Zinsen erhalten hat, sondern der Schuldner zieht den Steuerbetrag von den von ihm zu zahlenden Zinsen ab, kauft dafür Stempelmarken und klebt diese auf die Mitteilung oder Zinsabrechnung, die er seinem Gläubiger sendet. Ähnlich wird bei der Auszahlung von Dividenden verfahren. Zunächst werden die als Steuer fälligen 10 Prozent von der zur Ausschüttung gelangenden Gesamtdividendensumme abgezogen und darauf der Rest an die Aktionäre verteilt. Beträgt also die von der Generalversammlung einer Aktiengesellschaft beschlossene Dividende 10 Prozent, so erhält der Aktionär nur 9 Prozent, beträgt sie 6 Prozent, so erhält er nur 5,4 Prozent. Nur wo diese Erhebungsart nicht anwendbar ist, beispielsweise bei Bezügen aus im Ausland angelegtem Kapital oder beim Wechseldiskont, tritt der Deklarationszwang ein. Durch diese Art der Entrichtung wird die Hinterziehung der Steuer wesentlich erschwert; denn der Steuerzahler hat von der Steuerunterschlagung selbst nicht den geringsten Nutzen, sondern lediglich sein Gläubiger, wohl aber macht er sich durch Übertretung der Vorschriften strafbar. Unter gewissen Umständen kann er bis zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt werden.

Den Vorzügen dieses einfachen, nur einen verhältnismäßig kleinen Steuerapparat erfordernden Erhebungsmodus stehen wie immer gewisse Nachteile gegenüber. Als der beträchtlichste erscheint mir, daß der Modus keine Differenzierung der Steuer nach der Leistungsfähigkeit der Betroffenen zuläßt. Der kleine Kapitalist wie der große muß prozentuell von seinem Kapitalertrag dieselbe Steuer zahlen, ganz gleich, ob seinem Guthaben beträchtliche Schulden gegenüberstehen, er also den Zinsbetrag, den er von seinem ausgeliehenen Kapital erhält, für Zinsen, die er an seine Gläubiger zu zahlen hat, wieder ausgeben muß. Und ebensowenig kommt in Betracht, ob der Zinsbetrag dem Unterhalt Arbeitsunfähiger dient, ob er zur Erziehung der unmündigen Kinder eines Verstorbenen gebraucht wird oder ob er einem reichen Erben zufällt und diesem gestattet, ein verschwenderisches Leben zu führen. Eine gewisse Korrektur allzu großer und deutlicher Benachteiligungen ist freilich dadurch gegeben, daß § 21 bestimmt: »Zur Vermeidung besonderer Härten kann (der Staatenauschuß) Befreiung von der Steuer oder Erstattung der Steuer bewilligen.« Zudem soll den Besitzern von Kriegsanleihepapieren, die zu deren Erwerb Darlehen aufgenommen haben, nach § 14 auf Antrag die Kapitalrentensteuer soweit erlassen werden, daß keine Schädigung durch Doppelbesteuerung für sie eintritt. Nur der Überschuß der Kriegsanleihezinsen über die Schuldzinsen unterliegt demnach der Steuerpflicht. Auch kann den ineinander verschachtelten Unternehmungen, die sonst vielleicht doppelte und dreifache Steuer zahlen müßten, die Steuer unter gewissen Bedingungen zurückerstattet werden.

Diese Ausnahmegestimmungen müssen bei der Durchberatung noch durch einige weitere Milderungen ergänzt werden; im ganzen aber bedeutet der Entwurf gegenüber dem bisherigen Steuersystem einen entschiedenen Fort-

schrift insofern, als er von dem Grundsatz ausgeht, daß nicht das Arbeits-einkommen, sondern vor allem das »arbeitslose« Einkommen, die Kapital-rente, zur Steuerbelastung geeignet ist und damit den von Wurm in seinem Referat auf dem Jenaer Parteitag von 1913 aufgestellten Leitsatz sozial-demokratischer Steuerpolitik anerkennt: »Ausschließlich der Mehr-wert (Grundrente, Leihzins, Unternehmergewinn) darf besteuert werden.«

## Rußlands streitende Kräfte.

Von R. J. Ledoc.

(Schluß.)

### II.

#### Agrarmilitarissen und Gegenrevolution.

In den ersten Tagen der russischen Revolution fand man in den Reihen der Freiheitsdemonstranten alle Klassen der russischen Gesellschaft. Der Agrarier Gutschkoff und der Reaktionsär Purischkewitsch zwangen den Zaren, die Abdankungsurkunde zu unterzeichnen, und überbrachten dann dieses Dokument mit dem Eifer echter Revolutionäre dem Volke. Die Großgrundbesitzer, die Militärkreise und die ganze Bureaukratie, alle waren sie in den ersten Tagen zur Stelle. Sie alle schwuren der Revolution Treue und boten dem Volke ihre Dienste an. Viele Träumer dachten, Rußland würde das Beispiel für eine neue Weltordnung geben, die Aristokratie und das Bürgertum würden mit dem Proletariat Hand in Hand für die gemeinsamen Güter der Menschheit arbeiten. Jedoch die Geschichte geht andere Wege. Wenn sich bei einem gewaltigen Sturm alle Flußläufe mit schweren Wasser-massen füllen, die ungestüm nach einem Ausgang drängen, so kommt es vor, daß sie durch die Gewalt ihres Anpralls Steine, Sand und andere Gegen-stände mit sich reißen, die sich allein niemals von der Stelle bewegt hätten. Doch Steine können nicht schwimmen! In dem Moment, wo die Gewalt des Sturmes sich gelegt hat, sinken sie auf den Erdboden und werden zu einem Hindernis für den regelmäßigen Lauf des Flusses. Der Fluß kann erst dann wieder ungehemmt dahinströmen, wenn man sie mit Gewalt aus dem Wege räumt, und nie, nie werden sie wieder schwimmen können.

Dasselbe beobachteten wir in Rußland bei der Militärklasse, bei den Agrariern, der Bureaukratie und ihren Anhängern. Der Sturm der Revolu-tion hatte sie aus dem Gleichgewicht gebracht, und sie begrüßten die rote Fahne mit Jubel. Aber daß eine Revolution eine neue soziale Ordnung der Dinge bedeutet, das hatten sie nicht begriffen. In ihrer Unwissenheit meinten sie, die Märzfrage von 1917 hätten dem Staatsgebäude nur einen neuen Farbenanstrich gebracht, sein inneres Leben jedoch unangetastet gelassen. Aber für das Industrie- und Landproletariat, das ein Vierteljahrhundert für die Revolution gearbeitet, geopfert und geblutet hatte, für dieses Prole-tariat bedeutete der Sturz der Dynastie Romanoff nichts, wenn nicht ein höheres Ziel erreicht wurde, und nach dem Beharrungsgefeß des Moments setzte es seine revolutionäre Arbeit fort. Das war zu viel für die Agrarier, die Bureaukraten und die Militaristen, jetzt erst begriffen sie, daß das Proletariat das Land wirklich sozialisieren wollte, sie begriffen, daß Militarismus und Demokratie unter einer demokratischen Ordnung nicht gedeihen.

Sie warfen daher den Gott der Freiheit in das Feuer und kehrten zurück zu den verbrannten Göttern des Absolutismus.

Der Aufstand Korniloffs im September 1917 begann. Die Agrarier, die Militärklasse und all ihre Anhänger wurden die aktive Kraft der Gegenrevolution. Ihr Schlagtruf war: Wiederherstellung der Monarchie und vollständige Zurücknahme aller durch die Revolution gewonnenen Freiheiten. Ebenso wie für die Wiederherstellung des Zarismus kämpften sie auch für die Rückgabe des Bodens an die früheren Eigentümer. Sie anerkannten nicht das Recht des russischen Volkes auf Selbstverwaltung. Sie wollten nichts von Rede-, Press- und Verkehrsfreiheit wissen. Sie gestanden den Arbeitern nicht das Recht zu, sich zu organisieren und für ihre ökonomischen Rechte zu kämpfen. Sie sind bis ins Innerste reaktionär, und wenn man heute in der Presse liest, daß sie die Farbe wechseln und eine liberale Regierung errichten wollen, wenn nur erst der Bolschewismus beslegt sein werde, so lügen sie, und das demokratische Rußland weiß, daß sie lügen und betrügen. Die Kräfte, deren Beistand sie suchen, wissen aber nicht, daß sie lügen.

Es ist ein Jammer, daß in dieser Zeit die Namen dieser reaktionären Kräfte im Kampfe gegen den Bolschewismus hervorragen. Aber sie sind nichtsdeshalb weniger Reaktionäre. Ihre Namen: Krasnoff, Denikin, Koldhak, Skoropadsky, sind wohlbekannt. Sie kämpfen gegen den Bolschewismus schon lange genug, und es ist seltsam, daß sie keinen Boden gewinnen, im Gegenteil, sie verlieren ihn oder erleiden gar, wie Skoropadsky, eine vollständige Niederlage. Warum? Weil die russische Demokratie ihnen nicht trauf und ihnen nicht helfen will, den Bolschewismus zu stürzen, um dafür die Reaktion einzutauschen.

Reden wir nunmehr von ihren Taten. Skoropadsky, der typische Vertreter der Agrarklasse und selbst Eigentümer von 300 000 Morgen Land in Poltawa, war während seiner achtmonatigen Herrschaft in der Ukraine alles getan, um dieses schöne Land dem Bolschewismus auszuliefern. Er hat den Bauern das Land genommen, das sie ein Jahr früher durch die Revolution erhalten hatten; er hat alle ländlichen Distrikte der Ukraine mit Strafexpeditionen bedeckt, zusammengesetzt aus ehemaligen Offizieren, Polizisten und Gendarmen. Die Expeditionen wurden von Gutsbesitzern angeführt. Sie peitschten die Bauern aus und legten ihnen Kontributionen in Höhe der Beiträge auf, die die Grundbesitzer während der Revolution verloren hatten. Die ganze Arbeiter- und sozialistische Presse wurde durch Skoropadsky verboten, die übrige Presse streng zensiert. Alle am ersten Tage der russischen Revolution in Kraft getretenen Gesetze und Freiheiten wurden durch das erste Manifest Skoropadskys aufgehoben. Jede Selbstverwaltung in Stadt und Dorf wurde unterbunden und statt dessen dem Skoropadsky ergebene Agenten eingesetzt. Ferner wurden während seiner Regierung alle bekannten demokratischen Führer in der Ukraine verhaftet und viele von ihnen ohne Grund erschossen. Die Regierung setzte sich hauptsächlich aus Agrariern, Militaristen und Gewaltmenschen aus der Zeit des Zarismus zusammen. Der Demokratie wurden keinerlei Zugeständnisse gemacht. Jeder Versuch zur Festsetzung allgemein-menschlicher Rechte wurde blutig unterdrückt. Das war die glorreiche Herrschaft der »ordnungsmäßigen« Regierung, und sie endete, wie nicht anders zu erwarten war, mit dem — Bolschewismus.

Krasnoff, der Kosakengeneral am Don, wandelte vollständig in den Fußstapfen Skoropadschys. Auch die entfernteste Beziehung zur Revolution galt als ein Verbrechen im Dondistrikt. Ja, am Don wurden sogar offizielle Gebete für den Zaren eingeführt. Alle Gesetze der alten Monarchie wurden wiederhergestellt. Man versuchte selbst den Dondistrikt als Schutzmauer gegen die Juden wieder aufzurichten, ein Gesetz, das durch Nikolaus bei Ausbruch des Krieges abgeschafft worden war. Als Rodzianko, der konservative Präsident der alten Duma, einen Appell zur Vereinigung auf dem Boden einer konstitutionellen Monarchie erließ, wurde er durch Krasnoff wegen seiner »revolutionären« Ideen aus dem Dondistrikt getrieben. Krasnoff befindet sich nun schon über ein Jahr im Kampfe gegen den Bolschewismus, aber er gewinnt kein Terrain, im Gegenteil, er wurde kürzlich geschlagen. Warum? Weil die Demokratie nicht in Krasnoffs Reihen kämpfen kann, dessen Regierung und Ziele dem Bürgerkrieg neue Nahrung geben.

General Denikin, der vielfach als Retter Rußlands gepriesen wird, hat eine Armee gebildet, die fast ausschließlich aus früheren Offizieren besteht, aus all denjenigen, die im Zarismus erzogen wurden und die nun die Revolution aus ihrer Laufbahn geworfen hat. Sie hassen die Demokratie und kämpfen für eine Gesellschaftsordnung, die ihnen ihre frühere Stellung der zaristischen Epoche sichern könnte. Sie scharen sich um Denikin, weil er ihnen die Wiederherstellung der früheren Herrlichkeit verspricht. Und besonders ihre Waffenbrüder, die nicht mit ihnen zusammen kämpfen, befinden sich jetzt in den Reihen der Bolschewiki als Führer der roten Armee. Hieraus ersieht man, daß sie immer mit dem Despotismus sympathisieren, er sei bolschewistisch oder monarchistisch. Wo Denikin herrscht, sind alle bürgerlichen Freiheiten aufgehoben. Er versuchte sogar einen Staatsstreich gegen die Kubandemokratie, aber dieser mißlang. Er wurde aus dem Distrikt gejagt.

Als Denikin die Bevölkerung seines Distrikts zwangsweise mobilisierte, empfingen diejenigen, die sich meldeten, Waffen, mit denen sie gleich darauf desertierten. Die Denikinsche Armee war es, die im November vorigen Jahres 26 Studenten der Kiower Universität tötete und über 80 von ihnen verletzete, weil sie ganz friedlich die deutsche Revolution im Univeritätsgebäude gefeiert hatten. Für die russische Demokratie bedeutet ein Sieg Denikins nur eine Verlängerung der Periode des Bürgerkriegs. Darum hat Denikin auch keinen Erfolg zu verzeichnen. Es kam häufig vor, daß, wenn er in der Front siegreich war, in der Nachhut ein Aufstand ausbrach.

Ferner gab es eine Front gegen den Bolschewismus, die aus demokratischen Elementen, dem Proletariat und Intellektuellen bestand. Das war die Armee der Konstituante, an deren Spitze das Ufa-Direktoriat stand. Sie kämpfte erfolgreich gegen den Bolschewismus, schnitt ihn von Sibirien ab und bedrohte ernstlich Moskau von Osten her. Jetzt war Aussicht, dem Bolschewismus eine Niederlage zu bereiten. In der Tat war die Situation für den letzteren niemals so kritisch wie im vergangenen Sommer, als die Ufa-Armee im Begriff stand, sich mit der demokratischen Armee von Nordrußland zu vereinigen. Da wurde die Situation für die Bolschewiki gerettet — und zwar durch ihren Feind, den erbittertesten Feind der Demokratie, Admiral Kolchak. Er stieß der Demokratie das Messer in den Rücken, nahm das Ufa-Direktoriat gefangen und trieb die Mitglieder der Konstituante

auseinander, hob alle bürgerlichen Freiheiten auf und stellte die Bevölkerung an der Spitze der Militärdiktatur. Die demokratische Front war gebrochen und den bolschewistischen Armeen der Weg nach dem Ural geöffnet. Dadurch befinden sich jetzt die Bolschewiki im Besitz des Gebietes, das früher die Armeen der Konstituante innehatten. Admiral Kolchak duldet als Bürokrat der alten Schule keine Demokratie. Er vernichtete sie unbarmherzig am Vorabend ihres Sieges, weil für ihn Demokratie etwas Schlimmeres bedeutete als Bolschewismus.

Im großen ganzen bestehen die Frontreihen gegen den Bolschewismus — mit Ausnahme der nördlichen, durch Tschaikowsky befehligten, der westlichen und südwestlichen — hauptsächlich aus Reaktionären, Agrariern, Militaristen und Bürokraten des alten Rußlands. Sie kämpfen für gegenrevolutionäre Ideale. Darum ist ihre Zahl klein, ihr Erfolg noch kleiner. Ihr Sieg wird von dem demokratischen Rußland nicht weniger als der des Bolschewismus gefürchtet. Sollten sie in Wirklichkeit siegreich bleiben, so würden sie die Militärdiktatur errichten, die alte Ordnung wiederherstellen und alle Früchte der russischen Revolution zerstören. Aber da das Rad der Geschichte sich nicht rückwärts drehen läßt, kann ihre Herrschaft nicht von Dauer sein. Der Haß wird in Rußland immer neue Glutten entfachen, den Aufruhr schüren und einen neuen Bürgerkrieg vorbereiten.

#### Das Proletariat und der Bolschewismus.

Der Erfolg der bolschewistischen Revolution in Rußland erklärt sich keineswegs daraus, daß das ganze Proletariat, von seinem Ideal überwältigt, sein Leben opferte, um dieses Ideal zu verwirklichen. Die Revolution in Rußland war ein Sieg über eine Regierung, die ihren Einfluß auf die augenblickliche Lage beinahe verloren hatte. Die Forderung jenes Tages war hauptsächlich »Frieden und Brot«. Der Ruf nach dem Kommunismus kam erst in zweiter Linie. Das arbeitende Volk und das ringende Rußland wünschten Frieden, und daher kam es, daß auch das nichtbolschewistische Proletariat in der ersten Periode der bolschewistischen Erhebung dieser Bewegung gegenüber eine wohlwollende Haltung einnahm. Später gestattete das Proletariat dem Bolschewismus, die konstituierende Versammlung aufzulösen, weil diese, ungeachtet des Volkswillens, auf einer Fortsetzung des Krieges bestand. So hatte der Bolschewismus in seiner ersten Periode auf seiner Seite: Idealisten, die da glaubten, daß die Zeit für eine neue Gesellschaftsordnung gekommen sei, und die bereit waren, ein Stück Wegs mit ihm zusammen zu gehen, der Verwirklichung ihres Ideals entgegen, dann einen Teil des Proletariats, das mit ihm an der Ausführung seiner kommunistischen Prinzipien arbeitete, und endlich den größten Teil des ländlichen und industriellen Proletariats, das bereit war, eine Zeitlang neutral zu bleiben. Es ist merkwürdig, daß der größere Teil des russischen Proletariats, obgleich er an den Erfolg des Kommunismus nicht geglaubt, doch immer gehofft hat, daß das Experiment sich zum Guten wenden und ein gerechtes soziales System ins Leben treten werde. Und wiederum ist die Geschichte die mächtigste Lehrmeisterin. Sie hat das russische Proletariat gelehrt, daß der Entwicklungslauf durch bloße Wünsche nicht geändert wird. Das Proletariat hat die Lektion recht teuer bezahlt, aber nun weiß es, daß der Lauf der sozialen und ökonomischen Entwicklung sich streng nach natürlichen Gesetzen

vollzieht und daß eine Neuordnung der Dinge nicht erzwungen werden kann, wenn das Land noch nicht imstande ist, sie in sich aufzunehmen.

Der Bolschewismus begann sich ernstlich jenem Ziele zu nähern, und er konnte sich nicht beschweren, daß es ihm an Möglichkeiten fehlte, es zu erreichen. Die Bourgeoisie und die Aristokratie waren natürlich gegen seine Bestrebungen, aber von diesen Elementen wußte man im voraus, daß sie gegen den Arbeiter stehen. Die Intellektuellen und ein Teil der Arbeiterschaft gingen auch nicht mit ihm, aber als Diktatoren erwarteten die Bolschewiki auch, in der Minderheit zu sein. Sie begannen mit Kommunismus und endeten mit Despotismus. Sie begannen ihre Tätigkeit als eine proletarische Partei, jetzt stehen sie als eine ausgewählte Gruppe außerhalb jeder Klasse. Die Fehler, welche die russische kommunistische Partei begangen hat, kann ich nicht so gut beschreiben wie ihre eigenen Führer, aber die Selbsterlöbungen ihres eigenen Programms sind vielen verborgen. Davon werde ich deshalb erzählen.

Die Agrarfrage Rußlands wurde von den Bolschewiki entgegen ihrem eigenen Programm gelöst. Die Kommunisten hatten immer gepredigt, das Land müsse sozialisiert werden; aber als das Landdekret von den Volkskommissaren erlassen wurde, bestätigte es nur die Handlungsweise der Bauern, die lange vorher schon das Land unter sich geteilt hatten, ohne Rücksicht auf sozialistische oder kommunistische Lehren. Die Folge davon ist, daß das besitzlose Landproletariat, nur durch kleine Streifen Landes bereichert, weder unabhängiger Eigentümer ist, da es nicht genug Boden hat, um sich darauf zu ernähren, noch besitzt es seine frühere Freizügigkeit mehr. Durch die bolschewistische Bodenreform ist eine neue Lage entstanden: die bäuerliche Mittelklasse pachtet jetzt von ihren ärmeren Nachbarn das Land in aller Stille, und die letzteren beackern nun ihren eigenen Boden als Lohnarbeiter.

Die bolschewistische Bodenreform erwies sich als ein großer Fehlschlag. Eine tiefwühlende Empörung gegen den Bolschewismus setzte sich in den ländlichen Distrikten fest. Als während des letzten Herbstes die Bolschewiki angingen, Nahrungsmittelexpeditionen auf das Land hinauszusenden, traf der Bruch zwischen der Bauernschaft und dem Bolschewismus offen zutage. Heute erklärt sich schon die Bauernschaft fast geschlossen gegen den Bolschewismus. Zurzeit sind ihre Kampfmethoden zwar ziemlich passiv, aber nichtsweniger wirksam. Diese ihre Kampfmittel sind rein ökonomischer Art. Letzten Herbst war die Aussaat so gering, daß anzunehmen ist, die Weizen- und Roggenernte des nächsten Sommers wird kaum die Bedürfnisse der Landbevölkerung von Zentralrußland decken, so daß nichts für die Stadtbevölkerung übrigbleibt. Auch wurde im Herbst des Jahres 1918 kaum gepflügt, und infolge der klimatischen Verhältnisse Rußlands kann eine gute Ernte nur dann erwartet werden, wenn nicht nur im Frühling, sondern auch im Herbst gepflügt worden ist. Wir sehen also, die Bauernschaft zusammen mit dem Landproletariat kämpft gegen den Bolschewismus, indem sie seine Aushungerung vorbereitet.

Das städtische Proletariat erduldet die bolschewistischen Experimente länger. Oft arbeiteten die nichtbolschewistischen Elemente zusammen mit der bolschewistischen Partei, da sie ernstlich an die Erreichung ihres idealen Zieles glaubten. Jetzt, nach sechzehn Monaten bolschewistischer Reformen,

Ist es aber zu einem vollständigen Zusammenbruch der gesamten russischen Industrie gekommen. Auf den Arbeitsplätzen des städtischen Proletariats sind jetzt nur noch wenige beschäftigt. Sie halten sich nur künstlich aufrecht und entbehren jeder gesunden Grundlage. Es gibt kaum eine Fabrik, die sich noch selbst erhält. Da sie nationalisiert sind, können sie meistens nur mit Hilfe von Staatssubsidien weiterexistieren. Aber die meisten Fabriken sind geschlossen, ausgeplündert, die Maschinen zerstört. Das Proletariat ist unbeschäftigt und gezwungen, aus den Städten auszuwandern, Brot und Arbeit zu suchen.

Die ganze Sozialisierung der Industrie, der Banken, des Handels und anderer Branchen war von Anfang an zum Mißlingen verurteilt. Alles wurde geregelt durch Dekrete, welche die Theoretiker herausgaben, ohne sich vorher mit Fachleuten der betreffenden Industrie zu beraten oder die industrielle Lage zu berücksichtigen. So wurden bei der Nationalisierung der Banken alle Privatguthaben aufgehoben, und die Fabriken erhielten unter großen Schwierigkeiten nur das Geld zur Auszahlung der Arbeitslöhne, während für andere Betriebsnotwendigkeiten das Geld erst viele Wochen nach der Anfrage ausgezahlt wurde — was naturgemäß die Lahmlegung der ganzen Industrie zur Folge hatte. Das neue Verwaltungssystem der Industrie vollendete dann ihren Zusammenbruch. Erfahrene Geschäftsführer wurden abgesetzt, und an ihre Stelle traten Komitees, deren Mitglieder hauptsächlich gute Agitatoren für den Bolschewismus, aber schlechte Betriebsleiter waren. Und bald verwandelten sich die Komitees in eine bürokratische Einrichtung, unfähig, zu leiten, aber mächtig genug, das Schicksal ihrer Mitarbeiter zu beherrschen.

Im ganzen hat der Bolschewismus, anstatt zu nationalisieren, alle ökonomischen Kräfte Rußlands zerbrochen und das Proletariat in Verzweiflung und Elend gestürzt. Der russische Proletarier kann keinen Anspruch darauf erheben, so entwickelt zu sein wie sein westlicher Bruder. Er analysiert nicht in gleichem Maße und prüft die Dinge nicht so sorgfältig; aber wenn er von einem Gedanken gepackt wird, sucht er ihn hartnäckig durchzusetzen. Er wollte keinen Krieg, und weder Miljukoff noch Kerenski, weder Plechanow noch Krapotkin konnten ihn bewegen, weiterzukämpfen. Jetzt ist er ins andere Extrem verfallen, und unsäglich bitter sind seine Erfahrungen. Arbeitslosigkeit, Hunger, Krankheit, Not und Krieg, das sind die Geschenke des Bolschewismus — und nun erhebt er sich gegen Lenin und Trozki. Die Stellung im bolschewistischen Lager hat sich geändert. Das antibolschewistische Proletariat ist in der Mehrheit, während das einst bolschewistische Proletariat bereit ist, dem kommenden Umsturz des Bolschewismus gegenüber eine indifferente Haltung einzunehmen. Diese Bewegung wächst und gewinnt an Stärke. Die städtischen Proletarier und die Intellektuellen, die Landarbeiter und andere demokratische Elemente vereinigen mehr und mehr ihre Kräfte und bereiten den Sturz des Bolschewismus vor. Hier und da hört man von Streiks, Aufständen und Meutereien in Zentralrußland. Das ist eine Kraftprobe des Proletariats. Das auffässige Element wächst an Zahl und reißt Kreise mit sich fort, die noch vor kurzem Bollwerke des Bolschewismus waren. Es gibt schon viele einst bolschewistische Fabriken und ganze Distrikte, die heute von den bolschewistischen Führern als antibolschewistisch gefürchtet werden.

Auf solche Weise hat sich eine Front gegen den Bolschewismus gebildet, eine demokratische Front, greifbar und mächtig, obgleich ihre strategischen Linien nicht gezogen werden können. Sie ist die größte Gefahr für den Bolschewismus, weil sie sich in seinen eigenen Reihen und unter seinen früheren Anhängern bildet. Diese Front macht vor der Welt keine dramatische Geste. Sie ist es, die den Bolschewismus endgültig besiegen und überwinden wird.

Nach meiner Ansicht drängen die Ereignisse in Rußland der Entscheidung zu. Es werden nicht mehr viele Monate vergehen bis zum Zusammenbruch des Bolschewismus. Am wahrscheinlichsten ist es, daß er selbst kapitulieren wird. Aber nicht vor dem reaktionären Militarismus noch vor der erschrockenen Bourgeoisie, die ihn von außen her bekämpft. Kugel und Schwert können dem Bolschewismus nichts anhaben, es sei denn, daß die Außenwelt sich gegen ihn erhebe. Die innere Demokratie wird den Bolschewismus zwingen, sich zu ergeben, und sie wird dann ein neues Rußland aufrichten, ein demokratisches Rußland.

## Das Seifensyndikat ist reif!<sup>1</sup>

Aus der deutschen Kriegswirtschaft.

Von Otto Lindner.

### I.

Der scheinbar plötzliche Zusammenbruch der Gewalt Herrschaft unserer Reaktionäre hat in den Massen den Wunsch entfesselt, daß ihrer politischen Befreiung ebenso rasch die wirtschaftliche folgen möge. Diesem Wunsche liegt die freilich meistens nur dumpf empfundene Tatsache zugrunde, daß in der Schale der Politik als Kern die Wirtschaft steckt. Solange unser Wirtschaftsleben vom Kapitalismus beherrscht bleibt, wird bloße Demokratie der Lebenshaltung der Massen wenig nützen; erst der Sozialismus sprengt die Fesseln ihrer wirtschaftlichen Versklavung, die durch die Kriegswirtschaft so hart und schwer geworden sind wie nie zuvor. Millionen unterernährter abgerissener Proletarier finden nicht ihren Lebensunterhalt. In ihrer Hoffnung auf langsame Verbesserung ihrer Wirtschaftslage sehen sie sich enttäuscht; denn das Gegenteil verspüren sie täglich am eigenen Leibe. In ihnen gärt der Groll der vom Kapital Betrogenen, die Bitterkeit der Hoffnungslosen. Daher das stürmische Verlangen nach »Sozialisierung«, in der sie vielfach den einzigen Weg zu besseren Verhältnissen erblicken; daher auch ihr Mißtrauen gegen jeden, der auf diesem dunklen Wege ins neue Land nicht blindlings vorwärtsstürmen will. Sie übersehen nur zu leicht, daß

<sup>1</sup> Mit der Redaktion der »Konsumgenossenschaftlichen Rundschau« war vom Verfasser die Verabredung getroffen, sie solle nach Veröffentlichung des obigen Artikels diesen unter Nennung der Neuen Zeit als Quelle zum Nachdruck übernehmen. In der irrigen Annahme, der Artikel sei schon in der Neuen Zeit erschienen, hat jedoch die »Konsumgenossenschaftliche Rundschau« bereits den ersten Teil des Artikels zum Abdruck gebracht. Obgleich die Neue Zeit nur Originalarbeiten bringt, glauben wir jedoch, auf die Veröffentlichung des fachkundigen Artikels des Genossen Lindner nicht verzichten zu sollen, da er sehr wertvolles Material zur Geschichte der Kriegswirtschaft beibringt.

Die Redaktion der Neuen Zeit.

zwar der Zusammenbruch eines bestehenden Systems, wenn es verfault ist, in einem Augenblick erfolgen kann, der Aufbau eines neuen hingegen Zeit erfordert und unendlich viel Arbeit kostet. Die nächste Aufgabe aller Berufenen ist deshalb, zu untersuchen, an welchen Ecken und Enden diese Arbeit des neuen Aufbaus unserer Volkswirtschaft begonnen werden kann, um möglichst rasch zu greifbaren Erfolgen zu gelangen. Fängt man mit Aufgaben an, deren Lösung man noch nicht gewachsen ist, dann sind Fehlschläge unausbleiblich, die zu den schwersten Konsequenzen führen können. Andererseits darf kein Wirtschaftsproblem auf sich beruhen bleiben, das zu sozialer Lösung reif ist. Die Massen wollen sehen. Reif ist das Problem der Sozialisierung des Seifensyndikats, welches sich bereits bis zum Stadium eines durchaus zentralistisch organisierten, großkapitalistischen, das ganze Wirtschaftsgebiet umfassenden Privatmonopols entwickelt hat.

Nach den Angaben der »Gewerblichen Betriebsstatistik« von 1907 umfaßte die deutsche Seifenindustrie, einschließlich der Talgkerzenfabrikation usw., damals etwa 1600 Betriebe mit 16 000 beschäftigten Personen und 2578 Arbeitsmaschinen.

Darunter wurden gezählt:

1171 Betriebe zu	1 bis 10, zusammen mit	3985 Personen
335 - - - 11 - 50,	- - - 7353	-
49 - - - 51 - 500,	- - - 4744	-

Von den Beschäftigten waren:	In Betrieben zu		
	1 bis 10 Personen	11 bis 50 Personen	51 bis 500 Personen
Eigentümer . . . . .	1173	392	70
Betriebsleiter . . . . .	19	41	17
Verwaltungsbeamte . . . . .	367	1509	821
Technische Aufsichtsbeamte . . . . .	103	304	155
Gehilfen und Arbeiter . . . . .	2000	5081	3679
Helfende Familienangehörige . . . . .	323	26	2
	3985	7353	4744

Das Schwergewicht der deutschen Seifenindustrie lag also damals noch, wenigstens nach der Zahl der beschäftigten Personen, in den mittleren Betrieben. Bis zum Ausbruch des Krieges war ihre kapitalistische Entwicklung jedoch bereits so weit gediehen, daß die großen Betriebe begannen, die Oberhand zu gewinnen. Direkte Vergleichsziffern sind öffentlich nicht bekannt geworden. Einen Anhalt bietet aber der Konsum der Seifenindustrie an Fettsäure als ihrem wichtigsten Rohstoff. Von Mitte 1913 bis Mitte 1914 hat sie etwa 220 000 Tonnen Fett verarbeitet. Davon entfiel annähernd die Hälfte auf die 50 größten Betriebe, mehr als zwei Fünftel nahmen 334 mittlere Betriebe in Anspruch, und nur noch weniger als ein Zwölftel blieb den Kleinbetrieben, deren Anzahl in den wenigen Jahren bereits von etwa 1200 auf höchstens 700 zusammengeschrumpft war. Die übrigen waren inzwischen teils zu bloßen Handelsbetrieben geworden, teils ganz verschunden. Noch zehn Jahre einer solchen Entwicklung, und die Großbetriebe würden die Kleinbetriebe vollends erdrückt und die mittleren unter ihre Herrschaft gebracht haben. Die Kriegswirtschaft hat diesen Vorgang lediglich beschleunigt.

Das in der Seifenindustrie investierte Kapital wurde für 1914 auf rund 300 Millionen angegeben, davon ein Drittel zirkulierend und zwei Drittel fix. Der Wert ihrer damaligen Produktion, zu den durchschnittlichen Verkaufspreisen der Fabriken angenommen, ist auf reichlich 250 Millionen zu veranschlagen, zu Verbraucherpreisen allenfalls auf 300 Millionen. Der Profit war für die Seifenindustrie, dank der Überproduktion und starker Konkurrenz, im Durchschnitt genommen nicht übermäßig hoch. Den Kleinbetrieben ging es meistens ziemlich schlecht, den mittleren oft nicht viel besser, den Hauptprofit verschluckten die Großbetriebe, insbesondere die Seifenpulverfabriken. Der versteuerte Profit dürfte insgesamt 20 Millionen jährlich kaum überschritten haben.

Von den verwendeten Rohstoffen stammte die Soda durchweg aus dem Inland; Ole und Fette und Harz wurden größtenteils vom Ausland bezogen, besonders aus den englischen Kolonien. Einige Seifenfabriken waren nebenbei mit der Anfertigung von Speisefetten beschäftigt, während andererseits auch die Speisefettindustrie sich in steigendem Maße für die Seifenherstellung zu interessieren begann. Die ebenfalls als Nebenproduktion betriebene Gewinnung und Refination von Glycerin und Unterlaugen war für Großbetriebe meistens recht lukrativ. Importiert wurden an Fertigfabrikaten hauptsächlich feine Toiletteseifen, 1913 etwa 457 Tonnen im Werte von 800 000 Mark. Der Export betrug 1913 etwa 4600 Tonnen im Werte von 6 500 000 Mark. Der Gebrauchswert der einzelnen Produkte, am Fettsäuregehalt gemessen, war ungemein verschieden. Zu Normalprodukten war man noch nicht gelangt. Der Fettsäuregehalt schwankte bei Kernseifen etwa zwischen 60 und 75 Prozent, bei Toiletteseifen zwischen 20 und 80 Prozent, bei Schmierseifen zwischen 5 und 50 Prozent, bei sonstigen Haushaltsseifen zwischen 10 und 70 Prozent, bei Seifenpulvern zwischen 3 und 35 Prozent. Von Seiten der Großbetriebe wurde die Fabrikation von Seifenpulver, aus zerkleinerter Kernseife und 25 bis 55 Prozent kalzinierter Soda bestehend, durchaus bevorzugt, weil sie am einträglichsten war. Die meisten Großbetriebe sind am Seifenpulver reich geworden. Das klassische Beispiel bildet die Fabrik Henkel, die »Persil« auf den Markt brachte: ein gewöhnliches Seifenpulver guter Beschaffenheit mit einem kleinen Zusatz von sauerstoffentwickelndem Persalz; durch kräftige Reklame wurde dafür gesorgt, daß das Publikum das Produkt in großen Mengen für das Doppelte des normalen Preises kaufte. Der Schröpferel durch die Großbetriebe ungeachtet konnte der Verbraucher sich die nötigen Waschmittel ohne sonderlich fühlbare Belastung beschaffen. Der Durchschnittsverbrauch machte etwa 3 Kilogramm Fettsäure im Jahre auf den Kopf der Bevölkerung aus und bedeutete eine Ausgabe von etwa 4 Mark, für Verschwendereiße mehr, für Sparsame viel weniger.

Alle diese Verhältnisse hat der Krieg tiefgreifend umgestaltet. Er hat aus der Seifenindustrie ein Paradies des Kapitals gemacht — a u f K o s t e n d e r V e r b r a u c h e r. Durch die Blockade wurde unsere Einfuhr an Fetten erst eingeschränkt, dann abgeschnitten. Eine sozial orientierte Wirtschaftspolitik hätte deshalb die vorhandenen Rohstoffvorräte rechtzeitig beschlagnahmen und die gleichmäßige Verteilung der Fertigfabrikate von vornherein organisieren müssen. Statt dessen wurde der Entwicklung zunächst vollkommen freier Lauf gewährt, das heißt das Kapital auf den Verbraucher

losgelassen. Mangels aller Beschränkungen konnte die natürliche Tendenz der kapitalistischen Produktion, bei jedem sich bietenden Anlaß die Rate des Mehrwertes emporzuschrauben, sich hemmungslos entfalten. Der Rohstoffmangel führte zu wilder Spekulation, die in tollen Preissprüngen nach oben ihren Ausdruck fand. Ungezählte Millionen wurden allein am Rohmaterial erwuchert. Die Preise der Fertigfabrikate stiegen dementsprechend in umgekehrtem Verhältnis zum Sinken der Qualität und der verteilten Menge. Hinzu kam ein großzügiger Ersatzmittelschwindel, der den Konsum abermals um viele Millionen geschädigt hat. Vom Reich wurde erst eingegriffen, als bereits neue Verhältnisse, die das einseitige Profitinteresse der Produzenten und Händler gänzlich überwiegen ließen, zur allgemeinen Norm geworden waren, als die Profitrate sich multipliziert hatte, und als es überhaupt nicht mehr anders ging, das heißt, als überhandgenommener Rohstoffmangel den Zusammenbruch selbst der kümmerlichsten Versorgung der Verbraucher in nahe Aussicht stellte.

Nach langen Beschwerden und Beratungen wurde Anfang 1916 zunächst versucht, eine Rationierung des Verbrauchs dadurch zu erzielen, daß die Abgabe von Seife nur noch gegen Vorlegung der Brotkarte erfolgen sollte. Die Preisgestaltung wurde nach wie vor dem »freien Spiel der Kräfte« überlassen, das heißt der bedingungslosen Kapitulation der wehr- und schußlosen Verbraucher gegenüber dem Wucher der vom Preisdruck der Weltmarktskonkurrenz befreiten Produktion. Der ganze Versuch, der weniger als eine halbe Maßregel darstellte, schlug denn auch fehl. Die Preise gingen unentwegt weiter in die Höhe, teilweise auf das Zwanzigfache des früheren Standes. Die Qualität sank immer tiefer; gute Ware war fast überhaupt nicht mehr zu erlangen als »unferderhand«; die Versorgung der Minderbemittelten geriet gänzlich ins Stocken. Nun erst, als jede Änderung, die den bescheidensten Bedarf halbwegs zu befriedigen schien, von den Verbrauchern schon als Erleichterung empfunden werden mußte, als die Seifenindustrie eine nie erträumte Profitrate erlangt hatte, deren Konsolidierung mehr einzubringen versprach als die weitere Fortdauer dieser Entwicklung mit drohendem Zusammenbruch: nun erst kam es mittels der Seifenkarte zur Rationierung der Verbraucher für das ganze Wirtschaftsgebiet und zur Regelung des übriggebliebenen Restes der Produktion. Die meisten Fabriken wurden stillgelegt, nur die am besten eingerichteten in Betrieb gelassen. Die Produktion wurde auf zwei Sorten beschränkt, eine Einheitsseife und ein Einheitsseifenpulver. Nach dieser Regelung sollte der Verbraucher monatlich erhalten 50 Gramm K.-A.-Seife (20 Prozent Fettsäuregehalt) zu 20 Pfennig, 250 Gramm K.-A.-Seifenpulver (5 Prozent Fettsäuregehalt) zu 30 Pfennig, im ganzen also im Jahre 270 Gramm Fettsäure zum Preise von 6 Mark, das wäre ein Elstel des Friedensverbrauchs an Fettsäure zum Siebzehnfachen ihres Friedenspreises.

Nachdem auf diese Weise das Interesse der Seifenindustrie im ganzen sichergestellt erschien, handelte es sich für die Kriegswirtschaft darum, die Interessengegensätze innerhalb dieser Industrie selbst zum Ausgleich zu bringen. Die Beute war nämlich zu ungleich verteilt, als daß nicht Unzufriedenheit hätte entstehen müssen: die Großbetriebe vertilgten das Fleisch, die mittleren die Knochen, die Kleinen mußten sich mit Hautseifen begnügen. Daher viel Streik und lästiger Lärm innerhalb der Seifenindustrie, der die

Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu lenken drohte. Deshalb suchte und fand Herr Helfferich, der Geburtshelfer dieses schönen Kindes deutscher Kriegswirtschaft, einen Ausgleich, der allen den Mund stopfte. Er fand die Kleinen mit den Brosamen aus dem Überfluß der Großen ab, und den Großen bot er endgültige Konsolidierung ihrer Kriegsprofiteure. Zu diesem Zwecke erließ er im Namen des Bundesrats am 9. Juni 1917 eine Verordnung, durch die er den Reichskanzler, das heißt sich selbst ermächtigte, die vorhandenen Seifenfabriken, auch gegen ihren Willen, zu einer Gesellschaft zu vereinigen.

Diese musterhaft gebaute Verbraucherpresse nennt sich Seifenherstellungsgesellschaft und Vertriebsgesellschaft mit beschränkter Haftung in Berlin. In ihr haben sich sämtliche noch bestehenden deutschen Seifenfabriken vereinigt, 882 an der Zahl. Ausgeschlossen sind eine Anzahl kleiner und mittlerer Betriebe, die aus der Anfertigung fettloser Waschmittel noch höhere Gewinne zu erzielen glaubten, als ihnen der Anschluß an das Syndikat verhieß. Fetthaltige Waschmittel dürfen diese Außenseiter nicht mehr anfertigen; denn das Syndikat der Seifenfabriken hat durch Staatshilfe das Monopol auf die Herstellung fetthaltiger Waschmittel gewährleistet erhalten. Damit ist jede Konkurrenz ausgeschlossen. Das Kapital des Syndikats beträgt rund 42 Millionen. Es besteht aus Anteilen der syndizierten Fabriken. Diese haben durch Ausleerung ihrer Vorräte an Rohstoffen und Fabrikaten, durch Aufhebung der Kreditgewährung an Abnehmer und schließlich durch die Tätigkeit des Syndikats selbst ihr früher zirkulierendes Kapital zum größten Teile frei bekommen und dieses nun teilweise im Syndikat angelegt. Die Kapitalbeteiligung der einzelnen Fabriken richtet sich nach dem Umfang ihres früheren Fettsäureverbrauchs: auf jede Tonne rund 200 Mark. Zum Beispiel eine Fabrik mit einer Fettverarbeitungsgröße von 5000 Tonnen und früherem Gesamtkapital von 6 Millionen hat von dem früher zirkulierenden Teile in Höhe von 2 Millionen vielleicht  $1\frac{1}{2}$  Millionen flüssig bekommen und hiervon etwa 1 Million als Anteil am Syndikatkapital eingezahlt. Das Syndikat besorgt die Beschaffung der Fettsäure als dem wichtigsten Rohstoff und verteilt sie an die arbeitenden Fabriken, zurzeit etwa 70. Die übrigen Betriebe bleiben stillgelegt. Die arbeitenden Fabriken stellen aus der ihnen gelieferten Fettsäure nach Vorschrift des Syndikats gewisse Mengen Seife und Seifenpulver her; Soda und sonstige Zutaten beschaffen sie selbst. Für ihre Arbeit erhalten sie eine bestimmte Fabrikationsvergütung vom Syndikat. Dieses übernimmt dann die fertige Ware und verteilt sie an sämtliche Gesellschafter nach Maßgabe ihrer Kapitalbeteiligung zu Preisen, welche außer den Rohstoffkosten und der Fabrikationsvergütung einen gewissen Profit enthalten.

Die Gesellschafter wiederum führen die schlüsselmäßige Zwischenverteilung zu vorgeschriebenen Preisen aus, deren Profitspanne sich danach richtet, ob die Ware vom Gesellschafter an Großhändler, Halbgroßhändler, Kleinhändler oder Verbraucher geht. Diese Zwischenverteilung durch die Gesellschafter vollzieht sich übrigens mehr auf dem Papier. Sie sind hauptsächlich zu dem Zweck eingeschoben, auch den stillgelegten Fabriken Profitgelegenheiten zu bieten. Großhändler und Halbgroßhändler verteilen ihre Kontingente an die Kleinhändler, soweit diese nicht schon von den Gesellschaften beliefert werden, und vom Klein-

handel gelangt die Ware endlich gegen Seifenkarte zum Verbraucher. Der Verteilungsweg der Fertigware von der Fabrik zum Syndikat, zum Gesellschafter, zum Großhändler, zum Halbgroßisten, zur Kleinverkaufsstelle und endlich zum Verbraucher ist demnach lang und kompliziert genug und, wie man sehen wird, auch ungemein kostspielig, da jede dieser Etappen dabei für ein Minimum von Arbeit ein Maximum an Profit erzielt — und immer bei amtlich vorgeschriebenen Preisen, die nicht unterboten werden dürfen.

Die Leitung des Ganzen untersteht einem mit weitgehenden Vollmachten ausgestatteten sogenannten *Überwachungsausschuß* der Seifenindustrie, zu dessen Gunsten eine neue und besondere Art von Wirtschaftsgesetzgebung konstruiert worden ist. Seiner Verfassung nach ist er ein Zweifertigung von gesetzgebender Körperschaft, Vorstand und Aufsichtsrat. Seine Mitglieder sind vom Reichskanzler aus der beteiligten Industrie berufen worden. Die arbeitenden Fabriken verfügen über zwei Drittel der Stimmen. Damit ist die Autokratie des Großkapitals der Seifenindustrie garantiert. Denn der so zusammengesetzte Überwachungsausschuß bestimmt unter anderem die Preise endgültig.

Zur Beurteilung der Lage dieses Zweiges unserer Volkswirtschaft wäre ungemein wichtig, einmal festzustellen, welchen Ertrag diese Profitmaschine dem beteiligten Kapital in Wirklichkeit gebracht hat. Dazu wäre aber amtliche Vollmacht nötig, die Akten des Syndikats und seiner Gesellschafter in allen Schlupfwinkeln zu revidieren. Denn das Syndikat hat von vornherein eine wirklich großzügig angelegte und gründlich durchdachte Politik der Gewinnverschleierung betrieben. Dies charakterisiert sich deutlich an dem Gründungsbeschuß des Syndikats, von dem erzielten Gewinn erst einmal vier Fünftel in der Stille an die Gesellschafter auszuschütten, aus dem letzten Fünftel zunächst sämtliche Unkosten zu decken und bloß den dann noch verbleibenden allerletzten Rest als angeblichen »Reingewinn« auszuweisen: dies zu dem ausgesprochenen Zwecke, die Höhe der Gewinne nicht zur Kenntnis der Öffentlichkeit gelangen zu lassen.

Die Durchführung solcher Verschleierung ist um so leichter, als die tatsächlichen Ergebnisse im vollen Umfang nur den Inhabern arbeitender Fabriken bekannt werden, die im eigenen Profitinteresse das Geheimnis um so strenger wahren, als das Syndikat ihnen die Möglichkeit gegeben hat, es mit der Fabrikationsvergütung ähnlich zu halten. Diese soll angeblich nur die reinen tatsächlich entstehenden Unkosten der arbeitenden Fabriken decken; jede Sondervergünstigung zu deren Gunsten gegenüber den stillgelegten Fabriken soll ausgeschlossen bleiben. In Wirklichkeit ist sie so bemessen, daß rationell arbeitende Fabriken an ihr allein, ohne den Gewinn aus der Kapitalbeteiligung am Syndikat und aus der Verteilung der Fertigware, schon mehr verdienen als in Friedenszeiten. In diesem Tatbestand liegt es begründet, daß Sprecher der Großindustrie bei der Gründung verkündeten, bei der ganzen Kalkulation der Fabrikationsvergütung sei sehr niedrig gerechnet worden, und keinerlei Profit liege in ihren Sähen, um dann zu Hause festzustellen, daß die Unkosten um 40 Prozent, die Löhne um das Doppelte, die Rissen und sonstige Zutaten teilweise bis zum Dreifachen überschätzt worden waren. Diese Politik des doppelten Gesichtes bietet andererseits wiederum die Gewähr, daß aus dem Munde der so festgelegten

Beteiligten der objektive Tatbestand niemals ans Licht gelangen wird. Die volle Wahrheit wird das Volk nur kennenlernen, wenn die Regierung dazu gelangt, eine gründliche Untersuchung prinzipiell durch unbeteiligte Vertrauensleute vorzunehmen. Selbst dann ist noch Vorsicht am Platze. Bis dahin sind wir auf Schätzungen angewiesen, die jedoch immerhin schon einen Überblick gewähren.

Wäre der vorerwähnte Fabrikationsplan mit der ursprünglich vorgesehenen Zusammensetzung: K.-A.-Seife 20 Prozent Fettsäure einschließlich Harz, 80 Prozent Tonerde, K.-A.-Seifenpulver 5 Prozent Fettsäure, 50 Prozent kalzinierte Soda, zur Durchführung gelangt, dann würde er, auf 60 Millionen Versorgungsberechtigte bezogen, abgesehen von Spezialfabrikaten wie Textil-, Rasier- und medizinische Seifen, bei einem Rohstoffbedarf von 16 200 Tonnen Fettsäure und Harz, 90 000 Tonnen kalzinierte Soda, 28 800 Tonnen Tonerde eine Produktion von jährlich mindestens 36 000 Tonnen K.-A.-Seife und 180 000 Tonnen K.-A.-Seifenpulver ergeben haben. Die an einen solchen Fabrikationsumfang geknüpften Profitserwartungen der Seifenindustrie haben sich nicht ganz erfüllt. Der Heeresbedarf nahm 70 Prozent der Sodaerzeugung unserer chemischen Industrie für sich in Anspruch; von dem Rest gelangten drei Viertel an die Seifenindustrie. Diese Zuteilung genügte nicht, die Herstellung von Seifenpulver in dem beabsichtigten Umfang zu betreiben. Außerdem fehlte es an Fett. Die in den ersten drei Kriegsjahren von der Seifenindustrie verarbeiteten Fettmengen würden genügt haben, uns bis 1925 mit mehr und besserer Seife zu versorgen, als wir jetzt erhalten. Dank der profitablen Vergeudung, die bis 1916 vor sich ging, war das verfügbare Fett so knapp geworden, daß nicht einmal jene 7 bis 8 Prozent des früheren Verbrauchs aufzutreiben waren. Das Manko an Rohstoffen führte zur Einschränkung der Fabrikation von Seifenpulver und zur Verschlechterung der Zusammensetzung. Diese wurde im Laufe der Zeit mehrfach geändert. Für 1918 ist als Durchschnitt anzunehmen bei K.-A.-Seife 16 Prozent Fettsäure einschließlich Harz, 80 Prozent Tonerde, bei K.-A.-Seifenpulver  $4\frac{1}{2}$  Prozent Fettsäure, 25 bis 30 Prozent kalzinierte Soda, 10 bis 20 Prozent Glaubersalz, 10 bis 15 Prozent Wasserglas, 40 bis 50 Prozent Wasser, für Fett mit 10 Prozent Spielraum nach oben und unten. Glaubersalz und Wasserglas dienen hierbei lediglich als billige Füllmittel ohne Waschwert. Das Seifensyndikat war sich auch darüber klar, daß der Zusatz derartiger Streckungsmittel zu einem an sich schon so schlechten Seifenpulver das Gegenteil einer Qualitätsverbesserung bedeutet. Die Maßregel wurde damit begründet, der Nachteil noch geringerer Qualität werde dadurch aufgehoben, daß man die Möglichkeit habe, das Verteilungsprogramm durchzuführen; erfahrungsgemäß sei es für den Verbraucher wichtiger, die Menge, wenn auch in geringerer Qualität zu empfangen als ein kleineres Quantum besserer Qualität. Darin ist mit wünschenswerter Deutlichkeit ausgesprochen, daß es dem Syndikat auf neue Benachteiligung der Verbraucher nicht ankam, wenn nur der Produzent seinen Vorteil dabei fand. Die hohen Verkaufspreise sind nämlich trotz der kostensparenden Qualitätsverschlechterung nicht ermäßigt worden. Den Schaden hatte der Verbraucher zu fragen, während das Syndikat die Gelegenheit

benutzte, den Profitausfall aus der Minderproduktion durch die Qualitätsverminderung zu decken.

Die auf Grund solcher Rezepte tatsächlich erreichten Produktionsziffern sind öffentlich nicht genau bekannt geworden. Für 1918 kann man sie auf rund 43 200 Tonnen K.-A.-Seife und 120 000 Tonnen K.-A.-Seifenpulver einschätzen, nicht gerechnet einige hundert Tonnen Industriefeisen und dergleichen. Für diese Warenmengen hat das Syndikat mutmaßlich etwa 12 400 Tonnen Fett und Harz zu besorgen gehabt. Deren Wert ist vielleicht auf 112 Millionen anzunehmen. An Fabrikationsvergütung einschließlich der Kosten der Soda und der Tonerde bezahlt das Syndikat den arbeitenden Fabriken auf 100 Kilogramm

## K.-A.-Seife:

Für 80 Kilogramm Ton . . . . .	9,— Mk.
- Sieden der Grundseife . . . . .	1,50 -
- Mischen, Walzen, Strangpresse . . . . .	8,— -
- Parfümieren und Färben . . . . .	7,— -
- Arbeitslohn für Pressen . . . . .	8,— -
- Packpapier, Kisten und Packlohn . . . . .	10,— -
- Allgemeine Unkosten . . . . .	4,50 -
- Abschreibungen . . . . .	16,— -
Bei monatlichen Lieferungen bis 19 Tonnen . . . . .	64,— Mk.
- " " " von 20 bis 99 Tonnen . . . . .	63,— -
- " " " mehr als 100 Tonnen . . . . .	62,— -

## K.-A.-Seifenpulver:

Für Ötreinigung, Chemikalien, Sieden usw. . . . .	1,— Mk.
- etwa 50 Kilogramm Soda, Glaubersalz und Wasserglas . . . . .	6,— -
- Sodaanfuhr und Sachverlust . . . . .	1,25 -
- Mischen, Trocknen, Mahlen, Sieben . . . . .	1,50 -
- allgemeine Unkosten . . . . .	2,50 -
- Kartons oder Papierbeutel . . . . .	8,— -
- Fülllohn . . . . .	1,50 -
- Kisten . . . . .	10,— -
- Aufschlag . . . . .	1,25 -
Bei monatlichen Lieferungen bis 49 Tonnen . . . . .	33,— Mk.
- " " " von 50 bis 199 Tonnen . . . . .	32,75 -
- " " " mehr als 200 Tonnen . . . . .	32,50 -

Bei den oben angenommenen Produktionsziffern bedeutet dies eine Ausgabe von etwa 27 Millionen für die Anfertigung der K.-A.-Seife und 39 Millionen für die des K.-A.-Seifenpulvers. Einschließlich der Ausgaben für Fett würde das Syndikat demnach für diese 163 200 Tonnen Ware rund 178 Millionen bezahlen. Es verkauft seinen Gesellschaftern die K.-A.-Seife zu 273 Mark, das K.-A.-Seifenpulver zu 87 Mark für 100 Kilogramm, zusammen also 222 Millionen Mark. Gegenüber dem Einstandspreis ergibt sich sonach bei verhältnismäßig geringfügigen Unkosten ein Jahresprofit, der kaum geringer ist als das Gesellschaftskapital von 42 Millionen. Auf dem Papier wird dieser Profit allerdings wohl nicht in voller Höhe erscheinen. Zunächst ist bekannt, daß das Syndikat sehr teuer einkauft. Außerdem soll es beträchtliche Verluste durch Machenschaften erlitten haben. Schließlich bietet der Geschäftsgang selbst auch noch Gelegenheit, einen Teil des Profits als »stille Reserven« verschwinden zu lassen. So

erklärt es sich, daß das Syndikat im vorigen Jahre für die ersten drei Monate voller Tätigkeit von Oktober bis Dezember 1917 »nur« 6 Millionen Reingewinn ausgewiesen hat, woraus es seinen Gesellschaftern auf deren Kapitalanteile monatlich ein halbes Prozent Zinsen und auf deren Fettverarbeitungsziiffer für drei Monate 20 Mark pro Tonne ausgeschüttet hat. Dies würde also einem Reingewinn von »nur« 24 Millionen im Jahre entsprechen. Jedoch ist zu berücksichtigen, daß das Syndikat sein Kapital in erster Linie dazu benützt hat, die bei seiner Gründung vorhandenen Fettvorräte der Seifenindustrie zu übernehmen, wobei Preise bezahlt wurden, welche die Einstandspreise der Fabriken weit überstiegen, mit dem Erfolg, daß ein großer Teil des Syndikatskapitals sich sofort und glatt, und ohne daß die Syndikatsbücher es ausweisen, in Profit der Seifenindustrie verwandeln konnte. Um ein klares Bild der wirklichen Profitrate zu gewinnen, welche die Seifenherstellungs- und Vertriebsgesellschaft ihren Anteilhabern gewährt, wären derartige Spekulationsgewinne sowie die in den Rohstoff- und Fertigfabrikatvorräten versteckten stillen Reserven dem Reingewinn von 6 Millionen auf drei Monate hinzuzurechnen, wobei sich vermutlich herausstellen würde, daß das Gesellschaftskapital des Syndikats, als ein Teil des zirkulierenden Kapitals der Seifenindustrie betrachtet, faktisch nicht weit davon entfernt ist, sich in Jahresfrist zu reproduzieren.

(Schluß folgt.)

## Quellschriften zur Revolution.

Von Joseph Rliche.

Wollte bereits heute jemand mit einem kritischen Werk über die jüngste deutsche Revolution auf den Markt treten — seine Arbeit würde von vornherein starkem Mißtrauen begegnen. Der Abstand zu den Ereignissen des November 1918 ist noch zu gering, als daß es möglich wäre, die historischen Vorgänge und ihre Ursachen vorurteilslos in wissenschaftlicher Weise zu behandeln. Zudem ist die revolutionäre Bewegung noch nicht abgeschlossen. Die beiden sozialistischen Parteien, die als Träger der Revolution in Frage kommen, bekämpfen sich in leidenschaftlicher Weise. Haß und Günst der Parteien — der sozialistischen wie der bürgerlichen — suchen wie alle geschichtlichen Dinge, so auch die gegenwärtige große deutsche Volksbewegung in ihrem Sinne zu münzen.

Erschwert wird der kritische Blick des Forschers ferner durch die Unklarheiten von vier Kriegsjahren. Noch liegt deren geschichtliches Material nicht einwandfrei vor, noch bedarf es hier einer gewissenhaften, ungehinderten Schürfarbeit, um die Wahrheit als Frucht reiner Erkenntnis an den Tag zu bringen und sie der Öffentlichkeit vorzulegen. Wer aber wollte leugnen, daß die von den früheren deutschen Machthabern geübte geheime Kabinettspolitik ein starker Hebel zur Entfesselung des revolutionären Oranges der Novembertage war? Freilich, ein Trost blüht dem Geschichtsfreund: die gegenwärtige Regierung bietet eine gewisse Gewähr dafür, daß dem Wahrheitssucher einst alle Quellen offen zur Verfügung stehen werden; denn diese Regierung, selbst ein Kind der Revolution, kann keinen Anlaß haben, die Geschichte zu fälschen. Die Kreise, die an einer gefältschten Darstellung der weltgeschichtlichen Ereignisse ein Interesse haben, sind heute ausgeschaltet.

Ist also der für ein zusammenfassendes Werk erforderliche historische Blick heute noch beengt, wenigstens noch nicht so frei, daß eine geschichtliche Arbeit zustande kommen könnte, die für den Kritiker späterer Zeit hieb- und stichfest wäre, so war es doch schon möglich, eine Reihe lokaler Quellen fließen zu lassen. Und hier fallen die oben ausgesprochenen Bedenken fort. Denn je früher die Schilderungen

rein frischen Charakters niedergeschrieben werden, desto anschaulicher, desto lebenskräftiger und vor allem desto zuverlässiger sind sie meist. Sind es doch in der Regel Niederschriften von zeitgenössischen Augenzeugen, von Mitkämpfern der Revolution, Aufzeichnungen, die unter dem frischen Eindruck der lokalen Ereignisse geboren wurden. Sie bieten sich dem späteren Forscher als die besten Quellen seiner zukünftigen Arbeit dar, als der Bruch, aus dessen Quadern er das Gesamtwerk sichten und formen kann. Freilich wird dieser trotzdem die kritische Sonde nicht missen können, denn die Vorbehalte, die Heinrich Cunow im Vorwort zu seinem Werke »Die revolutionäre Zeitungsliteratur Frankreichs während der Jahre 1789 bis 1794.«<sup>1</sup> gegenüber den Quellenschriftstellern jener Zeit macht, besitzen auch für die Quellenschriften der deutschen Revolution vom November 1918 Geltung.

Sieht man von der kurz vor Ausbruch der Revolution über das ganze Reich verbreiteten Mißstimmung ab und beschränkt man sich in seinen Betrachtungen lediglich auf den lokalen Herd des erfolgten Aufbruchs, so kommen als letzter Anstoß zur revolutionären Erhebung die Vorgänge in der Flotte in Betracht. Kiel und Wilhelmshaven — die beiden großen Marinestationen — sind die Zentren, in denen der Sturzquell der Revolution in den ersten Novembertagen unvermittelt in die Höhe schoß, um bald darauf seine revolutionären Wogen über das ganze Reich zu ergießen.

Zur Geschichte dieser Marineerhebung liegen bereits mehrere abgeschlossene Auslassungen vor. Als erste erschien die zwei Bogen umfassende Arbeit von Bernhard Rausch »Am Springquell der Revolution« (Kiel, Verlag Chr. Haase & Co., Preis 60 Pfennig). Rausch stand, wie er angibt, von Beginn der Erhebung an in deren Mittelpunkt, er war also wohl berufen, ein Bild der Geschehnisse für die spätere Zeit festzuhalten. Seine Darstellung, die den Untertitel »Die Kieler Matrosenerhebung« führt, erstreckt sich nur auf wenige Tage. Sie schließt mit dem 10. November, an welchem die Opfer der Kieler Unruhen bestattet wurden. Trotzdem ist die Schrift reich an Tatsachenmaterial, besonders da ihr Verfasser die wichtigsten Dokumente jener Bewegung miteingesprochen hat. Sie bietet daher ein verlässliches Spiegelbild jener Kieler Tage.

Als Tatsachenbroschüre ist auch die mehrere Monate später erschienene Schrift von Lothar Popp »Ursprung und Entwicklung der Novemberrevolution« (Kiel, Verlag H. Behrens, Preis 50 Pfennig) zu werten. Popp, dessen große Verdienste um die Sache der Matrosen<sup>2</sup> auch Rausch in seiner Schrift anerkennt, verfolgt jedoch die Tendenz, das Verdienst um die Erhebung und deren Durchführung lediglich den dortigen Unabhängigen zuzuschreiben. Popp saß neben Roske und Garbe im Arbeiter- und Soldatenrat, und soweit er die Tatsachen selbst schildert, ist diese Schilderung wohl objektiv, indes führt er, wo er den Standpunkt der Mehrheitssozialdemokratie bzw. deren Vertreter wiedergibt, diesen nicht auf die richtigen Gründe zurück, so daß ein späterer Leser, der diese Zeit nicht selbst miterlebt hat, zu einem schiefen Urteil gelangen muß. Und wenn man zum Überschuß eingangs der Schrift liest, daß deutsche Truppen in Finnland die proletarische Revolution erdrosselt und dabei nicht weniger als 50 000 Arbeiter von ihnen erschossen wurden, so wird man ob solcher Übertreibungen verstimmt. Immerhin liefert die Darstellung in manchen Teilen eine Ergänzung der vorher genannten.

Am Sonntag, den 3. November brachen in Kiel die ersten Unruhen aus. Drei Tage später erhoben sich auch die Matrosen in Wilhelmshaven, nachdem sie an den vorhergehenden Tagen bereits Anstalten hierfür getroffen hatten. Wie in Kiel schlossen sich auch hier die Arbeiter der Werft bald den Soldaten an. Diese Wilhelmshavener Vorgänge hat der Schreiber dieser Zeilen in der Anfang März erschienenen, zwei Bogen starken Broschüre »Vier Monate Revolution in

<sup>1</sup> 1912 in zweiter, erweiterter Ausgabe unter dem Titel »Die Parteien der großen französischen Revolution und ihre Presse« im Vorwärtsverlag erschienen.

Wilhelmshaven« behandelt (Rüftringen in Oldenburg, Verlag Paul Hug & Co., Preis 60 Pfennig). Auch er hat sich bemüht, eine möglichst wahrheitsgemäße Darstellung der Ereignisse innerhalb des genannten Zeitabschnitts zu geben und auf Beifügung der wichtigsten Urkunden Wert gelegt.

Jede der drei bisher genannten Schriften gibt eine einheitliche Übersicht über die Lage in der Marine in der Zeit vor dem Ausbruch der Erhebung. Diese Lage behandelt auch Korvettenkapitän v. Forstner in seiner Broschüre »Die Marine-meuterei« (Berlin, Verlag von Karl Curtius, 32 Seiten, Preis 1,50 Mark). Veranlaßt wurde diese Arbeit durch eine Reihe Äußerungen des bekannten Marinechriftstellers Perlius, denen v. Forstner hier entgegentritt. Die sachliche Darstellung nimmt indes den kleinsten Raum der Schrift ein, der größte Teil derselben besteht aus Vorwürfen gegen die »Meuterer«, die bei ihrem Tun lediglich »Feigheit« vor einer Seeschlacht geleitet haben soll. Kurz, Herr v. Forstner ist kein Freund der Revolution. In der Matrosenerhebung sieht er lediglich eine für unser Volk beschämende Sache. Abrißens steht Kapitän Forstners Schrift nicht vereinzelt da; eine ganze Reihe von Broschüren beschäftigt sich bereits mit dem Geiste in der deutschen Marine vor dem Ausbruch der Revolution, doch bringen sie meist kein sachliches Material von geschichtlichem Werte bei. Als Tatkaffe darf heute wohl schon betrachtet werden, daß, wenn auch die Verhältnisse in der deutschen Marine entschieden bessere gewesen wären, als sie in der Tat waren, die Revolution doch gekommen wäre — die allgemeinen Verhältnisse drängten ungestüm zur Entladung.

Den zufälligen äußeren Anlaß zur Matrosenrevolte bildete bekanntlich das für den 31. Oktober geplante Auslaufen der deutschen Flotte. Auch über den Zweck dieser Mobilisierung besteht noch keine volle Klarheit, indes kann heute schon als Tatkaffe gelten, daß nicht, wie zunächst vielfach zu lesen war, die Flotte in einem Verzweigungskampf bis zum letzten Mann und Schiff geopfert werden sollte, um den Furor Teutonicus aufs neue zu wecken. Wahrscheinlich trifft die Darstellung der Marinebehörden zu, die, in gutem Glauben handelnd, die Flotte zur Entlastung der schon in Räumung befindlichen flandrischen Küste einsehen wollten. Die Annahmen des in den mittleren Novembertagen durch einen großen Teil der Presse gegangenen Briefes kann man daher nicht gelten lassen. Gegen die Vermutungen dieses Briefes — unter anderem enthalten in Erich Ruffners »Von Kiel bis Berlin« (Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft, 30 Seiten, 50 Pfennig) — spricht übrigens auch ein in der Nacht vom 5. zum 6. November unter der Marine und der Werftarbeiterchaft in Wilhelmshaven amtlich verbreitetes Flugblatt, das neben der Unterschrift des Reichskanzlers und des Staatssekretärs der Marine auch die Scheidemanns trug und in dem die obige Behauptung lediglich als ein unsinniges Gerücht bezeichnet wurde (abgedruckt bei Kluge, »Dier Monate« usw.).

Wie manche ziffernmäßige Irrtümer sich in den Darstellungen befinden, zeigt folgendes Beispiel: Die Anzahl der auf dem Kreuzer »Markgraf« in Haft genommenen aufständischen Helzer befrag nach der Äußerung eines bei Raufsch zitierten Offiziers 60 bis 70 Mann, Popp spricht von zirka 100 Mann, Emil Ludwig, der in den Nummern 41 und 44 der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« die Vorkommnisse in Kiel behandelte, von 180 Mann, während Korvettenkapitän Wehner in Nr. 150 desselben Blattes behauptet, es seien nur 57 gewesen.

Von der Marine aus sprang der revolutionäre Funke auf das Land über. Und nicht nur der geistige Funke, von Kiel und Wilhelmshaven fuhren vielmehr größere oder kleinere Trupps von Matrosen im Auftrag ihrer Kameraden mit der Bahn nach den Binnenstädten, um dort den Anstoß zur Erhebung zu geben. Für die nächste Umgebung war das ziemlich selbstverständlich, aber auch abgelegene Orte, wie Bremen, Frankfurt a. M., Köln usw., hatten bald solche »Deputationen« in ihren Mauern. Als Quelle hierfür nenne ich die Schrift »Bremen in der deutschen Revolution«, eine umfangreiche Darstellung von Paul Müller und Wilhelm Bredes (Bremen, Verlag von Franz Leuwer, 257 Seiten, Preis

9,90 Mark), die auch die dortige Kommunistenherrschaft sehr eingehend behandelt. Ferner Jakob Altmaier, »Frankfurter Revolutionstage« (Frankfurt a. M., Verlag Uniondruckerei und Verlagsanstalt, 70 Seiten, Preis 2 Mark), und schließlich W. Sollmann, »Die Revolution in Köln« (Köln, Verlag der Rheinischen Zeitung, 20 Seiten, Preis 50 Pfennig).

Aus allen drei Arbeiten geht hervor, daß in den fraglichen Tagen Kieler und Wilhelmshavener Marinesoldaten mit dem Auftrag in den betreffenden Städten erschienen, die Erhebung zu organisieren oder wenigstens dabei hilfreiche Hand zu leisten, denn die Zeit war für eine Umwälzung derart reif, daß auch dort, wo keine Marinesoldaten erschienen, das alte System schnell über den Haufen gerannt wurde.

## Literarische Rundschau.

Der Philosophie des „Als-Ob“, die in Nr. 17, 24. Januar 1919, kurz gewürdigt wurde, ist seit Januar dieses Jahres ein besonderes Organ gewidmet: Annalen der Philosophie. Mit besonderer Rücksicht auf die Probleme der Als-Ob-Betrachtung. Verlag von Felix Meiner, Leipzig. Es wurde schon darauf hingewiesen, wie die Fiktionen so ziemlich auf allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft eine Rolle spielen, und so haben sich denn auch ein Theologe, ein Jurist, ein Mediziner, ein Physiker, ein Mathematiker, ein Kunsthistoriker mit mehreren Philosophen zusammengetan, das neue Unternehmen zu begründen, das von Raymond Schmidt und Vaibinger selbst herausgegeben wird. Die Meinung geht dahin, der alte einseitige abstrakte Idealismus müsse ergänzt werden durch Berücksichtigung des Positivismus. Dieser selbst freilich sei, besonders in seiner Form als schwungloser Naturalismus und ideenloser Spezialismus, der Ergänzung bedürftig durch idealistische Elemente. Die neue Zeit verlange auch eine neue Weltanschauung, deren Formel als Vermittlung von Idealismus und Positivismus gefaßt werden kann. Leider kostete der erste Band 46 Mark. So viel werden die wenigsten für eine Weltanschauung übrig haben. E.

Dr. Naum Reichesberg, Betrachtungen über die schweizerische Handelspolitik in Vergangenheit und Zukunft. Bern 1918, Verlag von A. Francke. Preis 5,70 Mark.

Zweierlei, vor allem anderen, lehrt uns die Schweiz: wie es möglich ist, daß drei Nationen in einem Staate friedlich miteinander leben und wie ein so zusammengesetztes Volk es fertig bringt, unter gegebenen ungünstigen Bedingungen und ohne stehendes Heer und Kriegsflotte, also ohne Machtmittel äußerer Gewalt, seine Existenz hauptsächlich auf Beteiligung an der Weltwirtschaft zu gründen. Wie der politische Aufbau der Schweiz den Organisatoren des neuen Europa in vieler Beziehung als Vorbild dienen sollte, so können gerade wir Deutschen aus der Schweizer Wirtschaft fruchtbare Belehrung darüber schöpfen, wie wir am besten Aussicht haben, wieder zu gesunden wirtschaftlichen Verhältnissen zu gelangen. Ein karger Boden, der zur Ernährung der Bevölkerung, die er trägt, kaum ein Drittel dessen hergibt, was nötig ist, und an Rohstoffen noch viel weniger; dazu die weite Entfernung vom Meere, der Mangel an schiffbaren Flüssen, die Schwierigkeiten des Eisenbahn- und Straßenbaus und vor allem die wirtschafts- und machtpolitische Wehrlosigkeit dieses kleinen Volkes gegenüber seinen großen Nachbarn: wie bringt die Schweiz es fertig, daß ihre Kinder trotz alledem immerhin besser leben als im Durchschnitt die breiten Massen ihrer von der Natur begünstigten Nachbarvölker? Durch Intensität der Arbeit, durch Qualität der Produkte, durch industrielle Tüchtigkeit, kurzum durch Leistungen, deren innere Art sich wirtschaftlich wohl am deutlichsten daran ausprägt, daß die Schweiz bei einer Beteiligung am Weltmarkt, die, auf die Bevölkerungszahl bezogen, sich zu unserer

von 1913 verhält wie 7 zu 3, ihre vergleichsweise kolossale Einfuhr mit Produkten bezahlte, deren Durchschnittswert 158 Franken auf den Meterzentner betrug: das Neunfache des Durchschnittswertes deutscher Ausfuhr.

Die inneren Zusammenhänge dieses hochkultivierten Arbeitstums und seine Verflechtung mit der Weltwirtschaft beleuchtet Reichesberg in seinen Betrachtungen, die in gefälliger Form von Objektivität und Gründlichkeit getragen und von sozialem Geist erfüllt sind. Die künftigen Aufgaben der schweizerischen Wirtschaftspolitik zur Überwindung der schweren Übergangszeit nach dem Kriege erblickt er hauptsächlich in zeitweiliger Eindämmung des Kapitalexports, in der Hebung der Lebenslage der Arbeiterschaft durch Mittel der sozialen Gesetzgebung und besonders auch durch Eigenwirtschaft des Staates, ferner in der Erlangung günstiger Absatzbedingungen für die Exportindustrie und alles in allem genommen darin, daß ganz allgemein das Bedarfsdeckungsprinzip an Stelle des Erwerbsprinzips zu treten hat. Die Wünsche nach nationalwirtschaftlicher Autarchie und Selbstgenügsamkeit verwirft er mit Recht als Hirngespinnste. U.

## Nofizen.

**Amerikas Kapitalkraft.** Die Vereinigten Staaten von Amerika müssen als die eigentlichen Gewinner des Weltkrieges gelten. Sie haben ihre politische Macht dermaßen ausgedehnt und befestigt, daß Wilson heute auch in rein europäischen Fragen als Schiedsrichter aufzutreten vermag und keine der Großmächte, auch England nicht, Uncle Sams über die alte Monroedoktrin weit hinausgehenden Anspruch eines Aufsichtsrechts über die mittel- und südamerikanischen Staaten mehr zu bestreiten wagt. Nicht minder groß ist der wirtschaftliche Gewinn, den das nordamerikanische Kapital während des Krieges durch Kriegsmaterial- und Lebensmittelieferungen, durch Geldausleihungen und Ankauf fremder Wertpapiere eingeheimst hat. Einen anschaulichen Beitrag zum Kapitel der jetzigen Finanzkraft der Union bietet eine jüngst von der Guaranty Trust Company in New York veröffentlichte Aufstellung der Schuldsforderungen, welche die Vereinigten Staaten für Darlehen und Kriegslieferungen an die mit ihnen verbündeten Mächte am Schlusse des Jahres 1918 hatten. Danach betrug an jenem Termin die Gesamtsumme der Vorschüsse, die Uncle Sam noch von seinen Verbündeten zu fordern hatte, 8586 Millionen Dollar. Daran waren beteiligt: England mit 4176, Frankreich mit 2436, Italien mit 1310, Rußland mit 325, Belgien mit 325 Millionen Dollar. Zu dieser Summe kamen für zurückgezahlte Schuldscheine 8125 Millionen Dollar, und ferner für Lieferungen aller Art etwa 12892 Millionen Dollar, so daß sich die Gesamtforderungen der Union am Schlusse des letzten Jahres auf mehr als 29,6 Milliarden Dollar stellten. Sicherlich ein für das Yankee Kapital recht günstiges finanzielles Ergebnis, das in seiner Bedeutung noch gewinnt, wenn man in Betracht zieht, daß die Union auch den nicht am Kriege beteiligten Mächten, vornehmlich den südamerikanischen Staaten, beträchtliche Summen vorgestreckt, große Kapitalmassen in fremden Unternehmungen investiert, sich eine große Handelsflotte geschaffen, neue Absatzmärkte erobert und einen ansehnlichen Teil des englischen Welthandels an sich gerissen hat. Europa ist verarmt, während im nordamerikanischen Freistaat Riesensummen zusammenströmten.

Freilich hat diese Zunahme des Reichtums auch ihre Kehrseiten. Eine der bedenklichsten ist das enorme Anschwellen der amerikanischen Staatsausgaben. Vor dem Kriege, im Rechnungsjahr 1913/14, betragen die ordentlichen Gesamtausgaben des amerikanischen Etats 762 Millionen Dollar, für 1917/18 stellten sie sich infolge der Teilnahme der Vereinigten Staaten am Kriege auf 1991 Millionen, und der Voranschlag für 1918/19 stellt sich gar auf 2430 Millionen Dollar.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 5

Ausgegeben am 2. Mai 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Die Aufklärungsarbeit der Partei.

Von Wilhelm Guske.

Die Wahlen zur deutschen und preussischen Nationalversammlung wie auch die Gemeindewahlen haben der Sozialdemokratie einen großen Machtzuwachs, zugleich aber eine große Verantwortungslast gebracht. Wegen der Fülle der aus diesen Wahlergebnissen hervorgewachsenen Aufgaben mußte die eigentliche Parteiarbeit fast ganz eingestellt werden. Die Arbeitskraft der führenden Parteigenossen in Reich, Staat und Gemeinde wird heute zum weitaus größten Teile durch den Dienst in den öffentlichen Körperschaften oder den Verwaltungsbehörden beansprucht. Mit dem Fortschreiten der Vergesellschaftung der Produktionsmittel wird auch die Mitarbeit der Parteigenossen, die in Gewerkschaft und Genossenschaft tätig sind, dem Parteileben immer mehr entzogen werden. Im Gegensatz zu der zunehmenden Bedeutung der Parteipolitik stehen der Sozialdemokratie nicht die Kräfte zur Verfügung, im neuen Volksstaat die Arbeiterchaft entsprechend vertreten zu können. Die Geltendmachung der Interessen der Arbeiterchaft ist für die Sozialdemokratie um so schwieriger geworden, als sich unsere bisherige Parteiarbeit zum größten Teile auf die bloße Agitation und auf die Wahrnehmung der rein politischen Interessen erstreckte. Im Wirtschaftsleben wurden nur die Formen des Produktionsüberbaus, der formale Arbeitsbergang (Arbeitszeit, Arbeiterschutz, Versorgung bei Arbeitsunfähigkeit usw.) durch die Parteiarbeit beeinflusst, während sich das innere Getriebe nach den Gesetzen des Privatrechts abwickelte. Da nun aber das Wesen des materiellen Lebensprozesses die Grundlage der Gesellschaftsgestaltung bildet, so ist die im wesentlichen auf politische Einflussgewinnung eingestellte Parteiarbeit entsprechend umzustellen. Diese Aufgabe ist um so dringlicher, als durch die politische Umwälzung zwar seelisch ein Zwangsbedürfnis nach Sozialisierung ausgelöst worden ist, aber infolge des Krieges keine Verbesserung, sondern vielmehr eine Verschlechterung der sachlichen Vorbedingungen einer erfolgreichen sozialen Revolution eingetreten ist. Mit den sachlichen Vorbedingungen einer sozialwirtschaftlichen Umgestaltung sich eingehender im Parteileben zu beschäftigen, wurde bislang meist durch die allgemeine Erkenntnis verhindert, daß die Sterbestunde des Kapitalismus und seines entarteten Bruders, des Imperialismus, noch nicht geschlagen hatte. Karl Marx hat wiederholt erklärt, daß gerade das »Zuwiel« der unregelmässen Güterherstellung und der sich hieraus ergebenden Wirtschaftskrisen uns die Rettung aus kapitalistischer Beherrschung vermittels der Vergesellschaftung der Produktionsmittel bringen würde. War nun auch der äußere Anlaß zur deutschen Revolution durch den politischen und militärischen Zusammenbruch der bisherigen öffentlichen Gewalt ge-

geben, so war doch der Ausgangspunkt dieser Umwälzungsbewegung nicht die Überfülle, sondern die Trostlosigkeit unseres Wirtschaftslebens. Eine Trostlosigkeit, die nicht einem Zuviel, vielmehr einem Zuwenig der Güterherstellung entsprang — der Unmöglichkeit einer geordneten ausreichenden Bedarfsbefriedigung und einer hieraus sich ergebenden Lähmung der persönlichen Leistungsfähigkeit. Diese Tatsache zerstört aber die Hoffnung auf eine baldige Besserung unserer Lebensverhältnisse.

Die Partei hat deshalb mit allen Mitteln sich dafür einzusetzen, daß das gestörte seelische Gleichgewicht der deutschen Arbeiterschaft wiederhergestellt und das Bewußtsein aller Anhänger und Freunde der Partei von dem dumpfen Zweifel an der Verwirklichungsmöglichkeit unserer Ziele befreit wird. Nicht auf bloße agitatorische Erfolge, sondern auf die klare Erkenntnis der Wirklichkeit und den unbeirrbaren Willen, auszusprechen, was ist, muß unsere zukünftige Parteiarbeit eingestellt werden. Das Parteileben der Arbeiterschaft ist bisher vornehmlich Ausdrucksform der politischen Bewegung gewesen. Es war fast ausschließlich auf den Kampf in Wort und Schrift gegen gesellschaftliche Mißstände oder Handlungen der herrschenden Klassen gerichtet. Tätige Mitwirkung am Staats- und Wirtschaftsleben blieb in der Vorrevolutionszeit den Parteigenossen größtenteils versagt. Durch die politische Umwälzung sind nun fast alle führenden Parteimitglieder zu einer verwaltungspolitischen Tätigkeit in Reich, Staat und Gemeinde herangezogen worden. Ja, die verfügbaren Parteikräfte reichen bei weitem nicht aus, um die Verwaltungsbehörden des neuen Volksstaats im Sinne der jetzt zur Herrschaft gekommenen Volksschichten umzugestalten. Dieser Mangel wirkt besonders schädlich, wenn man bedenkt, daß die bisherigen Verwaltungsbehörden stets die Kraftquellen der volksfeindlichen Mächte bildeten.

Durch den Krieg sind die sachlichen Voraussetzungen eines Erfolges der wirtschaftlichen Umwälzung so verschlechtert worden, daß es unbedingt nötig erscheint, die unausbleiblichen schädlichen Folgen des bemerkbaren Mangels an Selbstzucht und der Erkenntnis der sachlichen Entwicklungsbedingungen durch umfangreiche Aufklärungsarbeit möglichst zu verhüten. Die Aufklärungsarbeit auf dem Gebiet der Wirtschaftszusammenhänge und der allgemeinen Verwaltung ist aber nun zum größten Teile für die Partei Neuland.

Die Bedeutung unserer Presse steht in argem Mißverhältnis zu der Stärke unserer Partei. In diesem Umstand hat vor allen Dingen der Geist des sparsamen Hausvaters in unseren Preßkommissionen die Hauptschuld. Unsere Tageszeitungen und Zeitschriften bedürfen in Ausstattung und Verbreitung dringender Aufbesserung. Pflicht aller Parteigenossen ist es, hier alle Kräfte einzusetzen, um das Übergewicht der bürgerlichen Zeitungen abzuwehren. Auch die Parteibücherei bedarf weiferer Ausgestaltung in den Fragen des Wirtschaftslebens. Die größten Zuwendungen aber müssen dem Parteischulwesen gemacht werden. In allen größeren Orten müssen volkstümliche Vortragsreihen in Verbindung mit Seminarübungen über alle Wissensgebiete des öffentlichen Lebens abgehalten werden. Auf reges Zusammenarbeiten zwischen Partei, Gewerkschaft und Genossenschaft ist besonderes Gewicht zu legen. Solange die Hochschulen noch keine wissenschaftliche, allen Volksgenossen zugängliche Vorlesungen über Gebiete der

Politik und Wirtschaft eingerichtet haben, wird es nötig sein, besondere Lehrgänge nach Art der früheren Parteischule in Berlin einzurichten.

Der organisatorische Aufbau der Partei wird unter Berücksichtigung der Verkehrsverhältnisse sich am zweckmäßigsten wohl nach Wirtschaftsgebieten gliedern. Das läßt sich jetzt um so leichter durchführen, als nach Einführung des Verhältniswahlverfahrens die Beziehungen zwischen Wähler und Abgeordneten mehr sachlicher Art geworden sind. Auch die Rücksicht auf die Bildung der Körperschaften zur Regelung der Wirtschaftsverhältnisse (Sozialisierung) lassen einen Aufbau nach Wirtschaftsgebieten wünschenswert erscheinen. Die zukünftige Parteiorganisation wird also eingestellt werden müssen auf die Schaffung geeigneter Verbände zur bestmöglichen Pflege einer sich aus den gegenwärtigen Verhältnissen ergebenden Aufklärungsarbeit. Das Ziel der Aufklärungsarbeit muß die Verbreitung von Kenntnissen zur Beurteilung des inneren Zusammenhanges aller gesellschaftlichen Triebkräfte, muß die Verbreitung soziologischer Kenntnisse sein. Da die politischen Programmforderungen jetzt zum größten Teile erreicht sind, so liegt der Hauptwert der Bildungsarbeit auf den Gebieten des Wirtschaftslebens. Daneben darf jedoch die Einführung in die Verwaltungspolitik nicht vernachlässigt werden.

Die erfolgreiche Durchführung der politischen Umwälzung und die Wiederherstellung eines festen, sicheren Wirtschaftslebens wird dem deutschen Volke nur gelingen, wenn eine von starkem Verantwortlichkeitsgefühl und hohem Pflichtbewußtsein getragene Anspannung aller Kräfte erreicht wird. Diese Aufgabe muß Wegweiser der zukünftigen Parteiarbeit sein.

## Das Seifensyndikat ist reif!

### Aus der deutschen Kriegswirtschaft.

Von Otto Lindner.

(Schluß.)

#### II.

An der Fabrikation der Seifenprodukte selbst soll angeblich nichts verdient werden. In dieser Beziehung spricht jedoch die im ersten Artikel geschilderte Kalkulation deutlich genug, wenigstens für jeden Kenner der Sachlage, der an der systematisch betriebenen Irreführung der öffentlichen Meinung nicht beteiligt ist. Das Syndikat wird freilich mühelos in der Lage sein, durch geduldige Ziffern nachzuweisen, daß seine Vergütung nur die Fabrikationsunkosten deckt. Das ändert indes nichts an der Tatsache, daß die arbeitenden Fabriken kolossale Beträge daran verdienen. Der Kniff liegt darin, daß das Syndikat seinen Kalkulationen Zahlen zugrunde legt, die bei den zu kaufenden Rohstoffen, Packungen usw. Maximalpreise und bei den zu vergütenden Unkosten Maximalöhne usw. darstellen, die vielleicht von kleinen, schlecht eingerichteten und irrationell arbeitenden Betrieben erreicht werden, während die Produktion zum weitaus größten Teile von den allergrößten, besteingerichteten Betrieben geleistet wird, die mit weit geringeren Sätzen auskommen, indem sie billiger kaufen und billiger arbeiten. Dies wäre aus den Büchern der großen Werke leicht zu beweisen. Dann würde bald allerlei herauskommen. Zum Beispiel,

daß der Satz von 7 Mark auf 100 Kilogramm K.-A.-Seife für Parfümieren und Färben auf nichts weiter beruht als auf bequemen Konjunkturofferten von Essenzfabriken: die großen Seifenfabriken haben die zur Verwendung gelangenden Essenzen und schlechten Farben viel billiger gekauft als vorgekühlt, und viele haben einfach überhaupt nicht parfümiert und nicht gefärbt, sondern den vollen Satz in die Tasche gesteckt. Ferner sind die Sätze von zusammen 16 Mark für Mischen, Walzen und Pressen bedeutend höher angelegt, als die tatsächlichen Selbstkosten für diesen Arbeitsgang in den meisten Fällen betragen.

Den festesten Wissen für die arbeitenden Fabriken aber machen die »A b s c h r e i b u n g e n« aus. Die harmlos erscheinenden Sätze von 16 Mark auf 100 Kilogramm K.-A.-Seife und 5 Mark auf 100 Kilogramm K.-A.-Seifenpulver bringen den arbeitenden Fabriken einen Sondergewinn von 12 bis 13 Millionen; denn »abzuschreiben« gibt es hierauf bei den großen Fabriken schon lange nichts mehr; die betreffenden Apparaturen sind dank der Kriegskonjunktur durchweg längst abgeschrieben; sie pflegen mit 1 Mark zu Buche zu stehen, und die auf sie so freigebig bewilligten »Abschreibungen« können nur dazu dienen, die Werte neuer Anschaffungen zu verschleiern. Eine ähnliche Quelle stiller Profite liegt in der Vergütung für Soda. Der Satz von 6 Mark plus 1,25 Mark galt ursprünglich für 50 Kilogramm kalzinierter Soda, die in 100 Kilogramm K.-A.-Seifenpulver enthalten sein sollten. Der Sodagehalt ist aber, wie oben ausgeführt, auf 25 bis 30 Prozent verringert worden, und Glaubersalz und Wasserglas kosten trotz wucherischer Konjunkturgewinne ihrer Hersteller kaum ein Drittel des Preises der gleichen Gewichtsmenge Soda, was den arbeitenden Fabriken abermals einen Millionengewinn zuschanzt. Schließlich sind auch noch aus der Vergütung für Kisten Millionen abgefallen, insofern die großen Werke, die eigene Kistenfabrikationsanlagen benutzen und sich billiges Holz gesichert haben, Preise bezahlt bekommen, welche die Selbstkosten nicht selten um 100 Prozent und mehr überschritten haben. Alles in allem wird man nicht zu hoch greifen, wenn man den Profit aus der Fabrikationsvergütung der arbeitenden Großbetriebe auf 25 Millionen veranschlagt. Das ist mehr, als die ganze Seifenindustrie vor dem Kriege als Profit versteuert haben mag.

Während die Gesellschafter dem Syndikat für die angenommene Warenmenge rund 220 Millionen entrichten, müssen die Verbraucher zu den vorgeschriebenen Preisen nicht weniger als 316 800 000 Mark dafür bezahlen, also den ungeheuren Betrag von etwa 95 Millionen Mark für die bloße Verteilung von 163 000 Tonnen schlechter Ware, fast 60 Pfennig auf das Kilo, davon etwa 55 Millionen für die Verteilung der 43 200 Tonnen K.-A.-Seife gleich 1,30 Mark auf das Kilo und 40 Millionen für die Verteilung von 120 000 Tonnen K.-A.-Seifenpulver gleich etwa 33 Pfennig auf das Kilo. Wir haben also die erstaunliche Tatsache, daß die Verbraucher für die Verteilung der K.-A.-Seife auf das Kilo gerechnet viermal soviel bezahlen müssen als für die Verteilung der gleichen Gewichtsmenge Seifenpulver und zehnmal soviel, als die Verteilungskosten für abgepackte Seifenfabrikate im Frieden betragen. An diesen kleinen Ziffern charakterisiert sich die freche Willkür, mit der die Verteilungskosten und die Preise festgesetzt worden sind. Die Staffelung der Einstandspreise:

	Für 100 Kilogramm K.-S.-Seife	Für 100 Kilogramm K.-S.-Seifenpulver
Für Gesellschafter . . . . .	273 Mk.	87 Mk.
- Großhändler . . . . .	290 -	92 -
- Halbgroßisten . . . . .	305 -	96 -
- Kleinhändler . . . . .	320 -	100 -
- Verbraucher . . . . .	400 -	120 -

ist darauf berechnet, alle Etappen mit Profit zu sättigen. Der Anteil der Gesellschafter am Verteilungsgewinn ist nicht genau zu schätzen, da ein Teil der Ware diese oder jene Etappe überspringt. Ein kleiner Teil kommt durch Vermittlung der kleinen Gesellschafter, die eigene Läden haben, sogar unter Vermeidung dreier Zwischenstufen direkt an den Verbraucher, jedoch kann es sich hierbei nur um geringe Mengen handeln. Nimmt man an, daß durchschnittlich je ein Drittel der Lieferungen der Gesellschafter an Großhändler, Halbgroßisten und Kleinhändler gelangt, dann wäre der Gewinn der Seifenindustrie aus der bloßen Verteilung der Fertigware auf rund 25 Millionen zu veranschlagen. Die hierfür von den Gesellschaftern geleistete Arbeit würde eine Organisation auf konsumgenossenschaftlicher Grundlage ohne Profit vielleicht für ein Zwanzigstel dieses Betrags ausführen können.

Die Profitquelle der Seifenindustrie ist jedoch hiermit noch nicht erschöpft. Hinzu kommen die beträchtlichen Sondergewinne aus Seereslieferungen, aus der Anfertigung von Kern-, flüssiger und Schmierseifen für Industriezwecke sowie von medizinischen Seifen und Rasierseifen, ferner aus der Gewinnung von Glycerin und Unterlaugen usw. Einen besonders großen Nebenverdienst zieht die Seifenindustrie auch noch aus der Belieferung der Wäschereien, die für 100 Kilogramm Seifenpulver

bei Abnahme von weniger als 25 Kilogramm . . .	120 Mk.
- " - " 25 bis 499 Kilogramm . . .	100 -
- " - " 500 - 4999 " . . .	90 -
- " - " mehr als 5000 " . . .	85 -

bezahlen müssen, wofür sie loses Seifenpulver in Kisten oder Fässern erhalten, dessen Fabrikationsvergütung ohne Fett nur 17,25 Mark beträgt. Diese Lieferungen sind nämlich markenfrei.

Ein Uberschlag über alle diese vorsichtig eingeschätzten Posten ergibt, daß die deutsche Seifenindustrie aus Syndikats-, Fabrikations- und Verteilungsgewinn zuzüglich Nebenverdienst 1918 mindestens 80 Millionen Profit gemacht haben dürfte, das Vierfache des Profits aus Friedensjahren.

Die Gegenüberstellung dieses Profits und des dadurch verzinsten Kapitals ergibt die Profitrate. Das Gesamtkapital der Seifenindustriellen ist jetzt, nach vier oder fünf gewinngefättigten Abschlüssen, viel höher, man kann sagen mindestens doppelt so hoch als vor dem Kriege. Weit aus der größte Teil dieser Kapitalvermehrung entfällt auf die führenden Werke. Jedoch ist zu berücksichtigen, daß dieses Zusatzkapital nicht in der Seifenindustrie selbst, sondern in anderen Werten angelegt worden ist, die sich selbst verzinsen, zum Beispiel in Kriegsanleihe, Reichsschatzwechseln, Bankguthaben usw. Daß in der Seifenindustrie tatsächlich beschäftigte Kapital hat sich bedeutend vermindert. Das zirkulierende Kapital wird sich,

nach Stichproben zu schließen, von 100 auf höchstens 70 Millionen gesenkt haben, einschließlich der 42 Millionen Gesellschaftskapital des Syndikats. Noch viel stärker ist das zu verzinsende fixe Kapital zurückgegangen. Die kolossalen Kriegsprofite haben den Fabrikanten ermöglicht, den weitaus größten Teil ihres fixen Kapitals von 1914 durch breite Abschreibungen zu saturieren. Legt man die Abschreibungen der größten Werke als Maßstab an, deren Grundstücke und Gebäude nur noch mit geringen Bruchteilen der Anschaffungswerte und deren Maschinen, Inventarien, Transportanlagen usw. nur noch mit fingierten Beträgen, meistens etwa 1 Mark, zu Buche stehen, dann wäre das noch nicht saturierte, also noch aus Betriebsgewinn zu verzinsende fixe Kapital kaum noch auf 20 Millionen anzusehen. Die kleineren und kleinsten Betriebe, deren Gewinne nicht so überschwinglich hoch waren wie die der großen Werke, werden allerdings nicht so viel abgeschrieben haben. Jedoch wird das noch nicht saturierte fixe Kapital insgesamt 50 Millionen kaum übersteigen. Zuzüglich des verminderten zirkulierenden Kapitals wären demnach vielleicht rund 120 Millionen Betriebskapital aus etwa 80 Millionen Profit zu verzinsen, was eine durchschnittliche Profitrate von 60 bis 70 Prozent bedeuten würde.

Den Löwenanteil an der Beute haben durchaus die führenden Betriebe für sich in Anspruch genommen. Sie hatten die größten Vorräte und haben daraus den größten Spekulationsprofit gezogen. Im Syndikat sind sie durch die Fabrikationsgewinne gegenüber den stillgelegten Fabriken stark bevorzugt. Um den Abstand weniger fühlbar zu machen, hat das Syndikat den stillgelegten Betrieben einige Sondervergünstigungen gewährt, die ihren Heißhunger stillen sollten.

Diese Sachlage macht es verständlich, daß die Interessenten bemüht sind, ihr monopolistisches Syndikat möglichst zu verewigen. Der Öffentlichkeit ist vorgeredet worden, es handle sich nur um eine Gründung der Kriegsnot für die Kriegszeit. In Wirklichkeit ist von vornherein zunächst fünfjährige Dauer des Syndikats beschlossen und seine Verlängerung um weitere zehn Jahre gleich in Aussicht genommen worden. Damals wurde also vorausgesetzt, daß die von Reaktionären ausgeübte Staatshoheit das Monopol dieser Privatkapitalisten dauernd sichern würde. Der politische Umschwung hat dieser Spekulation den Boden entzogen. Deshalb sind die Großindustriellen der Seifenbranche jetzt darauf aus, einen Modus zu finden, der ihnen ermöglicht, trotz Revolution und Demokratie dem Volke die Daumenschraube ihres Privatmonopols dauernd aufzuzwingen. Ihr Vorhaben wird dadurch begünstigt, daß die Öffentlichkeit sich nicht um die Interna wirtschaftlicher Vorgänge bekümmert und an der Außenseite der Dinge klebenbleibt. Der Mangel an wirtschaftspolitischer Schulung des Volkes rächt sich hier wie überall.

Die Seifenindustrie plant nämlich die Gründung von vier Gesellschaften, welche die Funktionen des jetzigen Syndikats ausüben sollen, sobald dieses durch Maßnahmen der Staatshoheit zerfällt. Eine Aktiengesellschaft, deren Kapital hauptsächlich von den Großindustriellen aufzubringen wäre, soll die Rohstoffbeschaffung übernehmen, namentlich die der nötigen Fette. Sie soll dabei gleich auf eine Interessengemeinschaft mit den schon bestehenden, beziehungsweise etwa noch aufkommenden sonstigen Konzernen der Si-

und Fettbranche hinarbeiten, insbesondere mit dem Margarine-Trust und Scheidemann & Co. Auf diese Weise soll erzielt werden, daß das beteiligte Großkapital, zu einem Trust vereinigt, den Rohstoffmarkt monopolisiert und durch Abschneidung der Rohstoffversorgung jede Konkurrenz dauernd ausschaltet. Hierdurch würde die zu gründende Herstellungsgesellschaft, an der nur die großen Werke aktiv zu beteiligen wären, in die Lage kommen, die Preise der Fertigfabrikate zu diktiert. Eine Vertriebsgesellschaft schließlich soll die Konsumvereine und den Privathandel unterjochen. Ihr Kapital soll teilweise durch die Rohstoffgesellschaft übernommen werden, um auch im Vertrieb das Übergewicht der Großindustrie zu sichern, jedoch sollen sich an ihr auch die kleinen Betriebe beteiligen dürfen. Diese sollen dauernd stillgelegt bleiben, um die großen Werke vom Preisdruck der Konkurrenz auf jeden Fall freizuhalten; dagegen sollen ihre Inhaber als Teilhaber der Vertriebsgesellschaft dauernd zwischen der Herstellungsgesellschaft und dem Handel eingeschoben bleiben, um den Vertrieb der Fabrikate der Großindustrie unter deren Kontrolle zu überwachen.

Die Urheber des ganzen Planes, ein Ausschuß der Großindustriellen, suchen also auch hier das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Ausgesprochenenmaßen von dem Grundsatz ausgehend, es habe sich noch immer rentiert, alle Beteiligten tüchtig verdienen zu lassen, schlagen sie die ihnen unbequemen kleinen Betriebe tot und finden deren Vorfürer dadurch ab, daß sie ihnen ein kleines, aber sicheres Stück Brot verheißen. Damit wäre die Autokratie der beteiligten Großkapitalisten gesichert. Denn eine Treuhandbank der Seifenindustrie, von der zunächst nur andeutungsweise geredet wird, weil sie als Instrument ausschließlich der Großindustrie gedacht ist, soll die Oberleitung der vorerwähnten drei Gesellschaften in die Hand nehmen.

In einer eigentümlich vertrackten Lage befindet sich gegenüber dieser Gestaltung der Dinge die deutsche Verbraucherorganisation. Sie verfügt über zwei Fabriken, in Gröba und in Düsseldorf, die der konsumgenossenschaftlichen Eigenproduktion dienen sollten und hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit unter den deutschen Seifenfabriken etwa an neunter und zehnter Stelle stehen. Da diese beiden Fabriken etwa 10 Prozent der Produktion des Syndikats herzustellen vermögen, würden sie als ernsthafter Konkurrenzfaktor haben auftreten können, wenn sie nicht durch die vorerwähnte Verordnung des Herrn Helfferich, die leider ohne Widerspruch geblieben ist, dem Syndikat unterstellt worden wären. Der großkapitalistisch orientierte Überwachungsausschuß hat sich selbstverständlich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, die verwünschten Konsumgenossenschaftsbetriebe so unschädlich zu machen, wie nur möglich war. Mit Kapitalbeteiligung zugelassen wurde nur der Betrieb in Gröba. Bezüglich der Düsseldorfer Fabrik wurde der formale Einwand benützt, daß sie bei Kriegsausbruch noch nicht ganz fertig gewesen sei, um ihr die Kapitalbeteiligung zu verweigern. Damit war zunächst erreicht, daß sich nur die ältere Fabrik an dem hohen Gewinn aus dem Syndikatskapital beteiligen konnte. Außerdem wurde an Hand dessen auch für eine möglichst niedrige Beschäftigungsquote gesorgt. Sie beträgt für beide Werke zusammen nur etwa ein Viertel ihrer Leistungsfähigkeit, während die großen Werke der Privatindustrie etwa zur Hälfte ihrer Leistungsfähigkeit beschäftigt sind. Dies bedeutet für die Konsumgenossenschaft

betriebe einen entsprechenden Ausfall an Gewinn aus der Fabrikationsvergütung und ferner auch aus der Verteilungsquote. Es handelt sich um Millionen.

Diese schwere Benachteiligung der organisierten Verbraucher ist aber nur eine Lappalie im Vergleich dazu, daß ihre Werke nunmehr ihrer natürlichen Bestimmung entzogen sind, nicht bloß der Organisation durch Ersparnisse, sondern weit darüber hinaus der Allgemeinheit durch preislenkende Marktwirkung zu nützen. Auf die Gestaltung der Preise ist die Beteiligung der Verbraucherorganisation an der kapitalistischen Organisation des Seifensyndikats ohne Einfluß geblieben. Nachdem Herr Helfferich erst einmal das Kunststück gelungen war, das gesellschaftliche Recht der Verbraucher auf Bedarfsdeckung durch Eigenproduktion dem Prinzip nach in aller Stille abzuwürgen, hat das Syndikat seiner den Interessen der Verbraucher schnurstracks zuwiderlaufenden Tendenz der Steigerung der Profitrate vollkommen freien Lauf lassen dürfen. Es fragt sich nun, was werden soll, wenn der geplante Seifenfrust Wirklichkeit wird und die Verbraucherorganisation vor die bittere Wahl stellt, entweder sich die Rohstoffe abschneiden zu lassen oder aber sich zu ducken und dadurch ihre eigenen Betriebe aus Instrumenten ihrer wirtschaftlichen Selbstbefreiung zu Knuten in der Hand des Kapitalismus zu machen. Dies Dilemma möge den Verbrauchern zur Warnung dienen, daß ihnen durch bloße Beteiligung an privatrechtlichen Gesellschaften, Syndikaten oder Trusten absolut nicht gedient ist, wenn sie nicht gleichzeitig dabei die Oberhand gewinnen.

Kurz zusammengefaßt stellt sich der Tatbestand folgendermaßen dar:

1. Die kapitalistische Entwicklung ist in der Seifenindustrie durch deren Konzentration zur Form eines staatlich organisierten Zwangssyndikats bis zur Bildung eines Privatmonopols gediehen.

2. Kraft ihrer Monopolgewalt liefert die Seifenindustrie der Allgemeinheit ein Minimum von Gebrauchswert zu einem Maximum von Preis; sie erzielt aus einem Minimum von Produktion ein Maximum von Profit.

3. Weil die Syndikatsform durch politischen Umschwung jetzt zu zerbrechen droht, trachtet die Seifenindustrie, sich unabhängig vom Staate zu verkräften, um sich ihre Monopolstellung und ihre Kriegsprofitrate zu erhalten.

4. Die Verbraucherorganisation ist lahmgelegt und gegen die Übermacht des Privatrechts wehrlos.

5. Der Allgemeinheit droht, daß der Kriegswucher in der Seifenversorgung zur bleibenden Norm wird.

Man kann sich verschiedene Wege denken, die aus dieser Situation herausführen, je nachdem man vorwärts oder rückwärts will. Jeder Versuch, den Zustand vergangener Zeiten wiederherzustellen, bedeutet Wirtschaftskrisenreaktion, die dazu zwingen würde, bereits überwundene Stadien der Konzentration der Seifenindustrie später zum zweiten Male zu durchlaufen, nachdem doch das Endziel jetzt schon nahezu erreicht ist. Was die Seifenindustrie jetzt noch will, ist weniger eine Weiterentwicklung ihrer fast vollendeten Konzentration, sondern mehr eine Anpassung der äußeren Form an die veränderten Erfordernisse der Zeit. Die Bewegung der kapl-

talistischen Konzentration findet im Privatmonopol ihr natürliches Ziel und Ende. Die Nutznießer dieses Monopols können dessen innere Organisation noch rationalisieren und Anschluß an die Privatmonopole anderer Industriezweige oder anderer Wirtschaftsgebiete suchen, jedoch bleibt es sich dabei gleich, ob das Privatmonopol die Maske eines Zwangssyndikats oder eines freien Trusts annimmt. Den Ausschlag in wirtschaftlicher Beziehung gibt immer die aus der Monopolstellung an sich erwachsende Macht des Kapitals, die Interessen der Allgemeinheit nach Belieben zu vergewaltigen. Dahin sind wir jetzt in der deutschen Seifenindustrie gelangt. Sie hat von ihrer Macht ausgiebig Gebrauch gemacht; ihre Preispolitik ist ein Exempel von Wucher, begangen nicht an einzelnen, sondern an allen. Deshalb ist es nunmehr für die Allgemeinheit an der Zeit, jetzt ihrerseits an der Seifenindustrie ein Exempel zu statuieren durch Übernahme dieses Gewerbszweigs in den Besitz der Gesellschaft, damit der Verbraucher bekommt, was er von einer durchkonzentrierten Industrie unter der Herrschaft des Sozialismus erwarten darf, nämlich ein Maximum von Gebrauchswert zu einem Minimum von Preis unter Ausschaltung von privatkapitalistischem Profit.

Das Vorhandensein einer konsumgenossenschaftlichen Seifenindustrie, die vor dem Kriege bereits durchaus konkurrenzfähig und hochrentabel war, liefert den Beweis, daß dieser Gewerbszweig geeignet ist, von der Gesellschaft der Verbraucher selbst betrieben zu werden. Die zu verrichtenden Arbeiten sind einfach genug. Ihr verhältnismäßig schwierigster Teil ist der wissenschaftliche. Hierfür stehen zahlreiche Chemiker mit gründlicher Fachausbildung zur Verfügung, die selbst zum Proletariat gehören und in einem wissenschaftlichen Zentralinstitut und in Laboratorien, die von den Leitungen der einzelnen Betriebe durchaus unabhängig sein sollten, mehr leisten werden denn als Lohnsklaven von Kapitalisten, die ihnen durchschnittlich an Intellekt weit unterlegen sind. In den Siedehallen und Maschinenträumen der Fabriken kommt im allgemeinen mehr handwerksmäßige Erfahrung als wissenschaftliche Ausbildung in Frage. Auf diesem Felde besteht ein großes Überangebot von gutgeschulten Arbeitskräften, weil durch die Stilllegung der meisten Fabriken zahlreiche tüchtige Siedemeister und Gehilfen brotlos geworden sind. Es besteht hier sogar die Möglichkeit, durch Auslese der Tüchtigsten ein Personal zusammenzustellen, welches an Fachkenntnis den Durchschnitt der früheren Belegschaft weit übertrifft. Auch an Ingenieuren und Maschinenmeistern fehlt es nicht, zu deren Fortbildung, in Verbindung mit dem Studium maschineller Verbesserungen, vielleicht einem chemischen Zentralinstitut eine technische Abteilung anzugliedern wäre.

Im kaufmännischen Teile der Arbeiten stellten früher die Frage der Rohstoffbeschaffung und die der Bearbeitung der Konsumenten durch Reklame die meisten Anforderungen an die geistigen Fähigkeiten der Unternehmer. Reklame in der Seifenindustrie gibt es schon jetzt nicht mehr, und sie wird nach deren Sozialisierung niemals mehr nötig sein. Die Rohstoffbeschaffung aber wäre von Reichs wegen zu besorgen. Es handelt sich hauptsächlich um Fette und Soda. Der Fettbedarf der Seifenbranche ist nur ein kleiner Teil des Fettbedarfes der deutschen Industrie, und die Monopolbestrebungen der Fettilieferanten sind nicht von hier aus, sondern auf breiterer Basis unschädlich zu machen. Ein großer Teil des Fettbedarfes der Seifenindustrie könnte übrigens durch straffe Kommunalisierung

der Abdeckereibetriebe beschafft werden. Soda liefert die chemische Industrie des Inlandes gewissermaßen nebenher, und die Beschaffung dieses Rohstoffs wird davon abhängig bleiben, welchen Entwicklungsgang seine Produktionsstätten einschlagen.

Produktionsmittel stehen überreichlich zur Verfügung. Von 882 am Syndikat beteiligten Fabriken sind jetzt etwa 70 in Tätigkeit. Diese haben vor dem Kriege etwa 55 Prozent der gesamten verbrauchten Fettmenge verarbeitet. Auch sie sind jetzt nur mit einem Teile ihrer technischen Anlagen beschäftigt. Ihre Apparaturen für Fettspaltung, Sieden von Kernseife, Gewinnung und Raffination von Glycerin usw. liegen größtenteils still. Einschließlich zweier großen Fabriken, die jetzt offiziell kein Fettverarbeitungs-kontingent haben, beläuft sich ihre Leistungsfähigkeit, ausschließlich Kernseife, auf jährlich 50 000 Tonnen Toiletteseife und 220 000 Tonnen Seifenpulver. Die jetzige Anfertigung soll laut Programm etwa 47 000 Tonnen Toiletteseife und 130 000 Tonnen Seifenpulver umfassen. Dieser Posten Seifenpulver könnte schon von den 10 größten Fabriken hergestellt werden, deren Leistungsfähigkeit auf 10 925 Tonnen monatlich angegeben wird. Diese 10 Fabriken haben auch hinreichend leistungsfähige Apparaturen zur Anfertigung von Kernseife, um jährlich weit über 50 000 Tonnen Stückenseife zu liefern, sobald davon abgegangen wird, die Seife pillieren zu lassen. Mit 80 Prozent Gehalt an Tonerde läßt sich nämlich keine Kernseife herstellen. Deshalb wird die K.-A.-Seife, das heißt ein übles Gemisch von 16 Prozent Fettsäure und Harz und 80 Prozent Tonerde, durch Misch- und Pillermaschinen gejagt, die früher zur Herstellung von Toiletteseife gedient haben, von denen man im allgemeinen einen noch höheren Gehalt an Fettsäure erwartete als von Kernseife, für die 60 Prozent als Minimum galten. Die Herstellung von Seife läßt sich also noch erheblich konzentrieren und rationalisieren, sobald es gelingt, einerseits die nötigen Rohstoffe zwecks Qualitätsverbesserung zu beschaffen und andererseits das Profitinteresse der Privatkapitalisten auszuschalten.

Für die Beschäftigung einer Anzahl von Fabriken über den Bedarf waren eben dem Syndikat Gesichtspunkte maßgebend, die nicht dem Interesse der Allgemeinheit dienen. Abgesehen davon, daß die Verarbeitung von Tonerde eine große Anzahl von Fabriken in Tätigkeit setzt, die bei Herstellung entsprechender Mengen Kernseife überflüssig wären, kommt hier die Gegenwehr der schon ziemlich kapitalkräftigen Besitzer der fraglichen mittleren Betriebe in Betracht, die zu inneren Reibungen im Syndikat führen würde, und ferner die Hoffnung des Syndikats, bei Vergrößerung der Fett- und Sodazuteilung die Fabrikationsquote quantitativ erhöhen zu können, weil bei Erhöhung der Produktion gleich schlechter Ware zu gleichem Preise der Profit steigt, und zwar noch rascher als die Produktion selbst, insofern deren Kosten durch stärkere Ausnutzung der Werke nicht in gleichem Maße wachsen. Für die Verbraucher handelte es sich aber in erster Linie nicht um Vermehrung der zugefertigten Gewichtsmenge, sondern um Verbesserung der Qualität der Ware durch Erhöhung des Gehaltes an Fettsäure und bei Seifenpulver auch an Soda. Die vorerwähnten 10 größten Fabriken sind imstande, einer viermal besseren Versorgung der Verbraucher zu ge-

nügen, wenn statt des jetzt üblichen Drecks qualitativ hochwertige Ware zur Verteilung gelangt, nämlich etwa eine reine feste Kernseife von 70 Prozent Fettsäuregehalt und ein gutes Seifenpulver von 80 Prozent Fettsäure und 50 Prozent Soda, wobei gleichzeitig für ausreichende Belieferung der Verbraucher mit unverarbeiteter Kristallsoda, dem billigsten Waschmittel, zu sorgen wäre. Die Verbesserung der Qualität, an Stelle von Vermehrung der Quantität, würde ferner bewirken, daß die tatsächlich entstehenden Verteilungskosten, die sich lediglich nach Maßgabe der zu befördernden Gewichtsmengen gestalten, auf dem wünschenswerten Minimum gehalten werden. Wegen Konzentration der Produktion auf nur etwa 10 Fabriken spricht lediglich der Umstand, daß diese größten Werke sämtlich in West-, Mittel- und Süddeutschland liegen, nämlich in Düsseldorf, Wittenberge, Mannheim, Heilbronn, Göppingen, Stolberg (Rheinland), Barmen und Gröbba. Östlich dieser Bezirke gibt es keine ganz großen und nur wenige mittlere Betriebe, so in Fürstenwalde, Berlin, Stettin und Hamburg. Es ist jedoch fraglich, ob durch deren Ausbau Transportkosten in nennenswertem Umfang gespart werden können; denn die Rohstoffe müssen auch transportiert werden.

Sozialisierung der Seifenindustrie bedeutet also, daß die Rationalisierung der Herstellung und der Verteilung der Seife viel weiter entwickelt werden kann als unter der Herrschaft des Privatkapitals. Diese Tatsache würde für sich allein schon genügen, um die Sozialisierung dieses Gewerbebezweigs zu begründen und zu rechtfertigen. Hinzu kommt die Möglichkeit, die Preise relativ, vielleicht um 40 Prozent oder mehr, zu senken. Inwiefern die Preisgestaltung von fiskalischen Erwägungen beeinflusst werden dürfte, ist eine Frage für sich.

Als im vorigen Herbst die Frage der Vergesellschaftung einzelner Industrien aktuell zu werden begann, hat die Seifenindustrie sich beeilt, zu versichern, ihre kapitalistische Entwicklung sei noch lange nicht soweit; auch würde der Staat beziehungsweise die Gesellschaft der Verbraucher sehr unwirtschaftlich arbeiten, weil sehr hohe Abfindungsansprüche befriedigt werden müßten. In der Tat ist anzunehmen, daß die Seifenindustriellen versuchen würden, selbst hieraus noch Profit zu machen. Wenn jedoch nicht das Profitinteresse der Kapitalisten, sondern das Versorgungsinteresse der Allgemeinheit maßgebend sein soll, dann wäre die Umwandlung gerade jetzt sehr billig durchzuführen. Es steht nichts im Wege, der Seifenindustrie ihr zirkulierendes Kapital zu ersetzen, soweit sie Gegenwerte bietet an Rohstoffen, Fertigware, sicheren Außenständen und dergleichen. Hierbei käme es nur darauf an, daß die zu übernehmenden Gebrauchswerte hinsichtlich ihres Tauschwertes nicht überschätzt werden. Ebenso wäre auch ihr fixes Kapital zu behandeln, selbstverständlich aber nur, insofern es nicht bereits durch Abschreibungen sakuriert ist. Die wenigen zu erwerbenden großen Werke, vielleicht 12 bis 15, höchstens 20, stehen jetzt sehr billig zu Buche; eine Überschreitung der Buchwerte bei der Bezahlung würde sich lediglich in denjenigen Fällen und dem Umfang rechtfertigen lassen, als etwa die Steuerbilanzen höhere Werte ausweisen.

Den Inhabern der nicht in Anspruch zu nehmenden Fabriken verbleibt ihr materielles Eigentum in vollem Umfang, sie können damit machen, was

sie wollen, nur keine Seife; sie sollen nicht eines Nagels Gebrauchswert hergeben und haben also dafür auch nichts zu beanspruchen. Es bleibt demnach nur noch die Frage offen, ob die Seifenindustriellen etwa dafür, daß das Recht auf Herstellung von Seife dann ausschließlich der Allgemeinheit vorbehalten bleibt, also für ihren Verlust an Arbeitsgelegenheit eine Abfindung zu bekommen haben. Diese Frage ist von der Seifenindustrie selbst bereits beantwortet worden. Die Seifenindustriellen befinden sich der Allgemeinheit gegenüber in der Lage von Arbeitern, denen durch die wirtschaftliche Entwicklung die gewohnte Arbeitsgelegenheit verloren geht, und die sich nun andere Beschäftigung suchen müssen. Dieser Fall ist nicht neu. In solcher Lage sind vielleicht zehntausend Proletarier, die früher in der Seifenindustrie tätig waren. Während des Krieges haben sie Heeresdienst leisten oder in Munitionsfabriken ihr Brot verdienen müssen, und jetzt liegen sie auf dem Pflaster. Was hat die profitgequollene Seifenindustrie für diese armen Menschen getan? Nichts! Hat sie ihnen Recht auf Arbeit oder Anspruch auf Abfindung bei Verlust der Arbeit zugebilligt? Nein! Die Seifenindustriellen haben sich demnach keinen Anspruch auf eine Extrawurst erworben, und die Frage ihrer Abfindung ist lediglich prinzipiell dahin zu formulieren, ob die Kapitalisten im Falle der Arbeitslosigkeit günstiger gestellt werden dürfen als die Proletarier. Die Antwort liegt auf der Hand. Das Ziel ist nah, der Weg ist frei. Es wird sich zeigen, was die deutsche Arbeiterschaft vermag, wenn es darauf ankommt, praktische Wirtschaftsprobleme zu lösen.

## Parteitag und Parteipresse.

Von F. Thiens.

Seit sechs Jahren soll zum ersten Male wieder, und zwar in der Stadt Goethes und Schillers, ein deutscher Parteitag zusammentreten. Ein deutscher Parteitag! Welche Bedeutung wohnt diesem Wort inne. Welche Fülle von Arbeit auf allen Geistesgebieten, aus allen Fächern der Praxis ist nicht stets auf den deutschen Parteitagen geleistet worden unter tätiger Mitarbeit Hunderter von Delegierten und unter gespanntester Anteilnahme der Auslandsgenossen. Notwendig ist der Parteitag. Darüber gibt es keinen Streit. 1913 war der letzte. Die Reichskonferenz von Berlin und der Parteitag in Würzburg, die gelegentlichen Konferenzen der Fraktion, des Parteiaussschusses, der Bezirksvorstände, der Parteiredakteure haben die Lücken nicht auszufüllen vermocht, die, je länger das parteitagslose Interregnum dauerte, um so fühlbarer für unser Parteileben wurden. Notwendig ist vor allem, daß sich der Parteitag mit der wichtigsten Angelegenheit beschäftigt, die es für die Partei gibt: das ist die Parteipresse. Man wird ferner zugeben müssen, daß unsere Organisation schwer gelitten hat und von der Zelle des Einzelmitglieds an über den Orts- und Kreisverein, die Bezirksorganisation bis zum Parteivorstand hinauf, der eigentlich nur noch nebenamtlich vorhanden ist, neu aufgebaut werden muß. Ebenso bedarf die Parteifinanzwirtschaft einer durchgreifenden Reform. Auch die Agitation muß — das ist bei der überaus rührigen Tätigkeit der Unabhängigen, Kommunisten, Internationalisten und Syndikalistennebst ihren diversen durcheinanderlaufenden Untergruppen durchaus erforderlich — intensiver organisiert werden. Die durch den Krieg proletariserten Bevölkerungsschichten, die durch das demokratische Wahlrecht in die politische Arena gezogenen Frauenmassen und Beamtenmassen müssen der Partei als tätige und werbende

Mitglieder gewonnen werden. Millionen Volksgenossen gilt es zu Parteigenossen zu machen.

Wir wollen die sozialistische Gesellschaftsordnung verwirklichen. Das können wir nur mit überzeugten Sozialdemokraten, nicht mit durch Generalstreiks und Bürgerkriege verwirrten, nicht mit von anderen Parteien abgebröckelten unklaren Massen, die sich zum Teil bereits wieder nach dem alten Regime zurückzusehnen beginnen, weil sie es unter der kapitalistischen Herrschaft trotz alledem besser hatten als unter den Zuständen, die ihnen bislang nach ihrer Meinung die Revolution zu schaffen vermochte.

Als am 9. November die alten Mächte sang- und klanglos zusammenbrachen, da richtete sich das Vertrauen des ganzen Volkes nahezu lückenlos auf die Sozialdemokratie. Die Sozialdemokratie hatte dem Volke stets gepredigt: Beseitigt den Absolutismus, beseitigt den Militarismus, beseitigt den Kapitalismus, diesen dreifachen Quell unseres ganzen sozialen Elends, und der Sozialismus wird euch dann die vollkommenste Weltordnung schaffen, die einem jeden Arbeit und Brot und seinen Anteil an des Lebens Freuden verbürgt, die alle Menschen zu Rittern des Heiligen Geistes macht, zu einem adligen Geschlecht.

Dieses Vertrauen in die Zukunftsaufgabe des Sozialismus wurde wenige Wochen nach der Revolution erst durch eine demagogische Propaganda, dann durch den überall aufblühenden und unterdrückten Bürgerkrieg, zuletzt durch die Generalstreiks systematisch untergraben, so daß heute als lachender Dritter in dem unheilvollen Bruderkrieg die Gegenrevolution ihr Haupt erheben und der scheinbar beseitigte Militarismus wieder waffenklirrend daherschreiten kann. Das ist die historische Schuld der unabhängigen und spartakistischen Politik, daß sie, die angeblich dem Volk auf dem schnellsten Wege den Sozialismus bringen will, uns die größten und schlimmsten Hindernisse in der Durchführung des sozialistischen Endziels bereitet.

Daraus ergibt sich das ungeheure Arbeitsfeld des ersten deutschen Parteitags in der Revolution; daraus auch die vielseitige, unerschöpfliche Aufgabe der Parteipresse und die Notwendigkeit, sich recht gründlich und ausführlich mit den Aufgaben und der Ausgestaltung der Parteipresse auf diesem Revolutionsparteitag zu befassen. Organisations-, Agitations-, Bildungs- und sonstige Parteifragen werden einen breiten Raum in den Weimarer Parteitagungsverhandlungen einnehmen müssen; aber ebenso wichtig, wenn nicht noch wichtiger wird die Beschäftigung mit Pressefragen sein müssen. Die Parteipresse hat seit der Revolution einen ungeheuren Aufschwung genommen. Ist es aber nicht beschämend und niederdrückend, daß dennoch der Aufschwung bestimmter bürgerlicher Presseerzeugnisse im Zeitalter der beginnenden Sozialisierung den der Parteiverlage in Schatten stellt? Wollen wir die Volksmassen dem Sozialismus gewinnen, dann müssen wir sie zuerst als Leser der Parteipresse gewinnen. Unsere Parteipresse ist darum so auszubauen, daß sie als Sprachrohr des Revolutionsgedankens die Massen zu Sozialisten zu erziehen vermag.

Wenn die Aufgaben der Parteipresse in Friedenszeiten erörtert wurden, so erfolgte dies in der Regel in der Dreiteilung, daß sie für das arbeitende Volk darstellen sollte das zuverlässigste Nachrichtenblatt, das einwandfreieste Belehrungs- und Unterhaltungsorgan und die schneidigste Kampfswaffe der Arbeiterklasse im Dienste ihres Befreiungskampfes.

Als Nachrichtenblatt sollte sie den Leser über alles Wissenswerte informieren. Alles sollte die Parteipresse bringen, ebenso gut, ebenso sicher wie die bürgerliche Presse, und sie hat es auch vielfach gebracht, leider aber häufig einen Posttag zu spät. Sie vermochte, abgesehen von ein paar großen Parteiblättern, die Konkurrenz der bürgerlichen Durchschnittspresse im Nachrichtendienst nicht zu schlagen. Millionen Leser, die nach ihrer Klassenlage unbedingt hätten Leser der Parteipresse sein müssen, sind trotz der mühseligsten Zeitungsaufkäufer in Stadt und Land

Abonnenten der bürgerlichen Blätter geblieben oder nach kurzer Zeit wieder zurückgeschwenkt. Wie gewonnen, so zerronnen. Von den rund 15 Millionen gewerblichen Arbeitern und Arbeiterinnen waren vor Kriegsausbruch nur ungefähr eine Million Leser der Parteipresse, die übrigen bezogen größtenteils ihre Meinung aus der arbeiterfeindlichen Presse. Wie mag das Verhältnis heute sein? Etwas besser wohl. Aber sicher doch nicht so gut, daß nicht die Mehrheit des revolutionären Volkes auch heute noch der revolutionsgegnerischen Presse ausgeliefert wäre.

Den Nachrichtendienst der Parteipresse so auszubauen, daß er jede gegnerische Konkurrenz schlägt, wird Hauptaufgabe des Parteitags sein müssen. Wir sind heute leider noch meist auf bürgerliche Quellen angewiesen, vor allem auf Wolfs Telegraphenbureau, die Telegraphenunion und andere. Sie haben ein Monopol im Nachrichtendienst, das nach dem Grundsatz der höchsten Profitwirtschaft ausgenutzt wird. Wohl hatten wir ein sozialdemokratisches Pressebureau, das jetzt wieder in privatparteigenössischen Händen ist. Dieses Pressebureau hat sich aber nie zu einem solchen Wettbewerb mit den kapitalistischen Nachrichtenverkäufern aufschwingen können, daß die Parteipresse auf deren Mitbezug hätte dankend Verzicht leisten können. Es war schließlich eine uniforme Meinungsfabrik geworden, die das Gegenteil eines lebhaften Meinungsspiegels in der Parteipresse erreicht hat.

Mit einer zeitgemäßen Ausgestaltung des Inlandsnachrichtendienstes muß eine solche des Auslandsdienstes Hand in Hand gehen. Was auf diesem Gebiet in Friedenszeiten versäumt und gesündigt worden ist, haben wir in der Parteipresse während der Kriegszeit bitter erfahren müssen. Selbst unsere tonangebenden Parteiblätter sind wohl kaum über gelegentliche Auslandsmitarbeit hinausgekommen. Der große Rest der Parteipresse war vorwiegend auf zwei Quellen angewiesen, die sogenannte »Auslandskorrespondenz«, eine Zeitlang vom Genossen Pöehsch redigiert, und das »Russische Bulletin«. Der Auslandsdienst muß vor allen Dingen vollständig umgeschaffen werden. Der Sozialismus ist eine internationale Bewegung. Sein Endsieg ist nur unter Beteiligung des internationalen Proletariats möglich. Die Parteipresse, die dem Siege des Sozialismus die Bahn brechen soll, muß daher auch internationale Beziehungen haben, soll sie diese Aufgabe erfüllen. Die erste Stufe würde die Bestallung hauptamtlicher Korrespondenten an allen Hauptplätzen des Auslandes sein, die der Parteipresse die auf diesem Gebiet notwendigen Dienste leisten. Die Mittel und Wege dafür zu finden, muß Aufgabe des Parteitags sein.

Die Aufgabe der Parteipresse als Belehrungs- und Unterhaltungsorgan war gleichfalls in Friedenszeiten nicht so gelöst, wie sie es hätte sein sollen. Die sozialdemokratische Zeitung soll ihre Leser zu Sozialdemokraten erziehen. Das ist jetzt nach dem Siege der Revolution noch notwendiger als früher. Sie soll ihre Leser in die Gedankenwelt des Sozialismus einführen, alle Fragen der Politik, der Volkswirtschaft, der Gesellschaftswissenschaft kurz, eindringlich und überzeugend behandeln. Wieviel Parteiblätter waren dazu in Friedenszeiten imstande? Wieviel sind es heute? Hier vor allen Dingen spielt die Besetzung der einzelnen Redaktionen und die nebenberufliche Beschäftigung der Parteiredakteure in allen möglichen Ehrenämtern eine Hauptrolle. In der überwiegenden Mehrheit der Parteipresse sind durchweg die Redaktionen zu schwach besetzt und die vorhandenen Arbeitskräfte durch ihnen vertrauensvoll von den Parteigenossen übertragene Ämter in Orts-, Vereins- und Jugendausschüssen, Gemeindevertretungen, Landes- und Reichsparlamenten derart überlastet, daß es für sie eine Gelegenheit zur intensiven Beschäftigung mit den Lebensfragen der Zeit kaum noch gibt. Das sät natürlich auf den Inhalt der einzelnen Parteiblätter ab. Es gehört ein besonderer Fleiß dazu, wenn sich trotzdem mancher von der Fülle der Tagesarbeit im Bureau und außerhalb desselben nicht ganz unterkriegen läßt und wenigstens zu den Hauptfragen ein eigenes Wort zu sagen

versteht. In dieser Beziehung auf Wandel und Besserung zu dringen, muß sich gleichfalls der Parteitag dringend angelegen sein lassen. Er muß den Parteimitgliedschaften klarmachen, daß sich für das Emporblühen der Parteizeitungen nichts so sehr rächt, wie ängstliche Sparsamkeit in der Redaktionsbesetzung und in der technischen Ausgestaltung des Druckereibetriebs. Er muß Klarheit darüber schaffen, daß es notwendig ist, für die Ausstattung der Zeitung auch hin und wieder eher größere als kleinere Summen à fonds perdu zur Verfügung zu stellen. Wenn sie auch für den Augenblick verloren scheinen, auf die Dauer werden sie die besten Zinsen bringen.

Nur dann ist es auch möglich, den arg daniederliegenden Unterhaltungsteil der Parteipresse auf jene Höhe zu bringen, die er haben muß. Oft kann und wird ein kleines Gedicht, eine Skizze oder Erzählung, eine packend geschriebene Abhandlung mehr sozialistische Erkenntnis verbreiten als der beste Leitartikel. Vielfach führt der Weg, unsere Leser zu unseren Anhängern zu machen, weit mehr über das Gefühl als über den Verstand, namentlich in Frauenkreisen, die in vielen Familien noch immer über das Blatt bestimmen, das im Haushalt Aufnahme findet. Nun wird es nur den wenigsten Parteiblättern auch nach dem revolutionären Aufschwung möglich sein, eigene Feuilletonredaktionen einzurichten. An ihre Stelle muß eine zentrale Presseanstalt für Unterhaltung und Belehrung treten, die Korrespondenzen, regelmäßige Beilagen verschiedenen Umfangs — zwei- und vierseitig — oder Matern davon an die Parteipresse gibt, und zwar möglichst gesondert für Frauen, für die Jugend und für allgemeine Unterhaltung und Belehrung, jedes wöchentlich einmal. Die Mittel dafür, die nicht durchweg von der Parteipresse getragen werden können, muß die Gesamtpartei übernehmen.

Daß die Parteipresse das wichtigste und schneidigste Kampforgan der größten Volksbewegung aller Zeiten bleibt, ist selbstverständlich. Die Pressefreiheit mit dem Galgen daneben, die wir unter dem alten Regime hatten, ist gefallen. Wir haben jetzt in Wahrheit eine freie Presse, und das muß auf allen Gebieten zum Ausdruck kommen. Hier ist am wenigsten zu bessern, das ergibt sich von selbst. Auch eine Erörterung der Frage, wie durch die Schaffung einer Anzeigenzentrale, die ja bereits entstanden ist, die Riesengewinne bürgerlicher Annoncenexpeditionen zu einem wesentlichen Teil den Parteiverlagen zugeführt werden können, ist selbstverständlich nötig.

Soviel von der allgemeinen Ausgestaltung der Parteipresse. Nun noch einiges über direkte Redakteurfragen. Das Gros unserer Parteiredakteure ist aus der Arbeiterklasse hervorgegangen und hat sich als Autodidakt jenen Fundus politischer und allgemeiner Bildung erworben, der sie zu ihrer Aufgabe befähigt. Mit unserem Journalismus haperte es aber schon in Friedenszeiten, weil der Kräftebedarf der Partei-, Gewerkschafts- und Genossenschaftsorganisationen stetig stieg und namentlich die letzteren durch ihre bessere Durchschnittsbezahlung viele Kräfte an sich zogen. Der verbleibende Rest aber konnte nicht immer aus den schon angedeuteten Gründen so an seiner Weiterbildung arbeiten, wie es notwendig war. Neuaufstrebenden Problemen der Politik, Volkswirtschaft, Kunst und Wissenschaft stand er anfänglich meist ratlos gegenüber, weil ihm meist die genügende Fachliteratur oder die Zeit zur Einarbeitung nicht zur Verfügung stand. Für die Beseitigung dieses Ubelstandes scheint es erforderlich, in regelmäßigen Zeiträumen Kurse abzuhalten, in denen die Redakteure theoretisch und praktisch in einer Art journalistischer Fachhochschule über alle neuen Zeitfragen unterrichtet werden. Daß daneben die bereits eingeführten und bewährten Redakteurkonferenzen für das Reichsgebiet oder größere Bezirke beibehalten werden müssen, ist selbstverständlich. Nur erscheint es wünschenswert, daß sie häufiger und regelmäßiger zusammen treten als bisher, wo oft die Frist zwischen zwei solchen Konferenzen Jahre betragen hat und der aufgeschobene Beratungsstoff dann in einem Tagespensum abgehaspelt wurde.

Wichtig erscheint auch die Einrichtung eines Redakteurbeirats, der mit dem Parteivorstand regelmäßig Pressefragen behandelt und eine Art Parteiauschuß für die Parteipresse vorstellen müßte. Seine Kopfstärke wäre auf fünf bis neun Mitglieder festzulegen. Auch die kleinere und mittlere Parteipresse müßte darin vertreten sein, damit die kleinen Redaktionen ein unmittelbares Sprachrohr beim Parteivorstand hätten und nicht nur die Koryphäen der großen Zeitungen.

Weiter muß sich der Parteitag auch mit den Preßkommissionen beschäftigen. Aus diesen vielfach zu bloßen nörgehenden Splitterrichtereien gewordenen Instanzen müssen Einrichtungen entstehen, die sich wirklich den Ausbau der Parteipresse mit Ernst und Freude angelegen sein lassen. Dazu würde vor allen Dingen gehören, daß ihre Mitglieder in den Parteiverfammlungen nicht mehr in zwölfter Stunde zwischen Lär und Angel durch die Zufallsmehrheit eines Versammlungsrestes zu dem Amte gewählt, sondern daß die besten und befähigsten Köpfe für diese wichtige Aufgabe im Dienste der Parteipresse berufen werden.

Das ist eine Fülle von Anregungen in meist nur andeutender Form, da eine ausführliche Behandlung jeder einzelnen an diesem Platze unmöglich ist. Aber schon diese knappe Skizzierung zeigt, welche Menge wichtiger Arbeiten der Erörterung auf dem Parteitag harret, von deren gründlicher und gewissenhafter Erledigung so viel abhängt, denn die Parteipresse ist der Schildträger der Partei.

Darum erscheint es mir notwendig, daß spätestens unmittelbar vor dem Parteitag eine Redakteurkonferenz zusammentritt, die die Wünsche und Notwendigkeiten für den Ausbau der Parteipresse vorberät und formuliert; denn es ist ausgeschlossen, daß die Parteiredakteure in dem Maße als Delegierte auf dem Parteitag vertreten sein werden, wie es gerade für die Beratung dieser Frage nötig ist. Daher sei noch zum Schlusse an die Parteitagswähler die Mahnung gerichtet, aus den vorstehend vorgebrachten Gründen bei den Delegationen zum diesjährigen Parteitag an den Parteiredakteuren nicht allzu achtlos vorüberzugehen.

## Die Verbraucherammern auf dem Marsche.

Von Paul Dettreich.

Im September des Jahres 1918 trat in Nr. 24 der Neuen Zeit Paul Barthel für die Einführung staatlich anerkannter Verbraucherauschnsse bzw. Verbraucherammern ein. »Die organisatorische Zusammenfassung der Warenverbraucher zu einer starken Kampforganisation« hätte die »Aufgabe, die Selbstherrlichkeit der Produzenten und Händler bei der Bestimmung der Warenpreise zu brechen und den Verbrauchern das ihnen zukommende Mitbestimmungsrecht zu sichern«. Zuerst hatte Dipl.-Ing. R. Schlösser 1916 in einer Denkschrift »Konsumentenammern« gefordert und in den »Kriegsauschnssen für Konsumenteninteressen« vielfach Zustimmung gefunden. Insbesondere forderte der Hamburger Auschnuß mit seinem starken Konsumvereinnlichen Einschlag seine baldige Aberführung in eine hantburgische Konsumentenammern. Auch der 10. Genossenschaftstag des Reichsverbandes deutscher Konsumvereine und der Bund der Festbesoldeten erklärte sich für Konsumentenammern. Dagegen blieben im Zentralverband die Freunde der Idee einer eigenen Verbrauchervertretung zunächst in der Minderheit; die Generalversammlung des Zentralverbandes schloß sich Feuerstein an, der den Konsumvereinen in den Handelsammern »eine im Verhältnis ihrer organisatorischen und wirtschaftlichen Bedeutung zur Allgemeinheit und Gesamtwirtschaft des Volkes stehende ständige Vertretung« eingeräumt wissen wollte, weil er die Konsumentenammern für nicht erreichbar hielt.

Der Zentralverband lehnte also tatsächlich damals die Idee einer Ammern ab, er reichte bei allen deutschen Parlamenten Petitionen im Sinne Feuersteins ein.

Dagegen verlangten die Kriegsausschüsse für Konsumenteninteressen für die von ihnen vertretene Gesamtkonsumtion immer energischer eine öffentlich-rechtliche Organisation in irgendeiner Gestalt. Die Feuerstein-Petitionen des Zentralverbandes hatten wenig Erfolg; für die Einflußlosigkeit einer winzigen Handelskammerrinderheit konnte natürlich keine Agitationsbegeisterung entstehen. Um so mehr gewann die Idee der Verbraucherkammern an Anhängerzahl, sogar die — Produzenten bewiesene daß durch ihre grimmigen Prehangriffe auf die Vorkämpfer des Gedankens. Auch der Zentralverband wandte sich langsam von seinem bisherigen Standpunkt ab und wollte nunmehr gleichfalls Konsumentenkammern, die allerdings nur von den Konsumvereinen gebildet werden sollten. Demgegenüber schrieb Paul Barthel mit Recht: »Die Konsumvereine können ihrem ganzen Wesen nach ein wirkames Gegengewicht gegen die Kampforganisationen der Fabrikanten, Groß- und Kleinhändler, gegen die Kartelle, Syndikate und Trusts nicht bilden.«

Infolge der schwankenden Haltung des Zentralverbandsvorstandes und seiner Umdeutung des Begriffs »Konsumenten« in »Konsumvereiner« laufen nun zwei verschiedene Konsumentenkammerbewegungen in Deutschland nebeneinander her, hoffentlich nicht gegeneinander. Beide Richtungen haben bereits wirkliche Kammergründungen erreicht. In Hamburg entstand aus Handels-, Gewerbe- und Detailistenkammern ein »Wirtschaftsrat«; auf Betreiben der Konsumvereine wurde aus ihren Vertretern eine »Konsumentenkammer« geschaffen und auf Anordnung des Arbeiter- und Soldatenrats dem Wirtschaftsrat gleichberechtigt angeschlossen. In Dresden wählte man den gleichen Weg. In Württemberg und Bayern verlangte man Umwandlung der Handelskammern in Wirtschaftskammern mit Abteilungen für genossenschaftliche Verbrauchervereinigungen. Der Reichsausschuß für Konsumenteninteressen forderte seine Bezirksausschüsse auf, nunmehr allenthalben Konsumentenkammern zu begründen und ihre Anerkennung durch die provisorischen Behörden zu beantragen, damit sich später leichter eine gesetzliche Regelung erreichen lasse. Daraufhin konstituierte sich eine Verbraucherkammer für Baden; in Berlin (wo der Zentralverband schleunigst eine konkurrierende Konsumvereinskammer ins Leben rief, so daß nun vorläufig zwei Kammern nebeneinander bestehen werden), Zwickau und Flensburg stehen sie in den Vorbereitungen. Diese »Kammern« sind auf anderer Basis und nach anderem Plane errichtet als der Hamburger Top, gemäß dem Schlösserschen Entwurf. Wenn die »Konsumgenossenschaftliche Rundschau« die Konsumentenausschüsse angreift und ihre Kammeragitation verwirft, so muß sie auf Widerspruch in den eigenen Reihen des Zentralverbandes rechnen. Zum Beispiel begrüßte in Mannheim der Redner des Zentralverbandes die Gründung der Kammer für Baden, der übrigens auch die freien Werkerschaften angeschlossen sind! Im Karlsruher Antrag heißt es aber: »Die Regierung schließt die in Baden bestehenden Vereinigungen von Angestellten, Arbeitern, Beamten, Käufern und Mietern zwecks Bildung einer Verbraucherkammer zusammen.« deren Aufgaben sind: a. allgemeine Vertretung der Verbraucherinteressen, b. Förderung von Volkswirtschaft und Technik, c. Beratung der Behörden, insbesondere durch Abgabe von Gutachten, d. Belehrung der Bevölkerung. Als vorläufige Verbraucherkammer wird der Vorstand des Badischen Landesverbandes des Kriegsausschusses für Konsumenteninteressen anerkannt.

Diese Struktur der Konsumentenkammern, wie sie R. Schlösser (und auch der Referent) stets verlangte, empfiehlt sich von selbst in allen Gegenden, in denen leider nur ein kleiner Bruchteil der Bevölkerung zur Mitgliedschaft der Konsumvereine gehört. Dort ist ein Aufbau auf breiterer Basis nötig, soll die neue Institution hinreichenden Einfluß erringen. In ihm haben auch die Konsumvereine das beste Agitationsfeld. Mit Recht wünschten deshalb auch die badischen Zentralverbändler, daß recht viele solche Konsumentenkammern entstehen möchten.

Um ein geschlossenes, gleichartiges, tatkräftiges Vorgehen in der Kammergründungsfrage herbeizuführen, ist der Gesamtvorstand der Kriegsausschüsse für

Konsumenteninteressen auf den 10. und 11. Mai nach Berlin zu einer Tagung einberufen, die sich auch beteiligen soll an einer Versammlung der »Gesellschaft für soziale Reform« mit der Tagesordnung »Konsumentenkammern«. Den Sitzungsteilnehmern werden »Richtlinien für die Errichtung von Verbraucherkammern« und »Vorläufige Satzungen der Verbraucherkammer (Orts- bezw. Bezirkskammer)« zur Genehmigung vorgelegt werden. Es ist danach ein lebhafteres Tempo der Konsumentenorganisation für das nächste Halbjahr zu erwarten.

Nachfolgend seien die Hauptpunkte des Schlösserschen Entwurfes kurz skizziert, weil damit Form und Inhalt des neuen Gebildes gut verdeutlicht werden:

Die »Kriegsaussschüsse für Konsumentenkammern« sollen in Verbraucherkammern übergeleitet werden; da, wo sie fehlen, sind Kammern neu zu errichten. Die Kammern übernehmen zunächst die Aufgaben und Befugnisse der Kriegsaussschüsse, doch ist eine Erweiterung der Befugnisse seitens der Behörden energisch anzustreben. Die Gründung von »Wirtschaftskammern«, also von paritätischen Kammern, welche alle Interessenvertretungen, auch die der Verbraucher, umfassen, ist ein weiteres Ziel, dessen Erreichung die Autorität der Verbraucherkammer unterstreichen würde.

»Die Verbraucherkammer baut sich auf den Organisationen der Verbraucherbewegung auf, denn sie ist eine Massenbewegung, die nur in Verbänden faßbar ist. Der einzelne bekundet seinen Charakter als Anhänger der Verbraucherbewegung dadurch, daß er sich diesen Verbänden anschließt. Tut er dies nicht, so fehlt für ihn das Kriterium für die Zugehörigkeit zur Verbraucherbewegung.«

Der Entwurf warnt davor, um der Schwierigkeiten der Abgrenzung willen die Konsumentenkammern nur auf den Wirtschaftsgenossenschaften der Verbraucher, also den Konsum- und Bauvereinen, aufzubauen. Alle Verbraucherorganisationen sollen das Recht auf Vertretung in den Kammern haben: die wirtschaftlichen (Konsumvereine usw.) und die wirtschaftspolitischen (Mieterbund usw.) Verbraucherorganisationen, die Berufsverbände der Arbeiter, Privatangestellten, Beamten, Pensionäre, Freiberufler. Durch Zuwahl sollen auch gemeinnützige Gesellschaften und nichtorganisierte Einzelpersönlichkeiten, welche Verdienste um die Verbraucherbewegung haben, hinzugezogen werden können.

Die Konsum- und Baugenossenschaften allein würden wohl einen »Genossenschaftsausschuß« bilden, aber keine allgemeine Verbraucherkammer; sie würden weder die große Masse der Verbraucher noch alle Verbraucherinteressen vertreten. Ein Ausschuß der Verbrauchergenossenschaften würde aber der Öffentlichkeit nur als ein Anhängsel der Konsumvereine, als der ausschlaggebenden Konsumentengenossenschaft, erscheinen, also spezielle, nicht allgemeine Interessen wahrzunehmen scheinen. Einem Ausschuß der Verbrauchergenossenschaften würde daher die Regierung nach den Grundsätzen für die Errichtung von Selbstverwaltungskörpern die Anerkennung als Verbraucherkammer verweigern können. »Nur eine auf breiter Basis errichtete Verbraucherkammer hat die notwendige Autorität, sich im Wirtschaftskampf durchzusetzen, hat das notwendige Rückgrat auch gegenüber den Wirtschaftsgenossenschaften der Verbraucher, kann erfolgreich die Interessen der ihr angeschlossenen Verbände, insbesondere auch die der Konsumgenossenschaften, wahrnehmen, erfüllt die Forderung der Regierung, daß eine Kammer als gesetzlich vorberechtigte Institution die Zentralisation und den Ausgleich aller Verbraucherinteressen herbeiführen muß, sie allein vermeidet die Gefahr der Zersplitterung der Bewegung in zwei Organisationen, die Verbraucherkammern der Genossenschaften und die Konsumentenausschüsse aller Verbraucherorganisationen, sie allein verbürgt, daß die Kammer ein Kollegium der Tüchtigsten unter allen wird.«

Die Kammermitgliedschaft baut sich auf Vertretungsgruppen nach der fachlichen und beruflichen Zusammengehörigkeit der vertretungsberechtigten Organisationen auf. Besondere Vertretungsgruppen bilden die Konsumvereine, die Mieter-

die Hausfrauen-, die Arbeiter-, die Angestellten-, die Beamtenvereine, die der Pensionäre und der in »freien Berufen« tätigen Personen, wobei große Gruppen in Unterkategorien zu zerlegen und die Vertreterzahlen einigermaßen nach den Mitgliederzahlen der einzelnen Gruppen festzusetzen wären (jede bestehende Gruppe erhält aber mindestens einen Vertreter). Durch diese Gruppenvertretung ist zu starkem Anwachsen der Vertreterzahl vorgebeugt; andererseits befriedigt die berufliche Gliederung alle Berufsgruppen, weil sie allen vorhandenen Sonderinteressen Raum gewährt.

Zur konstituierenden Versammlung beruft ein Ausschuß oder eine interessierte Organisation durch das Amtsblatt ein. Über die Zulassung der sich meldenden Organisationen entscheidet bis zur gesetzlichen Regelung ein von der konstituierenden Versammlung zu wählender Ausschuß. Er schließt Organisationen davon aus (lehnt sie ab), »wenn sie wohl auf kleinen Teilgebieten Verbraucherinteressen vertreten, dagegen auf den Hauptwirtschaftsgebieten Produzenteninteressen wahrzunehmen geneigt sind«. Ausschluß darüber geben ihre Satzungen, ihre Mitgliederzusammensetzung, ihre wirtschaftspolitische Haltung, insbesondere ihre Stellungnahme zur Selbsthilfe der Verbraucher durch Gründung von Verbrauchergenossenschaften. Paritätische Berufsverbände sind im allgemeinen abzulehnen. Parteipolitik spielt keine Rolle. Die abgelehnten Organisationen haben das Recht der Berufung, zunächst bei der Berliner Zentrale der Kriegsausschüsse.

Die Vertreter werden von den Gruppen delegiert. Bei gemischten Organisationen der Arbeiter, Angestellten und Beamten sind die Vertreter auf die einzelnen Berufsgruppen innerhalb des Vereins nach ihrer Stärke zu verteilen. Gehört eine Organisation gleichzeitig zwei oder mehr »Gruppen« an, so ist sie entsprechend in jeder Gruppe an der Delegation zu beteiligen (zum Beispiel die Konsum- und Baugenossenschaft sowohl bei den Konsumvereinen — nach ihrer Mitgliederzahl — wie bei den Baugenossenschaften — nach der Kapitalhöhe). Doppel- oder Vielmitgliedschaft findet vorerst keine Berücksichtigung, weil sie am Stärkeverhältnis nichts Wesentliches ändert.

Die Verbraucherkammern gliedern sich in Orts-, Bezirks-, Landeskammern, die Krönung bildet eine Reichskammer. In jeder Stadt mit mehr als 200 000 Einwohnern, in dem Hauptort jedes Bezirks, in dem die Orte mit mehr als 10 000 Einwohnern zusammen mindestens 200 000 Einwohner zählen, ist eine Bezirkskammer, in jeder Stadt von 200 000 bis hinab zu 30 000, nach Bedürfnis noch bei weniger Einwohnern ist eine Ortskammer zu errichten. Eigentlich müßten die Bezirke nach der Anzahl der »Verbraucher« abgeteilt werden. Da es vorläufig dafür keine brauchbaren Statistiken gibt, kann die Einwohnerzahl zugrunde gelegt werden, ohne daß das Gesamtbild sich wesentlich ändern wird.

Die Ortskammern vertreten die Vertreterinteressen ihres Ortes, die Bezirkskammern, in welche die Ortskammern Delegierte entsenden dürfen, die des Bezirkes. Die ersteren sollen direkt nur mit den Ortsbehörden verkehren, mit anderen Behörden, den Landeskammern und der Reichskammer, nur durch die Bezirkskammern. Zwecks Einrichtung eines Erfahrungsaustausches haben alle Kammern durch die übergeordneten Kammern einander von allen Vorkommnissen und wichtigen Erscheinungen in der Verbraucherbewegung Kenntnis zu geben. Durch diese Zentralisierung wird die übliche Verschwendung von Arbeitskraft vermieden.

Die Kosten der Verbraucherkammern sollen vorläufig auf die angeschlossenen Organisationen nach freier Vereinbarung umgelegt werden. Zuschüsse seitens der Staaten, Städte und sozialpolitischer Institutionen sind zu erhoffen.

Wer diese Schlüsselerschen Vorschläge sine ira et studio erwägt, wird einmal finden, daß sie restlos den von Paul Barthel in seinem trefflichen Septemberratschlag abgesteckten Richtlinien entsprechen, er wird andererseits zugeben müssen, daß hier eine Interessenbewegung ans Licht drängt, die aus Gründen des volkswirtschaftlichen Gleichgewichts unterstützt werden sollte.

## Neue Schriften zum Völkerbund und Völkerrecht.

Franz Liszt, Professor der Rechte der Universität Berlin, **Das Völkerrecht**, systematisch dargestellt. Elfte, umgearbeitete Auflage. Berlin 1918, Verlag von Julius Springer. XIII und 561 Seiten. Preis 12 Mark, gebunden 14,40 Mark.

Joseph Mausbach, Dompropst und Professor an der Universität Münster, **Naturrecht und Völkerrecht**. Freiburg i. Br. 1918, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 136 Seiten. Preis 2,80 Mark.

Dr. Erich Cassirer, **Naturrecht und Völkerrecht im Lichte der Geschichte und der systematischen Philosophie**. Berlin 1919, C. A. Schwetschke & Sohn. V und 316 Seiten.

M. Erzberger, Staatssekretär und M. d. R., **Der Völkerbund der Weg zum Weltfrieden**. Berlin 1918, Verlag von Reimar Hobbing. 196 Seiten. Preis 3 Mark.

**Der Friedensgedanke in Reden und Staatsakten des Präsidenten Wilson**. Berlin 1918, Reimar Hobbing. 87 Seiten. Preis 2,65 Mark.

Eduard Bernstein, **Völkerbund oder Staatenbund? Eine Untersuchung**. Berlin 1918, Verlag Paul Cassirer. 29 Seiten. Preis 1,50 Mark.

Die folgenden Zeilen sollen keine ausführliche Besprechung, sondern nur einen kurz charakterisierenden Hinweis auf die aufgeführte neueste Literatur zu dem augenblicklich sehr aktuellen Thema des Völkerrechts und Völkerfriedens bieten.

An die Spitze stellen wir das bekannte Werk eines unserer ersten, vor dem Kriege auch im Ausland hochangesehenen Völkerrechtslehrer, Franz v. Liszt, das 1918 schon in erster Auflage erschienen ist. Nach einer knappen Einleitung über Begriff, Quellen, Geschichte und Literatur des Völkerrechts behandeln die vier Hauptabschnitte des Werkes 1. die Staaten als Rechtssubjekte, 2. den zwischenstaatlichen Verkehr, 3. die Interessengemeinschaft und 4. die Erledigung der Streitigkeiten innerhalb des völkerrechtlichen Staatenverbandes. Es dürfte wohl keine Frage auf diesem weitverzweigten Gebiet sein, die hier nicht ihre Erörterung fände. Liszt vertritt, und zwar in dieser zweiten Kriegsausgabe seines Werkes verstärkt, den Gedanken, »daß der Krieg durch die Ausbildung einer lebenskräftigen zwischenstaatlichen Rechtsordnung vermeidbar gemacht werden kann und daß die folgerichtige Entwicklung der heute bereits vorhandenen Ansätze zu einer friedlichen Austragung der Staatenstreitigkeiten die nächste und wichtigste Aufgabe der im Friedensschluß wieder aufgerichteten Staatengemeinschaft ist« (S. III). Er ist der Zuversicht, daß »die Zukunft des von kurzfristigen Eintagspolitikern vielverhöhten Völkerrechts gesichert« sei, da die Gedanken von einem Friedensbund der Völker, die »jahrzehntelang als utopistische Träumereien unbelehrbarer Schwärmer verlacht zu werden pflegten«, heute zum Programm der führenden Staatsmänner bei uns wie bei unseren Gegnern geworden seien (S. IV). Hoffen wir, daß er damit recht behält!

Lissts »Völkerrecht« wird öfters zitiert in dem als erstes (Doppel-) Heft einer größeren Reihe ähnlicher Schriften erscheinenden kleinen Buche von Joseph Mausbach. Der Dompropst und katholische Theologe zu Münster steht allerdings auf wesentlich anderem wissenschaftlichem Standpunkt als der freisinnige Völkerrechtslehrer. Zwar appelliert auch er gegenüber dem »brutalen Realismus« einer nationalistischen Leidenschafts- und Machtpolitik an Sittlichkeit und Recht; und bis dahin könnte wohl auch ein Sozialist ihm beistimmen, wie verschieden er auch über die Auffassung von »Recht« und »Sittlichkeit« und die Wege dazu denken mag. Aber Mausbach erblickt das Heil allein in der Rückkehr zu dem christlichen, genauer gesagt: scholastischen Begriff des »Naturrechts«, das im »Wesen« des Menschen, der Menschheit und — Gottes auf ewig verankert sei und auf das auch das Völkerrecht sich gründen müsse. Kants Ethik zum Beispiel er-

scheint ihm »leer« und »dürr«, weil sie weder an die Tatsachen der Erfahrung sich anlehne noch »in einer höheren objektiven Wirklichkeit, im Wesen Gottes, lebendig begründet« sei (S. 8). Steht man von diesem scholastisch-theologischen Standpunkt ab, so findet man in dem verständlich geschriebenen, auch die neuere rechtsphilosophische Literatur berücksichtigenden Büchlein manche beherzigenswerte Gesichtspunkte. Auch Mausbach ist ein Anhänger des Völkerbundes (S. 126 ff.).

Von ganz anderer Warte, der des kantischen Kritizismus aus mustert Erich Cassirer (nicht zu verwechseln mit seinem bekannteren Namensvetter Professor Ernst Cassirer) die Entwicklung des Natur- und Völkerrechts der neueren Zeit von Nikolaus von Kues, Althus und Hugo Grotius über Hobbes, Pufendorf und Leibniz bis zu dem Gesellschaftsvertrag Rousseaus und dem Zusammenhang von Ethik und Rechtsphilosophie bei Kant, der dem »Natur-recht als solchem bekanntlich ein Ende bereitet hat.

Tragen die drei bisher genannten Bücher, auch dasjenige Mausbachs, mehr theoretisch-wissenschaftlichen Charakter, so wollen die drei übrigen unmittelbar dem öffentlichen Leben dienen. Denn Erzbergers Schrift gibt zwar in ihrer ersten Hälfte historische Ausführungen, die den »Schrei nach dem Völkerbund« von Bethmann-Hollweg, Grey, Wilson, Benedikt XV. und anderen seiner angeblichen oder wirklichen heutigen Vertreter zurück bis in vergangene, teilweise ferne Zeiten verfolgen, wobei natürlich, der Parteilichkeit des Verfassers entsprechend, das Papsttum, aber doch auch (im Anschluß an meine in der Literaturübersicht zitierte Sonderausgabe von Kants »Ewigem Frieden.«) Deutschlands »großer Philosoph« Kant nicht vergessen wird. In der Hauptsache aber widmet sie sich doch den praktischen Fragen des Völkerbundes: obligatorisches Schiedsgericht, Abrüstung, Freiheit des Weltverkehrs, wirtschaftliche Gleichberechtigung, Kolonialproblem, »ewig« neutrale Staaten, zum Schluß seiner Verfassung, seinen Machtmitteln und seiner unbedingten Notwendigkeit, woran sich zu guter Letzt ein eigener Entwurf einer »Verfassung des Völkerbundes« in 40 Artikeln schleift. Erzbergers nach seinem Erscheinen im Herbst 1918 vielgenanntes Buch zeichnet sich zwar nicht durch Tiefe, wohl aber durch Leichtverständlichkeit, fleißige Zusammenstellung des Stoffes und offen bekante entschiedene Friedensgestinnung aus.

Ungleich wichtiger als dieser unser bisheriger Vertreter bei den monatelangen Waffenstillstandsverhandlungen mit den Alliierten für die tatsächliche Gestaltung des sogenannten »Völkerbundes« wird natürlich dessen Hauptvertreter auf der gegnerischen Seite, Herr Woodrow Wilson, sein. Von großem Interesse ist es daher, sämtliche Reden und Staatsakte kennenzulernen, in denen der amerikanische Präsident vom 27. Mai 1918 bis 27. September 1918 sich über Friedens- und Völkerbund geäußert hat, zumal da der Verlag (ein besonderer Herausgeber wird nicht genannt) neben die deutsche Übersetzung den authentischen englischen Text stellt. Wir werden an anderer Stelle<sup>1</sup> auf den übrigens durch die Tageszeitungen schon zum Teil bekannten Inhalt (die »vierzehn Punkte« mit ihren späteren Erläuterungen) eingehen und möchten hier nur einen auch nach der Kriegserklärung an uns immer wieder von Wilson betonten Gedanken hervorheben: »Wir sind nicht auf Deutschlands Größe eifersüchtig, und es ist nichts in diesem Programm (von den 14 Punkten), das sie schmälert. Wir neiden ihm keine Errungenschaft oder Auszeichnung in Wissenschaft oder friedlicher Unternehmung, wie sie seine Geschichte so glänzend und beneidenswert gemacht haben. Wir wollen ihm kein Unrecht tun oder irgendwie seinen rechtmäßigen Einfluß oder seine Macht beschränken. ... Wir wünschen ihm nur einen gleichberechtigten Platz unter den Völkern der Welt anstatt eines Herrscherplatzes (S. 55 f.). Ja, wir würden auf unsere eigene Sache verzichten und sie entehren, wenn wir Deutschland anders als mit aufrichtiger und leidenschaftsloser Gerechtigkeit zu jeder Zeit behandeln wollten,

<sup>1</sup> In einer demnächst bei F. Meiner (Leipzig) erscheinenden Schrift »Kant und der Gedanke des Völkerbundes, mit einem Anhang: Kant und Wilson«.

wie immer auch der Ausgang des Krieges sein möge.« (Die Übersetzung S. 68 ist hier sehr ungenau.) Bald wird die Welt wissen, ob Wilson diese schönen Worte wahr gemacht hat; der Pariser »Entwurf eines Völkerbundsvertrags« ist, wie H. Cunow in Nr. 22 (28. Februar) der Neuen Zeit nachgewiesen hat, kein gutes Zeichen dafür.

Klar dagegen wird das Problem gestellt in einem jetzt als besondere Broschüre erschienenen Vortrag, den Genosse Eduard Bernstein am 12. Oktober 1918 in Berlin gehalten hat: Völkербund oder Staatenbund? Die Antwort lautet natürlich: Ein Bund freier Völkерrepubliken, »gegründet auf das gleiche demokratische Recht aller, auf volle nationale Selbstbestimmung der Völker und auf jene Herrschaft der Menschheit über ihr soziales Geschick, die nur zur vollen Verwirklichung gebracht werden kann durch den Sozialismus« (S. 27). Der »mpftische« Glauben an den Staat muß abgestreift werden, damit wir reif für den Völkербund werden (S. 23), mindestens »solange der Staat auf kapitalistischer Wirtschaft gegründet ist und imperialistische Tendenzen verfolgt« (S. 25). Als eigentliches »Radikalmittel«, neben einer gerechten, internationalen Verwaltung aller Kolonien, bei denen Ausbeutung der Eingeborenen zu erwarten steht, und vor allem der Durchführung des Freihandelsprinzips, auf das Bernstein seiner bekannten wirtschaftspolitischen Stellung nach besonderen Wert legt (S. 26 und 28 f.), empfiehlt er »Sozialisierung des Kapitals bei gleichzeitiger Internationalisierung der großen Handels- und Verkehrswege« (S. 27). Wie wir freilich zu allen diesen schönen Dingen kommen sollen in dieser schlechten Welt, das untersucht auch Bernstein ebensowenig wie Erzberger oder Mausbach, List oder Wilson.

K. Worländer.

### Literarische Rundschau.

Professor Dr. v. Notthafft, **Geschlechtskrankheiten und Ehe.** Berlin, Max Hesses Verlag. Preis 2,50 Mark.

Die neuerdings mit größtem Nachdruck aufgenommene Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, des furchtbarsten Schädling der Ehe, gibt dem Büchlein einen besonderen Wert. Es ist gemeinverständlich geschrieben, dabei aber wissenschaftlich und vollständig. Vieles aus dem Rahmen des Überkommenen Herausstrebende in den Ausführungen läßt uns der in Aussicht gestellten Fortsetzung über das normale und krankhafte Geschlechtsleben erwartungsvoll entgegensehen. Die Besprechung der drei Geschlechtskrankheiten wird ihren Gefahren gerecht, namentlich die Auseinandersetzungen über den chronischen Tripper, den Tripper der Frau, deren »Einkindebe« durchaus nicht immer charakteristisch für die Trippererkrankung ist, die Erkrankung der Augen der Neugeborenen, die 15 Prozent aller Blindgeborenen ausmache (die Zahl ist in der Abnahme dank der Vorbeugungsmaßnahmen), die häufige Geringfügigkeit der Anfangerscheinungen der Syphilis, die nicht nachsyphilitischen, sondern syphilitischen Krankheiten Paralyse und Rückenmarksbarre, die Erbsyphilis, die 10 Prozent der Laubstummeln liefert, usw.

Die Folgen und Bedeutung der Geschlechtskrankheiten für die Ehe — Tripper und Syphilis sind gleich verhängnisvoll wie Sypila und Charybdis — werden ausführlich geschildert, wobei auch die gewollte Kinderlosigkeit, die Steigerung der Lieberlichkeit und das Sinken der Geburten bei steigender Kultur, wie im alten Rom, so bei uns, die Pflege des »Verhältnisses«, das an die Ehe erinnert, aber keine Pflichten auferlegt, besprochen wird. Wir wollen auf diesen Punkt, über den manches zu sagen wäre, nicht eingehen. Endlich werden besprochen Vorbeugung, Maßregeln und Vorschläge und zum Schluß das Rechtliche.

Der Verfasser fordert mit Recht die unbedingte Ausheilung des Trippers bei beiden Geschlechtern, bezüglich der Syphilis aber nur die Heilung der Frau. Ist beim Manne die Syphilis soweit behandelt und in einem derartigen Alter, daß

nach menschlicher Berechnung eine Übertragung nicht mehr stattfindet, so kann man ihm das Zeugen gestatten. Eine noch vorhandene Blutreaktion nach Wassermann soll das nicht hindern. Die Untersuchung von Brautleuten, nicht nur von Männern, wie manche früher wollten — in falscher Verallgemeinerung des für manche Bevölkerungsschichten geltenden und im Widerspruch zu der gesetzlichen Gleichheit von Mann und Weib —, bietet Schwierigkeiten in der Ausführung und hat bedenkliche rechtliche Folgen.

Die Anzeigepflicht der Geschlechtskrankheiten und die Frage der Prostitution werden uns wohl in Zukunft mehr beschäftigen. Ausnahme Gesetze in jeder Form sind verfehlt. Es gibt nur den Leistern »Allgemeines Wohl«, dem muß sich alles beugen; aber wir glauben, daß das in Formen möglich sein wird, die von den bisherigen stark abweichen. Erfassen wir alles Gesundheitliche — die Rubrizierung gesundheitlicher Fragen unter die Polizei wird wohl nicht mehr für selbstverständlich selbst von den wärmsten Anhängern der »Sittenpolizei« gehalten — in besonderen Wohlfahrtszentralen, so wird sich der gesundheitliche Aufbau am besten vollziehen; nicht die Säuglingsfürsorge, die Tuberkulosefürsorge, die Geschlechtskrankenfürsorge ist die Frage, sondern einheitliche zusammenfassende Fürsorge mit Beförderung der Prophylaxe und schneller sachgemäßer Hilfe. Dies ist gerade auch bei Syphilis und Tripper nach richtiger Diagnose besonders wichtig, deshalb sind auch bei den Gesundheitszentralen Untersuchungsstationen nötig; die Vervollkommnung der Ausbildung der Ärzte, Hebammen ist dabei selbstverständlich. Dr. B.

**Professor Dr. W. Prion, Steuer- und Anleihepolitik in England während des Krieges.** Berlin 1918, Verlag von Julius Springer. Preis 3 Mark.

In der Geschichte des Kapitalismus wird die vergleichende Untersuchung der finanzpolitischen Maßnahmen Deutschlands und Englands im Weltkrieg eines der lehrreichsten Kapitel werden. England war sich von vornherein darüber klar, daß der Krieg lange genug dauern würde, um seine wirtschaftlichen Konsequenzen zu voller Auswirkung gelangen zu lassen. Deutschland hat sich hierüber, wie über vieles andere, Illusionen gemacht. Daher zwischen der beiderseitigen Wirtschaftspolitik ein Gegensatz, der sich nirgends deutlicher ausprägt als in den Steuern und Kriegsanleihen beider Staaten. Bei uns herrschte das Bestreben, dem Kapital die Profitrate zu erhöhen, um substanzloses Neukapital zu fabrizieren, wobei die Zinszahlung aus immer neuen Anleihen gedeckt wurde, in England hingegen bei allem Kapitalismus immerhin der feste Wille, die vollen Zinsen und darüber hinaus wenigstens einen Teil der Kriegskosten selbst durch laufende Einnahmen, hauptsächlich auf Kosten der Profitrate, zu decken, während die Konsolidierung der Anleihen hinfangestellt wurde, nicht weil sie nicht durchführbar gewesen wäre, sondern um die flüssigen Mittel des Geldmarktes nicht übermäßig in substanzlosen Werten, also Scheinwerten, dauernd zu binden. Zu solchen Mitteln wie den deutschen zu greifen, war für England nötigenfalls immer noch Zeit. Dieser Gegensatz ist uns von Regierung und Presse nach Möglichkeit verschleiert worden, und es bedurfte eines gewissen Druckes, um das Reichschatamt im April 1918 zu veranlassen, wenigstens ein dürftiges Material über die Gestaltung der englischen Kriegsfinanzierung vorzulegen. Die im Reichschatamt ausgearbeitete Schrift Prions dient diesem Zweck, dem ihre Mängel entsprechen. Sie wird der Wichtigkeit der Materie nicht gerecht, hat allerdings wohl auch niemals den Ehrgeiz gehabt, der Sache auf den Grund zu gehen, sondern sich damit begnügt, den Reichstag mit den üblichen Informationsbrofamen abzufinden. Daher auch wohl ihre Oberflächlichkeit und die stark hervortretende Tendenz, den grellen Eindruck des Tatbestandes dialektisch abzuschwächen. Immerhin enthält die Schrift eine Menge interessanter Angaben, deren Kenntnis unserer Öffentlichkeit dringend notwendig ist. Hoffen wir, daß recht bald eine gründliche, umfassende, objektive Bearbeitung des Themas herauskommt. Li.

Georg Simmel, *Lebensanschauung*. Vier metaphysische Kapitel. München und Leipzig 1918, Verlag von Duncker & Humblot. 245 Seiten. Preis gebestet 6 Mark, gebunden 8 Mark.

Wir haben schon neulich bei der Besprechung eines Simmelschen Buches unserem Gefühl Ausdruck gegeben und können auch jetzt wiederum nur den nämlichen Eindruck bestätigen, daß hier gewiß viel Geist und Scharfsinn verausgabt ist, aber daß sich dieser Scharfsinn in allzu abstrakten Gedankengängen erschöpft, die selbst dem Fachmann — drei von den vier Aufsätzen sind, wenn auch in anderer Fassung, früher in der philosophischen Fachzeitschrift »Lagos« erschienen — Schwierigkeiten bereiten und bei denen für den Laien-Leser, sofern er nicht gerade Anlage und Neigung für derartige Abstraktionen besitzt, allzuwenig Positives für Leben und lebendige Anschauung herauskommt. So erscheint zum Beispiel als das Ergebnis der ersten Untersuchung, die »Die Transzendenz des Lebens« behandelt, die Formel: »Das Leben findet sein Wesen, seinen Prozeß darin, Mehr-Leben und Mehr-als-Leben zu sein, sein Positiv ist als solcher schon sein Komparativ.« (S. 27.) Das zweite Kapitel, betitelt »Die Wendung zur Idee«, die »die Form einer einheitlichen Welt hergibt« (S. 93), erzeugt aus diesem Leben »auf der Stufe des Geistes« das »Objektive«, das »in sich Bedeutsame und Gültige« (S. 97). Tod und Unsterblichkeit, das Thema des dritten Kapitels, oder Tod und Leben sind für unseren alles in den Fluß des reinen Gedankens auflösenden Autor nur relative, im Grunde keine gegensätzlichen Begriffe (S. 153), denn »indem der Stoffwechsel der Lebenssubstanz aus Assimilation und Dissimilation besteht und Wachstum das Überwiegen jener über diese voraussetzt, hat man schon bald nach der Geburt eine entschieden sinkende Assimilation beobachtet« (S. 101).

Wie gesagt, nach unserem Gefühl mehr »Metaphysik« als »Lebensanschauung«; womit wir selbstverständlich keinen zu solcher Metaphysik Hinstrebenden von der Lektüre des eigenartigen Buches abhalten wollen. R. W.

## Notizen.

**Deutschtum und Menschentum.** Eine Erwiderung. In seiner sonst dankenswerten Besprechung meiner Schrift »Kant als Deutsche« (in Nr. 1 der Neuen Zeit) ist O. U. Ellissen ein Mißverständnis meiner Grundtendenzen untergelaufen, das sofort zu heben mir sehr angelegen ist. Nach meiner ganzen, durch eine jahrzehntelange Schriftstellertätigkeit bezeugten Überzeugung konnte und kann mir nichts ferner liegen, als das Deutschtum an sich zu glorifizieren. Meine ganze, übrigens im Sommer 1918 verfaßte und im September vorigen Jahres, also vor der Revolution abgeschlossene Schrift sollte vielmehr eine Art Pronunziamento gegen die damals immer noch mächtigen Alldeutschen und ihren Anhang sein, die den guten deutschen Namen für ihre engherzigen und verderblichen Anschauungen in Anspruch nahmen; wogegen wir Sozialisten uns wehren dürfen und sollen. Ich wollte, wie Ellissen ja auch S. 26 Mitte erwähnt, Kant als Vorbild und Erzieher zu wahren Deutschtum, das ist Menschentum aufzeigen, dem Patriotismus und Kosmopolitismus daselbe, also Vaterlandsliebe nicht nur vereinbar, sondern gleichbedeutend mit weltbürgerlicher Gesinnung ist: jener Gesinnung, die auch unsere großen Dichter-Klassiker vertraten, und zu der wir von der Überhebung der — hoffentlich auf immer — hinter uns liegenden Zeit zurückkehren müssen. Das »Selbstlob« galt also nicht dem Deutschen, wie er ist — das Urteil über diesen müßte vielmehr während des Krieges wie danach recht pessimistisch lauten —, sondern, wie er sein sollte, und ist von keinerlei Vorurteilen gegen andere Völker diktiert.

Karl Vorländer.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 6

Ausgegeben am 9. Mai 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Der deutsche Völkerbundsentswurf.

Von Heinrich Cunow.

Der schöne Plan eines Völkerbundes scheint heute, nachdem es zwischen Wilson und der italienischen Regierung zu einem Zusammenstoß gekommen und die italienischen Unterhändler demonstrativ aus Paris abgereift sind, mehr gefährdet zu sein als zu irgendeinem früheren Zeitpunkt der Pariser Verhandlungen zwischen den vier Vertretern Amerikas, Englands, Frankreichs und Italiens. War es schon nach dem von der Agence Havas im Februar veröffentlichten Völkerbundsentswurf recht zweifelhaft, ob das Völkerbundsprojekt in anderer Gestalt Leben gewinnen werde, als in der einer bloßen Diktaturallianz der Ententegroßstaaten zur Sicherung ihrer durch den Kriegsausfall erlangten Machtposition, so ist jetzt durch den Zwiespalt zwischen Wilson und Orlando der ganze mühsam in langen rhetorischen Überredungskünsten zusammengebaute Plan wieder in Frage gestellt. Dennoch ist zu begrüßen, daß die Reichsregierung vor einigen Tagen einen eigenen Völkerbundsentswurf veröffentlicht hat, nicht nur, weil sie damit aus ihrer allzulange der Stimmungsmache der Ententeallianz gegenüber beobachteten Passivität heraustritt und in geschickter Weise den Pariser Schwachmeistern einige Störungsschritte durch ihre Kalkulation macht, sondern weil sie zugleich den Neutralen zeigt, wie ein Völkerbund beschaffen sein muß, der dem verkündeten Ideal einer internationalen Lebens- und Arbeitsgemeinschaft entspricht. Besser als durch eine Gegenüberstellung des Regierungsentwurfs und des von der französischen Havasagentur publizierten, angeblich von Wilson entworfenen »Völkerbundsvertrags« vermag kaum dargetan zu werden, wie der letztere das Völkerbundsideal in sein Gegenteil verkehrt und damit leider den Ausspruch des Prinzen Max von Baden in den »Preussischen Jahrbüchern« rechtfertigt: »Der Völkerbund — nicht bloß als bloßer Zweckverband zur Verhütung und Ahndung des Rechtsbruchs, sondern als eine Gemeinschaft vertrauender Nationen mit einer schöpferischen Kraft, die heilt und hilft und aufbaut — dieser Völkerbund ist für meine Generation tot. Was hilft uns die Liga der Nationen, wenn Nationen erst zerstört werden sollen, die sie mitbilden sollen?«

Auf die Pariser Völkerbundsakte wird freilich der Entwurf der deutschen republikanischen Regierung wenig Einfluß haben. Wer von ihm eine wesentliche Änderung der Pariser Absichten erhofft, dürfte sich bald enttäuscht finden; denn der Pariser Entwurf hat nicht deshalb eine unzulängliche antidemokratische Gestalt erhalten, weil die großen Ententemächte nicht genügend Verständnis für den Völkerbundsgedanken besaßen und die Mangelhaftigkeit seiner Verwirklichung in ihrem Entwurf nicht zu erken-

nen vermochten, sondern weil sie ihre eigene Stellung innerhalb des geplanten Bundes so günstig wie möglich gestalten, sich von vornherein innerhalb desselben das Initiativ- und Aufsichtsrecht sichern und sich zugleich die Verfolgung zukünftiger eigensüchtiger imperialistischer Pläne nicht selbst von vornherein einschränken wollten.

Doch mag zunächst die Bedeutung des deutschen Entwurfs in praktischer Hinsicht auch eng begrenzt sein, so wirkt er doch als Protest gegen die Pariser Völkerbundsakte und wird in den neutralen Staaten, die sich durch den Wilsonschen Entwurf zu einem bloßen Schwanz der Ententegroßmächte degradiert sehen, seine Wirkung nicht verfehlen. Zudem aber darf man am wenigsten in bezug auf den Völkerbundsgedanken mit einer glatten Durchsetzung von heute auf morgen rechnen. Die Idee des Völkerbundes, mag dieser auch vorläufig überhaupt nicht oder nur als Zerrbild entstehen, wird nicht mehr aus dem politischen Programm der Demokratie verschwinden. Er ist heute die Zukunftshoffnung aller gegen die Übermacht der Weltstaaten sich aufbäumenden kleinen und niedergetretenen Völker und wird es bleiben, wenn es auch jetzt noch nicht gelingt, ihn in einer Form zu realisieren, die dem vorgestellten Ideal entspricht.

In einer früheren Kritik des Wilsonschen Völkerbundsentwurfs (Nr. 22 vom 28. Februar 1919) habe ich ausgeführt, daß im allgemeinen schon die Bezeichnung »Völkerbund« unrichtig sei, ganz besonders aber für jene Art der Bundesverfassung, die die Vertreter der Ententemächte in Paris ausgeklügelt hätten, denn nicht die Völker als solche sollten den Bund schließen, sondern die politischen Organisationen, die sie gebildet hätten, das heißt die Staaten, eigentlich nur die Staatsregierungen. Der geplante Völkerbund sei daher, genau genommen, nur ein Staatenbund. Das gilt bis zu einem gewissen Grade auch für jene Bundesverfassung, wie sie der deutsche Entwurf fordert. Aber wenn auch dieser keine bestimmten historisch gegebenen Entwicklungsformen und -bedingungen zu überspringen vermag, so faßt er doch das zu lösende Problem nicht von jenem engen Staatsinteressenstandpunkt auf wie der Wilsonsche Entwurf, sondern trägt dem Gedanken der internationalen Gleichberechtigung der Völker weitest Rechnung. Vor allem legt er die Leitung des Bundes nicht ausschließlich in die Hände der Staatsregierungen. Neben den Staatenausschuß soll vielmehr ein aus den Einzelparlamenten der verbundenen Völker hervorgegangenes Weltbundesparlament treten — eine Art Verbindung von Staatenausschuß und Parlament nach dem Vorbild der neuen deutschen Reichsverfassung.

Während nach dem Wilsonschen Entwurf in dem leitenden Ausführenden Rat die fünf großen Ententemächte (die Vereinigten Staaten von Amerika, Großbritannien, Frankreich, Italien, Japan) fünf Vertreter haben sollen, alle anderen Staaten zusammen nur vier, die überdies nicht von diesen Staaten frei gewählt werden können, sondern der Genehmigung der genannten Ententemächte bedürfen, stellt der deutsche Entwurf das Prinzip der Gleichberechtigung aller Nationen auf, der großen wie der kleinen. Sie alle sollen gleichmäßig in dem Staatenkongreß des Bundes vertreten sein, abgestuft nach der Größe ihrer Bevölkerung, jedoch so, daß auch die kleinsten Staaten mindestens einen Vertreter im Kongreß haben und selbst die größten, damit sie die kleinen nicht zu majorisieren vermögen, nicht mehr als drei. Demgemäß heißt es denn auch im § 6 des deutschen Entwurfs: »Der

Staatenkongreß ist die Versammlung der Vertreter der Völkerbundsstaaten. Jeder Staat hat einen bis drei Vertreter, die Vertreter können nur einheitlich abstimmen.»

Neben diesen Staatenkongreß, den Ausschuß der Staatsregierungen, tritt nach dem Vorschlag, um den Völkern selbst einen Einfluß auf die Entschliessungen der Bundesleitung zu sichern, ein aus den Abgesandten der einzelstaatlichen Parlamente zusammengesetztes Weltparlament. Jedes einzelne Parlament sämtlicher Völkerbundsstaaten wählt aus seiner Mitte für je eine Million der Staatsbevölkerung einen Vertreter, doch darf — um auch im Weltparlament das Übergewicht der großen Staaten zu verhindern — kein Landesparlament mehr als zehn Vertreter entsenden. Dieses Weltparlament hat in allen wichtigen Völkerbundsfragen die Entscheidung, besonders über die Verfassung und die allgemeingültigen Rechtsnormen des Bundes. Das ist eine höchst wertvolle Neuerung gegenüber dem Pariser Entwurf. Die Leitung des Bundes bleibt nicht ausschließlich den Staatsregierungen vorbehalten, sondern die Völker vermögen selbst, wenn auch nur indirekt durch die von ihnen gewählten Volksvertretungen, ihre Stimmen in der Leitung zur Geltung zu bringen.

Diesen beiden verfassungsmäßigen Organen des Völkerbundes sollen ferner ein ständiger internationaler Gerichtshof, ein internationales Vermittlungsamt, internationale Verwaltungsämter und eine Bundeskanzlei angegliedert werden, deren Funktionen ebenfalls nach einem durchaus demokratischen Verfahren erwählt beziehungsweise ernannt werden.

Noch weit mehr unterscheidet sich der deutsche Entwurf von dem Wilsonschen in bezug auf die Größe und den Umfang der Aufgaben, die er dem Völkerbund zuweist. Der Wilsonsche Völkerbund ist im wesentlichen, wenn man von seiner Tendenz einer Sicherung des Übergewichts der angelsächsischen Weltmächte absteht, nur ein Zweckverband zur Schlichtung internationaler Streitigkeiten und Verhütung von Kriegen. Auch der deutsche Entwurf stellt dem Völkerbund das Ziel der Kriegsverhütung, geht aber in dieser Beziehung weit über die Wilsonschen Vorschläge hinaus. Jeder Staat hat sich nach der deutschen Fassung, wenn er nicht gegen sich die Zwangsvollstreckung der übrigen Völkerbundsstaaten hervorrufen will, dem Spruch des internationalen Gerichtshofs zu unterwerfen. Er darf auch nur dann eigenmächtig zur Selbsthilfe greifen und kriegerische Mittel gegen einen anderen Staat anwenden, wenn dieser einen direkten Angriff auf sein Gebiet unternimmt. Und während der Wilsonsche Entwurf nur ganz unbestimmte vieldeutige Bestimmungen über die Abrüstung der einzelnen Mächte enthält, die Durchführung in das Ermessen des Ausführenden Rates, das heißt der Ententegroßmächte, stellt und die Wehrmacht der einzelnen Staaten nicht nach der Bevölkerungsziffer, sondern nach der geographischen Lage und den »allgemeinen Umständen« bemißt, heißt es in den Paragraphen 40 bis 42 des deutschen Entwurfs:

Die Mitglieder des Völkerbundes werden ihre Rüstungen zu Lande und in der Luft so umgrenzen, daß von ihnen nur die zur Sicherheit des Landes erforderlichen Streitkräfte unterhalten werden. Sie werden ihre Rüstung zur See auf die Machtmittel beschränken, die zur Verteidigung ihrer Küste erforderlich sind.

Gesamtjahresausgaben zu Rüstungszwecken nach Voranschlag und Abrechnung sowie die Ziffern der Effektivbestände an Truppen und Kriegsmitteln aller Art, insbesondere an Kriegsschiffen, sind jedes Jahr der Bundeskanzlei einzureichen und von dieser in dem Publikationsorgan des Völkerbundes zu veröffentlichen.

Zur Durchführung der Abrüstung wird ein besonderes Abkommen getroffen, das auch die internationale Kontrolle über die Innehaltung der getroffenen Vereinbarungen enthält. Das Abkommen bildet einen wesentlichen Bestandteil der Verfassung des Völkerbundes.

Unbedingt nötig ist es, daß, wenn der Völkerbund Bestand haben und nicht immer wieder seine Existenz durch die aus dem verschiedenartigen Wirtschaftsleben sich ergebenden wirtschaftlichen Gegensätze in Frage gestellt und zerrissen werden soll, er zu einer Art wirtschaftlicher Interessengemeinschaft ausgestaltet wird. Zum mindesten muß ein gewisser Ausgleich zwischen den differierenden Wirtschaftsinteressen der verschiedenen angeschlossenen Staaten versucht und diesen die Nichtunterbindung ihrer wirtschaftlichen Kräfte garantiert werden. Der heutige Staat ist nicht nur ein politischer Organismus, er ist zugleich eine wirtschaftliche Lebensgemeinschaft, eine Verkörperung wirtschaftlicher Interessen, die mit den von anderen Staaten vertretenen Interessen mehr oder weniger in Widerspruch stehen. Diese Gegnerschaft ist die Hauptursache der Kriege. Politische Vereinbarungen, mögen sie auf dem Papier eine noch so schöne demokratische Fassung haben, vermögen aber diese Interessengegensätze nicht aus der Welt zu schaffen. Es muß daher jeder Völkerbundsvertrag, soll er auch nur halbwegs seinen Zweck erfüllen, eine gewisse Ausgleichung der wirtschaftlichen Interessen zwischen den Völkerbundsstaaten anstreben, und da unter dem kapitalistischen Wirtschaftssystem eine sozialwirtschaftliche Gleichheit der Staatengebilde nicht möglich ist, so muß wenigstens den Einzelstaaten eine gewisse Gleichberechtigung in der Beschaffung der für ihren Wirtschaftsbetrieb notwendigen Produkte, vornehmlich der Roh- und notwendigen Hilfsstoffe sowie der wichtigsten Lebensmittel, zugesichert werden. Ferner dürfen die einzelnen Staaten nicht die Macht haben, die Mitglieder anderer Staatengemeinschaften durch Verkehrsverbote, Einwanderungshindernisse, einseitige Handelsbeschränkungen und Zollfestsetzungen, Aufenthaltverweigerungen usw. nach Belieben in ihrer Wirtschaftstätigkeit zu hindern oder durch Verschließung der Meere und Kanäle, durch Auferlegung besonderer Durchfuhrabgaben und Transportgebühren anderen Völkern den Handelsverkehr zu unterbinden. Mit anderen Worten: der Völkerbund darf nicht nur ein politischer Bund sein, er muß zugleich ein die wirtschaftlichen Lebensnotwendigkeiten der Einzelstaaten sichernder Wirtschaftsbund sein.

Der Wilsonsche Völkerbundsentwurf trägt diesem Erfordernis fast gar keine Rechnung; denn die im Artikel 21 dieses Entwurfes enthaltene Verheißung, durch Vermittlung des Völkerbundes sollten künftig Anordnungen getroffen werden, »die Freiheit des Durchfuhrhandels und die Behandlung des Handels zwischen allen Mitgliedstaaten auf dem Fuße der Gleichheit« zu verbürgen, ist allzu nichtsagend, zumal der Wilsonsche Entwurf offensichtlich in Rücksichtnahme auf die besonderen Interessen Englands als überragender Seemacht alle Angaben über die Sicherung der Meeresfreiheit vermeidet.

Dagegen enthält der deutsche Entwurf in dem elf Paragraphen umfassenden Artikel VI (über Verkehrsfreiheit) eine Reihe Bestimmungen, die die Herrschaft über die Meere dem Völkerbund übertragen und diese einer internationalen Seepolizei unterstellen, allen Mitgliedstaaten in gleicher Weise die Meerengen und Wasserstraßen öffnen und jede Monopolisierung der Binnenschiffahrtswege ausschließen. Zugleich werden Maßnahmen gegen den versteckten Wirtschaftskrieg gefordert, und den Ausländern wird garantiert, daß sie in der Ausübung von Handel, Gewerbe und Landwirtschaft den Inländern völlig gleichgestellt werden. Ferner stellt der Artikel IX die gesamten Kolonien der Völkerbundsstaaten, soweit nicht diese Kolonien das Recht der Selbstverwaltung besitzen, unter Aufsicht eines Weltkolonialamtes, das Maßnahmen zum Schutze der Eingeborenen sowie zur Sicherung des Friedens durch Neutralisierung der Kolonialgebiete und durch Verhinderung ihrer Ausnutzung zu militärischen Zwecken treffen soll.

Auch den Wünschen der in der Arbeiterinternationale organisierten Arbeiterschaft nach internationaler Regelung des Arbeiterrechtes und des Arbeiterschutzes kommt der deutsche Entwurf in ganz anderem Maße entgegen, als dies im Wilsonschen Entwurf durch inhaltsleere, zu nichts verpflichtende halbe Versprechungen geschieht. In sieben Artikeln wird ein ausführliches Programm aufgestellt, das die Frage der internationalen Freizügigkeit, des Koalitionsrechtes, der Arbeitsbedingungen und der Arbeitsvermittlung, der Sozialversicherung, des Arbeiterschutzes, der Heimarbeit und der Arbeitsaufsicht regelt und fast alle wichtigeren Arbeiterforderungen von Bern und Leeds enthält.

Der deutsche Völkerbundsentwurf ist demnach — was man von so manchen anderen Regierungsentwürfen der letzten Zeit kaum sagen kann — ein gutes Stück Arbeit: ein Entwurf, der mit Geschick den Gedanken des innerstaatlichen Ausgleichs, des sozialen Rechts- und Wirtschaftsstaats auf das internationale Zusammenleben der Völker überträgt und damit zeigt, welche Form der geplante Völkerbund annehmen muß, wenn er mehr werden soll als ein lockerer Zweckverband zur Einschränkung der Kriege. Gerade deshalb aber ist nicht damit zu rechnen, daß die Ententegroßmächte diesen Plan akzeptieren werden, denn er ist nur dann in die Wirklichkeit umzusetzen, wenn in diesen Staaten die Idee der allgemeinen sozialen Gleichberechtigung — in gewissem Sinne darf man sagen, die sozialistische Idee der internationalen Arbeits- und Lebensgemeinschaft — die Herrschaft gewinnt und das Bestreben der Ententebourgeoisie, den »großen Sieg« zur Befestigung der eigenen Übermacht im internationalen Wirtschaftsgetriebe auszunutzen, völlig zurückdrängt. Daran ist jedoch kaum zu denken. Der Ausgang des Weltkriegs hat zwar in den unterlegenen Staaten der Idee des Imperialismus Abbruch getan, dafür aber bei den Siegern die imperialistischen Tendenzen um so mehr gefördert, mag immerhin in manchen Arbeiterkreisen Englands, Frankreichs, Italiens sich eine gewisse Gegenbewegung bemerkbar machen. Die jetzige heftige Propaganda in Italien für die Annexion der ganzen Ostküste der Adria mit Einschluß Fiumes ist der beste Beweis für diese Herrschaft des Imperialismus in den Ententestaaten.

## Streikrecht und Sozialismus.

Von A. Knoll.

Man hat das Streikrecht des Arbeiters ein heiliges Recht genannt. In der Tat, im kapitalistischen Wirtschaftsgetriebe ist es eine Lebensnotwendigkeit des Arbeiters. Es ist sozusagen das einzige Gegengewicht der überragenden wirtschaftlichen Stellung des Kapitalisten im Arbeitsverhältnis, und solange es eine kapitalistische Produktionsweise oder auch nur nicht-sozialisierte Betriebe und Industrien gibt, darf an diesem Grundrecht der Arbeiter nicht gerüttelt werden. Man kann freilich auch schon in der kapitalistischen Produktion das soziale Einigungs- und Schlichtungswesen in einer Weise ausgestalten, daß die Arbeiter so gut wie gar nicht mehr nötig haben, zu ihrer schärfsten Waffe zu greifen; aber gänzlich ausschalten darf man die Möglichkeit nicht, sie anzuwenden. Und es denkt heute auch weniger als je ein Mensch daran, das zu tun — obwohl die Ereignisse der jüngsten Zeit dargetan haben, daß dieses »heilige Recht« des Arbeiters leider zu manchmal recht »unheiligen« Zwecken mißbraucht werden kann.

Es gibt aber auch Leute in unseren Reihen — siehe unter anderem die von der Generalkommission veröffentlichten Richtlinien für die künftige Tätigkeit des Gewerkschaftsbundes —, denen das Streikrecht etwas derartig Heiliges ist, daß sie es auch im sozialisierten Betrieb, ja selbst im sozialistischen Staatswesen nicht angetastet wissen wollen. Natürlich ist hier nur von wirtschaftlichen Streiks die Rede, politische Streiks werden, wenn die Vorbedingungen dazu gegeben sind oder geschaffen werden, sich im sozialistischen Staatswesen ebensowenig unterbinden lassen, wie sie sich selbst unterm strengsten kapitalistischen Regime nicht unterdrücken ließen. Die Frage, ob in der sozialistischen Gesellschaft politische Streiks möglich oder zulässig sind, scheidet also aus. Dagegen dürfte es sich lohnen, der Frage näherzutreten, ob das wirtschaftliche Streikrecht des Arbeiters auch im sozialistischen Wirtschaftsleben noch als zulässiges oder notwendiges Mittel des wirtschaftlichen Kampfes angesehen werden kann.

Um diese Frage entscheiden zu können, muß man sich klarzumachen versuchen, welche Stellung die Arbeiterschaft im sozialdemokratischen Staate in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht einnimmt. Zunächst politisch. Unter der Herrschaft der sozialistischen Demokratie haben die Arbeiter, als die weitaus zahlreichste Gesellschaftsklasse im Staate, es in der Hand, alle politischen Institutionen so auszugestalten, wie sie es wünschen. Sie brauchen von ihren politischen Rechten nur den richtigen Gebrauch zu machen, um in gesetzgeberischer und verwaltungspolitischer Hinsicht das zu erhalten, was sie für notwendig erachten. Sie sind also auch in der Lage, die für die Regelung der Produktion in Betracht kommenden Institutionen, besonders die zur Regelung des Arbeitsverhältnisses bestimmten, mit den nötigen Vollmachten und Rechten auszugestalten. Hinzu kommt, daß sie nunmehr durch den zugestandenen gesetzlichen Ausbau des Räteystems auf die Produktion und alles damit im Zusammenhang Stehende einen weitgehenden unmittelbaren Einfluß erlangen, so daß der Streik praktisch nicht mehr als Waffe im Lohnkampf oder bei Festsetzung der Bedingungen des Arbeitsverhältnisses in Frage kommt. Wie sich die heutigen Streiks vielfach gegen die politische Demokratie richten, so würden Streiks im sozialisierten Betrieb

oder in der sozialistischen Gesellschaft sich gegen die von der Arbeiterschaft selbst geschaffene wirtschaftliche Demokratie richten, sich also als ein Protest gegen die eigenen Einrichtungen darstellen — mithin ein Widerspruch in sich selbst sein.

Sodann die Stellung der Arbeiter in wirtschaftlicher Hinsicht. Im sozialisierten Betrieb gibt es keinen Unternehmergewinn. Der Arbeiter erhält ohne weiteres den höchstmöglichen Anteil an dem Ertrag seiner Arbeit. Allerdings immer nur einen Anteil. Den vollen Ertrag kann er auch im vollkommen sozialisierten Betrieb nicht erhalten. Das kann man schon bei Karl Marx nachlesen und ist auch ohnehin einleuchtend; denn auch im sozialisierten Betrieb müssen Abschreibungen für Amortisation, Abnutzung usw. vorgenommen werden. Und da wir voraussichtlich auf eine lange Reihe von Jahren auch noch mit den großen Schulden belastet sein werden, die der Krieg uns hinterlassen hat und deren Tilgung aus den Erträgen der Produktion bestritten werden muß, so wird der Anteil, den der Arbeiter im Interesse der Allgemeinheit wird abtreten müssen, auf lange Zeit hinaus ein recht erheblicher sein. Der Arbeiter hat also auch ferner noch eine gewisse Mehrertragsrate zu erarbeiten, nur daß diese nicht mehr einem Kapitalisten zugute kommt, sondern zur Befriedigung der notwendigen Bedürfnisse des Staates und der Gesellschaft dient. Immerhin aber — ob gut oder weniger gut entlohnt, der Arbeiter im sozialisierten Betrieb erhält einen so hohen Anteil vom Ertrag seiner Arbeit, als ihm zugestanden werden kann. Mehr als das kann er weder im sozialisierten Betrieb noch im sozialistischen Gemeinwesen beanspruchen. Stellt er höhere Ansprüche und sucht er sie durch das Mittel der Arbeitsverweigerung durchzusetzen, so kann das nur auf Kosten und zum Schaden aller übrigen Volksgenossen geschehen, die dann ihrerseits unter relativ ungünstigeren Bedingungen arbeiten oder sich zugunsten einer Minderheit Einschränkungen auferlegen müßten. Das verstieße aber gegen eines der wertvollsten Postulate des Sozialismus, nämlich gegen die wirtschaftliche Demokratie und gegen das allgemeine Gesetz der Solidarität, das eines der vornehmsten Attribute des Sozialismus ist.

Selbstverständlich kann sich die Wandlung zu diesem sozusagen vollkommenen Sozialismus nur schrittweise, in organischer Entwicklung vollziehen. Sozialisierung eines einzelnen Betriebs oder einer einzelnen Industrie ist noch nicht Sozialismus in höchster Vollendung. Aber auch schon der Streik im sozialisierten Betrieb ist ein Widerspruch in sich, denn jeder derartige Streik richtet sich letzten Endes gegen das Wesen des Sozialismus selbst. Und nun gar im sozialistischen Staatswesen! Hier ist ein Streik um die Lohn- und Arbeitsbedingungen ohne weiteres ein Kampf gegen den Sozialismus — eben weil im sozialistischen Staatswesen eo ipso die Arbeiter die günstigsten Lohn- und Arbeitsbedingungen haben. Sozialistische Produktion ist Arbeit durch die Gesellschaft für die Gesellschaft. Ist es denkbar, daß die Gesellschaft gegen sich selbst ankämpfen kann? Der Streik im sozialistischen Betrieb hebt mithin das Prinzip des Sozialismus selbst auf.

Diejenigen, die das Streikrecht auch im sozialisierten Betrieb verlangen, sind meines Erachtens auf einem falschen Wege. Sie gelangen damit statt zum Sozialismus — zum plattesten Kommunismus. Und zwar ist dieser Kommunismus wirtschaftlich gegenüber dem Sozialismus das r ü c k f ä n -

dige Prinzip. Er ist auch politisch etwas ganz anderes als der Sozialismus. Solcher Kommunismus führt politisch letzten Endes zur Autonomie des einzelnen Gemeinwesens, wirtschaftlich zur Autonomie der einzelnen Produktionsgruppen — und damit zur Zersplitterung der Produktion selbst, also gerade zum Gegenteil dessen, was der Sozialismus erstrebt. Besteht man daher der Arbeiterschaft des einzelnen sozialisierten Betriebs oder einer ganzen sozialisierten Industrie das Streikrecht zu, so nährt man tatsächlich und ganz folgerichtig die Neigung zur wirtschaftlichen Autonomie. Ich komme daher zu dem Schlusse, daß das Streikrecht nicht nur etwas dem Sozialismus Wesensfremdes, sondern sogar Wesensfeindliches ist.

Auch von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachtet, ist der Streik im sozialisierten Betrieb und in der sozialistischen Gesellschaft eine Widersinnigkeit. Bisher hatten wir die Herrschaft des wirtschaftlichen Liberalismus. Wirtschaftlicher Liberalismus bedeutet freies Spiel der wirtschaftlichen Kräfte. In diesem freien Wettbewerb bildete und bildet der Streik die Ultima ratio des freien Lohnarbeiters. Wir nannten ihn daher schon an anderer Stelle das notwendige Gegengewicht zu der überragenden wirtschaftlichen Stellung des Unternehmers. Es ist sicher kein Zufall, daß es liberale Wirtschaftstheoretiker gewesen sind, die zur Zeit der Einführung der Gewerbefreiheit diese Auffassung wissenschaftlich begründet haben. Fällt nun aber der wirtschaftliche Liberalismus, das heißt der freie kapitalistische Wettbewerb und tritt an seine Stelle der Sozialismus, der die bisherige Art des wirtschaftlichen Kampfes aller gegen alle durch die Regelung der Produktion nach den Bedürfnissen der Gesellschaft ersetzt — so entfällt damit logisch auch das bisherige Korrelat des wirtschaftlichen Liberalismus: das Streikrecht. Hört das Faustrecht auf, Regulator des Wirtschaftslebens zu sein, so hört damit auch für die Arbeiter die Notwendigkeit auf, jene Waffe noch weiterhin zu führen, deren sie in diesem Faustrechtskampf zur Wahrung ihrer Interessen unbedingt bedurften. Im sozialistischen Staatswesen und im wirklich sozialisierten Betrieb bedarf daher der Arbeiter dieser bisherigen Ultima ratio nicht mehr. Und da die sozialistische Gesetzgebung, genau wie die sozialistische Produktion, als einzigen Regulator nur den tatsächlichen Bedarf gelten lassen kann und wird, so wird diese Gesetzgebung ein Streikrecht nicht mehr kennen, denn man mag die politische Toleranz noch so weit ausdehnen — daß ein Staatswesen selbst die gesetzliche Handhabe dazu bietet, sich auf „gesetzlichem“ Wege zerstören zu lassen, erscheint ausgeschlossen. Und darauf käme schließlich eine Anerkennung des Streikrechtes im sozialistischen Staatswesen hinaus.

Sozialismus bedeutet, wie schon einmal gesagt, nach unseren bisherigen Anschauungen wirtschaftliche Harmonie und für die Volksgesamtheit das Höchstmaß im materiellen Wohlergehen. Das Höchstmaß! Wie will man mit dieser Auffassung die Forderung eines Streikrechtes in Einklang bringen? Genießt die Volksgesamtheit das Höchstmaß an wirtschaftlichem Wohlergehen und will sich dennoch eine Gruppe mehr als das ihr Zukommende auf dem Wege des wirtschaftlichen Machtkampfes erzwingen, so heißt das die wirtschaftliche Harmonie zerstören und der streikenden Gruppe ein höheres Maß materieller Wohlfahrt auf Kosten der anderen zu erkämpfen, als ihr zusteht. Das wäre nur in anderer Form eine Wiederherstellung des bisherigen wirtschaftlichen und sozialen Unrechts und müßte ganz natur-

gemäß dazu führen, daß auch andere Gruppen diesem Beispiel folgen. Dabei würden dann diejenigen Produktionsgruppen die meiste Aussicht auf Erfolg haben, deren Arbeit für die Volkswirtschaft am unentbehrlichsten ist. Es wäre letzten Endes eine Wiederholung des Dramas, das wir heute Tag für Tag erleben.

Die Frage, ob auch im sozialistischen Staatswesen und im sozialisierten Betrieb (das heißt natürlich im wirklich sozialisierten Betrieb) das Streikrecht aufrechterhalten werden darf, ist deshalb meines Erachtens aus politischen, wirtschaftlichen und ethischen Gründen zu verneinen. Wieweit in der Zeit des Überganges zum Sozialismus, also der nur teilweisen Sozialisierung einzelner Betriebe und Industrien, davon abgewichen werden kann, richtet sich nach dem Grade der sozialistischen Schulung der in diesen Betrieben und Industrien beschäftigten Arbeiter. Aber man sollte dabei nicht außer acht lassen, daß gerade in diesem notwendigen Übergangsstadium jede willkürliche und vermeidbare Unterbrechung der Produktion auch die Entwicklung zum Sozialismus unterbricht und hemmt.

## Zur Vorgeschichte des kommunistischen Manifests und der Arbeiterinternationale.

Von Ernst Drahn.

Unsere Kenntnis der Entstehung des kommunistischen Manifests und der Vorgeschichte des Kommunistenbundes ist noch immer ziemlich lückenhaft. Das, was wir darüber bei Engels im »Kölner Kommunistenprozeß«, bei Marx in »Herr Vogt«, in »Wermuth-Stieber«, bei Mehring und Bernstein finden, geht kaum über das Ende des Jahres 1847 hinaus. Besonders ist die Geschichte der »Fraternal Democrats« (Brüderliche Demokraten) bisher nur durch die genannten Autoren und einige Stellen in der »Brüseler Zeitung« vom Ende 1847 bekannt, um so mehr ist es zu begrüßen, daß ein neuer Fund bis in die Mitte des Jahres 1846 zurückleuchtet. Das »Demokratische Taschenbuch für das deutsche Volk« (Leipzig 1849, Verlag C. D. Weller) stellt sich bei näherer Durchsicht als Propagandamittel für den Kommunistenbund und als eine Quellschrift aus der Zeit von 1846 heraus. Wir finden hier als ältestes Stück eine »Adresse der Bruderdemokraten-Versammlung in London an die arbeitenden Klassen Großbritanniens und der Vereinigten Staaten« vom 4. Juli 1846, die sich namentlich gegen den Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko wendet und sich mit einem längeren Zitat auf eine noch frühere Adresse bezieht. In zwei späteren Adressen vom November 1846 und vom Februar 1847 werden dann organisatorische Fragen des Bundes sowie propagandistische und prinzipielle Dinge erörtert. Alle diese Veröffentlichungen setzen einen intimen Kenner der ganzen Materie voraus, und man geht wohl kaum fehl, wenn man auf Stephan Worn als Herausgeber des »Taschenbuches« schließt. Die Adresse vom November 1846 lautet:

Brüder!

Beauftragt, die oberste Leitung unserer Angelegenheiten zu übernehmen, halten wir es für unsere Pflicht, Euch folgendes Schreiben zukommen zu lassen, und wir ersuchen Euch, demselben eine ernste Aufmerksamkeit und gehörige Achtung zu schenken.

1. Wenn wir den heutigen Zustand Europas und insbesondere Deutschlands ins Auge fassen, so können wir nicht in Abrede stellen, daß all die sozialen und kommunistischen Ideen die erfreulichsten Fortschritte machen, und daß keine Partei irgend Anklang finden kann, wenn sie nicht mehr oder minder auf eine Umgestaltung der heutigen Gesellschaft dringt. Die großartige Bewegung unserer Zeit stets mehr anzufeuern, sie, soviel als in unseren Kräften steht, zu leiten, soll und muß unsere Aufgabe sein; denn nur dadurch können wir in den Stand gesetzt werden, unsere kräftige Partei zu bilden und unsere Feinde mit Erfolg zu bekämpfen. Leider ist das bis jetzt nicht der Fall gewesen — einig in dem Streben, die heutige Ordnung oder besser Unordnung der Dinge zu bekämpfen, sind wir uneinig in der Art und Weise, wie wir dieselben bekämpfen sollen. Anfangs glaubte man, durch Aufstellung kommunistischer und sozialer Systeme wirken zu müssen, aber bald sah man ein, daß man einen falschen Weg eingeschlagen, und glücklicherweise ist man jetzt so ziemlich von dieser Systemkrämerei zurückgekommen; dessenungeachtet ist noch keine Einigkeit da, unser Verhältnis zur religiösen Partei sowie zu der radikalen Bourgeoisie ist noch nicht klar erkannt, ein einfaches kommunistisches Glaubensbekenntnis, das allen zur Richtschnur dienen könnte, noch nicht aufgestellt, und so ist es denn gekommen, daß in den verschiedenen Lokalitäten, anstatt einheitlich zusammenzuwirken, wir oft einander entgegenwirkten — diesem Uebelstand soll und muß abgeholfen werden; da dies aber unmöglich durch Briefe geschehen kann, so berufen wir auf den 1. Mai 1847 einen Kongreß. Jeder ... hat einen Abgeordneten zu senden, ferner diejenigen Lokalitäten, wo nur eine Gemeinde besteht, sollen sich mit einer anderen Lokalität, wo auch nur eine Gemeinde besteht, vereinen und mit ihr zusammen einen Abgeordneten wählen, oder wenn dies nicht geschehen kann, womöglich einen Abgeordneten aus ihrer Mitte schicken. Wir machen Euch aufmerksam, nur solche Abgeordnete zu wählen, welche die Richtung ihrer Lokalität genau kennen und imstande sind, dieselbe durch die Rede zu vertreten; während der Dauer des Kongresses wird für Kost und Wohnung dieser Abgeordneten gesorgt werden. Dieser Kongreß kann der Vorläufer zu einem allgemeinen kommunistischen Kongreß für das Jahr 1848 sein, zu welchem dann die Anhänger der neuen Lehre aus allen Weltgegenden, und zwar öffentlich, eingeladen werden. Wir hoffen, wir werden bis dahin eine solche Einigkeit und Kraft erlangen, daß wir imstande sein werden, der ganzen Sache eine gute Richtung zu geben.

2. Ihr werdet schon erfahren haben, daß nicht nur in Deutschland, sondern auch in Belgien usw. die radikale Partei sich öffentlich von dem alten feichten Liberalismus trennt und eine eigene Fahne aufpflanzt. Die kleine Bourgeoisie, welche täglich mehr durch die wachsende hohe Geldaristokratie verdrängt wird und die ihren Ruin mit Riesenschritten herankommen sieht, bildet hauptsächlich diese Partei, und sie sind einer Sozialreform nicht allein nicht abgeneigt,<sup>1</sup> sondern erkennen auch die Notwendigkeit derselben öffentlich an. Eine Annäherung des Proletariats an diese Partei ist unserer Meinung nach jetzt wünschenswert und notwendig. Wir glauben daher, daß wir überall suchen sollen, mit den Radikalen in Verbindung zu treten, ohne jedoch von unseren Grundsätzen etwas nachzulassen; daß wir uns bestreben sollen, ihnen zu zeigen, daß der Tag nicht mehr fern ist, wo sie ebenfalls in die Reihen der Proletarier zurückgestoßen werden, und daß sie ihrem Ruin nur durch eine Sozialreform vorbeugen können. Sind wir imstande, eine Vereinigung der radikalen Bourgeoisie mit dem Proletariat zustande zu bringen, so wird bald eine neue Periode beginnen, die so großartig sein wird, wie nur die Geschichte aufzuweisen hat. Darum, Brüder, Hand ans Werk!

3. Die Hoffnungen, welche sich manche Kommunisten von den Deutsch-Katholiken und Lichtfreunden machten, scheinen sich nicht zu verwirklichen. Wir hielten nie etwas darauf — ein altes, morsches Gebäude ausbessern zu wollen, ist vergeb-

<sup>1</sup> In Deutschland und Frankreich ist es noch nicht so weit.

liche Mühe. Sucht daher diejenigen, welche bisher ihr Streben dahin richteten, wieder auf die rechte Bahn zurückzuführen. Sehen wir nicht zu viel auf das Alte, glauben wir ja nicht, daß die den Geist und das menschliche Herz einschränkenden Formen der alten Welt mit in die neue hinübergenommen werden können, das geht nicht.

4. Machen wir Euch auf das Treiben der Fourieristen aufmerksam und fordern Euch auf, überall, wo diese leichten Menschen sich zeigen, ihnen kräftig entgegenzutreten. Sie sind an und für sich nicht gefährlich, aber sie haben Geld, schicken überall Emissäre hin und bemühen sich hauptsächlich, den Kommunismus zu entstellen; deshalb dürfen wir sie nicht länger ignorieren, sondern müssen sie öffentlich angreifen. Ihr lächerliches Streben, sich als die wahren Christen hinzustellen, ihre militärischen Einrichtungen und Unzahl Geseze, ihre Kapitalassoziation, die Arbeit anziehend zu machen, bieten genug Stoff dar, sie zu bekämpfen. In ihrer albernen Fourier- und Selbstverehrung erkennen sie nicht, daß ihre Regulation aller Lebensverhältnisse der Menschen dieselben gänzlich der Freiheit beraubt und zu Treibhauspflanzen macht, aus denen nichts Gutes kommen kann; sie erkennen nicht, daß das ganze Streben der jegigen Zeit dahin geht, sich von den unzähligen Gesezes- und Regulationsfesseln loszumachen, in denen wir wie Fliegen in einem Spinnengewebe herumzappeln, und wollen uns noch stärker in Fesseln schlagen. Die Armen sprechen von Mitteln, die Arbeit anziehend zu machen, und scheinen nicht zu wissen, daß in einer auf die Naturgesetze gegründeten Gesellschaft die Arbeit, welche die Befähigung des Lebens, des Individuums ist, wahrlich keiner anziehenden Mittel bedarf, daß die Arbeit selbst das Anziehendste ist, was es geben kann.

5. Richten wir Eure besondere Aufmerksamkeit auf das Treiben der christlich-germanisch-preußischen Partei. Die Anhänger dieser Partei der protestantischen Jesuiten sind die Finsterlinge der Gegenwart; nicht imstande, das junge kräftige Streben mit ihrem Geiste und herzlosen Lehren zu bekämpfen, aber entschlossen, um jeden Preis die Völker in der Sklaverei zu erhalten, rufen sie überall Polizei! Polizei! Und wenn sie das nicht können, suchen sie durch Entstellung der sozialen Grundsätze oder durch Verdächtigung der Personen, die diese Lehre verbreiten, ihren Zweck zu erreichen. Diesen Geschöpfen muß die Maske, die sie vornehmen, abgerissen werden, damit die Leute sie in ihrer wahren Gestalt sehen und vor ihnen zurückschauern. Ihr ganzes Streben geht jetzt dahin, sich unter den Proletariern Anhang zu verschaffen, Uneinigkeit unter uns hervorzurufen und im Falle einer Umwälzung eine Volksarmee zu errichten, die, wie die Vendeer im Jahre 1792, im Namen Gottes und des Erlösers den Ideen der Gerechtigkeit den Krieg erklärt. Diesem muß vorgebeugt werden, damit nicht Ströme Blutes fließen müssen. Glaubt nicht, daß wir die Sache von einer leichten Seite nehmen dürfen, denn diese Leute werden von den Regierungen und Pfaffen mit Geld und Polizei unterstützt; sie haben schon christliche Handwerkervereine in Berlin, Hamburg, Stuttgart, Basel, Paris, London usw. gestiftet, welche miteinander in Verbindung stehen, sie schicken Arbeiter als Emissäre aus und hängen sogar, wenn es not tut, den Kommunismus als eine Maske vor, um Anhänger zu gewinnen; wir müssen daher in allen Zeitungen, wo wir nur können, die Leute entmasken, und zwar so schnell als möglich. (Folgt eine längere Beschreibung der Verhältnisse in London.)

Wir fordern Euch daher auf, nicht allein in Euren Lokaltäten diesem Treiben der Finsterlinge auf das kräftigste entgegenzutreten, sondern auch überall die nach London reisenden Arbeiter vor dem Treiben der protestantischen Jesuiten zu warnen. . . .

Ihr seht, Brüder, wir haben Kampf nach allen Seiten; darum auf, wer Ihr auch immer sein möget, erhebt Euch! Gerechtigkeit und Wahrheit sei Euer Feldgeschrei, treten wir kühn den Feinden der Menschheit entgegen, und seid überzeugt, je schwerer der Kampf, desto herrlicher der Sieg.

6. Verlangen wir von Euch, daß Ihr alle zwei Monate einen genauen Bericht über die Fortschritte und Begebenheiten abstattet. Vier Wochen nach Eingang der Berichte wird alsdann an alle Lokalitäten ein Bericht über die Fortschritte des Ganzen und über alle wichtige Begebenheiten abgeschickt und Stellen aus den erhaltenen Briefen, welche von Wichtigkeit sind, wörtlich abgeschrieben werden.

Wir hoffen, daß Ihr streng diesem unserem Verlangen nachkommen werdet, wir werden unsere Pflicht tun, soweit es in unseren Kräften steht, wir verlangen aber auch von Euch, daß Ihr daselbe tut. Sollte irgend etwas Wichtiges in irgend einer Lokalität vorkommen, so verlangen wir auf der Stelle Bericht darüber, damit wir Instand gesetzt werden, augenblicklich Maßregeln zu ergreifen.

7. Ersuchen wir Euch, von jetzt an alle Spaltungen, wenn solche unter Euch bestehen sollten, zu beseitigen, fest zusammenzuhalten im Kampfe gegen unsere Feinde und immer im Auge zu behalten, daß Einheit stark macht.

Meinungsverschiedenheiten werden auf dem Kongreß ausgeglichen werden, bis dahin laßt uns warten. Jeder von Euch Brüdern, welchem unsere heilige Sache wirklich am Herzen liegt, wird gewiß einsehen, daß es jetzt keine Zeit ist, Persönlichkeiten geltend zu machen, sondern dieselben im Gegenteil der Vergessenheit anheimzugeben; darum seid wach, schließt Euch fest aneinander, und sollte es noch Leute unter Euch geben, welche die Person höher stellen als den Sieg unserer Grundsätze, so entfernt sie so schnell als möglich.

8. Bitten wir Euch, sogleich nach Empfang unseres Schreibens uns einen ausführlichen Bericht über den Zustand der Dinge in Eurer Lokalität abzustatten, damit wir Instand gesetzt werden, eine allgemeine und einfache Organisation zustande zu bringen.

9. Ersuchen wir Euch, soweit es in Euren Kräften steht, das Journal in der Schweiz zu unterstützen, indem wir der Meinung sind, es dem kommenden Kongreß zu überlassen, wo und auf welche Weise das allgemeine Organ zu errichten sei.

10. Da es höchst notwendig ist, daß alle genau unsere jetzigen Verhältnisse kennenlernen, so ersuchen wir Euch, folgende drei Fragen in allen Gemeinden diskutieren zu lassen:

Frage 1: Welches ist die Stellung des Proletariats der hohen und niederen Bourgeoisie gegenüber? Ist eine Annäherung an die niedere oder radikale Bourgeoisie von unserer Seite ratsam, und wenn, auf welche Weise ist dieselbe am leichtesten und sichersten zu bewirken?

Frage 2: Welches ist die Stellung des Proletariats den verschiedenen religiösen Parteien gegenüber? Ist eine Annäherung an die eine oder die andere Partei möglich und ratsam, und wenn, auf welche Weise ist dieselbe am leichtesten und sichersten zu bewirken?

Frage 3: Welches ist unsere Stellung in Beziehung auf die sozialen und kommunistischen Parteien? Ist es wünschenswert und möglich, eine allgemeine Vereinigung aller Sozialisten zustande zu bringen, und wenn, auf welche Weise kann diese Vereinigung am schnellsten und sichersten herbeigeführt werden?

Wir bitten Euch, diese drei Fragen zuerst reiflich in den respektiven . . . zu überlegen, damit alle Vorsteher Instande sind, in ihren Gemeinden die Diskussion über dieselben gehörig einzuleiten. Wir gehen mit Fleiß in keine weitere Auseinandersetzung dieser Fragen ein, weil wir erst die Gesinnungen der Mitglieder zu erfahren wünschen, ehe wir eine bestimmte Richtung einschlagen; welches jedoch unsere Ansichten unter den jetzigen Umständen sind, könnt Ihr aus den Artikeln 2, 3 und 4 ersehen.

Sobald diese Fragen besprochen sind, bitten wir Euch, uns unverzüglich von den Ansichten und Wünschen der Mitglieder in Kenntnis zu setzen.

Indem wir zuversichtlich hoffen, daß Ihr mit Mut und Eifer uns in unserem Wunsche unterstützen werdet, grüßen wir Euch alle brüderlich.

Die zweite Adresse lautet:

Liebe Brüder!

Februar 1847.

Als wir die Leitung der Geschäfte übernahmen, hofften wir, von allen Seiten auf das kräftigste unterstützt zu werden; unsere Hoffnung ist aber getäuscht worden, und von mehreren Orten haben wir noch nicht einmal Briefe und Adressen erhalten. Diesem Uebelstand muß abgeholfen werden. In der jetzigen Zeit, wo der politische Horizont völlig umwölkt ist, wo das Brausen des Zeitgeistes überall gehört wird, wo wir augenscheinlich einer ungeheuren Revolution entgegengehen, welche das Schicksal der Menschheit wahrscheinlich für Jahrhunderte entscheiden wird, ist keine Zeit zum Schlafen, kein passender Augenblick, Persönlichkeiten geltend zu machen — nein, jetzt verlangt die Menschheit von einem jeden ihrer Streiter, daß er seine Pflicht erfüllt.

Die Teufel in Menschengestalt, welche den letzten Rest des unglücklichen Polens verschluckt, bereiten sich jetzt im Verein mit jenem Ungeheuer, das den Geist der Freiheit in Frankreichs edlem Volke zu vernichten sucht, vor, die Schweiz und Italien anzugreifen und das Volk in allen Ländern, anstatt ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, mit Kartätschen und Bajonetten zum Schweigen zu bringen; Hunderttausende russischer Barbaren lagern an Deutschlands Grenze, jeden Augenblick bereit, die Länder des mittleren und westlichen Europa zu überschwemmen und unsere Väter und Brüder nach Sibiriens Eisfeldern abzuführen, unsere Weiber und Schwestern zu schänden. Brüder! Sollen wir ruhig zusehen, sollen wir bloß Worte haben, ohne Tatkraft zu besitzen, sollen wir feig den Nacken unter das Joch beugen? Nein, hören wir Euch alle rufen, wir fliehen oder sterben. Wohlan denn, Brüder, sammelt Euch unter die Fahne der Menschheit, und sollt ihr dieses Frühjahr schon der Kampf beginnen, so stellt Euch in die vordersten Reihen der Streiter der Gerechtigkeit und zeigt, daß wir ebensogut die Muskete als das Wort zu handhaben wissen. Verbreitet zu gleicher Zeit überall die Grundsätze des Kommunismus, wo Ihr auch hinkommen mögt, das Volk wird diese herrliche Lehre, welche ihm die endliche Lösung von seinen Leiden verspricht, mit Freuden aufnehmen. Dieses ist es, was wir Euch anzuraten haben, im Falle die Tyrannen schon dieses Frühjahr angreifen sollten; unsere Funktionen würden dann auch beendigt sein, und unsere letzte Aufgabe wäre, mit Wort und Tat dahin zu wirken, daß die provisorische Regierung mit Männern besetzt würde, welche den Grundsätzen des Kommunismus huldigen. Sollten hingegen unsere Feinde dieses Jahr noch nicht den Kampf beginnen, so müssen wir alle unsere Kräfte aufbieten, um unsere Partei gehörig zu organisieren. Nur allein das Proletariat Europas ist es, durch welches die Menschheit ihre Befreiung erlangen kann, es ist daher unsere heiligste Pflicht, unsere Streitkräfte so schnell als möglich zu organisieren und die Proletarier dem Einfluß der leichten Liberalen zu entziehen, die vielleicht zu einer politischen Revolution mitwirken würden, um unter dem Titel Präsident die Stelle des Fürsten einnehmen zu können, die uns aber nur von der Tyrannei der Fürsten befreien wollen, um uns unter den Despotismus des Geldsacks zu bringen.

In unserem ersten Schreiben beriefen wir schon einen kommunistischen Kongreß auf den Anfang des Monats Mai zusammen, doch finden wir uns genötigt, denselben bis zum 1. Juni dieses Jahres zu verschieben, da unerwartet Umstände eingetreten sind, welche besondere Vorsichtsmaßregeln nötig machen.

Wir fordern Euch nun auf, unverzüglich Eure Abgeordneten für den Kongreß zu wählen und für die nötigen Mittel zu sorgen, daß sie die Reise bestreiten können. Die Abgeordneten müssen alle am 30. Mai eintreffen, damit am 1. Juni die erste Sitzung stattfinden kann. Wir werden dann zuerst Rechenschaft über unsere Amtsführung ablegen und unser Amt in die Hände der Abgeordneten niederlegen und dieselben auffordern, den Ort zu bestimmen, wo wir ferner unseren Sitz haben sollen. Zweitens muß eine völlige Revision vorgenommen werden. Die Menschheit schreitet mächtig vorwärts, das Bewußtsein erwacht in aller Brust und mit ihm

das Streben nach Freiheit: wir müssen daher immer uns den Bedürfnissen anschließen und nicht die Leute zwingen wollen, sich Befehlen zu unterwerfen, welche ihrem Geiste widerstreben.

Drittens muß ein kurzes kommunistisches Glaubensbekenntnis aufgestellt werden, das in allen europäischen Sprachen gedruckt und in allen Ländern verbreitet wird. Dieses ist ein besonders wichtiger Punkt, und wir bitten Euch, die unten folgenden und hierauf Bezug habenden Fragen mit der größten Aufmerksamkeit zu diskutieren, damit wir endlich einmal über das, was wir wollen, völlig klar werden.

Viertens muß über die Errichtung eines Blattes gesprochen werden, welches unsere Partei nach allen Seiten hin vertritt. Ihr werdet gewiß einsehen, daß keine Partei bestehen kann, ohne ein öffentliches Organ zu besitzen; wir sind daher überzeugt, daß Ihr alles aufbietet werdet, damit dasselbe noch im Juni erscheinen kann. Alle Abgeordneten müssen wissen, wieviel Exemplare sie in ihrer Gegend absetzen können.

Endlich fünftens müssen Abgeordnete ernannt werden, welche nach allen Orten hinreisen, um organisierend einzuschreiten. Gebt daher Euren Abgeordneten alle Euch bekannten Adressen derjenigen, welche sich in Deutschland und Skandinavien befinden und die Euch bis jetzt über ihr Wirken noch keine Nachricht gegeben haben. Aber diese und andere Punkte, welche Ihr dem Kongreß vorzulegen wünscht, berathet und gebt Euren Abgeordneten die nötigen Instruktionen mit.

Was den gegenwärtigen Zustand betrifft, so können wir Euch zwar sagen, daß die Anzahl der Mitglieder sehr groß ist, aber leider müssen wir auch bekennen, daß weder ein festes Zusammenhalten noch ein kräftiges Zusammenwirken stattfindet, ohne welches wir nie einen wirklichen Einfluß auf den Gang der Begebenheiten ausüben können. Die Kommunisten bilden leider noch keine feste Partei, haben noch keine gewissen festen Anhaltspunkte und schließen sich daher nur zu oft da, wo sie noch nicht stark sind, anderen Parteien an — indem sie sagen, daß dieselben doch auch den Fortschritt wollen, und wie sie doch auch nicht zu ausschließend sein dürften. Dieses muß anders werden; wir stehen gegenwärtig an der Spitze der Bewegung, wir müssen daher auch eine eigene Fahne haben, um die wir uns alle scharen, und müssen nicht unter der großen Philisterarmee herumstreifen. Gehen wir kräftig voran, Mann an Mann gereiht, so werden die anderen nachfolgen; verteilen wir uns aber unter alle Parteien, so werden wir nie zu etwas kommen. Wir sollten uns ein Beispiel an den englischen Chartisten nehmen, die in England an der Spitze der Bewegung stehen. Diese haben ihre sechs Punkte der Charte aufgestellt und erklärt: »Wer nicht für uns ist, ist gegen uns«, und ebgleich die ganze Philisterbande anfangs Zeter und Weh über dieselbe schrie, so fangen diese Philister doch schon an, sich ihnen täglich mehr zu nähern. Wir müssen auch aufstellen, was wir wollen — unsere Punkte des Kommunismus —, dabei fest verharren und nur noch über die Mittel beraten, wie wir am leichtesten und schnellsten zu unserem Heile gelangen können; Ihr werdet einsehen, daß, wenn wir vorrücken, die Armee der Philister nachrücken muß.

Von Schweden haben wir ziemlich erfreuliche Nachrichten erhalten. Die Ideen des Kommunismus machen dort tüchtige Fortschritte, nur scheinen sie noch mit etwas Christentum gemischt zu sein, wie es auch bei uns anfangs der Fall war, doch das wird sich schon machen. Mehrere unserer Brüder beabsichtigen, in allen Gegenden Schwedens öffentliche Proletarierversammlungen zu errichten, und in Stockholm ist schon der Anfang gemacht worden.

Was auch die Fürsten und Pfaffen gegen uns unternehmen, es fällt alles zu unserem Vorteil aus; darum nur immer mutig vorwärts.

Wir haben in Frankreich und Belgien provisorisch von neuem organisiert. Wir hoffen, daß Paris, welches bis jetzt immer unser Hauptplatz für die Propaganda war, auch künftig es bleiben wird. Wir hoffen und verlangen von den Brüdern in

Paris, daß sie in Zukunft streng ihre Pflicht erfüllen und eine Pflanzschule errichten, aus welcher Leute hervorgehen, die unsere Grundsätze in allen Gegenden der Erde verbreiten.

Von Bern haben wir günstige Nachrichten erhalten — unsere Brüder werden dort eine kommunistische Zeitschrift herausgeben, und wir ersuchen Euch, dieses Blatt zu unterstützen. Für die Schweiz ist ein Blatt, welches unsere Partei vertritt, unbedingt notwendig. In der Schweiz wurden wir leider während der letzten zwei Jahre durch unselbige Streitigkeiten desorganisiert. Christliche Kommunisten machten dort den unchristlichen oder sogenannten Atheisten den heftigsten Krieg — und wurden besonders von W. Weisking, der sich in der Schweiz eine Partei zu gründen suchte, da es ihm sonst nirgends gelingen wollte, angefeuert. Wir hoffen, daß unsere dortigen Brüder erkannt haben, daß wir für die Einrichtung unserer Erde keiner überirdischen Hilfsmittel bedürfen. Von unseren Brüdern in L. . . haben wir Nachrichten erhalten; dieselben arbeiten mit Mut, Kraft und gutem Erfolg für unsere gerechte Sache. In London geht es gut. Die beiden Vereine im Westen und Osten Londons nehmen täglich zu und zählen jetzt schon gegen 500 Mitglieder. Die deutschen Pfaffen schreien Jeter und Weh darüber von den Kanzeln herunter, und gerade dadurch helfen sie der Sache. Sonst sind sie in ihren Jünglingsvereinen, die beinahe ganz eingeschlafen sind, ziemlich ruhig; dieses mag freilich daher kommen, daß der fromme christlich-germanische Bunsen ihnen augenblicklich nicht helfen kann, da derselbe völlig beschäftigt ist, die Spitzbuben- und Gaunerstreiche der preussischen Diplomatie vor dem englischen Kabinett und der englischen Nation zu beschönigen. Einen Bericht über das Wirken der englischen Chartisten und den Landplan O'Connors, mit dem wir, nebenbei bemerkt, keineswegs einverstanden sind, sondern ihn im Gegenteil für abscheulichen Unsinn und eine kannibalische Dummheit halten, das nächste Mal, weil das Schreiben sonst zu lang würde.

Zur Diskussion legen wir kurz nachfolgende drei Fragen vor und ersuchen Euch, uns das Resultat Eurer Diskussion über diese und die drei in unserem ersten Schreiben enthaltenen Fragen so bald als möglich wissen zu lassen, damit wir imstande sind, Euch in unserem nächsten Schreiben eine kurze Übersicht der verschiedenen Meinungen geben zu können.

1. Was ist Kommunismus und was wollen die Kommunisten?
2. Was ist Sozialismus und was wollen die Sozialisten?
3. Auf welche Weise kann die Gemeinschaft am schnellsten und leichtesten eingeführt werden?

Zur Einleitung bemerken wir nun folgendes: Ihr wißt, der Kommunismus ist ein System, nach welchem die Erde das Gemeingut aller Menschen sein, nach welchem jeder nach seinen Fähigkeiten arbeiten, »produzieren«, und jeder nach seinen Kräften genießen, »konsumieren« soll; die Kommunisten wollen also die ganze alte gesellschaftliche Organisation einreißen und eine völlig neue an ihre Stelle setzen.

Der Sozialismus, der seinen Namen von dem lateinischen Worte socialis, »die Gesellschaft betreffend«, herleitet, beschäftigt sich, wie schon sein Name anzeigt, mit der Einrichtung der Gesellschaft, mit dem Verhältnis des Menschen zum Menschen; er stellt aber kein neues System auf, sondern sein Geschäft ist hauptsächlich, an dem alten Gebäude zu flicken, die durch die Zeit entstandenen Risse wieder zuzukleben und dem Auge zu verbergen oder höchstens wie die Fourrieristen auf dem alten, vermoderten Fundament, Kapital genannt, ein neues Stockwerk aufzubauen, daß man alle Gefängnis-, Verbesserungs-, Erfinder-, Armenhäuser-, Spitäler- und Suppenanstalten-Errichter unter die Sozialisten zählen kann; und eben darum, weil das Wort Sozialismus eigentlich gar keinen festen Begriff ausdrückt, sondern alles und nichts heißen kann, flüchteten sich alle leichtesten Köpfe, alle Liebesduseleer, alle Kerls, die gern etwas tun möchten, aber keinen Mut zur Tat besitzen, unter seine Fahne und schimpfen über die Kommunisten, die nicht mehr am alten flicken,

sondern ein ganz neues Gebäude aufführen wollen. Daß aber an der gänzlich verfaulten Gesellschaftseinrichtung zu flicken und zu übertünchen Zeitverschwendung ist, wird jeder vernünftige Mensch leicht erkennen. Es ist daher nötig, daß wir fest an dem Worte Kommunismus halten und es kühn auf unsere Fahne aufpflanzen und dann die Streiter zählen, die sich unter derselben versammeln; wir dürfen nicht schweigen, wenn man erklärt, wie es in neuerer Zeit oft geschehen ist: Kommunismus und Sozialismus seien im Grunde ganz dasselbe, und uns auffordert, den Namen Kommunisten, an dem sich noch manche schwache Geister stießen, für den Namen Sozialisten zu vertauschen, sondern müssen kräftigen Protest gegen solchen Unsinn einlegen. Was die Einführung der Gemeinschaft betrifft, so ist gleich die Hauptfrage: kann sie ohne weiteres eingeführt werden; oder müssen wir eine Übergangsperiode annehmen, um während dieser Zeit zuerst das Volk zu erziehen, und wenn, wie lange soll sie dauern; zweitens kann und muß sie im großen eingeführt werden, oder muß man zuerst kleine Versuche machen; soll man bei der Einführung Gewalt brauchen, oder muß die Umgestaltung auf friedlichem Wege geschehen? Hiermit glauben wir Euch eine hinlängliche Einleitung zur Diskussion gegeben zu haben, und wir schließen noch mit der Aufforderung, die wir schon im vorigen Schreiben machten, überall, wo sich der Fourierismus zeigt, dessen Zweck es ist, die Sklaverei der Arbeit unter einer überzuckerten Form aufrechtzuerhalten, kräftig für unser Prinzip in die Schranken zu treten. Ferner fordern wir Euch auf, die leichte Liebesduselei, welche leider an manchen Orten unter den Kommunisten eingerissen zu sein scheint, zu bekämpfen. Die Zeiten werden eisern, wir bedürfen kräftiger Männer und keiner mondsüchtigen Schwärmer, die, anstatt über das Elend der Menschen zu fluchen und zum Schwert zu greifen, es nur bis zu weiblichen Tränen bringen. Zuletzt noch ein Wort: Hütet Euch vor Erneuten, Konspirationen, Waffenankäufen und dergleichen Unsinn mehr; unsere Feinde werden alles anbieten, um Straßenaufläufe usw. hervorzurufen, um dadurch in den Stand gesetzt zu werden, einzuschreiten und, wie sie sagen, die Ordnung wiederherzustellen und ihre teuflischen Pläne auszuführen. Eine ernste, ruhige Haltung zwingt die Tyrannen, ihre Masken abzunehmen, und dann Sieg oder Tod!

Lebt wohl, Brüder! Antwortet bald.

## Die Romane Walter von Molos.

Von Joseph Klicke.

Eigentlich hatten ihn die Muses zu ihrem Dienst bestimmt. Bereits manches gute Werk war seinem Kopf entsprossen, bevor seine großen epochalen Romane ihm einen Namen schufen. Indes die weitere Öffentlichkeit lockten seine literarischen Erstlinge nicht. Trotzdem: in den fünf Romanen, die 1912 aus seiner Feder vorlagen, perlte es bereits von echtem Frühlingstau einer vollblütigen Seele. Inneres künstlerisches Empfinden und äußeres technisches Können gingen in ihnen Hand in Hand. Dazu kam ein blanker Schimmer von Sonnenglanz, und nicht zu vergessen: ein reiches Maß von Wahrheit und erstem Erkenntnisdrang.

Man lese nur seinen Roman »Die Lebenswende«. Ein Gesellschaftsroman, gewiß! Aber doch ein solcher mit einer gesunden Tendenz, ohne die alberne Firtelsanzerei der durchgängigen Marktware. Ein Anklagebuch gegen das Parasiten- und Drohnenhum müheelos heraufgekommener bürgerlicher Familien — eine Geschichte von den lockeren Söhnen ehrlich arbeitender Väter. Verlogenes Kavallerium, äußerlich wohlhänftig und gestiftet, innerlich faul und in jeder Hinsicht moralisch minderwertig. Wie gesagt, ein deutsches Zeit- und Familienbild, wie es vor dem Kriege nicht gerade selten war.

Die Meißelarbeit seiner Kunst offenbarte sich auch bereits in seiner scharfen Herausarbeitung der handelnden Charaktere. Mit verhältnismäßig knappen

Strichen verstand er diese zu gestalten. Streng geschlossen traten die Profile hervor. Und wo er den Dialog anwendete — was bei ihm sehr häufig geschieht —, da handhabte er diesen flott, packend und gewandt. In seinem Epigonenroman »Die törichte Welt« zeigt sich diese seine Kunst äußerst wirkungsvoll.

Als drittes seiner früheren Bücher möchten wir noch den jetzt in neuer Ausgabe (bei Albert Langen in München, wo alle seine Werke verlegt werden) erschienenen sozialen Roman »Die unerbittliche Liebe« nennen. Mit einer rücksichtslosen Realistik behandelt Molo hier das Kinderproblem in einem finanzschwachen Haushalt, wobei im Mittelpunkt der natürliche Vorgang des Gebärens steht. In diesem Buche zeigen sich eigentlich — das merkt man, wenn man heute das Gesamtwerk Molo's rückblickend überschaut — erstmalig die urwüchsigsten Spuren des späteren meisterhaften Gestalters. Die freie Behandlung des Stoffes ist bei dem ersten Erscheinen des Romans viel angefeindet worden; heute erkennt man, daß Molo ihn so und nicht anders gestalten mußte.

Zu dem vorbildlich scharfen Dialog kamen Gefühl und Leidenschaft. Man säßte bei der Lektüre, daß man keinen der landläufigen Geister vor sich hatte. Aber daß Walter v. Molo ein »Verusener« werden sollte, das hat damals wohl kaum einer seiner Leser und Kritiker gedacht. Ein guter Erzähler und tüchtiger Gestalter — ja, aber ein Auserwählter — das glaubte man eigentlich nicht. Und doch ist er es geworden. Schon ein Jahr später verriet es der erste Band seines wichtigen Schillerromans, daß hier einer stand, der seinem Helden tief ins Herz geschaut und dem die Erkenntnis beim Gestalten des Romans den Griffel geführt hatte. Mit diesem Buche, das jetzt bereits in achtzehnter Auflage vorliegt, während die früheren Romane durchweg nur wenige Auflagen erlebten und dem großen Publikum unbekannt blieben, mit diesem Buche stand Walter v. Molo mit einem Schläge als vollwertiger Lebensgestalter vor uns. Eine überaus packende Unmittelbarkeit strömt aus dem Bände. Kaum jemals hat ein deutscher Schriftsteller, der sich mit dem Problem befaßte, Schiller so nachempfunden, nacherlebt, wie Walter v. Molo, der hier ein gewaltiges individuelles seelisches Bild des Karlschülers gab. Hermann Kurz' »Schillers Heimatjahre«, Heinrich Laubes »Karlschüler« — um nur die Besten zu nennen —, sie verblähten vor der gewaltigen Schöpfung Molo's.

Und was der erste Band »U m s M e n s c h e n t u m« bot und ankündigte, das hielten die weiteren Bände des Romans. Mit Recht bezeichnet Ludwig Finkh den Band »I m L i t a n e n k a m p f« als Schillers Auferstehung. Endete der erste Band mit Schillers Flucht aus Stuttgart, so führt uns der zweite an des Dichters Seite entlang bis zur Übersiedlung nach Weimar. Rang dort die impulsive Natur Schillers mit den »Räubern«, so gestaltet sie im zweiten Bände den Stoff der »Lulise Millerin«, des »Fiesko« und des »Don Carlos«. Der weitere Band »D i e F r e i h e i t« zeigt uns in der Hauptsache den Geschichtsschreiber und den Herausgeber der »Horen«, während der Schlußband »D e n S t e r n e n z u« das Lebenswerk des Dichters und sein eigenes beschließt.

Diese Inhaltsangabe ist natürlich nur eine äußerst dürftige; aber es mag genügen, wenn wir sagen, daß in den vier Bänden der ganze Schiller mit all seiner gewaltigen Leidenschaft sich auswächst und auslebt, daß aber auch die häusliche Misere des täglichen Lebens von dem Biographen nachempfunden wurde, so daß ein ungeschminktes Vollbild des Genies entstand.

So hat Molo dem deutschen Volke seinen Schiller neu geschaffen: den ringenden und kämpfenden Schiller, den Idealisten Schiller, der uns in den heutigen sturmburchpeltigsten Tagen wieder näbertreten sollte. Alte, ehemals liebgewordene Züge wurden neu verlebendigt. Was Molo gab, war kein trockener Professorenstoff, es war blühendes Leben. Nicht zum wenigsten wurde dieser Erfolg dadurch erreicht, daß der Verfasser die ideale Persönlichkeit Schillers in ein zuweilen stark realistisches Milieu stellte. Gewiß, ein weitausholendes Kulturgemälde ist der

Roman trotz seines äußeren Umfanges nicht geworden; die Darstellung ist wohl auf die scharfe Skizzierung der überlieferten Persönlichkeiten eingestellt, nicht aber auf das sachliche Milieu von Zeit und Gegend. Deshalb haben wir in dem Schillerwerk auch weniger einen vorbildlichen geschichtlichen Roman als vielmehr eine packende Wiedergabe des ringenden Genius und seines Schicksals vor uns. Aber auch das ist nicht wenig! Schon deshalb, weil der Stoff dem Gestalter zu einem grandiosen Erlebnis wurde.

Der Erfolg des Schillerromans führte Molo dazu, sich mit der Persönlichkeit Friedrichs II. von Preußen zu befassen. Vielleicht, ja sehr wahrscheinlich werden auch die Zeitumstände ihn auf dieses Gebiet verwiesen haben. Der historische Ausschnitt ist hier entschieden knapper als bei obigem Werke. Dort ein Menschenalter, hier ein Tag. In den Zeitraum von vierundzwanzig Stunden preßt Molo den Stoff. Lange Dialoge zwischen friderizianischen Offizieren an einem kalten Wintertag im letzten Schlesiens Kriege, dann Friedrich selbst als Handelnder. Molo schildert ihn als Menschen und Landesvater. Ohne Zweifel packend, doch in geschichtlicher Hinsicht läßt die Zeichnung mancherlei zu wünschen übrig. Ein solcher »Fritz« mag heute noch in den Köpfen ostelbischer Schützenvereinsgrößen fortleben, die historische Forschung förderte vielfach andere Charakterzüge zutage. Es erscheint uns überhaupt etwas fremd, daß ein Mann, der sich für Schiller begeisterte, sich an der Figur des Preußenkönigs berauschen konnte; denn kaum irgendwo scheint uns der Wesensunterschied zwischen zwei Idealfiguren größer, die sachliche Differenz breiter als hier. Ging doch gerade nach Schillers eigenen Worten »von des großen Friedrichsthron« die Muse »schuglos ungeehrt«.

Sieht man von dem sachlichen Stoff ab, in den ja der einzelne mehr oder weniger vernarrt sein kann — dichterische Freiheit ist bis zu einem gewissen Punkte, den auch Molo nicht überschritten hat, ein alles unveräußerliches Recht des dramatischen Gestalters geworden —, so muß man auch beim Friedrichsroman zugeben, daß es Molo gelungen ist, den Roman als Kunstwerk außerordentlich plastisch zu gestalten. Ohne zu ermüden, liest man den 270 Seiten umfassenden Band.

»Friedricus« ist der erste Band einer Trilogie unter dem Gesamttitel »Ein Volk wacht auf«. Welche Stoffe die nächsten beiden Bände behandeln werden, ist der Öffentlichkeit heute noch unbekannt. Der schon vor zwei Jahren gefaßte Plan Molos ist vielleicht durch das Geschehen der Gegenwart, durch die Revolution beeinflusst worden. Daß Molo sich bereits mit der Fortentwicklung des preußischen Stoffes eingehend beschäftigt hat, zeigen seine geschichtlichen Bilder »Im Schriff der Jahrhunderte«, die letzten Endes dasselbe Thema in einfacher Form behandeln.

Zur Abrundung des Gesamtbildes von Molos Schaffen mag es dienen, wenn wir auch den Dramatiker Molo erwähnen. Von den vier Dramen, die er geschaffen, hat jedoch bis heute keines jenen nachhaltigen Erfolg errungen, den man eigentlich von den Bühnenwerken dieses straffen Szenengestalters erwartet hatte. Die einzelnen Aufführungen seiner Stücke bewiesen, daß seine Stärke in der Szenengestaltung des Romans liegt, im scharfgeschliffenen Dialog, weniger in der wirkungsvollen Schürzung und Entfesselung des dramatischen Knotens. Auch als Herausgeber ist Molo tätig gewesen. In sechs Bänden hat er seiner Gemeinde eine Auswahl der Erzählungen Thomas, Hansens, Gogols, Strindbergs, Sealsfields und der Lagerlöf gegeben.

Wir haben schon betont, daß Walter v. Molo nicht als ein Darsteller geschichtlicher Epochen gewertet werden darf. Seine Form, das scharfe Zergliedern von Persönlichkeiten, unter Veringschätzung des umwellichen Milieus, steht dem entgegen. Molo will Erzähler seiner Leser sein. Daher liegen in seinen Büchern auch ethische Werte, Bildungsziele und Bildungsideale. Wie er seinem Schiller ins Herz drang, so will er mit seinen Büchern auch zum Herzen des Lesers dringen.

## Revolutionsliteratur.

Besprochen von Karl Vorländer.

Schriften zur oder über die Revolution schließen jetzt wie Pilze aus der Erde hervor. Die folgenden fünf unterscheiden sich dadurch von der großen Masse, daß sie, mit Ausnahme einer russischen, von bekannten Genossen herrühren, so daß wir uns den Lesern der Neuen Zeit gegenüber über sie kürzer fassen dürfen.

Nur bis an die Schwelle der Revolution führt Max Quarc, Von der Friedensresolution bis zur Revolution (Frankfurt a. M. 1918, Uniondruckerei, 89 Seiten). Es sind Briefe aus dem Reichstag, die der Abgeordnete für Frankfurt a. M. an die heimische »Volksstimme« geschrieben hat. Er selbst bezeichnet sie im Nebentitel als »ein Jahr Revolutionsarbeit im Reichstag« und will darin »die revolutionäre Vorarbeit« der Mehrheitspartei für die große Umwälzung aufzeigen, zugleich auch ihre Kriegspolitik mit der Überzeugung rechtfertigen, »daß wir in einem erfolgreich verteidigten Deutschland erst recht Kraft und Raum für die Errichtung des Volksstaats haben würden« (S. 3). Mag gegenwärtig auch das Interesse an den Reichstagsverhandlungen von damals (vom 23. Februar 1917 bis 26. Oktober 1918) durch die sich jagenden Ereignisse des Augenblicks überholt sein, so werden doch für die Zukunft die lebendig geschriebenen Schilderungen Quarks ihren historischen Wert behalten; wenn auch das »große Reinemachen« seit dem 9. November viel weiter gegangen ist, als man noch am 26. Oktober voraussehen konnte. Politisch am interessantesten vielleicht ist das kurze »Schlußwort« (S. 86 bis 88), das neben der eigenen auch die »andere« Methode der Revolutionsarbeit begrüßt und die Wiederherstellung der Einheit der Arbeiterbewegung fordert.

In eine ganz andere Luft versetzt uns die »zweite Folge« der Reden Kurt Eisners, die der Verlag von Georg Müller (München 1919) unter dem Titel »Die neue Zeit« herausgibt. Die vorliegende »zweite Folge« bietet freilich nur ein dünnes Heftchen von einem halben hundert Seiten. Menschlich am schönsten zeigt sich Eisners Streben in der den Eingang (S. 5 bis 9) bildenden kurzen Ansprache an die bayerischen Soldatenräte. Die lange politische Rede des neuen Ministerpräsidenten vor seiner Partei am 12. Dezember 1918 (S. 10 bis 44) enthält sicherlich ebenfalls eine Reihe nicht bloß idealer, sondern auch, aller vermeintlichen »Realpolitik zum Trotz, richtiger Gedanken, so: daß auf die Dauer die einzig wahre Realpolitik die des Idealismus sei (S. 12 f.), daß die Hauptfache in der Politik nicht die Agitation, sondern die praktische Arbeit ist (S. 19), daß Demokratie nicht bloß gleiches Recht, sondern auch gleiche Pflicht für alle bedeutet (S. 24) und zugleich »alle Kräfte freimachen, jedem den Weg seiner inneren Fähigkeiten öffnen« will (S. 26). Auch die Notwendigkeit revolutionärer Aktionen, solange noch keine Demokratie besteht (S. 21), wird kaum einer von uns im Ernst bestreiten wollen. Ebensovienig die Wahrheit der Sätze über den Sozialismus: »Einen Zukunftsstaat prophezeit man nicht, sondern man schafft ihn, indem man ihn baut« (S. 41); oder über die Schwierigkeiten von dessen gegenwärtiger Verwirklichung: »Wir können keinen Trümmerhaufen sozialisieren« (S. 42), brauchen zur Wiederaufrichtung der Industrie »die Mitarbeit und Initiative der herrschenden Klassen« (S. 41) und zur Errichtung einer sozialistischen Gesellschaft die der gesamten Welt (S. 43). Allein man hat doch bei dem allem das Gefühl, daß der Redner bei all seinem Geist und seiner Begeisterung zu sehr im allgemeinen steckenbleibt, kurz daß er eben nicht zum praktischen Politiker, sondern zum Dichter, Ethiker und Philosophen geboren war.

Auf den ersten Blick besteht zwischen dem auf tragische Weise gestorbenen ersten Präsidenten der bayerischen Republik und dem Oesterreicher Friedrich Adler, von dem die Wiener Volksbuchhandlung zwei im November gehaltenen Reden unter dem Titel »Nach zwei Jahren« (Wien 1918, 32 Seiten, Preis 60 Heller) veröffentlicht, eine gewisse Ähnlichkeit. Beide in ihrem Nebenberuf Ge-

lehrte, und zwar Philosophen, standen oder stehen auf dem linken Flügel der Partei, beide sind erst durch die Revolution aus dem Gefängnis befreit, dann aber sofort an die Spitze der Bewegung getreten. Indes man merkt doch sofort bei der Lektüre von Adlers Reden (denen noch ein äußerst scharfes Manifest aus 1915 als Anhang beigegeben ist, wie den Eisnerschen Reden eine um Weihnachten 1917 niedergeschriebene Kritik des damaligen Entgegenkommens der Bolschewiki gegen den deutschen Imperialismus), daß er nicht, wie Eisner, von der Ethik oder beinahe mehr noch der Ästhetik her zur Philosophie und zur Politik gekommen ist, sondern von der exakten Naturwissenschaft. (Er hat hinter den Zuchthausmauern eine Schrift über Ernst Mach geschrieben, die wir demnächst hier besprechen werden.) Bei aller Schärfe der politischen Richtung verleugnet der Sohn Viktor Adlers doch nicht den dem Politiker unentbehrlichen praktischen Scharfblick. Er weiß, im Gegensatz zu dem allzu vertrauensseligen Eisner, daß es nach dem russischen Imperialismus und dem der Mittelmächte noch einen dritten, jetzt um so gewaltiger sein Haupt erhebenden niederzuwerfen gilt: den der Entente; wobei er auf eventuelle Unterstützung durch den seiner Meinung nach durch kein imperialistisches Interesse an die Westmächte gefesselten amerikanischen Pazifismus hofft (S. 6 und 11). (Ob er darin recht hat, muß sich ja bald zeigen. K. V.) Und in Sachen der Durchführung der Sozialisierung, die er schon wegen des finanziellen Zusammenbruchs der Mittelmächte für unvermeidlich hält, äußert er entschiedene Zweifel an der Angemessenheit des »russischen Rezepts«, wobei er übrigens aus einer neueren Broschüre Trotzki's die interessante Mitteilung macht, daß selbst dieser extreme Bolschewist die rein demokratische Form des Überganges in die neuen Zustände für die günstigste erklärt hat, in der das Proletariat seine Aufgabe erfüllen könnte (S. 13). Mit großer Entschiedenheit tritt Adler ferner für die Vereinigung Deutschösterreichs mit Deutschland ein, wofür er unter anderem auch eine bisher noch unbekannte Äußerung August Bebel's zu Wien aus dem Sommer 1912 als Schwurzeugen anruft: »Wir hoffen, daß der Tag einmal kommen wird, wo wir unter einem gemeinsamen Banner in einem gemeinsamen Parlament zusammenstehen und unsere Ziele verfolgen werden...« (S. 10.)

In der zweiten Rede, gehalten vor der Roten Garde am 21. November 1918, erklärt er die Aufstellung einer bewaffneten Macht zum Schutze der revolutionären und sozialistischen Errungenschaften für unumgänglich, warnt aber vor der Illusion, als könne man die Sozialisierung, die vielmehr »viel harte und schwere Arbeit erfordern« werde, von heute auf morgen durchführen (S. 18). Die »kommunistische« Befehung bürgerlicher Zeitungen bezeichnet er als »eine Operette, und zwar eine recht dumme«, »private« Expropriationen einzelner durch einzelne geradezu als Verrat an der Revolution.

Damit stehen wir schon inmitten des Themas: »Die Bilanz des russischen Bolschewismus«, die der russische Genosse Dimitri Gawronsky »auf Grund authentischer Quellen« in seiner bei Paul Cassirer erschienenen Broschüre zieht (Berlin 1919, 88 Seiten, Preis 2,50 Mark). Wie Kurt Eisner, so hat — nur etwa zehn bis fünfzehn Jahre später als er — auch Gawronsky zu den Füßen des Marburger Philosophen Hermann Cohen gesessen. Während des Krieges war er offizieller Delegierter der sozialrevolutionären Partei auf der Kienthaler Konferenz. An seiner aufrichtigen, ja radikalen Friedens- und sozialistischen Gesinnung ist also nicht zu zweifeln. Um so schwerer wiegt das Urteil, das er, auf Grund bolschewistischer Dokumente selbst, über die durch die Bolschewikherrschaft über Rußland hereingebrochenen Zustände fällt. Die subjektive Ehrlichkeit der führenden »Träumer und Illusionisten« (S. 39) und jetzigen »Inquisitoren« und Terroristen bestreitet er nicht. Sie haben eben »über dem Erdboden, von dem das Blut hoch ausspritzt, von dem sich Verzweilungsgrube und das tiefe Stöhnen des Leidens erheben, ein aus Dekreten bestehendes Luftschloß errichtet«. Sie »hatten keine Geduld, zu warten, bis der blühende Baum des neuen Lebens, indem er tiefer und tiefer die Wurzeln in den Boden schlug, immer höher empor-

wachsend der Menschheit seine herrlichen Früchte brachte. . . . Nun liegt er da, mit den Wurzeln an der Sonne, verwelkt, verdorrt und abgestorben« (S. 85). Mit diesem tragischen Vergleich schließt die bedeutsame Schrift, die auf den letzten Seiten auch die deutschen Sozialisten beschwört, Vernunft an Stelle des bloßen Gefühls walten zu lassen, das im Bunde mit der Leichtgläubigkeit, dem Eigennutz und der Unreife großer Volkssteile Rußland an den Rand des Unterganges gebracht hat. Mit mindestens ebensolchem Interesse wie die Schilderung des gegenwärtigen Rußlands haben wir übrigens die einleitenden Kapitel »Vor der Revolution« und »Die innere Schwäche der russischen Revolution« gelesen. Parallelen genug zu unseren eigenen heutigen Zuständen bieten sich von selbst dem Leser dar.

Auch Karl Kautsky hatte sich schon vor dem Losbruch der deutschen Revolution in einer (uns nicht vor Augen gekommenen) Broschüre »Die Diktatur des Proletariats« mit den russischen Verhältnissen auseinandergesetzt. Den allgemeinen das theoretische Problem »Demokratie oder Diktatur?« behandelnden Teil derselben hat er jetzt unter diesem Titel gesondert erscheinen lassen (Berlin 1918, Paul Cassirer, 46 Seiten, Preis 2 Mark). Das Thema selbst beschäftigt seit Monaten Kopf und Herz jedes denkenden Sozialdemokraten, ja man kann beinahe sagen jedes denkenden Politikers überhaupt. Leider lassen sich nur allzuvielen zu einseitig von ihrem Herzen anstatt von ihrem Kopfe leiten. Für sie sind Kautskys nicht aus dem Augenblick geborenen, sondern theoretisch durchdachten Ausführungen geschrieben. Er entscheidet sich für die demokratische Methode: »Für uns ist Sozialismus undenkbar ohne Demokratie.« (S. 8.) Auch Marx, der 1875 zum ersten Male von der »revolutionären Diktatur des Proletariats« gesprochen hat, hat für den einzigen praktisch-geschichtlichen Fall, den er erlebt, die Pariser Kommune von 1871, weitestgehende Anwendung der Demokratie gefordert und Engels noch 1891 als die »spezifische Form« dieser Diktatur »die demokratische Republik« bezeichnet (S. 29 f.). »Die Diktatur der unteren Schichten ebnet den Weg für die Diktatur des Säbels.« (Cromwell, Napoleon I., S. 38.) Bisher war die Sozialdemokratie die unentwegteste Vorkämpferin der Freiheit aller Unterdrückten; sollte es in Zukunft anders sein? (S. 39 f.). Durch eine solche Diktatur würden die Feinde des Sozialismus unter den Kleinhändlern, Handwerkern, Bauern und Intellektuellen nur vermehrt (S. 40), insbesondere die letzte für die Verwirklichung des Sozialismus besonders wichtige Klasse zurückgestoßen statt gewonnen (S. 33 f.). »Für den Aufbau der sozialistischen Gesellschaft gibt es gar kein größeres Hindernis als den Inneren Krieg«, den verderblichsten und grausamsten von allen Kriegen (S. 35). »Die soziale Revolution . . . ist ein langwieriger Prozeß, der jahrzehntelang andauern kann und für dessen Abschluß feste Grenzen nicht zu ziehen sind. Er wird um so mehr gelingen, je friedlicher die Formen, in denen er sich vollzieht. Innerer wie äußerer Krieg sind seine Todfeinde« (S. 37), ganz abgesehen von der Erbschaft einer bankrotten Staatsgewalt nach einem verlorenen Kriege (S. 41). Nicht übel vergleicht er die russisch-bolschewistische Methode, die »Geburtswehen« des kommenden Sozialismus nach dem bekannten Marxschen Bilde »abzukürzen und zu mildern«, mit dem Handeln einer »schwangeren Frau, die die tollsten Sprünge vollführt, um die Dauer ihrer Schwangerschaft, die sie ungeduldig macht, abzukürzen und eine Frühgeburt herbeizuführen: das Produkt eines solchen Verfahrens ist in der Regel kein lebensfähiges Kind« (S. 43). So wäre denn der Ruf nach der Diktatur bei uns »nur ein Zeichen der inneren Schwäche, des Mißtrauens zu unseren eigenen Leistungen« und zugleich, wie in Rußland, »ein spaltendes Element für das sozialistische Proletariat selbst« (S. 45).

Und so schließt von der Seite der »Unabhängigen« ihr theoretischer Hauptführer Karl Kautsky mit demselben Rufe nach einmütiger positiver Arbeit, den wir von der anderen Seite Marx Quard erheben sehen und den in ihrer Weise und unter gewissen Beschränkungen auch F. Adler, K. Eisner und D. Garrowitsky erheben: »So ungeheuer die Schwierigkeiten sind, die wir zu bewältigen haben, wir dürfen hoffen, ihrer Herr zu werden, wenn wir einmütig uns daran

machen, sie in positiver Arbeit zu überwinden« (ebenda). Die praktische Nutzenwendung aber, die Kautsky zum Schluß aus alledem zieht, lautet: »Das Endergebnis ... der definitiven Erziehung einer Nationalversammlung durch eine dauernde Zentralversammlung von Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräten wäre nur Bürgerkrieg, völliger ökonomischer Ruin und daher schließlich Sieg der Gegenrevolution. Darum wollen und müssen wir festhalten an der Demokratie, an dem allgemeinen, gleichen, direkten, gehehmen Wahlrecht, um das wir seit einem halben Jahrhundert gerungen haben.« (S. 46.)

## Literarische Rundschau.

Hermann Wendel, *Südosteuropäische Fragen*. Berlin 1918, Verlag von S. Fischer. 255 Seiten. Preis geheftet 5 Mark, gebunden 7,50 Mark.

Wendels historisch-ökonomische Studien über das slawische Südosteuropa sind nicht als eine Kriegsschrift zu werten, die durch den Ausgang des Krieges als erledigt anzusehen wäre. Der Verfasser ist vielmehr ernstlich und mit Erfolg bestrebt gewesen, die Dinge so zu sehen, wie sie sind, und nicht, wie man sie sich vom Standpunkt irgendeiner beliebigen außenpolitischen Orientierung wünschen könnte. Im ersten Abschnitt seiner an selbstbeobachteten Tatsachen des wirtschaftlichen und politischen Lebens reichen Schrift behandelt der Autor den südslawischen Aufstieg. Vom Westen nach Osten fortschreitend, beleuchtet er zunächst Vergangenheit und Gegenwart der Südslawen der ehemaligen Donaumonarchie. Wenn Slowenen und Kroaten auch vom dauernden Joch der Osmanenherrschaft befreit blieben, so sahen sie doch ihre Heimat stets in eine Wuchstube, oft in ein Schlachtfeld verwandelt. Wer kein Habenichtes war, kehrte daher den ungastlichen Grenzgegenden der Krain, Kärntens und Südfriemars den Rücken. Der Adel dieser Gebiete, meist der Volksprache unkundig, schloß sich mehr oder weniger der deutschen Kultur an. Kein Wunder, daß zur Zeit der ersten deutschen Revolution die Südslawen des Habsburgerreichs wegen ihrer Kulturlosigkeit bei allen Demokraten in äußerster Mißachtung standen. Sehr eingehend schildert Wendel den Befreiungskampf des Südslawentums, wobei er sehr energisch Marzengs und Engels' Auffassung von den Südslawen als einem konterrevolutionären Volksstamm bekämpft.

Die Benennung der Südslawen in der Donaumonarchie mit Provinzialnamen wie Kroaten, Slawonier, Dalmatiner, Krainer, Istrien usw. diente nach Wendel nur dazu, bei ihnen selbst das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit hintanzubalten und den Eindruck nationaler Vuntstreckigkeit in den südslawischen Gauen zu erwecken. Was für die Bewohner der genannten Gebiete gesagt ist, gilt ebenso für die Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina. Das ganze Südslawentum des ehemaligen Habsburgerreichs ist nach Wendel gleichen Stammes und aufs engste mit den Slawen der Balkanhalbinsel verwandt.

Man versteht, sofern man die Wendelsche Auffassung gelten läßt, die große Tragweite des Vertrags von Korfu vom Juli 1917 zwischen Paschitsch, dem Staatsmann der Balkanserben, und Trumbitsch, dem Führer der Südslawen des Habsburgerreichs, worin die Zusammenfassung von Serbien, Montenegro, Bosnien, Herzegowina, Kroatien, Dalmatien und der slowenischen Teile Österreichs zu einem Königreich Südslawien gefordert wird.

Sehr eingehend beschäftigt sich Wendel auch mit Montenegro, dessen Zustände er in anregender und oft ergötzlicher Weise schildert. Hundert sachliche Gründe fallen nach Wendels Ansicht für die Verschmelzung Montenegros mit Serbien in die Waagschale. Wenn an sich schon, so meint Wendel, die Bezeichnung der verschiedenen Südslawenstämme als Serben, Bosniaken, Herzegowiner, Kroaten, Slawonier, Dalmatiner und Slowenen genau so der politischen Irreführung dient, als spräche man statt von Deutschen stets von Schwaben, Franken, Hessen, Friesen,

Sachsen und Märkern, so ist es vollends Torheit, von Serben und Montenegroleten wie von naherwandten, aber doch verschiedenen Völkern zu reden.

Große Beachtung verdient auch, was uns der Autor über den albanischen Knoten zu sagen weiß. Auf Albanien trifft nach ihm Lamartines Wort von der Confédération d'anarchies zu. Hätte der Aufteilung Albaniens nicht der Imperialismus zweier Großmächte (Österreich-Ungarn und Italien) entgegengestanden, so wäre sie von dem Nationalismus der Serben und Griechen längst verwirklicht worden. Sehr entschieden verneint Wendel die Möglichkeit eines selbständigen Albaniens.

Das letzte Kapitel der an Aufschlüssen überaus reichen Schrift behandelt die »mazedonische SpHing«. Den Streit der Serben und Bulgaren um Mazedonien sieht Wendel so an, als beföhden sich ein norddeutscher und ein süddeutscher Staat erbittert um die volkliche, sprachliche und politische Zugehörigkeit der Bevölkerung von Mitteldeutschland. Troh unzweifelhaft vorhandener Verschiedenheiten sieht Wendel Serben, Bulgaren und Mazedonier im Grunde als eine volkliche Einheit an. Vom Adriatischen zum Schwarzen Meer spannt sich nach ihm eine einzige Kette ineinander verfließender südslawischer Dialekte, in der das Mazedonische die Übergangsmundart zwischen dem Serbischen und dem Bulgarischen darstellt. Von dieser Auffassung ausgehend, sind Wendel die Kämpfe und Kriege zwischen den Südslawen lediglich Zwistigkeiten zwischen Brüdern, die im Interesse des südslawischen Aufstiegs unter allen Umständen durch Errichtung eines großen Südslawenreichs überwunden werden müssen. Inwieweit der kommende Frieden von Paris in seinen Bestimmungen über Südosteuropa diesem Ideal entsprechen wird, steht dahin.

Zu rühmen ist an Wendels Buch, daß es frei ist von Überhebung des Mitteleuropäers gegenüber slawischen Lebensformen. Ungewohnt wie Wirtschaft und Recht des slawischen Südosteuropa tritt uns in Wendels Darstellung auch seine Geschichte entgegen. Historisch war dieses Gebiet Europas lange eine Welt für sich, weil seine Geschichte vielfach der Elemente ermangelt, die sie mit der unseren vergleichbar machen. Der Himmel historischer Gestalten, der sich über der südosteuropäischen Erde spannt, ist auch nur zu einem Teil europäisch. Vom Türkeneinfall im vierzehnten Jahrhundert bis in unsere Tage waren weite Gebiete der südslawischen Erde Vorwerke Asiens. Kein Wunder, daß viele Persönlichkeiten der südslawischen Geschichte mehr auf Asien als auf Europa hinweisen. Überall, wo die Geschichte der Südslawen aufregend und dramatisch wird, kommen in ihr asiatische Einflüsse zur Geltung. Ungeformt, im Dunkel, voller Geheimnisse wallte der südslawische Geist bis zur Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts, dann erst vollzog sich sein Einzug in die Welt europäischer Kultur. Wohin wir auch blicken, ob in Wirtschaft, Politik oder Literatur, überall sehen wir, daß in Südosteuropa sich ein schneller Aufstieg vollzieht. Staunend stehen wir vor den Neubildungen, die der Orkan des historisch-ökonomischen Geschehens aus der blutgedüngten südslawischen Erde hervorgetrieben hat. Wie im Wirbelsturm sehen wir das südslawische Leben dahintreiben, großen Zielen zu.

Es ist ein Verdienst der Wendelschen Schrift, daß sie uns in einer leichten, gefälligen Sprache, fast überreich an geistvollen Bildern und Wendungen, mit allen südeuropäischen Fragen gründlich vertraut macht, ohne dabei in den Fehler der meisten Schriften über Balkanangelegenheiten zu verfallen, nämlich das stürmische, nach Neugestaltung drängende Leben der Völker Südosteuropas in eine fertige, starre Schablone hineinpresseu zu wollen. 1q.

J. J. Lur, Bauinspektor, **Wie wohnt die Familie im Eigenhaus billiger als in der Mietwohnung?** 160 Seiten. 225 Abbildungen. 13. Auflage. Wiesbaden, Heimkultur-Verlag G. m. b. H.

Die Lust zum Bauen steckt wohl in jedem jungen und hoffnungsfrohen Menschen. Diese Lust anzuregen und ihr reale Unterlagen zu geben, ist die Aufgabe des

vorliegenden Buches. Das Wort »Der erste und der letzte Tag sind die schönsten im eigenen Haus« wird, so unbegründet es an sich ist, leider nur zu oft wahr. Die Ursache dafür ist die Täuschung über die tatsächlichen Kosten, die mit der Herstellung und mehr noch mit der Unterhaltung des Eigenheims verbunden sind. Wenn auch der Verfasser in dem Kapitel über die Rentabilität des Eigenhauses zu optimistische Zahlen gibt — für Groß-Berliner Verhältnisse ist zum Beispiel der Satz von 5 Prozent für Verzinsung, Steuern, Reparaturen usw. zu gering, 7 Prozent waren schon im Frieden nicht zu hoch —, so ist doch in dem Kapitel über die Gesamtkosten in dankenswerter Weise alles erwähnt, was an Nebenkosten entsteht. Es sind die Posten angeführt, an die meist beim Planmachen nicht gedacht wird, die dann aber beim Bauen zu unangenehmen Überraschungen führen. Ebenso dankenswert sind die Hinweise auf die Beschaffung von Baugeld und Hypotheken. Bitter ist es, wenn die Freude am eigenen Haus erdrückt wird durch die Sorge, es sich zu erhalten. Gerade auf dem Baugeld- und Hypothekenmarkt treiben recht unlaute Elemente, wahre Vampire, ihr Wesen. Die technischen Hinweise über Plangestaltung, Heizung, vernünftiges Wohnen, Gartenanlage und zahlreiche Hauspläne für Kleinwohnungen sind, wenn auch für den Laien bestimmt, anregend für jeden Fachmann.

In seinem neuesten Umschlag ist das Buch besonders für den Berliner bestimmt. Eine Begründung für diese Titeländerung ist nicht zu finden. Zum wenigsten hätte man die Ausdrücke »Spengler-, Weißbinder-, Schindler- und Schreinerarbeiten« erklären müssen, die wohl nur wenigen Berlinern bekannt sind. F. Dörfel.

## Notizen.

**Kommunale Wohnungsämter.** Die schon während der letzten Kriegsjahre recht empfindliche Wohnungsnot ist mit dem Rückströmen der aus dem Militärdienst Entlassenen in das Zivilleben zu einer schweren Kalamität geworden, deren Linderung sich nicht nur Reichs- und Landesgesetze angelegen sein lassen, sondern die auch zu praktischer Kleinarbeit von seiten der Kommunalverwaltungen geführt hat. Einen wesentlichen Faktor hierbei bilden die nach dem preussischen Wohnungsgesetz vom 28. März 1918 vorgesehenen Wohnungsämter, eine Einrichtung, mit der verschiedene deutsche Städte schon vor dem Kriege beziehungsweise in den ersten Kriegsjahren der Wohnungsnot zu steuern suchten. Gesehlich vorgeschrieben sind Wohnungsämter für Städte von mehr als 100 000 Einwohnern; für Gemeinden von 50 000 bis 100 000 Einwohnern haben die Aufsichtsbehörden das Recht, die Errichtung von Wohnungsämtern zu verlangen. Aber auch für kleinere Städte und Gemeinden empfiehlt sich die Errichtung einer solchen Auskunfts-, Beschwerde- und Aufsichtsinstanz dringend. Auch auf die zum Teil immer noch traurigen Wohnungsverhältnisse des Landarbeiterproletariats können Wohnungsämter, deren Tätigkeitsbereich mehrere nahe beieinanderliegende kleinere Landgemeinden umfaßt, segensreich einwirken.

Die großstädtischen Wohnungsämter sollten ihren Aufgabenkreis, der im wesentlichen Wohnungsaufsicht, Wohnungsnachweis, Wohnungsfürsorge und Wohnungsstatistik umfaßt, dem Beispiel solcher Ämter in einigen Städten folgend, erweitern und für die Herrichtung von Not- und Behelfswohnungen sorgen, sowie auf das Kleinwohnungswesen an der Peripherie der Städte durch Vermittlung und Befürwortung von Baukoffenzuschüssen, Hypothekengeldern, Rat und Begutachtung von Entwürfen für Kleinwohnungsbau fördernd einwirken. Ein sachgemäßer Ausbau nach dieser Richtung hin würde die Wohnungsämter, die sich schon in der kurzen Zeit ihres Bestehens auf dem Gebiet der Wohnungsfürsorge gut bewährt haben, zu einer segensreichen, zeitgemäßen sozialen Einrichtung machen.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 7

Ausgegeben am 16. Mai 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Wohin des Wegs?

Betrachtungen und Vorschläge von A. Ellinger.

Seit dem Sturze des alten Regimes sind jetzt rund sechs Monate verfloßen. In dieser Zeit hatte der aufmerksame Beobachter reichlich Gelegenheit, Betrachtungen darüber anzustellen, ob die deutsche Arbeiterschaft reif ist für die geschichtliche Mission, die sie in den Novembertagen des vorigen Jahres übernommen hat. Der kühl und nüchtern beobachtende Sozialdemokrat wird, sofern er vor der Revolution große Hoffnungen in dieser Beziehung gehegt haben sollte, in diesen sechs Monaten manche trübe Erfahrung gemacht haben, manche liebe Illusion wird ihm vor den Augen zerronnen sein. Die Selbstzerfleischung der Arbeiterschaft, die unaufhörlich einander sich jagenden Streiks und die daraus sich ergebende völlige Zerrüttung unserer durch den Krieg und die Waffenstillstandsbedingungen ohnedies schon genügend zerrütteten Volkswirtschaft muß jeden ehrlichen Freund der Arbeiterbewegung und der revolutionären Errungenschaften mit Sorge und tiefer Trauer erfüllen.

Die Übernahme der politischen Macht oder doch wenigstens eines großen Teiles der politischen Macht durch die Arbeiterschaft setzte, wenn sie Erfolg haben sollte, nicht nur ein ausgeprägtes Verantwortlichkeitsgefühl der Führer für das Volksganze voraus, dieses Verantwortlichkeitsgefühl mußte auch zugleich bei den schaffenden Massen vorhanden sein, deren Denken und Handeln in einem demokratischen und erst recht in einem sozialistischen Staatswesen doch letzten Endes entscheidend ist.

Wie ist es mit diesem Verantwortlichkeitsgefühl der Massen bestellt? Nun, solches Verantwortlichkeitsgefühl kann nur haben, wer außer einem bestimmten Maße von Gemeingeist auch Einblick in die Verhältnisse des Staates und der Volkswirtschaft hat, wer wenigstens einigermaßen die Wirkungen berechnen kann, die sein und seiner Mitmenschen Handeln für die Volksgesamtheit und letzten Endes auch für den einzelnen hat. Wer da wußte, wie gering dieser Gemeingeist und dieser Einblick in die volkswirtschaftlichen und staatspolitischen Dinge bei großen Kreisen unseres Volkes leider noch ist, der dürfte sich auch schon vor der Revolution keinen Illusionen über das Maß der geschichtlichen Reife des Proletariats zum Aufbau eines sozialistischen Staates und einer sozialistischen Wirtschaft hingeeben haben, der wird in der jetzigen Zeit auch keine allzu großen Enttäuschungen erleben.

Es war ein Fehler, daß viele Sozialisten die wirtschaftlich-politische und moralische Reife des deutschen Proletariats nur beurteilten nach der in Gewerkschaften und Partei organisierten Elite der deutschen Arbeiterschaft. Und es war ein noch größerer Fehler, daß viele, die nur mit den Regimen

der organisierten Arbeiter persönlich in Berührung kamen, die ganze Arbeiterschaft nach deren intellektuellem und moralischem Maße beurteilten. Es ist in den letzten Jahrzehnten von der sozialdemokratischen Partei und den Gewerkschaften zur Bildung der deutschen Arbeiter zweifellos ganz Beträchtliches geleistet worden. Aus vielen Kanälen gespeist, hat sich ein wahrer Bildungsstrom über das ganze Land verbreitet. Aber von diesem Bildungsstrom wurden doch nur die organisierten Arbeiter erfasst, und selbst diese machten von den gebotenen Bildungsmöglichkeiten leider vielfach nur wenig Gebrauch. Am wenigsten vielleicht dort, wo die Bildungsmöglichkeiten am größten waren: In den Großstädten mit ihren vielen Vergnügungsstätten und sonstigen Ablenkungs- und Zerstreuungsmöglichkeiten. Die weitaus überwiegende Mehrheit dieser Arbeiter begnügte sich mit dem Lesen ihres Partei- und Gewerkschaftsblatts, ja selbst diese Blätter wurden oft unbeachtet zur Seite gelegt. Ganz besonders wurde auch von vielen sonst sehr aufgeweckten Arbeitern das nicht gelesen, was zur Erweiterung ihres volkswirtschaftlichen Verständnisses geschrieben war. Eingehender haben sich mit volkswirtschaftlichen Fragen leider nur verhältnismäßig wenig deutsche Arbeiter befaßt.

Man muß auch sagen, daß viele führende Leute in unserer großen Bewegung nur wenig volkswirtschaftliche Kenntnisse besitzen. Sie bedurften ihrer vor dem Kriege auch nicht; sie waren vor allem Agitatoren und Organisatoren, sie hatten die Bewegung auszubreiten, die Ziele des Sozialismus zu verkünden, die Köpfe der Arbeiter zu revolutionieren und die Arbeiter selbst für die Organisationen zu gewinnen. Sich eingehend mit volkswirtschaftlichen Fragen zu befassen, dazu fehlte ihnen vielfach die Zeit, ganz abgesehen davon, daß tiefere volkswirtschaftliche Kenntnisse, insbesondere die Kenntnis der volkswirtschaftlichen Praxis, für sie auch nicht dringend nötig schien. Wohl nur wenige haben daran gedacht, daß so schnell die Zeit kommen würde, die der Arbeiterschaft die politische Macht bringen und die ihr damit auch die Lösung gewaltiger volkswirtschaftlicher Aufgaben zuschieben würde.

Das sind die tieferen Gründe für das Versagen eines großen Teiles unserer Arbeiterschaft beim politischen und wirtschaftlichen Neuaufbau unseres Reiches. Dieses Versagen ist neben einer Frage des Hungers, der ruhiges Denken vielen unmöglich macht und der bei so vielen dem Gefühl die Herrschaft über den Verstand verleiht, vor allem eine Bildungsfrage. Große Teile des deutschen Proletariats sind zur Lösung der Aufgaben, die ihnen die Revolution gestellt hat, noch nicht reif. Sie können weder die wahren Ursachen ihrer heutigen Lage noch die Wirkungen ihrer Handlungen auf unser Volk übersehen. Sie haben infolgedessen kein Verantwortlichkeitsgefühl, und viele haben auch keine Spur von Gemeinschaftsgefühl, von jenem sozialen Geist, der in der Solidarität der organisierten Arbeiter, in dem Wort »Einer für alle und alle für einen« zum Ausdruck kommt. Der Krieg hat dieses Gefühl in ihnen ertötet, soweit es bei ihnen überhaupt lebendig war. Die Wucherer und Kriegsgewinnler, das ganze Heer der reichen Selbstsüchtlinge hat ihnen dazu ein schrecklich wirkendes Beispiel gegeben.

Anders sind die Vorgänge, die wir in den letzten Monaten erlebt haben, nicht zu verstehen. Die deutsche Arbeiterschaft könnte heute, wenn sie einig

wäre und bis in ihre letzten Schichten hinein Verständnis für die Lage unseres Volkes hätte, eine politisch geradezu glänzende und für alle Zeiten unüberwindliche Stellung haben. Sie müßte dann unter voller Hingabe, unter Darbietung ihrer ganzen Kraft versuchen, durch Arbeit aus ihrer heutigen Lage herauszukommen. Aber ein Teil dieser Arbeiterschaft hat gar kein Gefühl dafür, daß Arbeit die Grundlage für die Existenz eines jeden Volkes ist. Anstatt alles aufzubieten, um die Produktion wieder in Gang zu bringen, löst ein Streik den anderen ab. Anstatt unser Volk aus dem Elend herauszuführen, stoßen es die Streiktreiber und ihre Mitläufer immer tiefer ins Elend hinein.

Die Voraussetzung für jegliche Besserung unserer elenden Lage ist die Förderung genügender Mengen von Kohle. Ohne Kohle kann ein Industriestaat wie Deutschland einfach nicht existieren. Unser ganzer Eisenbahnverkehr, der Transport der Lebensmittel vom Lande in die Städte, der Transport der Rohstoffe von den Erzeugungstäften in die Verarbeitungsgebiete, die ganze Warenerzeugung und der Versand der fertigen Waren hängen von einer ausreichenden Lieferung von Kohle ab. Seit Monaten warten Tausende deutscher Familien, die keine Wohnung bekommen oder in elenden, menschenunwürdigen Löchern hausen, auf die Beseitigung der Wohnungsnot, die zu einer drückenden Verteuerung der Mieten führt. Aber die Wohnungsnot kann nicht beseitigt werden, weil die Baustoffe fehlen, und die Baustoffe fehlen, weil zum Brennen von Kalk, Zement und Ziegeln keine Kohlen vorhanden sind und weil die geringen noch vorhandenen Baustoffmengen infolge Kohlenmangels nicht transportiert werden können. Die Bergarbeiter aber streiken; sie streiken, machen den Wohnungsbau unmöglich und haben nach Berichten der Presse in Oberschlesien als Bedingung für die Wiederaufnahme der Arbeit je eine Dreizimmerwohnung mit Badeeinrichtung verlangt!

Das deutsche Volk hungert; im Ausland lagern Lebensmittel, die mit Kohle und anderen Waren bezahlt werden könnten. Die Bergarbeiter wollen auch mehr Lebensmittel; aber sie streiken und machen die Bezahlung und damit die Einfuhr von Lebensmitteln durch ihr eigenes Verhalten unmöglich! Das deutsche Volk leidet entsetzlichen Mangel an Waren aller Art. Auf dem Lande fehlt es an Kohle zum Ausdreschen des Getreides, in den Städten zur Fortsetzung der Arbeit in den Fabriken. Hunderttausende deutscher Arbeiter müssen seit Monaten wegen Kohlenmangels feiern. Die Gasanstalten und städtischen Elektrizitätswerke müssen stillliegen oder ihren Betrieb aufs äußerste einschränken, die städtischen Straßenbahnen können nicht mehr verkehren, die ausgehungerten und ausgemergelten Arbeiter und Arbeiterinnen, soweit sie überhaupt noch Arbeit haben, müssen die weitesten Wege zur Arbeit zu Fuß zurücklegen. Die Frauen können aus Mangel an Kohle nicht mehr kochen, die Haushaltungen sind ohne Licht und Wärme. Der Personen- und Güterverkehr auf den Staatsbahnen kommt immer mehr zum Erliegen. Der Untergang rückt für Millionen Deutsche in immer bedrohlichere Nähe. Die Bergarbeiter aber streiken und treiben ihr Volk in immer unerträglicher werdende Verhältnisse, in immer größer werdendes Elend hinein!

Die Bergarbeiter streiken. Warum? Sie streiken ohne Not; denn wirklich berechnigte Forderungen können sie heute durchsetzen, ohne einen Augen-

blick von der Arbeit zu gehen. Sie streiken ohne Rücksicht auf das deutsche Volk, ohne Rücksicht auf ihre Mitmenschen; sie streiken, weil sie rücksichtslos ihre vermeintlichen Interessen vertreten, ihre Wünsche durchsetzen, ihre verschobenen Ideen verwirklichen wollen.

Streiken die Bergarbeiter wirklich deshalb? Besteht denn die ganze Bergarbeiterschaft aus Sadisten, denen es Vergnügen macht, das deutsche Volk zu quälen und zugrunde zu richten? Ach nein! Deshalb streikt nur ein kleiner Teil. Die große Masse der Bergarbeiter, insbesondere der gewerkschaftlich und politisch geschulten Bergarbeiter, streikt nicht deshalb. Sie streikt entweder überhaupt nicht oder nur, weil sie von einer rücksichtslosen und verantwortungslosen Minderheit gewaltsam zum Streiken gezwungen wird. Die ehemals — und teilweise auch heute noch — unorganisierten Massen, die ehemaligen Gelben und sonstigen Stützen der Unternehmer sind es, die unter der Leitung überspannter verschrobener Idealisten am deutschen Volke das Werk der Vernichtung vollbringen. Selbstverständlich sind auch selbst nicht alle organisierten Arbeiter wirtschaftlich so durchgebildet, daß sie allen Phrasen von links widerstehen können. Viele von ihnen werden von dem rücksichtslosen Vorgehen der Spartakisten mitgerissen, zumal heute der Hunger das klare Denken und ruhige Überlegen bei nicht durchaus festen Charakteren mehr als jemals erschwert.

Wie die Bergarbeiterstreiks so sind auch eine Reihe anderer Streiks ein Zeichen für die geringe Einsicht und das mangelhaft ausgebildete Verantwortlichkeitsgefühl eines Teiles der deutschen Arbeiterschaft. Und dieses mangelhafte Verantwortlichkeitsgefühl offenbart sich noch bei zahlreichen anderen Gelegenheiten. Es sei hier nur erinnert an manche geradezu maßlose Lohnforderungen, an das Drängen auf Sozialisierung auch dort, wo für solche Schritte augenblicklich gar keine Voraussetzungen gegeben sind, an das Streben kleiner Sozialisten- und Kommunistengruppen nach der Diktatur, an die fortgesetzten Unruhen und die wachsende öffentliche Unsicherheit.

Diese Zustände sind eine Gefahr für unser Volk und gleichzeitig eine Gefahr für die Revolution. Es bedarf für einen vernünftigen Menschen keines Beweises, daß solche Zustände auf die Dauer unhaltbar sind und daß der Sozialdemokratie infolge dieser Zustände zahlreiche Anhänger verlorengehen. Die Ansicht gewinnt ständig an Boden, daß die sozialistischen Theorien nicht durchführbar seien, weil ihre Durchführung an der Unzulänglichkeit des Menschenmaterials scheitere. Wenn es nicht bald gelingt, die Arbeiterschaft allgemein zur Arbeit zu veranlassen, für die Arbeitslosen Arbeit zu schaffen, in den Städten für Ruhe und Ordnung zu sorgen und das Volk durch rastlose Arbeit ausreichend zu ernähren, ist ein völliger Umschwung in der Stimmung der Bevölkerung ganz unvermeidlich. Schon heute ist die Mißstimmung mit den gegenwärtigen Zuständen täglich im Wachsen. Oftmals hörte ich von Arbeitern und Arbeiterinnen in letzter Zeit sagen, daß Zustände wie die jetzigen unter dem alten Regime niemals möglich gewesen wären, selbst von alten organisierten und mit im Vordergrund der Bewegung stehenden Arbeitern hört man häufig die Meinung vertreten, große Teile der deutschen Arbeiter seien nicht einmal für die demokratische Freiheit, geschweige für den Sozialismus reif; sie hätten sich geduckt, solange sie unter dem alten Regime lebten, sie fühlten sich nur wohl,

wenn über ihnen die Peitsche eines Diktators schwebt. Die deutsche Arbeiterschaft hat alle Ursache, zu verhindern, daß diese Stimmungen und Meinungen weiter um sich greifen und daß Zustände eintreten, bei denen nicht nur die alten Reaktionäre, sondern auch große Teile der Arbeiterschaft schließlich eine neue Militärherrschaft, die im Innern für Ruhe und Ordnung sorgt, als Erlösung von einem unerträglichen Drucke begrüßen.

Daß die Gefahr einer solchen Wendung durchaus noch nicht außerhalb aller Möglichkeit liegt, ist nach meiner Überzeugung absolut sicher. Die Regierung selbst ist, einmal infolge der Gefahren an der Ostgrenze des Reiches, dann aber auch infolge der Treibereien der Spartakisten und Kommunisten und infolge der wachsenden Unsicherheit im Innern des Reiches; infolge der Aufstände, Plünderungen, Räubereien und Puffs, schließlich auch infolge der vielfach zutage getretenen Unsicherheit der hier und dort ins Leben gerufenen republikanischen Soldatenwehren usw., in der Zwangslage, sich durch die Verwendung der Offiziere des alten Regimes und der Reste der alten Armee selber das Instrument schaffen zu müssen, das ihr und der Revolution einmal sehr gefährlich werden kann.

Daß sich die Anhänger und Ruhnießer des alten Regiments durchaus noch nicht mit den Neuerungen abgefunden haben, daß sie nach der Zurückgewinnung ihrer Herrschaft trachten, darüber ist doch hoffentlich niemand im Zweifel. Ich selbst hatte kürzlich die Gelegenheit, auf der Reise ein Gespräch von Anhängern des alten Systems zu belauschen. »Es ist doch einfach unerträglich,« erklärte da eine Dame (Frau eines Offiziers), »daß sich 25 Millionen gebildete Deutsche von Leuten regieren lassen sollen, die keine Kinderstube gehabt haben, daß ihnen Sattler, Schriftsetzer und ähnliche Leute befehlen wollen.« »Glauben Sie, meine Gnädige,« antwortete ihr ein ehemaliger Offizier, »das wird nicht mehr lange dauern. Die Geschichte geht jetzt erst noch eine Zeitlang nach links, und das ist gut so, das können wir nur unterstützen. Je schneller das geht und je schlimmer die Verhältnisse werden, um so rascher und gründlicher wird der Umschwung sein.« Und dann erzählte er von den Grenzschutztruppen im Osten, die so zuverlässig und so fest in der Hand ihrer Führer seien, daß sich diese im gegebenen Augenblick absolut auf sie verlassen könnten.

Kann man daran zweifeln, daß dieses Gespräch für das Denken der Reaktionäre typisch ist? Und ist man angesichts des Bekenntnisses, je schneller es nach links gehe, desto rascher und gründlicher werde der Umschwung sein, nicht zu der Annahme berechtigt, daß das Treiben der Spartakisten und Kommunisten, das Treiben der Puffsisten und Plünderer von dieser Seite gefördert wird? Ich glaube jedenfalls, daß hier mancher Zusammenhang besteht und daß für die Arbeiter die äußerste Wachsamkeit geboten ist. Denn es ist in der Tat so: je schlimmer und unerträglicher durch das Verhalten der Arbeiterschaft, durch die Lahmlegung des Verkehrs, durch die Zerrüttung des Erwerbslebens, durch die Steigerung der öffentlichen Unsicherheit usw. für die Volksmassen die Verhältnisse werden, um so größer werden die Aussichten der Reaktion auf einen Umschwung der Volksstimmung. Wie wandelbar die Stimmung bei einem großen Teile unseres Volkes ist, das haben wir ja während des Krieges und der Revolution zur Genüge erfahren.

Was ist angesichts dieser Dinge zu tun?

Man sagt: Es ist vor allem für Brot zu sorgen. Die Streiks wie die damit im Zusammenhang stehenden Unruhen, Aufstände, Plünderungen usw. sind eine Hungerkrankheit, sie werden verschwinden, sobald der Hunger, sobald unsere jetzige Not beseitigt ist. Das ist bis zu einem gewissen Grade zweifellos richtig. Aber wie soll der Hunger beseitigt werden, wie sollen wir aus unserer jetzigen Not herauskommen, wenn uns die Menschen, die die Träger einer Besserung sein sollten, immer tiefer ins Elend hineinstoßen?

Hier kann nach meiner Überzeugung nur Aufklärung, und zwar Aufklärung in großzügigster Weise helfen. Ich meine hier nicht die Aufklärung, wie sie von den verschiedenen Presseabteilungen unserer Behörden betrieben wird. Dank der schamlosen Irreführung des deutschen Volkes durch die alten Regierungsbehörden während des Krieges herrscht gegen das, was von dieser Seite kommt, bei einem sehr großen Teile des deutschen Volkes noch immer das größte Mißtrauen, zumal von diesen Behörden auch heute nicht immer geschickt gearbeitet wird. Die Aufklärungstätigkeit müßte vielmehr die sozialdemokratische Partei, vielleicht in Verbindung mit den Gewerkschaften, in die Wege leiten. Von unserer Presse und von unseren Organisationsfunktionären wird gewiß in dieser Beziehung schon heute sehr viel getan. Aber was da geleistet wird, genügt nicht, zumal, wie schon betont, gerade in volkswirtschaftlichen Fragen ein Teil unserer Leute nicht voll auf der Höhe steht. In bezug auf die Sozialisierung herrscht zum Beispiel eine kaum zu überbietende Verworrenheit und Unsicherheit. Das ist begreiflich, weil man sich früher mit diesen Fragen kaum theoretisch, geschweige denn praktisch beschäftigt hat. Aber obwohl niemand so recht weiß, was und wie sozialisiert werden soll, obwohl man sich noch nicht einmal klar darüber ist, was unter Sozialisierung zu verstehen ist, sucht man doch die Regelung auf dem Wege der Sozialisierung vorwärtszutreiben und macht ihr oft bittere Vorwürfe, daß sie noch nicht weiter gegangen ist. Man gibt, oft bewußt oder unbewußt, dem Drängen von links her nach, tutet, um sich nicht den Wind aus den Segeln nehmen zu lassen, mit den Unabhängigen gerne ins gleiche Horn, anstatt die wirtschaftlichen Verhältnisse objektiv zu schildern und die Schwierigkeiten darzulegen, unter denen heute die Regierung, dank dem Treiben der Herrschaften von links, zu arbeiten hat. Man zieht sich durch eine solche Haltung selbst den Boden unter den Füßen fort. Da braucht man sich dann nicht zu wundern, wenn schließlich auch die ruhiger denkenden Arbeiter in ihrem Urteil unsicher werden und, neben dem zweifellos einsetzenden Abmarsch nach rechts, auch ein allgemeiner Ruck nach links einsetzt. Es ist in der heutigen Zeit dringender als je zu verlangen, daß die Führer unserer Partei wirkliche Führer sind, daß sie stets das Mögliche im Auge haben und sich nicht von Massenstimungen leiten lassen.

Ich glaube, die Partei sollte außer der Tätigkeit ihrer Funktionäre in Versammlungen und Presse eine allgemeine Aufklärungstätigkeit durch Einrichtung wissenschaftlicher Kurse in die Wege leiten. An diesen Kursen sollten vor allem unsere wirtschaftlich noch bildungswilligen Funktionäre selbst teilnehmen, außer ihnen aber ein möglichst großer Teil der Unterkategorie aus Werkstatt und Fabrik, Leute aus den Arbeiter-

Soldaten- und Beamtenräten, kurz: möglichst viele von jenen Leuten, die einen Einfluß auf große Massen auszuüben und damit die Geschicke unseres Volkes und Staates mitzubestimmen in der Lage sind. Wir alle wissen, daß ein demokratischer Staat nicht auf der Gewalt der Waffen, sondern nur auf der Vernunft, auf der wirtschaftlichen und politischen Einsicht seiner Bewohner beruhen kann. Ohne das wird und muß er zugrunde gehen.

Ich weiß, daß die Einrichtung solcher Kurse jetzt schwierig ist, weil es unseren Funktionären an Zeit und der Partei an geeigneten Lehrern fehlt. Aber bei dem, was für uns, für die Arbeiterklasse, für unser ganzes Volk auf dem Spiele steht, sollte nichtsdestoweniger alles aufgeboten werden, um uns so rasch als möglich einen jungen, energischen, wissenschaftlich erfahrenen Nachwuchs heranzuziehen. Dieser Nachwuchs soll nicht nur durch Verbreitung von wirtschaftlichem und politischem Wissen unter der Arbeiterschaft zur Rettung der Revolution beitragen, sondern wir brauchen auch zur Übernahme der mannigfachen Verwaltungssämter einen solchen Nachwuchs auch dann noch, wenn die jetzigen Schwierigkeiten durch die Rückkehr zu geordneten Verhältnissen behoben sind.

## Zur Mitarbeit der Frau in der inneren Politik.

Von Adele Schreiber.

Bis zum Ausbruch der Revolution stand die große Mehrheit der deutschen Frauen der Politik und den politischen Forderungen des eigenen Geschlechtes gleichgültig, verständnislos, sogar zum Teil ablehnend gegenüber. Von einem energischen, tatkräftigen Kampf ums Recht, wie ihn die Frauen anderer Länder, insbesondere in England und den Vereinigten Staaten Nordamerikas, durchfochten, einem Kampf, geführt von Zehntausenden, Hunderttausenden unter schweren Opfern und Einsatz der ganzen Persönlichkeit, weiß die Geschichte Deutschlands nichts zu melden.

Wohl hat die deutsche Sozialdemokratie in ihrem Erfurter Programm die volle Gleichberechtigung der Geschlechter proklamiert, sich auch, diesem Programm getreu, bei Petitionen an die gesetzgebenden Körperschaften, als einzige Partei, stets zugunsten der Frauen eingesetzt, aber darüber hinaus ist auch in den Kreisen der Sozialdemokratie weder von den Frauen selbst noch von den Männern ein dauernder, zielsicherer Kampf gerade um diesen Programmpunkt geführt worden. Die Frauen fanden sich damit ab, ihre Hoffnung auf die Zukunftsentwicklung zu setzen. Sie stellten ihre Sonderwünsche zurück, zeigten, was die schwer überlasteten Besiglosen anbelangt, eine der deutschen Frau eigentümliche Bescheidenheit und Unterordnung unter jede Unfreiheit und in allen Kreisen eine nicht zu verkennende politische Letzargie. Die im Laufe der Jahre umfangreich gewordene bürgerliche Frauenbewegung, organisiert im Bunde Deutscher Frauenvereine, hatte zwar sachungsgemäß die Erringung der politischen Frauenrechte zum Ziele, unterließ aber lange Zeit hindurch aus Opportunitätsgründen ihre Betonung, so daß bis in die jüngsten Jahre hinein die kleine Gruppe der Stimmrechtskämpferinnen die Rolle einer unwillkommenen Opposition von geringem Einfluß spielte. Noch auf der Kriegstagung des Bundes Deutscher

Frauenvereine in Weimar 1916 wurde die Erwähnung des Frauenstimmrechtes seitens der Bundesleitung möglichst unterdrückt. Als ein Jahr später der Bund, angesichts der ungeheuer angewachsenen Frauenkriegsarbeit, ein offenes Bekenntnis zur Stimmrechtsidee ablegte, veranlaßte dies den großen Bund evangelischer Frauenvereine zum Austritt aus der Zentralorganisation, weil er nur das passive, nicht aber das aktive Frauenstimmrecht erlangen wollte! Sein Schritt entsprang der Rücksicht auf die rechtsstehenden Parteien, die den evangelischen Führerinnen ihre sicherlich sehr zahme Frauenbewegung verargten. Was diese Rechtsparteien an Bekämpfung selbst der geringsten Frauenforderungen geleistet, wie sie jede weibliche Gleichberechtigung auch im Berufsleben abgelehnt, alle Frauenerfolge herabgesetzt, verhöhnt und verleumdet haben, ist ein besonderes Kapitel männlicher Borniertheit. Daß die Revolution unser Frauengeschlecht im wesentlichen unvorbereitet fand, nimmt somit nicht wunder — hat doch die krasseste Form politischer Rechtlosigkeit noch bis 1908 gewährt. Damals erst fiel das alte Vereins- und Versammlungsgesetz, das den Frauen jede Organisation und Betätigung in politischen Vereinen verwehrte. Es hieß übermenschliches von den Frauen verlangen, erwartete man jetzt schon nach wenigen Monaten der Staatsbürgerwerdung erkennbare Wirkungen der Frauenpolitik.

Bei den Wahlen haben die Rechtsparteien als wahre Verwandlungskünstler die politische Frauenarbeit im Dienste ihrer Parteibestrebungen ebenso eifrig herangezogen, wie sie sie eben noch verlästerten; sie haben Frauen als Agitatorinnen, Werberinnen, Kandidatinnen verwendet, und die Frauen selbst ließen sich jetzt ebenso willig vorspannen, wie sie kurz vorher die Lehre nachgebetet hatten, daß das Wahlrecht Entweiblichung und Niedergang der Frau bedeute. Das Zentrum hat bei seinem schon ehemals großen Fraueneinfluß durch sorgfältigste und eifrigste Agitation reiche Ernte gehalten, gestützt durch die Einwirkung auf das religiöse Empfinden. Die Demokraten verschwiegen schamhaft ihre bisherige Schaukelpolitik und die Angstmeierei ihrer meisten Abgeordneten, die ehemals klares Eintreten für Frauenrechte ablehnten, und verstanden es, den überwiegenden Teil der bürgerlichen Frauenbewegung zu sich heranzuziehen. Die Sozialdemokratie aber, der die Frauen ihre Befreiung dankten, die einzige wirkliche »Frauenpartei«, erntete bei den Wahlen bei weitem nicht, was ihr gebührte, dabei kann sie, wenigstens was Berliner Verhältnisse betrifft, nicht davon freigesprochen werden, daß ihre Propaganda und Agitation weit hinter der anderer Parteien zurückblieb, während gleichzeitig die schweren Spartakus-erzesse der Januarstage zahlreiche dem Sozialismus entgegenreifende, selbständig berufsfähige Teile der Frauenwelt wieder nach rechts abdrängten und die suggestivste Taktik mit all den unhaltbaren Versprechungen der Links-unabhängigen wenig geschulte oder leicht beeinflussbare Gemüter unter ihren Einfluß brachte.

Der neuen Situation Rechnung tragend, hatten alle Parteien Kandidatinnen auf ihre Listen gesetzt, zumelst allerdings eine billige Konzession, denn sie standen überwiegend an aussichtslosen Stellen. Die Wahl von nur 36 Frauen zur Nationalversammlung, nur 22 zur Preussischen Landesversammlung, ist ein beschämendes Resultat, nicht nur im Hinblick auf die Zahl an sich, sondern auch relativ zu den tatsächlich vorhandenen, vollbefähigten Kräften.

Der bisherige Verlauf der Nationalversammlung gab noch wenig Anlaß zu selbständiger weiblicher Betätigung und Betonung spezifisch weiblicher Art. Soweit Frauen zu Wort kamen, fügten sie sich durchaus gleichwertig dem Rahmen ein, in einem Falle bekundete sich solidarisches Frauenempfinden auf erfreuliche Weise, in dem von den weiblichen Abgeordneten aller Parteien eingebrachten, dann einstimmig angenommenen Antrag »Agnès und Genossen« zugunsten unserer Kriegsgefangenen und gegen die Blockade. Die Hauptfragen aber, die so dringend der weiblichen Mitarbeit bedürfen, sind in unserer nachrevolutionären Politik noch kaum angeschnitten worden. Noch kämpft unser Staat zu schwer um die bloßen Unterlagen des Bestehens, noch wird er zu tief erschüttert von den unheilvollen Ausartungen der Massenpsychose, den unmittelbaren Folgen des Krieges und seiner Begleiter: Grauen, Verrohung, Geldgier, Unehrllichkeit, Entbehrung und zermürbender Nervenqual. Die ungeheure Spannung, in der wir so lange lebten, fand nicht die erhoffte Lösung in einem raschen, versöhnenden Friedensschluß. Gigantischer Führer bedürfte es, um die Herkulesstaten zu verrichten, unter so ungünstigen Umständen die aufgepeitschten oder mutlosen, darben- den oder lebensgierigen Massen mit bezwingender Kraft zu meistern, unser Volk inmitten von Trümmern auf den Weg des Aufbaus, des positiven Schaffens und damit des einzigen Heiles zu führen. Vom Frauenstandpunkt aus ist der bisherige Verlauf der politischen Geschehnisse besonders niederdrückend. Es ist beschämend traurig, daß die Revolution nun schon seit Monaten zu einem ausschließlichen Kampfe um reine Macht-, Lohn- und Befehlsfragen geworden ist, daß anscheinend nur diese als ihr wesentlicher Gehalt empfunden werden. Wir sehen, daß, unter radikalem Druck, Entschlüsse, die in volkswirtschaftlichem Sinne Sein oder Nichtsein bedeuten, in überstürzter Hast ohne ausreichende sachmännische Durchsicht gefordert werden; wir hören von allen Seiten, die Revolution gehe nicht schnell genug voran, sehen aber diesen Begriff immer nur in materiellem Sinne ausgelegt und empfinden es als bittere Enttäuschung, daß die geistigen Gebiete in alter Abhängigkeit bleiben und beiseite geschoben werden, als wären sie belanglos, während sie doch gerade das Entscheidende für Freiheit und Höhe eines Volkes sind. Hier fehlen die einschneidenden revolutionären Veränderungen, die zum großen Teile auch inmitten unserer wirtschaftlichen Nöte herbeigeführt werden können. Es ist kein Zufall, daß eine gründliche Neugestaltung von Recht und Sitte in so hohem Maße die Frau betreffen muß, war sie doch stets die Bedrückteste unter allen, ihre Lage am fernsten von allen errungenen Fortschritten, die am schwersten Leidtragende jeder Gewaltpolitik. So müßten denn in erster Linie Frau und Jugend erlöst werden. Gleichstellung der unehelichen Kinder mit den ehelichen — wir hätten ein solches Notgesetz in den ersten Revolutionswochen haben müssen als bleibendes Denkmal in der Geschichte der Menschheit! Einführung der Bezeichnung »Frau« für den Personenstand aller wahlreifen weiblichen Personen — eine scheinbare Formalität, die aber im Grunde Ausmerzung der überlebten Einreihung weiblicher Wesen unter dem Gesichtspunkt ihres legitimen, illegitimen oder negativen sexuellen Lebens bedeutet, Beseitigung des kränkenden, unlogischen Begriffs »Fräulein Mutter« — ein Stück neue Welt! In dieser neuen Welt muß die selbständige Mutter, gleichviel ob verheiratet oder nicht, anerkannter Bestandteil des Staates sein, denn sie, nicht der

Mann, ist der unverrückbare Pfeiler der Familie. Freigabe des Verfügungsrechtes der Frau über ihren eigenen Körper und ihren Mutterwillen, Aufhebung der als Ausnahmegefetze gegen die Frauen wirkenden Paragraphen (§ 218/19), die jede mit Gefängnisstrafe bedrohen, die werdende Mutter-schaft unterbricht. Aufhebung der Ausnahmegefetze gegen die Hunderttausende von Prostituierten, Bekennung zu dem Grundsatz, daß nur eine Gesundheitskontrolle für beide Geschlechter unter rein hygienischen, wissenschaftlichen Gesichtspunkten Berechtigung hat. Aufhebung überlebter Ehegefetze, zum Beispiel der gesetzlichen Strafbarkeit des Ehebruchs (er gehört vor das Forum der Moral, nicht vor das des Strafrichters), der unmoralischen Erschwerungen für die Ehescheidung, Befreiung der Ehefrau aus der Vormundschaft des Mannes und Einsetzung in ihr volles Recht der Selbstbestimmung, das sind nur einige der wesentlichen Punkte, deren sofortige Verwirklichung in viel höherem Maße ausschlaggebend für den neuen Geist eines freien Volkes sind als die selbst in ihren Wirkungen auf die Lebenshaltung sehr zweifelhaften Erfolge der endlosen Lohnschraube. Ich weiß, daß neue Gesetzbücher in Vorbereitung sind, hoffentlich in fortschrittlichstem Sinne, aber die tausend Tragödien des Alltags dulden keinen Aufschub, sie zu verhüten bedarf es keiner Milliarden, nur der Tat mutiger Gesinnung. Solche Taten würden in der Welt Widerhall finden und die Überzeugung wecken, daß tatsächlich ein neues Deutschland erstand; sie würden auch in vielen der Unzufriedenen das befreiende Gefühl wirklich revolutionären Geschehens geben. Ungeheure Summen werden von der Arbeitslosenunterstützung verschlungen — gewiß, hier liegt ein in einwandfreier Gerechtigkeit fast unlösbares Problem —, aber noch ist den Müttern in der Zeit von Schwangerschaft, Wochenbett und Genesung für die gefährvollen und schmerzreichen Dienste, die sie der Gesamtheit leisten, nicht das Mindesteinkommen der Erwerbslosen zugebilligt. Zahlreich sind die mir bekanntesten Fälle, wo solche Frauen mit all ihren Angehörigen auf Hungerbeträge, 20, 30 Mark wöchentlich, angewiesen blieben.

Tausende von Jugendlichen, durch die Kriegsjahre verwahrlost, durch verfrühte, während des Krieges hoch entlohnte Arbeit vorzeitig allen erziehblichen Einwirkungen entwachsen, sind moralische Revolutionsopfer geworden, als Mitläufer bei Unruhen, Plünderungen, Verbrechen. Aber noch sind nicht nur die alten Gesetze wirksam, die eine Strafmündigkeit vom zwölften Lebensjahr an festsetzen und trotz bestehender Jugendgerichte die Möglichkeit von Gefängnisstrafen zulassen, die Lage der Jugendlichen hat sich in der Republik sogar noch gegen das kaiserliche Deutschland verschlechtert, denn der Belagerungszustand findet selbst auf Kinder Anwendung, führt sie vor das Kriegsgericht.

Ein beklagenswerter Kampf um die Seele des Kindes hat seitens der Parteien eingesetzt, ein Kampf, der die Gefahr birgt, die kindliche Seele überhaupt zu zerstören — aber noch sind keine neuen Kräfte am Werke, um die Jugend vor den sie jetzt in unendlich verstärkter Form bedrohenden Gefahren des Verbrechertums, der Verwahrlosung und Mißhandlung zu schützen. Das bleibt alles späteren Zeiten überlassen, aber inzwischen gehen wieder so viele von denen zugrunde, auf denen unsere Zukunft ruht.

Ein weiterer wunder Punkt — unser Gerichtsverfahren, eine der reformbedürftigsten aller Einrichtungen! Freilich sind Revolutionstribunale das

vielfach größere Übel, reine Laiengerichte an sich höchst bedenklich, aber daß die alten Formen jetzt verschärftes Unrecht bedeuten, ist einleuchtend. Dazu die endlose Verschleppung von Verfahren, die rasches Arbeiten erfordern, selbst in Fällen, wo sie langwierige Untersuchungshaft zur Folge hat, solche Fälle haben sich durch den mehr als vierjährigen Krieg, durch die eingeschränkte Tätigkeit der Gerichte vielfach angesammelt. Es soll nicht bezweifelt werden, daß unsere Gerichte überlastet sind, aber könnte nicht eine Revolution so gut wie eine umfangreiche Amnestie auch Einstellung all der vielen nebensächlichen Privatklagen verfügen in Fällen, wo es sich nicht um Ehrenpunkte, sondern um geringfügige Beträge handelt? Seit Jahren werden solche Bagatellprozesse weitergeschleppt. Jeder Teil wäre an sich gerne bereit, die Sache fallen zu lassen, fühlt sich aber gezwungen, weiter durchzuhalten, weil er von seinem Rechte überzeugt ist. Eine zwangsweise Beendigung durch Vergleich würde von vielen im Innersten begrüßt werden, Richter und Anwälte für wichtigere Dinge freimachen.

Die aufreibenden Kämpfe, herbeigeführt durch die Versuche einer radikalen Minderheit, die unumschränkte Gewalt an sich zu bringen und die Experimente des viel unreiferen russischen Volkes auf das kulturell viel durchgebildete deutsche Volk zu übertragen, tragen die schwere Schuld daran, daß auf der einen Seite die extremsten und undurchführbarsten Theorien mit Waffengewalt verfolgt und ihre unheilvolle Verwirklichung nur mit Waffengewalt verhindert werden kann, während inzwischen in Ämtern und Schule, in Kirche und Behörde mehr als unbedingt nötig der alte Menschenapparat im alten unveränderten Geiste weiterfunktioniert und wir so tatsächlich gleichzeitig eine fortbestehende Reaktion und Hyperrevolution haben. Und dazwischen liegen brauchbare Kräfte brach, zahlreicher, als man denkt, Kräfte, die nur darauf warten, eingesetzt, wo es ihnen etwa an Erfahrung mangelt, geschult zu werden, um in wirklich sozialistischem Sinne, im Sinne einer richtig verstandenen Freiheit Errungenes festzuhalten und weit darüber hinaus eine Zukunft zu bauen. Unter diesen Kräften sind zahllose, bisher unter dem alten System ungenutzte, unverbrauchte Frauenkräfte.

Daß so viel und als Allheilmittel gepriesene Räteystem hat vom Frauenstandpunkt aus schon den einen Fehler, daß es nicht die menschliche Betätigung und menschliche Befähigung im Dienste des Ganzen zur Geltung kommen läßt, sondern nur insoweit sie etwa unter dem einseitigen Gesichtspunkt der Berufs- und Betriebsarbeit zu erfassen ist. Darin liegt die Gefahr, eben das auszuschalten, was wir als großen Kulturfortschritt der Revolution begrüßten, den Einfluß der befreiten, als vollwertiger Mensch anerkannten Frau und Mutter aus der Politik. Gerade die Mutter, die ja nur zum kleineren Teile in Betrieben tätig ist, würde damit aufs neue politisch entrechtet, jeder Wirksamkeit beraubt. Es sei denn, man schaffe, wie ich es schon vorgeschlagen habe, als Gegengewicht zu den Betriebsräten vollberechtigte Mütterräte. Der wachsende Einfluß der Frauen und Mütter, ihre zunehmende Schulung und Reife durch politische Verantwortung ist dringendstes Erfordernis zur Erziehung einer neuen Menschheit.

Wir Frauen haben nach der Vorgeschichte unseres Geschlechtes, das, immer wieder errungener Rechte beraubt, von schon erklimmenen Stufen

hinabgestürzt worden ist, alle Ursache, auf der Hut zu sein und unsere Mitarbeit so einzusetzen, daß auch in der inneren Politik kein Machtprinzip irgendwelcher Art aufs neue die Entwicklung zum Recht, die ja erst begonnen hat, gefährdet.

## Schülerforderungen.

Von Professor Paul Destréich.

Der Zeiten Änderung hat auch die Schüler ergriffen. Teils waren sie schon »geweckt« und verlangten mehr Bewegungsfreiheit, teils setzten sie die Schulreformen in Gefolgschaft der Revolution in Gärung. Der Wynekensche Schulgemeindeerlaß, die Zuerkennung einer gewissen vereinsrechtlichen Freiheit ließen allerlei Gegensätze entstehen oder aus dem latenten Zustand hervortreten, Gegensätze zwischen Lehrern und Schülern und innerhalb der Schülerschaft. Allzuviel Selbständigkeit war nicht zu spüren; im ganzen waren die de- und proklamierenden Primaner und Sekundaner die Sprachrohre ihrer Lehrer und Eltern. Je nach deren Parteistellung und Erziehungsauffassung begrüßten sie die Schulgemeinde oder »protestierten« gegen diesen Versuch der Erziehung zur Selbstverantwortlichkeit. Wir haben miterlebt, wie erfolgreich die um ihre Autoritätsstradition besorgten Direktoren, die reaktionäre Elternschaft und die nationalistisch hypnotisierten Schüler die vorgeschobene Stellung bestürmten, bis »die Schlachlinie« durch teilweisen Rückzug »verkürzt wurde«. Es werden noch manche Jahre vergehen, bis unter Lehrern und Eltern die erzieherische Einsicht, die Fähigkeit und der Wagemut so weit gereift sein werden, daß mit wirklichem Erfolg an die Stelle des jehigen Schulgemeindeerlasses eine lebendige Erziehungsgemeinschaft der Lehrer, Eltern und Schüler treten kann und tatsächlich tritt. Bisher haben sich deutlich abge sondert nur eine verhältnismäßig kleine Schar sozialistischer Schüler, die aber voll Eifer glühen, und eine lärmende Heerschar »deutschnationaler« Jugend, ganz erfüllt vom Geiste des Militarismus und Nationalismus jener Observanz, die uns durch ihre Unmaßlichkeit und Begehrlichkeit in diesen Krieg, durch ihre Verranntheit in diese erschütternde Niederlage gestürzt hat. Größere Verbände, allgemeine Programme sind erst im Werden.

Weit stürmischer, syndikalistisch schlagkräftiger verlief die »Bewegung« im Nachbarland Osterreich. Das »Komitee zur Organisierung eines Zentralausschusses der Wiener Mittelschüler« (unsere »höheren« heißen in Osterreich »Mittelschulen«) und fünf andere Schülerorganisationen haben dem Landesschulrat ein Memorandum überreicht, das ihre »Forderungen« auführt. Das ist ein Zeitdokument von großem Interesse. Es lohnt sich, dieses sozusagen revolutionäre Schriftstück in Begleitung eines leidlich objektiven Sachkenners<sup>1</sup> ein wenig genauer zu studieren.

Zunächst verlangen die Mittelschüler »volle Koalitionsfreiheit«. Es ist ihnen »zu gestatten, nach den Bestimmungen des Vereinsgesetzes nichtpolitische Vereine zu bilden« und daher die Aufhebung der die freie Vereinsbildung hindernden Mittelschuldisziplinarvorschriften zu verfügen. Das

<sup>1</sup> Leo Bloch, Die Forderungen unserer Mittelschüler und die Schulreform. Wien 1919.

Disziplinarrecht der Schule außerhalb ihrer Räume hört auf! Zugestehen will der Landesschulrat die Koalitionsfreiheit den Oberklassenschülern, soweit die Eltern ihre Zustimmung dazu vorher der Direktion mitteilen! Die Schüler meinen, ihnen müsse ohne Vorbehalt das gleiche Recht wie ihren Altersgenossen außerhalb der Schule gewährt werden. Bloch lehnt die Berechtigung solcher Parallele ab. Die erwerbenden, sich oft selbst erhaltenden jungen Leute stehen anders da als die vorsorglich geschützten Kinder, die noch einseitig Konsumenten sind. Der Erteilung des Koalitionsrechtes an sich steht Bloch aber gar nicht ablehnend gegenüber. Nur könne die Schule nicht auf ihr Aufsichtsrecht über die Vereine verzichten, wobei unter Ausschaltung der Direktoren das Staatsamt für Unterricht mit der Entgegennahme und Genehmigung der Vereinsanmeldungen zu betrauen sei; eine Berufungsinstanz entscheide über etwaige Ablehnungen. Zu gestatten sind alle Vereine, welche den Zweck der Schule nicht beeinträchtigen. Die Zulassung der Mitgliedschaft im Einzelfall muß von den für das Fortkommen des Schülers verantwortlichen Lehrern abhängen. Von der Einholung der elterlichen Einwilligung will Bloch nichts wissen: »Die Lehrer dürfen nicht zu Bütteln der Eltern herabsinken.« Der Direktor soll nur sein Gutachten darüber abgeben, ob der Beitritt des Schülers einen Nachteil für sein Fortschreiten befürchten lasse oder nicht; ob die Eltern dann den Beitritt gestatten oder verbieten, ob ihre Entscheidung befolgt wird oder nicht, das geht die Schule nichts mehr an. Dieser Vorschlag sieht also eigentlich von der Zusammenarbeit von Schule und Elternhaus ab.

Von der Aufhebung des Disziplinarrechtes außerhalb der Schule will Bloch nichts wissen. Die Schule soll Menschen heranbilden, nicht nur Gelehrte. Sie kann deshalb bei ernstlichen Verfehlungen um so weniger auf ein Eingreifen verzichten, als den Schulkameraden noch die notwendige Einsicht zur Beurteilung solcher Vergehen fehlt. Den berechtigten Kern dieser Vorsicht erkennen wir ebenso sehr an, wie wir Blochs Befürchtungen bezüglich der Koedukation als übertrieben verwerfen. »Ganz ausgeschlossen müßten Vereine mit Mitgliedern beiderlei Geschlechtes sein!« Solche Sätze und ihre sexualphantastische Begründung atmen klösterlichen Geist.

»Schulgemeinden« und »Zentralschülerausschüsse« fordern die Mittelschüler an zweiter Stelle, und der Landesschulrat will »in jeder Mittelschule eine Schulgemeinde ins Leben rufen, welcher das Beschwerderecht und eine gewisse Einflußnahme auf das Disziplinarrecht zuzugestehen sei«. Die Mittelschüler aber »lehnen jede Schulgemeinde entschieden ab«, der nicht »ausschließlich die gesamte Disziplinargewalt übertragen wird« und die ihnen nicht »tatsächlich die Mitbestimmung in allen entscheidenden Fragen ermöglicht«. Bloch befürchtet Wahlen zur Schulgemeinde unter dem Zeichen des Parteikampfes, sieht die Jugend durch parteipolitische Festlegung in der Entwicklung aufgehalten und dem Strebertum ausgeliefert. Durch eine Kombination von Wahl und Losung will er solchen Schädigungen vorbeugen. Das ist gekünstelt und deshalb aussichtslos. Uns scheint auch das »Mitwirken des Zufalls« verwerflicher und gefährlicher als der »Reiz der Politikspielerei«. Will man keine »Perennität dieser Funktionäre«, so verbietet man besser die Wiederwahl! Diese ganze Wahlaufregung nimmt der Verfasser nach unserer Erfahrung allzu fragisch: dem jugendlichen Temperament entsprechen Oszillationen; da u e r n d e Verstimmungen und Gegenläufe er-

geben sich nicht aus der Wahlagitacion, vielmehr folgt umgekehrt die Parteinahme meist aus häuslichen, gesellschaftlichen oder politischen Zusammenhängen!

Bloch erwartet von dem ganzen großen Apparat wenig reale Leistungen, billigt aber den Schulgemeinden einen so großen propagandischen Wert zu, daß er sich trotz allem für sie erklärt und sogar die Einbeziehung schon der Schüler der Unterklassen erwogen wissen will. Die Schüler könnten »einen Einblick in die Führung eines, allerdings liliputanischen, Gemeinwesens erhalten« und daraus entnehmen, »welche Auffassungen, Anschauungen, Eigenschaften die unentbehrliche Voraussetzung für eine Tätigkeit im Dienste der Gesamtheit bilden, welche Verantwortung auf den Beamten einer Gemeinschaft lastet«. Die Schulgemeinde könnte als eine Art Seminar den Unterricht in der Bürgerkunde vortrefflich ergänzen. Aber — da die Schulgemeinde ein Lernmittel sein soll — darf die Selbstregierung nur Mittel zum Zwecke der Selbsterziehung der Schüler zu brauchbaren Staatsbürgern sein. Die Pflege des kameradschaftlichen Zusammenhaltes in Schülerheimen ist freudig zu begrüßen: für die Minderbemittelten wird es ein Segen sein, in einem behaglichen Aufenthaltsraum an Bildungs- und Unterhaltungsmitteln teilzunehmen. Aber die Handhabung der Disziplin durch die Schulgemeinden ist bedenklich. Der Jugend fehlt die Lebenserfahrung, sie verallgemeinert gern, sie sieht die eigenen Unzulänglichkeiten nicht, die Erziehung zur Objektivität ist kaum angebahnt, ihr mangelt die abgeklärte Weisheit und Milde reifer Menschen, die der Richter braucht, um den Schuldigen und seine Tat verstehen zu können. Dazu handelt es sich um eine Gerichtsbarkeit, der die Stütze des Gesetzbuchs fehlt, die also unter Beachtung der feinsten, individuellen Züge des Falles jedesmal das Urteil selbständig finden muß. Daß Richter und Beklagte einander jahrelang kennen, braucht die Sachlichkeit des Richterspruchs nicht zu fördern.

Als Korrektive erscheinen Bloch: Zusammenlegung der Ausschüsse nicht nach »Parteien«; Wahl von »Ersatzmännern«, so daß »Richter« wegen Benachteiligung abgelehnt werden können; aufmerksamste Kontrolle durch die Lehrerschaft; Judikatur in ganz schwerwiegenden Fällen (geschlechtliche Vergehungen, häusliche Zusammenhänge) allein durch die Lehrerschaft. Die ganze Disziplinargewalt kann also den Schülern keinesfalls übertragen werden, aber sehr vieles kann ihrem Urteil unterstellt werden, damit »nicht der Lehrer bei jedem Quark seine Autorität abnutzen muß« (zum Beispiel die Handhabung der Schulordnung). Sehr angenehm berührt es den Kenner, daß Bloch das Beschwerderecht der Schulgemeinde beziehungsweise des Ausschusses begrüßt. »Die wenigsten getrauten sich, von dem Beschwerderecht Gebrauch zu machen. Kollektive Beschwerden wurden noch ängstlicher gemieden als individuelle. Die Eltern haben es oft an ihrer Mitwirkung fehlen lassen aus Besorgnis, daß ein offizieller Schritt sich an ihrem Kinde rächen könnte. Auch die Schulbehörden sind nicht ganz schuldlos: die Remedur war in den meisten Fällen unbefriedigend, die Autorität des Lehrers sollte gewahrt werden, auch wo er unrecht hatte. Das kann anders werden, wenn der Ausschuß der Schulgemeinde als offizielle Beschwerdekommision fungiert, die das Recht hat, bis ans Staatsamt für Unterricht zu gehen.«

In solchem Beschwerdewesen sieht Bloch eine große Hilfe für die Schulbehörden, wenn sie ein gerechtes Urteil über einen pflichtvergessenen

Lehrer gewinnen wollen. Man wird freilich die Gefahren dieser Methode nicht gering schätzen dürfen (Unsicherheit der Aussage, Massen- und Autoritätsuggestion!), auch wenn man die Sätze unterschreibt: »Die strengen Herren, wenn sie nur Vollwertiges boten, waren auch stets die geschätztesten. Der Lehrer ist der Schule wegen da, nicht die Schule des Lehrers wegen. Daß der im Unrecht befindliche Lehrer glaubt, nicht nachgeben zu dürfen, dieser Standpunkt ist geschaffen, das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler zu vergiften.« In den wenigen vor den Ausschluß gelangenden Fällen wird eine Aussprache die Schüler meist davon überzeugen, daß ihnen die nötige Einsicht in die Angelegenheit abging; solche prinzipielle Erörterungen sind für beide Seiten von Wert. Die Lehrer werden in Zukunft unbeirrt den Pfad des Gewissens wandeln, sich selber treu bleiben müssen!

Sieht man die Dinge so an, so gibt man Bloch recht, wenn er sich vom Beschwerderecht der Schulgemeinden den allergrößten Nutzen für die Schule verspricht, in ihm das Kernstück der Schulgemeinde erblickt. Und auch darin, daß er gegen die Mitbestimmung der Jugend »in allen für uns entscheidenden Fragen« Bedenken äußert: Die Jugend kann sich nicht auf »Überzeugungen« festlegen. Übernommene Formeln sind der stärkste Hemmschuh auf dem Wege zu einer eigenen Überzeugung! Die Jugend kann nur in Einzelfällen, und stets nur appellabel, Entscheidungen treffen; Normen zu schaffen, muß die Aufgabe reifer, erfahrener Menschen sein!

Auf die dritte Forderung der Mittelschüler nach voller Gewissensfreiheit hat der Landes Schulrat erwidert, die Schüler könnten religiösen Abungen fernbleiben, wenn zu Beginn des Semesters ein diesbezüglicher Wunsch der Eltern zum Ausdruck gebracht worden ist. Die Mittelschüler bemängeln daran die Einschränkung der Eltern: »Gewissensfreiheit besteht natürlich nur in völliger Unabhängigkeit von allen, also auch den zur Erziehung berufenen Personen«. Der alte Schulmann Bloch unterstützt sie zu unserer Freude: Versäumen die Eltern den Termin der Meinungsäußerung, »so ist jeder Sonntagsausflug von der Genehmigung des Herrn Katecheten abhängig«. Die Jugendgottesdienste sind »Zerrbilder eines Gottesdienstes«. Bloch kennt die Gefahren, die vom klerikalen Machtstreben her drohen, besonders in Zukunft, wenn »die Sozialisierung der Schulen, denen die Auslese der Besten zufällt, der Klassifikation (der Zensurerteilung) eine gesteigerte Wichtigkeit verleihen wird«. Er will deshalb den Religionsunterricht »inobligat« (wahlfrei) machen und für die am konfessionellen Religionsunterricht nicht teilnehmenden Schüler durch einen interkonfessionellen Moralunterricht ersetzen. Die Entscheidung über die Teilnahme muß »naturgemäß« dem Schüler allein zustehen! Ganz einverstanden!

An vierter Stelle verlangen die Mittelschüler für sich »entscheidenden Einfluß« auf die sofort in Angriff zu nehmende Schulreform, worauf ihnen der Landes Schulrat versprach, den Schülern die Möglichkeit zu geben, in Schulgemeinden und dergleichen die in Aussicht genommene Schulreform zu erörtern. Die Schulreform wird sich auf den Lehrplan, in erster Reihe aber auf die Organisation erstrecken. Die alte Mittelschule war eine Waffe des Standes- und Klassenbewußtseins, obgleich das Schulgeld nur den kleinsten Teil der Schulunterhaltungskosten deckte, so daß die Öffnung der Mittelschule für alle Befähigten durch Verzicht auf das Schulgeld die Staatskasse nicht allzu schwer treffen würde, zumal zum Beispiel die Kadettenschulen

überflüssig werden. Der Staatshaushalt der Zukunft wird ja eine völlige Neuverteilung der Mittel auf die einzelnen Gebiete vornehmen müssen. Am wichtigsten ist natürlich die Regelung der Erwerbsverhältnisse der Arbeiter derart, daß ihre Kinder nicht um ihre Zukunft gebracht werden können. Aber daneben und sofort muß der Staat durch Unentgeltlichkeit des Unterrichtes, Einrichtung von Alumnaten und Stiftung ausreichender Stipendien helfen. Die idealste Lösung (nach Bloch), die gesamte Jugend bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahr der reinen Bildungsschule zu erhalten, ist im Augenblick nicht erreichbar. Eine »allgemeine Bildungsmittelschule« setzt voraus »eine planvolle, stetige Hebung des Volkswohlstandes und der Volksbildung« und damit eine Verwischung der »großen Unterschiede des Kultur-niveaus innerhalb unserer Gemeinschaft«. Die provisorische Organisation wird »die bemitteltesten Kreise nicht hindern können, auch ihre weniger befähigten Sprößlinge auf eigene Hand besser unterrichten zu lassen. Aber am öffentlichen Unterricht dürften sie nicht teilhaben, wenn ihnen nicht ihre Befähigung einen Anspruch darauf gewährt. . . sie müßten auch vom Zutritt zu den Hochschulen und den durch diese eröffneten Berufen ausgeschlossen bleiben.« Für unerschuldet zurückgebliebene oder offenbar falsch beurteilte Kinder soll durch eine strenge Aufnahmeprüfung eine nachträgliche Eintrittsmöglichkeit gegeben sein. (Wir reichsdeutschen Schulreformer haben die Systematik dieser Organisation in verschiedener Weise durchgeführt. Vergl. meinen Einheitschulvorschlag in Nr. 25 vom 21. März 1919 dieser Zeitschrift.) Auch die Auserwählten sollen streng gesteuert werden. Allein die Erschwerung des Weges durch hohe Anforderungen ist imstande, dem übermäßigen Zubrang zum Studium ein Gegengewicht zu schaffen. Der Staat hat an dieser Stelle nur an denen ein Interesse, welche einen Ersatz seiner Auslagen für sie durch eine erprießliche Tätigkeit erwarten lassen. Das alles wird man unterschreiben müssen. Nur erscheint uns die Verpflichtung zum Besuch wenigstens der Staatsgrundschule für die Kinder aller Kreise als eine unerläßliche Vorbedingung einer Begabungsförderung nach gleichem, gerechtem Maße.

Daß Bloch statt der Reifeprüfung an den Einzelanstalten eine Aufnahmeprüfung an den Hochschulen vornehmen will, sei nur gestreift. Er hofft so die Beurteilung nach Einzelkenntnissen durch die nach der Reife des Geistes zu ersetzen. Diese Reform wäre problematischer Natur. Entweder die Schulen sichten von Beginn an streng und gerecht, dann erübrigen sich die Prüfungen (das scheint uns allein erstrebenswert), oder die Farce und das Glücksspiel ändern nur Ort und Art. Bloch hat aber sehr recht, wenn er verurteilt, »daß beim dritten (Prüfungs-) Versuch (jetzt) jeder durchkommt«, weil man ihn nicht »unglücklich« machen will. »Ein guter, selbst ein schlechter Handwerker ist mehr wert und sicher weniger gefährlich als ein schlechter Arzt oder Richter oder Lehrer.«

Die Grundlage des Systems kann nur die Einheitschule sein. Dazu muß die allgemeine Volksschule zu aller erst das Objekt der Reform werden. An jeder Volksschule muß jeder Jahrgang drei bis vier Parallelklassen haben, die jedes Jahr nach den Fähigkeiten neu zusammenzustellen sind (Sickinger!). Der Unterricht muß alle Ungleichheiten des häuslichen Milieus in den ersten vier Jahren ausgleichen. Wer am wenigsten von Hause mitbringt, erfährt den qualifiziertesten Unterricht! Hinzu tritt die

Sorge um das leibliche Wohl der Schüler (Ernährung, Reinlichkeit, Spielgelegenheit). Die Siebung will Bloch erst spät beginnen, ihm ist die »Gemeinsamkeit der Mittelstufe, vom fünften bis achten Schuljahr, unerlässlich«. Wenn wir ihn richtig verstehen, will er mit seiner »Gemeinsamkeit« mit Normal- und verschiedenen Arten von Förderklassen, nicht alle in den gleichen Trost zwingen. Das würden wir als eine sinnlose, schematisierende Energievergeudung gerade für die Befähigten völlig ablehnen. So weit wie Bloch geht auch die Lewa-Schule mit ihren sechs Grundschuljahren nicht. Uns erscheint es zweckmäßig, deutlich auftretende Begabungen zu erfassen, sobald sie unverkennbar werden. Deshalb zwar gemeinsame Grundschule, aber Differenzierung, sobald nur angängig, vom Hauptschulstrom aus in die richtigen Seitenkanäle, die überall durch Schleuseneinbauten Zurückflutungsmöglichkeiten besitzen.

Am Schlusse des achten Schuljahrs kann nach Bloch der Schüler entweder in das praktische Leben (mit obligatorischer Bildungsergänzungsschule) oder in eine höhere Fachschule oder in die Bildungsmittelschule eintreten. Hier verlangt er strenge Zulassungsprüfungen, von denen er überhaupt noch zuviel zu halten scheint: Sind die Lehrer nicht geschult und unbestechlich, so ist die ganze Schultreform trotz aller »Sicherungen« für die Kaß! Die Frage der Anzahl der Schultypen auf der Oberstufe greift Bloch in gewissem Sinne ähnlich an wie der Referent. Die Vielfältigkeit der Typen hat viel Verlockendes, aber gegen sie sprechen praktische Bedenken. Bei der verlangten Höhe der Anforderungen wären nur noch wenige Anstalten notwendig. Zerfielen sie noch in ganz verschiedene Typen, so wäre die richtige Schulwahl mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Als brauchbarer Erfas der Mehrtypigkeit erscheint Bloch das Prinzip des *Minimal- und Maximallehrestoffs*, wobei für jedes obligatorische Fach ein doppeltes Ausmaß angelegt wird und jeder Schüler die Wahl hat, in welchen Gegenständen er sich für das Maximum, in welchen für das Minimum entscheiden will. So erreicht Bloch, »daß allen eine in ihren Grundzügen gleiche Bildung gegeben und dabei doch den besonderen Fähigkeiten und Neigungen des einzelnen Rechnung getragen« wird. »Das bietet«, sagt er, »wieder den Vorteil, daß hier unter den bereits Gesehten die für die einzelnen Gegenstände Befähigtesten sich zu Auslesegruppen zusammenschließen und der Lehrer die Möglichkeit besitzt, diesen Dinge zuzumuten, auf die er selbst guten Durchschnittsklassen gegenüber verzichten müßte. . . Ich habe gesehen, was sich in vier Jahren im Lateinischen und in drei Jahren im Griechischen erreichen läßt, wenn man rechtzeitig sein Schülermaterial zu sieben versteht.«

Bloch begrüßt es, daß die Mittelschüler »nicht weniger lernen« wollen als bisher. Doch kritisiert er ihre These, es solle »anders und anderes« als bisher gelernt werden, »damit die Absolventen der Mittelschulen den Anforderungen des praktischen Lebens besser entsprechen« können. Er glaubt, daß möglicherweise der alte Lehrplan unter den neuen Verhältnissen, in neuem Geiste angewendet, erst alle seine Fähigkeiten zum Guten und Edlen zur Entfaltung bringen könne, wenn das Danaergeschenk der Privilegien entfalle, die Lehrer nicht mehr Staatsbeamte seien, »mit Uniform, Degen und Dreispiz maskiert, nach Anciennität in Rangklassen eingeteilt, durch schlechte Bezahlung zur Erschöpfung in Nebenbeschäftigungen gezwungen«. Die Mittelschüler seien doch nicht »gar so schlecht zum Kampf ums Dasein

vorbereitet entlassen worden! Daß die Schule »dem praktischen Leben besser dienen soll«, sei freilich berechtigt, nur sei das Wort »praktisch« richtig auszulegen. »Was dem Leben dient, ist praktisch. — Erziehung ist Politik und muß es sein. Wie sie bisher benutzt wurde, freilich mit untauglichen und zum Teil verwerflichen Mitteln, ergebene Anhänger des Monarchismus und des Klerikalismus zu erziehen, so wird die Schule im sozialen Staate die Aufgabe haben, sozial empfindende, opferfähige Staatsbürger zu erziehen.«

Die Individualität soll ihre Rechte haben, aber kein wirtschaftliches Privileg! Die dazu nötigen Idealisten muß die Schule liefern. »Vollsaugen muß sich unsere Jugend an idealem Streben.« Die Erwerbung der Kenntnisse und Fertigkeiten für den Einzelberuf ist keine allzu schwere Aufgabe, wenn der Mensch auf der Schule arbeiten gelernt hat, wenn die geistige Schulung dieser Lernzeit ausreicht. Der Jugendunterricht kann keine gleichmäßige Vorschule für alle Lebensberufe sein; eine Typenspaltung der Schule nach Berufskategorien wäre verhängnisvoll.

Bisher durften die Privilegierten werden, was ihre Väter waren, die Nichtprivilegierten mußten das. Sollen nun die für jeden Beruf wirklich Geeigneten richtig ausfindig gemacht werden, so kann die Entscheidung gar nicht spät genug getroffen werden. (Das ist so richtig. Aber man kann auch mit dem Referenten in einem elastischen System frühzeitig differenzieren und damit alle Kräfte retten.) Bei seiner Entlassung soll der Mittelschüler nicht mit totem Wissen vollgestopft dastehen, »sondern mit geöffnetem Auge für seine Umwelt und mit einem warmen Herzen für die Gemeinschaften, die ihn umkapseln«. Er soll sich nicht als ein Rad in einer großen Maschine, sondern als das lebendige Glied eines Organismus fühlen! »Mit eigener Verantwortung dem Ganzen dienen, das ist seine Aufgabe.«

Wie ist zu diesem Ziele der Lehrplan zu gestalten? Wer diese Arbeit leisten will oder soll, muß die nötige moralische Qualifikation und das allgeründlichste Wissen besitzen. Blochs meisterhafter Exkurs in die Probleme der Schulreform soll die Mittelschüler davon überzeugen, daß sie noch nicht zur »entscheidenden« Mitarbeit an diesem Werke befähigt sind. Ihr »guter Wille, zu lernen« ist »ein Wechsel auf die Zukunft, aber er kann jetzt noch nicht honoriert werden«. Ihre Forderung nach Realisierung des Lehrplans verrät die allergrößte politische Unreife und Kurzsichtigkeit. »Soll nicht die demokratische Freiheit wieder im Kampfe aller gegen alle endigen, das heißt im Kapitalismus, so muß das Bestreben unserer Pädagogik sein, die Jugend zum Kampfe aller für alle zu erziehen.«

Im kapitalistischen Staate war der Idealismus das Privileg weniger reicher Doktrinäre. Für den Unbemittelten wäre er Selbstvernichtung gewesen. Im sozialen Staat aber werden wir durch seine ganze Natur auf den Idealismus angewiesen. Er steht mit unseren tierischen, antisozialen Instinkten in Widerspruch. Bisher war der mächtigste Anreiz zum Kulturfortschritt die Umsehung von Geist und Energie in materiellen Gewinn; aber daneben wirkte die Macht des Kapitals verwüstend, indem sie oft Talmigeist und Scheinenergie mit Erfolg krönte, echten Geist und echte Energie knechtete und knickte! Im sozialen Staate muß ein neuer Reiz für den alten eintreten: die Freude am Schaffen muß Ersatz bieten für die Genüsse des privilegierten Arbeitsertrags, der nur ein »Kriegsgewinn im Kriege aller gegen alle« war. Da zu befürchten steht, daß mancher in kapitalistischem Geiste Erzeugene ohne

das Profitziel sich auf ein Minimum von Tätigkeit zurückziehen wird, muß unsere Jugend wenigstens richtig für die neue Gesellschaftsform vorbereitet werden. Idealismus ist nach Marx »keine Einbildung, sondern eine Wahrheit«. Die falschen Wertungen des moralisch minderwertigen Kapitalismus sind zu zerstören, an ihrer Stelle die echten Lebensgüter wieder zu Ehren zu bringen. Die Jugend muß vor engherzigem, nüchternem Utilitarismus bewahrt werden. Nun macht Bloch einen sympathischen Versuch, die humanistische Erziehung als den einzigen Schutz gegen die mammonistische Denkart nachzuweisen. Der Krieg ist ihm die Vergeltung dafür, daß wir das realistische Glaubensbekenntnis der anderen Völker angenommen haben. »Unser Ehrgeiz soll es sein, das glücklichste Volk zu werden, bei dem es Quartiere des Elends und Verbrechens nicht gibt. . . .« »Deutschlands weltgeschichtliche Mission wird in der Schaffung des sozialen Staates, in der Entwertung des Goldes liegen.« »Wir wollen keine Naturmenschen sein, sondern die Segnungen einer wahren Kultur in reichstem Maße genießen.«

Bloch erklärt die christlich-abendländische Kultur zur Grundlage des Jugendunterrichts ungeeignet. Die Antike ist durchsichtig, konzentriert alles auf einen kleinen, übersichtbaren Kreis, ist als Jugendstufe unseres Kulturkreises der Jugendzeit des Einzelmenschen kongenial. Der Jugend kann dieses »Beste« aber nicht ohne Unterricht in den klassischen Sprachen gegeben werden, weil sie ohne das Übersetzen sich auch Inhalt und Geist der Antike nicht »erarbeitet«. »Der Geist des klassischen Altertums darf unserem Volke nicht verlorengehen.« »Nicht, obgleich das klassische Altertum unpraktisch ist, muß es die Grundlage unserer Mittelschule bilden, sondern weil es »unpraktisch« (das heißt in höherem Sinne allein »praktisch«) ist.«

Wir kennen diese Argumente, wir lieben ihre Vertreter vom Schlage Blochs ob ihrer Ganzheit, aber wir teilen ihre Ideenfigurierung nicht. Idealismus beherrschte Völker, Zeiten und Schichten ohne klassische Bildung, und klassisch Hochgebildete waren Mammonisten und Zyniker. Die Gesinnungsschuld der verflochtenen Epoche faßt Bloch richtig, ihre Ursache sucht er im Überbau statt im Fundament, in den wirtschaftlichen Verhältnissen, ihrer alleinigen, überschätzenden Pflege. Die Sieger von 1870/71 hatten noch »humanistische« Bildung!

Endlich haben die Mittelschüler verlangt, daß der Landesschulrat »sofort im Einvernehmen mit den Schülern der obersten Jahrgänge den Lehrplan der letzten Klassen entsprechend den rein praktischen Forderungen der Zeit provisorisch ändere«. Darauf hat der Landesschulrat nicht geantwortet. Bloch hält das mit Recht für richtig, denn die »rein praktischen Forderungen der Zeit« sind schwer so schnell zu erkennen oder gar im Handumdrehen zu befriedigen.

Wir sind mit Bloch der »temperamentvollen und selbstbewußten Jugend« Wiens dankbar, daß ihr Auftreten den Anlaß zu dieser klugen, kultivierten Schrift gegeben hat. Es ist eine Freude, diesem auf Grund jahrzehntelanger Lehrpraxis urteilsberechtigten Pädagogen auf seinem Wege zu folgen, auch wenn man nicht stets bei ihm bleiben kann. Wir teilen aber mit ihm das ideale Ziel. Wer dies Ideal begreifen will, muß »sich von den falschen Wertungen der Vergangenheit befreien. Nur auf diesem Wege kann das Proletariat zu gleicher Zeit siegen und überwunden werden.«

## Gewaltfamer Umsturz?

Von Dr. Werner Peifer.

Der fundamentale Unterschied, der die Sozialdemokratie von dem Spartakusbund trennt, ist die Stellungnahme zu der Frage: Wird die soziale Revolution in ähnlicher Weise auf die westlichen Demokratien hinübergreifen, wie sie von Rußland auf Österreich, von Österreich auf Deutschland in schneller Folge übergegriffen hat? Die Kommunisten glauben diese Frage in bejahendem Sinne beantworten zu können. Sie verkünden das Aufstammen der revolutionären Gewalten in England und Frankreich, wohl auch in Amerika, ja selbst in den asiatischen Ländern, und gestützt auf diese Behauptung ermahnen sie das kämpfende Proletariat, seine einmal eroberten Positionen mit allen Mitteln, vornehmlich denen der Diktatur, aufrechtzuerhalten.

Die Sozialdemokratie unterscheidet sich in ihrer Stellungnahme zur Revolution sowie in ihrer Beurteilung des Wesens derselben von den meisten bürgerlichen Parteien dadurch, daß sie in der Revolution das Resultat bestimmter ökonomischer Erscheinungen erblickt. So sieht die Sozialdemokratie in der Novemberrevolution eine Erscheinung, die zwar unmittelbar auf dem verlorenen Krieg, letzten Endes aber auf wirtschaftlichen Ursachen beruht. Ist aber eine Revolution, die als politische einen kurzen, als soziale mitunter einen jahrzehntelangen Prozeß durchmacht, nichts als eine Folgeerscheinung bestimmter gegebener Wirtschaftsverhältnisse, so müssen in allen Ländern, in denen gleichzeitig eine Revolution ausbrechen soll, auch gleiche ökonomische Tatsachen gegeben sein, die den Ausbruch der Revolution bedingen. Ganz anders liegen natürlich die Dinge, wenn mit dem Ausbruch der Revolution für eine andere, vielleicht viel spätere Zeit gerechnet wird. In diesem Falle brauchen natürlich die Bedingungen nicht mehr die gleichen zu sein wie in dem Lande, in welchem die Revolution zu einem weit früheren Zeitpunkt stattfand. Es ergibt sich dies aus dem fortwährenden Bewegungsfluß, in dem sich die kapitalistische Produktionsweise befindet, wodurch naturgemäß auch der proletarische Klassenkampf immer andere, schwer vorauszusagende Formen annimmt. Aber die Kommunisten prophezeien die gewaltfame Weltrevolution den westlichen Demokratien nicht für eine unbestimmte Zukunft, sondern sie erwarten den Zusammenbruch der gesamten bürgerlichen Gesellschaft in kürzester Zeit. Da nun — so müssen wir mit zwingender Logik folgern — die deutsche Revolution bestimmten ökonomischen Verhältnissen entsprungen ist — was auch die Kommunisten, soweit sie überhaupt noch auf dem Boden der materialistischen Betrachtungsweise stehen, zugeben werden und zugeben müssen —, so müssen in England, Frankreich usw. die ökonomischen Verhältnisse ebenso liegen wie in Deutschland. Wenn dies tatsächlich der Fall ist, so ist der Hinweis der Kommunisten auf die bevorstehende Weltrevolution in ihrem Sinne durchaus gerechtfertigt, da aus gleichen Voraussetzungen gleiche Folgen entstehen. Liegen aber die Wirtschaftsverhältnisse in den Westländern nicht wie in Deutschland, so ist der Hinweis auf die Weltrevolution verfehlt und eine — bewußte oder unbewußte — Irreführung des Proletariats.

Der Krieg ist die letzte und gewaltfame Form, in welcher das internationale Kapital seinen Kampf um neue Absatzgebiete führt. Endet dieser Kampf schließlich unentschieden, so tritt politisch etwa der bisherige Zustand ein, da keine der kämpfenden Mächte imstande sein wird, auf Kosten der anderen bedeutende Gebietserweiterungen davonzutragen. Auch ökonomisch werden sich die Verhältnisse etwa wie vor dem militärischen Zusammenstoß gestalten. Mit vermehrter Kraft werden sich beide Gruppen auf die gleichen Absatzgebiete stürzen wie bisher, oder es wird die eine von ihnen Absatzgebiete ausfindig machen, welche auch die andere Partei kraft ihrer infolge des unentschiedenen Krieges etwa gleichgebliebenen wirtschaftlichen Macht zu erobern sucht. Hierbei wird es zu neuen Konflikten um die Vor-

herrschaft kommen, die schließlich erneut zu kriegerischen Verwicklungen führen usw. Trifft aber der Fall ein, daß es der einen Macht oder Mächtegruppe gelingt, die andere zu besiegen — und nur diesen Fall haben wir heute angesichts der Lage der Dinge zu untersuchen —, so sind die ökonomischen Verhältnisse der Sieger und der Besiegten nicht mehr die gleichen, vielmehr wird gerade die wirtschaftliche Schwächung des Gegners einen der wesentlichsten Punkte des Friedensvertrags bilden, den der Sieger dem Besiegten auferlegt. So lagen die Dinge von Mitte 1917 an in Rußland. Als Folge der Niederlage trat ein wirtschaftlicher Verfall, als Folge des wirtschaftlichen Verfalls trat der gewaltsame Umsturz ein. Hätte damals Deutschland nicht den Krieg mit den Westmächten fortgesetzt, so wäre infolge der aus dem Brest-Litowsker Frieden erwachsenen wirtschaftlichen Stärkung die Hoffnung der russischen Bolschewisten auf die deutsche Revolution eine Utopie geblieben. Deutschland aber setzte den Krieg fort, und als in Österreich die Wirtschaftslage sich wie in Rußland zuspitzte, entstand als gleiche Folge der gleichen Voraussetzung die österreichische Revolution, und als dann auch für Deutschland die gleichen Voraussetzungen wie für Rußland und Österreich erfüllt waren, nämlich die militärische Niederlage in Verbindung mit dem ökonomischen Verfall, trat die deutsche Revolution ein.

Da nun an eine Wiederaufnahme des Krieges durch die Mittelmächte nicht zu denken ist und den Ententeländern von dritter Seite keine Gefahr droht, die geeignet wäre, bei ihnen die gleichen Voraussetzungen wie bei den Mittelmächten und Rußland zu schaffen, so ist auch an die sich hieraus ergebende Folgeerscheinung, den gewaltsamen Umsturz, in jenen Ländern nicht zu denken.

Wenn von kommunistischer Seite zur Begründung ihrer Auffassung auf Äußerungen von Marx und Engels hingewiesen wird, so ist auch dies als Irreführung leicht zu erkennen. Marx sagte nach dem Schluß des Haager Kongresses der Internationale von 1842 in Amsterdam: »Der Arbeiter muß eines Tages ... die alte Politik umstürzen, welche die alten Institutionen aufrechterhält, wenn er nicht, wie die alten Christen, die solches vernachlässigt und verachtet hatten, auf das Reich von dieser Welt verzichten soll. Aber wir haben nicht behauptet, daß die Wege, um zu diesem Ziele zu gelangen, überall dieselben seien. Wir wissen, daß man die Institutionen, die Sitten und das Herkommen der verschiedenen Gegenden berücksichtigen muß, und wir leugnen nicht, daß es Länder gibt wie Amerika, England, und wenn ich eure Einrichtungen besser kenne, würde ich vielleicht hinzufügen Holland, wo die Arbeiter auf friedlichem Wege zu ihrem Ziele gelangen können.«

Ganz ähnlich äußerte sich Engels im Jahre 1891. Er meinte: Man könne sich vorstellen, die alte Gesellschaft werde friedlich in die neue Gesellschaft hineinwachsen in Ländern, wo die Volksvertretung alle Macht in sich konzentriert, wo man verfassungsmäßig tun kann, was man will, sobald man die Majorität des Volkes hinter sich hat; in den Republiken wie Frankreich und Amerika, in Monarchien wie England, wo ... diese Dynastie gegen den Volkswillen ohnmächtig ist.

Vorstehende Ausführungen beweisen zur Genüge, wie es in Wirklichkeit mit der Möglichkeit einer gewaltsamen Weltrevolution steht. Anstatt in dem deutschen Proletariat verlockende Vorstellungen von dem bevorstehenden Zusammenbruch der Weltbourgeoisie — auch in den Ententeländern — zu erwecken und hiermit ihre Diktaturgelüste zu begründen, sollten die Kommunisten, wenn sie als wahre Volkstreue eine gewissenhafte Politik treiben wollen, das Volk nicht länger über den wahren Stand der Dinge im unklaren lassen und es mit der gesamten Sozialdemokratie dahin führen helfen, was unser aller Ziel ist: **D u r c h D e m o k r a t i e z u m S o z i a l i s m u s !**

## Literarische Rundschau.

Franz Eulenburg, *Neue Wege der Wirtschaft*. Leipzig, Verlag Der neue Geist. Preis 1,20 Mark.

Zur Wiederherstellung des deutschen Volkswohlstandes müssen wir mit geringeren Mitteln einen wesentlich höheren Ertrag nationaler Erzeugung herauswirtschaften. Der ökonomische Koeffizient, das Verhältnis von Aufwand und Ergebnis, der Produktion muß verbessert werden: durch Anwendung wissenschaftlicher Betriebsführung auf allen Gebieten, durch Rationalisierung in Landwirtschaft und Handel, in Verkehr und Gewerbe, im Haushalt und im privaten Betrieb. Der Verfasser bemüht sich, »einige Richtlinien und Möglichkeiten dieser neuen Wege der Wirtschaft aufzuzeigen«.

Mit dem Stoff ist sparsam umzugehen. Eine Inventarisierung des natürlichen Vorkommens aller im Lande vorhandenen Stoffe und Kräfte hat zu erfolgen. Die Verwendung einheimischer Stoffe bedeutet aber nur dann eine wirkliche Ersparnis, wenn das Produkt relativ besser und billiger ist als fremde Erzeugnisse. »Nationale« Rücksichten im Sinne der Bevorzugung einheimischer Minderwertigkeit sind auszuschalten. Die Materialien sind richtig auszuwählen. Der reine Empirismus ist durch Wissenschaftlichkeit zu ersetzen. Jedes Material ist nach seiner Art bestmöglich zu verwenden. Transportökonomie hat den unnützen Hin- und Hertransport der Waren zu vermeiden, um Zeit zu sparen, den Umschlag des Kapitals zu verkürzen, den Umsatz zu erhöhen, kurz kapitalbildend zu wirken. Es ist besser, Halb- oder Ganzfabrikate zu exportieren als Rohstoffe. Die Ausfuhr von Erzeugnissen mit hohem Arbeitswert kommt der Valuta zugute.

Zur Stoff- und Transportökonomie kommt die Standortswirtschaft und Standortökonomie: der rechte Betrieb am rechten Platz! In der Landwirtschaft zum Beispiel allenthalben die nach Bodenbeschaffenheit und Absatzmöglichkeit passende Produktionsweise! Mir erscheint allerdings fraglich, ob dabei das Gewinnstreben tatsächlich »der beste Weg zur Rationalisierung der Betriebe« ist, jedenfalls nicht der einzige: vernünftiger Plan muß hinzukommen! Eulenburg stellt richtig die Bedenklichkeiten der Zoll- und Siedlungspolitik (Bodenpreissteigerung) dar, hebt aber nicht genügend die Ertragssteigerung durch siedlerische Gartenwirtschaft hervor. Die verhängnisvolle Rolle der Verbindung von Kartell- und Schutzpolitik wird klar.

Sehr richtig äußert sich Eulenburg zur Typisierung und Normalisierung der Formen: Qualität ist wertvoller als Originalität der Form und Formate. Die menschliche Arbeit ist zu ökonomisieren, die Gesamtheit der Arbeitskräfte auf ein Optimum zu bringen. Von der Arbeitsökonomie muß zur Menschenökonomie fortgeschritten werden: Billige Nahrungsmittel, erhöhte Einstellung von Maschinen, hohe Löhne, die dann zur Normalisierung drängen, zweckmäßige Organisation des Handels, Berufsauflese und Berufsberatung usw.

Der Mangel an Rohstoffen wird zur erwünschten Auffaugung rückständiger Betriebe führen, wobei das Optimum nicht überschritten werden darf, ohne zum Rückschlag ins Gegenteil zu führen. Es müssen also bei aller Rationalisierung doch alle jeweiligen Spezialumstände berücksichtigt werden.

Ersparnis im Verbrauch schlägt den Reigen. Die Beseitigung des überflüssigen Luxus kann nur durch Besteuerung, durch radikale Änderung der Einkommensverteilung erreicht werden. Sie darf nicht zum Alzetismus führen, weil Arbeitsintensität und Genuß in ursächlichem Zusammenhang stehen: der Wille zu höheren Genüssen wirkt arbeitbefördernd. Gespart werden kann durch Vereinheitlichung des Konsums: Reihenhäuser, Topenmöbel usw. Die Anregung zur Vereinheitlichung des Konsums geht vom Erzeuger aus! (Vielleicht kann die Konsumentenbewegung doch da auch einiges leisten!) Abfallverwertung, Neubenutzung des Materials und Einschränkung des Modewechsels bedeuten Ersparnisse. Der Kapitalmangel, die Beschränkung der Konkurrenz, der Stoffmangel werden vielleicht zu einer bes-

feren Ausnutzung in länger brauchbaren Waren, zu innigeren und direkteren Beziehungen zwischen Hersteller und Verbraucher führen. Die Vereinfachung der Muster würde zu einer zweckmäßigeren Beurteilung der Waren nach ihrer Güte führen, Einheitsstoffe und -waren würden also Geschmack und Anspruch haben! So könnten wir doch mit verkleinerten Vorräten schließlich noch eine höhere Bedürfnisbefriedigung erzielen. Das Heft ist klar, verständlich und lesbar geschrieben.

Paul Oestreich.

**Briefe aus der Französischen Revolution.** Ausgewählt, übersetzt und erläutert von Gustav Landauer. 2 Bände. 474 und 538 Seiten. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Hütten & Loening. Preis geheftet 24 Mark, gebunden 30 Mark.

Die Rolle, die Gustav Landauer im Verein mit dem Kaffeehausanarchisten Erich Mühsam und dem Hirnsyphilitiker Dr. Lipp in Münchens »dritter Revolution« gespielt hat, wird die Federn kommender Komödiendichter ebenso beschäftigen wie die zukünftiger Revolutionshistoriker. Einen besseren Dienst als mit seiner »revolutionären« Aktivität hat er der Gegenwart mit einer Briefsammlung aus der Französischen Revolution geleistet. Wer Heinrich Cunows vorzügliches Werk über »Die revolutionäre Zeitungsliteratur Frankreichs während der Jahre 1789 bis 1794« (in zweiter Auflage 1912 unter dem Titel »Die Parteien der großen französischen Revolution und ihre Presse« erschienen) kennt, dem ist es unentbehrlich geworden. Landauers Briefsammlung kann man gut und gern danebenstellen. Nicht in der Art, denn Cunow schrieb Geschichte an der Hand der zeitgenössischen Presse. Landauer sammelte und kommentierte nur. Aber in ihrem Wert als Quellenmaterial ist diese Briefsammlung eine willkommene Ergänzung des Cunowschen Werkes und der darstellenden Geschichtsschreibung. Briefe haben als geschichtliche Dokumente ihren besonderen Wert. Im Briefe geben sich die Akteure historischer Ereignisse persönlicher, unverhüllter. Briefe können Bekannte sein. Sie werfen dann schärfere, ungebrochene Lichter auf den Schreiber und auf die Zeit und die Ereignisse, in der und über die er schrieb. Und darum sind diese zwei Bände tatsächlich Bücher, die »nicht von irgendeinem nachträglichen Standpunkt aus über die Revolution sprechen, sondern in denen die Revolution selbst aus sich spricht«. Viele kommen zu Wort, Revolutionäre und Gegenrevolutionäre, die mitten aus dem Strudel heraus schreiben, und Beobachter und Berichterstatter, die an der Peripherie der Ereignisse stehen. Den Repräsentanten der Revolution räumte Landauer den breiteren Raum ein. Mirabeau, Camille Desmoulins, Ludwig XVI., Charlotte Corday, Saint-Just, Madame Roland sind in umfangreichen Sammlungen vertreten. Danton, Robespierre, Marat fehlen, weil, wie Landauer sagt, von ihnen Briefe von Mensch zu Mensch fehlen, er aber den Rahmen seiner Sammlung nicht durch die Aufnahme unpersönlicher Kundgebungen oder Briefe zufälligen Inhalts sprengen wollte. Lücken, die als solche empfunden werden könnten, begründet und ergänzt Landauer im Vorwort. Um die Repräsentanten gruppieren sich Bauern, Fürsten, Kokotten, Soldaten, Minister, Künstler, Frauen, Geistliche, Anarchisten, Gelehrte, Monarchisten, Henker, Dichter, Gefangene, Heerführer, Geheimgagenten in bunter Reihe oder zu innerlich geschlossenen Gruppen vereint. So erreicht Landauer, was ihm wichtig dünkt: wir sehen Freunde und Feinde der Revolution ins Herz und sehen, »daß die Menschen und Parteien der Revolution einander nicht kannten, daß sie also auch von sich und dem Zusammenhang, mit dem sie sich bewegten, indem sie ihn bewegen wollten, das Ganze und Wahre, das Wesentliche nicht wußten«. Eine Erkenntnis, die auch für unsere wirre Zeit ihre unbestreitbare Gültigkeit hat — Landauer ging sie verloren. Im Juni 1918 schloß er die Arbeit an dieser Sammlung ab. Einige Monate später hatte er diese Weisheit, die er aus der Arbeit gewann, gründlich vergessen — er schwang sich zu Bayerns Diktator auf: er hätte besser getan, seine Beziehungen zur Revolution auf das ihm gegebene literarische Feld zu beschränken.

Es hat einen eigenen Reiz, heute in diesen Briefen zu lesen, deren viele von Zeitgenossen unserer Tage geschrieben sein könnten, so sehr ähneln sich Umstände und Begleiterscheinungen zeitlich so weit auseinanderliegender Ereignisse. Man liest und blickt in Spiegel. Und manchmal taucht aus überhundertjähriger Vergangenheit der Schatten eben überwundener Größen auf, deren Wesen schon damals hohl war und die doch lebten bis jetzt. So, wenn mitten in den Zeugnissen erregtester Teilnahme der Brief des Grafen v. d. Volz, des ehemaligen preussischen Gesandten in Paris, steht, in dem dieser preussische Repräsentant am 12. Oktober 1789, sieben Tage nach dem Zuge der Pariser Frauen nach Versailles, wichtig erzählt: »Ihre Majestäten erweisen dem diplomatischen Korps zweimal in der Woche die Ehre, es zu empfangen. Die Königin hat dreimal in der Woche ihren Spieltag. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß, wiewohl die Räume in den Tuilleries recht groß sind, die Unterkunft Ihrer Majestäten nicht so angenehm ist wie in Versailles. Die Truppen der Nationalgarde stehen bis zu den Türen zu den Gemächern auf der Gartenterrasse. Man hört häufige Rufe des Volkes, das den Anblick Ihrer Majestäten und des Dauphin an den Fenstern genießen will. Sie haben immer die Güte, hinauszutreten, das Wetter mag noch so schlecht sein....«

So spiegelte sich die Französische Revolution im Kopfe eines preussischen Grafen und Diplomaten — so spiegelt sich in einem Briefe das Preußen, das noch bis gestern war, wie es damals war.

Edgar Sahnwald.

Paul Dupsen, *Das Leben, die Lüge und die Menschheit*. Eine Tragödie in fünf Bildern. 138 Seiten. Hamburg, Konrad Hanf.

Mitten in den Krieg hinein ist dieses Drama gestellt: in das Milieu der Kaserne und des Unterstandes. Soldaten sind seine Helden. Der Kampf zwischen Militarismus und Weltbürgertum bildet den Hintergrund der Handlung. Der Unfuss und die Unstillschkeit des Krieges werden an den Pranger gestellt. Das geschieht nicht in breitangelegten, phrasenhaften Wortgefechten, sondern in dem leidvollen Erleben zweier junger Soldaten. In unerschrockener, eiservoller Wahrheitsliebe suchen sie durch die Tat zu beweisen, daß das Ziel des Daseins nicht der Tod, sondern das Leben, nicht der Haß, sondern die Liebe ist. Sie sind durchdrungen von der Gewißheit, daß auch in den Schützengräben der Feinde das gleiche Empfinden und Verlangen vorhanden sein muß. Das will der eine seinen noch nicht ganz gläubigen Kameraden erweisen. Ohne Waffen macht er sich auf den Weg — und geht in den Tod. Der andere ist besonnener und zurückhaltender. Aber auch ihn trifft die Pranke der militärischen Disziplin: er endet im Irrenhaus. Die fünf Bilder dieser Tragödie, überreich an qualvoller Seelenzerrissenheit, sind eine einzige schreckende Anklage gegen den Militarismus. Ein wilder Rebellenstolz durchpulst Auftritt für Auftritt. Eine Kultur, die Mord und Zerstörung in ihr Programm aufnimmt, kann nimmermehr eine Kultur sein. Soll die Natur überhaupt in ihren Gesetzen einen Sinn haben, so kann er nur in der möglichst verklebten und erweiterten Zweckmäßigkeit für das Leben liegen, niemals aber in der methodischen Ausbildung des Massenmordes. Alles das kommt besonders klar, wichtig und überzeugend in der Kriegsgerichtszone zum Ausdruck, die den ganzen vierten Akt fällt. Sprache und Aufbau des Dramas sind reich an Schönheiten und Bühnenwirksamen Effekten. Mitunter hat man allerdings den Eindruck, daß manches weniger kräftig unterstrichen zu sein brauchte. Das überaus straff und unerbittlich durchgeführte Geschehen der Tragödienhandlung genügt vollauf, dem Ausdruck zu verleihen, was der Dichter beabsichtigte. Bühnenwirksamkeit ist dem Stück sicherlich nicht abzusprechen, namentlich dann nicht, wenn ein erfahrungsreicher Regisseur das gelegentlich etwas allzu üppig wuchernde Zuviel ein wenig zurechtaufstufen sich die Nähe nähme.

—n.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 8

Ausgegeben am 23. Mai 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Die Versailler Friedensbedingungen.

Von Heinrich Cunow.

Der Friedensvertragsentwurf der Entente stößt — wenn man von den Theoretikern und Ideologen der unabhängigen Sozialdemokratie Deutschlands absteht, zwei Begriffe, die sich im wesentlichen decken — auf ein energischeres »Unannehmbar« im deutschen Volke, als man in Anbetracht der herrschenden Erschöpfungspsychose erwarten durfte. Es sieht fast aus, als beginne das apathische, willen- und gedankenlose Sichfreibenlassen, das weite Volksschichten nach dem plötzlichen Niederbruch erfasst hatte, einer gewissen Selbstbestimmung auf die eigenen Lebensnotwendigkeiten zu weichen. Nach langen Monaten tiefster seelischer Depression pulsiert wieder warmes Blut durch den erschlafften Körper. Zwar die Erkenntnis, daß in seiner heutigen Verfassung das deutsche Volk Gewaltaktionen der Entente keinen nennenswerten militärischen Widerstand entgegenzusetzen vermag, ist allgemein verbreitet; aber dennoch bäumt sich das nationale Lebensbewußtsein dagegen auf, feige das Todesurteil des eigenen Volkes zu unterschreiben. Mehrfach konnte man dieser Tage von Arbeitern und Arbeiterinnen trotz der sich in ihnen regenden Befürchtung, daß im Falle einer Ablehnung des feindlichen Friedensdiktats alsbald eine noch größere Lebensmittelnot einsetzen werde, die Meinung aussprechen hören: »Truppen, um das Eindringen der Engländer und Franzosen abzuwehren, haben wir nicht mehr; aber wir kastrieren uns nicht selbst, mögen sie einrücken und der Welt das Beispiel einer sinnlosen Gewalt zeigen. Sie können uns vielleicht annektieren, werden uns dann aber auch, wenn wir nichts haben, ernähren müssen.«

Das Gerede einiger Agitatoren der Unabhängigen, es handle sich ja nur um eine Veränderung der Landkarte, und es sei doch ganz gleich, auf welchem Erdenfleck man lebe, macht selbst in Arbeiterkreisen wenig Eindruck. Man erkennt, daß es auf eine Versklavung des ganzen deutschen Volkes abgesehen ist, unter der der Arbeiter am meisten leiden würde. Noch mehr als bisher würde er gezwungen sein, Mehrarbeit zu leisten und Mehrwert zu schaffen, während aber dieser heute in die Tasche deutscher Kapitalisten fließt und von diesen dazu benutzt wird, die alten Betriebe zu vermehren und neue anzulegen, also neue Arbeitsgelegenheiten und Verdienstmöglichkeiten zu schaffen, würde durch die Durchführung der wirtschaftlichen Versklavungspläne der Entente nicht nur die industrielle Tätigkeit gelähmt und ein starker Druck auf die Löhne ausgeübt werden, sondern auch der von der deutschen Arbeiterschaft erarbeitete Mehrwert den Kapitalistengruppen der Ententestaaten zufließen. Dadurch aber würde ihrer Industrie eine starke Übermacht gesichert und der Wiederaufbau des deutschen Wirtschaftsgebietes, die Zurückgewinnung der uns verlorengegangenen fremden Absatzmärkte hintangehalten.

Und wenn wenigstens die Bedingungen des Friedensvertragsentwurfes Deutschland die Möglichkeit bieten würden, an Stelle der zur Vernichtung verurteilten Industriezweige die Agrarwirtschaft zu setzen und sich zum Agrarstaat zurückzuentwickeln. Doch auch diese Möglichkeit wird dadurch ausgeschlossen, daß Teile deutschen Gebiets, die bisher vor allem zur Ernährung der Bevölkerung beigetragen und sich am besten zur Anlegung von Siedlungskolonien eignen würden, vom deutschen Gebiet abgetrennt werden sollen. Selbst die Möglichkeit, den völlig erschöpften Viehbestand in den nächsten Jahren wieder aufzubessern, soll bekanntlich der deutschen Landwirtschaft genommen werden; denn das hungerrnde Deutschland, das seine jetzige Bevölkerung auch nicht halbwegs mit dem nötigen Fleisch, seine Säuglinge mit Milch zu versorgen vermag, soll noch 140 000 Milchkühe, 40 000 Jungrinder, 120 000 Schafe, 35 000 Stuten, 15 000 Mutterschweine ablefern.

Daß Deutschlands wirtschaftliche Verödung Arbeitslosigkeit und Zwang zur Auswanderung, Verschärfung der Lohnsklaverei und fortgesetzten Nahrungsmangel bedeutet, weiß auch der Arbeiter, soweit er einigen Einblick in das wirtschaftliche Getriebe hat. Selbst den, der wirtschaftliche Fragen nicht zu beurteilen vermag, erschreckt die Bestimmung des Friedensvertrags, daß den deutschen Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen erst dann die ihnen zustehenden Unterstützungen ausgezahlt werden dürfen, nachdem die geforderten Entschädigungssummen für die Kriegsbeschädigten der Ententestaaten aufgebracht worden sind, eine Forderung, die nichts anderes bedeutet, als daß die Verstümmelten, die während der vier Kriegsjahre für ihr Vaterland gekämpft und geblutet haben, überhaupt nichts oder nur ganz unzulängliche Almosen erhalten.

Ebenso fordert der Friedensvertragsentwurf, daß nicht nur das Reich, sondern auch die deutschen Einzelstaaten die Zinsen für die von ihnen aufgenommenen Anleihen so lange nicht auszahlen dürfen, als nicht die von der Entente gestellten Entschädigungsforderungen — Forderungen, die noch gar nicht feststehen, sondern erst noch festgestellt werden sollen — befriedigt sind. Das heißt, alle jene Arbeiter, Handwerker, Kleinhändler, Beamten, Angestellten usw., die während des Krieges, um ihr Scherflein zu den nötigen Kriegsmitteln beizutragen, Kriegsanleihepapiere erworben haben, sollen für diese Tat von der Entente bestraft werden und keine Zinsen erhalten, also ihr schon ohnehin durch die Geldverschlechterung entwerteter Besitz noch mehr verringert werden.

Tatsächlich ist der Friedensvertragsentwurf, den die Leiter der Ententestaaten in langen Beratungen zusammengestellt haben, ein Dokument brutaler Rachgier, zu dem die Staatengeschichte bisher kein Gegenstück bietet. Deutschland soll wirtschaftlich, politisch, militärisch und moralisch dermaßen herabgedrückt werden, daß es sich nicht zu erheben vermag und deshalb den künftigen imperialistischen Herrschaftsprojekten der Ententestaaten keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen vermag. Das ist der deutliche Sinn der Worte, mit denen Clemenceau die Überreichung der Friedensbedingungen begleitete: »Wir werden ... für die notwendigen Vorkehrungen und Sicherungen sorgen, damit auf diesen zweiten Versailler Frieden, der einen so schrecklichen Krieg abschließt, kein weiterer folgt.«

Die deutsche Republik soll aus dem Konzern der Großmächte ausgeschaltet, dem Imperialismus der großen Ententestaaten freie Bahn geschaffen und zugleich verhindert werden, daß in Deutschland die Entwicklung zur Verwirklichung sozialistisch-demokratischer Forderungen führt, die in England, Frankreich oder Italien die Arbeiterschaft zur Macheiferung und Nachahmung anspornen könnte. Treffend hat vor einigen Tagen Bernard Shaw in den »Daily News« die Tendenz des Friedensvertragsentwurfes mit den Worten gekennzeichnet: »Die Friedensbedingungen schützen die Welt vor der Demokratie in Deutschland. Wir haben Deutschland seine ganze imperialistische Macht abgenommen und sie auf unsere eigenen Schultern genommen.«

Es zeigt sich, wie recht jene hatten, die, als England uns den Krieg erklärte, den eigentlichen Zweck seiner Kriegsbeteiligung in der Mattsetzung der deutschen Industrie-, Handels- und Schiffahrtskonkurrenz erblickten. Deshalb sucht es jetzt jene Methoden, die es lange Zeit mit so schönem Erfolg auf Irland und Indien angewandt hat, auf Deutschland zu übertragen.

Anstatt sich durch Annahme der Friedensbedingungen — sei es mit oder ohne Protest — in dieses Joch zu fügen und aus Deutschland ein zweites Irland schaffen zu helfen, ist immerhin besser, diesen Friedensbedingungen ein bestimmtes »Nein« entgegenzusetzen — selbst auf die Gefahr hin, daß im besetzten Gebiet stehende Entente-Truppen weiter vorrücken und die Blockade wiederhergestellt wird, um nach der während der Kriegsjahre angewandten Taktik durch Aushungerung Deutschland zur Annahme der Versailler Friedensbedingungen zu zwingen. Es ist, so wahrscheinlich es auch sein mag, daß zunächst die Entente durch verstärkten Druck die Unterschrift unter ihr Forderungsprogramm zu erzwingen suchen wird, immerhin besser, eine Welle auch noch diesen verstärkten Druck auf uns zu nehmen, als freiwillig einen Vertrag einzugehen, der das deutsche Volk der ärgsten Verklauung ausliefert und es zum Todesstichum verurteilt. Es würde eine derartige, nur die Augenblicksnoflage berücksichtigende, die späteren jahrelangen Siechtumsfolgen aber außer acht lassende Handlung uns nicht nur den zukünftigen berechtigten Vorwurf der leidenden Volksmassen eintragen, ihre Lebens- und Entwicklungsmöglichkeit dem Wunsche, einem verschärften Augenblicksdruck zu entgehen, ohne Bedenken aufgeopfert zu haben, wir würden uns auch einer politischen Unehrllichkeit schlimmster Art schuldig machen, wenn wir einen Vertrag unterschrieben, von dem wir von vornherein überzeugt sind, ihn nicht halten zu können. Verträge, von denen man weiß, daß man sie in keinem Falle halten kann, unterschreibt ein gewissenhafter Mensch auch in Notsituationen nicht.

Judem würden wir durch die Unterzeichnung des Vertragsentwurfes in seiner jetzigen Form jene einsichtigen Elemente in den neutralen und den feindlichen Staaten abstoßen und verleugnen, die in der Erkenntnis, daß die Versailler Forderungen unerfüllbar sind, sich energisch in ihren Ländern gegen die Ungeheuerlichkeiten der Versailler Friedensstipulationen wenden und, wie kürzlich Snowden, der Leiter der Unabhängigen Arbeiterpartei Englands, erklären: »Der Vertrag ist der Gnadenstoß für die Auffassung aller jener, die gehofft haben, das Ende des Krieges würde uns den Frieden

bringen; er ist ein Verrat an der Demokratie und an den im Kriege Gefallenen!»

Und was sollen und können wir antworten, wenn jene deutschen Bevölkerungssteile, die trotz der trostlosen wirtschaftlichen Aussichten, die Deutschland bedrohen, doch im Bewußtsein ihres Deutschtums sich gegen die gewaltsame Abtrennung wehren, uns vorwurfsvoll zurufen: »Läßt uns in dieser Stunde der Vergewaltigung nicht feige im Stich, liefert uns nicht unseren Feinden aus!«

Es ist seltsam und doch charakteristisch für ihre Auffassung nationaler und sozialer Fragen unter dem Gesichtswinkel engsten Parteiinteresses, daß gerade die sogenannte »unabhängige« Presse, die fortgesetzt von einem Weiterstreben der Revolution und der Betrachtung der heutigen Lage unter dem Gesichtspunkt der revolutionären Entwicklung spricht, für die Unterzeichnung eines Friedensvertrags eintritt, der kurzerhand alle revolutionären beziehungsweise sozialistischen Entwicklungsmöglichkeiten abschneidet. Denn lassen sich in Anbetracht der neuen finanziellen Riesenlasten, die der Vertrag dem deutschen Volk ausbürdet, der erneuten Blutabzapfung an dem ohnehin schon aufs äußerste geschwächten deutschen Volkskörper noch große Sozialreformen durchführen? Lassen sich noch große Mittel für Kultur- und Wohlfahrtszwecke bereitzustellen? Können in einem Lande, das den jährlich in seinem Gebiet erzeugten Mehrwert fremden Staaten in der Form von Kriegstributen und Kriegsschädigungen abliefern muß, noch dem Volkswohl dienende Sozialisierungen der Produktion vorgenommen werden? Muß nicht unter dem Zwange, die vom Ausland geforderten enormen Mittel aufzubringen, jede Sozialisierung oder Verstaatlichung zu einer fiskalischen Maßnahme, zu einer Gewinnerpressung werden?

Sicherlich, die Entente kann, wenn die von ihr gestellten Friedensbedingungen nicht angenommen werden, die Lebensmittellieferungen einstellen, die Blockade erneuern und Truppen in bisher noch nicht besetzte Gebiete einrücken lassen. Sie wird es auch wahrscheinlich tun. Die Hoffnung, daß sie das aus Furcht vor dem Einspruch der Sozialisten ihrer Länder unterlassen könnte, scheint mir höchst optimistisch zu sein. Die Sympathien der englischen und französischen Arbeiter für die deutsche Arbeiterschaft sind, wenn man von bestimmten engen Kreisen absteht, recht mäßig und die Geneigtheit, sich mit ernstern Mitteln als bloßen Protestklärungen für die deutsche Republik einzusetzen, recht spärlich, da die Erkenntnis, daß, wenn der Fortschritt zum Sozialismus in Deutschland verhindert wird, damit auch die sozialistische Bewegung in den Ententestaaten einen nachhaltigen Rückschlag erleidet, nur erst in wenigen intelligenteren Kreisen zum Durchbruch gelangt ist.

Dennoch haben die Ententemächte, wenn sie ihre Truppen einrücken lassen, noch keineswegs gewonnenes Spiel. Besetzen sie deutsches Gebiet, so übernehmen sie damit auch völkerrechtlich die Verpflichtung, für den Unterhalt der Bevölkerung dieser Gebiete zu sorgen, und diese Verpflichtung würde, in Anbetracht des herrschenden Nahrungs- und Arbeitsmangels, eine große Last bedeuten, die vornehmlich Amerika treffen würde, das ohnehin auch noch mehrere Ententeländer zu versorgen hat. Zudem müßte, da immerhin mit örtlichen Krawallen, Verzweiflungsausbrüchen und Generalfreiks in den besetzten Gebieten zu rechnen

sein würde, das Besatzungsheer ziemlich groß sein, und seine Bestandteile müßten überdies, um eine revolutionäre oder bolschewistische Ansteckung zu verhindern, häufig gewechselt werden. Dafür, den Krieg lediglich deshalb fortzusetzen und in fremden Gebieten große Truppenkörper zu unterhalten, um größere Landabtretungen und Abgaben zu erzwingen, haben aber weder Amerika noch Englands und Frankreichs untere Bevölkerungsschichten Verständnis. Man ist des Krieges müde, will ihn schnellstens liquidieren und sehnt sich danach, wieder mit der alten Wirtschaftstätigkeit beginnen zu können. Vor allem haben die in den Waffentrock gesteckten englischen Arbeiter das Kriegsspiel satt und fordern ungestüm ihre Entlassung. Zudem mehrt sich in England wie in Frankreich die Befürchtung, daß, wenn es nicht zu einer Art Verständigungsfrieden mit Deutschland kommt und die frühere Spannung zwischen den Mächten bestehen bleibt, die Rüstungslasten sich in Zukunft kaum vermindern werden.

Hinzu kommen die mannigfachen Interessengegenstände, die zwischen den Ententestaaten bestehen, nicht zum wenigsten zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und England. Ist das amerikanische Kapital auch zum Teil mit dem englischen ziemlich enge liiert, so hat der Krieg doch zwischen manchen amerikanischen und englischen Wirtschaftszweigen eine starke Rivalität hervorgerufen. Es besteht keineswegs in allen amerikanischen Wirtschaftskreisen die Neigung, Englands Konkurrenzfähigkeit zu stärken und zu diesem Zwecke Deutschland, in welchem man vielfach neben Rußland einen guten zukünftigen Abnehmer amerikanischer Produkte sieht, völlig zu ruinieren.

Ob deshalb, wenn Deutschland die unsinnigen Friedensbedingungen ablehnt, eine einheitliche geschlossene militärische Aktion der Entente zustande kommt und ferner, ob diese, falls sie doch erfolgt, von Bestand sein wird, ist daher noch ziemlich fraglich.

Daß die Unabhängigen die Unterzeichnung der Versailler Friedensbedingungen in der Hoffnung befürworten, daß eine »Weltrevolution« — ein Wort, unter dem sie nicht eine baldige friedliche Umwälzung der heutigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, sondern einen plötzlichen gewalttätigen Umsturz verstehen — den Vertrag schon in nächster Zeit annullieren wird, zeigt nur, daß sie noch immer nicht von ihrer naiven Illusionspolitik zu lassen vermögen. Ständig haben sie sich seit der Parteispaltung nicht nur über die Ziele und Absichten der Entente, sondern auch über die Bedeutung und Stärke des Imperialismus gefäuscht. Immer wieder wußten sie auf der Tribüne der Parlamente wie in ihren Flugblättern und Zeitungen zu versichern, daß, sobald in Deutschland ein demokratisches Regiment zur Herrschaft käme, die sogenannten westlichen Demokratien zu einer freundlichen Verständigung mit Deutschland bereit sein und auf alle Annektionen verzichten würden. Adolf Hoffmann sprach nur aus, was schon vorher hundertmal in Versammlungen und Zeitungen behauptet worden war, als er im Namen seiner Fraktion am 18. Juni 1918 im Preussischen Landtag erklärte: »Ein demokratisches Deutschland hätte in aller Welt Freunde. Siegte die Demokratie in Deutschland, hätte Deutschland auch einen Frieden ohne Annektionen und Kontributionen, nicht einen solchen Frieden, wie Deutschland Rußland aufgezwungen hat. Selbst wenn Clemenceau den Krieg weiterführen wollte, würde ihn

die Revolution der Arbeiter wegfegen, genau wie die Kriegsbeher in England und Italien. Es würde der Sieg der Demokratie weiter nichts herbeiführen, als die Verteidigungskräfte in Deutschland stärken und uns mit der Welt wieder ausöhnen.»

Diese illusionäre Hoffungslosigkeit steigerte sich noch, als dann Wilson als Apostel der Humanität sein Friedensprogramm mit den bekannten vierzehn Punkten in großer Pose der Welt verkündete und darauf die deutsche Revolution ausbrach. Nun stand es für die unabhängigen Illusionspolitiker fest, daß alsbald die Arbeiterschaft Englands, Frankreichs, Italiens sich in gleicher Weise der politischen Herrschaft bemächtigen, sich mit dem mitteleuropäischen Proletariat vereinigen und aus dem Zusammenbruch der kapitalistischen Welt die sozialistischen Vereinigten Staaten von Europa hervorgehen würden. Die Artikel, die damals in der Neuen Zeit erschienen und zu nüchtern-kritischer Betrachtung der Vorgänge mahnten, wie »Englands Verlangen nach dem deutschen Kolonialbesitz« (36. Jahrgang, 2. Band, Nr. 24), »Vor schwierigen Problemen«, »Die dritte Note Wilsons« (37. Jahrgang, 1. Band, Nr. 4 und 5) usw. wurden mit spöttischer Überlegenheit als Produkte eines grauen Alltagspessimismus abgetan. Selbst als vor ungefähr drei Monaten die Havasagentur den Wilsonschen Entwurf eines Völkerbundes veröffentlichte, wiegte man sich noch in den naivsten Illusionen.

Und ebenso steht es mit der Erkenntnis des Imperialismus und seiner Entwicklungsbedingungen. Als ich im Mai 1915 mich in meiner Broschüre »Partei-Zusammenbruch?« gegen die leichte Auffassung der imperialistischen Strömung in den kapitalistischen Staaten als einer nicht historisch begründeten, mehr oder weniger zufälligen Erscheinung wandte und erklärte, der Imperialismus sei eine »aus den neuen inneren finanziellen Lebensbedingungen des Kapitalismus« herausgewachsene Erscheinung, »nichts Zufälliges, sondern eine notwendige Etappe auf dem zum Sozialismus führenden kapitalistischen Entwicklungsweg«, wurde diese Auffassung höhnisch belacht.

Besonderen Widerspruch aber fand die von mir ausgesprochene Ansicht, die Ara des Imperialismus sei noch nicht zu Ende, wahrscheinlich werde er nicht geschwächt, sondern gestärkt aus dem Weltkrieg hervorgehen. (Vergl. Kautskys Artikel: »Zwei Schriften zum Umlernen« und »Nochmals unsere Illusionen«. Neue Zeit, 33. Jahrgang, 2. Band, Nr. 3, 4, 5, 8, 9.) Ich wurde zum Sozialimperialisten gestempelt, obgleich ich den Imperialismus weder verteidigt noch seine Gefährlichkeit für eine friedliche Entwicklung verkannt hatte, sondern lediglich gefordert hatte, die Dauer der imperialistischen Entwicklungsperiode nicht nach allerlei utopistischen Wünschen und Hoffnungen zu beurteilen.

Als dann die deutsche Revolution ausbrach, galt den Illusionspolitikern der Unabhängigen mit dem Kapitalismus auch der sogenannte Imperialismus für erledigt. Er hätte, hieß es, im Krieg völlig verspielt und allen Boden verloren. Die Annahme, dem Kriege könne irgendwo ein neues Aufblühen imperialistischer Bestrebungen folgen, wurde als eine Absurdität betrachtet. Ich hatte mich angeblich mit meiner Prophezeiung bis auf die Knochen blamiert oder, wie Heinrich Ströbel sich in der Jacobsohnschen »Weltbühne« ausdrückte, der Ausgang des Krieges hatte klar mein »intellektuelles Manko« erwiesen.

Und nun, wer leugnet heute nach dem Kampfe zwischen Italien und den Serben um die Ostufer der Adria, der Annexion Schantungs durch Japan, den großpolnischen Bestrebungen, den unsinnigen Annexionsforderungen des Versailler Friedensvertragsentwurfes noch, daß der Imperialismus nicht gestärkt aus dem Kriege hervorgegangen ist? Und doch stehen wir erst am Anfang der neuen imperialistischen Ära. Wir werden in den nächsten Jahren noch manche imperialistischen Gelüste des nordamerikanischen Kapitalismus auf Mittel- und Südamerika, des englischen auf Afrika, Arabien, Persien, Afghanistan usw. austauschen sehen. Mag auch in Deutschland der Imperialismus einen schweren Schlag erlitten haben, in den Ententeländern ist er desto üppiger ins Kraut geschossen.

Nach solcher fortgesetzten falschen Beurteilung geschichtlicher Entwicklungsercheinungen durch die großen Theoretiker der »unabhängigen« Sozialdemokratie ist es nur selbstverständlich, daß sie auch heute wieder eine Erlösung aus der jetzigen Notlage von irgendwelchen baldigen revolutionären Aktionen der sozialistischen Parteien in England und Frankreich, vielleicht auch auf den Viti- oder Osterinseln, erhoffen. — Die Neigung zu utopistischen Gedankenkonstruktionen, zu einer einseitigen Beurteilung politischer Vorgänge nach dem eigenen Willen und Wünschen und die Verwechslung ihrer Wünsche mit historischen Tatsachen, liegt den meisten Vertretern der unabhängigen Richtung im Blute. Sie sind geborene Utopisten. Desto mehr aber sollten wir uns hüten, uns in unserer Politik durch ihre Rhetorik beeinflussen zu lassen.

## Zur künftigen preußischen Verwaltungsreform.

Von Dr. Georg Flatow.

Die preußischen Kreistagswahlen, die demnächst stattfinden, werden, wie in Nr. 3 vom 18. April 1919 dargelegt, eine große Anzahl unserer Parteigenossen in Stellungen bringen, die dem Proletariat bisher nahezu verschlossen waren. Auf dem Gebiet, das uns damit eröffnet wird, haben wir in der Partei kaum Erfahrungen gesammelt, waren doch die Kreistage und die aus ihnen abgeleiteten Behörden die fast unbestrittene Domäne des preußischen Feudaladels. Unsere Presse hat den Verhandlungen im Kreis- und Provinziallandtag sowie in den Kreis-, Bezirks- und Provinzialausschüssen und im Provinzialrat bisher nur wenig Interesse entgegengebracht. Die bürgerliche Presse, der die Berichterstattungspflicht in erster Linie oblag, war meist die Kreisblattpresse, die als gefügiges Objekt der Verwaltungsbehörden für eine wirklich ergiebige und kritische Berichterstattung kaum zu haben war. Still und dunkel, wie die ganze preußische Verwaltung, spielte sich das Leben der Behörden und Kommunalverbände im Innern des preußischen Staates ab. Auch unsere Parteiliteratur hat sich, soweit mir bekannt, um die Probleme der inneren Verwaltung wenig gekümmert. Wir trleben immer nur Reichs-, Landes- oder Kommunalpolitik; was dazwischen lag, das schien uns nichts anzuangehen. Nur wenige unserer Parteigenossen wußten mit Fragen der Landesverwaltung oder der Verwaltung der höheren Kommunalverbände Bescheid, obwohl doch das tägliche Leben und das Wohl und Wehe von Millionen unserer Mitbürger von den Leistungen und Anforderungen jener Behörden und Verbände abhängt. Der alte Satz unserer Ge-

Schichtsauffassung gilt auch hier: die politische Ideologie pflegt nur dort zu forschen und zu arbeiten, wo kräftiges soziales Bewußtsein einer Klasse in Erscheinung tritt, wo das Proletariat kämpft, stellt auch eine sozialistische Literatur sich ein. Kampfobjekte, deren Eroberung wir, wie hier, erst von der Demokratisierung des Staates erwarteten, wurden nicht zur Erörterung gestellt.

Politisches Neuland liegt also vor uns. Jetzt gilt es, die preußische Verwaltung zu studieren, damit wir nicht, wenn in kürzester Frist die Frage der preußischen Verwaltungsreform auftaucht, ihr geistig unvorbereitet gegenüberstehen. Seit Jahren spukt diese Verwaltungsreform in den Köpfen und in den Akten herum. In den sebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begonnen, aber bald steckengeblieben, sollte diese Reform schon seit Jahren fortgeführt werden. Ihre Erledigung ist jetzt unsere Sache geworden. Wollen wir auf diesem Gebiet nicht der bürgerlichen Demokratie die Führung überlassen — ähnlich wie auf dem der Verfassung —, so müssen wir uns unverzüglich an die Arbeit machen, so schwer auch die Beurteilung verwaltungsrechtlicher und -technischer Fragen für eine Partei ist, die von der praktischen Mitarbeit auf diesem Gebiet bisher ausgeschlossen war.

An Literatur über diese Probleme sei neben einer älteren, sehr wertvollen und instruktiven Arbeit von Hugo Preuß »Zur preußischen Verwaltungsreform«, Denkschrift, verfaßt im Auftrag der Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin, 1910, ein kürzlich erschienenenes Buch von Lothar Engelbert Schücking »Die innere Demokratisierung Preußens«, München 1919, Musarion-Verlag, genannt. Schücking ist im Jahre 1908/09 — woran nur kurz erinnert sei — wegen seines Buches »Die Reaktion in der inneren Verwaltung Preußens« seines Postens als Bürgermeister von Hufum im Disziplinarweg enthoben worden. Der Prozeß hat damals in der Öffentlichkeit das größte Aufsehen erregt. Auch sein neues Buch kann das Interesse aller derjenigen beanspruchen, die durch Beruf oder Neigung sich mit den Fragen der inneren Verwaltung zu befassen haben. Schücking ist einer der wenigen Sachkenner der Materie in unseren Reihen, der aus eigener Anschauung als Verwaltungsfachmann das Getriebe der Staats- und Kommunalverwaltung — nicht nur in den Städten — zu beurteilen weiß. Sein Urteil ist daher besonders wertvoll.

Leider leidet das Buch unter einer gewissen Unabgeschlossenheit. Es scheint, als sei es aus einzelnen Aufsätzen zusammengesetzt, die nicht recht miteinander ausgeglichen sind. Dadurch entstehen Wiederholungen und eine Behandlung des gleichen Gegenstandes an verschiedenen Stellen. Die einzelnen Kapitel sind offenbar noch im letzten Stadium des Krieges geschrieben und nach der Revolution überarbeitet worden. Daher rühren wohl auch manche Unausgeglichenheiten. Ein Teil der Kritik des Verfassers ist zudem durch die Zeitereignisse überholt. Manche Reformvorschläge, die der Beseitigung des Feudalsystems in der Verwaltung dienen sollten, sind überflüssig geworden. Dennoch behalten die Ausführungen einen sachlichen Wert und stellen eine willkommene Ergänzung zu dem ebenfalls inzwischen überholten Buche »Aufgaben der deutschen Gemeindepolitik nach dem Kriege« von Paul Hirsch dar.

Der Grundzug von Schückings Buch ist der Gedanke, den Gegensatz von Stadt und Land, den die Kriegsernährungswirtschaft noch besonders verschärft hat, durch die Schaffung leistungsfähiger Großgemeinden auszu-

gleichen (natürlich unter Beseitigung der feudalen Einrichtung der Gutsbezirke) und den Gemeinden weitestgehende Selbstverwaltung zu gewähren, so daß ein Anfechtungsrecht der Aufsichtsbehörde nur gegenüber Gesehwidrigkeiten besteht. Ferner soll der Kreis nebst dem Landrat und dem Regierungsbezirk überflüssig gemacht und beseitigt und die alsdann verbleibende Aufsicht nicht dem Oberpräsidenten, der ebenfalls fortfallen soll, sondern dem Provinzialverband übertragen werden.

Die Aufgaben der heutigen Kreise weist Schücking überwiegend den Großgemeinden, die Aufgaben der Regierung den Provinzialverbänden zu, und zwar bezüglich der zweiten Abteilung — Schulen — der Provinz (Provinzialschulkollegium) und von der dritten Abteilung die Steuern den Oberzolldirektionen, die Domänen und Forsten den Provinzialverbänden.

Für alle Gemeinden fordert Schücking entsprechend unserem Programm (vergl. hierüber auch Lindemanns Abhandlung »Die Selbstverwaltung« in dem Sammelwerk »Recht, Verwaltung und Politik im neuen Deutschland«, Stuttgart 1916, S. 192 ff.) das Einkammersystem, wie es in den preußischen Landgemeinden heute schon zum Teil besteht, nur daß die aus der vorrevolutionären Zeit stammenden Gemeindevorstände leider kein Spiegelbild der jetzigen Zusammensetzung der Gemeindevvertretungen darstellen. Mit besonderem Eifer bekämpft Schücking die Überspannung des Prinzips der ehrenamtlichen Tätigkeit und trifft namentlich für die Besoldung der Gemeindevorsteher ein, damit qualifizierte Personen, gleichviel welcher Gesellschaftsklasse, an diese Stelle berufen werden können und verhindert wird, daß der ehrenamtlich tätige, nicht vorgebildete Gemeindevorsteher erst von seinem Sekretär, dem Landrat oder dem Amtsvorsteher Ratshläge einholen muß und dadurch in eine dem Gemeinwohl schädliche Abhängigkeit von jenen Beamten gerät.

Was für kleine Orte vom Gemeindevorsteher gilt, gilt in mittleren und großen Gemeinden, ja selbst in Städten von den Schöffen und Stadträten. Das Proletariat hat nur selten Personen in seinen Reihen, die unbesoldete Ehrenämter von dem Arbeitsumfang des Schöffenamtes versehen können. Es besteht, wenn dies Prinzip beibehalten wird und nicht mindestens alle gesetzlichen Schranken für die Besoldung der Schöffen fallen, die Gefahr, daß die Besetzung solcher Posten aus unseren Parteiangehörigen nicht nach persönlicher Eignung, sondern danach stattfindet, ob der oder jener wirtschaftlich in der Lage ist, ein unbesoldetes Ehrenamt zu bekleiden. So sehr wir auch der finanziellen Lage der Kommunen Rechnung tragen wollen und müssen, so müssen wir doch volle Bewegungsfreiheit der Kommunen in dieser Beziehung vom Gesetzgeber verlangen.

Neu ist meines Wissens der Vorschlag, das Referendum auch in der Kommune einzuführen, um dadurch die wahlberechtigte Einwohnerschaft als höchste Instanz ihres Bezirkes anzuerkennen und ihr die Souveränität in den Angelegenheiten des Gemeindelebens zu verleihen. Der Gedanke scheint mir recht empfehlenswert. Das Referendum in der Gemeinde gewöhnt die Bevölkerung in der kleinsten Zelle des Staates, in der Gemeinde, von Zeit zu Zeit ihr Geschick selbst unmittelbar in die Hand zu nehmen. Es trägt damit zur politischen Erziehung des Volkes erheblich bei.

Die von Schücking immer wieder befante Heimlichkeit der Staats- und Kommunalverwaltung sowohl gegenüber den Mitgliedern der Kreistage

selbst als auch zur Presse dürfte durch die veränderte Zusammensetzung der Kreistage stark beeinträchtigt werden. Unsere Parteigenossen werden sich hoffentlich nicht mit den paar Brocken abspeisen lassen, die nach der Darstellung Schückings die Landräte den Kreisausschüssen zur Information vorzulegen pflegen. Unsere Parteipresse hat allen Grund, sich künftig ausführlich mit der inneren Staats- und Kommunalverwaltung zu beschäftigen und der Arbeiterschaft die Bedeutung ihrer Stellung in Kreis und Provinz sowie gegenüber den damit zusammenhängenden Behörden klarzulegen. »Demokratie ist Öffentlichkeit, Kontrolle durch die Öffentlichkeit« (S. 48).

Wie zutreffend des Verfassers Ausführungen über die einseitige Auslese des preussischen Beamtentums sind (aus »Adel, Korpsstudententum und Reserveoffizierkorps«), beweist seine Angabe, daß nach 4½ Kriegsjahren von 12 Oberpräsidenten 10, von 37 Regierungspräsidenten 26, von 483 Landräten 248 adlig waren!

Der Polizeikampf gegen die Arbeiterbewegung und gegen freieitliches Volksbildungswesen ist durch die Revolution — hoffentlich für immer — beseitigt. Jetzt beginnt der positive Aufbau in Stadt und Land, vornehmlich aber auf dem Lande, wo es nunmehr wirkliche Kulturpolitik zu treiben gilt, um den Vorsprung der Stadt auf dem Gebiet der Volksbildung, der Schule, des Theaters, der Krankenpflege, der Säuglingsfürsorge usw. auszugleichen und auf diesem allein wirksamen Wege der trotz aller städtischen Ernährungsnot fortbestehenden Landflucht entgegenzuwirken. Die ganze bisherige Politik der Staatsverwaltung war auf die Unterdrückung eines demokratischen Gemeindelebens, besonders auf dem Lande, gerichtet. Alle Ansätze zur Demokratisierung wurden unterdrückt, die gesamte Gemeindeverwaltung durch die polizeilichen und Aufsichtsbefugnisse der Staatsbeamten lahmgelegt.

»Große, leistungsfähige, demokratisch geleitete Gemeinden . . . das muß fortan die Lösung sein« (S. 98). In diese Worte faßt Schücking seine Kritik der Vergangenheit zusammen, um dann im Hauptabschnitt des Buches ein Bild von der Zukunftsgemeinde, wie sie ihm vorschwebt, zu entwerfen.

Diese Großgemeinde, deren Grenzen natürlich andere sind als die der heutigen nicht organisch gewachsenen, sondern durch die Willkür im Mittelalter geschaffenen Gemeinde, wird ein Wirtschaftsverband sein, der seinen Einwohnern nahezu alles schafft, was sie zum Leben brauchen: »Arbeit, Kredit, Fleisch, Brot, Wasser, Beleuchtung, Kohlen, Land, Brennmaterial, Wohnungseinrichtungen, Saat, Milch, Sanitätsdienst, Versicherung und anderes mehr.« Sie wird für landwirtschaftliche Musterbetriebe, für Laubenholonien und Wohnungen sorgen, gegen Lebensgefahr wie gegen Brand, gegen Krankheit wie gegen Invaldität, gegen Arbeitslosigkeit wie gegen Unfälle versichern. Die ganze Sozialversicherung wird künftig im Unterbau in der Gemeinde vereint sein. Sie wird sich an den verschiedenartigsten Betrieben, deren Leiter sie in der Freiheit der Initiative nicht durch ihre Bureaukratie beeinträchtigen will, mit Einlagen und Anteilen beteiligen. Sie wird den Einwohnern statt des Abzahlungsgeschäftes ihr Mobiliar zu billigen Preisen gegen Ratenzahlung überlassen. Sie wird die Bäckereien kommunalisieren, Krankenhäuser bauen, den Einwohnern Theater Vorstellungen verschaffen, vor allem aber in der Einheitschule ein gewichtiges Wörtlein mitzureden haben. Der Bereich ihrer wirtschaftlichen Funktionen wird ständig wachsen.

Der Gegensatz von Stadt und Land wird dann allmählich überbrückt werden. Die dringend notwendige Dezentralisierung unserer Industrie wird eintreten. Die Massen werden endlich wieder aus den im Steinmeer der Großstadt verkommenden Proletariern zu naturfreudigen, schaffenden Menschen. Gewiß, was Schücking uns schildert, scheint von der Wirklichkeit weit entfernt zu sein; doch es scheint nur so. In Wahrheit wird das zwingende Gebot des rationellsten und gesündesten Aufbaus des Wirtschafts- und Volkslebens zu Reformen nötigen, die jene Schilderung der Zukunft mehr und mehr zur Gegenwart machen werden.

Aus der Fülle interessanter Probleme, die Schücking in seinem Buche berührt, haben wir hier nur die wichtigsten hervorheben können. Es handelt sich um Fragen von einschneidender Bedeutung für die innere Gestaltung und Verwaltung Preußens. Die Verwaltungsbureaukratie war von jeher das Bollwerk der preußischen Reaktion; wir müssen verhindern, daß sie auch in Zukunft der freiheitlichen, sozialistisch-demokratischen Entwicklung Hemmnisse in den Weg legt und das Schwergewicht ihrer erst zum Teil gebrochenen ökonomischen und ideologischen Macht der Befreiung entgegenstellt. Möge unsere Parteiliteratur diesen Dingen künftig mehr Interesse als bisher entgegenbringen. Dem Schückingschen Buch wünschen wir daher weiteste Verbreitung unter allen denen, die als Parlamentarier, Kreistagsabgeordnete und dergleichen an der inneren Neugestaltung Preußens mitzuarbeiten berufen sind.

## Erziehung zu ästhetischer Kultur.

Von Dr. John Schikowski.

Friedrich Nietzsche war es, der uns zuerst den Übermenschen lehrte, die Züchtung jenes höheren Typus, der sich von dem heute die Erde beherrschenden ebenso unterscheiden sollte, wie dieser von seinem Urahnen, dem Affen. Als Weg empfahl er einen verschärften Kampf ums Dasein, das skrupel- und rücksichtslose Sichdurchsetzen der Starken und die mitteilungslose Unterdrückung und Ausmerzungen der Schwachen. Er übersah dabei aber, daß der »Starke« im kapitalistischen Klassenstaat nicht der wirklich geistig und körperlich Tüchtige, sondern der wirtschaftlich Mächtige, der Begüterte ist. Er übersah, daß der von ihm propagierte Kampf ums Dasein deshalb die Erzeugung eines höheren Menschenschlags nicht fördern, sondern vielmehr erschweren und letzten Endes unmöglich machen mußte. Bedeutet dieser Kampf doch eine ungeheuerliche Verschleuderung und Vergeudung der kulturell fruchtbarsten Kräfte. Denn die Erziehung und Bildung, die die unerläßliche Vorbedingung für jede Höherentwicklung ist, erscheint in der kapitalistischen Gesellschaft als das Monopol ganz weniger Besitzender, während die große Masse sich von ihr ausgeschlossen sieht und daher von vornherein jeder Möglichkeit beraubt ist, in den ideellen Kampf ums Dasein einzutreten. Die besitzenden Klassen Deutschlands haben in den letzten Menschenaltern einen Goethe, einen Beethoven, einen Kant hervorgebracht. Wie viele Kants, wie viele Beethovens und wie viele Goethes mögen während dieser Zeit als Industrieproletarier oder Agrarsklaven verkümmert sein, außerstande, die in ihnen liegenden Keime zu entwickeln? Wie würde unsere Kultur, wie würde das Menschengeschlecht heute aussehen, wenn diese unberechenbar reichen

Kräfte nicht verlorengegangen wären, sondern sich zum Segen für die Allgemeinheit hätten entfalten und betätigen können?

Durch die Revolution, die dem deutschen Volk eine vollkommene politische Gleichheit gebracht hat, ist auch die Forderung »Freie Bahn jedem Tüchtigen!« in Erfüllung gegangen. Jetzt, da allen die Möglichkeit geboten wird, ihre Fähigkeiten und Anlagen rationell auszubilden und zweckentsprechend zu betätigen, braucht keine Kraft mehr ungenutzt zu bleiben. Der kulturellen Entwicklung öffnen sich Ausblicke von ungeahnten Dimensionen. Da drängt sich denn die Frage auf: Ist der Erziehungsapparat, den der kapitalistische Staat uns hinterlassen hat, sind die bisher geübten Methoden der Kulturpflege imstande, uns den Typus des neuen und vollkommeneren Menschen, jenen »Übermenschen« oder richtiger »Vollmenschen« zu schaffen, den wir als letztes und wertvollstes Resultat der gewaltigen Umwälzung erhoffen?

Die Kultur des kapitalistischen Zeitalters war eine fast ausschließliche Verstandeskultur. Nur das Praktische galt, nur die Werte wurden anerkannt, die einer nüchtern verstandesmäßigen Prüfung standhalten konnten. Ihnen wurde alles andere geopfert. Die Früchte, die diese Kultur gezeitigt hat, sollen keineswegs unterschätzt werden: Wissenschaft und Technik sind zu einem Entwicklungsniveau gediehen, das jeder früheren Epoche als phantastische Utopie erschienen wäre. Aber der blendende Glanz dieser reinen Verstandeskultur wirft tiefe, schwere Schatten, die wir ebenfalls nicht übersehen dürfen. Während der Intellekt seine reichste und feinste Ausbildung fand, blieb alles das un gepflegt und unbefriedigt, was wir unter dem Begriff »Gemüt« zusammenfassen können. Die Verstandeskultur hatte die alten Religionen unmöglich gemacht, die die Sehnsucht des Menschen nach einem höher gearteten Dasein auf ihre Weise stillten. Diese Sehnsucht blieb bestehen und wird bestehen bleiben, solange es ein Menschengeschlecht auf Erden gibt.

Aber die einseitige Pflege des Intellekts förderte keinen Ersatz zutage, der die durch den Ausfall der Religionen entstandene Lücke auszufüllen vermochte. Es gibt Probleme, die dem Verstand schlechterdings unerschaffbar bleiben und die allein durch das Gefühl bewältigt werden können. Diese Probleme, von den großen Fragen der sogenannten Metaphysik bis hinab zu gewissen kleinen Schmerzen und Freuden des Alltagslebens, fanden im Rahmen der Verstandeskultur keine Beachtung. Das Grübeln über Dinge, die hinter der sinnlich wahrnehmbaren Welt verborgen liegen, galt als unfruchtbare Spekulation, und wer der Ausgestaltung des Lebens nach der gefühlsmäßigen und schönheitlichen Seite hin irgendeine ernste Wichtigkeit beimaß, der wurde vom gefunden Menschenverstand der großen Masse als »Gemütsmensch« oder als »Asthete« verspottet. Der gesunde Menschenverstand hatte damit nicht ganz unrecht; denn die Aufseher und Eigenbrötler, die sich darauf kaprizierten, die Welt und das Leben von ästhetischen Gesichtspunkten aus zu betrachten und zu werten, waren in der Tat Fremdkörper innerhalb eines kulturellen Organismus, der in einem ganz anderen Boden wurzelte, dessen Struktur nach ganz anderen Gesetzen aufgebaut war und dessen Entwicklung einem Ziele zustrebte, das den Idealen jeder ästhetischen Kultur diametral entgegengesetzt war. In diesem Rahmen mußte der Asthet fast als ein pathologischer Typus, seine Welt- und Lebensanschauung als schlechtweg lächerlich erscheinen. Für Individuen, die ihre Erlebnisse ohne

Rücksicht auf deren materiellen Nutzen oder Schaden werten und genießen, die auf die rein sinnlichen Wirkungen der Erscheinungen reagieren, ohne ihren praktischen oder ethischen Wert zu beachten, die — um mit Kant zu sprechen — die Dinge mit einem »interesselosen« Wohlgefallen bezw. Mißfallen auffassen, konnte im Herrschaftsgebiet einer exklusiven Verstandeskultur kein Raum sein.

Der Boden, auf dem die moderne kapitalistische Kultur zur letzten Reife gedieh, bot der Pflege des Gefühls keine Entfaltungsmöglichkeit. Andere Blätter der Weltgeschichte aber geben uns Kunde von Epochen, in denen die gefühlsmäßige, ästhetische Anschauung der Welt und des Lebens als etwas durchaus Gesundes und Naturgemähes erschien. Das Zeitalter des klassischen Griechenlands und Italiens vom Trecento bis zur Hochrenaissance waren solche Epochen, deren Sinn und innerstes Wesen uns heute aber so fremd geworden ist, daß wir uns in sie kaum noch hineinzu fühlen vermögen. Die Frage, wodurch sich die Zeiten einer ästhetischen Kultur von denen einer Verstandeskultur unterscheiden, läßt sich am eindrucksvollsten durch den Hinweis auf einige bekannte historische Tatsachen beantworten. Als der florentinische Maler Cimabue sein großes Madonnengemälde vollendet hatte, das seinerzeit ein völliges künstlerisches Neuland erschloß und alle bis dahin herrschenden Traditionen radikal auf den Kopf stellte, da strömte das Volk von Florenz in die Werkstatt des Künstlers und führte das Gemälde in feierlicher Prozession unter Glockenläuten nach der Kirche Santa Maria Novella. Ein Galilei aber wurde von den Zeitgenossen derselben Epoche gefoltert, weil er der Wissenschaft eine neue, den bisher geltenden Lehren widersprechende Wahrheit verkündet hatte. In unserer Zeit werden Gelehrte, die wie zum Beispiel Röntgen ihre Wissenschaft durch umwälzende Entdeckungen revolutionieren, von der gesamten Kulturwelt sofort richtig gewertet und nach Verdienst gefeiert, jedem Künstler aber, dessen Schaffen neue Bahnen beschreitet, legt man ein schweres Martyrium auf und erklärt ihn zunächst entweder für verrückt oder für einen Schwindler. Die Verstandeskultur sieht eben in der Wissenschaft, die ästhetische Kultur in der Kunst ihr Ziel und ihren Gipfel. Den Zeitgenossen der italienischen Renaissance galten daher alle künstlerischen Fragen als ernste und wichtige Dinge, an denen das gesamte Volk Anteil nahm, und den Künstlern wurde als Führer des Volkes Vertrauen, Liebe und Ehrfurcht entgegengebracht. Die Angelegenheiten der Wissenschaft erschienen im Vergleich damit als relativ unwichtig. Man ließ sie gelten, soweit sie sich in den Bahnen des Herkömmlichen bewegten, umwälzende Neuerungen aber wurden lediglich als Beunruhigung empfunden, und man trug kein Bedenken, die Urheber solcher überflüssiger Unbequemlichkeiten den Regierern zu überantworten, die ihre Interessen durch sie gefährdet glaubten. In unserer Zeit, einer Zeit der Verstandeskultur, ist das Verhältnis umgekehrt. Uns gilt die Wissenschaft als heilig, souverän und unantastbar, und wir folgen ihren Vertretern mit gläubigem Vertrauen, auch wenn sie Wege einschlagen, die wir als Laien noch nicht zu übersehen vermögen. Die Kunst ist uns demgegenüber nicht viel mehr als ein müßiger Zeitvertreib. Die Künstler werden geduldet und wie amüsante Kinder gehäßelt und verwöhnt, solange sie den Bedürfnissen der großen kunstfremden Masse dienen, der sie das Dasein schmücken und deren Langeweile sie vertreiben. Sobald sie aber die Bahnen des Herkömmlichen verlassen und

Zielen zustreben, die die Masse noch nicht erkennen und würdigen kann, werden sie als lästige Störenfriede behandelt und mit einer gewissen schadenfrohen Genugtuung den Regerrichtern der Kritik und dem Hohne des Kunstpöbels überantwortet.

Jede der beiden Kulturen hat ihre Licht- und ihre Schattenseiten, und was wir von der Zukunft erhoffen, ist weder eine einseitige ästhetische noch eine einseitige Verstandeskultur, sondern eine Synthese aus beiden, und der neue Mensch soll eine Vollnatur werden, in der Gefühl und Intellekt gleichmäßig gepflegt und gebildet erscheinen. Auf dem Wege zur neuen ästhetischen Kultur, die die schon bestehende Verstandeskultur ergänzen und veredeln soll, ist aber die Kunst zur Führerin und Erzieherin berufen.

Bei dem Worte »Kunsterziehung« überläuft die meisten Zeitgenossen eine Gänsehaut. Sie denken bei Erziehung an Schulmeister und bei Schulmeistern an Auswendiglernen von Daten, Namen und Lehrsätzen. Unsere heutigen Erziehungsmethoden sind eben ausschließlich verstandesmäßige, lediglich auf die Bildung, Kräftigung und Bereicherung des Intellekts gerichtete. Das Reich des Gefühls, des Ästhetischen und Künstlerischen, ist aber dem Intellekt unerreichbar, und wer den Versuch machen will, hier mit unseren heutigen Erziehungsmethoden zu wirken, der kann nur Verwirrung stiften. Alle theoretischen Erörterungen von Kunstfragen leiden im Grunde unter dieser Unmöglichkeit, rein Gefühlsmäßiges verstandesmäßig zu behandeln. Die Erziehung zur Kunst und zu einer ästhetischen Welt- und Lebensanschauung überhaupt muß daher andere Wege einschlagen. Statt kunsttheoretische und kunsthistorische Belehrungen zu bieten, muß vor allem schon in dem Kinde das Gefühl für ästhetische Werte geweckt und kultiviert werden. Dazu bieten sich Anknüpfungspunkte nicht nur bei der Betrachtung von Kunstwerken, sondern jeder Gegenstand der Umgebung und jedes Alltagsereignis ist eine geeignete Handhabe. Aus jedem banalen Zwiegespräch läßt sich das Wesen des inneren sprachlichen Rhythmus, der gefühlsmäßige Wert des Wortes einleuchtender und einprägsamer darlegen als durch die verstandesmäßige Zergliederung einer Dichtung oder durch metrische Unterweisungen. Wenn in dem Kinde der Sinn dafür geweckt ist, daß jeder Mensch jeder Stimmung durch einen anderen Rhythmus Ausdruck gibt, daß er mit jedem Menschen in einem anderen Rhythmus spricht, daß jedem Worte nicht nur ein verstandesmäßiger Begriff, sondern ein gefühlsmäßiger, durch Klang und Assoziationsempfindungen bedingter Wert innewohnt, so ist für wortkünstlerisches Empfinden die gesündeste Grundlage gelegt.

Und ebenso läßt sich ein lebendiges Verhältnis zur bildenden Kunst durch die Pflege des gefühlsmäßigen, ästhetischen Sehens viel sicherer schaffen als durch Analyse von Kunstwerken oder stilgeschichtlichen Unterricht. Jeder Blick in die Wirklichkeit — und sei es in das nüchternste Schulzimmer, das alltäglichste Straßentreiben oder die reizloseste Landschaft — bietet tausendfältige Gelegenheit, das Gefühl für lineare und farbige Harmonien und Kontraste, für die Aufteilung von Flächen und den Rhythmus gegliederter Massen zu wecken und zu pflegen. Auf diesen elementarsten Grundlagen des ästhetischen Empfindens mag dann organisch weitergebaut werden, teils durch das einführende Sichvertiefen in Werke der Kunst und des Kunstgewerbes, teils — und dieses in erster Linie — durch Anregung zu selbständigen Arbeitsversuchen. Die sprachliche, rhythmisch (aber nicht etwa metrisch)

gestaltete Wiedergabe von Empfindungen, Stimmungen und Erlebnissen, aus denen vorwiegend die rein gefühlsmäßigen Elemente herauszuschöpfen wären, und Entwürfe zu rhythmischer Aufteilung von Flächen in Linien und Farben, zum Aufbau von Gruppen, zur Gliederung von Massen — dieses alles als Aufgaben des Arbeitsunterrichts — werden das Gefühl für ästhetische Werte wecken und es befähigen, diese wesentlichen Elemente in jedem Kunstwerk zu suchen, wahrzunehmen und zu würdigen.

Bei diesen Versuchen wird sich freilich herausstellen, daß ein Teil der Schüler für sprachkünstlerische, ein anderer für Aufgaben der bildenden Kunst keinerlei Anlagen besitzt. Diese Gruppen müssen dann ebenso behandelt werden wie die Unmusikalischen im Musikunterricht, das heißt man scheidet sie einfach aus, weil es keinen Zweck hat, sie mit Gewalt in eine Kunst einführen zu wollen, für die ihnen der Sinn fehlt. Denn wie es unmusikalische Naturen gibt, so gibt es auch — wenn diese Bezeichnungen erlaubt sind — »unmalerische«, »unplastische« und »unpoetische« Naturen. Für ein Kunstgebiet mindestens pflegt aber jeder begabt zu sein, und die Beschränkung auf dieses eine wird für die allgemeine ästhetische Erziehung der Persönlichkeit wertvollere Resultate zeitigen als der Zwang, sich in Reiche der Schönheit zu vertiefen, auf deren Reize das Gefühl nicht reagiert. Ein Kind zum Beispiel, das für Poesie, Malerei und Musik unbegabt ist, aber Freude an rhythmischen Körperbewegungen hat und in dem diese natürliche Neigung bis zur Höhe eines kultivierten Empfindens und Genießens ausgebildet wird, gewinnt dadurch für seine ästhetische Kultur einen wertvolleren Schatz, als wenn man ihm den kompositionellen Aufbau von hundert klassischen Dramen oder malerischen Meisterwerken verstandesgemäß zu erklären versucht. Ein Kunstwerk »verstehen« lernen kann jeder; worauf es ankommt, ist aber das intuitive Empfinden, das ästhetische Erleben — und das wird nur dem zuteil, dem die Natur die Fähigkeit dazu verliehen hat. Für die übrigen mag in den einzelnen Fächern der übliche Unterricht geschichtlicher und ästhetischer Art genügen, der eine verstandesmäßige, zur allgemeinen Bildung erforderliche Orientierung gewährt und der für alle Gruppen in gleicher Weise beizubehalten ist.

Es dürfte ohne weiteres klar sein, daß eine Art der Kunst-erziehung, die nicht Kenntnisse vermitteln, sondern das Gefühlsleben anregen und kultivieren will, auch eine besondere Art von Lehrern erfordert. Bloße Ästhetiker und Kunsthistoriker — und wären es daneben auch die gewandtesten Pädagogen — können es nicht sein. Was wir brauchen, sind Künstler, und wenn nicht selber Schaffende, so doch Künstlernaturen, in denen jenes Feuer lodert, das sie in den Seelen ihrer Schüler entzünden sollen. Solche Persönlichkeiten sind schon heute viel häufiger vorhanden, als man glauben möchte, und es kommt nur darauf an, sie zu finden und für ihren Beruf vorzubereiten.

Die Keime einer ästhetischen Lebensanschauung, die der Schulunterricht in das Gemüt des Kindes gelegt hat, sollen dann bei den Erwachsenen weiter gepflegt werden. Eine durchgehend künstlerische Gestaltung alles zur Lebensnotdurft erforderlichen Bedarfs und eine Organisation und Verwaltung der Bühnen, Kunstsammlungen und Kunstausstellungen, die, von rein ästhetischen Gesichtspunkten geleitet, ihre kulturellen Endziele stets im Auge behält, müssen diesem Zwecke dienen. Sobald die Sozialisierung der Produktion weiter

vorgeschrieben ist, ist die Möglichkeit geboten, alle Produkte nicht nur praktisch, sondern auch schön zu gestalten. Schön allerdings nicht im Sinne äußerlichen Schmuckes, sondern im Wohllaut der Verhältnisse, im Wechsel der farbigen und linearen Rhythmen, im Gleichgewicht der Konturen und Massen. Das Gefühl für ästhetische Werte, das durch die Erziehung lebendig geworden ist, wird ebenso jede Geschmacklosigkeit als Pein empfinden, wie es jeden diskreten schönheitlichen Reiz, der sich dem Auge oder dem Ohr, der Zunge oder dem Tastsinn darbietet, mit kultiviertem Verständnis genießt. Diese Verfeinerung der Sinne wird der stärkste Antrieb zum Schaffen neuer Schönheit und zum Austilgen des Unschönen geben. Die Häßlichkeit und Unkultur, die uns heute allenthalben umgibt, die von der Briefmarke bis zum modernen Domgebäude, vom Amtsstil der Schreibstuben bis zum Zugstück unserer Theater, vom Feiertagsamusement der Massen bis zur prunkvollen Inzenerierung offiziellen Schaugepränges auf Schritt und Tritt den erschrecklichsten Grad von geschmacklicher Verwahrlosung dokumentiert, wird von dem ästhetisch kultivierten Volke der Zukunft ebenso ausgetilgt werden, wie unsere Verstandeskultur mit den Irrtümern und dem Uberglauben vergangener Zeiten aufgeräumt hat. Dieses Volk aber wird nicht etwa — dafür sorgen schon die Forderungen des sozialistischen Staatwesens — eine Masse von spielerischen Feinschmeckern sein, die im ästhetischen Genuß den Zweck ihres Daseins zerflattern lassen, sondern ein Geschlecht, in dem Gefühl und Verstand harmonisch zur Geltung kommen, ein Geschlecht von Vollmenschen, die sich ihrer politischen und ihrer politischen Pflichten bewußt, daneben aber unermüdete Sucher und Entdecker verborgener Schönheiten sind, aus denen ihnen eine Überfülle idealer Reichtümer unablässig zufließt. Dem Alltagsleben höheren Schwung zu verleihen und das gesamte Dasein in Arbeit und Genuß zu veredeln, ist der letzte und höchste Zweck der ästhetischen Kultur.

## Die Sozialisierung des Wohnungswesens.

Ein Vorschlag von W. Suske.

Die Wohnungsfrage ist ein wesentlicher Bestandteil der sozialen Frage. Sie ist deshalb von so überragender Bedeutung, weil die Beschaffenheit der Wohnung von grundlegendem Einfluß ist auf die Entwicklung von Körper und Geist. Durch die zunehmende Erkenntnis der Zusammenhänge des Ablaufs der gesellschaftlichen Beziehungen wurde denn auch während der letzten Jahrzehnte eine lebhaftere Reformbewegung für das Wohnungswesen hervorgerufen. Alle Bestrebungen zur Verbesserung des Wohnbedarfs haben aber keine wirkungsvollen Maßnahmen zur Milderung des Wohnungselends schaffen können. Das völlige Versagen aller bisherigen Wohnungsreformbestrebungen ist in erster Linie zurückzuführen auf die Weltendmachung der privatkapitalistischen Beweggründe innerhalb dieser Bestrebungen. Jeder Wohnungsreformbewegung, die nicht die Erkenntnis zum Ausgangspunkt hat, daß dem Wohnbedarf die Eigenschaft der Ware völlig entzogen werden muß, wird jeder Erfolg versagt bleiben. Die Beseitigung des Wohnungselends kann also nur von der Sozialisierung des Wohnungswesens erwartet werden.

Zur Durchführung der Sozialisierung des Wohnungswesens müssen Gemeinde-, Bezirkswohnungskammern und ein Reichswohnungsamt gebildet werden. Jeder dieser Körperschaften ist zur Regelung des Kreditwesens eine Bankabteilung anzugliedern. Das Wahlrecht zu den Gemeindeführungskammern haben die Woh-

nungsmieter und die Hausbesitzer der Gemeinde. Jede Gruppe wählt für sich. Die Gemeindeführungskammern entsenden Vertreter zu den am zweckmäßigsten wohl für die einzelnen Wirtschaftsgebiete zu bildenden Bezirkswohnungskammern. Das Reichswohnungsamt bildet sich aus Vertretern der Bezirkswohnungskammern. Alle Angelegenheiten des Wohnungswesens sind von diesen Körperschaften im Sinne der Selbstverwaltung nach Maßgabe der von dem Reichstag (Nationalversammlung) im Einvernehmen mit der Reichsarbeitskammer festzusetzenden Normen zu erledigen.

Alle bebauten oder in der Bauzone liegenden unbebauten Grundstücke sind mit dem Werte der Veranlagung zum Wehrsteuerbetrag von 1913 in ein Kataster einzutragen. Die seit dieser Zeit entstandenen den Sachwert belastenden Bau- und Grundstückskosten können berücksichtigt werden. Für jedes Grundstück muß dann eine Verschuldungsgrenze in Höhe von 75 Prozent des eingetragenen Wertes festgesetzt werden. Der Wert der Gebäude und des Bodens ist getrennt aufzuführen. Für den Boden ist der Teil des Wertes zu ermitteln, der infolge der günstigen Lage oder durch Spekulation, also ohne persönliche Mühewaltung entstanden ist. Dieser Betrag ist in einem bestimmten Zeitraum vom Bodenwert in jährlichen Raten von etwa  $\frac{1}{4}$  bis  $\frac{1}{2}$  Prozent abzuschreiben. Die über die Verschuldungsgrenze hinaus bestehenden Schuldverpflichtungen müssen durch zweckmäßigen Abbau beseitigt werden. Alle Einkünfte des Grundstücks sind nach Abzug des notwendigen Lebensaufwandes für den Besitzer (nur physische Personen) zur Tilgung der über die Verschuldungsgrenze hinausgehenden Verpflichtungen zu verwenden. Bei hypothekarischer Überbelastung des Grundstücks, wenn also durch die verbleibenden Einnahmen die Überschuldungslast in absehbarer Zeit nicht abgetragen werden kann, tritt zunächst die Zwangsverwaltung durch die Gemeindeführungskammer ein. Nach Klärung aller mit dem betreffenden Grundstück zusammenhängenden Rechtsverhältnisse wird dann die Enteignung zu dem Ursprungserfindungspreis unter Abzug aller spekulativen oder künstlichen Verteuerungen durch die Wohnungskammer vorgenommen. Alle anderen Schuldverbindlichkeiten werden gelöscht und das Pfandrecht beseitigt. Für die nicht enteigneten Grundstücke werden alle die unterhalb der Verschuldungsgrenze liegenden Schuldverpflichtungen, ausschließlich der ersten Hypothek, durch Pfandbriefe der Wohnungskammern abgelöst. Zu diesem Zwecke wird den Bankabteilungen der Wohnungskammern und der Bank des Reichswohnungsamts über die Einlagen der Sparkassen und Versicherungsgesellschaften ein Verfügungsrecht gegeben. Die ersten Hypotheken sind dann in Tilgungshypotheken umzuwandeln. Bei der Festsetzung des Tilgungsgesetzes ist die Gebäudeentwertung grundlegend. Bei eintretenden besonderen Notlagen des Grundstücks können die Tilgungsläufe gestundet werden. Jede Sondergewinnmöglichkeit des ersten Hypothekengläubigers (Strafzinsen, Verzugszinsen usw.) ist zu beseitigen. Durch die Abbürdung des Überschuldungsteils, der Verwandlung der verbleibenden Schuldverpflichtung in öffentliche Pfandbriefe, der Tilgungspflicht der ersten Hypothek und der Abschreibung der Bodenwertverminderung wird allmählich die Bodenrente gesenkt und die Voraussetzung zur Überführung des Bodens in Gemeineigentum geschaffen.

In das Kataster sind alle Wertveränderungen, Einnahmen, Verpflichtungen usw. einzutragen. Von den Einkünften des Grundstücks wird dem Besitzer nur das Recht der Befreiung eines angemessenen Unterhalts gewährt. Die verbleibenden Einnahmen sind zum Zwecke der Herstellung oder der Verbesserung des Wohnbedarfs durch die Wohnungskammern einzuziehen. Für den gleichen Zweck ist von den Eigentümern der unbelasteten Grundstücke eine Wohnsteuer in Höhe der Entwertungsrate an die Wohnungskammern abzuführen. Ferner ist zur allgemeinen Wohnbedarfs Herstellung eine Wohnluzussteuer einzuführen. Als Wohnluzus muß angesehen werden, was den Mindestaufwand an Wohnbedarf übersteigt. Der Steuerfuß muß nach Wohnungswert und Ausstattung progressiv gestaffelt sein. Die

jetzige Grundsteuerveranlagung ist durch eine allgemeine Veranlagung nach dem gemeinen Wert zu ersetzen.

Die Herstellung des Wohnbedarfs erfolgt zukünftig nur mit Genehmigung und nach Anordnung der Wohnungskammern. Nach einer von den Wohnungskammern unter Berücksichtigung aller Wirtschaftsvorgänge aufgestellten Statistik muß der Grundplan entworfen werden, in welchem Verhältnis das Wohnbedürfnis in den einzelnen Gemeinden zu befriedigen ist. Als Grundsatz der Herstellung des zukünftigen Wohnbedarfs muß gelten, nur solche Wohnungsherstellung zu gestatten, die das Wohnwesen der kapitalistischen Spekulation entzieht und den Wohnungen die Eigenschaft einer Ware nimmt. Weder die Herstellung noch die Vermietung darf Erwerbszwecken dienen. Die Beschaffung des Wohnbedarfs würde zukünftig also nur erfolgen durch Staat und Gemeinde, gemeinnützige Körperschaften (Genossenschaften) oder von Privatpersonen für eigenen Bedarf. Der Besitzwechsel von Baugrund oder Wohngebäuden muß von der Genehmigung der Wohnungskammern abhängig gemacht werden. Die Beschaffung der Baukosten, Vermittlung des Kredits usw. hat durch die Bank des Reichswohnungsamts und deren Geschäftsstellen bei den Wohnungskammern zu erfolgen. Die Verwaltung der im öffentlichen Besitz sich befindenden Wohnungen ist durch deren Bewohner selbst auszuüben. Bei der Verwaltung sämtlicher Wohnungen, auch der Privatwohnungen, sind den Wohnungskammern möglichst so weitgehende Bestimmungsrechte einzuräumen, daß alle im Sinne der Vergesellschaftung des Wohnungswesens erforderlichen Maßnahmen zwangsmäßig zur Durchführung gebracht werden können.

Bei den Wohnungskammern sind eine Wohnungsstatistik, ein Zwangswohnungsnachweis und eine Wohnungsaufsichtsstelle einzurichten. Alle Mietverträge unterliegen der Bestätigung durch die Wohnungskammer der Wohngemeinde. Sämtliche Wohngemeinden eines abgeschlossenen Wirtschaftsgebietes sind zu einem Versicherungsverband gegen Mietverluste zu vereinigen. Die Kosten sind durch ein Umlageverfahren zu beschaffen. Um das Eigeninteresse der Besitzer an der Vermietung leerstehender Wohnungen zu erhalten, sind nur etwa 75 Prozent der Mietverluste zu ersetzen. Durch die Wohnungsstatistik können die durch örtliche Verhältnisse (Steigen und Fallen des Wirtschaftslebens, Aufnahme oder Einstellung der Rohstoffgewinnung, Verkehrsverhältnisse usw.) verursachten Verschleudern des Wohnbedürfnisses durch rechtzeitige Maßnahmen ihrer schädlichen Folgen entkleidet werden.

Durch die Kriegsfolgen sind alle Gebiete des Wirtschaftslebens riesig verteuert worden. Eine allgemeine merkliche Senkung der Preise wird nur sehr langsam eintreten. Die Gesteungskosten der neuen Wohnungen werden das Vier- bis Fünffache ihrer Friedenshöhe erreichen. Um nun die Mieten der neuentstandenen Wohnungen in erträglicher Höhe festsetzen zu können, erscheint es nützlich und sozial durchaus berechtigt, zur Verzinsung und Abtragung ihrer Herstellungskosten die Mieteinkünfte der vor oder im ersten Drittel des Krieges entstandenen Wohnhäuser mit einem bestimmten Betrag heranzuziehen. Die Mieten dieser alten Häuser würden sich doch den Mietsätzen der neuerstandenen Häuser anpassen. Ihre Höhe würde in keinem Verhältnis zu den Gesteungskosten stehen. Die Überbürdung eines Teiles der neuen Baukosten auf den Ertrag der alten Wohnhäuser könnte erfolgen durch Wegsteuerung der ganzen Mehreinnahme abzüglich 1. der Abschreibung der Abschreibung der Verschuldungsgrenze, 2. der Verzinsung der hypothekarischen Belastung bis zur Verschuldungsgrenze, 3. der Tilgungsrate der ersten Hypothek, 4. eines angemessenen Gewinns für den persönlichen Unterhalt des Besitzers. Die Festsetzung aller Mietsätze darf nicht mehr eine Angelegenheit des Spiels der freien Kräfte sein, sondern muß erfolgen unter Berücksichtigung aller Preisbeeinflussungskräfte durch die Wohnungskammern.

Eine durchgreifende Reform des Wohnungswesens kann nur unter dem völligen Bruch mit der Vergangenheit erfolgen. Der Verwirklichung des Zieles des Sozia-

Ismus: planmäßige Organisation der Güterherstellung und des Güterverbrauchs zur Verhütung und Beseitigung jeder Art Ausbeutung, muß jetzt auch mit allen Kräften auf dem Gebiet des Wohnungswesens zugestrebt werden. Reformen auf diesem Gebiet sind nicht so schwieriger Natur, da hier nicht die Einflüsse der Weltwirtschaft zur Geltung kommen.

## Aus unserer Bücherei.

Von Edgar Steiger.

Eiegfried Jacobson, *Das Jahr der Bühne*. 7. Band, 1917/18. Berlin 1918, Osterheld & Co. Preis geheftet 5,50 Mark, gebunden 7 Mark.

Auch einer, der am Kriege gelitten hat. »Mir Wochenscheiber soll jedenfalls die Hand verdorren, die künftig in einer einzigen Woche unterkrißt, der Mitwelt die Verruchtheit des Krieges und seiner Prophezen einzuhämmern — dieser Propheten, die jetzt schon, fern vom Schusse, nach Revanche brüllen, und die vier Jahre lang, ebenso fern vom Schusse, verblindert haben, daß die Wahrheit über ihre Gemeingefährlichkeit ins klutende Volk drang. Durch vier Jahre, die vier furchtbarsten Jahre der Weltgeschichte hindurch, ist von Henkersknechten der Geist gedrosselt worden.« Diese Worte — im Oktober 1918 geschrieben — wecken im Leser noch vornherein das Vertrauen — das Vertrauen, das sonst dem Theaterkritiker nicht leicht geschenkt wird, weil man in ihm, gewiß nicht immer mit Unrecht, den Anhänger irgendeines literarischen Klüngels vermutet. Man kennt Jacobsons Art von früher. Er redet niemandem zuliebe und zuleide; er steht wie ein pfadkundiger getreuer Eckhart am Wege und warnt und weist. Seine Liebe zum Theater, das er immer als Ganzes faßt, ist geradezu rührend. Dichtung und Darstellung, so scharf er sie scheidet, verschmelzen ihm doch schließlich immer wieder in eins. Dabei trägt er zwei unglückliche Lieben im Herzen: Gerhart Hauptmann und Max Reinhardt. Aber auch ihnen sagt er — von einem Verliebten das Höchste, was man verlangen kann — die Wahrheit ins Gesicht. Den Allerjüngsten — man lese nur seine Kritik über Georg Kaiser und Hasenclever! — steht er noch achselzuckend und abwartend gegenüber. Aber nicht nur, was gespielt wird und wie gespielt wird, ruft ihn auf den Richterstuhl; nein, auch die Zuschauer müssen Spiegeln laufen. Vor den Berliner Arbeitern wird zum Beispiel Kleists »Hermannschlacht« gespielt, und sie toben Beifall. Was bedeutet das? »Diese Arbeitermassen unterliegen der Suggestion des Theaters an sich. . . . Sie sehen den Stoff nicht. Freilich die Form noch weniger. Sie sind in dem glücklichen Urzustand, wo es ausreicht, daß Komödie gespielt wird.« Ein andermal führt Reinhardt den Berlinern die Tolstojische Bühnentragödie vor. Jacobson prallt beim Eintritt ins Deutsche Theater zurück. Warum? Kriegslieferanten triefen rechts und links über den Stuhlrand. Wuchererfamilien haben in Rudeln dem »Blitzblauen Blut.« »Die Nacht der Finsternis« vorgezogen. Bemalte Modeschauspielerinnen pflanzen sich halbnackt in den »Vordergrund des Interesses«, mimen dieselbe schamlos freche Komödie wie auf der Bühne und werden nur deshalb nicht gelyncht, weil sie gerade den Geschmack des Publikums treffen, sein Wesen ausdrücken, und weil zufällig keine beurlaubten Frontsoldaten im Hause sind, um zu sehen, von welcher Sorte Volk sie die feindlichen Stinkbomben auf sich ablenken.

Klara Raska, *Die Gasse*. Roman. Berlin 1918, Egon Fleischel & Co. Preis geheftet 8 Mark, gebunden 8 Mark.

Die stürmische Eigenart der Dichterin offenbarte sich schon in dem packenden Auschnitt aus dem lettischen Volksleben, der sich »Urte Karlweh« betitelt. Ebenso ihre Meisterchaft, die verschlungenen Fäden des menschlichen Segualbens zu entwirren. Diesmal sind wir in der Stadt, in einer jener Gassen, wo die

käufliche Liebe ihre Laterne herabhängt. Vom »Blauen Haus« fällt ein fahler Schein auf alle Bewohner hüben und drüben, die der Hunger und die Liebe durchs Leben peitscht. Wir sehen, wie im »Hinkenden Teufel«, in alle Wohnungen hinein und überraschen die Menschen, die darin sind, gerade bei dem, was sie verbergen wollen: von der geschäftsmäßigen Puffmutter, die die tofgeborenen Kinder räuchert, der lärmenden Spießbürgerin Rosa Herzberger, die sich im Sumpfe so recht wohl fühlt, und ihrem ekelhaften Geliebten Benno Mantel, dessen gierige Finger von der Mutter zur Tochter hinübertasten — bis zu dieser stillen Heiligen, die sich, nur ihrem Herzen folgend, aus dieser Hölle zum Manne ihrer Wahl hinausrettet. Eine Fülle von Gesichtern und Fragen taucht in bengalischer Beleuchtung auf und unter. Man hat oft das Gefühl, daß sich die Dichterin vor Entdeckerfreude und Wahrheitsfanatismus nicht genug tun kann. Man möchte ihr mehr künstlerische Zucht und eine Dosis Humor wünschen sowie ein feineres Ohr für die verschiedenen Mundarten der deutschen Stämme.

**Ernst Decsey, Die Stadt am Strom.** Roman. Berlin, Verlag von Schuster & Löffler.

Im Dreiertakt walzt das alte Wien an uns vorüber, wie es lachte und weinte, liebte und entfagte, in den Tag hineinlebte und den lieben Gott einen guten Mann sein ließ — ein bißchen aufgedonnert und geschminkt und immer das goldene Wiener Herz aus Lebkuchen auf den Händen tragend. Man darf von Ernst Decsey, der schon in seinem Roman »Du liebes Wien« diesen Ton angeschlagen hatte, nicht mehr als a bißel Musik erwarten. Was er von Rosemarie von Sonnenbrück und dem ersten Walzerkönig Strauß erzählt, leidet an gar zuviel »Gefühl«, als daß man es außerhalb Weans ernst nehmen könnte. Ja, ich glaube, die Geschichte kommt selbst den heutigen Wienern — so haben sich die Zeiten geändert — etwas altmodisch vor.

**Hans Ludwig Rosegger, Die tanzende Bärin.** Roman. Berlin, Verlag von Schuster & Löffler.

Vielleicht werden unsere Enkel dieses Buch mit ebensoviel Neugier wie Verwunderung lesen. Diese aristokratischen Versteinerungen aus einer Zeit, die kaum ein Jährchen hinter uns liegt — liegt sie wirklich schon hinter uns? —, nehmen sich heute schon seltsam genug aus. Was einst österreichischer Uradel bedeutete, zeigt uns die sogenannte »Faust von Eysn«, der Markgraf Ezechiel von Schärpsenberg, dessen Ahnfrau Faustina den Stammbaum derer von Troddelosis schon einmal verschandelt und gerade dadurch veredelt hat. Gerade wie die jetzige Schwiegertochter, eine Rothaut, die sich der reiselustige Karl Franz aus einem Indianerstamm mit nach Hause gebracht hat. Aber sie hält es in der langweiligen blaublütigen Gesellschaft nicht lange aus. Sie erstickt in dieser dumpfen Stubenluft, die mit lauter Vorschriften und Verbotsen der Etikette durchsäuert ist. Was hilft ihr da der freigeistige Vetter Klemens, der sich in ihrem Indianerwigwam im markgräflichen Schlosse mit ihr gegen die stumpfsinnigen Anfeindungen der anderen verschwört. Schließlich holt der steinreiche Alte — der Indianer ist nämlich amerikanischer Börsenspekulant geworden — sein Töchterchen in die Heimat zurück, und das Märchen ist aus. Im ganzen eine frische, ein wenig leicht hingehobelte Satire, die freilich nur den schäumenden Rahm von der Oberfläche wegschlürft.

**Gustav Schmoller, Die soziale Frage.** Klassenbildung, Arbeiterfrage, Klassenkampf. München und Leipzig 1918, Verlag von Duncker & Humblot. Preis gebettet 20 Mark, Halbleinwand 25 Mark, Halbleder 30 Mark.

Dieses Buch eines kürzlich Verstorbenen hatte sich überlebt, noch bevor es erschien. Die Revolution hat den bürgerlichen Volkswirtschaftlern, die die soziale Frage auf dem Boden der Monarchie und der alten Gesellschaftsordnung zu lösen

versuchten, einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht. Immerhin werden die durch eine Fülle von Wissen ausgezeichneten, gewissenhaften und ehrlich gemeinten Ausführungen Schmollers, des Vaters des Kathedersozialismus, als geschichtliches Dokument ihren hohen Wert behalten. Was die bürgerliche Wissenschaft über die soziale Frage zu sagen hatte, hier ist es von einem ihrer hervorragendsten Vertreter, dem auch der Gegner den guten Willen nicht abstreiten wird, in einem dicken Sammelband vereinigt. Da wird der Reihe nach über die Arbeitsteilung, das Eigentum und seine Verteilung, sowie die gesellschaftliche Klassenbildung, über die rechtliche und wirtschaftliche Lage des Arbeiterstandes, die wichtigsten sozialen Institutionen und über den Klassenkampf in Geschichte und Gegenwart mit ebensoviel geschichtlicher Gelehrsamkeit als politischer Befangenheit ausführlich und gründlich abgehandelt.

Karl Marx, von dem doch die Herren Kathedersozialisten das meiste gelernt haben, kommt dabei freilich ziemlich schlecht weg. Er ist ja schuld daran, daß sich die Sozialdemokratie nicht zum monarchischen Staate, von dem Schmoller trotz alledem alles Heil erwartete, bekehren will. Besser ist Schmoller auf die deutsche Arbeiterschaft zu sprechen, deren Organisation er wiederholt gegen die reaktionären Heißsporne mit wohlthuender Wärme verteidigt. »Wir dürfen auch nicht vergessen,« heißt es da, »daß nur diese Organisation des Arbeiters die Regierenden und die Besitzenden so nachdrücklich an ihre sozialen Pflichten erinnerte, daß eine ernste Sozialreform in Angriff genommen wurde; die sich geltend machenden Stimmen der Wissenschaft, der Kirche, der Humanität waren in den Tagen des Tanzes ums goldene Kalb viel zu schwach. Die selbstbewußte Organisation des Arbeiterstandes an sich ist der Ausdruck der weltgeschichtlichen Tatsache, daß die Menschheit eine Kulturhöhe erreicht hat wie nie früher.«...

Wie komisch muten uns aber heute, da eine einzige Nacht alle Monarchen Deutschlands weggesegt hat, folgende Kraftsprüche des deutschen Professors an: »Das große Erbe der Hohenzollern ist noch nicht verbraucht. Auf der Tradition der Monarchie ruhen alle unsere großen Institutionen, Verfassung, Heer, Beamtentum, Bauernschutz usw.... Wer glaubt, daß die stärksten Elemente in einem Staate sich behaupten, der wird nicht fehl greifen, wenn er prophezeit: wie einst der Liberalismus mit der deutschen Beamten- und Militärmonarchie in der Stein-Hardenberg'schen Zeit und 1848 bis 1850, 1859 bis 1862, 1867 bis 1875 sich zu großen Reformen zusammengefunden habe, so werde es einst der Sozialismus.«

Nun, der Sozialismus ist andere Wege gegangen, als sie ihm der Herr Professor vorgeschrieben hat, und von dem, was er über die kommende oder nicht kommende Revolution prophezeite, ist kaum Juff das Gegenteil erfolgt. »Die Hoffnung auf eine große Revolution«, steht da nämlich schwarz auf weiß. »Im Sinne von 1789 bis 1793, aber mit ganz anderem Erfolg, auf eine Revolution, welche die Herrschaft des Proletariats, das Verschwinden aller sozialen Klassen beseitigt, war ein Erbstück des bürgerlichen Radikalismus; sie ist bis heute der Schlüssel, um die untersten Schichten des Arbeiterstandes mit christlichen Hoffnungen zu erfüllen.« Nun, die Revolution ist da und geht wie eine Lawine ihren naturgemäß vorgeschriebenen Gang.

Karl Hagemann, *Weltreise-Chronik. Erlebnisse, Betrachtungen, Anekdoten.* München 1918, Georg Müller. Preis geheftet 6 Mark.

Das Tagebuch eines feinen Beobachters, der Südafrika, Deutsch-Ostafrika, Ägypten und Indien bereist hat. Länder und Leute der verschiedenen Erdteile werden in charakteristischen Auschnitten ihres Lebens und Treibens zur Schau gestellt. Der Blick bleibt zunächst an der schillernden Oberfläche haften; aber gerade sie — das ist das Künstlerische dieser Eindrücke — muß über das, was in den Tiefen des völkischen Daseins vor sich geht, Auskunft geben. So wird die Anekdote

zur schlagenden Formel des augenblicklichen Eindrucks und der augenblickliche Eindruck wieder zum typischen Erlebnis gesteigert. Wir blättern in einem bunten Bilderbuch und erleben dabei ein Stück Kulturgeschichte. Gleich zu Anfang wird das schwimmende Hotel des modernen Übersee-Schiffs mit all denen, die darauf sind, abgeknipst. In Südafrika lernen wir dann die Walfischbai, Lüderitzland, unsere ehemaligen Kolonien, die Diamantfelder und die Herero kennen. Blühsartig ziehen Transvaal und Johannesburg an uns vorüber. Dazwischen packende völkerverpsychologische Bemerkungen, die, weil ohne Kommentar, grelle Schlaglichter auf unsere ganze Kultur werfen, wie zum Beispiel »der Neger haßt den Weißen grenzenlos«.

In Kairo sind wir dann mitten im Pandämonium des orientalischen Lasters. Der Anblick der vielgerühmten Pyramiden bei Giseh enttäuscht den Reisenden; dagegen offenbart sich ihm in der wuchtigen ägyptischen Kunst — im Gegensatz zur griechischen — »die große Persönlichkeit«, und diese Kunst scheint ihm deshalb fast ohne Entwicklung (?). Von Afrika nach Asien hinüberversetzt, stehen wir vor dem Räffel Indien. »Anfang und Ende des Daseins ist dem Hindu die Religion. Daneben die Engländer!« Dies Wort wirkt wieder wie ein Scheinwerfer. Und in diesem selben Asien welche Gegensätze! »Die Birmerin ist die freieste und selbständigste Frau auf der Erde«; dagegen ist »Indien das Land ohne Frauen; alle sind eingesperrt« — zwei Aussprüche, die einen Forscher wohl veranlassen könnten, hier der Geschichte der Frauenfrage näher nachzugehen. Solchen Schlaglichtern, die ganze Kulturen erhellen, begegnen wir in diesem Reisetagebuch auf Schritt und Tritt. Schon darum lohnt es sich, diese Bleistiftskizzen aus drei Erdteilen näher zu betrachten.

### Literarische Rundschau.

Heinrich Friedjung, Das Zeitalter des Imperialismus 1884 bis 1914. Erster Band. 1. bis 30. Tausend. Berlin 1919, Verlag Neufeld & Henius. XII und 472 Seiten.

Das sehr zeitgemäße und interessante Thema wird von dem als tüchtigen Geschichtsschreiber Österreichs und ehrlichen Liberalen in weiten Kreisen bekannten Wiener Historiker Heinrich Friedjung behandelt. Als Fortsetzung von Schloßers Weltgeschichte gedacht (S. V), ist das Werk, von dem zunächst nur die erste Hälfte vorliegt, von vornherein für einen größeren Leserkreis bestimmt. Dem entspricht die Allgemeinverständlichkeit der Darstellung im besten Sinne des Wortes. Denn Friedjung schreibt ein gutes Deutsch und einen stets klaren, mitunter sogar fesselnden Stil. Er weiß den ungeheuren Stoff in gehörigem Maße zu beschneiden und übersichtlich zu gliedern, wie denn gleich die auf der ersten Seite zu findende Einteilung des neunzehnten Jahrhunderts in eine vorzugsweise liberale, nationale und imperialistische Epoche mindestens einen guten Kern enthält. Sein Urteil über Personen und Dinge bemüht sich stets sachlich zu bleiben und ist nicht auf billigen Effekt berechnet. Er versteht sowohl politische Zustände — auch entfernt liegender Staaten wie Japans, Ägyptens — ebenso lebendig zu charakterisieren wie politische Persönlichkeiten: einen Bismarck und Caprivi oder Wilow, wie die Österreicher Kalnoky und Goluchowski; Papst Leo und König Eduard ebenso wie Joe Chamberlain oder Cecil Rhodes. Dabei gründet sich seine Darstellung auf sorgfältige und umfassende Quellenstudien politischer, diplomatischer und (wenn auch weniger) volkswirtschaftlicher Schriften und Aktenstücke aller Nationen bis zu den neuesten (zum Beispiel Lichnowskis) hin.

Weshalb seine Darstellung dieser »Vorgeschichte des Weltkriegs« um 1884 ausführlicher einsetzt, sagt er S. 69 zusammen: »Sie hebt dort an, wo Deutschland, Italien und auch Japan, der Sorge um die Aufrichtung des Nationalstaats ledig, sich den Problemen der Weltpolitik zuwenden, wo auch Frankreich, nicht mehr

ausschließlich von Elsaß-Lothringen gebannt, sein überseeisches Reich auszubauen beginnt. England, auf afrikanischem Boden ins Hintertreffen geratend, empfindet die Vorgänge in diesem Erdteil als eine seinem Ehrgefühl geschlagene Wunde und sammelt seine Kräfte zum Gegenschlag. Noch steht Albion nicht in Deutschland den Nebenbuhler, aber der Keim des Gegenseitigen ist gelegt und schießt während des nächsten Menschenalters in die Halme. Der deutsch-englische Gegenseitige, der sich allmählich unter vielen Schwankungen herausbildet, ist in der Tat der leitende Faden, der durch die scheinbare Wirrnis der auswärtigen Politik dieser Jahrzehnte fährt. Und Friedjung ist, wie gesagt, ein verständiger, kluger und anziehender Führer, der trotz seiner durchaus bürgerlichen Auffassung und trotz, man könnte vielleicht auch sagen: in Folge seiner Bewunderung von Bismarcks auswärtiger (nicht innerer!) Politik mit den Einseligkeiten der Alldeutschen nichts zu tun haben will.

Neben diesen Vorzügen stehen freilich auch im letzten Sage bereits angedeutete Schwächen. Ein Mangel ist vor allem der im Interesse zeitigen Abschlußes seiner Arbeit eingetretene, vom Verfasser selbst (S. VI) bedauerte Verzicht auf die Darstellung der inneren Politik, die nur an ganz wenigen Stellen (zum Beispiel bei Berührung der österreichischen Parteiverhältnisse S. 342 ff.) einmal zum Vorschein kommt. Ferner wird der marxistisch geschulte Leser eine weit stärkere Heraushebung der wirtschaftlichen Untergründe fordern. Gewiß erklärt auch Friedjung für das »Ursprüngliche im Völkerleben« die »natürlichen Triebkräfte«: »die moralische oder theologische Begründung stellt sich dann nach Bedürfnis ein« (S. 24). »Es ist der ewige Maskentausch, bei dem die Urtriebe der Menschheit sich in das Gewand von Ideen hüllen.« (S. 88.) Auch werden natürlich die wirtschaftlichen Motive häufig berührt, auch an vereinzelt Stellen, wie zum Beispiel der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts oder die ägyptischen Verhältnisse im Anschluß an Rothsteins Ergänzungsheft der Neuen Zeit 1911, in knappem Umriß geschildert. Aber die grundsätzliche Ableitung fehlt. Auf den Sozialismus kommt nur die Einleitung kurz zu sprechen (S. 10 bis 13) und macht der Sozialdemokratie den sonderbaren Vorwurf, sie frage durch ihr Spielen »mit dem Gedanken des Bürgerkriegs« die Schuld daran, »daß die Menschen vor dem Massenmord in Aufständen und Feldschlachten nicht zurückweichen« (S. 11) Friedjung zufolge ist es auch kein Nachteil, daß im Weltkrieg »die gemeinsame Liebe zum Vaterland sich in allen Nationen stärker erwiesen hat als der zwischen den Gesellschaftsklassen bestehende Gegenseitige, als der unter ihnen gesäte Haß« (S. 13). Er kann eben nicht aus seiner bürgerlichen Haut heraus. Daber spricht er denn auch von dem »übermaß des Unverständes« gegenüber Wilhelms II. Flottenplänen (S. 235) und meint (S. 120), Bismarcks Entlassung habe »der Nation« ans Herz gegriffen. Oder er redet von der »unausstößbaren Kaisertreue« des deutsch-österreichischen Volksstammes, während er doch sehr wohl die gegen die kaiserliche Politik gerichtete Friedensliebe der Massen kennt (S. 346; vergl. ebenso S. 391 die Friedensliebe der »übergroßen Mehrheit des deutschen und britischen Volkes«). Daß er sich in bezug auf die Möglichkeit einer nahen, grundstürzenden Revolution geirrt hat und in dieser Hinsicht zu mancherlei falschen Prophezeiungen kommt, wollen wir ihm nicht zu stark ankreiden; denn auch viele unter uns haben nicht an eine so nahe und so tiefgehende plötzliche Umwälzung geglaubt. Aber es ist doch auffallend, daß ein im übrigen so besonnener Beobachter und Beurteiler von Personen und Dingen noch im Herbst 1918 die innere Unterhöhlung des Habsburger Reiches so wenig erkannt hat, daß er meint, gerade der Weltkrieg habe dessen »lange unterschätzte Kraft ans Licht gebracht« (S. 103).

Doch trotz alledem: als Ganzes genommen ist das Werk, dessen erster Band in einer für die heutige Zeit besonders schmunken äußeren Ausstattung bisher vorliegt, sehr lesenswert und wird selbst dem Kenner manches Neue bringen. Der Band schließt ab mit der Zeit 1904/05, nicht bloß aus formalen, sondern auch aus inhalt-

lichen Gründen. Denn mit der englisch-französischen Verständigung von 1904 endet der jahrhundertelange Streit zwischen den beiden Westmächten (S. 410 f.), und von da verläuft kein Jahr mehr ohne drohende Kriegsgefahr für die europäischen Großmächte (S. 414). Den Schluß bildet eine auf Grund der besten japanischen, russischen und neutralen Quellen gegebene fesselnde Erzählung des Russisch-Japanischen Krieges (S. 415 bis 455). Wir sind gespannt auf den zweiten Band, der die Darstellung bis unmittelbar zu dem Ausbruch des Weltkriegs heranzuführen soll.

K. Vorländer.

**Gertrud Bäumer, Zwischen Gräbern und Sternen.** Jena, Eugen Diederichs. 123 Seiten. Preis broschiert 5,20 Mark, gebunden 7,15 Mark.

Essays über den Krieg sind viele geschrieben worden, auch von Frauen. Neues ist nur selten in ihnen gesagt worden. Man liebt es, auch hier sich in den gewohnten Geleisen zu bewegen. Was das Kriegsgeschehen an Begeisterung und Ekstase mit sich brachte, findet sich auch in dem vorliegenden Buche als Niederschlag. Aus dem gewohnten bürgerlichen Denken führt kein Weg hinaus. Man wandelt zwischen Leitartikeln und Feuilletons im üblichen Zeitungsstil. Und doch ist dem Empfinden Tausender Ausdruck gegeben. Eine Frau hat hier in erster Linie für die Frauen geschrieben. Nicht für die politisch und wirtschaftlich organisierte Frau. Mehr für die große Masse der Frauen, die rein gefühlsmäßig inmitten jener großen Umwälzungen sich gestellt sahen, die der Krieg geboren. Die lose aneinandergereihten Teile des Inhalts sind durch Kapitelüberschriften (»Zeiten«, »Bilder«, »Helfer«, »Die Kraft«) zu Gruppen vereinigt. Die erste Gruppe bringt Festsleitartikel, die sich nirgends über den üblichen Durchschnitt erheben. Auch die zweite Gruppe haftet am Althergebrachten; die Bilder, die hier festgehalten werden, sind von einem satzsaam bekannten bürgerlichen Standpunkt aus gezeichnet. Nicht viel höher ist die letzte Gruppe einzuschätzen. Um so leuchtender hebt sich die Gruppe »Helfer« aus dem Ganzen. Eine fleischwürfende Belesenheit und ein großes Wissen suchen hier nach neuen Fundamenten. Deutschlands beste Geister werden hier heraufbeschworen: Goethe und Hölderlin, Luther und von den Gegenwartsmenschen Stephan George. Ihre Seherworte werden für Gegenwart und Zukunft gewertet. Die Verfasserin sucht nach dem Sinn, der hinter dem leben- und kulturzerstörenden Chaos stecken muß; in die Stunden der Verzagttheit und der widerstreitenden Gefühle sucht sie nach neuen, inneren Kraftquellen, die geeignet sind, das seelische Gleichgewicht aufrechtzuerhalten. Und eine dieser Quellen ist ihr die Freiheit, die persönliche und die volkliche: »Freiheit — unser Vermögen, aus jeder Verstrickung, unter jedem Druck, von jeder Befleckung weg in unerlebte, neue Herrlichkeit einzugehen. Freiheit — allezeit offene Tore zum Letzten und Größten, was das Leben schenkt, Kraft der Erlösung von allem Trüben, Kraft, stumpfe Stunden zu durchleuchten, zersplittertes, schwach gewordenes Dasein zu Tiefe und Einheit zu sammeln. Freiheit — daß diese unsere Macht unbegrenzt und unbegrenztbar ist, kein Geschenk des Schicksals, von keiner Fügung abhängig, nicht verwurzelt im Veruf oder irgend im Stoff des äußeren Daseins, sondern eine Macht des nackten Menschen, sofern nur seine Seele ihr Leben zu bewahren vermag. Freiheit — Geistwerden ist Inbegriff alles Wünschbaren und Erwünschten, ist Glück, Aufschwung, Erfüllung.« Von kantischen, Fichteschen und platonischen Ideen sind viele Ausführungen des Buches getragen. Der sozialistisch gebildete Leser wird vieles vermissen, was in seine Gedankenwelt paßt. Immerhin aber ist dieser Veröffentlichung des gegenwärtigen Mitglieds der Rationalversammlung Beachtung zu schenken. Eine mit offenen Augen und kritischen Gedanken durch die Welt gehende Frau hat hier zu sagen versucht, was sie lange, qualvolle Kriegsjahre geschaut und erlebt, empfunden und gedacht hat.

1.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 9

Ausgegeben am 30. Mai 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Zur Räte-Idee.

Von Rudolf Wissell, Reichswirtschaftsminister.

Wohl keine Frage bewegt die Arbeitermassen zurzeit so wie die Frage der Schaffung einer den Bedürfnissen des Wirtschaftslebens sich anpassenden Räteverfassung. Bis weit in die Reihen jener Arbeiterschaft, die ihre wirtschaftliche Vertretung in den Christlichen und Hirsch-Duncker'schen Gewerkschaften finden, hat diese Idee Wurzel geschlagen. Mag man diese Idee für gut oder schlecht, ihre Verwirklichung für den Ruin unseres Wirtschaftslebens oder für die allererste Vorbedingung eines Wiederaufblühens desselben halten — sie ist geboren und hat die Herzen der millionenköpfigen Arbeiterschaft erfüllt. Sie ist da, sie lebt und wird sich in irgendeiner Form verwirklichen. Die Frage ist nur, wie.

Die einen wollen zugunsten dieser Idee alles, was ihnen bisher als Ideal galt, preisgeben: das demokratische Prinzip, sie wollen die Gewerkschaften, an deren Aufbau sie gearbeitet haben, dahingeben; die anderen wollen nur zögernd und zagend eine kleine Konzession machen. Niemand aber weiß das Problem am rechten Ende anzupacken.

Der zweite Rätekongreß hat am 13. und 14. April der Rätefrage eingehende Beratung gewidmet. Die drei hauptsächlichsten Parteien auf dem Kongreß haben ihre Wünsche in eingehenden Anträgen niedergelegt. Auch die Regierung hat eine Vorlage veröffentlicht, die unter Anerkennung des in der Räte-Idee liegenden Kernes eine gesetzliche Fixierung derselben anstrebt.

Ich habe versucht, mich in den den obenerwähnten Anträgen zugrunde liegenden Willen der verschiedenen Parteien hineinzuversetzen, und habe schon auf dem Rätekongreß zu diesen Anträgen Stellung genommen. Je tiefer ich mich in die Anträge hineinversetzte und sie in ihrem Wesen zu erfassen suchte, um so mehr zeigte es sich, wie wenig diese Idee noch ausgereift ist, wie wild noch alles durcheinanderwogt, wie wenig klar ihre Formulierung ist. Ich habe auf dem Rätekongreß versucht, durch eine bildlich-schematische Darstellung das Wesen der einzelnen Anträge den Antragstellern und den sonstigen Teilnehmern klarzumachen. Das Interesse, das diese Darstellung fand, das vielfache, ich kann sagen, fast einmütige Verlangen, diese Darstellung doch durch den Druck vervielfältigen zu lassen, zeigte, wie wenig es bislang mit Worten möglich war, das Gewollte klar zum Ausdruck zu bringen. Deshalb gebe ich auch hier diese Darstellungen wieder. An ihnen lassen sich die Absichten der Parteien am besten zeigen. Es ist der Raumverhältnisse der Zeitschrift wegen nicht möglich, den Antrag jeder Partei der bildlichen Darstellung des ihm zugrunde liegenden Planes und diesem wieder die Erläuterung gegenüberzustellen. Ich setze deshalb der Darstellung den maßgebenden Antrag voran und knüpfe daran die Besprechung.

### Der Antrag der S. P. D. lautet:

1. Die Grundlage der sozialistischen Republik muß die sozialistische Demokratie sein. Die formaldemokratische bürgerliche Demokratie wertet in ihrem Vertretersystem die Bevölkerung nach der bloßen Zahl. Die sozialistische Demokratie muß deren Ergänzung bringen, indem sie die Bevölkerung auf Grund ihrer Arbeitsfähigkeit zu erfassen strebt.

2. Dies kann am besten durch die Schaffung von Kammern der Arbeit geschehen, zu denen alle arbeitsleistenden Deutschen, nach Berufen gegliedert, wahlberechtigt sind.

3. Zu diesem Zweck bildet jedes Gewerbe unter Berücksichtigung aller in ihm tätigen Kategorien (einschließlich der Betriebsleiter) einen Produktionsrat, in den die einzelnen Kategorien ihre Vertreter (Räte) entsenden. Die Landwirtschaft und die freien Berufe bilden entsprechende Vertretungen.

3a. Die Räte gehen aus Wahlen hervor, die in den einzelnen Betrieben oder in den zu Berufsverbänden zusammengelegten Betrieben erfolgen.

3b. Der Produktionsrat des einzelnen Gewerbezweigs der Gemeinde wird mit dem Produktionsrat des gleichen Zweiges in Kreis, Provinz, Land und Reich zu einem Zentralproduktionsrat verbunden.

4. Jeder Produktionsrat wählt Delegierte in die Kammer der Arbeit, die in der kleinsten Wirtschaftseinheit beginnt.

5. Diese ist die Gemeinde resp. Großgemeinde; Gemeinden, die eine Wirtschaftseinheit bilden, werden zusammengelegt.

6. Die Produktionsräte der Kreise, Provinzen, Länder und der Gesamtrepublik tun daselbe. Überall besteht eine allgemeine Volkskammer und eine Kammer der Arbeit.

7. Jedes Gesetz bedarf der Zustimmung beider Kammern, doch erhält ein Gesetz, das in drei aufeinanderfolgenden Jahren von der Volkskammer (Gemeindevertretung, Kreisauschuß, Provinzialvertretung, Landtag, Reichstag) unverändert angenommen wird, Gesetzeskraft.

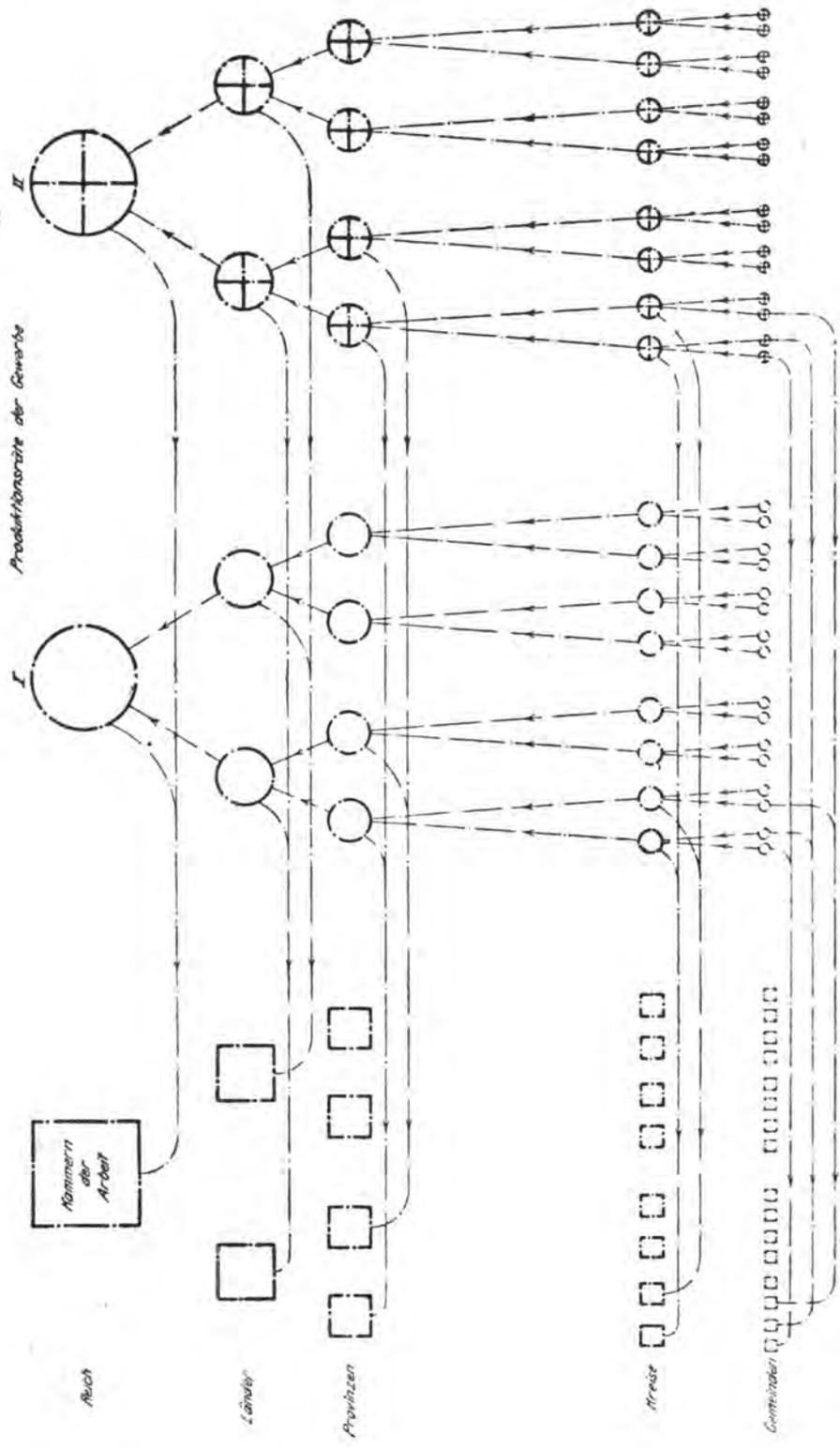
8. Jede der beiden Kammern hat das Recht, eine Volksabstimmung zu verlangen.

9. Der Kammer der Arbeit gehen in der Regel alle Gesetzentwürfe wirtschaftlichen Charakters (vor allem die Sozialisierungsgesetze) zuerst zu. Es liegt ihr ob, auf diesem Gebiet die Initiative zu ergreifen. Der Volkskammer gehen in der Regel die Gesetzentwürfe allgemein-politischen und kulturellen Charakters zu. Die Zuteilung der Delegierten auf die einzelnen Berufe wird durch besonderes Gesetz geregelt.

Im Bilde sieht der diesem Antrag entsprechende Plan wie nebenstehend (S. 197) aus.

Die Antragsteller, als welche Cohen, Kaliski und Büchel firmieren, wollen ganz Deutschland nach Berufen durchorganisieren. Wie es geschehen soll, ist für zwei Berufe in den Kreisgruppen dargestellt. Die ganz kleinen Kreise unten auf der rechten Seite der Darstellung stellen die Zusammenfassung eines Gewerbes als Produktionsrat dieses Gewerbes innerhalb einer Gemeinde dar. Die Landwirtschaft und die freien Berufe bilden entsprechende Vertretungen (Ziffer 3 des Antrags). Die Wahl erfolgt nach 3a des Antrags. So viel verschiedene Gewerbe in einer Gemeinde vorhanden sind, so viel Produktionsräte bestehen in dieser Gemeinde. Die Produktionsräte eines Gewerbes in den verschiedenen Gemeinden eines Kreises bilden den Wahlkörper für den Kreisproduktionsrat dieses Gewerbes in den betreffenden Kreisen. In gleicher Weise sollen die Kreisproduktionsräte den Wahlkörper für den Produktionsrat der Provinz und die sämtlichen Pro-

Produktionszette der Gewerbe



duktionsräte der Provinzen die Wahlkörper für das Land und schließlich die sämtlichen Produktionsräte der Länder denjenigen für das Reich bilden (Ziffer 3b des Antrags).

Die Produktionsräte aller Gewerbe wählen in Gemeinde, Kreis, Provinz, Land und Reich die Delegierten für je eine Kammer der Arbeit, die für jedes dieser Gebiete zu errichten ist. Neben dieser Kammer der Arbeit soll überall eine allgemeine Volkskammer bestehen bleiben, die als Gemeindevertretung, Kreistag, Provinzialvertretung, Landtag und Reichstag schon vorhanden ist. Die Befugnisse der Kammern der Arbeit sind in den Ziffern 7 bis 9 des Antrags bezeichnet; es bedarf daher keiner Erläuterung derselben.

Abgesehen von der Befugnis zur Wahl der Delegierten in die Kammern der Arbeit, sind die Befugnisse der Produktionsräte nicht näher bezeichnet. Sie sollen wohl die besonderen Interessen des betreffenden Berufs wahrnehmen.

In den verschiedenen Gebilden soll offenbar auch die Unternehmenseite paritätisch vertreten sein. Klar ist dieses jedoch nicht zum Ausdruck gelangt.

Die Mängel eines solchen Systems sind offenbar: die durch gegenseitige Durchdringung des örtlichen und fachlichen Unterbaues entstehende Überorganisation mit ihren Gefahren einer unproduktiven Schwerefälligkeit und Starrheit; das in der Spitze bis fünffach sich steigende indirekte Wahlsystem; die Unmöglichkeit einer klaren Abgrenzung der vielen Zweige unseres Wirtschaftslebens, zumal in ihren örtlichen Ausläufern.

Der von der U. S. P. D. durch Braß, Geyer und Rosenfeld eingebrachte Antrag besagt folgendes:

#### I.

Die Vertretungen der werktätigen Bevölkerung sind auf politischem Gebiet die Arbeiterräte, auf wirtschaftlichem Gebiet die Betriebsräte.

Die Wahlen der Arbeiterräte und die Wahlen der Betriebsräte erfolgen auf Grund des Betriebs- und Berufswahlsystems.

Wahlberechtigt und wählbar sind ohne Unterschied des Geschlechts diejenigen, welche ohne Ausbeutung fremder Arbeitskraft gesellschaftlich notwendige und nützliche Arbeit leisten, ihren Lebensunterhalt durch die Arbeit ihrer Hand oder ihres Kopfes erwerben und das achtzehnte Lebensjahr vollendet haben.

Die Wahlen der Arbeiter- und Betriebsräte erfolgen nicht auf bestimmte Zeit, sondern auf jederzeitigen Widerruf.

#### II.

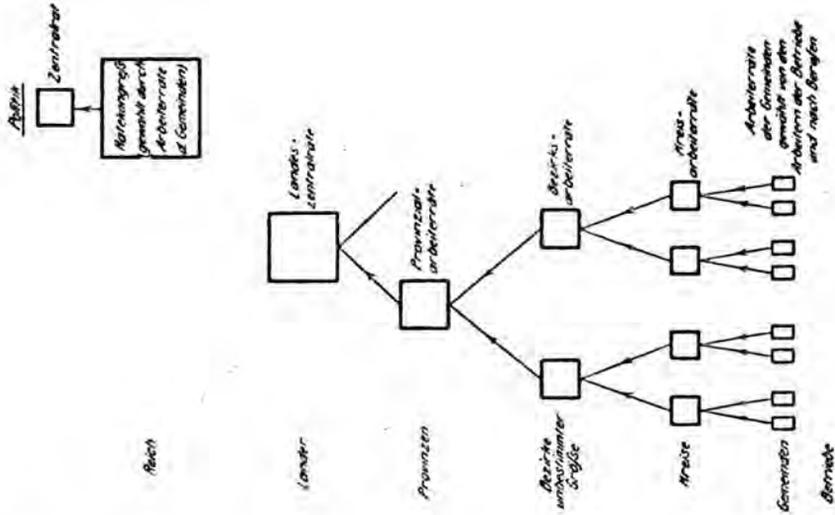
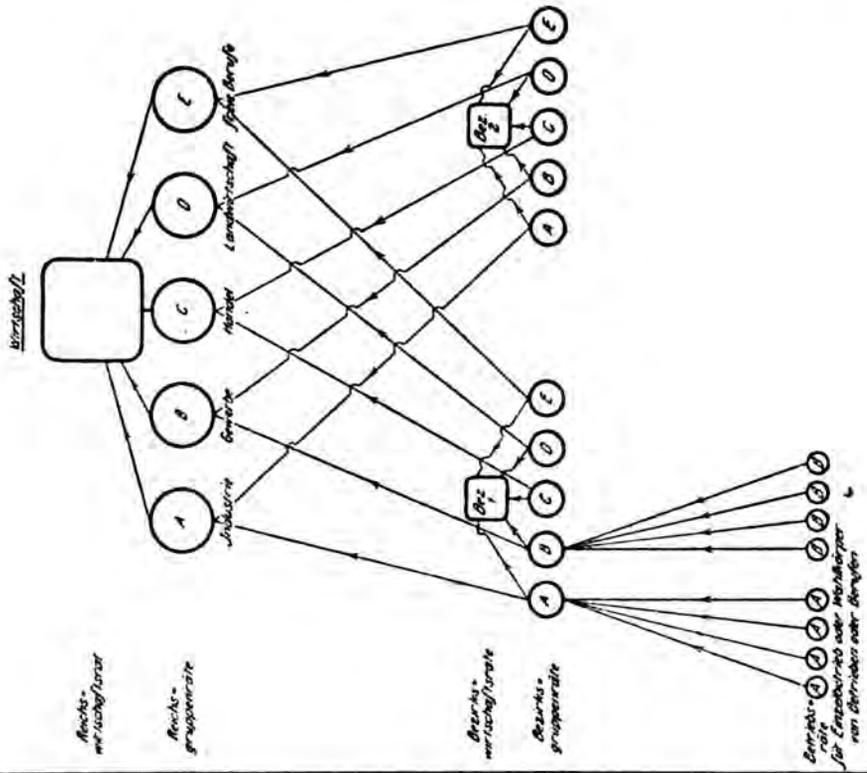
Die Organisation der auf politischem Gebiet tätigen Arbeiterräte beruht auf den Arbeiterräten der Gemeinden. Diese Arbeiterräte haben bis zum vollen Ausbau der Räteverfassung die Kontrolle der Gemeindeverwaltung auszuüben. Aus den kommunalen Arbeiterräten sind nach Kreis, Bezirk und Provinz Kreis-, Bezirks- und Provinzialarbeiterräte zu wählen, welche die zuständigen Verwaltungsbehörden zu kontrollieren haben.

Solange die einheitliche deutsche Republik noch nicht verwirklicht ist, werden in den einzelnen deutschen Republiken Landeszentralräte gebildet.

Die gesamte politische Macht hat der Rätekongress. Dieser setzt sich aus Vertretern der Arbeiterräte zusammen. Mindestens alle drei Monate tritt der Rätekongress zusammen. Er wählt den Zentralrat, der die Volksbeauftragten einsetzt und kontrolliert.

#### III.

Die Organisation der auf wirtschaftlichem Gebiet tätigen Betriebsräte beruht auf den Betrieben und Berufen. Jeder Betrieb wählt einen Betriebsrat, der sich aus den Betriebsvertrauensleuten zusammensetzt, welche die Unterabteilungen des



Betriebs vertreten. Kleine Betriebe und Berufe, die nicht nach Betrieben erfasst werden können, werden zu Wahlkörpern zusammengeschlossen.

Die Betriebsräte haben die Interessen der Arbeiter, Angestellten und Beamten beider Geschlechter in Privatunternehmungen, kommunalen und Staatsbetrieben wahrzunehmen und eine eingehende Kontrolle der Betriebe auszuüben. Sie wirken bei der Sozialisierung der Betriebe mit.

Das gesamte Reichsgebiet wird in Wirtschaftsbezirke gegliedert, wobei die Industrie-, Gewerbe-, Handels- und landwirtschaftlichen Verhältnisse zu berücksichtigen sind.

In jedem Wirtschaftsgebiet wählen die Betriebsräte jeder Industrie-, Gewerbe-, Handels- und Landwirtschaftsgruppe sowie die Gruppe der freien Berufe die Bezirksgruppenräte.

Die Bezirksgruppenräte einer jeden Gruppe im Reich wählen die Reichsgruppenräte.

Die Reichsgruppenräte wählen im Reichswirtschaftsrat.

Die Bezirksgruppenräte, der Bezirkswirtschaftsrat, die Reichsgruppenräte, der Reichswirtschaftsrat können Sachverständige zuziehen.

Der Reichswirtschaftsrat überwacht das gesamte wirtschaftliche Leben des Reiches und setzt gemeinsam mit dem Zentralrat die Verwaltungsnormen zur Aufrechterhaltung der Produktion und zur Überleitung der privatkapitalistischen Produktion in die sozialistische fest.

Bildlich stellt sich dieser Plan so dar wie auf vorstehender Seite 199.

Der auf dem Schema links dargestellte Aufbau einer Räteorganisation soll die bisherige politische Vertretung des Volkes ganz ausschalten. In jeder einzelnen Gemeinde soll auf Grund eines nicht näher erläuterten Betriebs- und Berufswahlsystems die politische Vertretung des Volkes in Arbeiterräten ausschließlich der arbeitenden Bevölkerung übertragen werden. Die Betriebsräte der verschiedenen Gemeinden eines Kreises wählen indirekt den Kreisarbeiterrat und die Kreisarbeiterräte eines Bezirkes den Bezirksarbeiterrat und so fort bis zum Landeszentralrat. Der Rätekongress, gewählt von den Arbeiterräten der Gemeinden, soll die höchste politische Gewalt haben; aus ihm soll ein Zentralrat hervorgehen. Das ist der politische Aufbau der Arbeiterräte.

Daneben will die U. S. P. D. in ähnlicher Weise, wie es der Antrag der S. P. D. will, Deutschland nach fünf Hauptgruppen: Industrie, Handel, Gewerbe, Landwirtschaft und freie Berufe, durchorganisieren. Innerhalb jeder Gruppe soll den beruflichen Interessen durch eine Unterteilung Rechnung getragen werden. Für jede der fünf Hauptgruppen werden in den Gemeinden Betriebsräte gewählt, die den Wahlkörper für die Bezirksgruppenräte bilden, die ihn ihrerseits wieder für die Reichsgruppenräte darstellen. Die Gruppenräte der fünf Wirtschaftszweige treten für den Bezirk zu Bezirkswirtschaftsräten beziehungsweise für das Reich zum Reichswirtschaftsrat zusammen. Die Aufgaben dieser Räte sind die unter III Absatz 2 des Antrags näher bezeichnen; sie können hier übergangen werden. Die auf ähnlichem Gebiet, wie bei dem Antrag der S. P. D. liegenden Mängel dieses Entwurfes — Überorganisation und vielstufiges indirektes Wahlssystem, Unmöglichkeit einer scharfen beruflichen Abgrenzung, zumal auf den unteren örtlichen Stufen — werden noch ins Grofske gesteigert durch die Abstellung des Wahlrechtes auf Personen, »welche ohne Ausbeutung fremder Arbeitskraft gesellschaftlich notwendige und nützliche Arbeit leisten, ihren Lebensunterhalt durch die Arbeit ihrer Hand oder ihres Kopfes erwerben und das

achtzehnte Lebensjahr vollendet haben«. Aus einem solchen Wahlrecht soll schlechthin die Vertretung der werktätigen Bevölkerung auf politischem Gebiet hervorgehen. Welche Unklarheit allein in diesen wenigen Worten!

Man sollte hiernach erwarten, daß nach den einfachsten Regeln politischer Gerechtigkeit wenigstens jedem Angehörigen des »werktätigen Volkes« das aktive und passive Wahlrecht zugebilligt würde. Es sollte hierbei selbstverständlich sein, daß zum werktätigen Volke auf jeden Fall ebenso gut wie die jugendlichen Kräfte, die erst in die Arbeit des Volkes voll hineinwachsen sollen, auch die Veteranen der Arbeit gehören. Und doch sind nach dem Wortlaut des Antrags alle vom aktiven und passiven Wahlrecht ausgeschlossen, die infolge Invalidität nicht mehr »gesellschaftlich notwendige und nützliche Arbeit leisten«. Dem Bergmann, der mit fünfzig Jahren nicht mehr »gesellschaftlich notwendige und nützliche Arbeit leisten« kann, dem verunglückten Arbeiter steht kein Wahlrecht zum Arbeitserrat und damit kein Recht zu politischer Mitarbeit mit dem werktätigen Volke zu. Ebenso würden vom Wahlrecht dauernd ausgeschlossen bleiben alle, die sich durch ihre Arbeit so viel erspart haben, daß sie als kleiner Rentner leben können, da sie in einem solchen Falle nicht mehr »ihren Lebensunterhalt durch die Arbeit ihrer Hand und ihres Kopfes« erwerben.

Eine so aufgebaute politische »Vertretung« der werktätigen Bevölkerung wäre nicht nur von einer Einseitigkeit, wie sie wohl selten in der Politik erreicht worden ist, sondern es würde ihr auch ein großer Teil der besten — weil erfahrensten — Kräfte des werktätigen Volkes fehlen.

Wer leistet überhaupt »gesellschaftlich notwendige und nützliche Arbeit«? Wo sind die Grenzen hierfür? Wer zieht sie? Ein Gerichtshof kann doch hierüber nicht entscheiden! Es muß dies zur willkürlichen Abgrenzung dieses Kreises nach den Anschauungen der herrschenden Richtung führen. Als letztere denkt sich offenbar die U. S. P. D. selbst!

Marx, von dem der Begriff »gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit« stammt, definiert diesen Begriff so: »Gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist Arbeitszeit, erheischt, um irgendeinen Gebrauchswert mit den vorhandenen gesellschaftlich normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen.«<sup>1</sup>

Es handelt sich hier bei Marx um einen einfachen, aber ganz theoretischen Begriff der Durchschnittsarbeit, auf die alle kompliziertere Arbeit reduziert werden kann. Marx hat diesen Begriff der gesellschaftlich durchschnittlichen Arbeit nie individuell auf den einzelnen Arbeiter angewendet, sondern auf die allgemeine Arbeitsleistung einer bestimmten geschichtlichen Epoche. In der gegenwärtigen kapitalistischen Produktionsweise bestimmt das Maß von gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit nach Marx den Wert der Ware, aber niemals kann sie als Maßstab der Leistung eines einzelnen Arbeiters und erst recht nicht als ein Maß seines politischen Rechtes benutzt werden. Sie würde dann zu einem bitter ungerechten Klassenwahlrecht führen, weil jeder Arbeiter in dem heutigen komplizierten Prozeß ein ganz verschiedenes Maß solcher gesellschaftlich notwendigen Arbeit leistet, die nur in dem be-

<sup>1</sup> Das Kapital. Von Karl Marx. Volksausgabe. Stuttgart 1914, J. H. W. Dietz Nachfolger, S. 7.

treffenden ganzen Produktionsprozeß eine bestimmte wertbildende Größe darstellt, aber niemals auf den einzelnen Arbeiter innerhalb des Produktionsprozesses festgestellt werden kann.

Wer bestimmt den Begriff »ohne Ausbeutung fremder Arbeitskraft«? Es würden bei scharfer Auslegung des Begriffs nicht einmal die Werkführer und Kleinmeister wahlberechtigt und wählbar sein.

Solche Unstimmigkeiten sind sicher nicht von den Antragstellern gewollt. Ich bin zu objektiv, um ihnen das zu unterstellen. Aber der Wortlaut ihres Antrags bedingt sie. Wenn es so schwer ist, das Gewollte in klarem Wortlaut zum Ausdruck zu bringen, so beweist das, wie wenig bei den Hauptvertretern der Räte-Idee diese durchgedacht ist. Die Benutzung des Räteystems zu politischer Arbeit muß überhaupt zu unlöslichen Schwierigkeiten führen. Der Rätevertretung als einer Organisation wirtschaftlich zusammenarbeitender Volkskreise sind sozialpolitische und wirtschaftliche Aufgaben ihrem innersten Wesen nach zum alleinigen Ziele vorgeschrieben.

Der jederzeitige Widerruf gewählter Arbeiter- und Betriebsräte würde die absolute Unsicherheit der Tätigkeit der Arbeiter- und Betriebsräte darstellen und sie von der jeweiligen Laune ihrer Wähler und den fäglichen Zufälligkeiten der Betriebe abhängig machen.

Die »gesamte politische Macht« dem Rätekongreß zuzuteilen, heißt nichts anderes, als die vielgeschmähte bisherige Klassenherrschaft durch eine neue ersetzen. Die Annahme dieses Antrags und seine Durchführung würden die Preisgabe der gegenwärtigen demokratischen Grundsätze bedeuten.

Der Antrag der Demokraten lautet:

### Grundlinien für die Arbeiterräte.

#### I.

Die Arbeiterräte werden als wirtschaftliche Interessenvertretung des gesamten deutschen arbeitenden Volkes durch die Reichsverfassung grundsätzlich anerkannt. Ihre Abgrenzung, Wahl und Zuständigkeit ist durch ein sofort zu erlassendes Rätegesetz zu regeln. Die Wahl der Arbeiterräte findet in von den Landesversammlungen zu bestimmenden Bezirken auf der Grundlage der gleichen, direkten und geheimen Wahl nach dem Verhältniswahlssystem mit Höchstzahlen statt und wird gesondert nach Berufsständen — Hand- und Kopparbeiter, freie Berufe, selbst Arbeit leistende Unternehmer — vorgenommen, auf welche die Mandate anteilmäßig unter Aufstellung besonderer Grundsätze für die Kopparbeiter entfallen. Das passive Wahlrecht ist erst vom 25. Lebensjahr ab zu gewähren.

#### II.

Die Bezirksarbeiterräte haben die Durchführung wirtschaftlicher Gesetze und Verordnungen zu überwachen, gesetzgeberische Maßnahmen anzuregen und die wirtschaftlichen Rechte der arbeitenden Bevölkerung in ihrem Bezirk wahrzunehmen. Sie wählen aus ihrer Mitte Delegierte für den Reichsarbeiterrat, dessen laufende Geschäfte von einem Reichsvollzugsrat geführt werden.

#### III.

Der Reichsarbeiterrat ist für alle sozialpolitischen und wirtschaftlichen Maßnahmen der Reichsregierung zuständig, insbesondere

- a. für Fragen des Arbeiter-, Angestellten-, Beamten- und Agrarrechts,
- b. für die Vorbereitung der Sozialisierung geeigneter Betriebe und Berufszweige.

Der Reichsarbeitserrat ist berechtigt, der Reichsregierung innerhalb seiner Zuständigkeit Vorschläge und Gesetzentwürfe zu unterbreiten. Die Reichsregierung hat den Reichsarbeitserrat vor der Einbringung wirtschaftlicher und sozialer Gesetze zu hören. Der Reichsarbeitserrat hat das Recht, zur Beratung innerhalb der Reichsregierung sowie in der Nationalversammlung und den zuständigen Kommissionen Vertreter aus seiner Mitte mit beratender Stimme zu entsenden.

## IV.

Der Reichsarbeitserrat hat das Recht, gegen Beschlüsse der gesetzgebenden Körperschaften des Deutschen Reiches, die seine Zuständigkeit berühren, mit Dreiviertelmajorität der abgegebenen Stimmen Widerspruch mit aufschiebender Wirkung zu erheben. Im Falle des Widerspruchs hat eine neue Beratung und Beschlufsfassung der gesetzgebenden Körperschaften des Deutschen Reiches zu erfolgen. Gegen den erneuten Beschluß der deutschen Nationalversammlung kann — sofern dieser nicht mit Dreiviertelmehrheit der abgegebenen Stimmen gefaßt worden ist — der Reichsarbeitserrat mit der gleichen Majorität eine allgemeine Volksabstimmung verlangen. Die Volksabstimmung bedarf der Zustimmung des Reichspräsidenten.

## V.

Das deutsche arbeitende Volk ist berufsständisch zu organisieren. Die Organisationen bedürfen der Anerkennung durch den Reichsvollzugsrat. Sie haben für ihre zuständigen Berufsweige das Recht auf Mitwirkung

- a. bei der Durchführung der sie betreffenden Gesetze und Verordnungen (Ausführungsbestimmungen),
- b. beim Arbeitsvertragsrecht,
- c. beim Ausbau des gewerblichen Einigungswesens, des Arbeiterschutzes, des Arbeitsnachweises und des Lehrlingswesens.

Die schematische Darstellung dieses Antrags ist ganz einfach, allerdings augenscheinlich deshalb, weil dieser Antrag weniger als die anderen organisatorisch durchgearbeitet ist (siehe S. 204).

Der Antrag der Demokraten ist nicht ganz klar. Auch sie wollen das deutsche arbeitende Volk berufsständisch organisieren. Offenbar soll sich den zu bildenden Organisationen jeder anschließen können, wenn er auf die Vertretung seiner Interessen in den Arbeiterräten Einfluß haben will. Damit entfallen die Schwierigkeiten der Abgrenzung, die bei einer Zwangsorganisation gegeben sind. Sie gehen nicht vom Betrieb aus, sie wollen nur für jeden Bezirk ohne weiteres Bezirksarbeiterräte schaffen, in welchen das ganze arbeitende Volk vertreten sein soll, Arbeitnehmer, Arbeitgeber aller Wirtschaftszweige ebenso wie die freien Berufe. Die Demokraten berücksichtigen mit dieser Organisation die besonderen Arbeiterverhältnisse nicht genügend, weder im Bezirk noch im Reiche, da sie ja nur in einer großen, alles umfassenden gemeinsamen wirtschaftlichen Vertretung den besonderen Wünschen der Arbeiter, der Angestellten und der Unternehmer gerecht werden wollen. Die ganze schaffende Arbeit, die so viel Unterabteilungen kennt, so viel widerstreifende Interessen in sich vereinigt, muß die Möglichkeit haben, sich in gesonderten Organisationen zusammenzufinden und vertreten zu lassen. Arbeitnehmer und Arbeitgeber haben mancherlei Sonderinteressen, die sich nicht in gemeinsamen Organisationen vertreten lassen.

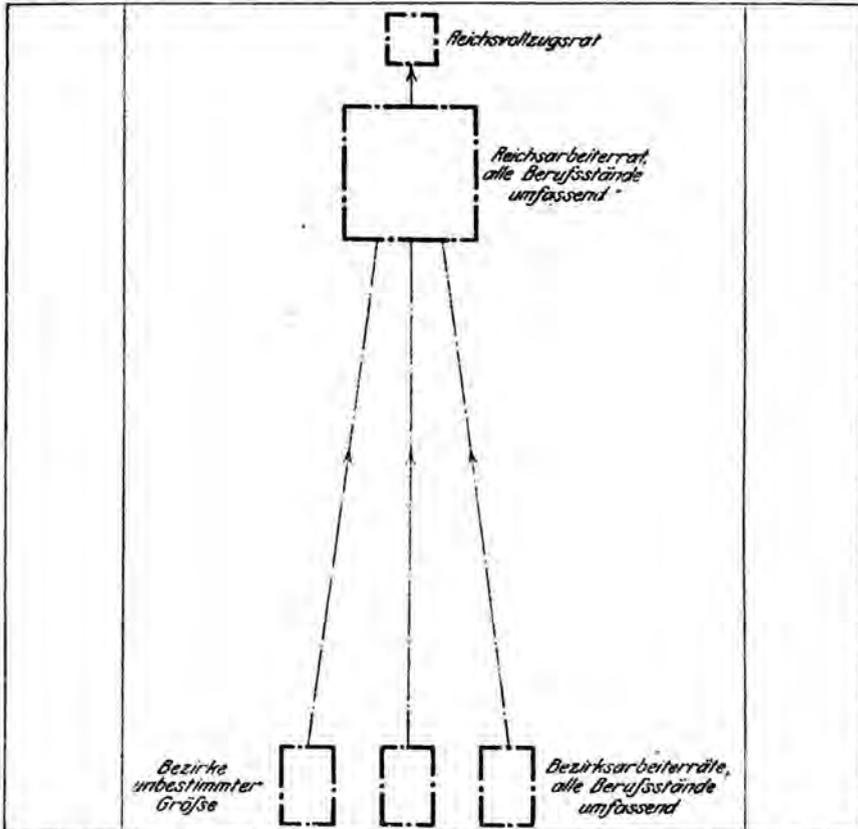
Wie steht nun der Regierungsentwurf aus? Er ist als Artikel 34a der Verfassung gedacht und lautet:

Die Arbeiter sind dazu berufen, gleichberechtigt in Gemeinschaft mit den Unternehmern an der Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen sowie an der ge-

samtwirtschaftlichen Entwicklung der produktiven Kräfte mitzuwirken. Die beiderseitigen Organisationen und ihre tariflichen Vereinbarungen werden anerkannt.

Sie erhalten zur Wahrnehmung ihrer sozialen und wirtschaftlichen Interessen nach Betrieben und Wirtschaftsgebieten gegliederte gesetzliche Vertretungen in Betriebs- und Bezirksarbeiterräten und einem Reichsarbeiterrat.

Die Bezirksarbeiterräte und der Reichsarbeiterrat treten zur Erfüllung gesamtwirtschaftlicher Aufgaben und zur Mitwirkung bei der Ausführung der Sozialisierungsgesetze mit den Vertretungen der Unternehmer zu Bezirkswirtschaftsräten und einem Reichswirtschaftsrat zusammen.



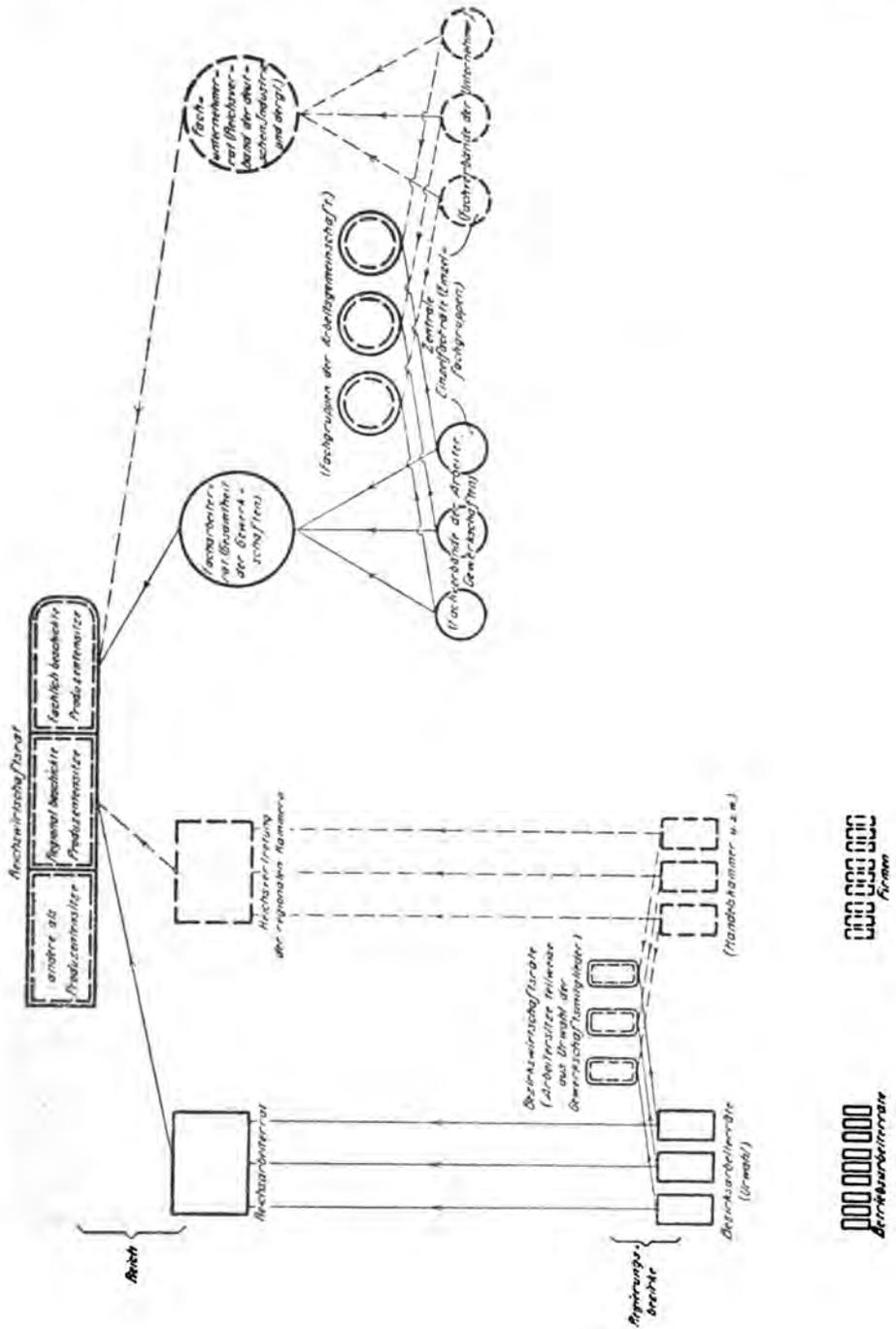
Sozialpolitische und wirtschaftspolitische Gesetzesentwürfe von grundlegender Bedeutung sollen von der Reichsregierung vor ihrer Einbringung beim Reichstag dem Reichswirtschaftsrat zur Begutachtung vorgelegt werden. Der Reichswirtschaftsrat hat das Recht, selbst solche Gesetze beim Reichstag zu beantragen, die ebenso wie Vorlagen der Reichsregierung oder des Reichsrats zu behandeln sind.

Den Arbeiter- und Wirtschaftsräten können auf den ihnen überwiesenen Gebieten Kontroll- und Verwaltungsbefugnisse übertragen werden.

Aufbau und Aufgaben der Arbeiter- und Wirtschaftsräte sowie ihr Verhältnis zu anderen sozialen Selbstverwaltungskörpern werden durch Reichsgesetz geregelt.

Schematisch würde sich folgendes Bild ergeben (S. 205).

Der Regierungsentwurf ist klar, einfach, durchsichtig. Er geht davon aus, daß für jeden Betrieb Betriebsarbeiterräte gebildet werden. Für die



einzelnen Bezirke, von der ungefähren Größe der heutigen preussischen Regierungsbezirke, sollen Bezirksarbeiterräte gewählt werden. Die Regierung will aber von dem alten Grundsatz der direkten Wahl nicht abgehen und sieht deshalb vor, daß die Bezirksarbeiterräte ihre Vertreter auf Grund der Urwahl direkt aus den Arbeitern entnehmen müssen. Die Bezirksarbeiterräte sollen ausschließlich Arbeiterfragen behandeln. Soweit es sich um Fragen handelt, die das ganze Reich betreffen, sollen sie in dem durch die Bezirksarbeiterräte beschickten Reichsarbeitserrat ihre Behandlung finden. Auch die Unternehmer sollen nicht ohne Vertretung bleiben. Sie haben sie auf regionaler Grundlage schon in Handelskammern, Handwerkskammern, Landwirtschaftskammern usw., die bezirklich in Bezirksunternehmerräten und für das ganze Reich in einen Reichsunternehmerrat zusammengefaßt werden mögen. Zur Vertretung gemeinsamer wirtschaftlicher Interessen soll in den Bezirkswirtschaftsräten, in die die Vertreter von beiden Seiten kommen, Gelegenheit gegeben sein; ein Teil der Sitze in den Bezirkswirtschaftsräten wird zweckmäßig den fachlichen Arbeiter- und Unternehmerorganisationen vorbehalten werden müssen.

Man darf sich nicht von Voreingenommenheit gegen das Unternehmertum verleiten lassen, die wirtschaftlichen Aufgaben der Unternehmer zu verkennen, die sie jahrzehntelang auch noch in einer sozialistischen Wirtschaft zu erfüllen haben. Die Unternehmer sollen also ihre Vertretung auch oben finden, und diese Vertretung soll gemeinsam mit dem Reichsarbeitserrat in einem Reichswirtschaftsrat zusammengebracht werden.

Die Regierungsvorlage will aber nicht die Gewerkschaften ausschalten. Wir bedürfen einer fachlichen Interessenvertretung, sowohl auf Seiten der Arbeitnehmer wie der Arbeitgeber. Deshalb sollen auch die freiwillig gebildeten fachlichen Interessenvertretungen der Arbeiter und der Unternehmer im Reichswirtschaftsrat ihre Vertretung finden. Also nicht nur die regionale Vertretung der Arbeiter und Unternehmer und sonstigen Betriebsinhaber, sondern auch die fachliche Vertretung der Personen unseres wirtschaftlichen Lebens, wie sie sich in den wirtschaftlichen Organisationen gebildet haben, sollen im Reichswirtschaftsrat vertreten sein. Die Besetzung dieser Sitze im Reichswirtschaftsrat hätte zu erfolgen einerseits durch den Facharbeiterrat (Gesamtheit der Gewerkschaften), anderenteils durch den Fachunternehmerrat (Gesamtheit der fachlichen Unternehmerverbände); auf beiden Seiten beruht somit die Organisation auf zentralen Einzelsachräten sowohl der Arbeiter wie der Unternehmer, die sich außerdem in gemeinsamen zentralen Einzelsachräten (Arbeitsgemeinschaften) vereinigen sollen.

Aber auch dann noch würde keine allen Ansprüchen genügende Zusammensetzung dieses höchsten Wirtschaftskörpers herauskommen, da dann nur die Produzenten im Reichswirtschaftsrat vertreten sein würden. Deshalb sollen auch andere, insbesondere die Konsumenten, dort ihre gebührende Vertretung finden.

Vergleicht man diese verschiedenen Anträge, deren schematische Darstellung sich streng an die Vorschläge, wie sie vorliegen, hält, wird man zu dem Ergebnis kommen, daß die Regierungsvorlage den richtigen Weg beschreitet.

Ich stehe nicht an, zu sagen, daß mir die Regierungsvorlage nicht genügt. Unter der in ihr erwähnten »gesamtwirtschaftlichen Entwicklung der

produktiven Kräfte« und der »Erfüllung gesamtwirtschaftlicher Aufgaben« kann man sich nichts Rechtes vorstellen. Wenn aber das »gesamtwirtschaftlich« geändert würde in »gemeinwirtschaftlich«, würde den Räten die Teilnahme an der Sozialisierung zugewiesen sein. Diese kann man ihnen nicht vorenthalten. Hier finden sie ein für die deutsche Gemeinwirtschaft überaus wichtiges Feld der Betätigung von einer Stelle aus, von der sich die Zusammenhänge des Wirtschaftslebens, ihre vielfältige Verflechtung, die Abhängigkeit des einen Teiles von dem anderen klar übersehen läßt. Es würde vernieden, daß im Einzelbetrieb oder in örtlichen Instanzen eine partikularistische Wirtschaftspolitik getrieben würde, die nicht nur innerhalb des Unternehmertums, sondern auch in der Arbeiterschaft etwas typisch Antisozialistisches darstellt.

Ich glaube daher, daß mit einigen Änderungen der Kompetenzzuweisung die Regierungsvorlage sich als der Weg darstellen würde, auf dem wir zur Lösung der Rätefrage kommen könnten.

## Von unserer zukünftigen Bildungsarbeit.

Von Richard Woldt.

Der Parteivorstand hat bekanntgegeben, daß unsere Bildungsarbeit wieder beginnen soll. Das ist durchaus nötig, doch kann es sich nicht darum handeln, in gleichen Bahnen dort fortzufahren, wo der Krieg die Arbeit unterbrochen hat. Unser Bildungswesen muß anders werden, wie es bisher gewesen ist. Nachfolgend sollen einige Gesichtspunkte erörtert werden, von denen aus unsere Tätigkeit auf diesem Gebiet orientiert sein müßte.

Der Krieg ist auch für uns ein gewaltiger Revolutionär gewesen. Zu den wichtigsten Erscheinungen der neuen Zeit gehört die Sorge um den Nachwuchs. Überall fehlt es an neuen Kräften. In den Redaktionsstuben droht für unser Pressewesen diese Tatsache direkt zu einer Krise zu werden. Die Übergabe befähigter Intelligenz an die Regierung und an die verschiedensten Verwaltungsfunktionen, der Verbrauch von Menschen für die neuen Aufgaben der Gewerkschaftsarbeit und der wirtschaftlichen Interessenvertretung macht eine schleunige Heranbildung neuer Kräfte dringend notwendig. Wie hat sich nun unsere frühere Bildungsarbeit bewährt? Darüber ist man sich wohl in den weitesten Parteikreisen klar, daß der bisherige Weg in seiner Zielrichtung falsch gewesen ist. Die Personen, die früher als Lehrer tätig waren, standen oder stehen heute meist in anderen Lagern. Kürzlich hatte sich das »Berliner Tageblatt« in seinem illustrierten Unterhaltungsblatt den Scherz geleistet, die Photographie von Lehrerschaft und Schülern unserer Partekule am Schlusse eines der ersten Semester zu bringen. Darunter die Worte: »Eine zeitgemäße Erinnerung...« Man sah dort Rosa Luxemburg, Franz Mehring, Kurt Rosenfeld, Emanuel Wurm, Stadthagen als Lehrkräfte neben einigen wenigen noch heute in unseren Reihen kämpfenden Genossen. Nimmt man ferner die Berichte des Zentralbildungsausschusses zur Hand über die Tätigkeit unserer Wanderlehrer, so sind Hermann Dunder, Otto Rühle, Julian Borchardt nach der Zahl ihrer Kurse am meisten vertreten gewesen. »Das läßt tief blicken.«

Unsere Bildungsarbeit von früher war falsch in der Auswahl der Lehrkräfte und der Gedankenrichtung, die hauptsächlich gepflegt worden ist. Daran ändert nichts die Tatsache, daß rein pädagogisch von den obengenannten Lehrkräften vielfach große Erfolge erzielt worden sind. Es gibt wohl keinen Parteischüler, der nicht Rosa Luxemburg als Lehrkraft in guter Erinnerung hat. Rein pädagogisch betrachtet, ist von ihr verständnisvoll und mit großer Hingabe gelehrt, von den Schülern fleißig gearbeitet und viel gelernt worden. Ebenso war Hermann Duncker in den Wanderkursen ein wirksamer Redner und Otto Rühle ein routinierter Pädagoge. Nicht das, wie sie lehrten, sondern was sie lehrten, war schon für die damalige Zeit sehr angreifbar. Ein süddeutscher Parteisekretär hat diesen Zustand zu jener Zeit ganz hübsch in das Urteil zusammengefaßt: »Des lieben Friedens willen lassen wir es uns gefallen, daß Hermann Duncker auf unsere Parteigenossen losgelassen wird. Wenn Duncker aber wieder weg ist, sehen wir die Köpfe richtig, die uns der Sendbote aus Berlin umorientiert hat.« Es gehörte eben zum guten Ton, einen gewissen »Marxismus« zu lehren und zu lernen, um dann in der praktischen Arbeit so schnell wie möglich das Gelernte über Bord zu werfen. Das war nicht die Schuld von Heinrich Schulz allein, sondern lag in der Pietät alten überholten Anschauungen gegenüber, die auch dann noch aufrechterhalten wurde, als Franz Mehring und Karl Kautsky als wissenschaftlich einflußreiche Theoretiker schon ihren Einfluß verloren hatten. Zur Klärung und inneren Selbstverständigung der Parteianschauungen hat dieser Zustand freilich nicht beigetragen. Im Gegenteil, er trägt heute mit die Schuld an der Trennung der Partei und der Geister. Nicht nur die obengenannten Lehrkräfte, sondern auch ein großer Teil der von ihnen beeinflussten Schüler sind ganz eigenartige Wege gegangen.

Unsere Bildungsarbeit für die Zukunft muß mehr wie bisher durch die Ökonomie und weniger durch die Philosophie beeinflusst sein. Weniger unverdaute materialistische Phraseologie, dafür mehr wirklichen Marxismus — mehr Analyse des gegenwärtigen Gesellschaftskörpers und des Wirtschaftslebens. Wir werden in Zukunft weniger auf Kautsky und mehr auf Cunow und Renner hören müssen.

Das Institut der Wanderlehrer wird in der bisherigen Form nicht weiter auszubilden sein. Nicht nur kommen andere Personen mit anderen politischen Grundanschauungen in Frage, es ist auch zu untersuchen, ob überhaupt ein Wanderlehrer, der heute hier und morgen dort unterrichtet, mit guten Erfolgen abzuschließen vermag. Am wirksamsten ist der Lehrer und Redner dort, wo er die Masse genau kennt, das Milieu beherrscht, das heißt weiß, von welcher Umwelt, von welchen wirtschaftlichen Verhältnissen und von welchen geistigen Einflüssen das Gedankenleben der Masse bewegt wird. Wohl sind die Rühle und Duncker tüchtige Pädagogen gewesen, ganz abgesehen davon, wie man sich sonst zu ihnen stellen mag, aber war es ihnen beim besten Willen möglich, sich in die Empfindungswelt ihrer rein örtlich verschiedenen Zuhörerschaft immer genügend einzuleben?

Vielleicht ist es nicht überflüssig, sich für die Zukunft die Frage vorzulegen, ob auch hier nicht der Begriff der Zentralisation leicht überspannt wird und wir zu einer gewissen Dezentralisation übergehen müssen. Aber be-

sonders wichtig und schwierig ist das Problem, in unsere zukünftige Bildungsarbeit die neuen politischen Gedanken hineinzubringen. Das Bildungswesen muß sich möglichst rationell in erfolgreiche politische und wirtschaftlich praktische Arbeit umsetzen. Erst die neue Generation vermag auf der Grundlage einer anderen und besseren Schulbildung in politischer und staatsbürgerlicher Beziehung diejenigen Vorbedingungen mitzubringen, die für die bewußte Anteilnahme an den Kämpfen der Zeit, an den Schicksalsfragen des Volkes notwendig sind. Diese Arbeit der Schule können wir durch unser Bildungswesen nicht voll ersetzen. Wir können nur das bieten, was die unmittelbare Tagesarbeit verlangt. Es ist nur möglich, bei der jetzigen heranwachsenden Generation die schlimmsten Lücken auszufüllen. Aber gerade für die allernächsten Jahrzehnte wird unser Bildungswesen wichtig werden. Es handelt sich um nichts Oeringeres, als die Menschen und die jetzige Generation, die den Krieg durchlebt hat, zu befähigen, in der politischen Arbeit der nächsten Jahre und Jahrzehnte teilzunehmen an der Neuordnung der Welt, an dem Aufbau der Kräfte, an der Überführung der jetzigen furchtbaren Folgen der Kriegswirtschaft in die neuen Formen politischer und wirtschaftlicher Organisation. Unsere bisherige Bildungsarbeit hat aber dazu beigetragen, daß unsere Arbeit viel zu sehr eingestell wurde auf bloße negative Kritik. Schwer und dunkel liegen die nächsten Jahre vor uns. Eine unerhört trübe Zeit steht dem deutschen Volke bevor. Daher wird es einfach zu einer Frage der Volkseristenz, daß wir aus der Masse die letzten Energien herausholen. Wie der moderne Militärstaat nicht Krieg führen konnte ohne die Massen, so können heute nach diesem furchtbaren Weltgeschehen auch die unterlegenen Völker sich nicht behaupten ohne den Willen zum Leben, der immer von neuem unten aus der Masse herauskommen muß. Unter diesem Gesichtspunkt wird unsere Bildungsarbeit für die nächste Zukunft staatsbürgerliche Arbeit im weitesten Sinne des Wortes, wird sie eine Sache der Erneuerung unserer Existenz.

\* \* \*

Wir im Westen haben besonders ernsthaft mit der Sorge kämpfen müssen, wie wir aus dem jetzigen Zustand wieder herauskommen. Der Bolschewismus hat uns nicht nur unser Wirtschaftsleben zerschlagen, sondern er wird zu einer dauernden Gefahr auf allen anderen Gebieten öffentlichen Wirkens. Unsere Arbeiterchaft ist heute ein hin und her taumelnder Massenkörper, durch die Entbehrungen des Krieges und die Erlebnisse der Revolution fassungsls geworden, ohne Hoffnungen auf die Zukunft. Jeder kann dort jetzt die Massen für sich gewinnen, der gewissenlos genug ist, ihnen den Himmel auf Erden zu versprechen. Deshalb müssen wir zur Selbsthilfe übergehen. Es kommt darauf an, die Massen aus dem Zustand der Hoffnungslosigkeit herauszureißen. Der Anfang ist gemacht worden mit der Einrichtung von Bildungszentralen. Genosse Schluchtmann hat die Initiative ergriffen und ist zur Organisierung praktischer Bildungsarbeit übergegangen. Von ihm sind Schulen eingerichtet worden, um die befähigteren Kräfte in unseren Organisationen, vornehmlich unsere Funktionäre, besser für die Aufgaben der Tagesagitation zu befähigen. Ein alter Erfahrungssatz lehrt, daß das Schicksal einer organisierten Massenbewegung bestimmt wird von der politischen Einsicht und dem wirtschaftlichen Horizont jener Kreise, die in

dem Organisationsleben die Kleinarbeit verrichten. Darauf scheint uns auch die frühere Arbeit des Zentralbildungsausschusses zu wenig eingestellt gewesen zu sein. Es sind keine bleibenden Erfolge zu erwarten, wenn hin und wieder berühmte Redner durch die Lande ziehen und in großen Versammlungen reden oder Wanderlehrer kurze Zeit vor einem ungleichartigen, ganz verschieden vorgebildeten Zuhörerkreis sprechen.

Es sind von uns in den wichtigsten Industrieregionen freundliche Schulzimmer eingerichtet worden. Die geeigneten Genossen unseres Bezirkes werden als Lehrer herangezogen — für das Elementarfach der Redeübung, der Aufsatztechnik Volksschullehrer, für das Gebiet der politischen Zeitströmungen politisch orientierte Genossen, für Wirtschaftswesen Fachleute auf diesem Gebiet und Gewerkschaftsführer. Der Schreiber dieser Zeilen ist als Lehrer für das Spezialgebiet Industriewissenschaft und Gewerkschaftswesen tätig. Schon dadurch unterscheiden wir uns bewußt von den früheren Bildungsmethoden, daß wir viel schärfer als bisher die methodische Auswahl des Schülermaterials durchführen. Während man früher durch den Kartenvertrieb sich an diejenigen Kreise zu wenden suchte, die ein freiwilliges Interesse an den Bildungsveranstaltungen hatten, wird jetzt dahin gestrebt, alle Kräfte zu erfassen, die als brauchbare Mitarbeiter erscheinen und in der allernächsten Zeit praktisch für unsere Bewegung etwas leisten können. Ferner soll nicht nur durch Vorträge versucht werden, dem Schüler einen möglichst umfangreichen Wissensstoff zu übermitteln, sondern es sollen Spezialfragen in den Vordergrund gerückt werden, mit denen der Schüler im Tageskampf etwas anfangen kann. Die Referate werden deshalb in der Disposition schriftlich festgelegt, über die Einzelfragen wird diskutiert. Das Material wird in Form von Zitaten, Quellennachweisen usw. dem Teilnehmer gedruckt eingehändigt.

Wir greifen zwei Beispiele heraus. Unter »politischen Zeitfragen« das Thema Bolschewismus und unter »Wirtschaftswesen« das Thema der Industriewissenschaft. Die Vorgänge des Generalstreiks haben in unserem Industriegebiet das Thema Bolschewismus eingehend zur Debatte gestellt. Die Kommunisten zogen von Ort zu Ort und heßten die Bergarbeiter auf. Sie sagten natürlich nicht, was sie wollten. Sie suchten ihre politischen Ziele zu verschleiern. Die Bergarbeiter wurden für die politischen Zwecke der kommunistischen Endziele mißbraucht. In der Zeitung haben wir dagegen geschrieben; doch das lebendige Wort in der Agitationsversammlung ist viel wirksamer als der geschriebene tote Buchstabe. In der Versammlung war man uns überdies an Zahl überlegen. Die Massenstimmung reagierte daher auch viel stärker auf die schillernde, fortreizende Darstellung der bolschewistischen Gedankenwelt als auf das nüchterne wirtschaftliche Rechenexempel, in dem wir die Folgen des Generalstreiks aufzeigten. Wir mußten die Arbeiter lehren, sich in den Gedankengang des Bolschewismus hineinzuversetzen. Jeder einzelne hatte sich mit dieser Lehre innerlich auseinanderzusetzen. Er mußte den Kampf zwischen Ideal und Wirklichkeit durchleben. Nicht wurde geschimpft und gewettert und verleumdet. Auf dem Hintergrund der russischen Revolution mit ihren treibenden Kräften, mit ihren Kämpfen, Leiden und dem Heroismus der russischen Revolutionäre entstand das Bild der bolschewistischen Gedankenwelt. Wir erklärten und erläuterten die Schriften von Lenin, Troßki und Rosa Luxemburg. Die suggestiven Wir-

kungen und den ganzen Zauber dieser Lehren ließen wir auf unsere Zuhörer wirken, und dann, als sie warm geworden, wurde der kalte Plagregen realer wirtschaftlicher Tatsachen auf sie ausgeschüttet. Die eigenen Aussagen von Lenin und Trozki mußten herhalten, darunter handfeste Zitate, die später in keiner Versammlung aus der Welt geschafft werden können. Und dann schicken wir unsere Freunde auf die Kleinagitation.

Ein ebenso wichtiges Kapitel ist der Kampf gegen den Syndikalismus, den wir zu führen haben. Der Syndikalismus ist der wirtschaftliche Zwilling Bruder des Bolschewismus. Die Gewerkschaften stehen gegenwärtig vor einer Lebensfrage, und wir müssen damit fertig werden, um den Massen die syndikalistischen Gedankengänge zu widerlegen. Dazu ist es nicht nur notwendig, daß wir sie über die Gedankenwelt des Syndikalismus selbst informieren, die Zusammenhänge dieser Bewegung mit der bolschewistischen Zeitströmung darlegen, wir müssen ihnen auch wirtschaftliches Denken beibringen. Der Industriearbeiter muß, soll er befähigt werden, für die Zukunft praktisch und positiv an dem Aufbau unserer Wirtschaftsverhältnisse mitzuarbeiten, seine eigene Umgebung in ihren Zusammenhängen verstehen und begreifen lernen. Deshalb wird wieder bewußt angeknüpft an die speziellen Lebensindrücke, an das besondere Milieu. Die Bergarbeiterfunktionäre werden zum Beispiel gesondert von den Metallarbeitern belehrt. Der Bergbaubetrieb wird ihnen demonstriert in seinem inneren Leben und seiner Organisation, in seinen Zusammenhängen mit dem Kapitalmarkt. Der Metallarbeiter lernt seine Fabrik organisatorisch kennen, er wird in der Kunst unterwiesen, wie im Kalkulationsbureau der Preis von Arbeitslohn und Arbeitsleistung wissenschaftlich ermittelt wird. Die Wirkung der Arbeitsmaschine auf sein berufliches Schicksal wird ihm erläutert, und so suchen wir von seinen speziellen beruflichen Interessen aus ihn zu befähigen, als Funktionär seiner Organisation und in den Arbeiterausschüssen seinen Mann stellen zu können. Für die Beurteilung der wirtschaftlichen Streitfragen wird weiter sein Blick zu schulen versucht an den Problemen gewerkschaftlicher Tagesarbeit. Er soll lernen, sachkundig gewerkschaftlich verhandeln zu können, um in den Betriebsversammlungen mit den Schwadronneuren fertig zu werden.

Das sind die Gesichtspunkte, von denen aus wir unsere zukünftige Bildungsarbeit in unserem Industriegebiet einrichten wollen. Wir geben uns keinen übermäßigen Illusionen hin; wir bilden uns auch nicht ein, das Ei des Kolumbus entdeckt zu haben — aber vielleicht sind die vorliegenden Ausführungen doch geeignet, eine Erörterung der für unsere Parteibewegung so wichtigen Bildungsfrage einzuleiten.

## Eine Lücke in unserer Parteipresse.

Von Joseph Kliche.

Betrachtet man heute das Gesamtbild unserer Parteipresse und vergleicht es mit dem von 1914, so gewinnt man von dem gegenwärtigen Stand einen recht ungünstigen Eindruck. Gehalt und Gesicht der einzelnen Zeitung, wie sie sich in den Jahren fleißiger Arbeit und kluger Umsicht herausgebildet hatten, haben im Laufe der vier Kriegsjahre eine wesentliche Wandlung erfahren. Diese Wandlung aber ist weder bei dem einzelnen Blatte noch bei der Gesamtpresse günstig ausgefallen. Das

in allen Redaktionszimmern schon von alters her wohlbekannte Wort, daß der Meister sich erst in der Beschränkung zeige, wurde den Redaktionen allenthalben zu einer jeden Ausbau hemmenden Richtschnur gemacht — zum Verdruß der Redakteure und Geschäftsleitungen, zum Ärger der Leser.

Neben der starken Beeinflussung des Inhalts durch die Papierknappheit ging das unrühmliche Walten der Zensur, worunter besonders der politische Artikel stark litt. Eine Reihe Blätter verzichteten daher überhaupt auf den Leitartikel, an dessen Stelle in der Regel der Heeresbericht prangte. Daß das Auge des Vorzensors auch den Unterhaltungsteil nicht verschonte, ist kaum zur Genüge bekannt. Mir selbst mußte der »Vorwärts« zwei Feuilletons über die Tätigkeit der Zeitungs-Kriegsberichterfasser und über die in den deutschen Gefangenenlagern erscheinenden Gefangenenzeitungen zurückgeben, nachdem sie schon gelesen waren. Der Zensor hatte ihren Abdruck inhibiert. Der letztere ist dann im »Hamburger Echo« erschienen, wo er — seltsamer Widerspruch — anstandslos passieren durfte. Beeinträchtigend auf die meisten Blätter wirkte ferner auch die häufig unzulängliche Besetzung der Redaktionen und nicht zu vergessen: die in den ersten Jahren lediglich auf den Krieg eingestellte Psyche des Publikums. Am entscheidendsten jedoch war die völlig ungenügende Papierbelieferung. Unter ihr mußte in erster Linie der Unterhaltungsteil leiden. Sowohl in quantitativer wie in qualitativer Hinsicht entstand hier eine bedenkliche Lücke. Nicht nur daß der für den Roman zur Verfügung stehende Raum ein immer geringerer wurde — die Theater-, Musik-, Kunst- und Buchkritik wurde fast ganz auf Altenteil gesetzt. Die einst so geschätzten Feuilletons verschwanden mehr und mehr, wie auch der allgemein bildende und belehrende Aufsatz in Folge Raummangels keine Stätte mehr fand. Die geplante illustrierte Wochenschrift der Partei »In allen Waffen« kam nicht zur Ausführung, und was für viele besonders schmerzlich war: auch die »Neue Welt«, die in ihren Romanspalten in trefflicher Weise deutsches Volkstum gepflegt hatte, schmolz derartig zusammen, daß heute kaum noch ein dürftiges Gerippe von ihr übriggeblieben ist.

Dann kam die Revolution. Allenthalben setzte ein starker Aufschwung ein. Unsere Parteipresse gewann rapid an Auflagenziffer; doch die Geschehnisse der Revolution und deren politische und wirtschaftliche Ausstrahlungen und Strömungen, die kraft hervortretenden Bruderkämpfe, die häufigen Wahlen und die wichtigen Parlamentsdebatten, dazu das plagherrschende Für und Wider des Pariser Käsekratens — alles das trug dazu bei, daß der Unterhaltungsteil in unserer Presse keine Gelegenheit zu einer fröhlichen Wiederauferstehung fand. Im Gegenteil, fast mehr noch als vorher verdrängte die Politik jetzt alles andere. Einzelne Parteiblätter fanden längere Zeit hindurch für den Abdruck eines Romans gar keinen Raum mehr; sie legten die Rubrik »Unterhaltungsteil« einfach beiseite, bessere Zeiten erwartend. Ein größeres Parteiblatt entschuldigte sich vor kurzem vor seinen Lesern ob dieser auch von ihm begangenen Unterlassungssünde und stellte fortan eine bessere Pflege des Romans in Aussicht. Früher hätte man es kaum wagen können, einmal die fällige Romanfortsetzung wegzulassen, heute passiert es bei den meisten Blättern jede Woche mehrmals. Was aber die tägliche Romanfortsetzung dem Leserpublikum bedeutet, ist schon daraus zu ersehen, daß vor dem Kriege nur eine einzige größere deutsche Zeitung — die »Frankfurter Zeitung« — sich den Luxus des Verzichtes auf den laufenden Roman leisten konnte.

Im Unterhaltungsteil der sozialdemokratischen Presse klafft heute unzweifelhaft eine Lücke. Diese ist um so größer und bedauerlicher, als der früher in ihren Spalten gepflegte Unterhaltungsteil nicht zu verwechseln war mit dem des weitaus größten Teiles der bürgerlichen Presse. Wie allgemein anerkannt wurde, hatte er vielfach gegenüber den politisch hochstehenden großen bürgerlichen Zeitungen einen beachtenswerten Vorsprung. Daß diese Lücke sich übrigens auch auf die Qualität des noch übriggebliebenen Feuilletonteils ausdehnt, lehrt ein kritischer Blick in das Gros unserer Parteiblätter.

Und doch will mir scheinen, als ob gerade heute eine bessere Pflege des Zeitungsseils unter dem Strich vonnöten wäre. Wie nie zuvor ist das moralische Niveau der Bevölkerung gesunken. Wie kaum jemals früher huldigen die politisch weniger stark interessierten Schichten der oberflächlichsten Vergnügungswut. Soll die durch den Krieg und dessen Folgen schwer geschädigte deutsche Volksmoral wieder sich aus ihren Tiefen in reinere Höhen heben, so wird auch die Belehrungs- und Bildungsarbeit der sozialdemokratischen Presse mit dazu beitragen müssen. Für diesen Zweck müssen die wesentlichsten Voraussetzungen möglichst bald geschaffen werden.

Als deren wichtigste wird noch immer die Regelung der Papierfrage angesehen. Und dieses, obwohl jede Woche eine Anzahl neue Zeitungen und Zeitschriften ins Leben treten und obwohl für offenbare Schundzwecke auch heute noch immer genügend Papier zur Verfügung gestellt wird, trotzdem gerade wir uns während des Krieges über diesen unwürdigen Zustand häufig beklagt haben! Nicht unwichtig ist auch die finanzielle Grundlage der Presse für diesen Zweck. Indes dürfte dieser Punkt weniger Schwierigkeiten bereiten, da die Auflagenhöhe unserer Zeitungen sich meist recht günstig entwickelt hat. Was von vielen Provinzredaktionen als ein ungünstiger Zustand empfunden wird, das ist das Fehlen einer guten, für unsere Parteipresse zurechtgemachten Feuilletonkorrespondenz. Was die verschiedenen bürgerlichen Bureaus hier bieten, ist für die sozialdemokratische Presse nur in den seltensten Fällen zu gebrauchen. Ganz abgesehen davon, daß auch diese während des Krieges arg heruntergekommen sind. Der Provinzredakteur aber, der den Unterhaltungsstil in der Regel nur nebenamtlich bearbeitet, während seine Hauptarbeit der Politik gilt, findet in der heutigen aufgeregten Zeit nur wenig Gelegenheit zu eigenen feuilletonistischen Arbeiten. Vielleicht wäre es gut, wenn man jetzt der Verwirklichung eines schon früher ermöglichten Gedankens näherträte, nämlich dem, daß von Partei wegen eine Zentrale für diesen Zweck geschaffen würde. Ich denke dabei durchaus an kein großes kostspieliges Bureau mit immens teurem Betrieb.

Ebenso laut wie die vorstehend angedeuteten Fragen fordert aber eine andere baldige Erfüllung. Das ist die Herausgabe der schon vor dem Kriege geplanten Familienzeitschrift. Sie könnte, gut geleitet und weit verbreitet, außerordentlich nützliche Kulturarbeit leisten. Sie würde vielleicht mehr als die Tagespresse zum verbindenden Bande der freibeitlich gesinnten Arbeiterwelt untereinander werden. Vielleicht würde sie auch zurzeit einen Ausweg aus dem oben dargelegten Dilemma bieten. Sollte hierzu eine Möglichkeit nicht vorhanden sein? Sollten bei uns die Voraussetzungen für eine solche Zeitschrift nicht existieren, in einer Zeit, in der bürgerliche Vertreter fast jede Woche neue Zeitschriften auf den Markt bringen? Fragen der Papierbeschaffung und der Herstellungstechnik scheinen dort keine Rolle zu spielen, warum also bei uns?

Trotz der Fälle der politischen Ereignisse, die konzentrierteste Aufmerksamkeit erfordern, merkt ein großer Teil der Leserschaft doch die vorstehend skizzierte Lücke in unserem Tageschrifttum. Es wäre zu wünschen, daß die berufenen Organe der Partei einmal diese Frage überprüfen, denn zweckmäßig und nutzbringend ist der gegenwärtige Zustand mit seinen Übergangsmerkmalen nicht.

## Eine neue Form landwirtschaftlicher Großbetriebe.

Von Franz Kaufhütter (Hamburg).

Gegen den Großgrundbesitz herrscht in weiten Kreisen des deutschen Volkes eine starke Abneigung. Hier sprechen zunächst politische Erwägungen mit, weil die Großgrundbesitzer im allgemeinen Gegner einer freiheitlichen Entwicklung sind und einem Konservatismus übelster Sorte huldigen, sodann auch bevölkerungspolitische

Gründe, weil die großen Güter (nach einem bekannten Worte des Volkswirtschaftlers Sering) das Land entvölkern.<sup>1</sup> Die Klage der altrömischen Schriftsteller, daß die Latifundienwirtschaft Rom zugrunde richte, weil sie eine Bevölkerungszunahme verhindere, ist noch heute vielfach üblich. Es ist auch eine unbestreitbare Tatsache, daß in einer Gegend, wo der landwirtschaftliche Klein- und Mittelbetrieb vorwiegt, bei weitem mehr Menschen leben können als in den Bezirken des Großbetriebs. In sozialer Beziehung macht der Großbetrieb die Menschen abhängig und unselbständig und nimmt ihnen die Möglichkeit, durch Fleiß und Tüchtigkeit auf der sozialen Stufenleiter emporzusteigen, während die Klein- und Mittelbetriebe der freien Befähigung der Kräfte einen weiten Spielraum lassen.

Vom rein menschlichen Gesichtspunkt aus bedeutet zweifellos der landwirtschaftliche Großbetrieb eine niedrigere Form menschlicher Gemeinschaft, und auch das Staats- und Allgemeinwohl würde durch seine Verdrängung durch selbständige Bauern wesentlich gefördert werden. Endlich sprechen auch wirtschaftliche Momente gegen den Großgrundbesitz. Während früher noch vielfach die Meinung vertreten war, daß er rentabler wirtschaftete als die landwirtschaftlichen Klein- und Mittelbetriebe, bestreiten heute Sachkenner, daß dies der Fall ist. Höchstens dort, wo es sich um Körnerbau und um die Schafzucht handelt, kann noch von einer Überlegenheit gesprochen werden; auf anderen Gebieten ist sie nicht vorhanden. Überall dort, wo es sich um intensive Kulturen handelt: im Gemüse-, Obst- und Gartenbau, bei der Gewinnung von Viehfutter sowie in der Viehhaltung überhaupt haben die Klein- und Mittelbetriebe bedeutend höhere Leistungen aufzuweisen als der Großgrundbesitz.

Die Ursachen, die diese Tatsache erklären, sind im wesentlichen darin zu suchen, daß der landwirtschaftliche Erzeugungsvorgang nicht lediglich mechanischer, sondern auch organischer Natur ist. In der Landwirtschaft und der Viehzucht tritt der lebende Mensch in ein inniges Verhältnis zu seiner lebenden Umwelt. Deshalb spielt sein persönliches Verhalten, das durch sein persönliches Interesse bestimmt wird, hier eine überaus wichtige Rolle. Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß die Tätigkeit eines Klein- und Mittelbauern der bezahlten, interesselosen Arbeit auf einem landwirtschaftlichen Großbetrieb bei weitem überlegen ist. Ein Bauer, der mitten in seinem Betrieb steht, der sich vorwiegend auf die Mitarbeit seiner Angehörigen stützt und nur verhältnismäßig wenige fremde Arbeitskräfte gebraucht, vermag eine bessere Aufsicht auszuüben als ein Großgrundbesitzer, der fast ausschließlich auf fremde Hilfskräfte angewiesen ist. Der selbsttätige Bauer ist die Seele des Betriebs und stößt ihm einen eigenartigen Geist ein, der eine veredelte Arbeitsweise und eine qualitativ und quantitativ höhere Arbeitsleistung hervorruft. Was dies zu bedeuten

<sup>1</sup> »Die Vorherrschaft des landwirtschaftlichen Großbetriebs wirkt entvölkern, und zwar in doppeltem Sinne. Erstens hält sie das Land menschenleer. Lediglich der sozialen Verfassung und nicht der natürlichen Beschaffenheit ist es zuzuschreiben, daß die Landwirtschaft des Ostens so viel weniger dicht besiedelt ist als die westliche. ... Zweitens aber drängt die Vorherrschaft des Großbetriebs im Zeitalter der freiheitlichen Ideen den Nachwuchs vom Lande fort. Denn sie verhindert aller Regel nach die tüchtigen Leute aus der Landarbeiterschaft, in ihrem Beruf durch Fleiß und Sparsamkeit voranzukommen und sozial unabhängig zu werden. Dies ist notwendig das Ideal der kleinen Leute auf dem Lande, weil sie die Lebensfähigkeit des landwirtschaftlichen Kleinbetriebs überall vor Augen sehen. Ebenso bewirkt die Vorherrschaft des Großbetriebs, daß nur eine sehr beschränkte Zahl von Abkömmlingen aus der Bauernschaft auf dem Lande durch Ankauf und Einheiraten unterzukommen vermag. ... Also das Vorherrschen der großen Güter entvölkert das Land.« (M. Sering, Die Verteilung des Grundbesitzes und die Abwanderung vom Lande, Rede, gehalten im königlich Preussischen Landesökonomikollegium am 11. Februar 1910. S. 30.)

hat, weiß jeder, der das Wesen der landwirtschaftlichen Arbeit kennt. Hinzu kommen noch andere Vorteile: Ersparung an Weggelände und Baugrund sowie an beweglichem Inventar, die Möglichkeit einer Spezialisierung der Arbeit usw., die den landwirtschaftlichen Klein- und Mittelbetrieb begünstigen und ertragreicher machen. Diese Überlegenheit ist um so merkwürdiger, als der Großbetrieb, rein technisch und finanziell betrachtet, viel günstiger zu wirtschaften vermag als die Klein- und Mittelbetriebe.

Das Problem, dessen Lösung uns obliegt, besteht nun darin, eine Wirtschaftsform zu finden, die die Vorzüge des Großbetriebs mit denen der Klein- und Mittelbetriebe vereinigt. Daß eine Aufteilung des Großgrundbesitzes und seine Umwandlung in selbständige Bauerngüter eine dringende Forderung der nächsten Zukunft ist, wird von Sachkennern allgemein zugegeben. Die Notwendigkeit einer Steigerung der landwirtschaftlichen Gütererzeugung und einer Vermehrung unserer Bevölkerung drängen gleicherweise in dieser Richtung und werden alle Widerstände überwinden. (Die Frage der Verstaatlichung und der staatlichen Bewirtschaftung des Grund und Bodens scheidet aus unserer Untersuchung aus.) Es wird notwendig sein, einen Bauernstand zu schaffen, der mit Lust und Liebe arbeitet, dem alle technischen und anderen Vorzüge des Großbetriebes zu Gebote stehen, der von sozialem Geiste erfüllt ist und sich bemüht in den Dienst der Volksernährung stellt. Unter Schonung der »gesunden, heilen Selbstsucht« soll der Bauer seine Bestimmung darin erblicken, dem Volkswohl zu dienen und den Verbrauchern zu nützen. Es müssen Mittel und Wege gefunden werden, um die Kluft zwischen Stadt und Land mit all ihren häßlichen Begleiterscheinungen zu beseitigen.

Als ein geeignetes Mittel hierzu bietet sich die landwirtschaftliche Genossenschaft in ihren verschiedenen Ausgestaltungen. Sie ist menschlichem Ermessen nach die höchste Form landwirtschaftlicher Betriebsweise, denn sie gewährt die Möglichkeit, individuell zu produzieren und zugleich hohe kollektive Leistungen zu erzielen, sie ist eine Ausdrucksform des Individualsozialismus auf landwirtschaftlichem Gebiet, sie zeigt das Bild einer Vermählung gesunden Persönlichkeitsstrebens mit solidarischem Handeln, indem sie den eigensüchtigen Willen anfeuert, ihn aber zugleich unter die Kontrolle des Allgemeinwillens stellt. Die Erfahrungen während des Krieges haben in ganz überraschender Weise gezeigt, daß überall dort, wo landwirtschaftliche Genossenschaften bestehen, bedeutend mehr Erzeugnisse an die Reichsstellen abgeliefert worden sind als dort, wo keine solche Genossenschaften vorhanden sind. In einem Dorfe zum Beispiel, in dem die Landleute zu einer Eierverwertungsgenossenschaft zusammengeschlossen sind, wurden zwei- bis dreimal soviel Eier abgeliefert wie in einem gleichgroßen Dorfe ohne eine derartige Genossenschaft, ein Beweis für den Einfluß, den eine Genossenschaft in sozialistischer Beziehung ausüben vermag.

Aber auch in wirtschaftlich-technischer Beziehung ist eine landwirtschaftliche Genossenschaft sehr wohl imstande, die Leistungsfähigkeit der mittleren Betriebe wesentlich zu steigern, so daß sie den Großbetrieben in jeder Beziehung überlegen sind. Durch den gemeinsamen Einkauf von Saatgut, Zuchtvieh, Düngemitteln, Maschinen usw., durch die planmäßige Bewirtschaftung des Grund und Bodens mit Hilfe der Wissenschaft und Technik, durch gemeinsamen Verkauf der Erzeugnisse sowie durch eine enge Verbindung der ländlichen Erzeuger- und städtischen Verbrauchergenossenschaften lassen sich die Vorzüge einer zentralisierten Großwirtschaft den selbständigen Mittelbetrieben nutzbar machen. Wenn es dann zugleich noch gelingt, die Bauern mit genossenschaftlichem Geiste, das heißt mit Solidarismus, Gemein Sinn und sozialem Pflichtgefühl zu erfüllen, so wird das Allgemeinwohl viel mehr Vorteil davon haben, als wenn der Großgrundbesitz verstaatlicht und in bürokratischer Weise bewirtschaftet wird. Das schließt allerdings nicht aus, daß in der Zukunft, wenn erst die Köpfe und Herzen der Bauern und Landarbeiter sozialisiert worden sind, auch die Sozialisie-

rung der Landwirtschaft vorgenommen werden kann. Allerdings darf man sich auch hier, wie überall, diese Sozialisierung nicht als einen einmaligen Akt denken, man muß sie vielmehr als einen Entwicklungsprozeß auffassen, als eine äußere Veränderung der Eigentumsverhältnisse und als eine innere Umgestaltung des Betriebsorganismus im Sinne der sozialen Demokratie.

### Literarische Rundschau.

P. J. Jouve, *Ihr seid Menschen*. Zürich 1918, Verlag Max Rascher. Übertragen von Felix Beran. Preis 5 Franken.

In der tödenden Wüste des Kriegshasses behaupteten sich ein paar Ewigkeitsgeister, aufrechterhalten vom Unsterblichkeitsgedanken der Menschenliebe, unerlöschter Prieſter der Güte inmitten einer elenden Welt mit der Parole: Moratorium der Bergpredigt! Jouve war einer der Treuesten und Unerlöschlichsten. Wir wissen es aus heimischem Kriegsrecht, wie schwer das war:

»O Millionen Freunde, freiwillig zum Tode bereit!

Ich weiß, daß für mein helles Leben einen schweren Preis ich zahlen werde.«

Aber der Dichter steht zu seiner Einsicht:

»Wer sieht nicht den Grund?

Der Überbetrieb in tausend Städten von Eisen....«

»Ich bezichtige das Geld....«

»Die großen Weltkarten sind umgestaltet,

Und welcher Mensch auf der Welt ist minder unglücklich?«

Und er predigt das eine, was ihm ein besseres Leben verheißt:

»Wir werden das Ende verkünden

Derer, welche die Rache wollen, und derer, welche Gewalt üben,

Und derer, welche Gehorsam predigen oder Widerstand durch Gewalt  
Gegen die Gewalt.

Denn was ist es, was wir werden erfüllen müssen:

Liebe deinen Nächsten.«

Er will nicht töten:

»Möge ich davor bewahrt bleiben, der Gewalt zu dienen.

Möge ich wissen, besser zu lieben und zu wirken, daß besser geliebt wird.«

Er ruft allen zu:

»Freunde in den Heeren meines Landes, Freunde in den Heeren anderer Länder,  
So ferne seid ihr eurer heimatischen Seele nicht,

Daß ihr nicht mehr vernehmt, wenn meine Stimme ruft.«

Jetzt ist es furchtbare Wirklichkeit, daß

»Die heiligen Stimmen vom Atlantischen Meer bis nach Asien  
Gebieten dir, gewissenhaft zu töten.«

»Aber besinnt euch, lange vor dem trunkenen Krieg

Jeder von euch kannte einen Abend, den einen Abend,

In einem liebeerfüllten Heim, inmitten der schlummernden Seinen....«

»Allzusehr haben sie die Erde vergessen

Und wie süß schöne Kinder sind, die zur Welt kommen,

Denn sie haben entfesselt, was für immer hätte gefangen bleiben müssen.«

Am tiefsten erschütterte mich der Gedichtzyklus »Dem getöteten Soldaten«, eine Rückschau voll Melancholie in das Leben eines unter den Händen des Pflegers

gestorbenen Verwundeten. Jouve war Sanitätsfeldwebel. Es ist ein eigenes Erlebnis. So findet er die Wucht des Anklägers (und hier scheint mir der Übersetzer auch den Ton des Dichters ganz kongenial zu treffen):

»Im Sterben verstand ich nicht mehr dieses eingebildete Gut, das man verteidigen soll.  
Das Vaterland?

Ich sehe oben die Schelme und unten das Volk, das stirbt.

Es ist gut für den Krieg, der ihr Vergnügen ist oder ihr Geschäft,

Daß das Vaterland da ist...«

»Wißt ihr Besseres als das Befehl:

Jedem ein Bruder sein,

Für einen Augenblick der großen Familie angehören und in ihr vergehn?«

Dann heißt es verheißungsvoll:

»Ein großer Tag wird kommen (in zehn Jahren oder in zehn Jahrhunderten wird er kommen),

Da werden wir unsere Liebe verstehen lernen und die Nichtigkeit alles ändern.

An diesem Tage, toter Kamerad — Vorbote! —

An diesem Tage wird dein Tod seine ersten Früchte gezeitigt haben.«

Läßt ein solcher Franzose nicht trotz aller »Friedens«-Brutalitäten an ein zukünftiges Europa, an eine Menschheitsvernunft glauben? Paul Debreich.

Karl Zimmermann, *Der Hauptmann Deutschle*. Ein Buch für Enkel. Zürich, Verlag Max Rascher A.-G. 169 Seiten.

Dieses seltsame Buch gibt in Romanform die Geschichte eines kriegsverstümmelten Offiziers. Ein bannender Zauber geistert durch seine Seiten. Ein an Handlung armer Inhalt nur belebt durch feinsinnige Stimmungsmalerei. Allerlei Reflexionen sind etwas überreich eingestreut. Sie sollen Ausblicke geben auf die Zeit von morgen und übermorgen: es ist ja »ein Buch für Enkel«. Und doch ist die ganze Erzählung auf einen wuchtigen Dreiklang germanischen Geisteslebens eingestellt: Goethe — Rembrandt — Beethoven. Die drei geben dem ganzen Gedankenbau des Buches den Grundton. Allerlei Abschweifungen fließen mit unter, verlieren sich oft ins Banal-Lächerliche, klimmen aber doch meist rasch wieder zu einer achtunggebietenden geistigen Höhe zurück und empor. Dabei wird alle Gegenwartskultur zu erfassen und zu umfassen gesucht: Kunst und Presse, Krieg und Frieden, soziale Notwendigkeiten, religiöse Lügen. Ein paar Menschenfänger tappen durch die Welt. Ihre Ausbeute ist mäßig. Zu dem beinlosen, auf Krücken gleitenden Hauptmann finden sich nur noch ein anderer Kriegsverletzter, eine Tänzerin und ein alter Bettler. Sie ergehen sich in verschnörkelten, oft wunderbar anmutenden Gesprächen, denen man nachsinnt und nachgrübelt, ohne sie doch recht bis auf den Grund ausschöpfen zu können. Aber für Zeitgenossen ist das Buch ja gar nicht geschrieben, sondern für »Enkel«, denen der Knoten so mancher schnurrigen Weisheit vielleicht eher aufgehen wird als einem in der Gegenwart Wandellinden. — Was das Buch will? Es will ankämpfen gegen den Wahnsinn des Krieges. Es will seinen Spott ausgießen über alle Scheinkultur. Es will der großen Lüge von der Zivilisation unserer Zeit mit dem Lichtstrahl der Wahrheit ins falsche Angesicht leuchten. Es will für das Gute im Menschen werben, der großen Liebe und dem gegenseitigen Verstehen die Bahn brechen. Das hätte mit einfacheren und weniger geschraubten Mitteln sich sicherlich besser, leichter und weiteren Kreisen glatter verständlich machen lassen. Die sprachliche Schönheit des Buches aber hat mit diesen Mißgriffen nichts zu tun; ihre stimmungsvolle Vornehmheit, ihre feingekönte Gliederung verdient in hohem Maße Anerkennung und Beachtung. — n.

## Nofizen.

**Arbeitslosigkeit in England.** Die Umschaltung des Wirtschaftsgetriebes stößt auch in England noch immer auf starke Hemmnisse. Das beweist deutlich die Zahl der Arbeitslosen. Nach der offiziellen Statistik bezogen Ende März dieses Jahres nicht weniger als 1 060 000 Personen Kriegsarbeitslosenunterstützung, darunter 755 000 ehemals in der Kriegsindustrie beschäftigte Arbeiter und 306 000 entlassene Kriegsteilnehmer. Dennoch hat sich die englische Regierung nun dazu verstehen müssen, die Entlassung der aus dem Felde zurückgekehrten Soldaten zu beschleunigen, da von einem großen Teil der Bevölkerung die Forderung schnellster Demobilisation immer dringender gestellt wird. Das aber wird voraussichtlich, da die Anwerbung von Freiwilligen bisher nicht das gewünschte Ergebnis hatte, zur Folge haben, daß England sein Okkupationsheer nicht auf der für notwendig erachteten Höhe von 1 Million Mann zu halten vermag. Deshalb soll ein neues Gesetz die allgemeine Militärdienstpflicht bis zum 1. April 1920 ausdehnen. Eine Sache, die für viele Engländer einen recht üblen Beigeschmack hat. Man hatte nach dem »großen Siege« gehofft, daß alsbald ein neuer wirtschaftlicher Aufschwung einsetzen werde — und nun ergeben sich Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten. Immer mehr beginnt man in den Kreisen der Finanz und des Handels einzusehen, daß der eigentliche Gewinner Onkel Sam ist.

**Frankreichs Schuldenlast.** Welch schwere Lasten der Krieg auch Frankreich auferlegt hat, zeigt der vor kurzem von Peret in der Budgetkommission der französischen Deputiertenkammer erstattete Bericht über die französischen Kriegsfinanzen. Nach diesem Bericht beliefen sich die gesamten Kriegsausgaben Frankreichs bis zum 31. März dieses Jahres auf 181 Milliarden Franken — ein Betrag, der größtenteils durch in- und ausländische Anleihen aufgebracht worden ist (letztere betragen am 31. März 1919 fast 27 Milliarden Franken). Zieht man davon den Erlös aus der Lieferung von Kriegsmaterial an die verbündeten Mächte und aus allerlei Materialverkäufen sowie die gewährten Darlehen usw. ab, so ergibt sich als Resultat der Kriegsfinanzpolitik eine Inlandschuld von 110 $\frac{1}{2}$  Milliarden Franken (davon 52 Milliarden langfristete und 58 $\frac{1}{2}$  Milliarden schwebende Schulden), eine Auslandschuld von 17 Milliarden Franken und ein ungedecktes Defizit von ungefähr 22 Milliarden Franken. Dieses Anschwellen der Kriegsschulden ist für Frankreich um so drückender, als seine Staatsschuld sich schon vor dem Krieg auf rund 32,8 Milliarden Franken stellte. Aus dieser schlechten Finanzlage erklärt sich zu einem wesentlichen Teil das Bestreben, aus Deutschland herauszupressen, was nach französischen Begriffen irgend möglich ist. Deutschland soll bluten, damit die Finanzen Frankreichs saniert werden können. Daher die geradezu wahn sinnigen Forderungen des Friedensvertragsentwurfes.

Trotzdem glaubt man auch in Frankreich nicht an eine baldige Lösung der Finanzschwierigkeiten. Der Finanztechniker Peret befürwortete deshalb eine finanzielle Liga der alliierten Nationen zur gegenseitigen Unterstützung, das heißt, in einfaches Deutsch übersetzt, eine vorläufige finanzielle Unterstützung Frankreichs durch Amerika und England. Daneben soll die Steuerschraube fester angezogen werden. Geplant ist zunächst eine Kriegsgewinnsteuer. Alle Zuwachseinkommen, die den Einkommensdurchschnitt der Jahre 1912 und 1913 und der ersten Hälfte des Jahres 1914 übersteigen, sollen eine Extrasteuer zahlen, und zwar sollen alle Mehrgewinne von 5000 bis 20 000 Franken eine Steuer von 20 Prozent tragen, die sich für größere Gewinne um 1 Prozent für je 10 000 Franken erhöht, so daß die Abgabe für Gewinne von mehr als 600 000 Franken auf 80 Prozent steigt. Doch soll von den zu erwartenden Erträgen der Staat nur den kleineren Teil erhalten, der größere Teil dagegen an die Departements und Gemeinden fallen.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 10

Ausgegeben am 6. Juni 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Heraus aus dem Turm!

Ein Mahnwort zum Parteitag.

Von Heinrich Cunow.

Der Parteitag tritt dieses Mal in Weimar unter Umständen zusammen, die im Spätherbst 1917, als sich nach drei schweren Kriegsjahren die Delegierten der Partei in Würzburg zusammensanden, wohl niemand von ihnen ahnte. Zwar das Empfinden, daß der Sturm des Weltkriegs bisher gebundene Kräfte entfesselt hätte und eine wirtschaftliche und politische Weltrevolution bevorstehe, war ziemlich weit verbreitet, aber wohin die revolutionäre Strömung die Völker treiben werde, wußte niemand. Scheidemann sprach nur aus, was alle instinktiv empfanden, als er in seiner Rede sagte: »Wir stehen in einem Strome der Entwicklung, von dem wir nur wissen, daß er reißend ist, aber nicht sagen können, wo er mündet. Das Wort des alten Philosophen: ‚Alles fließt‘ hat wohl auf keine Zeit besser gepaßt als auf die unsere, in der nicht nur alles fließt, sondern gleichsam in einem rasenden Wirbel an uns vorüberjagt. Ein Tor, der da glaubt, auf Grund einer besonderen Geheimwissenschaft genau sagen zu können, wann, wo und wie das alles enden wird!«

Erwartungsvoll sah man dem Kommenden entgegen: »Was wird werden?« Noch lebte die Hoffnung, daß Deutschland unbefiegt aus dem Ringen der Weltmächte hervorgehen werde. Wenn auch kein eigentlicher Sieg, so dünkte doch den meisten als ziemlich sicher, daß der Krieg mit einem allgemeinen Erschöpfungsfrieden auf der Basis: »Keine Annexionen und keine Kriegskontributionen!« enden werde — ein Frieden, der Deutschland gestatten werde, in energischem Streben sein wirtschaftliches und politisches Leben auf neuen Grundlagen wiederaufzubauen. Deshalb sollten die nächsten wirtschafts-, finanz- und sozialpolitischen Aufgaben der Partei erörtert und programmatisch zusammengestellt werden — ein Aktionsprogramm für die Zeit des Wiederaufbaues, für die sogenannte Übergangszeit.

Wieder haben die seitdem eingetretenen Ereignisse gezeigt, wie schwer es ist, die Nebel der Zukunft zu durchdringen. Deutschlands starke Kriegsmacht ist völlig zusammengebrochen — und dem Zusammenbruch ist eine Revolution gefolgt, die wie ein Sturmwind das alte Regime hinweggefegt, jahrhundertalte Institutionen gestürzt und der Sozialdemokratischen Partei das Staatssteuerruder in die Hand gedrückt hat. Sie ist, wenn sie auch für sich allein keine Regierung zu bilden vermag, zur herrschenden Partei geworden, und in ihre Reihen hat sich seit den revolutionären Novembertagen des vorigen Jahres ein starker Zustrom ergossen — zu einem wesentlichen Teil aus Kreisen, die bisher liberal wählten und dem sozialdemokratischen Parteileben ablehnend gegenüberstanden.

Überall auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens macht sich der starke Einfluß unserer Partei geltend — und doch erkönnen aus ihr, und zwar gerade aus der Mitte der alten Anhängerschaft, die die Jahre des Sozialistengesetzes noch miterlebt hat, laute Klagen über innere Zerfetzungserscheinungen, über eine immer mehr um sich greifende innere Verwirrung und Unsicherheit, über den Mangel eines Sichzurechtfindens in der gegebenen neuen Lage. Die Partei, heißt es, zerbröckele, indem sie hier diesen, dort jenen lokalpolitischen Strömungen folge und sich nicht an der deutschen Gesamtpolitik, sondern oft nur an den besonderen Landes- oder Ortsverhältnissen zu orientieren suche. Sehr bedenklich stimmende Klagen, und doch haben sie, mögen sie auch im einzelnen übertrieben sein, eine gewisse Berechtigung. Jedem, der kritisch in das Parteigetriebe hineinblickt, drängt sich fast gewaltsam die Einsicht auf, daß die Parteipsyche und Parteiphiognomie sich seit Beginn des Krieges und vornehmlich seit der Revolution beträchtlich verändert hat und die Ausdehnung der Partei zugleich eine Schwächung ihrer inneren Geschlossenheit und Aktionsfähigkeit bedeutet. Gerade aus dieser zunehmenden Einsicht heraus ist der Ruf nach baldiger Einberufung eines allgemeinen Parteitags entstanden. Man erhofft von dessen Machtprüfungen eine Wiederherstellung früherer Einheitlichkeit.

Als Ursache der inneren Uneinheitlichkeit werden zum Teil Organisationsmängel genannt. Die Parteispaltung hätte, so heißt es, schon vor der Revolution die Organisation der Partei geschwächt, die Leiter der lokalen Gruppen gegeneinandergehetzt, und dann hätte nach den Novembertagen der größere Teil der Führer, besonders gerade in der Zentralleitung der Partei, dem Parteivorstand, Regierungsämter aller Art übernommen. So wären vielfach den Organisationen gerade in einer Zeit, wo die Partei sich vor neue Aufgaben gestellt sah und ihrer am meisten bedurfte, die fähigsten und erfahrensten Köpfe entzogen worden. Sie hätten oft durch weniger erfahrene und weniger Autorität genießende Personen ersetzt werden müssen, oder die erledigten Posten wären ganz unbesetzt geblieben.

Anderer Parteigenossen wieder finden den eigentlichen Grund der Parteiverwirrung in dem starken Zustrom neuer Elemente in die Parteivereine und teilweise auch in die Parteipresse — neuer Elemente, die oft noch vor einem ganzen oder halben Jahre im liberalen, ja sogar im konservativen Lager gestanden hätten oder als politische Eigenbrötler ihre eigenen, nicht selten recht krummen ideologischen Pfade gewandelt wären. Nicht ein langsames Eindringen in die sozialistische Gedankenwelt, nicht das Studium sozialistischer Schriften oder die Beobachtung der Arbeiterbewegung hätten meist diese Personen zum Anschluß an die sozialdemokratische Bewegung bewogen, sondern die Opposition gegen den Krieg, den Militarismus oder die Bürokratie, vielfach auch nur ein durch die Revolution hervorgerufenes Strohfeuer unklarer Begeisterung oder die Aussicht, jetzt eine politische Rolle spielen zu können. Und wie alle Leute, die sich nicht ihre Ansichten durch eigene Arbeit, im Kampfe mit sich selbst erworben hätten, sondern gefühlsmäßig äußeren Eindrücken folgten, so neigten auch diese neuen Anhänger dazu, sich durch radikale Phrasen und Argumentationen bestechen zu lassen — eine Tatsache, die schon dadurch anschaulich illustriert würde, daß gar manche Literaten, die noch zu Beginn der Revolution sich im Banne der nationallistisch-alldeutschen Anschauungen gezeigt hätten,

heute bereits in ihrer Wandlungsfähigkeit auf dem Wege über die Mehrheitssozialdemokratie und die verschiedenen Richtungen der Unabhängigen bis zum Spartakismus gelangt seien.

Anderer Beobachter wieder, die in den Partei- und Funktionärversammlungen sehen, wie verständnislos viele Anwesende sich den großen Fragen der Zeit gegenüber verhalten, wie hilflos manche unserer Parteiblätter den neu auftauchenden Erscheinungen gegenüberstehen, schieben die Schuld auf die zu geringe politische Aufklärung der Masse, die ungenügende Vorbildung unserer Journalisten, das Fehlen bestimmter Leitkräfte.

Je nach den Mängeln, die den einzelnen besonders in die Augen fallen, wird von ihnen die Forderung gestellt: Ergänzung der Parteiorganisationen, Wiederbesetzung der unbefetzten Posten, Vergrößerung des Parteivorstandes, Einrichtung von Bildungskursen, Wiedereröffnung der Parteischule, Gründung einer die Zeitungsredaktionen mit Material versorgenden Pressekorrespondenz, Aufstellung von neuen Wahl-, Agrar-, Schul-, Kommunalprogrammen usw.

Gewiß, unsere Organisation bedarf der Ergänzung und vor allem, da es heute mehr als je gilt, die Kräfte der Partei zusammenzufassen, partikularistischen Sonderströmungen zu wehren und Abbröckelungen nach links und rechts vorzubeugen, einer strafferen Zentralisation. Auch die Einrichtung von Bildungskursen, Agitations- und Parteischulen ist eine immer dringlicher werdende Notwendigkeit. Aber es heißt, sich einer Selbsttäuschung hinzugeben, wenn man meint, mit diesen Mitteln der Verwirrung innerhalb der Partei wehren und ihr jenes Sichzurechtfinden in den durch die neue Machtstellung der Partei aufgeworfenen neuen Problemen verleihen zu können, das man so schmerzlich vermißt. Die Ursache der heute sich im Parteileben zeigenden Unsicherheit liegt darin, daß unsere Partei vor dem Kriege immer mehr zu einer Agitations- und Wahlmaschine geworden war, zu einem Mechanismus, der fast ausschließlich der Agitation, der Heranziehung neuer Wahlstimmen diente, und daß daher über Politik und Taktik auch meist allein das Agitationsbedürfnis, die Rücksichtnahme auf die Gefühle und jeweiligen Stimmungen der Massen entschied. Wohl hieß es: »Bereit sein ist alles!« — aber dieses Bereitsein fand man nicht in dem gründlichen Studium und der Erörterung der sich am weiten Horizont zeigenden Gesellschafts- und Staatsprobleme, nicht in der Schulung der Kräfte für die zukünftigen Verwaltungsaufgaben, sondern fast allein in der Vermehrung der Anhängerschaft. Alles Streben ging dahin, möglichst jede sich irgendwo zeigende Unzufriedenheit und Oppositionsneigung zur Stimmenmehrung oder, wie man es oft fälschlich nannte, Machtmehrung auszunutzen. Die Frage, ob eine solche durch das Eingehen auf sich oft gegenseitig widersprechende Wünsche gewonnene Anhängerschaft tatsächlich eine Machtmehrung der Partei in zukünftigen Kampfsituationen bedeute, wurde meist gar nicht gestellt. Daß es vor allem auf die Quantität, weniger auf die Qualität ankomme, war zu einem ungeschriebenen Dogma unserer Partei geworden.

Dieses Aufgehen in der Agitation und im jeweiligen Tageskampf bestimmte auch den Charakter unserer Parteiliteratur. Sicherlich, seit den Tagen Lassalles ist sie beträchtlich angeschwollen — aber hat sie auch

in gleichem Maße an Tiefe gewonnen und ihr Arbeitsgebiet ausgedehnt? Zumeist diente sie ebenfalls der Agitation und besteht daher in ihrer Masse aus Agitationsbroschüren. Soweit sie aber wissenschaftlichen Charakter hat, beschränkt sie sich im wesentlichen auf Popularisationen Marxscher oder Engelscher Schriften. Die selbständige Wiederaufnahme und Fortführung Marxscher Ansätze und Gedankengänge ist verhältnismäßig selten — und noch seltener das Übertreten auf neue Wissensgebiete. Am günstigsten steht es noch mit unserer Literatur auf ökonomischem Gebiet. Doch auch sie besteht fast ausschließlich aus kurzen Präparationen Marxscher oder kathebersozialistischer Werke für das Verständnis der Massen. An Weiterführungen der Marxschen theoretischen Darlegungen fehlt es — wenn man von einigen wenigen Schriften absteht — fast ganz, und nach Werken, die sich neue praktische Wirtschaftsprobleme vornehmen und diese unter Zugrundelegung der Marxschen ökonomischen Theorien zu lösen trachten, sucht man in unserer Parteiliteratur vollends vergebens. Weiter, wir erstreben eine neue Gesellschaftsordnung; wo ist unsere soziologische Literatur? Wir bekämpfen den sogenannten modernen Klassenstaat; wo ist unsere staatswissenschaftliche Literatur? Wir fordern eine gründliche Reform der preussischen Verwaltung — hatten wir bisher aber auch nur ein einziges Parteiwerk über diesen Gegenstand? Vergleichen wir damit die epochemachenden liberalen oder demokratischen Werke, die der großen Französischen Revolution vorausgingen und sie einleiteten, oder auch nur die der Deutschen Revolution der Jahre 1848/49 vorausgehenden literarischen Erscheinungen, so müssen wir beschämt eingestehen, daß wir in keiner Beziehung damit zu rivalisieren vermögen.

Damit will ich niemand einen Vorwurf machen, am wenigsten dem einzelnen Schriftsteller. Unsere ganze Entwicklungsrichtung trägt die Schuld. Der Tageskampf absorbierte alle geistigen Kräfte; der Tageschriftsteller, der täglich Artikel für die Tagespresse zu liefern oder ermüdende Redaktionsarbeit zu leisten hat, überdies auch noch alle naselang Agitationsreden halten muß, kann nicht nebenbei, selbst wenn er die Fähigkeit dazu hat, wissenschaftliche Untersuchungen anstellen und theoretische Werke schreiben. Zudem erfordern solche Werke viel Zeit und lohnen sich in Anbetracht des vorläufig dafür vorhandenen kleinen sozialistischen Leserkreises ziemlich schlecht. Weit weniger anstrengend und rentabler ist es, eine populäre Agitationsbroschüre zu schreiben. Wer kann es daher einem Schriftsteller, der von seiner Feder leben muß, verdenken, wenn er die leichtere und besser bezahlte Arbeit vorzieht?

Anderz liegt es bei einem großen Teile der bürgerlichen Autoren, soweit diese Professoren, Leiter wissenschaftlicher Anstalten, Beamte usw. sind. Sie sind meist nicht in gleichem Maße auf das Honorar angewiesen; sie sind ferner schon von Berufs wegen gezwungen, sich mit den von ihnen behandelten Fragen zu befassen, und wenn ihnen vielleicht ein gelehrtes Werk auch in finanzieller Hinsicht keinen großen Nutzen einträgt, so hebt es doch ihr wissenschaftliches Ansehen und erleichtert ihr Aufstücken in höhere Stellungen. Will die Partei eine ihren Zwecken dienende wissenschaftliche Untersuchungs- und Forschungsliteratur haben, muß sie geeignete Kräfte freisetzen und ihnen bestimmte Arbeitshonorare garantieren. Was aber würden

wohl die Parteimitglieder gesagt haben, wenn der Parteivorstand in den Jahren vor dem Kriege zu solchem Modus gegriffen hätte?

So besaß wohl die Partei, als der Weltkrieg begann, eine stattliche Anzahl guter Redner und Agitatoren, aber wenig staatsmännisch gebildete, die Tageserscheinungen im Rahmen der Gesamtentwicklung betrachtende Köpfe. Jedenfalls war sie auf die sich nun vollziehenden Ereignisse mit ihren Gedankengängen nicht eingestellt und vermochte sich nur schwer aus den überlieferten Traditionen und Dogmen herauszulösen. Die Folge war eine ganz verschiedene Beurteilung der Entwicklungstendenzen, das Hervortreten von allerlei Strömungen und Unterströmungen und schließlich die Parteispaltung, und zwar nicht die Spaltung in zwei bestimmte Parteigruppen mit einem in sich abgegrenzten einheitlichen Gedankenkomplex, sondern in variable, sich in ihrer Stellung zueinander verschiebende Parteigeilde, von denen keines seinen festen theoretischen Standpunkt gefunden hatte. Und diese Unsicherheit mehrte sich noch, als in der folgenden Kriegszeit die geschichtliche Entwicklung pietätlos über alte Illusionen und Hoffnungssträume hinwegschritt. So manche langgehegte und gepflegte Auffassung geriet ins Wanken. Aber diese Zertrümmerung überlebter Ideologien führte nicht zur Klarheit. Im Gegenteil, es entstand ein noch widerspruchsvolleres theoretisches Durcheinander, denn die alten Glaubenssätze wurden vielfach alsbald durch Anleihen aus dem Bestand des radikalen Liberalismus ersetzt.

So fand die Sozialdemokratische Partei, als die Revolution hereinbrach, sich nicht nur dadurch in der Durchführung ihrer sozialistischen Pläne gehindert, daß sie infolge des wirtschaftlichen Zusammenbruchs ganz andere Voraussetzungen für den Aufbau vorfand, als sie immer theoretisch unterstellt hatte, sondern auch dadurch, daß sie auf die ihrer harrenden neuen Aufgaben in keiner Weise vorbereitet war und sich bald überall ein Mangel an geeigneten geistigen Kräften zur Besetzung der neuen Regierungsstellen ergab. Hinzu kam, daß ein beträchtlicher Teil der Mitgliedschaft auch nun, nachdem die Partei gewissermaßen Regierungspartei geworden war, noch immer nicht aus den alten Oppositionstraditionen herauszufinden vermochte und seine Hauptaufgabe darin fand, sich von den Unabhängigen nicht »den Wind aus den Segeln« nehmen zu lassen, das heißt, deren Argumentationsweise nachzuahmen und deren Forderungen zu akzeptieren.

Soll diese innere Krise der Partei überwunden werden, so ist dazu nötig, daß sie ihren Charakter als bloße Agitationspartei aufgibt, ihre Überschätzung des Augenblickserfolgs und des Tageskampfes fahren läßt und bei ihren politischen Einzelhandlungen nicht ständig fragt: Wie wirkt diese oder jene Stellungnahme in agitatorischer Hinsicht, können wir auch vielleicht dadurch Anhänger verlieren? sondern: Wie wird den erkennbaren Anzeichen nach der politische und wirtschaftliche Entwicklungsgang sein, wie paßt unser Verhalten in diesen Entwicklungsgang hinein und inwieweit fördern wir dadurch den weiteren Aufstieg der Arbeiterklasse, den Fortschritt zur sozialistischen Gesellschaftsordnung? — kurz, das agitatorische Augenblicksinteresse muß den sozialistischen Zukunftsinteressen untergeordnet werden. Die Frage von heute muß im Hinblick auf die Frage von morgen beantwortet werden.

Zu diesem Fortschritt unserer Partei über ihre ältere Form als Agitationspartei hinaus vermag sicherlich eine straffere Parteiorganisation, eine Ausgestaltung und strengere Disziplinierung unserer Parteipresse (vornehmlich eine stärkere Berücksichtigung weltwirtschaftlicher und weltpolitischer Fragen) sowie die Einrichtung von Bildungskursen und die heute vielfach empfohlene Wiedereröffnung der Parteischnule (freilich erst, nachdem letztere eine gründliche Umgestaltung erfahren hat) manches beizutragen. Auch die Einsetzung einer Kommission zur Förderung unserer wissenschaftlichen Literatur, einer Kommission, der auch das Recht zustehen müßte, literarische Aufträge zu erteilen und Geldmittel für deren Ausführung bereitzustellen, würde nützlich sein. Vor allem gebrauchen wir eine sozial- und staatswissenschaftliche Literatur. Doch diese Einrichtungen sind im ganzen nur Mittel zum Zweck, die Hauptforderung ist: Unsere Partei muß über ihr frühes und jetziges Entwicklungsstadium hinaus, sie muß, um ein bekanntes Zentrumswort zu gebrauchen, aus dem Turm heraus! Die durch den Krieg herbeigeführte Umgestaltung der weltwirtschaftlichen Verhältnisse wie auch die Wiederaufrichtung unseres eigenen nationalen Wirtschaftslebens und die Stellung, die unsere Partei durch die Revolution in diesem Getriebe erlangt hat, stellen ihr heute ganz andere Lebensbedingungen und Aufgaben als früher. Dieser neuen Lebensform muß sie sich an- und einpassen. Sie muß noch weit mehr um- und zulernen, als das während der vergangenen Kriegs- und Revolutionszeit geschehen ist, mögen die geistigen Eingerosteten, die über ihre alten Formeln nicht hinwegkommen, darüber auch noch so sehr spotten. Schließlich ist doch der ganze geistige Entwicklungsprozeß der Menschheit nichts als ein stetiges Umlernen und Fortschreiten zu neuen Auffassungen.

### Grundjähriges zur Volkshochschulfrage.

Von Dr. Richard Lohmann.

Wir empfinden es heute mehr denn je: durch unser Volk geht ein tiefer Riß, der die kleine intellektuelle »Oberschicht« von der breiten Masse der arbeitenden Bevölkerung trennt. Sie sind einander fremd geworden, die inneren Beziehungen hinüber und herüber sind zerrissen. »Schwere Unterlassungssünden müssen hier wieder gutgemacht werden«, schrieb jüngst ein Vortragender Rat aus dem Kultusministerium — ach nein, es war doch viel mehr als Unterlassungssünde, es war Absicht, es war System. Der Klassenstaat hatte ein Interesse daran, die Kluft künstlich zu erweitern. Gab doch der Alleinbesitz der geistigen Bildung der herrschenden Klasse die wichtigste und stärkste Waffe im wirtschaftlichen Kampf und im Ringen um ihre Selbstbehauptung, verließ doch gerade die Unberührtheit mit Wesen und Wert der Handarbeit dem Intellektuellen die Selbstsicherheit seines Aufstehens und seiner Stellung. Und die mangelnde Allgemeinbildung der arbeitenden Bevölkerung war das stärkste Bollwerk, das sich ihrem Kampf um Selbstbefreiung entgegentürmte. So mußte der Klassenstaat alle Versuche zur Hebung der Volks- und Allgemeinbildung mit Mißtrauen betrachten und sie nach Möglichkeit unterbinden. So mußte jener sich selbst überhebende Dünkel geweckt und künstlich großgezogen werden, mit dem der »Gebildete« auf den Handarbeiter herablickte, so wuchs andererseits ganz von selbst das

berechtigte Mißtrauen der Arbeiterschaft gegen die Intellektuellen empor, das auch heute nicht mit Beteuerungen wohlwollender Sympathie aus der Welt geschafft wird.

Für den Volksstaat erhebt sich die schwierige Aufgabe, in planmäßiger Arbeit die tatsächlich bestehende Kluft zu überbrücken und der Gesamtheit der Volksgenossen, den Arbeitern des Kopfes wie der Hand, das Bewußtsein von der Einheitlichkeit und Gemeinsamkeit aller Kultur wiederzugeben, ihnen zu zeigen, »wie alle Arbeit sich gegenseitig ergänzt und trägt«. Dies ist das ureigentliche Arbeitsgebiet der Volkshochschulen, denen darum eine zentrale Stellung innerhalb der Bildungsbestrebungen im neuen Staate der Arbeit zukommt.

Es ist notwendig, diesen Gedanken klar herauszuschälen, um von vornherein einer Vermischung mit scheinbar verwandten Bestrebungen vorzubeugen. Die Volkshochschule verfolgt keine rein praktischen, keine beruflichen, sondern im besten Sinne des Wortes ideale Ziele. Sie will nicht ein »Bildungserfab« für die Übergangszeit sein, sie will nicht Männer der praktischen Arbeit für besondere Stellen und Stellungen oder gar für besondere Berufe heranbilden, sie will niemand aus seinem Wirkungskreis herausziehen, sondern ihn im Gegenteil mit seinem Beruf, zu dem er bisher keine innere Beziehung hatte, fest verwurzeln und verwachsen lassen. Sie will dem an die geistförende Werktagsarbeit festgeschmiedeten Volksgenossen den Blick öffnen für die inneren Zusammenhänge menschlicher Produktion und Kultur, für den Zweck der Teilarbeit für das Ganze, sie will ihm Anteil verschaffen an den geistigen Gütern unseres Volkes und der Menschheit und damit die Fensterläden aufstoßen, die seine Werkstätt bisher lichtlos abriegelten gegen die Sonne, die nur beglückteren Volksgenossen leuchtete.

So müssen wir also die Volkshochschulbewegung grundsätzlich trennen von jenen Bestrebungen, die sich beispielsweise in der Freien Hochschulgemeinde für Proletarier verkörpern und ganz eng umrissene praktische, reale Ziele verfolgen. Dort will man ausgesprochenenmaßen »sozialistische Beamte« für höhere und leitende Stellen im Wirtschaftsleben und in der Verwaltung heranbilden. Man sieht also in der »Hochschule« eine lediglich für die Übergangszeit geschaffene Notorganisation. Eine Volkshochschule kann sie schon um dessentwillen nicht werden, weil hier notgedrungen eine Auslese der Befähigsten getrieben werden muß und weil ihr daher alle Schlacken solcher Übergangsgebilde an der Scheide zweier Welten anhaften — womit natürlich der Augenblickswert dieser Schöpfung nicht bestritten werden soll.

Die Volkshochschule aber soll etwas Bleibendes sein. Sie ist gewiß heute notwendiger als (hoffentlich!) ein Menschenalter später, weil die Volkshochschule alten Systems mit ihrer mageren Küche den Bildungshunger breiter Volksschichten völlig ungestillt ließ und überhaupt keine Vermittlung zwischen körperlicher und geistiger Produktion versuchte. Aber auch die Einheitschule mit freiester Fachauswahl und mit aller wünschenswerten Vielgestaltigkeit und Vielseitigkeit wird — glücklicherweise — den geistig Regen nicht mit einer Bildung entlassen, die er nun als »abgeschlossen« betrachten könnte, die ihm nicht im Gegenteil den Keim des Weiterwollens, die Sehnsucht nach Vertiefung und Verbreiterung seines Wissens inmitten der Enge des erwählten Berufs in Herz und Sinn pflanzte. Auch dann noch

wird das Interesse für die großen Zusammenhänge oder für einzelne Wissensgebiete oder für künstlerische Vertiefung bei vielen erst in gereifterem Alter erwachen oder erstarken. Auch dann noch wird es also die Aufgabe der Volkshochschule bleiben, die innere Beziehung des einzelnen zum pulsierenden Geistesleben des Volkes wachzuhalten.

Vorläufig sind wir ja aber noch längst nicht so weit. Noch ist Dürftigkeit oder bestenfalls schlimmste Einseitigkeit das Charakteristikum der Bildung, mit der auch die Jugend des neuen Volksstaats in das Leben tritt. Und der Umbau, der Neubau dieser Schule wird auch bei willigster Mitarbeit aller berufenen Faktoren Jahre angestrengtester schöpferischer und organisierender Arbeit erfordern. Da wird noch auf Jahre hinaus die Volkshochschule das e i n z i g e Band sein, das die werktätigen Volksgenossen mit dem geistigen Leben, mit den Errungenschaften wissenschaftlicher Arbeit oder künstlerischer Produktion verknüpft.

Der Gedanke der Volkshochschulbewegung ist aus den Notwendigkeiten des Volkslebens heraus geboren, die Volkshochschule wird ein Stück dieses Lebens sein oder sie wird nicht sein. Alles Schematisieren widerspricht ihrem innersten Wesen. Wie das Gebiet dieser Hochschulen mit der Wissenschaft und Kunst, die sie vermitteln wollen, die Unbegrenztheit gemeinsam hat, so sind auch die Wege, die zu dem gesteckten Ziele führen können, unendlich vielgestaltig. Aber wir tun gut, uns nicht in Utopien zu verlieren, sondern uns nüchtern mit beiden Beinen auf die Erde zu stellen. Wir wollen vorderhand die bereits fließenden Quellen da, wo sie am leichtesten und schnellsten zu erfassen sind, in das Bett der Bewegung zu lenken versuchen.

Drei Zentren sind bereits vorhanden, die dem neuen Gedanken ohne große Schwierigkeiten dienstbar gemacht werden können. Das sind erstlich die bestehenden volkstümlichen Vorlesungszyklen, die bisweilen schon den Namen Volkshochschule angenommen haben, sodann die Bildungsarbeit innerhalb der Partei und schließlich unsere Schulen und Universitäten.

Die beiden ersten Institutionen haben die bereits vorliegende praktische Erfahrung für sich voraus, und wir dürfen hierauf weiterzubauen versuchen. Wir werden dabei wesentlich festeren Grund unter den Füßen haben, als wenn wir uns an ausländischen Vorbildern zu orientieren suchen, wie dies hier und da geschehen ist. Denn nur die praktische Erfahrung innerhalb unserer eigenen industriellen und ländlichen Arbeiterschaft kann uns zeigen, wie wir es anlegen müssen, um überhaupt an die breiten Massen h e r a n z u k o m m e n, ihr Mißtrauen zu besiegen, sie für die Teilnahme zu interessieren. Haben wir es doch als den traurigsten Erfolg der Abschließung während der Herrschaft des Klassenstaats zu verbuchen, daß die Lohnarbeiterschaft nicht nur geistig hungerte, sondern daß ein Teil von ihr auch tatsächlich verhungert ist, den Hunger verloren hat, also jeder Bildungsbestrebung fremd und ablehnend gegenübersteht. So viel ist aber sicher, daß eine Volkshochschule, die nur die bereits (oder noch immer) geistig interessierten und regen Teile der Volksgemeinschaft berücksichtigt, ihren Zweck verfehlt hat. Vielmehr muß die erste Aufgabe darin bestehen, in den Massen wirklich die Sehnsucht nach dem hier zu vermittelnden Bildungsgut zu wecken.

Dies bestimmt gleichermaßen die S t o f f a u s w a h l der Volkshochschule wie ihre M e t h o d e. Die Kluft, die bisher zwischen der praktischen Betätigung des Arbeiters und einer weltfremden Wissenschaft klaffte, läßt

sich nur durch vorsichtige Anknüpfung an die Berufsarbeit überbrücken. Es gilt also zunächst, die Beziehungen der praktischen Arbeitsgebiete zu den geistigen Errungenschaften und Fortschritten aufzudecken und zu erläutern, dem Industriearbeiter wie dem Landarbeiter die Zusammenhänge seiner Alltagsbetätigung mit den Naturwissenschaften, mit der allgemeinen Kultur-entwicklung usw. aufzuzeigen.

Hierzu wird der übliche akademische Vortrag vor großem Zuhörerkreis nicht das geeignete Mittel sein — unsere Hochschulpädagogik ist ja die zurückgebliebenste Tochter (oder Großmutter) der Pädagogik überhaupt. Vor diesem Hörerkreis würde sie vollends versagen. Die freie Aussprache, die Mitbetätigung der »Zuhörer«, wechselseitiges Geben und Nehmen unter starker Zuhilfenahme der Anschauung, des Bildes, des Experiments usw. muß hier oberster Grundsatz sein. Der Lehrer muß sich fragen lassen können vom Bildungswillen seiner Zuhörer, muß die Wege selbst erlernen und erfahren, die aus dem engen Kreise in die Weite führen. Nicht von der Höhe reiner Wissenschaft herab, sondern aus den Niederungen aufwärts geht hier der Pfad gegenseitiger Verständigung.

Und das Programm solcher Kurse muß im großen das getreue Abbild der Methode des einzelnen Unterrichtsfachs sein. Aus der Enge in die Weite: aus der Heimat in die Ferne, von kultureller Arbeit zur Kulturgeschichte, von der Sprache des täglichen Lebens zur Sprachentwicklung, von der Alltagslektüre und -unterhaltung zur Literatur und Kunst, vom engen Kreise der Werktagsgedanken zur Philosophie — so soll und kann die Volkshochschule allmählich v o n u n t e n a u f den Bau einer volkstümlichen Wissenschaft und Kunst aufführen.

Die bisherigen Ansätze zur Volkshochschule konnten ebenso wie alle Arbeiterbildungsbestrebungen den Rahmen nicht weit genug spannen. Gerade weil das Wesen dieser Hochschule, die auf die Massen wirken will, den Massenbetrieb verbietet, so ist ein dichtmaschiges Netz verwandter und gleichartiger Kurse und Programme erforderlich. Sonst trifft notgedrungen der Fall ein, daß gerade die wichtigsten, bisher teilnahmslosen Massen der Arbeiterschaft nicht »erfaßt« werden, um hier einmal dies gräßliche Wort zu gebrauchen.

Die gegebenen Anknüpfungs- und Ausgangspunkte für solch ein Hochschulnetz bilden die öffentlichen Schulen in Verbindung mit Bildungsausschüssen der einzelnen Gemeinden. Die Schulen haben die erforderlichen Unterrichtsräume, sie haben auch Einrichtungen und Sammlungen, die hierfür nutzbar gemacht werden können. Sie sollen aber beileibe nicht in die Versuchung verfallen, die Sache »in die Hand nehmen« zu wollen — ebenso wenig wie der Staat oder die Gemeinde als solche. Eine Ausdrängung »von oben herab« würde die Volkshochschule folschlagen, noch ehe sie geboren. Ihre Lebenslust ist die Freiheit, im Zwange müßte sie verkümmern und zugrunde gehen. Sie kann nur »von unten auf« entwickelt werden, und Staat, Kommune und Schule kommen nur als »Förderer« in Betracht — und auch das nur, wenn sie solche Förderung nicht etwa als »Wohlfat« ansehen, sondern als ihre Pflicht dem Volksganzen gegenüber. Daß ein privates Unternehmertum, eine Art Privathochschule als Erwerbsgesellschaft einiger Dozenten nicht in Frage kommen kann, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Die Urzelle der Volkshochschule ist der einzelne »Volksebildungsverein«, die lokal gegliederte Hochschulgemeinde selber. Sie setzt aus den lebendigen Bedürfnissen ihrer selbst heraus Plan und Aufbau der Kurse fest unter sachkundiger Beratung der zur Verfügung stehenden Männer der Wissenschaft, der Kunst und des praktischen Lebens. Es darf also auf keinen Fall so sein, daß die sich anbietenden »Kräfte« mit ihren zufälligen Spezialgebieten den Gang der Kurse bestimmen und auf diese Weise ein unorganisches Sammelsurium einzelner »Vorlesungen« schaffen. Die Hochschulgemeinde selber bestimmt vielmehr souverän, was sie zunächst erarbeiten, hören und lernen will, und wählt danach unter den Dozenten aus.

Eine enge Verbindung mit den öffentlichen höheren Schulen wird — mit dieser Einschränkung — wie gesagt aus praktischen und idealen Gründen zu empfehlen sein. Nur so wird es auch erreicht werden können, daß die Volkshochschule nicht ausschließlich zu einer Bildungsdomäne der großstädtischen Bevölkerung entartet, sondern daß auch die Kleinstädte und die ländliche Bevölkerung des Segens der neuen Einrichtung teilhaftig werden. Die höheren Schulen können auch hier sehr wohl die Zentren der Bildungsbestrebungen abgeben und die Bewegung über das Land hin ausstrahlen. Es scheint uns aber mit dem Wesen der für deutsche Verhältnisse geschaffenen Volkshochschulen unvereinbar zu sein, diese Bestrebungen nun in umgekehrtem Sinne nach dänischem Vorbild zentralisierend zu gestalten und Kurse für bestimmte Teilnehmer an diesen Bildungsmittelpunkten zu veranstalten. Denn hierbei verfallen wir in den obenerwähnten Fehler, den einzelnen aus der Berufsarbeit herauszureißen, um ihm die Berührung mit geistiger Arbeit zu ermöglichen: die Bildung wird Selbstzweck und wirkt dadurch nur zu leicht entfremdend statt vermittelnd und verwurzelnd. Damit wird die ganze Bewegung in ein anderes, ihr fremdes Licht gerückt, der Gedanke der »Schule«, des »Kurses« in herkömmlichem Sinne wird hineingetragen — zum Schaden des Ganzen.

Die Volkshochschule muß ihre Schüler suchen, die Lehrer aber haben. Wird es Männer genug geben, die sich auf der dargelegten Grundlage in den Dienst der Sache stellen wollen und können?

Der Lehrer von Beruf, der Schulmann wird nicht ohne weiteres für die Aufgabe taugen. Wohl eignet ihm nach Erziehung und Gewohnheit die Gabe, wissenschaftliche Kenntnisse gemeinverständlich darzustellen, aber das allein macht den Volkshochschullehrer nicht aus. Viel wichtiger als dies ist die andere Forderung, daß er selber den Denk- und Wirkungskreis der werktätigen Bevölkerung kennt, sich in ihre Gedankenwelt einleben, mit ihr fühlen und empfinden kann. Der Lehrer an unseren höheren Schulen aber kennt — von verschwindend wenigen Ausnahmen abgesehen — einstuweilen die körperliche Arbeit nur vom Zusehen, den Fabrikbetrieb nur aus Büchern, den Arbeiter nur vom Ansehen. Der Hochschullehrer vollends wird in der Popularisierung wissenschaftlicher Erkenntnis nicht selten eine Entweihung, eine Herabwürdigung erblicken, er wird in der Regel noch weniger innere Berührung mit der werktätigen Bevölkerung haben. Die Volkshochschule kann also ihre Dozenten nicht unbesehen aus einer bestimmten Lehrerkategorie übernehmen, ohne ihr Wesen preiszugeben. Sie wird mit dem Erbpachtsgedanken im Reiche der Wissenschaft aufräumen und Männer der

praktischen Arbeit neben Gelehrten und Künstlern von Beruf zur Mitarbeit einladen.

So wird sie ihrerseits auch am anderen Teile zur Überbrückung der Kluft zwischen körperlichem und geistigem Schaffen mithelfen. Sie wird die Wissenschaft aus den Wolkenhöhen der Weltfremdheit herabführen zur Mutter Erde, sie wird den geistigen Arbeiter mit den Bedürfnissen seiner körperlich tätigen Brüder und Volksgenossen und mit dem Wesen und Werte ihrer Arbeit vertraut machen, ihm den Dünkel nehmen, den die »höhere« Bildung bisher verlieh.

## Der Sozialisierungsgedanke im alten Griechenland.

Von Franz Kaufkötter.

### I.

Der Gedanke der Sozialisierung des Wirtschaftslebens, das heißt der Vergemeinschaftung des Bodens, der Produktions- und Verkehrsmittel, ist nicht ein Erzeugnis der Neuzeit, sondern hat bereits im Altertum eine bedeutende Rolle gespielt. Er entspringt aus der Beobachtung der Klassengegensätze zwischen arm und reich, zwischen Besitzenden und Besitzlosen, und zeitigt den Willen, durch Abschaffung des Privateigentums einen Ausgleich in den Besitzverhältnissen zu schaffen. Der bergeshohe Reichtum auf der einen Seite soll beseitigt werden, damit die abgrundtiefe Armut auf der anderen Seite verschwindet, und zwar soll dies dadurch bewerkstelligt werden, daß alle Erzeugnisse der Natur und der Arbeit Gemeineigentum aller Volksgenossen werden. Allen soll alles gehören, alles soll gemeinsam sein wie Luft und Licht und Wasser — das war das Gefühl und der Gedanke, der nicht nur die besitzlosen Massen beherrschte, sondern auch die sozial empfindenden Angehörigen der besitzenden und bevorrechteten Klassen beschäftigte.

Jedesmal, wenn der soziale Gegensatz in einem Volke als schreiendes Unrecht und als unhaltbarer Zustand empfunden wird, erschallt der Ruf nach Sozialisierung des wirtschaftlichen Lebens. Und zwar entsprang der Sozialisierungswille im Altertum lediglich sozial sittlichen Absichten, während in der Gegenwart auch wirtschaftliche Absichten mitsprechen. Die früheren Sozialutopisten und Sozialphilosophen wollten vermittelt der Sozialisierung die Sittlichkeit des Volkes heben: die Ungleichheit des Besitzes sollte aufhören, um die schlechten Instinkte in der Menschenbrust: Neid, Mißgunst, Haß und Hader zu ersticken und den Volkskörper zu einer wirklichen Einheit zu machen, in der die inneren Kämpfe ein Ende nehmen und lediglich Eintracht und gegenseitige Zuneigung herrscht. Die modernen Sozialisten verfolgen mit der Sozialisierung auch noch den Zweck, die Leistungsfähigkeit der menschlichen Arbeit und die Ertragsfähigkeit der Betriebe zu steigern. Sie wollen also, bildlich gesprochen, zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, indem sie hoffen, daß durch eine Vergemeinschaftung der Wirtschaft höhere Erträge und zugleich eine höhere Sittlichkeit erzielt werde. Das von uns zu lösende Problem läuft also darauf hinaus, unter Ausschaltung des privaten Erwerbstriebs und des Eigennutzes die vorhandenen wirtschaftlichen Kräfte zu höheren Leistungen anzuspornen.

Im alten Griechenland haben sich zunächst die Utopisten mit dieser Frage beschäftigt, indem sie in phantastischen Ausführungen wirtschaftliche und soziale Zustände schilderten, die dem Ideal einer auf Gerechtigkeit und Sittlichkeit beruhenden Menschengemeinschaft entsprachen. Der Utopist *Cu h e m e r o s* erzählt uns in seinem Reiseroman »Die heilige *C h r o n i k*« von einem Staate, in dem die Obrigkeit von oben herab das Wirtschaftsleben autoritär, nicht demokratisch, regelt. Der Grund und Boden ist Gemeineigentum, aber die Bearbeitung ist individualistisch, indem die verschiedenen Wirtschaftsgemeinschaften selbständig wirtschaften. Um eine möglichst ergiebige Gütererzeugung zu erzielen, werden alle einzelnen Wirtschaftsgemeinschaften zu einer Einheit zusammengefaßt, die unter der Leitung des Staates steht. Um eine möglichst gerechte Güterverteilung zu erzielen, werden alle Erzeugnisse in die staatlichen Magazine abgeführt und von dort aus verteilt. Außer Haus und Garten und den notwendigen Bedarfsgegenständen gibt es kein Privateigentum.

Man sieht, es handelt sich hier um einen streng durchgeführten, autoritären Staatssozialismus, der der Befähigung des einzelnen und der einzelnen Gruppe nur geringen Spielraum läßt.

Ein anderer griechischer Utopist, *J a m b u l o s*, schildert uns in seinem »*S o n n e n s t a t*« ein Gemeinwesen, das aufgebaut ist auf der Zusammenfassung zahlreicher kollektivistisch arbeitender Genossenschaften (aus je 400 Personen bestehend) zum Zwecke der Verwirklichung des Kommunismus. Es besteht eine allgemeine Arbeitspflicht, die aber erleichtert wird durch einen regelmäßigen Wechsel zwischen leichter und schwerer, zwischen körperlicher und geistiger Arbeit. Es besteht auch ein gleiches Anrecht an dem Ertrag der Arbeit, das ermöglicht wird durch Führung eines gemeinsamen Haushaltes. Ein Zentralorgan, der sogenannte Hegemon, der auf Lebenszeit gewählt wird und mit unbeschränkter Machtvollkommenheit ausgestattet ist, leitet das Gemeinwesen, in dem nach der Meinung des *J a m b u l o s* die Arbeit zu einer Lust und zu einer Ehre geworden ist. Bemerkenswert ist noch, daß die Frauen den Männern gleichberechtigt und die Nachkommen »Kinder der Gemeinschaft« sind. Offenbar tritt auch in dem Sonnenstaat die Freiheit des einzelnen hinter das Interesse der Allgemeinheit und den Zweck des Staates zurück: das Volk war Selbstzweck, der einzelne Bürger war nur Mittel zum Zweck, eine Auffassung, die als ein Rückschlag zu bezeichnen ist gegen die individualistisch-egoistische Strömung, die in Griechenland damals herrschte. Die Eigenliebe sollte mit der Wurzel ausgerottet und durch »die Einheitlichkeit der Gesinnung« und durch »die Solidarität des Handelns« ersetzt werden.

## II.

Sobald der Sozialismus über das Stadium der Gefühlsmäßigkeit und des Utopismus hinauswuchs und zu einer Sache des Verstandes wurde, beschäftigte sich auch die Wissenschaft mit der Frage der Sozialisierung, indem sie die wirtschaftlichen und sozialgeistigen Beziehungen der Menschen zueinander untersuchte und die Möglichkeiten einer sozialistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsweise ins Auge faßte. Gleichzeitig stellte sie Grundsätze auf, nach denen das menschliche Zusammenleben in sozialistischem Sinne wirtschaftlich und sittlich ausgestaltet werden müsse. Die altgriechischen Sozialphilosophen gingen davon aus, daß die Natur die Gemeinshaft-

lichkeit des Besitzes fordere, weil die Gütergemeinschaft als der vollkommenste Ausdruck des Triebes nach Genossenschaftlichkeit der menschlichen Natur am besten entspräche, hätte doch in dem früheren Naturzustand der Menschheit, dem »goldenen Zeitalter«, die wirtschaftliche Gleichheit geherrscht.

Aus dieser Auffassung heraus, die bekanntlich der Wahrheit nicht entspricht, forderten sie die Rückkehr zu den früheren Zuständen der kommunistischen Kollektivwirtschaft und die Beseitigung des Privateigentums, das der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Sittlichkeit widerstreite und eine fortwährend sprudelnde Quelle innerer Zwistigkeiten und Kämpfe sei. Und zwar schrieben sie dem Staate die Pflicht zu, mit starker Hand in das wirtschaftliche Leben einzugreifen, die Herrschaft des Besitzes und die Ausbeutung des Schwachen durch den Starken zu beseitigen und ein Gemeinwesen zu errichten auf der Grundlage wirtschaftlicher und rechtlicher Gleichheit und sozialer Gleichwertigkeit.

So fordert der Philosoph Phaleas von Chalcedon rundweg die Verstaatlichung der Landwirtschaft und der Gewerbe. Alle Arbeiter sollen dienende Glieder einer staatlichen Gemeinwirtschaft werden, nur im Dienste des Staates ihre Pflicht tun. Dafür übernimmt der Staat die Verpflichtung, für ihren Lebensunterhalt zu sorgen und die Kinder zu tüchtigen Menschen zu erziehen. Durch solche Vergemeinschaftung werde der Friede im Staate gesichert und die Volksittlichkeit gefördert.

Leider ist das Werk des Phaleas uns nur in Bruchstücken überliefert worden, so daß wir nichts Näheres darüber sagen können, wie er sich die Verwirklichung seines Systems dachte. Dagegen hat der Sokrateschüler Plato in eingehender, ausführlicher Weise die Frage der Sozialisierung behandelt. Auch er geht von dem Grundsatz aus, daß der Staat die Eigentumsfrage regeln müsse, damit Reichtum und Armut verbannt werde. Der Staat habe das Recht und die Pflicht, die Verfügung des einzelnen über sein Eigentum und seine Tätigkeit im Interesse der Allgemeinheit zu beschränken und das gesamte Arbeitswesen organisatorisch auszubauen und auf ein gemeinsames Ziel, nämlich das Allgemeinwohl, zu richten. Dadurch, daß den Bürgern gleiche Pflichten und gleiche Rechte auferlegt werden, soll die »Gemeinschaft von Freud' und Leid« herbeigeführt und die gesamte Bürgerschaft zu einer Einheit zusammengeschweißt werden, über der die Menschenliebe »herrlicher als der Morgen- und Abendstern« strahlt. Platons Kulturziel ist, das Wohl der wenigen mit dem Wohle der vielen in Einklang zu bringen und ein harmonisches Staatswesen zu schaffen, wobei allerdings nicht übersehen werden darf, daß sein System nur für die freien Bürger galt, während die Massen der Sklaven davon ausgeschlossen waren. Zu dem Gedanken der Gleichberechtigung aller Menschen konnte sich selbst ein Plato nicht aufschwingen. Die offenkundige Überspannung des Staatsbegriffs, die das Platonsche Sozialsystem kennzeichnet, wird von seinem Nachfolger Aristoteles mit Recht als falsch zurückgewiesen. Der Staat, so führt Aristoteles scharfsinnig aus, besteht aus einer Vielheit von Menschen, die nur in gewisser Beziehung zu einer Einheit werden können, sich in anderer Beziehung aber ablehnend gegeneinander verhalten, eben weil sie nicht nur Glieder eines Staates, sondern auch noch Persönlichkeiten sind mit individuellen Trieben, Neigungen und Willensrichtungen. Daher muß der Staat

auf die Individualität Rücksicht nehmen und auf eine allzu starke Einschränkung der persönlichen Freiheit verzichten. Alle Bürger sollen gleich und frei sein, denn eine Beschränkung der Bewegungsfreiheit und die Unterdrückung des Triebes zur Eigentumserwerbung werde die Menschen unglücklich und unzufrieden machen und ihnen dadurch die Arbeitsfreudigkeit rauben. Das Verlangen nach Glückseligkeit, das tief in jeder Menschenbrust stecke, werde nicht nur durch materielle Genüsse befriedigt, sondern auch durch innere Freiheit. Darum müsse ein staatlich geregeltes Wirtschaftsleben, das eine Vorbedingung des Allgemeinwohls sei, den einzelnen in mancher Hinsicht freie Hand lassen, eine Eintönigkeit bringe nur Schaden, Vielseitigkeit des Tun und Lassens unter dem Gesichtswinkel des Solidarismus müsse die Parole sein.

Der Philosoph Zeno, der Gründer der stoischen Schule, fordert die Herbeiführung einer Willens- und Arbeitsgemeinschaft der Menschen zum Zwecke der Errichtung einer auf der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Sittlichkeit beruhenden Lebensgemeinschaft. Und zwar fordert er, im Gegensatz zu seinen Vorgängern, die an die Verwirklichung des Sozialismus innerhalb eines Nationalstaats dachten, diese Gemeinschaft über die Grenzen des Staates hinaus. Er ist der erste Internationalist des Altertums.

### III.

Die Entwicklung des Sozialismus vom Utopismus zur Wissenschaft ist damit nicht etwa abgeschlossen, sondern sie drängt unwiderstehlich dazu, die sozialistischen Gedanken und Forderungen zu verwirklichen. Der Sozialismus soll aus einer Gefühlsache zu einer Tafsache werden. Hier wirkt sich aber zunächst die Frage der Durchführbarkeit des Sozialismus auf, die Frage, wie weit es möglich sein wird, das sozialistische Ideal in die Wirklichkeit umzusetzen. Die altgriechischen Sozialphilosophen hatten in dieser Beziehung allerdings keine Bedenken, weil sie der Meinung waren, daß die Sozialisierung des Wirtschaftslebens dem Wesen und der Natur der normalen Menschen entspreche. Sie waren der festen Überzeugung, daß es genüge, den Menschen die Vernünftigkeit und Gerechtigkeit des neuen Zustandes vor Augen zu führen, um sie zu veranlassen, alle Kräfte an die Verwirklichung des Sozialismus zu setzen, denn was sollte die anderen Menschen hindern, fragt Plato, das für gut und gerecht zu halten, was uns als gut und gerecht erscheint? Sie hatten ein unbegrenztes Vertrauen zu den Menschen und einen festen Glauben an ihre Vernunft und Gerechtigkeitsliebe. Wenn sich die Menschen noch gegen die Forderungen der Sozialphilosophen ablehnend verhalten, urteilt Plato, so ist dies lediglich eine Folge mangelnder Erfahrung und absichtlicher Irreführung durch die Gegner des Sozialismus. Würde das Volk durch freundliche Belehrung und planmäßige Aufklärung über die wahren Absichten der Denker auf die richtige Bahn geleitet, so würde es bald einsehen, daß sie nur sein Bestes wollen, und es würde seinen bisherigen Widerstand aufgeben. Denn wie könnte man feindselig sein gegen den Gütigen und gehässig gegen den Wohlwollenden, wenn man selbst frei sei von Mißgunst und ein gutes Herz habe? Daß das Volk in seinem innersten Kern gut geartet sei und sich deshalb willig und neidlos der Führung geistig und sittlich hochstehender Denker überlassen werde, war ein Glaubenssatz aller Sozialphilosophen. Allerdings müsse der große Reini-

gungsprozeß, den die Gesellschaft durchzumachen habe, von vornherein durch eine entsprechende Bildung und Erziehung der heranwachsenden Jugend gefördert werden, denn eine vom Geiste des Sozialismus und vom Gemeinfinn erfüllte Jugend werde auch im späteren Leben sozialistisch fühlen, denken und handeln.

Über die Frage, in welcher Weise der Sozialismus verwirklicht werden könne oder solle, gingen die Ansichten auseinander. Während einige der Meinung waren, daß aus der Masse des Volkes heraus durch eine gewissermaßen elementare Explosion das bestehende System hinweggeräumt und durch eine sozialistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung ersetzt werden könne, ging die maßgebende Meinung dahin, daß der Sozialismus durch wohlbedenkende und wohlmeinende Männer aus den Oberschichten verwirklicht werden müsse, eine Meinung, die bekanntlich auch heute noch nicht ausgetorben ist. In der Tat sehen wir, daß im alten Griechenland beide Wege eingeschlagen worden sind. In Megara, wo der Dichter Hesiod das hohe Lied der Arbeit gesungen hatte, brach bereits im Jahre 640 v. Chr. die erste proletarische Revolution aus, die bald auf das benachbarte Attika übersprang. Die Proletarier verlangten auf Grund ihrer Werte schaffenden Arbeit den gleichen Anteil an allen Produktions- und Konsumtionsmitteln. Allen sollte alles gemeinsam sein, besonders der Boden, das wichtigste Produktionsmittel in jener Zeit der Naturalwirtschaft, sollte Gemeinbesitz werden. Die Proletarier hatten die ganz richtige Empfindung, daß die Eigentumsverhältnisse gründlich umgestaltet werden müßten, um jedem einzelnen das gleiche Recht, die gleiche soziale Wertung und die gleiche soziale Gelegenheit des Aufstiegs zu gewähren. Die Beseitigung des Gegensatzes zwischen Besitzenden und Besitzlosen erschien ihnen als die Vorbedingung einer gesunden Entwicklung.

In späterer Zeit finden wir solche proletarische Bewegungen noch zahlreicher; immer wieder niedergeschlagen, brachen sie immer wieder aus. Vierhundert Jahre später (250 bis 230) haben wir die Versuche der jungen, edlen Könige Agis und Kleomenes in Sparta, den Sozialismus von oben herab zu verwirklichen. Sie wollten den Grund und Boden sozialisieren und den Ausgleich der Besitzverhältnisse zwangsweise durchführen. Die wirtschaftliche und rechtliche Gleichheit aller Bürger war ihr Ziel. Auch diese beiden Bewegungen sind ergebnislos verlaufen, sie mußten scheitern an den Verhältnissen und an den Menschen.

Wenn wir nach den Ursachen spähen, die eine Verwirklichung des Sozialismus im alten Griechenland unmöglich machten, so finden wir, daß damals weder die Menschen noch die Verhältnisse für eine Sozialisierung reif waren. Das wirtschaftliche Leben war technisch noch unentwickelt, weshalb es unmöglich war, einem jeden Menschen ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen. Die Menschen waren noch ungebildet und unerzogen und er-mangelten der organisatorischen Schulung, es fehlte an einer planmäßigen Aufklärung, einer straffen Disziplin und einer Zusammenfassung durch die Organisation. Die wildbewegten Massen bewiesen Opfermut und Begeisterung, sie zeigten einen bewunderungswürdigen Heroismus, aber alle diese schönen Eigenschaften reichten nicht aus, eine dauernde Besserung herbeizuführen. So verlief der antike Sozialismus ergebnislos, und die alte Gesellschaft zerfiel in Trümmer.

## Über Kunsterziehung.

Von Edgar Steiger.

»Kein Beobachter kann dies Streben nach neuer Bildung im deutschen Volke verkennen. Es ist einer der Grundzüge der Erhebung des vierten Standes, es bewegt die Frauenwelt und hat bisher nur die oberen Schichten des Bürgertums noch kaum berührt«, sagte um die Wende des jetzigen Jahrhunderts Alfred Lichtwark,<sup>1</sup> der Leiter der Hamburger Kunsthalle, der uns allen, die wir das Räffel Volk und Kunst zu lösen suchen, als Pfadfinder vorangeschritten ist. Selber ein Suchender ein Menschenalter lang, wird er, nachdem er sich gefunden und seine Bestimmung klar erkannt hat, zum Führer und Wegweiser für die Tausende, die nach all dem Buchstabenkram der Schule wieder ihre Sinne brauchen wollen, um die Welt neu zu entdecken. Aus niederdeutschem Bauernblut entsprossen, aber schon in frühester Jugend nach der Stadt verpflanzt, ringt sich dieses Hamburger Kind aus engen Verhältnissen in mancherlei Irrgängen zu einem höheren Menschentum empor, das durch sein bloßes Dasein für die Zeitgenossen vorbildlich wird. Der Volksschullehrer wird aus Wissensdrang wieder Gymnasiast und studiert dann, durch die Kunstvorträge Justus Brinkmanns auf seinen eigentlichen Beruf hingeleitet, in Leipzig bei Springer und, nach kaum einem Jahre ans Berliner Gewerbemuseum berufen, in der Reichshauptstadt bei Hermann Grimm Kunstgeschichte—aber nicht etwa nach deutscher Gelehrtenart nur aus Büchern und nach vorgefaßten Meinungen über Kunst und Schönheit im allgemeinen, sondern als eifriger Schüler der Künstler. Gerade weil er von Haus aus für die Kunst als Ganzes schwärmt, insofern sie ihm das Sinnbild aller menschlichen Kulturideale überhaupt ist, erkennt er bei Zeiten die Gefahr, die dem Anhänger der grauen Theorie droht. Seinen innersten Hang unterdrückend, stellt er sich nun, ganz dem Schauen hingegeben, vor das einzelne Bild, bis sich ihm dessen verschiedene Schönheiten, eine nach der anderen, wie von selbst erschließen. Oder er prägt sich bei einem Fürstenschloß zuerst eine Flügeltür oder ein Palastfenster bis in alle einzelnen Linien ein, um so, vom Einzelnen zum Ganzen aufsteigend, hinter das Geheimnis des ganzen Baues zu kommen. Nur durch diese Selbstsucht, die zunächst überall mit den Augen lernen will, anstatt mit eitler Besserwissererei an dem Kunstwerk herumzuschulmeisteren, kommt der Romantiker in ihm, den an den Landschaften seiner Landsleute aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, so des von ihm entdeckten Philipp Otto Runge, Kaspar Friedrich und Wasmann sowie an der Gedankenmalerei eines Böcklin etwas Wesensverwandtes lockte, endlich zum vollen Genuß der modernen Freilichtmalerei. Und indem er seine eigenen Erfahrungen und Erlebnisse auf der Zickzackfahrt nach der fernen Insel der Kunst zur Belehrung anderer verwertet, wird er, 1886 als Leiter der Hamburger Kunsthalle in die Heimat zurückberufen, um den Anfang unseres Jahrhunderts zum berufenen Lehrer des heranwachsenden Geschlechtes in Deutschland. Da schon in den achtziger Jahren, in dunkler Erinnerung an Schillersche Gedankengänge, der Ruf nach sittlicher Erneuerung und künstlerischer Erziehung durch ganz Deutsch-

<sup>1</sup> Alfred Lichtwark, Eine Auswahl seiner Schriften. Besorgt von Dr. Wolf Mannhardt. Mit einer Einleitung von Karl Scheffter. 2 Bände. Berlin 1917, Bruno Cassirer.

land erscholl, findet dieser Bodenständige, der mit seinen künstlerischen Anlagen und Neigungen ganz in der Heimat wurzelt, den Acker bereits für die Saat bestellt; und da er als Lehrer sich an die Lehrer Deutschlands wendet, geht die Saat, die er austreut, wenn auch zunächst nur in den größeren Kulturzentren, vielversprechend auf.

Die Kunst ist einem Lichtwark — und jeder, der sie wirklich innerlich erlebt hat und täglich neu erlebt, wird ebenso fühlen — nicht bloß ein äußerer Schmuck, der das Leben verschönt, sondern eine innere Bereicherung des Menschen, die keiner, der sie einmal erfahren hat, wieder entbehren könnte.

Wirft alle meine Kräfte mir  
In meinem Sinn erheitern  
Und dieses enge Dasein hier  
Zur Ewigkeit erweitern.

Dieser Lobgesang auf die Kunst, den Goethe in »Künstlers Abendlied« anstimmt, ist diesem Sucher und Finder, der die Dinge mit Goethischer Unbefangenheit betrachten lernte, aus der Seele gesprochen. Um so größer war sein Unmut, wenn er um sich schaute und die Teilnahmslosigkeit des reichen Bürgertums, dem die Kunstpflege des Jahrhunderts anvertraut war, allem Lebendigen in Kunst und Leben gegenüber feststellen mußte. »Man kann in Deutschland sehr reich, sehr ungebildet, zu keinerlei Opfer für irgendeinen Kulturzweck bereit sein, ohne der Verachtung anheimzufallen«, sagt er mit ehrlicher Entrüstung. Und ferner: »Es hat wohl nie eine gesellschaftliche Oberschicht so ohne Kulturbedeutung gegeben wie die deutsche der Gegenwart. Sie steht in geistiger Regsamkeit und Teilnahme hinter den Mittel- und den Unterlassen im Durchschnitt zurück.« Man denke: dies vernichtende Urteil über die deutsche Bourgeoisie, die zur Zeit ihrer höchsten Blüte ihre eigentliche Kulturaufgabe so grausam veräußerte, stammt nicht etwa von einem voreingenommenen Sozialdemokraten; nein, hier redet ein Bürger über Bürger, und zwar ein Bürger, der zeitlebens auf diese Zugehörigkeit zum Bürgertum stolz war und trotz aller trüben Erfahrungen immer wieder an die Zukunft des Bürgertums glaubte!

Diese künstlerische Rückständigkeit des deutschen Bürgertums macht sich nun nach Lichtwark überall bemerkbar, in Handel und Wandel, in Wohnung und Anzug, ja sogar im Geschäftsverkehr. So wenn der Verkäufer einer Kunsthandlung oder eines Warenhauses — und das ist nur in Deutschland der Fall — auch dem »gebildeten Käufer« die Ware mit aller Aufdringlichkeit aufzuschwätzen sucht. Woher kommt das? Die Selbständigkeit, der Geschmack des Käufers fehlt; denn der Kunstbesitz ist bei unseren Reichen kein Kulturbedürfnis. »Die deutsche Millionärin, die für ein Dinner ohne Bedenken Tausende ausgibt, gerät in Schrecken, wenn für eine Bronze, die sie verschenken möchte — für sich braucht sie so etwas nicht! — 200 Mark gefordert wird.«

Diesem profügen Bürgertum aber, dem die Kunst allerhöchstens eine lästige Pflicht oder ein Aushängeschild für die nicht vorhandene Bildung ist (man denke nur an unsere Kriegsgewinnler!), entspricht bis heute, allen wohlgemeinten Versuchen einsichtiger Schulmänner trougend, im großen ganzen auch die Schule, in der der Staat dem Bürgertum die Kinder erzieht. Diese Schule war und ist wie die Gesellschaft, die sich in ihr wiedergebären will, kunstblind im eigentlichen Sinne des Wortes. »Der Deutsche ist unter-

richtet, aber nicht erzogen« — in diesem Notschrei offenbart sich das ganze geistige Elend unserer Tage. Die einseitige Verstandesdressur, wie sie bis heute in unserer Schule getrieben wird, hat gerade die höchsten seelischen Werte des Menschen vernachlässigt. Und das nicht nur bei den Arbeitern, denen sowieso bisher die höheren Güter des Lebens vorenthalten wurden, sondern auch bei den Kindern der Reichen. »Wenn ein Schuljunge in Deutschland rote Wangen und fröhliche Augen hat, die seinem Alter zukommen, sieht man ihn verwundert an und fragt nach den Gründen, weil so etwas nicht natürlich vorkommt!« Haben diese grausamen Worte Lichtwarks, die, ums Jahr 1903 gesprochen, wie ein Scheinwerfer den finstersten Winkel unferes so hochgepriesenen Schulwesens aufhellten, nicht heute noch Geltung? Gewiß ist im letzten Jahrzehnt vieles besser geworden. In allen größeren Städten sind Elternvereine entstanden, die mit den Lehrern zusammen das Wohl der Kinder beraten, und ein weiblickender Schulmann wie Dr. Kerschensteiner in München suchte mit mehr oder weniger Erfolg den Grundsätzen des Hamburger Vorkämpfers in der Volksschule Eingang zu verschaffen — zum Teil allerdings vom Unverstand der Eltern und der Handwerksmeister verspottet, die ihm am Ende des Schuljahrs die orthographischen Schnitz seiner Schüßlinge unter die Nase hielten. Aber wie dem auch sei, im großen ganzen blieb alles Stückwerk und Flickwerk; und Lichtwark hatte recht, wenn er klagte: »Die Behörden arbeiten für sich. Die Lehrer stehen allein und oft im Gegensatz zu den Behörden. Die Eltern haben weder mit den Lehrern noch mit den Behörden Fühlung.«

War das anders möglich, solange der Kastengeist, der unser ganzes öffentliches Leben durchseuchte, auch im Schulwesen sich breit machen konnte? Man denke nur an die Scheidung von Bürgerschule und Volksschule in Norddeutschland, an den dummen Dünkel, mit dem der Gymnasiast in Deutschland auf den Realschüler herabblickte, weil er sich wegen der paar Brocken Latein und Griechisch als Erbe der Humanisten fühlte, und an den lächerlichen Gegensatz nicht etwa nur zwischen Hochschullehrer und Volksschullehrer, sondern sogar zwischen einem Gymnasialprofessor und einem Volksschullehrer!

Der Riß, der durch unsere Bildung geht, datiert freilich nicht von heute und gestern; er ist vielmehr der geschichtliche Niederschlag der verschiedenen Gesellschaftsschichten, deren Händen im Laufe der Zeit nacheinander die Erziehung des Volkes anvertraut war. Waren noch im achtzehnten Jahrhundert Kirche, Fürstenhof, Universität und Zunft die Hauptstützen unserer Kultur, so gewannen im neunzehnten Jahrhundert mit dem großwerdenden Bürgertum die politische Partei und die Presse, vor allem aber der Techniker, der Industrielle und der Kaufmann mehr und mehr Einfluß auf das gesamte Bildungswesen. Als Erbe der Aufklärung, die dem Aberglauben und dem Kirchentum den Krieg erklärt hatte, fühlte sich im Zeitalter der Naturwissenschaft der Materialismus des neunzehnten Jahrhunderts verpflichtet, auch mit den Idealen aufzuräumen. Kein Wunder, daß diese Anbeter des gesunden Menschenverstandes, denen schon die ganze Wissenschaft nur die melkende Kuh war, für die Phantastereien der Kunst nur ein mitleidiges Lächeln hatten. So kam es denn, daß auch die Schule ausschließlich in den Dienst der Nützlichkeit gestellt wurde: sie sollte dem werdenden Bürger die Waffen zum Kampfe ums Dasein liefern; und da Wissen Macht bedeutete, wurde der für den besten Lehrer gehalten, bei dem die Kinder am

meisten — lernen. Ist es heute etwa anders? Nein, noch heute zielt der ganze Schulbetrieb lediglich auf die Erwerbung bestimmter Kenntnisse ab. Noch heute fehlt das einigende Band einer einheitlichen Bildung, die sich um Elternhaus, Lehrer und Schüler schlingt. Noch heute ist, namentlich in unseren Mittelschulen, »jedes Fach wie mit einer hohen Mauer umgeben, hinter der es behandelt wird, als wäre es allein auf der Welt; es wird unterrichtet, als wäre der Schüler für den einzelnen Unterrichtsgegenstand da«. Und doch ist das Höhere »nicht die Wissenschaft, nicht das Fach, nicht der Lehrstoff, sondern die Seele«. Wer aber hat sich bis jetzt ernstlich um dieses Aschenbrödel gekümmert? »Die Schule geht vom Stoff aus und bleibt am Stoff kleben. Sie sollte von der Kraft ausgehen und Kräfte entwickeln.«

Wer von uns, der ein Herz für seine Kinder hat, wird diese Worte Lichtwarks nicht unterschreiben? Oder hat nicht jeder von uns, so dankbar er oft später an den einzelnen Lehrer zurückdenken mochte, ordentlich ausgeatmet, als er die Schule verlassen durfte? Man denke nur an unsere Gymnasiasten, die das Abiturium hinter sich haben! Durch ihr müdes Gehirn wälzt sich lärmend ein wirrer Faschingszug mit grinsenden Masken: lateinische und griechische Venusregeln schlagen mit Prittschen auf die unregelmäßigen Verba; der *accusativus cum infinitivo* faßt Arm in Arm mit einem irrealen Konditionalsatz nach *quin* und *quominus*. Wie Luftschlangen fliegen einige lange Perioden aus Kornelius Nepos, Cicero und Livius durch die Luft, während ein Konfettihagel von Versen aus Ovid, Vergil und Horaz, aus Homer, Sophokles und Plato auf den unglücklichen binomischen Lehrsatz und das Ellipsenparallelogramm niedersaßt, die verzweifelt mit den Geschichtszahlen dreier Jahrtausende um sich werfen, bis sich Spartakus den Schädel an Napoleon I. eintrennt und die Jungfrau von Orleans mit Bismarck Brüderschaft trinkt. Das klingt wie Spaß, ist aber trauriger Ernst. Ein so mit Kenntnissen vollgepfropftes Schülerhirn ist todmüde und freut sich — endlich vergessen zu dürfen! Wie sagt doch Lichtmark? »Mit ihrer ausschließlichen Sorge um den Lehrstoff hat die Schule satt gemacht. Sie sollte hungrig machen!«

Mit anderen Worten: Wissen und Bildung ist zweierlei. Es kann einer sehr viel wissen und doch durch und durch ungebildet sein — man denke nur an so manche deutsche Professoren! Und es kann einer wenig wissen und doch den größten Gelehrten an wirklicher Bildung übertreffen. Wie kommt das? Damit einer gebildet sei, muß ihm das Wissen — es sei wenig oder viel — Erlebnis und damit ein Stück seiner selbst geworden sein. Nun kann man aber alles erleben, die Natur und sich selbst, den Tod eines Freundes und den eigenen Schnupfen, die Weltgeschichte und den Nachbar im Hinterhaus, nur gehört dazu eben jenes schöne Doppelspiel zwischen Mensch und Ding, an dem Kinder, sich selbst überlassen, so große Freude haben — jenes Nehmen und Geben, Empfangen und Zeugen, aus dessen unbewußtem Sich-durchdringen alles, was Kunst heißt, über Nacht ans Licht dringt, vom ersten schallnachahmenden Lauf des Säuglings und des kleinen Moritz boshaftem Gekrißel auf der Schiefertafel bis zu Goethes Faust, Beethovens Neunter und Michelangelos Moses.

Leider hat es die Schule bis heute nicht verstanden, diesem künstlerischen Spieltrieb des Kindes freie Bahn zu schaffen und ihm nur so schonend wie möglich hie und da Weg und Ziel zu weisen. Im Gegenteil, sie sah bisher

ihre Hauptaufgabe darin, den leuchtenden Schmetterling, der in der Seele des Kindes flatterte, mit ihrem grauen Netz einzufangen und ihm mit plumpen Händen den Blütenstaub von den Flügeln zu streifen, um den Kindern triumphierend nachzuweisen, daß alles, was so leuchtete, nur grauer Staub gewesen sei. »Und doch ist die Ausdrucksfähigkeit eine natürliche Kraft und Gabe des Kindes, die es von der ersten Dämmerung des Bewußtseins an besitzt und die es unbewußt entwickelt, bis es zur Schule kommt. In der Schule ist mit dieser Kraft und Fähigkeit praktisch noch kaum gerechnet worden. Sie hat den großen Reichtum, den das Kind als sicheren und entwicklungsfähigen Besitz mitbringt, bisher nicht allein unbenutzt gelassen, sondern stets in kurzer Zeit zerstört. Sie behandelt das Kind, als käme es mit dem Eintritt in das Schulzimmer neu zur Welt. Sie sieht nicht fort, sondern bricht ab und fängt etwas ganz Neues an.«

Dies Zerstörungswerk, das ich hier mit Lichtwarks Worten geschildert habe, macht sich schon beim Unterricht in der Muttersprache bemerklich. An die sprachschöpferische Tätigkeit, der sich jedes Kind bald bewußt, bald unbewußt, in der heimischen Mundart spielend, hingibt, indem es, in diesem unerschöpflichen Bilderbuch blätternd, immer neue Bilder entdeckt oder aus alten neue zusammenstellt, wird unter hundert Lehrern kaum einer anknüpfen. Im Gegenteil, vor den staunenden Augen des Kindes wird eine ellenlange Verbottafel aufgerichtet, auf der alle die »falschen« Wörter und Formen, mit denen es bisher spielte, als abschreckende Beispiele verzeichnet sind. Und als Ersatz für das reiche Sprachleben, das sich in ihm immer neu erzeugte, wird ihm dann rein verstandesmäßig die ihm fremde Schriftsprache mit ihren »richtigen« Formen eingedrillt — eine Zusammenstellung scheinbar toter Laute und Zeichen, die es mit den Regeln, nach denen sie sich zusammenfügen, auswendig lernen muß, ohne daß ihm mit dem Hören dieser Laute und mit dem Anschauen dieser Zeichen das lebendige Ding mit allen Farben und Lichtern der Wirklichkeit vor Augen tritt. Also: statt des Bilderbuchs, in dem es staunend die Umwelt noch einmal, mit den eigenen Gefühlen durchtränkt, als sein eigen schuf, eine langweilige Rechentafel von toten Begriffen, etwa dem Volapük zu vergleichen, jenem ungeheuerlichen Mißverständnis alles dessen, was Sprache bedeutet, jenem aus aller Herren Ländern zusammengestapelten Knochenhaufen, mit dem uns die verstandesdürren Anhänger der Weltsprache heute beglücken möchten.

Und doch läßt sich diese Barbarei beim Unterricht der Muttersprache einigermaßen entschuldigen. Der Gegensatz zwischen Mundart und Schriftsprache ist nun einmal da; und ihn zu überbrücken, müßte sich dem natürlichen Sprachgefühl die Kenntnis der Sprachgeschichte gesellen — eine Aufgabe, die für die Schule immer nur in Anlehnung an die jeweilige Mundart des einzelnen Schülers und auch dann nur bei gründlicher sprachwissenschaftlicher Ausbildung des Lehrers und immer nur an bestimmten bildhaften Einzelbeispielen, also nur in anregenden Andeutungen zu lösen wäre. Aber wozu im Sprachlichen steckenbleiben, wo wir doch von Kunsterziehung reden? Einzig und allein deshalb, weil gerade hier die Wurzeln unseres Kunstlebens jedem sichtbar bloßgelegt werden. Solange nämlich der mangelhafte Ausdruck in deutscher Sprache sogar den Gebildeten nicht schändet — man denke nur an unser Juristen- und Beamtendeutsch! —, so lange ist alle unsere künstlerische Bildung ein toter Schatz. Denn die künstlerische Erziehung darf

sich nicht etwa mit der Erklärung von Bildern oder Bauten begnügen. Was nützte auch diese Erklärung dem, dessen Auge nicht geschult ist? Nein, sie muß den ganzen Menschen packen und umkrepeln; sie muß ihm einen Ekel an auswendig gelernten Wörtern und kahlen Begriffen beibringen; sie muß ihn zwingen, überall — auch da, wo nur gesprochen wird — die Augen zu gebrauchen und das Wort nur für einen traurigen Notbehelf für die lebendige Anschauung zu halten. Lebt doch selbst der Begriff des Denkers nur in der Anschauung des einzelnen Dinges, das als Stellvertreter für eine ganze Gruppe ähnlich geariteter seinen Namen hergab. Wie viel mehr aber heißt es allen Wortkram da über Bord zu werfen, wo es die Dinge selbst mit Stift oder Farbe nachzubilden gilt! Und doch hat gerade hier, wo die Natur allein uns Lehrmeisterin sein kann, die Schule lange Zeit hindurch zwischen die Natur und das Auge des Kindes die Abbildung, die Zeichenvorlage, das Modell geschoben und den Schüler so gerade in dem Augenblick, da er seine Augen brauchen und die Dinge selber sehen lernen sollte, von vornherein genötigt, die Natur mit fremden Augen zu sehen und die Dinge durch die Brille einer fremden Auffassung zu betrachten. Man glaubte durch diesen Zeichenunterricht nach Schablonen — ich denke noch mit Schaudern an die langweiligen Ornamentvorlagen, die wir mit ängstlicher Beobachtung all ihrer schönen Kreis- und Schneckenlinien nachpausen mußten — den künstlerischen Sinn des Schülers zu bilden und merkte nicht, daß dadurch das Auge nur begrifflich verblüdet und für die Wiedergabe des unererschöpflichen Reichturns der Dinge abgestumpft wurde.

## Grundsätze der Entlohnung.

Von Dr. Hilde Oppenheimer.

Noch bis vor kurzem wurde in allen Lohnvereinbarungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern die Höhe der Einkommensätze ausschließlich nach einem einzigen Prinzip abgestuft: der Art, beziehungsweise dem Ergebnis der zu leistenden Arbeit. Dem gelernten Arbeiter wurde ein höherer Minimallohn garantiert als dem angelernten, dem angelernten ein höherer als dem ungelerten; und innerhalb dieser drei großen Abteilungen wieder gab es zahlreiche Lohnunterschiede je nach der Qualifikation der verschiedenen Arbeiten, je nach dem »Wert«, den man in folgedessen den einzelnen Arbeiterkategorien zuerkennt.

Neuerdings beginnt man, ein neues Moment in die Lohnvereinbarungen mit aufzunehmen. Es wird ein Unterschied in der Höhe der festgesetzten Minimalgehälter gemacht, je nachdem der Arbeitnehmer verheiratet ist oder nicht. Auch die jüngsten vorläufigen Vereinbarungen im Bankgewerbe, die den Streik der Berliner Bankbeamten zum Abschluß brachten (April 1919), enthalten eine entsprechende Abmachung. Es soll zum Beispiel das Mindesteinkommen betragen für ledige Kassenboten und Hauspersonal im 25. Lebensjahr 3600 Mark, für verheiratete Boten und Hauspersonal im 25. Lebensjahr 4200 Mark. Damit wird neben der Leistung ein zweiter Faktor als bestimmend für die Einkommenshöhe anerkannt: der Bedarf. Ohne Frage ist hierin die Auswirkung sozialistischer oder mindestens sozialpolitischer Anschauungen zu erblicken. Der Arbeiter ist nicht mehr bloßes Produktionsmittel, dem ein mehr oder minder großer Teil des Produktwertes »zugerechnet« wird, er ist ein Mensch, dessen notwendiger Konsum, dessen Ausgabebetrag auf irgendeine Weise mit in Rechnung gestellt werden muß.

Diese Einschaltung des Bedarfsmoments geht unseres Wissens auf die Kriegszeit zurück und kam zunächst vorwiegend in den Teuerungszulagen zum Ausdruck,

die für Verheiratete und Ledige in verschiedener Höhe angelegt wurden. Vor allem ist im Staats- und Kommunaldienst jener Unterschied zur Durchführung gekommen; aber auch die Privatunternehmer haben sich einer entsprechenden Regelung nicht entziehen können (vergl. zum Beispiel die Vereinbarungen im Buchbindergewerbe). Es ist nur natürlich, daß die öffentlichen Körperschaften als »offizielle Vertreter der Allgemeinheit« die ersten waren, die die harte ökonomische Gesetzmäßigkeit durch Einschaltung eines sozialen Moments durchbrachen. Daß die Privatunternehmer diesem Vorgehen hier und da gefolgt sind, erklärt sich wohl aus dem gestiegenen Einfluß der Gewerkschaften und vor allem aus dem immer fühlbarer werdenden Arbeitermangel während des Krieges.

An sich — darüber muß man sich klar sein — steht eine Berücksichtigung des Bedarfs in der Lohnhöhe zu der ökonomischen Gesetzmäßigkeit der kapitalistischen Wirtschaft in ausgesprochenem Gegensatz. Sind für verheiratete Arbeiter besondere Zulagen vereinbart, so wird bei freier Konkurrenz selbstverständlich jeder Unternehmer versuchen, für seinen Betrieb ledige Arbeiter zu gewinnen, das heißt die praktische Folge wird eine möglichsche Ausschaltung der verheirateten sein. Während des Krieges hat die dringende Nachfrage nach Arbeitskräften aller Art derartige Konsequenzen verhindert, die bei stärkerem Angebot im Falle unbeschränkter Konkurrenz unbedingt wirksam werden. Wenn es trotzdem gelungen ist, dem Bedarfsmoment auch jetzt noch — bei überfülltem Arbeitsmarkt — seinen Einfluß auf die Entlohnung ohne schädliche Folgen zu sichern, so ist das ohne Frage auf die Beschränkung des ungehemmten Wettbewerbs der Arbeitskraft zurückzuführen. Obwohl die gesetzlichen Bestimmungen über Einstellung und Entlassung von Arbeitern wie vor allem der nunmehr gewonnene Einfluß der Arbeitnehmer auf die Verhältnisse des Betriebs haben es erreicht, daß die Stellung des Bedarfs in der Entlohnung nicht nur nicht erschüttert, sondern noch gefestigt wurde. Das aber muß nachdrücklich hervorgehoben werden: Nur wo der Arbeitnehmerschaft auch auf Einstellung und Entlassung der Arbeiter und Angestellten ein Einfluß zusteht, ist eine Gewähr dafür gegeben, daß die vereinbarte Berücksichtigung des Bedarfsmoments in der Entlohnung praktisch nicht zu einer Ausschaltung derjenigen Personen führt, denen ein höheres Bedarfsbudget zuerkannt ist.

Dabei ist die bloße Scheidung nach Verheirateten und Unverheirateten äußerst unvollkommen. Ein Lediger, der etwa Mutter und Schwester ernähren muß, hat einen größeren Bedarf als ein kinderloser Ehemann. Schon aus diesem Beispiel erhellt, daß die bloße schematische Trennung in die erwähnten Gruppen zum mindesten ergänzt werden muß durch Berücksichtigung der Zahl der zu erhaltenden Familienangehörigen.

Die im vorstehenden gewünschte Berücksichtigung des Bedarfs ist streng zu scheiden von der in manchen kommunistischen Kreisen geforderten Bemessung, die das Bedürfnis als einzige Grundlage anerkannt wissen will. Es besteht ein doppelter Unterschied. Erstens ist das Bedürfnis ein rein subjektives Moment, während der Bedarf im obenerwähnten Sinne als ein objektiver Faktor in die Erscheinung tritt. Dem verheirateten Manne wird eben, da er für Frau und Kind zu sorgen hat, ein größerer »Bedarf« zugebilligt, das heißt es wird — unabhängig von seinen individuellen Bedürfnissen — angenommen, daß sein Ausgabecafat ein größerer ist als der des Unverheirateten. Gewiß lebt de facto mancher Verheiratete mit Frau und Kind billiger als sein lediger, aber anspruchsvollerer Kollege. Aber diese über ein gewisses Maß hinausgehenden Ansprüche werden eben im Gegensatz zu der erwähnten kommunistischen Anschauung — nicht anerkannt.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen, sei gesagt, daß keineswegs alle Kommunisten das Bedürfnis im angegebenen Sinne als Regulator des Einkommens angesehen wissen wollen. Sehr häufig wird die Forderung nach einer Regulierung des Konsums vertreten, wodurch der subjektive Faktor »Bedürfnis« sich auch hier in den objektiveren »Bedarf« verwandelt.

Der zweite Unterschied zu der kommunistischen Betrachtung ist die dort geforderte **Einzigkeit** des Bedürfnisses als Grundlage für die Lohnbemessung. In den von uns erwähnten Kollektivvereinbarungen ist aber nicht nur **daneben** das Moment der Leistung von Bedeutung, sondern es spielt nach wie vor die ausschlaggebende Rolle. Grundsätzlich stufen sich die Gehaltshöhen auch jetzt noch nach der Qualifikation der verschiedenen Arbeitnehmerkategorien ab; der Bedarf bildet nur eine Ergänzung.

Wir werden an der Leistung als Grundprinzip der Entlohnung noch eine geraume Weile festhalten müssen. Sein Ersatz durch das Bedürfnis muß vorläufig als völlig utopisch angesehen werden. Ob er in ferner, ferner Zeit einmal möglich sein wird, bleibe dahingestellt. Auch das ist ungewiß. Für absehbare Zeit jedenfalls werden wir den durch entsprechende Entlohnung gegebenen Anreiz zur Höchstleistung nicht entbehren können. Er wird für den wirtschaftlichen Wiederaufbau von großer Bedeutung sein. In dem vorläufigen Bericht der Sozialisierungskommission über die Sozialisierung des Kohlenbergbaues ist mit Recht darauf hingewiesen, wie wichtig gerade die angemessene Entlohnung der Arbeitsleistung für den Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus ist. Die noch bestehende Privatindustrie wird selbstverständlich nach wie vor nach dem Grundsatz der Leistung entlohnen. Geschieht das gleiche in den bereits sozialisierten Betrieben nicht, so werden notwendig alle tüchtigen Kräfte sich in den Dienst der Privatindustrie stellen, und die nur mit Aufgebot aller Fähigkeiten zu lösenden praktischen Sozialisierungsaufgaben bleiben in den Händen der Untächtigen.

Das Moment des Bedarfs, das, wie gesagt, als Ergänzung zu der bisherigen Entlohnungsmethode unbedingt hinzukommen muß, spielt gegenwärtig nicht nur in der Lohnfrage eine wichtige Rolle. Es hat auch auf die Gestaltung des Arbeitsmarktes während der Übergangswirtschaft bestimmend eingewirkt. Das durch den Materialmangel auf der einen, durch die Rückkehr der Kriegsteilnehmer auf der anderen Seite hervorgerufene Überangebot an Arbeitskräften macht es unmöglich, alle Arbeitswilligen zu beschäftigen. Man hat nun die Entwicklung des Arbeitsmarktes nicht sich selbst überlassen, sondern Richtlinien aufgestellt, nach denen die Auswahl der zu beschäftigenden, beziehungsweise der zu entlassenden Arbeitskräfte zu erfolgen hat. Die Regierung stellte sich dabei grundsätzlich auf den Standpunkt, daß die wirtschaftlich starken Existenzen ihren Arbeitsplatz für die wirtschaftlich Schwachen freizumachen haben — ohne Rücksicht auf ihre Fähigkeit. Durch diese Ausschaltung des Leistungs- zugunsten des Bedarfsmoments werden notwendigerweise der Wirtschaft viele tüchtige Kräfte entzogen. Die gegenwärtige Arbeitslosigkeit zwingt uns also nicht nur, unser einziges Gut, die menschliche Arbeitskraft, in großem Umfang brachliegen zu lassen; sie zwingt uns sogar, oft gerade die wertvollsten Arbeitskräfte zur Untätigkeit zu verdammen. Darin liegt zweifellos eine nicht unwichtige Hemmung des Wiederaufbaues und der Steigerung der Produktivität unserer Wirtschaft. Gewiß, es gab keinen anderen Weg. Es bestand nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten: entweder die Untächtigen aus der Arbeit auszuschalten und nur die Tächtigen darin zu belassen — ohne Rücksicht auf ihre Bedürftigkeit; oder aber die wirtschaftlich Starken auszuschalten und die wirtschaftlich Schwachen in der Arbeit zu belassen — ohne Rücksicht auf ihre Fähigkeit. Das letztere Übel war nicht nur in sozialer Hinsicht, sondern auch wirtschaftlich fraglos das kleinere, aber diese Tatsache darf uns nicht blind dagegen machen, daß es eben ein Übel ist.

Noch einmal: das Grundprinzip der Entlohnung in unserer künftigen Wirtschaft wird für absehbare Zeit die Leistung bleiben müssen. Doch darf nicht vergessen werden, daß es Pflicht einer sozialistischen Gemeinschaft ist, darüber hinaus — ergänzend — dem Bedarfsmoment zu seinem Rechte zu verhelfen. Als Wege zu diesem Ziele sind die jüngsten Ausgestaltungen der Kollektivverträge zu begrüßen. Freilich bilden sie, wie schon gesagt, erst einen bescheidenen Anfang. Man

wird nach der Zahl der Kinder oder der sonst zu erhaltenden Familienmitglieder eine Staffel von Bedarfszuschlägen einführen müssen. Einer solchen Spezialisierung werden sich fraglos, solange noch nicht die gesamte Wirtschaft sozialisiert ist, manche Schwierigkeiten von privatkapitalistischer Seite entgegenstellen. Es muß Aufgabe der Arbeitervertreter sein, der Berücksichtigung des Bedarfsmoments in der Entlohnung den erforderlichen Nachdruck zu verleihen. Aus psychologischen Gründen ist es dabei jedoch wichtig, daß die Bedarfszuschläge auch äußerlich ihren Charakter als »Zuschläge« dokumentieren, das heißt daß sie als besondere Posten geführt werden, getrennt vom eigentlichen Grundlohn, der nach der Leistung und nur nach der Leistung zu bemessen ist.

## Nofizen.

**Der Einfluß des Krieges auf Spaniens Außenhandel.** Der Krieg hat in den ersten Jahren günstig auf Spaniens Außenhandel eingewirkt, bis der Mangel an Zufuhr fremder Rohstoffe und Nahrungsmittel, vor allem aber die Unsicherheit des Seeverkehrs sowie die inländischen und ausländischen Ausfuhrhemmungen wieder zu einem starken Rückgang des Exports führten. Nach den kürzlich veröffentlichten vorläufigen spanischen Zollabschlüssen betrug der Warenwert (ohne Gold und Silber) der Einfuhr und Ausfuhr Spaniens im Jahre 1918, verglichen mit den entsprechenden Wertziffern der vorausgegangenen vier Jahre:

	Einfuhr	Ausfuhr
1914 . . . . .	1022 Mill. Pesetas	868 Mill. Pesetas
1915 . . . . .	967 - - -	1242 - - -
1916 . . . . .	913 - - -	1362 - - -
1917 . . . . .	734 - - -	1311 - - -
1918 . . . . .	576 - - -	938 - - -

Wie diese Zahlen zeigen, hat mit dem Beginn des Krieges die Einfuhr ständig abgenommen, da alsbald die Zufuhr von fremden Lebensmitteln und Rohstoffen stockte. Dagegen nahm zunächst die Ausfuhr einen Aufschwung, vornehmlich der Export von Fabrikaten, dann auch von Lebensmitteln, während die Ausfuhr von Rohstoffen sich ungefähr auf gleicher Höhe hielt, das heißt dem Werte nach, denn die Gewichtsmenge der ausgeführten Rohstoffe hat sich mehr und mehr verringert.

Es betrug die Ausfuhr von:

	Fabrikaten	Lebensmitteln	Rohstoffen
1914 . . . . .	250 Mill. Pesetas	356 Mill. Pesetas	260 Mill. Pesetas
1915 . . . . .	605 - - -	402 - - -	233 - - -
1916 . . . . .	559 - - -	533 - - -	260 - - -
1917 . . . . .	533 - - -	532 - - -	242 - - -
1918 . . . . .	421 - - -	333 - - -	179 - - -

Die Zahlen beweisen, daß sich im Laufe des Krieges eine wesentliche Veränderung im spanischen Außenhandel vollzogen hat. Vor dem Kriege exportierte Spanien vor allem Rohstoffe (ungefähr 43 bis 46 Prozent seiner Gesamtausfuhr bestand aus Rohmaterialien), während des Krieges ist es jedoch mehr und mehr dazu übergegangen, seine im Lande erzeugten Rohstoffe selbst zu verarbeiten und als Halb- und Fertigfabrikate auszuführen. Damit ist aber nicht gesagt, daß diese industrielle Entwicklung auch in den nächsten Jahren andauern wird; denn zumeist war es die starke Nachfrage der Entente nach Kriegsmitteln und das Sinken der ausländischen Währung, vornehmlich der französischen und italienischen Valuta, das diesen Aufschwung herbeigeführt. Diese starke Nachfrage der Entente hat aber bereits aufgehört und wird noch mehr zurückgehen.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 11

Ausgegeben am 13. Juni 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Ein Wort zur Sozialisierungsfrage.

Von A. Ellinger.

### 1. Zum Begriff der Sozialisierung.

Es ist ganz sicher, daß große Massen der Arbeiterschaft die Sozialisierung leidenschaftlich wollen; aber es ist ebenso sicher, daß innerhalb derselben Arbeiterschaft über das Wesen der Sozialisierung und über die Wege zur Sozialisierung noch die allergrößte Unklarheit herrscht. Das geht schon daraus hervor, daß einzelne Arbeitergruppen in dem Glauben, damit die Sozialisierung praktisch in Angriff zu nehmen, gleich nach Ausbruch der Revolution ihren Unternehmern die Betriebe wegzunehmen und sie in eigene Verwaltung zu überführen suchten. Man hat dabei gar seltsame Dinge erlebt. Von Bergarbeitern ist zum Beispiel berichtet worden, daß sie eine Tonne auf diese Weise »sozialisiert« und die geförderte Kohle gegen Lebensmittel ausgetauscht hätten. Sie machten dabei in ganz kurzer Zeit eine gewaltige Unterbilanz und waren schließlich froh, daß die ausgeschaltete Verwaltung den Betrieb wieder übernahm.

Es ist begreiflich, daß unaufgeklärte Arbeiter zu solch unreifen Experimenten kommen. Handelt es sich doch dabei zum guten Teil um Elemente, die noch bis vor kurzer Zeit im Lager der Gegner des Sozialismus standen: um Unorganisierte, Gelbe und andere Schüßlinge des Unternehmertums. Diese Leute haben die sozialistischen Gedanken meistens nur in den verzerrten Formen kennengelernt, wie sie ihnen von den Gegnern des Sozialismus vorgezeigt wurden. Da war ja stets nur von der »Verteilung« des Eigentums und ähnlichen geistreichen Dingen die Rede.

Aber wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir zugeben, daß auch innerhalb der sozialistisch organisierten Arbeiterschaft keine Klarheit und daß selbst bei ihren Führern keine einheitliche Meinung darüber herrscht, was unter Sozialisierung zu verstehen und wie diese durchzuführen ist. Im Erfurter Programm wird bekanntlich das Wort Sozialisierung gar nicht gebraucht; es wird dort nur von *Vergesellschaftung*, von der »Verwandlung des Privateigentums in gesellschaftliches Eigentum« gesprochen. Aber nirgends im Programm ist näher erklärt, wie die Verwandlung des Privateigentums in gesellschaftliches Eigentum vor sich gehen soll, was unter »Vergesellschaftung« zu verstehen ist, aus wem die Gesellschaft besteht. Es wird zwar an einer Stelle von dem Übergang der Produktionsmittel »in den Besitz der Gesamtheit« gesprochen; aber auch hier wird nicht näher bezeichnet, wer diese »Gesamtheit« ist. Man kann sich darunter ebensowohl die in einem großen Reiche wie in einem Staate oder in einer Gemeinde ansässige Gemeinschaft von Menschen vorstellen, man kann darunter aber auch einen viel größeren Kreis, unter Umständen die ganze Menschheit verstehen. Auch in anderen für die Arbeitermassen geschriebenen sozialistischen

Schriften ist der Begriff der Gesellschaft und der Vergesellschaftung fast nirgends klar und prägnant definiert worden. Es ist deshalb kein Wunder, wenn viele Sozialisten — und zwar durchaus nicht nur Arbeiter! — die Begriffe »Staat« und »Gesellschaft« oder »Volk« und »Gesellschaft« einander gleichsetzen und die Vergesellschaftung für gleichbedeutend mit Rationalisierung oder Verstaatlichung oder Kommunalisierung halten. Genosse Cunow ist einer der wenigen, die diese Begriffe stets streng auseinanderhalten. Er hat in der Neuen Zeit und in anderen Schriften immer wieder auf die Verschiedenheit der Dinge hingewiesen, die hinter diesen Begriffen stehen. Er hat auch den Begriff der Vergesellschaftung, wenigstens in knappen Umrissen, wiederholt definiert.

Nach Cunow — der sich bei seiner Definition auf Marx und Engels stützt — ist der Staat ein *politisch-rechtliches*, die Gesellschaft aber ein *ökonomisches* Gebilde. Im Staate lebt eine Vielheit von Personen innerhalb bestimmter Grenzen unter einheitlichem Rechte. Für die Gesellschaft bestehen diese Grenzen nicht, für sie gilt auch kein einheitliches Recht. Zur kapitalistischen Gesellschaft gehört alles, was dem kapitalistischen Einfluß unterworfen ist, und dieser Einfluß erstreckt sich fast auf die ganze Welt. Die Grundlage des Staates ist das gleiche Recht, die Grundlagen der Gesellschaft sind die gleichen Produktionsbedingungen. Daraus ergibt sich ganz von selbst, daß die Verstaatlichung oder Kommunalisierung von Produktionsmitteln noch nicht ihre Vergesellschaftung ist.

Aber was ist nun Vergesellschaftung? Cunow sagt darüber (Nr. 10 der Neuen Zeit, 37. Jahrgang, 1. Band):

Die Vergesellschaftung folgt erst später der Verstaatlichung. Zunächst werden die Produktionsmittel nach Marx-Engelscher Auffassung Staatseigentum. Aber damit verliert der Staat mehr und mehr seine politischen Funktionen und seine Bedeutung. Er wird eine Verwaltungsorganisation. An die Stelle der früheren Regierungsfunktionen tritt die Leitung des Produktionsprozesses. Der politische Staat stirbt ab; er löst sich, wie man sagen kann, in die Gesellschaft auf, und damit wird nun auch das Staatseigentum zum Gesellschaftseigentum, die Verstaatlichung zur Vergesellschaftung.

Nach Cunow geht also der Vergesellschaftung die Verstaatlichung (oder die Kommunalisierung) voraus. Reich, Staaten und Gemeinden, wohl auch Zweckverbände, Kreise, Provinzen sollen als bereits bestehende Organe lebendiger Menschengemeinschaften die Produktionsmittel von den Privateigentümern übernehmen und sie öffentlich zum Nutzen aller verwalten. Sie sollen die Produktion nach den vorhandenen Bedürfnissen regeln und die Erzeugnisse menschlicher Arbeit an alle ihre Glieder verteilen. Durch diese Tätigkeit wird nach Cunow der Staat selbst in seinen Grundlagen und in seinem Wesen verändert; seine Aufgabe ist nicht mehr die Beherrschung von Menschen, sondern die Verwaltung von Sachen. Indem wir den Staaten, Gemeinden usw. diese Aufgaben übertragen und sie im sozialistischen Sinne organisieren — wozu auch gehört, daß wir der Arbeiterschaft den größtmöglichen Einfluß auf die Produktion einräumen —, und indem wir gleichzeitig dafür sorgen, daß in anderen Ländern dasselbe geschieht, wächst aus den heutigen kapitalistischen Staaten in organischem Werden die sozialistische Gesellschaft heraus.

Ist es nun richtig, bei den jetzt bevorstehenden Änderungen bestimmter Eigentumsverhältnisse, die ja stets auch eine Veränderung der sozialen oder

gesellschaftlichen Verhältnisse nach sich ziehen, von »Sozialisierung« zu sprechen? Im allgemeinen Sprachgebrauch hat sich dieses Wort so fest eingebürgert, daß es wohl nicht so leicht wieder daraus verschwinden wird. Genosse Cunow hat dagegen in seinem bereits angezogenen Artikel das Wort Sozialisierung für die zunächst zu erwartenden Änderungen verpönt und gemeint, es wäre besser, von »Verstaatlichung« oder »Kommunalisierung« zu sprechen. Er kommt zu dieser Auffassung, weil er ohne weiteres die Begriffe »Sozialisierung« und »Vergesellschaftung« einander gleichsetzt. Wenn man das tut, darf man allerdings bei den ersten Schritten, die später zur Vergesellschaftung führen sollen, noch nicht von Sozialisierung sprechen. Denn von einer Vergesellschaftung ist bei der Verstaatlichung oder Kommunalisierung, wie dargelegt, tatsächlich noch keine Rede. Nach meiner Meinung braucht man aber die Begriffe »Sozialisierung« und »Vergesellschaftung« einander nicht gleichzusetzen. Ich glaube, ich bin einer der ersten von denen gewesen, die — schon in der ersten Kriegszeit, als von einer Vergesellschaftung der Produktionsmittel noch gar keine Rede war — das Wort Sozialisierung gebraucht haben. Und zwar habe ich es gebraucht für wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen, die in der Richtung zum Sozialismus lagen, für Veränderungen, durch die noch nicht sozialistische, wohl aber sozialere Verhältnisse geschaffen wurden. Demgemäß ist für mich auch heute noch Sozialisierung und Vergesellschaftung zweierlei. Unter Vergesellschaftung verstehe ich das Ziel, unter Sozialisierung aber den Weg zum Ziele, die Etappen dazu. Ich betrachte das Wort »Sozialisierung« als einen Sammelbegriff für alle jene bewußten Änderungen unserer Wirtschaft und unseres ganzen Lebens, die uns vom Privatkapitalismus ab- und der Gemeinwirtschaft, dem Sozialismus, der Vergesellschaftung der Produktionsmittel entgegenführen.

Faßt man den Begriff der Sozialisierung so auf, dann sind wir allerdings in der Sozialisierung bereits mitten drin. Dann fällt unter den Begriff der Sozialisierung nicht nur die reine Verstaatlichung und Kommunalisierung von Betrieben, sondern auch die Schaffung gemischtwirtschaftlicher Betriebe, die Gründung von Konsum- und Produktivgenossenschaften, kurz alles, was dazu angeht, den privaten Unternehmerprofit zugunsten einer organisierten Gemeinschaft: des Staates, der Gemeinde, des Kreises, der Provinz, der Genossenschaft usw. auszuschalten oder einzuschränken. Freilich wird dabei stets Voraussetzung sein müssen, daß der Übergang der Produktionsmittel aus privatkapitalistischen Händen in Gemeinbesitz auch wirklich sozialere Verhältnisse schafft, als sie unter den alten Umständen geherrscht haben. Sollte das nicht der Fall sein, sollten am Ende gar, wie das bis zur Revolution in Staats- und Gemeindebetrieben vielfach gewesen ist, die Arbeiter in gemeinwirtschaftlichen Betrieben sozial und rechtlich schlechter gestellt sein als die Arbeiter bisher in Privatbetrieben, dann dürfte man nach meiner Meinung bei der Verstaatlichung oder Kommunalisierung allerdings nicht von Sozialisierung reden.

## 2. Zur Durchführung der Sozialisierung.

Noch weiter als in der Begriffsbestimmung des Wortes Sozialisierung gehen die Meinungen — auch bei den Sozialisten — darüber auseinander, was, wann und wie sozialisiert werden soll. Bestimmte Gruppen in der

Arbeiterbewegung wollen überhaupt nicht in dem Sinne, wie ich es dargelegt habe, sozialisieren. Sie wollen kein schrittweises Vorgehen, keine Sozialisierung der dafür reifen Betriebe oder Industrien, kein Hineinwachsen in die sozialistische Gesellschaft, sondern sie fordern die sofortige Vergesellschaftung alles Privateigentums an Produktionsmitteln. Für sie ist das Werden der sozialistischen Gesellschaft keine Sache der Entwicklung, sondern des Dekrets. Sie glauben ein wirtschaftliches System ebenso im Handumdrehen umkrepeln zu können, wie politische Systeme umgekrepelt worden sind. Und da sie wissen, daß eine solche plötzliche Umkrepelung nur möglich wäre gegen den Willen der Volksmehrheit, so verlangen sie die Aufrichtung der proletarischen Diktatur. In Rußland hat man mit dieser Art »Sozialisierung« einen Versuch gemacht. Ich glaube, die Erfolge sind nicht so, daß sie uns deutsche Sozialisten zur Nachahmung reizen können.

Auf der anderen Seite gibt es Parteigenossen, die im Augenblick gegen jede Sozialisierung sind. Sie verweisen auf die Zerrüttung unserer Volkswirtschaft, sie sagen, es sei nichts zum Sozialisieren da, es sei immer Voraussetzung gewesen, daß der Kapitalismus bei der Sozialisierung in seiner Vollreife stehen müsse, die Sozialisierung im gegenwärtigen Augenblick wäre die Sozialisierung des Bankrotts usw. Diese Gründe sind auf den ersten Augenblick sehr bestechend, aber für stichhaltig halte ich sie nicht. Wenn nämlich der Sozialismus wirklich das höhere, vollkommeneren und leistungsfähigere Wirtschaftssystem ist, als das er von uns Sozialisten immer bezeichnet wurde, so ist nicht einzusehen, warum uns dieses Wirtschaftssystem — sofern nur sonst die Voraussetzungen für seine Einführung gegeben sind — nicht ebenso rasch oder sogar noch rascher aus unserem jetzigen Elend herausbringen soll wie das kapitalistische Wirtschaftssystem, und warum nicht mit der Sozialisierung der dafür reifen Betriebe alsbald begonnen werden soll.

Nach meiner Meinung sollte überall dort, wo wir heute die Macht dazu haben, für die Inangriffnahme der Sozialisierung — Verstaatlichung, Kommunalisierung, Gründung von Genossenschaften usw. — einzig und allein die Frage maßgebend sein: Was wird durch die Sozialisierung erreicht? Bringt sie Deutschland ebenso rasch oder rascher als das privatkapitalistische Wirtschaftssystem aus seinem heutigen Elend heraus und bringt sie insbesondere eine Verbesserung der Lage der Arbeiter mit sich? Wenn und soweit man diese Frage bejaht, soll man die Sozialisierung in Angriff nehmen. Wenn und soweit man sie verneint, soll man die Finger davon lassen. Denn der Zweck unseres ganzen Kampfes ist ja nicht die Durchsetzung abstrakter Prinzipien, sondern die Förderung des Wohles der Arbeiterklasse und letzten Endes der ganzen Menschheit.

Nun halten allerdings sehr viele, vielleicht die meisten Arbeiter eine ganz erhebliche Verbesserung ihrer Lage infolge der Sozialisierung ohne weiteres für selbstverständlich. Sie lassen sich blenden von den Millionengewinnen, die in den letzten Jahrzehnten, und ganz besonders während des Krieges, kapitalistische Gesellschaften eingesteckt haben. Sie vergessen dabei zweierlei: erstens, daß, wenn der Gesamtjahresgewinn der Kapitalisten auf die Gesamtarbeiterklasse verteilt würde, auf den einzelnen Arbeiter doch immerhin nur eine verhältnismäßig niedrige Summe entfiel, und zweitens, daß es auch im sozialisierten Betrieb, ja selbst in der sozialistischen Gesellschaft

unmöglich ist, diese Gewinne restlos den einzelnen Arbeitern zum Zwecke der Konsumtion zuzuführen. Sie vergessen, daß im sozialisierten Betrieb von den heutigen Gewinnen der Kapitalisten nur das den Arbeitern zur Konsumtion zugeführt werden kann, was die Kapitalisten bisher von ihren Gewinnen selbst v e r k o n s u m i e r t haben. Den Teil ihrer Gewinne, den sie zur Erhaltung und Erweiterung ihrer Betriebe immer aufs neue in diese hineingesteckt und dadurch zu Kapital gemacht haben, kann auch kein sozialisierter Betrieb den Arbeitern zur Konsumtion auskehren, wenn er nicht binnen ganz kurzer Zeit elend zusammenbrechen und damit die Sozialisierung jämmerlich scheitern soll. Der einzige Unterschied zwischen dem kapitalistischen und dem sozialisierten Betrieb besteht in dieser Beziehung darin, daß die Gewinne, die der Kapitalist heute zur Erhaltung und Erweiterung der Produktion anlegt, später nicht mehr Eigentum eines einzelnen, sondern einer organisierten Gemeinschaft sind.

Im übrigen muß auch der sozialisierte Betrieb, genau wie der Privatkapitalist, zu den unproduktiven Ausgaben beitragen, die der Staat, beziehungsweise später die sozialistische Gesellschaft zu ihrer Erhaltung brauchen. Auch in der sozialistischen Gesellschaft wird es Arbeitsunfähige, Kranke, Greise und Kinder geben, für deren Erhaltung und Erziehung die Gesellschaft wie der heutige Staat — und b e s s e r als der heutige Staat — zu sorgen hat. Die sozialistische Gesellschaft wird auch mehr für andere unproduktive Zwecke ausgeben müssen: zur Pflege von Kunst und Wissenschaft, zur Verschönerung der Städte und zu anderen Dingen. Die Mittel zu alledem können nur aus der produktiven, Werte schaffenden Arbeit kommen, genau wie sie heute — in Gestalt von Steuern usw. — aus dieser Arbeit kommen. Auch die sozialistische Gesellschaft kann nicht mehr verzehren, als sie erzeugt. Soll der Arbeiter in dieser Gesellschaft wesentlich besser als heute leben, so kann dies nur erreicht werden durch die Verlängerung der Arbeitszeit oder die Steigerung der Arbeitsergiebigkeit. Die Steigerung der Arbeitsergiebigkeit kann gewiß zu einem guten Teil erreicht werden durch die Zusammenlegung von Betrieben, durch die Ausschaltung überlebter Arbeitsmethoden, durch die Ausdehnung der Maschinenarbeit an Stelle der Handarbeit und anderes mehr. Aber ein Schlaraffenleben à la Bellamy, wie das viele Arbeiter von der Sozialisierung erträumen, haben wir in den nächsten Jahrzehnten auch bei der denkbar schnellsten Förderung der Sozialisierung, hätten wir auch bei der vollständigen Vergesellschaftung der Produktionsmittel nicht zu erwarten, selbst wenn diese sich so glatt durchführen ließe, wie sie sich zweifellos nicht durchführen läßt. Ein solches Schlaraffenleben haben die deutschen Arbeiter in den nächsten Jahrzehnten um so weniger zu erwarten, wenn sie nicht nur die durch den Krieg zerrüttete deutsche Wirtschaft wieder aufbauen, sondern auch noch für die Ententeimperialisten in dem Umfang fronen sollen, wie ihnen dies die Herren Clemenceau & Co. im Friedensvertrag zumuten. Es wird Aufgabe unserer Presse und unserer Funktionäre sein, gerade darüber unablässig Aufklärung zu verbreiten. Die fürchterlichste Enttäuschung großer Arbeitermassen und der gefährlichste Rückschlag sind sonst später unausbleiblich.

## Rußland und der Bolschewismus.

Von K. J. Ledoc.

### I.

Der Bolschewismus als politisches und soziales Phänomen hat bisher seinen wahrheitsgetreuen Darsteller noch nicht gefunden. Vielleicht werden noch viele Jahre vergehen, ehe ihm ein kühler, unparteiischer Schilderer erflucht, der ihn so darstellt, wie er in Wirklichkeit gewesen ist. Heute in unseren Tagen verwirrt der Bolschewismus die Gemüter noch zu sehr und wirbelt alle bisherigen Begriffe zu bunt durcheinander, als daß er schon jetzt einen unbefangenen, kühlen Beobachter finden könnte. Ich spreche nicht von jenen Journalisten, die in ihren Schriften den Bolschewismus predigen. Denn sie sind vollkommen unfähig, ein Bild von ihm zu geben, da sie nur in ihren eigenen Farben malen. Aber auch die prinzipiellen Gegner des Bolschewismus stellen ihn, ebenso wie ihre erbittertsten Feinde, nicht in das richtige Licht. Die Gegner des Bolschewismus, von denen einige, wie Aelstrod und Gawronsky, sicherlich hervorragende Männer sind, sind persönlich viel zu sehr an dem Stande der Dinge in Rußland interessiert, um nicht voreingenommen zu sein und die Ereignisse unparteiisch und ohne Rücksicht auf die von ihnen vertretenen Ideale schildern zu können. Andere, wie Burgeß und Sawinkoff, die den Bolschewismus im Prinzip ablehnen, schrecken vor keinem Mittel zurück, um ihn herabzusetzen. In ihrer Sucht nach Sensationen suchen sie die auffallendsten und abschreckendsten Tatsachen heraus, um ihn der Welt als Schreckgespenst zu schildern.

Der Hauptirrtum, der — vielfach wissentlich — von russischen Schilderern des Bolschewismus begangen und unwissentlich von fremden Schriftstellern und Gelehrten wiederholt wird, liegt darin, daß sie den Bolschewismus lediglich als eine von Agitatoren hervorgerufene Bewegung darstellen, der die Masse in ihrer Hilflosigkeit nachgibt, und daß sie daraus die Folgerung ziehen, eine solche künstlich gezüchtete Bewegung sei leicht in ein anderes Erdreich zu verpflanzen. Zu viele in Europa sind jetzt in diesem verhängnisvollen Irrtum befangen, und gerade sie sind es, die Lenin und seine Mitarbeiter unterstützen, indem sie deren Tätigkeit zu großen Wert beilegen. Den Vorhang von dieser wissentlich verbreiteten Täuschung hinwegzuziehen, ist der Zweck dieser Zeilen, nicht Geschichte zu schreiben.

Der Bolschewismus als eine politische Bewegung ist von den Führern der internationalen sozialistischen Bewegung der Welt nicht nur geduldet worden, sondern er hat auch ihre Zustimmung gefunden. Während der fünfzehn Jahre seines Bestehens arbeiteten die Anhänger des Bolschewismus Hand in Hand mit der russischen Sozialdemokratie und betrachteten sich selbst nur als einen Teil der gesamten Arbeiterpartei. Die Unterschiede waren rein theoretischer Natur und wurden lange Zeit durch gegenseitige Kompromisse überbrückt. Der Krieg erweiterte zwar die Kluft zwischen den Bolschewiki und der sozialdemokratischen Fraktion etwas, jedoch hauptsächlich in den Fragen der R e g i e r u n g. Erst nach der Revolution von 1917 trat der Zwiespalt zwischen den Bolschewiki und der Sozialdemokratie klar zutage. Die Bolschewiki begannen gegen alle anderen Parteien zu arbeiten. Auch jetzt noch wandte sich jedoch die bolschewistische Agitation bis zum Staatsstreich hauptsächlich Augenblicksfragen wie dem Krieg zu, und die brennendsten Fragen des echten Bolschewismus, die höchste sozialistische Forde-

rung wurde mittels eines revolutionären Umsturzes des bestehenden politischen Regimes durchgeführt — wurden in eine Form gegossen, die von der großen Masse der bolschewistischen Anhänger weder begriffen noch ausgeführt wurde.

Der Bolschewismus war sich anfangs selbst nicht ganz klar über die Rolle, die die Sowjets in der zukünftigen Entwicklung der bolschewistischen Herrschaft spielen sollten, der Schrei: »Die gesamte Macht für die Sowjets!« entstand erst allmählich. Sogar die bolschewistischen Führer selbst standen auf dem Standpunkt, daß die Sowjets eine Körperschaft bilden sollten, die zwar in der Regierung des Landes mitwirke, keineswegs aber die Herrschaft an sich reißen dürfe. Daher nahmen Trozky, Lunascharsky und die ganze bolschewistische Partei an der Wahl zur Nationalversammlung teil und bemühten sich fieberhaft um jeden Sitz, den sie bekommen konnten. In einer unlängst veröffentlichten Streitschrift »Der Renegat Kautsky« leugnet Lenin zwar, daß die bolschewistische Partei jemals der Einberufung der Nationalversammlung zugestimmt habe; doch seine Angaben werden widerlegt durch die Tatsache, daß, als der größere Teil der Wahlen vor sich ging, die bolschewistische Partei bereits am Ruder war. Die Bolschewiki verfolgten ihr Programm aber nur bis zu der Zeit, da sie zur Macht gelangten.

Mit der Erlangung der Macht tritt eine Wende in der Geschichte der bolschewistischen Bewegung ein. Diese Schwenkung vollzog sich jedoch nicht in der Richtung, die die Bolschewiki in den fünfzehn Jahren ihres Bestehens angenommen und prophezeit hatten, sondern sie schlug den entgegengesetzten Weg ein, da die ganze Bewegung nicht aus den sozialen und wirtschaftlichen Entwicklungsbedingungen Rußlands herauswuchs, sondern dem Wunsch einiger weniger entsprang, die Geschichte in die von ihnen gewünschte Bahn zu lenken. Der Bolschewismus unserer Tage beweist, daß er heute nicht mehr das ist, was er in der vorrevolutionären Epoche war, und daß auch seine Führer nicht das sind, was sie im November 1917 zu sein vorgaben. Wenn der zukünftige Geschichtsschreiber nach einem guten Wort für Lenin, Lunascharsky und Bucharin suchen wird, so wird das Beste, was er über sie sagen kann, die Wiederholung des russischen Dichterwortes sein: »Sie waren von einem großen Streben erfüllt, aber sie konnten es nicht vollenden.« Sie werden verurteilt werden, weil sie eine zu klägliche Rolle in der großen Tragödie spielen — weil sie, anstatt Führer zu sein, tatsächlich von Ereignissen geführt werden, die sie nur ins Rollen gebracht haben und die gewaltiger sind als sie selbst. Der Bolschewismus hat sein ursprüngliches Programm vollkommen im Stich gelassen und bildet heute für die Ziele und Ideale der Arbeiter einen ebenso gefährlichen Feind wie in anderen Ländern der Kapitalismus und Imperialismus.

Der fünfte Sowjetkongreß in Moskau im Juli 1918 hat eine proletarische Verfassung Rußlands aufgestellt, die aber heute Punkt für Punkt und Artikel für Artikel nichts weiter als ein Fetzen Papier ist. Alles, was die bolschewistischen Führer de facto oder de jure getan, steht in schroffem Gegensatz zu den Grundsätzen, die sie zuvor verkündet hatten.

Die Verfassung verheißt:

1. Der Privatbesitz wird abgeschafft, »der Grund und Boden wird zum Gemeingut des gesamten Volkes erklärt« mit dem Rechte des einzelnen, davon so viel zu benutzen, wie er selbst beackern kann. Heute befindet sich alles Land in Rußland, auch das, was die Bauern den Gutsbesitzern fort-

genommen und untereinander aufgeteilt haben, ebenso in privatem Besitz wie je zuvor. Der Bauer herrscht über das Land und verfügt darüber, wie es ihm paßt, sogar zum Schaden des Staates. Er hat Besitz davon ergriffen und weigert sich, es zu bebauen. Jetzt, acht Monate nach der Annahme des Gesetzes über die Nationalisierung des Landbesitzes, gesteht kein geringerer Führer des Bolschewismus als Bucharin ein, daß der Bauer der unbeschränkte Herr des Grund und Bodens ist, und daß seine Politik, den Boden nicht bis zur vollen Ertragsfähigkeit auszunutzen, die städtische Bevölkerung schwer gefährdet. Um dem Verderben zu steuern und die städtische Bevölkerung vor dem Hungertod zu bewahren, haben daher die Volkskommissare eine Verordnung erlassen, laut der nur das brachliegende Land nationalisiert werden darf, und zwar auch nur für das Jahr 1919, damit es unter Aufsicht der Regierung beackert wird («Investija» Nr. 29, 1919).

2. Alle Wälder, Gewässer und Bodenschätze sollen Nationaleigentum werden; sie müssen in einem sozialistischen Staate nach sozialistischen Grundsätzen ausgebeutet werden. Niemand kann behaupten, daß das heute in Rußland geschieht. Im Gegenteil: im Widerspruch zu allen Grundsätzen, die sie verkünden, und zu dem angenommenen Gesetz gehen die Bolschewiki mit den natürlichen Reichtümern ihres Landes heute auf fremden Märkten haufieren, weil sie hoffen, durch Verschacherung dieser Werte als wirkliche Regierung Rußlands anerkannt zu werden. Sie haben auch tatsächlich einem amerikanisch-norwegischen Syndikat, an dessen Spitze Hannevig in Christiania steht, Tausende von Meilen Waldlandes, von Wasserfällen und Eisenbahnvorrechten überlassen.

3. Alle industriellen Unternehmungen wurden ferner durch Erlass vom 28. Juni 1918 zum Nationaleigentum erklärt. Abgesehen davon, daß heute eine russische Industrie nur noch dem Namen nach vorhanden ist, schlägt ihre Sozialisierung allen sozialistischen Grundsätzen ins Gesicht. Die Verhältnisse, die heute in den sozialisierten Fabriken herrschen, sind schlimmer als zu Zeiten der kapitalistischen Ausbeutung, die von der Arbeiterbewegung auf das heftigste bekämpft wurde. In den sozialisierten Fabriken der russischen sozialistischen Sowjetrepublik sind heute Überstunden erlaubt, Akkordarbeit und Taylorsystem sind üblich, während Streiks verurteilt, Handwerksinnungen verfolgt werden. Um nur wieder einen Schimmer von Ordnung in das Chaos der Fabrikverhältnisse zu bringen, hat man die früheren Besitzer zurückgerufen und sie als Betriebsleiter und Direktoren in ihrem Betrieb wieder angestellt. Sie üben heute tatsächlich genau die gleiche Gewalt über ihre Fabriken aus wie zur Zeit ihrer Eigentumsherrlichkeit. Es ist daher auch verständlich, daß sich diese Leute bereits wieder als rechtmäßige Besitzer ihrer Unternehmen fühlen. Freilich werden sie heute ihr Eigentumsrecht wohl schon kaum zurückfordern, weil die industriellen Bedingungen zurzeit allzu ungünstig sind und so weit hinter einer vorteilhaften Ausnutzung zurückbleiben, daß die Übernahme der Betriebe durch die Regierung, die damit das gesamte Defizit auf ihre Schultern nimmt, die einzige Rettung vor dem Bankrott bedeutet. Diese Verhältnisse sind mir durchaus nicht nur vom Hörensagen bekannt, ich schöpfe vielmehr mein Material aus Unterredungen, die ich mehrfach mit den Leitern und Direktoren solcher nationalisierter Betriebe gehabt habe. Ein Besuch in den Morozoffschen und Sitinschen Anstalten wird diese Worte bestätigen, auch wenn der Be-

sucher nicht in alle Einzelheiten eingeweiht ist. Ich möchte die Behauptung aufstellen und energisch vertreten, daß die Morozoffs und Sitins von der bolschewistischen Herrschaft mehr befriedigt sind als ihre Arbeiter, die manch trübes Lied über die bolschewistische Wirtschaft singen können. Die Rationalisierung der Fabriken hat — um einen bolschewistischen Ausdruck zu gebrauchen — dem russischen Industriekapitalismus eine geradezu märchenhafte Frist eingeräumt, indem sie ihn vor dem Bankrott bewahrte, dem er nach der Niederlage und der ihr folgenden unvermeidlichen Überschwemmung des Landes mit fremden Fabrikaten sonst unrettbar verfallen gewesen wäre. Tatsächlich gedeiht heute der Kapitalismus in Rußland trotz der Rationalisierung der Fabriken gar prächtig.

4. Die Rationalisierung der Banken wird heute bereits offen von der Sowjetregierung bedauert, und ihre Wiedereröffnung zusammen mit der Wiederanerkennung der annullierten fremden Verbindlichkeiten ist den europäischen Staaten als Friedenspreis in Aussicht gestellt worden.

5. Die Bewaffnung des Proletariats, die in den ersten Tagen des bolschewistischen Sieges vollzogen wurde, ist bereits widerrufen worden. Heute fragen nicht mehr das industrielle und landwirtschaftliche Proletariat Waffen, sondern fast nur noch das Lumpenproletariat, das seinen Lebenszweck nicht in der Arbeit, sondern im Kampfe erblickt.

Fast alle anderen Handlungen, die der Bolschewismus unternahm, um eine Neuordnung der Dinge zu schaffen, hatten das gleiche Resultat. Die Ausführung der Pläne hatte den entgegengesetzten Erfolg, den die Entwürfe bezweckten, und wenn ich auch den Bolschewismus nicht beschuldigen will, daß er wissenschaftlich dem Kapitalismus Vorschub leistet, so muß ich doch sagen, daß er in Rußland den wildesten kapitalistischen Spekulationen das Feld bereitet und ihnen eine Ausdehnungsmöglichkeit von nie geahntem Umfang eröffnet hat. Den industriellen Arbeitern hat der Bolschewismus dagegen dank der Zerstörung der Fabriken bisher nur Elend gebracht, ohne ihnen die Waffen zum Kampfe gegen die Not zu liefern. In Zukunft wird der Kapitalismus in Rußland noch mehr die Oberhand haben als früher, weil den Arbeitern das einschränkende Gegengewicht auf dem Arbeitsmarkt, der Einfluß auf Angebot und Nachfrage fast völlig entzogen worden ist. Der Wiederaufbau der russischen Industrie wird ein sehr langsamer sein, während der Arbeiter sofort Beschäftigung braucht. Das russische Proletariat, dessen Banner zu tragen der Bolschewismus vorgibt, ist in der Tat ein Opfer des Abweichens von den Grundsätzen des internationalen Sozialismus geworden. Der Bolschewismus hat der Arbeiterschaft weder Hoffnung auf eine baldige Zukunft noch Kraft zum Kampfe mit der Gegenwart gelassen.

(Schluß folgt.)

## Gemeinschaft und Gesellschaft.<sup>1</sup>

(Grundbegriffe der reinen Soziologie.)

Von Ferdinand Tönnies.

Die vorliegende Schrift führte in der ersten Auflage (1887) den Untertitel: »Abhandlung des Kommunismus und des Sozialis-

<sup>1</sup> Professor Dr. Ferdinand Tönnies' bekanntes soziologisches Werk »Gemeinschaft und Gesellschaft« erscheint demnächst in dritter Auflage. Zu dieser Neu-

mus als empirischer Kulturformen«. In der zweiten Auflage (1912) habe ich an dessen Stelle einen anderen gesetzt (siehe oben), der mir auch jetzt noch wichtiger scheint. Jener dürfte nur von wenigen Lesern richtig verstanden worden sein. Heute ist es vielleicht an der Zeit, darauf zurückzukommen; einige erklärende Worte dazu hätte ich auch vor 32 Jahren nicht für überflüssig halten sollen. Jene berufenen Ausdrücke wollte ich nicht als Gebilde des Denkens und der Phantasie verstehen, wie es üblich war und ist — wobei man ehemals in der Regel Kommunismus als das weitergehende System auffasste, worin auch die Verteilung durch das Gemeinwesen geregelt sei, während neuerdings die Theoretiker in Anlehnung an den herrschenden Sprachgebrauch die Begriffe Kommunismus und Sozialismus als gleichbedeutend hinzustellen pflegen. In dieser jüngsten sturmbewegten Zeit hat sich indessen wieder eine Parteiung erhoben, die geflissentlich den Namen »kommunistisch« für sich in Anspruch nimmt, wie denn schon längst — die erwähnten Theoretiker hätten das nicht übersehen dürfen — dies Beiwort in Verbindung mit dem Anarchismus gebraucht worden war, der in scharfem und bewußtem Gegensatz zum Sozialismus als Zukunftsideal, insbesondere auch zu dem System, das sich als »wissenschaftlicher Sozialismus« einführte, eine Propaganda entfaltet hatte — besonders auch eine solche »der Tat« —, deren Erfolge in Rußland und den romanischen Ländern vor einem Menschenalter und nachher die Gemüter tief erregt haben; heute dürfen wir dieser Erregungen als eines Vorspiels der Erschütterung uns erinnern, womit nunmehr der sogenannte Bolschewismus das durch den Weltkrieg zerrissene Europa bewegt und bedroht. Freilich ist neben diesen Partei- und Programmnamen, unter denen das »Kommunistische Manifest« durch Weltbedeutung obenan steht, ein anderer Gebrauch des Wortes üblich, nämlich »zur Bezeichnung von Gemeineigentumsformen — in erster Linie an Grund und Boden —, die geschichtlich der Bildung des Sondereigentums vorausgegangen« und sich neben diesem, »immer mehr freilich vor ihm zurückweichend, vielfach bis in unsere Zeit hineintagend erhalten haben, sowie von freiwilligen Gemeinschaftsformen, die nicht grundsätzlicher Feindschaft gegen die Institution des Privateigentums als solche ihr Dasein verdanken, sondern lediglich aus den besonderen Verhältnissen derjenigen heraus, die sich zur Gemeinschaft zusammenschließen, erwachsen sind: so vor allem die klösterlichen Gemeinschaften« (Grünberg). Wobei zu beachten, daß diese zweite Art weder in dem Ausdruck Agrarkommunismus noch in dem neuerdings geläufigen des Urkommunismus begriffen ist. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß auch das Wort Sozialismus nicht ausschließlich auf eine erdachte Zukunftsgesellschaft oder den »Zukunftsstaat« angewandt wird, sondern vielfach so, daß gegenwärtig bestehende oder auch ehemalige und historisch gewordene Einrichtungen — solche, in denen der Staat, die Gemeinde oder eine andere kollektive Person als Subjekt des Eigentums auftreten — als Sozialismus (Staatssozialismus, Gemeindefsozialismus) sich geltend machen.

Es war nun meine Meinung, diesen Begriffen eine wissenschaftliche Gestalt zu geben, die zwar jenen Weiten des Sprachgebrauchs gerecht würde,

auflage hat der Verfasser eine neue Vorrede geschrieben, die sich mit dem Verhältnis des Sozialismus zum Kommunismus als kultureller Lebensform beschäftigt. Durch die gütige Überlassung der Vorrede zum Abdruck sind wir imstande, sie schon heute unseren Lesern darzubieten.

Die Redaktion der Neuen Zeit.

zugleich aber den Charakter einer Idee hätte, der sowohl bestimmte Erscheinungen der Wirklichkeit als auch die Vorstellungen und Ideale der Menschen irgendwie nahe kommen, ohne sich je damit zu decken. Die wirklichen Erscheinungen, die »empirischen Kulturformen« standen mir dabei im Vordergrund. Ich wollte Kommunismus begreifen als das Kultursystem der Gemeinschaft. Sozialismus als das Kultursystem der Gesellschaft. Zu diesem Behuf dehnte ich beide Ideen aus, um ihre Bedeutung als Formen des Eigentumsrechts auf das gesamte wirtschaftliche, politische und geistige Zusammenleben der Menschen zu erstrecken. Ich hatte in der Vorrede zur ersten Auflage von dem Gedanken gesprochen, »welchen ich für mich auf diese Weise ausdrücke: daß die natürliche und (für uns) vergangene, immer aber zugrunde liegende Konstitution der Kultur kommunistisch ist, die aktuelle und werdende sozialistisch«, und ihn dahin erläutert, es gebe keinen »Individualismus« in Geschichte und Kultur »außer wie er ausfließt aus Gemeinschaft und dadurch bedingt bleibt oder wie er Gesellschaft hervorbringt und trägt«.

Es kann nicht befremden, daß ich die moderne Gesellschaft, insofern als sie sich gewaltig unterscheidet von den vielen Gemeinschaften des alten Lebens, aus denen sie hervorgegangen ist, über die sie sich erhoben hat, daß ich die Gesellschaft aus den Individuen als deren (Kür-)Willensgebilde ableite, während in bezug auf Gemeinschaft die Individuen verstanden werden als Glieder an dem Leibe, als ihre Organe oder Organteile. Befremden kann es und befremdet hat es denkende Leser, daß ich auch den Staat — versteht sich seinem heutigen Sinne nach — unter den Begriff der Gesellschaft gebracht habe, indem ich (im Dritten Buch, § 29) den Staat als zweiseitig, nämlich 1. als die allgemeine gesellschaftliche Verbindung, die in »der« Gesellschaft steht, aber 2. als die Gesellschaft selber oder die soziale Vernunft bestimme, als »die Gesellschaft in ihrer Einheit, nicht als besondere Person außer und neben die übrigen Personen gesetzt, sondern als die absolute Person, in bezug auf welche die übrigen Personen allein ihre Existenz haben«. Im Verfolg dieses Gedankens hatte ich ausgesprochen (schon 1887): »Der Staat ist kapitalistische Institution und bleibt es, wenn er sich für identisch mit der Gesellschaft erklärt. Er hört daher auf, wenn die Arbeiterklasse sich zum Subjekt seines Willens macht, um die kapitalistische Produktion zu zerstören.« — »Und hieraus folgt, daß die politische Bestrebung dieser Klasse ihrem Ziele nach außerhalb des Rahmens der Gesellschaft fällt, welche den Staat und die Politik als notwendige Ausdrücke und Formen ihres Willens einschließt.«

Der letzte Satz will und sollte sagen, daß die Idee der Arbeiterbewegung Wiederherstellung der Gemeinschaft ist: Schaffung einer neuen sozialen Grundlage, eines neuen Geistes, neuen Willens, neuer Sittlichkeit — läßt sich so etwas schaffen? Das Unermeßliche der Aufgabe hat mir immer vor Augen gestanden, wie es heute mir vor Augen steht, da so viele glauben, die Stunde habe geschlagen, das »Himmelreich sei nahe herbeigekommen« — herbeigekommen in dem zerschmetterten, ätzend daniederliegenden, von seinen Feinden mißhandelten Deutschland, herbeigekommen für unser, wie jüngst (am 26. März 1919) der neue sozialdemokratische Reichskanzler treffend sagte, »leidendes, von jeder militärischen Kraft entblößtes und der Vernichtung preisgegebenes Volk«.

Ich teile jene chiliastischen Vorstellungen nicht. Ich glaube auch nicht, daß die Arbeiterklasse, wie sie ist, sich zum Subjekt des Staatswillens machen kann, um die kapitalistische Produktion zu zerstören. Ich habe aber schon damals — in dem gleichen Paragraphen — von einer dem Begriff nach möglichen Form des Sozialismus gesprochen, welche die gesamte Güterproduktion zu einem Teil der *Verwertung* machen würde, ohne daß die kapitalistische Warenproduktion aufgehoben würde; ich habe angedeutet, daß erst, »sobald die Gesellschaft über alle Grenzen hinaus sich erstreckt hätte, und folglich der *Weltstaat* eingerichtet würde«, die Warenproduktion »ein Ende hätte«, »mithin auch die wahre Ursache des Unternehmergewinns, des Handelsprofits und aller Formen des Mehrwerts«.

Ich halte an dem Gedanken fest, der mich damals alle (eigentlich) gesellschaftlichen mit den staatlichen volkswirtschaftlichen Tätigkeiten als Sozialismus zusammenfassen und der mich später an anderer Stelle sagen ließ: »Sozialismus ist Volkswirtschaft, das Wort im prägnanten Sinne genommen.« (»Entwicklung der sozialen Frage«, S. 74.) Es ist der gleiche Sinn, worin man längst die Bildung der Großbetriebe, Vereinigung von Arbeitern und Arbeitsmitteln, vollends denn die Einschränkung und Ausschließung des Wettbewerbs durch Kartelle, Syndikate, Trusts, die Kontingentierung und einheitliche Leitung ganzer Produktionszweige als Vorbereitungen des Staatssozialismus verstanden und dargestellt hat; der gleiche Sinn, worin die gesamte Sozialpolitik und soziale Reform zu diesen Vorbereitungen gehört; vor allem aber die Selbstorganisation der Arbeiter in Gewerkschaften, deren wachsender Einfluß die konstitutionelle Fabrik schaffen wird, und vollends in Genossenschaften, die für ihren eigenen Bedarf als Verbraucher selber Fabriken und andere Betriebe ins Leben zu rufen vermögen. (Die Bedeutung der Genossenschaft, die mir 1887 noch nicht aufgegangen war, habe ich, wie bei mancher anderen Gelegenheit, so in einem Zusatz zu Buch III, § 14 der zweiten Auflage dieser Schrift [Gemeinschaft und Gesellschaft] zu würdigen mir angelegen sein lassen.) Hier findet von der Gesellschaft aus, und zwar von den Elementen des *Volkess*, die am meisten Gemeinschaft in sich pflegen, von den Familienhaushaltungen aus, die in allen Schichten etwas davon bewahren, eine je mehr sie erweitert wird, um so mehr erstarkende und bewußter werdende *Sozialisierung* statt, der eine vor-eilige und gewaltsame Verstaatlichung des Handels und beliebiger Betriebsmassen hemmend entgegenstehen würde, und zu gleicher Zeit ist doch — zumal unter gegenwärtigen Umständen, da der Weltkapitalismus auf der ganzen Linie unerhörte Triumphe feiert — ein Gelingen so schwieriger und kostspieliger Experimente keineswegs wahrscheinlich: um nicht zu sagen, daß ein *Mißlingen* gewiß wäre. Unverkennbar ist freilich, daß die gewaltige europäische Revolution, die im Jahre 1914 einsetzte, die gesamte Entwicklung der *sozialen Frage* in einer Weise beschleunigt, als ob eine elektrische Batterie in einen Wagen hineingesetzt würde, den bisher ein Maultier in gemächlichem Trott gezogen hatte. Die tiefe Not, der vor allem die in der gesellschaftlichen Entwicklung zurückgebliebenen Reiche — Rußland, die Balkanvölker und das Osmanische Reich, Ungarn, die tschechoslawischen Neustaaten, Österreich — anheimgefallen sind, auf deren Stand Deutschland zurückzuzwingen das eigentliche Ziel der englisch-französischen Entente war, die dafür die Bundesgenossenschaft eines bisherigen deutschen Bundes-

genossen und der fremden Weltteile, die Kampfgenossenschaft der Schwarzen, Braunen und Gelben in ihre Dienste spannte — diese Zwangslage wird auch im wiedergegönnten Frieden zu einer Zusammenfassung und Organisation der wirtschaftlichen Kräfte nötigen, wie sie während des Weltkriegs stattgefunden hat und dessen Führung durch 50 Monate ermöglichte. Als Kriegsozialismus, Zwangswirtschaft, Militarisierung des Wirtschaftslebens hat dies System so große Wirkungen ausgelöst, ebenso große Mängel und Lücken aufgewiesen und unermeßliche Unzufriedenheiten erregt, ohne daß es irgendwie versucht hätte, die hervorgebrachten Mehrwerte der Gesamtheit, dem Staate, zuzuführen, ohne überhaupt dem Kapital (außer ungenügend vermehrte Steuern) andere Opfer zuzumuten, als daß es immer wieder seine Riesengewinne als hochverzinsliches Darlehen dem Reiche zurückgäbe, das die dargeliehenen Milliarden wiederum außer auf die Arbeit auch auf das Kapital zurückfließen lassen mußte. Die finanzielle Zerrüttung, die daraus entsprungen ist, und die Zerstörung des Geldwesens zu heilen, ist nunmehr die große Aufgabe, der, wie es scheint, nur ein neuer, aber echterer Sozialismus gewachsen sein wird. Wenn dieser Sozialismus den Staat zwar nicht zu bereichern, aber doch aus der Verarmung emporzuheben vermag, so wird das wesentlich auf Kosten des privaten Reichthums geschehen, dessen Lage auch aus anderen Ursachen — wenngleich nur in diesen verelendeten Ländern — gezählt sein dürften, aber auch auf Kosten derjenigen Arbeiter, die in jenem Wahn der Erlösung lebend durch ein immer erhöhtes Papiergeleinkommen und verminderte Arbeit die Volkswirtschaft produktiver zu machen sich einbilden, während sie der blutleeren ihre unentbehrliche Nahrung entziehen. Schon bisher hat der Staatsgedanke in Deutschland weit mehr als in den lateinischen Ländern, vollends als in England und in den Kolonialländern, einen gemeinschaftlichen Mißsinn gehabt, ja wir dürfen sagen, etwas von gemeinschaftlichem Charakter besessen, der in allgemeiner Wehrpflicht, allgemeiner Schulpflicht und allgemeiner Versicherungspflicht wenn auch mangelhaft zum Ausdruck kam. Nicht als ob Vaterlandsliebe und Nationalgefühl in den feindlichen Ländern minder stark, geschweige minder leidenschaftlich wären! Aber der deutsche philosophische Idealismus, als dessen Erben Friedrich Engels die deutsche Arbeiterbewegung bezeichnet und ausgezeichnet hat, hat die Vaterlandsliebe bewußter in den Staatsbegriff hineingesenkt, als es in irgendeinem anderen Lande geschehen konnte, und zu einem Teile ist eben dies Mitursache gewesen, warum das *Neue Reich*, das als eine Schöpfung des preußischen Kriegerstaats begründet wurde, sich in der Staatenwelt nicht dauernd zu behaupten vermocht hat. Der deutschen Philosophie ist auch der Gedanke des Weltstaatenbundes und des ewigen Friedens in einer Klarheit entsprungen, die noch durch die Jahrhunderte des Krieges und des Zwiespalts hindurchleuchten wird, welche der Menschheit bevorstehen.

Deutschland legt nunmehr seine Waffen nieder, die es in Trübsal, aber in Ehren gegen eine erdrückende und erstickende Übermacht geführt hat: gegen Menschen aller Rassen, gegen eine aller Menschlichkeit spottende Aushungerung, gegen einen Feind, der unsere Säuglinge, Mütter und Greise zu verfilzen unternahm — und vermochte; aber Deutschland legt nicht die Waffen seines Geistes nieder, die es vielmehr verstärken und verfeinern wird, um der Welt das Verständnis eines Gemeinwesens und eines Kulturideals ein-

zuzulösen, die den Widerspruch gegen die Weltgesellschaft und ihren Nammönismus in wissenschaftlicher Gestalt darstellen, welche eben dadurch zu einer e f f i z i e n t e n M a c h t wird, zur Macht des Gedankens der Gemeinschaft. Diesen d u r c h den gegebenen — modernen — Staat in die gegebene — moderne — Gesellschaft hineinzutragen, liegt den Deutschen ob, bei Strafe des Unterganges. Vielleicht schwebt auch den Russen, deren viel stärkerer Urkommunismus, wenn auch im Verfall, erhalten blieb, eine solche Aufgabe vor. Ganz gewiß ist, daß ihre Methoden unverwendbar sind in Deutschland und in allen Ländern hoher gesellschaftlicher Zivilisation, die nicht ohne zu verbluten aus dem Netz der Weltwirtschaft sich losreißen können. In Weimar hat am 30. März ein berühmter Politiker ausgesprochen, Deutschland stehe w e l t p o l i t i s c h zwischen russischem Kommunismus und englisch-amerikanischem »individualistischem Kapitalismus« — hier müsse es seinen eigenen Weg suchen und finden. Ich würde sagen: Individualismus und Sozialismus sind überall, wenn auch in verschiedenen Phasen der Entwicklung, die leitenden Mächte. Rußland und andere halbbarbarische Länder wännen, die schwersten Phasen der Entwicklung überspringen zu können und Kommunismus durch aufgedrungene Beschlüsse, durch einseitig rücksichtslose Gesetzgebung herbeizuführen; es wird nur einem sehr gewaltsamen »individualistischen Kapitalismus« den Boden bereiten; den Kommunismus durch Gesetze und Verordnungen herbeizuführen wollen, ist dem Versuch einer Dame zu vergleichen, durch Schönheitspflästerchen und Schminke oder gar durch Zaubertränke sich eine neue Jugend anzuschaffen. Deutschland kann inmitten seiner Not und zur Heilung dieser Not, wenn es von klarer Erkenntnis und starkem Willen geleitet wird, einen lebens- und entwicklungsfähigen S o z i a l i s m u s begründen, aber auch nur begründen: dieser — ohne seine notwendige Voraussetzung, den Privatkapitalismus gewaltsam zu zerstören — würde als erweiterter S t a a t s - u n d G e m e i n d e k a p i t a l i s m u s — worin, so darf man sagen, die Idee des Kapitalismus in ihr Gegenteil übergeht —, wenn auch im Wettbewerb um den Absatz auf dem Weltmarkt schwächer als zuvor auftretend, im Wettbewerb um die W e l t m e i n u n g allen Völkern der Erde voranleuchten, und zwar hauptsächlich durch Ausbau des Wesens der Genossenschaft, mit Einschluß der kommunalen und der staatlichen Genossenschaft — des Gedankens nämlich, daß Verbände so sehr als möglich ihren eigenen Bedarf durch eigene Produktion decken wollen —, oder durch Einbau des kommunistischen Gedankens und guten Willens in den gesetzmäßig, besonnen, wissenschaftlich planmäßig fortschreitenden Sozialismus — durch Vorbereitung eines nach Jahrhunderten des Unterganges zu erwartenden Aufganges — des neuen Zeitalters höherer menschlicher G e m e i n s c h a f t, als des Erbteils, das wir unseren späten Nachfahren hinterlassen wollen.

Für die Deutung des Vergangenen aber wie für die fassende Erkenntnis des werdenden gilt es gleichermaßen, daß wir das Dasein der Menschheit als einen Lebensprozeß, der in naturgesetzlicher Weise sich vollzieht, denken müssen, und daß wir es uns denken können als eine Wirklichkeit von unendlicher Mannigfaltigkeit, die als solche unserer Begriffe spottet und als ein Proteus sich immer wieder ihrer zwingenden Hand entzieht. Dieser Tatsache versucht das »dialektische« Denken gerecht zu werden; daß diese Denkweise Voraussetzung für das Verstehen der Schrift »Gemeinschaft und Gesellschaft« sei, wurde schon in der Vorrede zur ersten Auflage in den Worten

ausgesprochen: »Über alle Philosophie, mithin alle Wissenschaft als Philosophie, ist empiristisch: in dem Verstand, nach welchem alles Sein als Wirken, Dasein als Bewegung und die Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit, Notwendigkeit der Veränderungen als eigentliche Wirklichkeit aufgefaßt werden muß, das Nichtseiende als das wahrhaft Seiende, also durch und durch auf dialektische Weise. Die empiristische und die dialektische Methode fordern und ergänzen einander. Beide haben es mit lauter Tendenzen zu tun, sich begegnenden, bekämpfenden, verbindenden. . . .«

## Philosophie und Bildungsarbeit.

Von Hans Markwald.

In dem Artikel des Genossen Woldt »Von unserer zukünftigen Bildungsarbeit« in Nr. 9 des laufenden Bandes der Neuen Zeit heißt es: »Unsere Bildungsarbeit für die Zukunft muß mehr wie bisher durch die Ökonomie und weniger durch die Philosophie beeinflusst sein. Weniger unverdaute materialistische Phraseologie, dafür mehr wirklichen Marxismus — mehr Analyse des gegenwärtigen Gesellschaftskörpers und des Wirtschaftslebens.«

Daß die Ökonomie als die Grundlage des Lebens der Gesellschaft und der Wissenschaft, auch der Philosophie, im Vordergrund aller Arbeiterbildung zu stehen hat, ist selbstverständlich. Es muß aber dagegen Einspruch erhoben werden, daß unsere Bildungsarbeit für die Zukunft weniger als bisher durch die Philosophie beeinflusst sein soll. Noch weniger, obwohl in unserer Partei, deren Stammväter neben den utopistischen Sozialisten und neben den französischen Revolutionspolitikern Kant, Fichte und vor allem Hegel gewesen sind, nur ein kleiner Kreis besteht, der sich mit philosophischen Problemen vertraut gemacht hat! Wer Philosophie ohne Ökonomie betreiben will, führt das blutleere Schattendasein jener »heiligen Familie«, die Marx und Engels schon 1844 in ihrer »Kritik der kritischen Kritik« abgetan haben. Wer Ökonomie ohne Philosophie betreiben will, endet in jener zusammenhanglosen Fachsimpelei, die so wenig Wert hat wie die einzelnen Teile eines unfertigen Gebäudes, die trefflich gezimmert und gefügt sein mögen, doch unwohnlich bleiben. Der für unsere Bildungsarbeit in Frage kommende Teil des Proletariats gräbt nach den Schätzen eines Geisteslebens, die gleichmäßig zu praktischer Arbeit befähigen und dem Leben einen auf eine umfassende Weltanschauung begründeten Sinn geben. Er ist nicht froh, wenn er statt dessen »Regenwürmer findet«.

Wo die Philosophie wirklich ohne ideologische Fäulnis und ebenso ohne jene »positivistische« angebliche »Nüchternheit« gelehrt wird, die auf einen unbegründeten Mangel an Vertrauen zum menschlichen Erkenntnisvermögen hinauskommt, erleben weiteste Kreise der Arbeiterschaft förmliche Feierstunden, die sie erst befähigen, die Nöte des Daseins und die Pflichten der politischen und gewerkschaftlichen Kleinarbeit zu ertragen. Nur hat es bisher fast überall an Gelegenheit auch nur zur elementarsten philosophischen Bildung in der Partei gefehlt, weil leider schon vor dem Kriege ein großer Teil der zur Förderung unserer Bildungsarbeit berufenen Genossen die Philosophie mit der Metaphysik verwechselte und entweder für »höheren

Blödsinn« oder für eine so schwierige Geheimwissenschaft hielt, daß man Proletariern damit so wenig kommen dürfe wie mit ostasiatischer Philologie. Die einzige Seite der Philosophie, die überhaupt in die Arbeiterkreise hineingetragen wurde, war die materialistische Geschichtsauffassung. Wenn hier, wie Cunow nachgewiesen hat, eine »vulgärmarxistische« Ideologie versagt hat und die imperialistischen Triebkräfte verkannte, dann ist das nur ein Beweis für die Notwendigkeit, die Massen erst recht mit dem historischen Materialismus vertraut zu machen. Wären wir wirklich mehr »durch die Philosophie beeinflusst« gewesen und hätten die materialistische Geschichtsauffassung konsequent in Anwendung gebracht, so hätte niemand auf den von den meisten »Unabhängigen« verbreiteten unmarxistischen Vorwurf hereinfallen können, eine einzelne Regierung, die deutsche, und ihre vom Eroberungsdrang besessenen Generale hätten den Weltkrieg verschuldet und den imperialistischen Bestrebungen in England könne ein freihändlerischer Liberalismus die Waagschale halten, der schon dafür sorgen werde, daß eine etwaige »Niederlage des deutschen Militarismus« sich als höchst erfreuliche Förderung der »Demokratie« in allen Ländern der kapitalistischen Welt herausstellen werde. Wer die »unverdaute materialistische Phrasologie« bekämpfen will, darf die Philosophie nicht ausschalten, sondern muß verlangen, daß endlich auch philosophische Bildung in die Massen getragen wird. Das rechte Verständnis nicht nur für die materialistische Geschichtsauffassung, sondern auch für den dialektischen Materialismus als philosophische Weltanschauung bewahrt vor »unverdaulichen Phrasen« sowohl idealistischer wie materialistischer Art.

Neben den ökonomischen Kursen sollten deshalb auch überall da philosophische Veranstaltungen werden, wo eine für diesen Unterricht geeignete Kraft zu haben ist. Die Aufgabe des Lehrenden wird zunächst sein müssen, von der Philosophie den Schein zu nehmen, mit dem die fachwissenschaftliche Darstellung und die halbtheologische Verschrobenheit dieses wertvolle Fach an den meisten Universitäten — nicht immer unabsichtlich — vor den Augen des profanum vulgus (das heißt der gemeinen Menge) umgeben haben. Das Volk muß damit vertraut gemacht werden, was Philosophie eigentlich ist, und zwar nicht durch sinnreiche Begriffsbestimmungen, sondern durch Schilderung der Stoffe, mit denen die Philosophie sich befaßt. Da bisher selbst unter unseren besonders geschulten Parteigenossen nur sehr wenige auch nur die wichtigsten philosophischen Problemstellungen kennen, ist unsere Bildungsarbeit bisher durch die Philosophie nur sehr wenig beeinflusst worden.

Für den, der »mehr wirklichen Marxismus« in sich aufnehmen soll, als ihm mit Hilfe unserer bisherigen Bildungseinrichtungen zu erlangen möglich war, ist weiter notwendig, daß ihm die Beziehungen der Hegelschen Philosophie zum Marxismus klargemacht werden. Ein collegium logicum wird man schwerlich vor Arbeiterkreisen abhalten können. Den unserer Bildungsarbeit zugänglichen Genossen muß aber beigebracht werden, was formale Logik eigentlich bedeutet und weshalb die formale Logik durch die dialektische ergänzt werden muß. Weder das schlichte Sammeln fälglicher Erfahrungen noch die Wissenschaft, das heißt der Inbegriff der in ein System gebrachten Erfahrungen, ist ohne Begriffe möglich. Wenn nun auch die meisten Menschen denken und richtig denken, ohne jemals etwas von for-

malen Logik und Dialektik gehört zu haben, so wird die Fähigkeit zum systematischen Denken doch schon durch die Beschäftigung mit vorbereitenden Studien zur formalen Logik und Dialektik gestärkt und muß jeder Aufklärung zugute kommen. Eine Einführung in die Erkenntnistheorie führt zu den Voraussetzungen des Verständnisses für alle moderne Wissenschaft überhaupt. Als Gegner unserer Neukantianer und ihrer »moralischen« Beurteilung sozialer Verhältnisse muß ich doch sagen, daß mindestens mit den Problemen der Erkenntnistheorie Kants jeder vertraut gemacht werden muß, der sich nicht zu einem aufgeklärten Europäer verhalten soll wie ein zentralafrikanischer Fettschambeter zu einem sich wunder wie weise dünkenden organisierten Arbeiter durchschnittlicher Begabung.

Wie wenig davon die Rede sein kann, daß unsere Bildungsarbeit bisher zu viel oder auch nur genug von der Philosophie beeinflusst worden ist, geht aus der erschreckenden Tatsache hervor, daß jetzt, also 138 Jahre nach dem Erscheinen der »Kritik der reinen Vernunft«, unter unseren Parteigenossen nur ganz wenige sind, die nicht einem ganz naiven »Realismus« huldigen. Vereinzelt sind selbst unter intelligenten Genossen die, welche sich über jene als »gesunden Menschenverstand« bezeichnete kindliche Unvernunft erheben, die nie bezweifelt, daß »die Dinge« sind, wie der Mensch sie wahrnimmt. Vereinzelt sind ferner die, denen auch nur der Gedanke gekommen ist, daß man darüber nachdenken kann, was denn eigentlich mit unseren Sinnen wahrgenommen wird. Daß das »selbstverständlich« höchst handgreifliche Dinge sind, nehmen viele selbst Hochbegabte an, weil sie in ihrer knappen freien Zeit noch gar nicht oder fast gar nicht auf die Frage der Objekte unseres Erkenntnisvermögens hingelenkt worden sind.

Wer, wie Woldt, »wirklichen Marxismus« verbreiten will, muß seine Schüler vor allem mit der Methode unserer Meister vertraut machen. Wenn alle Marxisten verstünden, die dialektische Methode der Erforschung des zu Erforschenden in seinen Zusammenhängen wie in seinem Werden und Vergehen folgerichtig anzuwenden, würde keiner aus politischen Betrachtungen, die Marx und Engels vor Jahrzehnten anstellten, schließen, welches politische Urteil über die Ereignisse seit 1914 zu fällen ist. Nicht aus der Ansicht von Marx und Engels über andersgeartete Vorgänge der Vergangenheit würde er sich seine Ansicht bilden, sondern ihre Methode würde er auf Tatsachen anwenden, die beide nicht beurteilen konnten, weil sie sie nicht erlebt haben. Nur die dialektische Methode ermöglicht auch ein nach jeder Richtung hin unbefangenes Urteil über den Parteistreit, das weder etwas Trennendes übersteht noch das in aller sozialistischen Arbeiterbewegung Gemeinsame verkennet. Wenn Genosse Woldt in seinem Artikel die Bildungsarbeit der Duisburger Genossen über den Bolschewismus rühmt, so tut er recht daran, sich nicht einzubilden, »das Ei des Kolumbus entdeckt zu haben«. Nach einem Bericht in der »Niederrheinischen Volksstimme« in Nr. 126 vom 15. Mai führte der Duisburger Referent, Genosse Lehrer Schrank, in einem Vortrag über »Bolschewismus und Sozialismus« in Mülheim aus, »daß keineswegs das Ziel des Kommunismus das gleiche sei wie das Ziel des Sozialismus; der Weg des Kommunismus führe über den Sozialismus«. Für Marx und Engels war Kommunismus mit dem modernen proletarischen Sozialismus gleichbedeutend, und was uns von den jetzigen »Kommunisten« trennt, ist nicht das Ziel, sondern das Mittel, mit dem es zu erreichen ist.

Wie wenig philosophische Schulung selbst intelligente, ja führende Parteigenossen zu haben pflegen, zeigt sich aus ihrer Hilflosigkeit gegenüber der Frage der Willensfreiheit. Gewöhnlich hört man von ihnen, daß der Mensch zwar einen »freien Willen« habe, daß dieser aber durch die wirtschaftlichen Verhältnisse beschränkt werde. Daß alles, was geschieht, notwendig geschieht, ist ihnen, wenn man es ihnen sagt, ganz neu. Ja es überrascht sie sogar, zu hören, daß die hervorragendsten Denker die restlose Bedingtheit auch des menschlichen Denkens, Wollens und Handelns annahmen. Schwerlich würden die Agitatoren der »Unabhängigen« und »Kommunisten« mit ihren wüsten Beschimpfungen unserer Partei und ihrer Führer Anklang finden, sicher würde auch in unseren eigenen Reihen mancher Streik weniger vergiftete Formen annehmen, wenn den Massen klar wäre, daß keiner anders handeln kann, als er handelt.

Zur Erziehung des Menschengeschlechts haben wir andere Mittel als den »frommen« Betrug, der Mensch habe einen »freien Willen« und sei deshalb zu verabscheuen, wenn er so oder so handelt. Das menschliche Verstehen erleichtert die Stärkung des proletarischen Solidaritätsgefühls, das mit der Beseitigung des Kapitalismus in das allgemein-menschliche Solidaritätsgefühl umschlägt.

Nur der ökonomisch gebildete Philosoph kann den Lebensinhalt der Arbeiterklasse bereichern und ihr in ihrem harten, von Rückschlägen unterbrochenen Aufstieg praktische Richtlinien weisen. Nur der philosophisch geschulte Ökonom sieht, worauf es den Massen in letzter Linie ankommt, nämlich sie über die Niederungen des Alltags zu erheben, die just jetzt besonders schwer zu ertragen sind. Alle proletarische Ökonomie gipfelt in dem Bestreben, die Menschheit von der Ökonomie möglichst unabhängig zu machen. Man kann Kants Wort: »Begriffe ohne Anschauungen sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind« dahin variieren: Philosophie ohne Ökonomie ist leer, Ökonomie ohne Philosophie ist blind. Philosophische Bildung wird jeder für notwendig erachten, der die Schlusssätze in Karl Vorländer's »Geschichte der Philosophie« unterschreibt, wo es vom Philosophen heißt: »Genug, wenn er die Aufgabe seiner Zeit klar erkannt hat, sie deutlich verkündet und an seinem Teile durchzuführen sucht. Er tröste und erhebe sich durch den Gedanken, daß seine Sache die Sache der Menschheit ist.«

## Vermögensabgabe.

Von Karl Vorländer.

Daß Deutschland in aller Kürze — schon soll ein Entwurf im Reichsfinanzministerium ausgearbeitet sein — eine einmalige große Vermögensabgabe von seinen Bürgern erheben wird und erheben muß, darüber sind wohl alle Parteien einig. Streifig dürfte höchstens sein, in welcher Höhe und in welcher Form. Da hat nun der bekannte Wiener Soziologe und Parteigenosse Rudolf Goldscheid in seiner neuesten Schrift »Sozialisierung der Wirtschaft oder Staatsbankrott« (Wien 1919, Anzengruber-Verlag, 132 Seiten) der Öffentlichkeit einen Vorschlag unterbreitet, der mir der Beachtung sozialistischer Politiker außerordentlich wert erscheint und den ich deshalb den Lesern der Neuen Zeit vor Augen führen möchte, obwohl ich weder Nationalökonom noch Finanzpraktiker bin.

Die große Vermögensabgabe kann und muß, so ist Goldscheids Gedankengang, und in diesem ersten Punkte stimmt er mit anderen wie Otto Bauer und zum Teil Karl Kautsky im wesentlichen überein, nicht zuerst zur Tilgung unserer Staatsschulden, sondern zur Überführung der wichtigsten Produktionszweige in Gemeinbesitz verwendet werden. Gerade jetzt ist die Möglichkeit der Verwirklichung dieses unseres von den Gegnern so oft als utopisch hingestellten programmatischen Endziels in greifbare Nähe gerückt. Das wird aber, so fährt Goldscheid fort, am besten, leichtesten und einfachsten dadurch geschehen, daß diese Abgabe nicht in bar, sondern in natura erhoben wird. »Wir müssen aufhören, weiter wie bisher nur in Geld zu denken, müssen vielmehr lernen, in Dingen zu denken: in Getreide, in Vieh, in Kohle, in Erzen, in allen den anderen tausend realen Produkten, von denen unser Leben in Wirklichkeit abhängt.« (S. 99 f.) »Solange wir uns nicht vom rein geldwirtschaftlichen Denken befreien, werden wir auch über die individualistische und kapitalistische Wirtschaft nicht hinauskommen.« (S. 6.)

Diese Art der Erhebung ist zunächst die einfachste, am leichtesten ohne besondere wirtschaftliche Erschütterungen durchführbare. »So schwer es für jemanden ist, der etwa ein Vermögen von 5 Millionen besitzt, auf einmal 3 Millionen davon in Geld oder in Kriegsanleihe an den Staat zu zahlen, besonders wenn sein Vermögen in Grund und Boden, Fabriken, Häusern oder Aktien besteht, so einfach wird diese Abgabe, wenn von dem Grund-, Fabrik-, Häuser- oder Aktienbesitz, über den ein Privater verfügt, in natura so viel an den Staat abzutreten ist, als dem ihm vorgeschriebenen Vermögensprozentsatz entspricht. Nehmen wir an, das Vermögen eines Steuerpflichtigen bestände ausschließlich aus Aktien und er hätte eine Vermögensabgabe von 40 Prozent zu entrichten, dann würden einfach 40 Prozent dieser Aktien aus seinen Kassen in die des Staates wandern, was sicher keinerlei schädliche Folgen hätte, sondern nur die günstige Wirkung, daß die Privaten sich künftig in ihren Ausgaben erheblich einschränken müßten, während das Gemeinwesen in selber Maße gekräftigt würde.« (S. 37 f.) Es könnte dies ferner in beliebiger Höhe geschehen, ohne daß die Volkswirtschaft darunter irgendwie zu leiden oder gar schweren Erschütterungen entgegenzugehen brauchte. Denn »es macht für ein Unternehmen keinen wesentlichen Unterschied aus, in wessen Besitz es sich befindet, wofern es nur nicht zerstückelt wird und einheitlicher Leitung unterstellt bleibt. Alle Großbetriebe, namentlich die modernen Riesenbetriebe« — denken wir etwa an Krupp! — »stellen heute ihrer ganzen Einrichtung und Funktion nach eigentlich schon öffentliche Unternehmungen dar. Dies ist besonders der Fall bei allen Aktiengesellschaften, und innerhalb des Bestehenden haben die meisten Großbetriebe ja bereits diese Form. Der Besitzer derartiger Unternehmungen kann wechseln, ohne daß sich irgend etwas an ihnen ändert. Auch sind es beinahe ausschließlich bezahlte Beamte, die sie leiten.« (S. 39 f.) Und was diese Beamten betrifft, so kann der Staat, die Gemeinde oder freie Genossenschaft, in deren Besitz das Unternehmen nunmehr übergeht, dieselben einfach übernehmen. »Zeigen sich die bisherigen Besitzer oder die älteren unter den leitenden Beamten nicht gewillt, sich in die neuen Verhältnisse einzuordnen, so werden unter den jüngeren gewiß ausreichend viele tüchtige Kräfte zu finden sein, denen man die Leitung sorglos übertragen kann. An entsprechendem Nachwuchs wird es sicherlich nirgends fehlen.« (S. 40.) Auch die freilich nicht ganz leichte Kontrolle der zahlreichen so entstehenden Gemeinbetriebe seitens des Staates wird ebensogut möglich sein, wie sie es bisher den Großbanken oder Instituten gegenüber möglich war, wobei Sachverständigenräte der Produzenten, Konsumenten und Verwalter eine Rolle zu spielen hätten (S. 86). Was die Höhe der Abgabe betrifft, so denkt Goldscheid an einen Mindestsatz von 5 Prozent für die kleinsten Vermögen, aufsteigend bis zu 50 bis 70 (S. 34) oder 80 Prozent (S. 37) bei ganz großen, ja an Festsetzung einer Maximalgrenze von »etwa 5 bis 16 Millionen« (S. 34), über die hinaus aller Privatbesitz der Beschlagnahme verfiel.

Nun erhebt sich die Frage: Was soll der Staat beziehungsweise die sonstige Gemeinschaft mit dem Sammelsurium der verschiedenartigen Güter oder Güteranteile,

das ihm so in die Hände fließen wird, beginnen? Nun, er wird sich in erster Linie fragen: Welche Unternehmungen oder Wirtschaftszweige »wünsche ich ganz in meinen Besitz zu bringen, bei welchen genügt mir Mitbesitz und Mitbestimmung, bei welchen kann ich mich auf bloße Hypotheken beschränken, bei welchen ziehe ich vor, sie vollkommen in privaten Händen zu belassen und veräußere dementsprechend so viel von ihnen, um aus dem Erlös hieraus die Mittel zu gewinnen, durch Zukauf den Anteil an jenen Objekten zu vergrößern, die in umfassenderem Maße öffentlicher Bewirtschaftung zugeführt werden müssen?« (S. 38.) Man sieht schon hieraus, daß der Verfasser ein Gegner alles Schablonisierens und Bürokratisierens ist. »Die Privatwirtschaft unterliegt ganz bestimmten Gesetzen, man darf darum nicht mit plumpen fiskalischen Maßnahmen in sie eingreifen, wenn man ihren Lebensnerve nicht verletzen will. Das freie Unternehmertum erfordert vielmehr die sorgsamste Schonung, soll es weiter der Hauptträger der Wirtschaft bleiben.« Die Kapitalkonzentration müssen wir vielmehr, weil sie die Voraussetzung der Steigerung der Produktivität ist, fordern. Aber eben die Gemeinschaft muß in Zukunft der mächtigste Kapitalkonzentratoren sein (S. 29).

Die von ihm vorgeschlagene naturale Vermögensabgabe erscheint Goldscheid zugleich als das einzige Mittel, einem akuten oder schleichenden Staatsbankrott zu entgehen. Denn »sollen vielleicht die Besitzlosen, auf das kärglichste Erwerbseinkommen Angewiesenen, die ohnehin unter den Kriegsentbehrungen und Kriegsbearbeitungen am bittersten litten, auch noch dieses weitere Opfer auf sich nehmen, sollen sie, die pekuniär und physisch ihr Letztes daransehen mußten, damit der Krieg bis zur äußersten Erschöpfung fortgeführt werden konnte, auch noch diejenigen sein, die zu dauernder Tributpflicht an ein müßiges Rentnerium verurteilt werden?« (S. 30.) Von der mit dem akuten Staatsbankrott verbundenen Annullierung der Kriegsanleihen will der Verfasser aus Gründen, die wir hier nicht anzuführen brauchen, nichts wissen; auch einer (uns durchaus nicht verwerflich erscheinenden) Konversion derselben will er nur zustimmen, »wenn man durch ihre materielle Bedeckung ihren inneren Wert gehoben hat« (S. 33).

Auf den Einwand, der jetzige Zeitpunkt, wo alle Produktion und aller Verkehr stocke, sei der ungeeignete zur Sozialisierung, erwidert Goldscheid: Eine Zeit, wo der Betrieb herabgesetzt und eine tiefgreifende Umstellung der Wirtschaft sowieso unvermeidlich sei, eigne sich im Gegenteil gerade dafür. Natürlich verlangt auch er keine Verjüngung von »heute auf morgen«, aber doch eine ernsthafte Inangriffnahme derselben »im ganzen möglichen Umfang« (S. 11 f.). Der Sozialismus darf nicht in demselben Augenblick, in dem der Kapitalismus zu seinem eigenen Totengräber zu werden im Begriff ist, ihn zu neuem Leben erwecken wollen (S. 21). »Der Moment ist gekommen, wo die Wege von Staat und Kapital sich definitiv scheiden müssen. Wie die bürgerliche Gesellschaft es ist, die diesen Krieg verschuldete, so ist sie es auch, die ihn verloren hat. Man kann der Bourgeoisie, um die Kontinuität der Entwicklung nicht zu beeinträchtigen, den Übergang in das ungewohnte Neue erleichtern, aber sie muß dann ihre Herrschaftsstellung freiwillig räumen, statt die Sozialdemokratie zu Kompromissen drängen zu wollen, die für diese ebenso verhängnisvoll wären wie für sie selber.« (S. 73.) Wir haben tatsächlich nur noch die Wahl zwischen der Sozialisierung von oben, nämlich »friedlicher durch die zur Macht gelangte Sozialdemokratie«, und Sozialisierung von unten, das heißt »gewaltsamer durch die sieberhaft erregten Massen« (S. 13). Der »Bolschewismus« ist die Reaktion von Gewalt auf Gewalt. Er »läßt sich weder mit Mitteln der Überredung noch mit Mitteln des Zwanges bannen. Solange die herrschenden Klassen den Unterdrückten ihr volles Recht vorenthalten, solange die siegenden Völker den Besiegten den Fuß auf den Nacken setzen wollen, wird der Bolschewismus weiter drohend anwachsen.« (S. 24.)

Damit ergibt sich zugleich die Anwendung auf die Außenpolitik. Uns ist zwar im Augenblick kein direkter Einfluß auf den Entente-Imperialismus, der »Gläubiger- und »Schuldner«-Staaten schaffen will, möglich, wohl aber, meint Gold-

scheid, ein um so größerer indirekter. »Gelingt es uns, im eigenen Lande den Sozialismus zu verwirklichen, so werden sich auch in allen Ländern die Völker auf das stürmischste gegen den Kapitalismus erheben. Sobald wir nur die eigene sozialistische Mission restlos zu erfüllen bemüht sind«, werde die proletarische Internationale ihre Kraft beweisen (S. 25). Auch wir glauben, daß die Revolutionierung der Massen und damit der Wirtschaftsverhältnisse in den Ententeländern gleichfalls einmal kommen wird, allein wir vermögen nicht so optimistisch über das *Wann* zu denken, wie unser Wiener Genosse es zu tun scheint, sondern sind mehr geneigt, H. Cunows Ansicht darüber (S. 8, Nr. 1, 2. Band dieses Jahrganges) beizupflichten.

Dies das Wesentlichste von Goldscheids Gedankengang. Es werden sich sicher gegen die praktische Verwirklichung seines Planes vom finanztechnischen Gesichtspunkt aus manche Einwände erheben lassen. Der Verfasser gesteht selber S. 82 f.: »Seiner Verwirklichung müßte allerdings die Lösung einer Reihe wichtiger Vorfragen vorangehen, besonders zum Beispiel die des Problems, wie es dort, wo nicht ein ganzer Produktions-, Verkehrs- oder Handelszweig zu einem öffentlichen Monopol zusammengefaßt wird, zu verhüten wäre, daß entweder die öffentlichen, respektive gemischt-wirtschaftlichen Betriebe die privaten oder diese jene niederkonkurrieren?« Als Gegenmittel schwebt ihm eine »Wirtschaftlichkeitskontrolle« von Erzeugung, Verbrauch und Verkehr durch verschiedenartige sachverständige Vertretungskörper vor, deren Vereinigung zu einem einheitlichen Ganzen so gestaltet sein müsse, daß sie »zentral geregelte und zentral kontrollierte Dezentralisation begünstigt« (S. 83 ff.).

Und so würden sich sicherlich noch eine ganze Reihe weiterer praktischer Schwierigkeiten ergeben, falls man der Ausführung von Goldscheids Projekt näherträte. Vor allen Dingen scheint uns doch auch der bereits oben berührte Einwand von der Ungeeignetheit des jetzigen Zeitpunktes für umfassende Sozialisierungen — Goldscheid verlangt ja freilich eine solche nur nach *Möglichkeit* (siehe oben) — durch den Verfasser nicht gründlich genug beseitigt. Es bleibt schließlich doch bei der einfachen Wahrheit, die sein Landsmann Otto Bauer in seinem »Weg zum Sozialismus« verfaßten Sozialisierungsplänen entgegenhält: »Wir müssen zuerst Frieden haben, die Einfuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen muß zuerst wieder zu arbeiten beginnen, damit wir nicht mehr von der Gnade des Siegers abhängig, nicht mehr seinem Willensgebot unterworfen, sondern frei seien, unsere gesellschaftlichen Verhältnisse nach unserem eigenen Bedürfnis und unserem eigenen Willen zu gestalten. *Friede* und *Arbeit* sind die äußeren Voraussetzungen der Erfüllung unserer Aufgabe.«

Trotzdem glauben wir auf den Goldscheidschen Vorschlag hinweisen zu sollen, weil wir die Grundanschauung seines Urhebers teilen: daß, ebenso wie eine einschneidende Vermögensabgabe, zu der heute alles drängt, ohne gleichzeitige, mindestens teilweise Sozialisierung der Wirtschaft nicht durchführbar erscheint, so auch zu einer allmählichen, gesunden und dadurch allein Dauer versprechenden Vergesellschaftung der Produktionsmittel, wie sie unser Programm verlangt, eine einschneidende Vermögensabgabe der geeignetste Weg ist.

## Die Jugendgeschichte eines Arbeiters.

Von L. Lessen.

Seit der Veröffentlichung von Bebels Memoiren sind Autobiographien aus Arbeiterkreisen häufiger erschienen. Nicht immer ist die Ich-Form des direkten, ungeschminkten Bekenntnisses gewählt worden. In den weitaus meisten Fällen ist der Mantel verhüllender Epik um die mehr oder weniger scharf geprägte Wirklichkeitschilderung gelegt worden. Das hat meines Erachtens wohl hauptsächlich seine Gründe darin gehabt, den ausgerollten Lebensgang einem größeren Publikum

schmachhafter zu machen. Denn die Romantik des Romans fesselt den Durchschnittsleser eher als eine trocken-ungefärbte Wirklichkeitschilderung. Sie dürfte im wesentlichen nur Interesse für Leute haben, die den Erzähler persönlich kennen oder seiner Entwicklung und seinem Werdegang aus sonstigen Gründen nähergetreten sind. Für welche Form derartiger Lebensschilderungen man sich leichter erwärmen kann, das wird immer Sache der individuellen Veranlagung sein. Uns interessiert hier allein die Tatsache, daß derartige Beschreibungen einzelner Lebensabschnitte oder eines ganzen, ziemlich zu Ende gebrachten Daseins in den letzten Jahren immer häufiger geworden sind — und zwar in erster Linie Lebensbeschreibungen von Arbeitern.

Die wachsende innere Kulturfähigkeit einer aufstrebenden Klasse läßt sich aus dem geschichtlichen Zeitgeschehen sicherlich erheblich schwieriger beobachten und rekonstruieren als aus dem kulturellen Emporwachsen des Einzelindividuum. Nicht nur der Boden — der zeitliche sowohl wie der wirtschaftliche —, in dem das Individuum wurzelt, ist bedeutsam für sein geistiges Wachstum, sondern auch die Hemmungen, die das Leben seinen Entwicklungsmöglichkeiten entgegenstellt, bereiten und formen den Werdegang. Elternhaus und Schulunterricht, Lehrjahre und Jugendfreundkreis, Arbeitslosigkeit und Krankheit bauen an einem jungen Menschenleben. Vererbung und persönliche Veranlagung gehen fast niemals ungehemmt und unbeschnitten jene Wege, die sie kraft ihres tatsächlichen Vorhandenseins einfach hätten gehen können. Das ist eine Binsenwahrheit, die jeder im Leben beobachten kann: Goethe wäre niemals das geworden, was er in Wirklichkeit geworden ist, wenn er nicht der Sprößling der alten, begüterten Patrizierfamilie gewesen wäre. Nur so konnte er, ohne Rücksicht auf Daseinskampf und Lebensnöte, ganz zu dem ausreifen, wofür die Fähigkeiten ihm mit auf den Lebensweg gegeben worden waren.

Für den aus Arbeiterkreisen Kommenden trifft das alles naturgemäß in erhöhter Weise zu. Wir haben erst vor einiger Zeit in diesen Blättern Gelegenheit gehabt, auf diese Tatsache anlässlich der Würdigung verschiedener Bücher des Wiener Arbeiterdichters Alfons Pehold hinzuweisen. Nun liegt uns ein solches Jugendbuch<sup>1</sup> aus der Feder Karl Brögers vor, das bedachtam gelesen und inhaltlich an dem Emporwachsen einer ganzen Klasse, der aufstrebenden, sozialistisch und gewerkschaftlich orientierten deutschen Arbeiterklasse, gemessen sein will.

Denn dieses Buch ist typisch in seiner Art nach mannigfaltigen Richtungen hin. In den verschiedenen Phasen der jugendlichen Entwicklung kennzeichnet es die formende Macht des Milieus, das selbst angeborene Charaktereigenschaften aus ihren Bahnen zwingt und Tugenden in Laster und Laster in Tugenden zu verwandeln imstande ist.

In einer finsternen, armseligen Dachstube hoch über dem Gassengewinkel der mittelalterlichen Großstadtgiebelhäuser erblickt der Held des Buches als Erstgeborener armseliger Arbeitsleute das Licht der Welt — ein Kind vor der Hochzeit. Und wie es den meisten unter ähnlichen Verhältnissen geborenen Großstadtkindern ergeht, so ist es auch hier der Fall: das Kleine wird einer Pflegefrau übergeben, denn Vater und Mutter müssen arbeiten, wollen sie sich und das Kind einigermaßen durchs Leben schlagen. Das Kind ist im ganzen gut aufgehoben. Aber die Freude, die die Eltern darüber haben, ist nicht von Dauer: die Pflegefrau stirbt, und der Kleine siedelt in das Elternhaus zurück, wo er sich nun tagsüber ganz allein überlassen bleibt. Die Jahre rinnen, und der kleine Proletarierjunge wird schulpflichtig. Von den Schulkameraden erfährt er zum ersten Male, daß er ein »Bankert«, kein Kind einer rechtsgültig geschlossenen Ehe sei. Der Kleine verlangt von der Mutter Aufklärung. Ein Gassengefrätsch ist die Folge, die Kirche greift ein und sucht nachzuholen, was verabsäumt wurde; das gelingt ihrem Abgesandten auch,

<sup>1</sup> Karl Bröger, Der Held im Schatten. Roman. Jena, Eugen Diederichs. 204 Seiten. Preis broschiert 5 Mark, gebunden 7 Mark.

und der Kleine ist fortan das Kind richtig getrauer Eltern, die nachträglich eine überaus lustige Hochzeit feiern.

Das begabte Arbeiterkind wird Freischüler der Realschule. Seine angeborene Begabung macht ihn bald zum Einpauker begüterter Mutttersöhnchen. Eine erste Neigung dämmert in dem heranwachsenden Knaben auf. Seine äppig ins Kraut schießende Phantastie muß ihm über die immer mehr verhasste Wirklichkeit des arbeitsigen Elternhauses hier forthelfen, in dem Vater und Mutter mit den Jahren sich immer feindseliger gegenüberstehen. Irgendeine kleine Verfehlung wirft ihn vor beendetem Studienabschluß aus dem Schulgeleise. Der Knabe muß sich eine Beschäftigung suchen, denn einen untätigen Esser können sich die Eltern nicht leisten. Der junge Mann findet eine schlechtbezahlte Anstellung in einem Auskunftsbureau. Dort unterliegt er den Lockungen einer Angestellten, eines reifen, mannstollen Mädchens. Diese Liebe und die Lust am vergnügten Leben lassen den flotten Jüngling sich an einer kleinen Kasse vergreifen, die er verwaltet. Er wird der Untreue überführt und entlassen.

Nun beginnt für ihn der Großstadtkampf ums Dasein. Gar bald hat er wieder Unterschlupf gefunden, diesmal in einer Zuckerwarengroßhandlung. Schon nach kurzer Zeit verfällt er auch hier in sein altes Laster. Diesmal zeitigt die Veruntreuung gerichtliche Verfolgung. Wochenlang versteht er es, sich gewandt den Häschern zu entziehen. Schließlich muß er doch daran glauben. Er sühnt sein Vergehen mit einigen Monaten Gefängnis. Die Haft geht vorüber. Ein paar Wochen sommerlicher Freiheit kommen, erfüllt von seelischer Ratlosigkeit und Unbeschäftigsein. Wieder wird ein wenig einwandfreier Trick versucht: und wieder ertappt man ihn und bringt ihn aufs neue hinter Schloß und Riegel. Diesmal auf längere Zeit.

Und nun kommen Monate erniedrigenden Gefängnislebens. Jedoch auch diese gehen vorüber, und die Freiheit winkt. Aber die neue Freiheit hat für den Gefängnisentlassenen nur Hunger, Obdachlosigkeit und Arbeitslosigkeit. In Lesehallen wärmt er seine frierenden Glieder auf, in Asylen finden seine müden Knochen harte Bettecke. Dann bringen einige Tage Gelegenheitsarbeit: Kohlenabtragen, Schneeschaukeln. Schließlich sucht er den Weg zurück ins Elternhaus. Er findet Arbeit und bleibt bei den alten Leuten. Bleibt, bis er zum Militär einrücken muß. Für seine leicht gereizte Art ist die Ausbildungszeit beim Kommiß keine rosige. Aber er schafft's und wird schließlich in die Schreibstube abkommandiert, wo er Muße findet, sich seinen schon lange in ihm quellenden dichterischen Neigungen hinzugeben. Ein Einjähriger, der warmherzig und ehrlich die dichterische Begabung des Kameraden anerkennt, gewinnt in diesen Zeiten Einfluß auf seine Entwicklung.

Auch die Militärjahre verrinnen. Der junge Proletarier kehrt wieder in die Vaterstadt zurück. Der Vater ist gestorben. Nun bleibt der Sohn bei der alten, zänkischen Mutter. Und arbeitet. Und zwingt die Alte, die sich ihrem Manne nie untergeordnet hat, in festgezogene Schranken. Aber auch er wird in Schranken gezwungen. Er, der sich bisher nie um eine Organisation gekümmert hat, wird, gelegentlich einer spontanen Arbeitsniederlegung seiner Kollegen, zu ihrem begeistertsten Apostel. Und nun leuchtet ein neues Licht ihm über der Welt: er fühlt sich zum zweiten Male geboren. Er, der bisher nur einige Reclam-Bändchen sein eigen genannt, verschlingt jetzt Bücher über Bücher. All das neue geistige Erleben regt ihn zu ständig mächtiger hervorquellendem dichterischem Schaffen an. Der Zufall spielt seine Schöpfungen einem warmherzigen Kunstfreund in die Hände. Der legt sich für ihn ins Zeug. Mit Erfolg. Eine angesehene Zeitschrift bringt Proben des Proletarierdichters; das Arbeiterblatt seiner Vaterstadt bietet ihm das Theaterreferat an.

Der Jahr um Jahr im Schatten Stehende ist ans Licht getreten. Und wie das Glück selten allein kommt und meist die Liebe im Gefolge hat, so auch hier. Er findet eine stille, seine Lebensgefährtin, mit der zusammen er seinen Hausstand gründet. Bald sind sie nicht mehr allein: ein strammer Bube strampelt im Bettchen. Sonnenschein leuchtet über der jungen Ehe, und Sturmgewölk jagt über sie dahin.

-- bis der große Weltbrand auslodert, die Männer aus den Armen ihrer Frauen reißt und sie in das feldgraue Tuch steckt. Krieg! Ein schweres Abschiednehmen — auch für den Helden des Brögerschen Buches. ...

All das ist in flotten, packenden und lebensecht anmutenden Skizzen erzählt. Hier und da sind der Schilderung stimmungsvolle Gedichte eingeflochten, die eine schwingende Musik in die oft mit breitem Pinsel Lebensdunkelheiten auftragende Prosa hineinklingen lassen. In einigen Teilen des Buches überwiegt abstrakte Nachdenklichkeit ein wenig die Handlung. Das beeinträchtigt wohl dann und wann die Lektüre, erschwert sie jedoch nicht, wie überhaupt das Rein-Gedankliche in diesem Buche überwiegt. Denn man darf nie vergessen, daß es sich um die Schilderung eines Arbeiterlebens handelt. Das Buch will nicht in erster Linie eine Unterhaltungslektüre sein, sondern ein Zeitdokument und als solches eine gesonderte Würdigung erheischen.

So ist Karl Brögers Roman als entschiedenes Verdienst um die Sache der Arbeiterschaft zu werfen. Er, der uns bisher so manches Gedicht von bleibendem Wert geschenkt, hat in der Schilderung seines Jugenderlebens Dunkelheiten aufgehellt, wie sie nur das Dasein eines Arbeiterkindes umnachten. Damit soll nicht gesagt sein, daß derartige Zustände wie die beschriebenen durchaus typisch für Proletariatskreise sein müssen. Glücklicherweise hat auch hier die sozialistische Aufklärung im Verein mit der gewerkschaftlichen Arbeit, die die Existenzfähigkeit des Arbeiterhaushalts auf eine finanziell immer erträglicher werdende Basis stellte, derart Wandel geschaffen, daß die Kindheitsjahre der jüngeren Generation weniger trübe und dunkel sich gestalten konnten, als die der älteren es gewesen. Ein um so trefflicherer Gradmesser für die aufsteigende Entwicklung emporstrebender Schichten in der Gegenwart bleibt dafür das Buch, dem wir nicht nur eine weite Verbreitung, sondern auch eine ernste, tiefeschürfende Lektüre wünschen wollen.

## Literarische Rundschau.

Bruno Frank, *Von der Menschenliebe*. München, Musarionverlag.

Diese Dezemberrede im Münchener »politischen Rat geistiger Arbeiter« predigt die praktische Menschenliebe, das brüderliche Verstehen. Sie verurteilt das Verhalten der Intellektuellen im Kriege, sie stellt ihnen die Zeitaufgabe, »als geistiges Mittelglied für das Bürgertum um Vertrauen zu werben bei der Arbeiterschaft«. Sie sollen dafür sorgen, daß nicht das Parlament des »geschäftstüchtigen Schwägerentums ohne Liebe und Verantwortungsgefühl« wiederkehre, sie sollen das Bürgertum »reif machen, daß es freudig die großen Opfer bringt, die es bringen muß«. Frank lehnt den Kommunismus als eine Form primitiver Wirtschaft ab. Seine ökonomische Logik ist wenig zwingend: Gemeinsamkeit der Produktionsmittel am Ursprung der Entwicklung ist etwas ganz anderes als auf ihrem Höhepunkt! Aber kommen sieht auch er das Aufhören der bürgerlich-kapitalistischen Vormacht. Unsere Verarmung wird erträglich nur sein, wenn der Bürger spricht: Ich will mit den Massen das Elend teilen, weil ich sie liebe! Nicht Manifeste tun nos, sondern Arbeit an uns selbst; ein gütiger Blick gilt mehr als ein Schlagwort. Sänftigung der öffentlichen Sitten, Entgiftung der politischen Atmosphäre, Achtung vor der Persönlichkeit des Nächsten! Leidenschaft im Kampf ums Recht der anderen, Demut in Fragen des eigenen Wertes! Das Werk und die Menschenliebe sind alles, der eigene Ruhm nichts!

Die Rede lieft sich leicht und gut, sie ist voll warmen Gefühls. Aber sie bleibt an der Oberfläche. Wer unser Bürgertum kennt, der weiß: Frank ist ein Prediger in der Wüste!

Paul Deistich.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 12

Ausgegeben am 20. Juni 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Die Marxsche Klassenkampftheorie.

Von Heinrich Cunow.

I.

Revolutionäre Geschichtsperioden sind zugleich die Zeiten der großen Schlagworte und der Zusammenfassung der verschiedenartigsten sozialen Lebenserscheinungen unter populär gewordenen, bestimmten Massenstimmungen entsprechenden Begriffen. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß gegenwärtig in den öffentlichen Diskussionen wieder die Worte »Klassenkampf«, »Klassenkampfprinzip«, »Klassenkampfstandpunkt« eine große Rolle spielen, oft am meisten in den Reden solcher Genossen, die erst in letzter Zeit den Weg zu unserer Partei gefunden haben, die Marxschen Schriften — vielleicht abgesehen vom »Kommunistischen Manifest« — nicht kennen und in eine arge Verlegenheit geraten würden, wenn sie auseinandersehen sollten, was Marx unter »Klasse« versteht. Desto mehr sind sie aber gewöhnlich geneigt, kurzweg zuzustimmen, wenn von seiten »unabhängiger« Agitatoren behauptet wird, die Bildung einer Koalitionsregierung, wie sie heute im Reich und in Preußen besteht, bedeute eine Verleugnung des Klassenkampfprinzips; überhaupt sei jedes Zusammengehen mit bürgerlichen Parteien, ja selbst jede Unterstützung einer bürgerlichen Partei gegen eine andere bei irgendwelchen Wahlen ein Verstoß gegen den Klassenkampfgedanken. Es zeigt sich, daß sie zwischen Klasse, Partei, Stand, Beruf, Arbeitszweig usw. gar nicht zu unterscheiden vermögen, sondern im Gegensatz zu Marx die verschiedenartigsten wirtschaftlichen und politischen Gruppen in dem Begriff »Klasse« zusammenfassen.

Freilich gilt das nicht nur von neugewonnenen Anhängern unserer Partei, sondern auch von gar manchem gelehrten Soziologen, Volkswirtschaftler und Staatstheoretiker. Charakteristisch dafür ist, wie selbst Gustav Schmoller in seinem jüngst erschienenen, von seiner Gattin herausgegebenen Werk »Die soziale Frage«<sup>1</sup> den Klassenbegriff definiert. Er sagt S. 142:

Wir verstehen unter sozialen Klassen diejenigen größeren Gruppen einer arbeitsteiligen Gesellschaft, die sich nicht nach Blut, Geschlecht, Verwandtschaft, nicht nach Religion, nicht nach Orts-, Kreis-, Provinzial- und Staatszugehörigkeit bilden, sondern die durch gleiche oder ähnliche Eigenschaften und Lebensbedingungen, durch gleiche oder ähnliche Berufs- und Arbeitsfähigkeit, durch gleiche oder ähnliche Besitzart und Besitzgröße, durch gleiche oder ähnliche Art der Einfügung in die Ordnung der Volkswirtschaft und des Staates, durch gleichen oder ähnlichen Rang in

<sup>1</sup> Gustav Schmoller, Die soziale Frage. Klassenbildung, Arbeiterfrage, Klassenkampf. 673 Seiten. München und Leipzig 1918, Verlag von Duncker & Humblot. Preis geheftet 20 Mark, gebunden in Halbleinen 25 Mark. (Eine Besprechung dieses Werkes brachten wir bereits im Heft 8 des laufenden Bandes.)

der hierarchischen Gesellschaftsordnung, durch gleiche oder ähnliche Interessen aller Art ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit haben und dem Ausdruck geben.

Das heißt nichts anderes, als jede Gruppe, die unter gleichartigen Lebensumständen existiert und durch irgendwelche gleichartigen Interessen verbunden ist, ist eine Klasse; und tatsächlich identifiziert denn auch hinterher Schmoller kurzerhand die Klasse mit der Kaste, dem Stand, dem Beruf, der Vermögens- und Einkommensschicht, der Arbeitskategorie usw.

Nun hat jeder Gelehrte das Recht, sich zum Gebrauch für seine Deduktionen besondere Begriffe zurechtzulegen und deren Grenzen so weit als möglich zu ziehen — wenn auch solches Verfahren nicht gerade zur Herausarbeitung klarer wissenschaftlicher Erkenntnisse beiträgt —, aber völlig unzulässig ist es jedenfalls, sich in politischen Diskussionen auf Marx und seine Klassenkampftheorie zu berufen und dann die Worte »Klasse« und »Klassenkampf« in einem Sinne zu gebrauchen, der den betreffenden Marxschen Begriffen direkt widerspricht. Eine kurze Darstellung der Marxschen Klassenkampftheorie scheint mir daher heute mehr als je nötig zu sein.

### Das Wesen der Klasse.

Marx hat nicht erst die Existenz der Klassen und ihren Kampf untereinander entdeckt. Schon die alten griechischen Autoren von den Zeiten Solons an sehen in den inneren Kämpfen der griechischen Republiken einen Kampf der Standeschichten, und die Frage, welcher Anteil am staatlichen Regiment den verschiedenen Schichten einzuräumen ist und wie die Staatsregierung am besten eingerichtet werden könnte, damit innere Parteikämpfe möglichst vermieden werden, bildet den Hauptbestandteil der griechischen Staats- und Moralphilosophie. Aber zur Auffassung der Klassen als durch die Wirtschaftsentwicklung bedingte historische Gebilde mit bestimmten in der jeweiligen Gesellschaftsformation begründeten Klasseninteressen gelangt keiner der alten Philosophen. Auch Aristoteles nicht, der nicht nur in den bürgerlichen Klassenschichtungen seiner Zeit, sondern auch in der Institution der Sklaverei eine natürliche Ordnung sieht, die er lediglich auf natürliche Ursachen, nämlich auf die verschiedenartigen persönlichen Anlagen, nicht etwa auf eine durch die Wirtschaftsgestaltung bewirkte Gesellschaftsdifferenzierung zurückführt.

Ebenso sieht auch die auf der thomistischen Lehre beruhende mittelalterliche Scholastik in der Klassenschichtung eine natürliche Ordnung, die sie allerdings nicht mehr direkt aus der verschiedenartigen natürlichen Befähigung und Veranlagung der Individuen herleitet, sondern aus der durch die Bedürfnisbefriedigung bewirkten Arbeitsteilung. Erst aus der Trennung der Beschäftigungen entsteht die Rangschichtung. Deshalb ist diese auch nicht ein unmittelbarer Ausfluß der Naturordnung, sondern vielmehr der Völkerechtsordnung. Da aber bei der Arbeitsteilung die Neigung des einzelnen zu diesem oder jenem Beruf wesentlich misspricht und andererseits das *jus gentium* als der zu einem anerkannten Recht gewordene gewohnheitsmäßige Volksbrauch gewissermaßen nichts anderes als eine notwendige Folgeerweiterung des Naturrechtes (Thomas v. Aquino nennt das *jus gentium* deshalb auch den zweiten indirekten Teil des Naturrechtes) darstellt, so ist auch die Ständeordnung im Staat eine aus der Natur des Menschen hervorgegangene natürliche Ordnung. Immerhin bedeutet diese thomi-

stische Auffassung einen bedeutenden Schritt über das Altertum hinaus; denn die Ständeschichtung gilt nicht mehr als bloße Folge individueller Verschiedenheit, sondern einer geschichtlichen Differenzierung der gesellschaftlichen Produktion, der Wirtschaftsweise.

Mit der zunehmenden Kenntnis der Einrichtungen primitiver Völker gewinnt dann in der englischen Sozialphilosophie des achtzehnten Jahrhunderts immer mehr die Auffassung Boden, daß auch von einer natürlicherweise aus der Arbeitsteilung herausgewachsenen Stände- und Rangschichtung nicht gesprochen werden könne. Vielmehr beruhe diese Schichtung auf einer im Verlauf der sozialen Entwicklung von den Führern und Großen der Völker und Stämme vorgenommenen Reichums- und Machtaneignung. Ursprünglich gäbe es in den primitiven Gemeinwesen weder nennenswerte Besitzunterschiede noch privilegierte Stände; mit der Zunahme des Reichtums wüßten aber die Häuptlinge, Familienväter und Starken (oder auch Listigen) sich immer größere Anteile am gesellschaftlichen Reichtum zu verschaffen und dann ihre dadurch erlangte überlegene Stellung zur Gewinnung neuer Vorrechte auszunutzen. Besonders hätte allezeit der Krieg mit seiner Veraubung, Unterwerfung und Unterjochung fremder Völker einen Anlaß zur Entstehung bevorrechteter und herrschender Klassen geboten. Die Klassenschichtung wurde also auf offene oder versteckte Usurpationen zurückgeführt.

Entsprechend dieser Auffassung wurden denn auch die Klassen als Besitz- und Vermögensklassen betrachtet und das Unterscheidungsmerkmal in der Art und der Größe des Besitztums gefunden. Es gibt nach dieser Auffassung eine Klasse der großen und kleinen Landbesitzer, der Großkaufleute und der kleinen Ladenbesitzer, der Pächter und der Kleinhandwerker. Demnach wird meist, wenn von Klasseneinteilung gesprochen wird, darunter nur eine Vermögensschichtung verstanden, weit seltener eine Erwerbs- und Berufschichtung.

Die Erfahrungen der großen Französischen Revolution führen jedoch zu einer schärferen Unterscheidung der Klassenschichtung. Vornehmlich ist es Jean Paul Marat, der zu einer Auffassung der Revolution als eines großen Klassenkampfes gelangt, in dem er folgende gegeneinander streitende Klassengruppen unterscheidet: Adels, hoher Klerus, Großbourgeoisie, »Gelehrtensippe« (mit Einschluß der höheren Gerichtsbeamten, Advokaten, Ratsherrn, Prokuratoren usw.), mittleres und kleineres Geschäftsbürgertum, selbständige Bauern und Volk, der sogenannte »Peuple« — eine Bezeichnung, unter der er die selbsttätigen Kleinhandwerker, Arbeiter, Tagelöhner, unteren Angestellten und mittellosen Intellektuellen zusammenfaßt, also jene Klassen, die heute vielfach als Proletariat bezeichnet werden. Weiter geht teilweise der Geschichtsschreiber François Auguste Mignet, indem er den Adels wieder in drei Unterklassen einteilt: Hofadels, Beamtenadels, Landadels, dagegen betrachtet er die »Gelehrtensippe« nicht als besondere Klasse, sondern teilt sie teils der besseren, teils der unteren Mittelklasse (Bourgeoisie) zu.

Im Vergleich zur Maratschen und Mignetschen Klasseneinteilung bedeutet Henri de Saint-Simons Auffassung der Klassenunterschiede keineswegs einen Fortschritt. Während Marat bereits die Arbeiterschaft der Unternehmerschaft als besondere Klasse mit besonderen Klasseninteressen gegenüberstellt, da der Unternehmer seinen Gewinn zu steigern und zu diesem Zwecke den Arbeitslohn möglichst niedrig zu halten suche, wirft Saint-Simon

in seiner »Klasse der Industriellen« die Unternehmer und Arbeiter, Kaufleute, Handwerker und Kleinbauern zusammen und nimmt an, daß ihre wirtschaftlichen Interessen im wesentlichen solidarisch seien. Und an dieser Ansicht halten mit Ausnahme von Saint-Armand Bazard auch durchweg seine Schüler fest — auch der Geschichtsschreiber Augustin Thierry. So treffend er in mancher Hinsicht die Entwicklung der französischen Bourgeoisie und den Gegensatz ihrer Interessen zu denen des Adels und der Geistlichkeit schildert, vermag er doch selbst in seinem 1853 erschienenen »Essai sur l'histoire de la formation et des progrès du tiers-état« (Versuch einer Geschichte der Entstehung und der Fortschritte des dritten Standes) die im sogenannten »dritten Stand« vorhandenen Klassenunterschiede, besonders den Gegensatz der Arbeiterklasse zur industriellen Bourgeoisie, nicht zu erkennen.

Von einer wesentlich anderen Auffassung geht Marx aus, nämlich vom Wirtschaftsprozeß. Seine Klassentheorie hängt mit seiner auf Hegel zurückgehenden Auffassung der Gesellschaft als eines Systems von Bedürfnissen und der zu ihrer Befriedigung nötigen Arbeitstätigkeit eng zusammen. Aus dieser gesellschaftlichen Arbeitstätigkeit ergeben sich notwendig bestimmte soziale Wechselbeziehungsweise Gegenseitigkeitsbeziehungen (Produktionsverhältnisse), und alle Individuen und Gruppen, die innerhalb des gesellschaftlichen Gesamtmechanismus in derartigen gleichartigen Beziehungen zueinander stehen, also derselben Kategorie der Wirtschaftstätigkeit angehören, bilden für sich eine Klasse. Das Entscheidende ist demnach nach Marzens Auffassung nicht die Vermögensgröße, auch nicht die Einkommenshöhe oder die Berufsart, sondern die Art der Wirtschaftsbefätigung und die durch sie bestimmte Stellung innerhalb des gesellschaftlichen Wirtschaftsgetriebes.

Demnach unterscheidet denn auch Marx drei Hauptklassen in der heutigen »bürgerlichen«, das heißt kapitalistischen Gesellschaft: 1. Grundbesitzer als Bodeneigentümer und Nutznießer der Grundrente, 2. Kapitalisten einerseits als Kapitalanleger und -darleiber, andererseits als Anwender fremder Arbeitskraft zur Gewinnung von Kapitalprofit, 3. Arbeiter als Verkäufer ihrer Arbeitskraft gegen Lohn. Aber diese Klassen zerfallen wieder je nach der besonderen Stellung ihrer Mitglieder im sozialen Produktionsprozeß in mannigfache Unterklassen: die Grundbesitzer können Großgrundbesitzer sein, die lediglich von ihren Renten leben, sie können auch selbstwirtschaftende Groß- und Kleinbauern sein. Ebenso kann der Kapitalist Finanzier oder Bankier, Großindustrieller, Großkaufmann, Schiffsreedere, Krämer usw. sein. Daneben gibt es Zwischenklassen, die eine vermittelnde Stellung einnehmen, und schließlich kann auch eine und dieselbe Person mehreren Klassen angehören. So kann zum Beispiel der Finanzier auch Rittergutsbesitzer, der ländliche Handwerker oder Gastwirt zugleich auch Bauer sein usw.

In ihren politischen Schriften sprechen denn auch Marx und Engels nicht nur von den obengenannten drei Hauptklassen, sondern unterscheiden eine ganze Reihe Unter- und Nebenklassen. So teilt zum Beispiel Engels in der Vorrede zu seinem »Deutschen Bauernkrieg« (3. Auflage, S. 25 ff.) die Bauernklasse wieder in zwei Unterklassen: die Großbauern, die er dort zur Bourgeoisie rechnet, und die selbstwirtschaftenden Kleinbauern. Ebenso unterscheidet er eine Klasse der industriellen städtischen Arbeiter und eine Klasse der Ackerbautagelöhner. Noch weitere Unterscheidungen macht er in einem Artikel der »New York Tribune« vom September 1851 über Deutsch-

land am Vorabend der Revolution von 1848 (vergl. Revolution und Konterrevolution, 3. Auflage, Stuttgart 1913, S. 10 ff.), wo er von einer Klasse der Groß- und Mittelbauern, der freien Kleinbauern, der feudalen Hinterlassen und der Landarbeiter spricht.

In gleicher Weise unterscheidet Marx im »Achtzehnten Brumaire« (4. Auflage, S. 40) das Kleinbürgertum als besondere Klasse, als »Übergangsklasse« von der Bourgeoisie, während er an anderer Stelle (S. 50) das ganze Bürgertum in dem Begriff »Bourgeoisie« zusammenfaßt. Ebenso spricht er in seiner Artikelserie über die »Klassenkämpfe in Frankreich 1848/50« wiederholt von den Klassen der großen und kleinen Bourgeoisie und teilt die erstere wieder in zwei Unterklassen: die Finanzbourgeoisie und die industrielle Bourgeoisie. Engels unterscheidet im »Anti-Dühring« (6. Auflage, S. 303) außerdem noch »eine von direkt-produktiver Arbeit befreite Klasse, die die gemeinsamen Angelegenheiten der Gesellschaft besorgt: Arbeitsleitung, Staatsgeschäfte, Justiz, Wissenschaft, Künste usw.«

Leider haben weder Marx noch Engels in einer besonderen Schrift oder Abhandlung dargelegt, was sie unter einer Klasse verstehen und wie die Klasseneinteilung nach ihrer Ansicht entstanden ist. Daß es Marxens Absicht gewesen ist, die heutige Klassenbildung und -gliederung näher darzulegen, geht aus dem 52. Kapitel des zweiten Teiles des dritten Bandes seines »Kapital« hervor, doch ist es beim ersten Ansatze geblieben (das ganze Kapitel umfaßt nur ungefähr eine Druckseite). Marx unterscheidet auch dort wie an anderen Stellen drei Hauptklassen, die er in folgender Weise kennzeichnet:

Die Eigentümer von bloßer Arbeitskraft, die Eigentümer von Kapital und die Grundeigentümer, deren respektive Einkommensquellen Arbeitslohn, Profit und Grundrente sind, also Lohnarbeiter, Kapitalisten und Grundeigentümer, bilden die drei großen Klassen der modernen, auf der kapitalistischen Produktionsweise beruhenden Gesellschaft.

Er führt dann kurz aus, daß zwischen diesen drei Klassen Mittel- und Übergangsstufen bestehen, und wirft die Frage auf: »Was bildet eine Klasse?« Zur Beantwortung dieser selbstgestellten Frage gelangt er jedoch nicht. Aus den nachfolgenden kurzen Sätzen geht nur hervor, daß er die Berufe nicht als Klassen gelten läßt und ebensowenig die einzelnen Erwerbs- und Besitzkategorien, die infolge der gesellschaftlichen Arbeitsteilung entstanden sind. Es können demnach weder die Bergwerks-, Weinbergs-, Forstbesitzer usw. noch die Maurer, Zimmerleute, Textilarbeiter, Zigarrenarbeiter usw. als Klassen bezeichnet werden. Warum nicht? Das sagt Marx nicht. Doch ergibt sich aus dem vorhin dargelegten Marxschen Begriff der Klasse diese Nichtanerkennung der Berufe und Besitzkategorien als Klassen von selbst. Nehmen doch weder diese Arbeitergruppen noch die einzelnen Besitzschichten für sich innerhalb des Wirtschaftsprozesses eine verschiedenartige, auf andersgearteten Wechselbeziehungen beruhende Stellung ein. Die Zigarrenarbeiter wie die Textilarbeiter verkaufen ihre Arbeitskraft gegen Lohn unter gleichen ökonomischen Bedingungen und leisten in gleicher Weise (wenn auch nicht immer in gleichem Grade) Mehrarbeit. Ihre sich aus ihrer Produktionsfähigkeit ergebende Klassenstellung zum Unternehmertum (den Industrie- wie den Handels- und Geldkapitalisten) und zum Grundbesitz ist dieselbe, ob diese Kapitalisten nun ihr Kapital in Erz- oder Kohlenruben, in Ziegeleien oder Zigarrenfabriken angelegt haben. Dagegen nehmen der Industrielle, der

diesem die Ware abkaufende und vertreibende Händler und der von Geld- und Börsengeschäften lebende Bankier, wenn sie auch sämtlich Kapitalisten sind, doch innerhalb des kapitalistischen Wirtschaftsgetriebs verschiedene, auf anderen wirtschaftlichen Funktionen und Wechselbeziehungen beruhende Stellungen ein, und demnach kann man auch recht wohl innerhalb der Kapitalistenklasse eine besondere Unterklasse der Industriellen, Kaufleute und Finanzleute unterscheiden.

Noch weniger als die Verschiedenheit des Berufs entscheidet die Vermögensgröße oder Einkommenshöhe über die Klassenstellung. Oft hört man sagen: »Die Einnahmen und Lebensverhältnisse dieser und jener Bauern oder Handwerker sind nicht höher als die der bestgestellten Industriearbeiter, folglich gehören sie auch zur Arbeiterklasse.« Solche Folgerungen haben mit der Marxschen Klassentheorie nichts zu tun. Sie sind Rückfälle in jene frühere Auffassung, die in der Klassenschichtung eine bloße Vermögensschichtung sah. Ein Bauer wird dadurch, daß er ein geringeres Einkommen hat als ein gutbezahlter Arbeiter, noch kein Lohnarbeiter, das heißt, er tritt deshalb noch nicht in ein Lohnverhältnis zu einem Kapitalisten, leistet diesem keine Mehrarbeit und erzeugt keinen Kapitalprofit, ebensowenig wie ein heruntergekommener Baron oder Offizier dadurch, daß sein Einkommen unter das eines Arbeiters herabsinkt, zu einem Lohnarbeiter wird.

#### Verschiedene Formen des Klassenkampfes.

Die Klasse ist demnach ein Erzeugnis des wirtschaftlichen Entwicklungsprozesses, eine in der jeweiligen Wirtschaftsformation wurzelnde Interessengemeinschaft. Grundlage der Klassenschichtung ist, wie Engels im »Anti-Dühring« (6. Auflage, S. 303) ausführt, die Arbeitsteilung, die die Herausbildung bestimmter Kategorien gesellschaftlicher Arbeitstätigkeit zur Folge hat, doch hindert diese Tatsache nicht, daß später vielfach die Klasseneinteilung durch Gewalt und Raub, List und Betrug durchgeführt und besiegt worden ist. Wie sich dieser Vorgang vollzogen hat, erfahren wir nicht. Engels führt nur in seiner kleinen Schrift über den »Ursprung der Familie« aus, daß die Klassenscheidung schon in der Zeit vor der Staatsentstehung eingetreten ist. Die alte Gentilverfassung, wie sie zum Beispiel früher bei den nordamerikanischen Indianerstämmen bestand, wußte noch nichts von einer Klassenscheidung; aber die Zunahme des Tauschhandels und die Einführung der Sklaverei, der Übergang des Bodens in Privatbesitz und damit die Entstehung landreicher und landarmer, gegen Vergütung für andere tätiger Schichten sowie ferner die Entstehung des Handwerkes neben dem Ackerbau führten allenthalben zur Herausbildung herrschender und unterdrückter Klassen. Schon in den alten griechischen Republiken wie im alten Rom finden wir eine Gliederung der Gesellschaft in verschiedene Klassen, in Patrizier, Vollbürger, Plebs, Schutzbürger, Hörige, Sklaven usw., und dementsprechend fortgesetzte »Klassenkämpfe«, die sich zumeist in der Form eines Kampfes zwischen Gläubiger und Schuldner oder eines Kampfes um den Landbesitz (den *ager publicus*) abspielten. Im Mittelalter schließt sich daran die Klassenteilung in Feudalherren, Vasallen, Bauern, Junftbürger, Gesellen, Leibeigene, bis dann aus der Städtibürgerschaft allmählich die heutige Bourgeoisie, aus der städtischen Handwerker- und Gesellenschaft die heutige industrielle Arbeiterschaft hervorgeht, und nun in steigendem Maße

der »Klassenkampf« zwischen Bourgeoisie und Arbeiterklasse an die Stelle des früheren Kampfes zwischen Feudaladel und Städtobürgerchaft tritt.

Der heutige Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Arbeiterklasse ist demnach nur eine neue Phase in der historischen Reihe der Klassenkämpfe. Wie Marx im »Kommunistischen Manifest« sagt, ist zwar »die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft (genauer aller in Staaten organisierten Gesellschaft) die Geschichte von Klassenkämpfen«; aber der jetzige Kampf der Arbeiterklasse ist insofern doch ein Novum, als es sich nicht wie früher nur um eine veränderte Klassenschichtung, sondern um die völlige Abschaffung der Klassen, um die Aufhebung der Klassegegensätze handelt.

Demnach wechselt im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung nicht nur der Charakter der Klassen und ihrer gegensätzlichen Interessen, sondern auch die Art und das besondere Zweckziel der Klassenkämpfe. Mit dem gesellschaftlichen Arbeitsprozeß verändert sich naturgemäß auch die in ihm begründete Klassenschichtung, und zwar verändern sich nicht nur die einzelnen Klassen, auch ihre Stellung zueinander verschiebt sich. Zugleich wechseln die gesellschaftlichen Bedingungen der Kampfführung. In anderen Worten: mit der Wirtschaftsentwicklung und der sich aus ihr ergebenden jeweiligen Produktionsverhältnisse nimmt auch der Klassenkampf verschiedene Formen an, das heißt, die wirtschaftlichen Verhältnisse wirken bestimmend auf die Kampfformen ein und zugleich, da der Kampf in der politischen Arena geführt wird, die politischen Umstände. Die Gesellen des sechzehnten oder siebzehnten Jahrhunderts konnten ihren Kampf gegen die Zunftmeister gar nicht in der Weise führen wie die undisziplinierte industrielle Arbeiterschaft in der Zeit der beginnenden Großindustrie, und diese wieder nicht wie die in Gewerkschaften und politischen Parteigruppen organisierte Arbeiterklasse der heutigen großen Industriestaaten. Kampfformen, die heute sich aus einer bestimmten wirtschaftlichen und politischen Lage ergeben und zweckmäßig sind, können demnach zu einer anderen Zeit, das heißt unter anderen Umständen, versagen — genau wie auch die Formen der Klassenherrschaft mannigfach wechseln. Der Versuch des zähen Festhaltens an »alten bewährten Kampfformen« zeugt daher, falls sich die Kampfbedingungen inzwischen wesentlich geändert haben, von einer verkehrten Kampfaktik. Mit den Produktionsverhältnissen müssen sich auch naturgemäß die Kampfformen ändern.

Daher ist auch das Bestreben, durch parlamentarische Verhandlungen oder durch Beeinflussung der öffentlichen Meinung, sei es durch Zeitungen, Reden, Broschüren oder Geschichtswerke, Klasseninteressen zur Geltung zu bringen, im Marxschen Sinne nicht minder Klassenkampf wie zum Beispiel die Erzwingung irgendwelcher politischen Rechte durch Generalstreiks oder Straßenkampf. Was leichter und eher zum Ziele führt, hängt von den jeweiligen Verhältnissen ab. Ferner ist nicht nur der sozialistische Arbeiter, der für die Forderungen seiner Partei kämpft, sondern auch der Großgrundbesitzer oder Bergwerksbesitzer, der für die Besitzinteressen seines »Standes« eintritt, ein Klassenkämpfer. Wer als Konservativer zum Beispiel gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht stimmt, um den politischen Einfluß der Arbeiterklasse auf die Gesetzgebung zu hemmen und das Übergewicht der ländlichen Grundbesitzerklasse zu erhalten, treibt unzweifelhaft Klassenkampf.

Vielfach findet man in der antisozialistischen Literatur die Ansicht vertreten, der Ausdruck »Klassenkampf« besage die Durchsetzung von Klassen-

interessen vermittelt irgendwelcher Gewaltakte, durch Revolutionen, Aufstände, Straßenkämpfe usw. Sicherlich können Klassenkämpfe auf diesem Wege ebensowohl ausgefochten werden wie zum Beispiel durch wissenschaftliche Beweisführungen oder parlamentarische Abstimmungen; aber ein Erfordernis des Klassenkampfes ist die Anwendung roher Gewalt durchaus nicht. Deshalb ist es auch geradezu Unsinn, wenn von liberalen oder konservativen Politikern die Forderung gestellt wird, die Sozialdemokratie müsse die Marxsche Klassenkampftheorie abschwören. In Wirklichkeit heißt das nichts anderes, als sie müsse die Erkenntnis verleugnen, daß es in der heutigen Gesellschaft Klassenunterschiede und Klasseninteressen gibt, und daß es immer das Bestreben der verschiedenen Klassen gewesen ist, diese ihre Interessen durchzusetzen. Die Forderung bedeutet also nichts anderes als Ableugnung einer historischen Tatsache. Ebensowohl könnte man auch der Sozialdemokratie zumuten, sie solle abschwören, daß es ein Großgrundbesitzer- und Bauerntum, eine Arbeiterklasse usw. gibt.

(Schluß folgt.)

## Die deutsche Ostmark in Vergangenheit und Zukunft.

Von Dr. Feyd (Königsberg i. Pr.).

Das furchtbare Drama, das sich jetzt im Osten Deutschlands abspielt, ist nur zu verstehen als ein Kapitel in dem tausendjährigen Ostmarkenkampf, der mit der Entstehung des deutschen Kaiserreichs im Mittelalter beginnt und als ungelöstes Erbe von dem neudeutschen Kaiserreich der Hohenzollern übernommen wurde — um abermals nicht gelöst zu werden. Was die sächsischen und salischen Herrscher begannen, die Wiedergewinnung der in der Völkerwanderung von den Germanen geräumten ostelbischen Gebiete für das Deutschtum, setzen im staufischen Zeitalter einerseits die Welfenpolitik Heinrichs des Löwen und die Askanier, andererseits der deutsche Ritterorden fort. Der Überschuß einheimischer deutscher Bevölkerung stufte gen Osten und dringt in die slawischen Gebiete an den Ostseeküsten ein bis über Weichsel, Pregel und Memel hinaus, mit seinen Vorposten bis zur Düna.

Der überlegenen deutschen Kultur unterliegt das Slawentum; aber während bis zur Oder hin und in Pommern darüber hinaus die Eindeutschung völlig gelingt, bleibt das Kulturwerk des deutschen Ritterordens, so großartig es an sich ist, doch nur Stückwerk. Nur im alten Pruzzenland zwischen Weichsel und Memel gelingt durch brutale Ausrottung und Aufsaugung der entrechteten und unterjochten Urbevölkerung die resloße Germanisierung. In Pommerellen aber, in Masuren und Litauen hält sich das Slawentum, wenn auch zum Teil bereits unter deutscher Gewalt Herrschaft. Der mönchische Charakter des Ordensstaats, so fest dieser anfangs auch gefügt ist, wird dem Kulturwerk zum Verhängnis. Das am stärksten bedrohte Polentum rafft sich um die Wende zum fünfzehnten Jahrhundert zum ersten großen Gegenschlag auf, unterstützt von den Stammesbrüdern im Osten, und nach der Tannenberger Schlacht vom Juli 1410 und den beiden Thorner Friedensschlüssen 1411 und 1466 gerät die ganze Germanisierung des östlich der Oder gelegenen Landes in die größte Gefahr.

Allein diese erste Krise für die deutsche Ostmark wird in den beiden folgenden Jahrhunderten überwunden. Drei Gründe sind dafür entscheidend:

1. Das Polentum erweist sich als unfähig, an Stelle Deutschlands die Rolle des Kulturträgers zu übernehmen, das Polenreich gerät vielmehr infolge des Egoismus und der staatlichen Disziplinlosigkeit seines Feudaladels in raschen inneren Verfall.

2. Die Reformation Luthers stärkt das bedrohte und vom Mutterland zum Teil abgechnürte (Ostpreußen), zum Teil politisch abgetrennte (Westpreußen mit Ermland) Deutschtum und gibt ihm neben der überlegenen materiellen Kultur ein fest einigendes geistiges Band in der Religion, das ihm sogar noch in der Zeit der polnischen Oberherrschaft die beginnende Lösung der polnischen, nunmehr evangelischen Masuren vom Slawentum in dem Maße ermöglicht, daß man die Masuren heute als germanisierte Polen bezeichnen kann.

3. Der emporkommende brandenburgisch-preußische Hohenzollernstaat knüpft unter Abschüttlung der polnischen Lebensoberhoheit für das Herzogtum Preußen durch das Lebenswerk des Großen Kurfürsten von neuem das zerrissene Band mit dem deutschen Mutterland an. Fortan kommt alles auf die Frage an: Wird dieser neuentstehende Hohenzollernstaat imstande sein, die von ihm übernommene deutsche Kulturaufgabe in der Ostmark zu lösen, und wie weit wird er sie lösen?

Zunächst scheint die erste Frage bejahend beantwortet zu werden. Die Errichtung des Königreichs Preußen unter Friedrich I., die innere Kulturpolitik Friedrich Wilhelms I. gerade in Ostpreußen, vor allem aber die Erwerbung Westpreußens durch Friedrich den Großen bedeuten lauter Etappen auf dem Wege der Germanisierung der Ostmark. Aber auch diesmal geht es nicht ohne brutale Gewalt ab, so sehr auch die sogenannte erste »Teilung« Polens 1772 sich als ein Notwehrakt Friedrichs des Großen gegenüber moskowitzischer Raffgier rechtfertigen läßt.

Mit dem Tode dieses Königs aber versagt die preußische Kraft. An die Stelle der großzügigen deutschen Kulturpolitik, die mit der Tätigkeit Hermann v. Salzas begonnen hatte, tritt eine Prestigepolitik, und unter dem schwächlichen Regiment des »dicken Wilhelm« beläßt sich Preußen gegen alle Kulturnotwendigkeit mit riesigen Gebieten stockpolnischen Landes, anstatt sich der Aufgabe der intensiven Eindeutschung der in weiser Selbstbeherrschung von Friedrich dem Großen zurückerworbenen westpreußischen Gebiete zu widmen.

Die Folgen bleiben nicht aus. Die zweite Krisis des deutschen Ostmarkenkampfes tritt nach dem Zusammenbruch von Jena und Auerstedt ein, und zum ersten Male findet das Nationalpolentum seinen diesmal allerdings nur vermeintlichen Helden und Retter in dem deutschen Erbfeind im Westen — den Franzosen. Allein Napoleon I. errichtet trotz aller lockenden Versprechungen, mit denen er die Polen ködert, kein souveränes polnisches Königreich. Er begnügt sich mit einem Herzogtum Warschau als französischem Vasallenstaat, dem er sogar den freien Zugang zur Ostsee, das Gebiet von Danzig, vorenthält. Die Weichselstadt wird eine selbständige Republik unter französischer Besatzung.

Der Sturz des Korfen ermöglicht es Preußen, seine ostmärkisch-deutsche Kulturaufgabe von neuem aufzunehmen, und stellt es abermals vor das noch immer ungelöste Problem der Verschmelzung deutschen und polnischen Volkstums zu einer höheren Einheit.

Aber das Unglück Deutschlands findet im Hohenzollernstaat des neunzehnten Jahrhunderts bis über seine Mitte hinaus Herrscher, die der großen Aufgabe teils infolge ihrer Kleinlichkeit, teils infolge ihrer romantischen Phantasterei nicht gewachsen sind. Wohl gibt Preußen in den Grenzfestsetzungen des Wiener Kongresses die Hauptmasse der unverdaulichen polnischen Erwerbungen von 1793 und 1795 auf, aber ohne Verständnis für das erwachende Polentum unterstützt es nicht nur die brutale Knechtung Kongresspolens durch die russische Knete, sondern versteht es in keiner Weise, die eigenen polnischen »Untertanen« mit der preußischen Herrschaft auszusöhnen. Preußen verliert vielmehr seine große deutsche Kulturaufgabe über engherziger spezifisch ostelbischer Großagrariertpolitik aus den Augen. Das polnische Bevölkerungselement wird immer mehr Ausbeuteobjekt der preußischen Junkerkaste und Willkürobjekt des preußischen mit seinem unerträglichen Dünkel widerwärtig abstoßenden Bureaokratismus. Hieran ändert auch die Teilnahme, die Friedrich Wilhelm IV. dem polnischen Adel an der Ausbeutung der polnisch-preußischen Untertanen gönnt, nicht das geringste. Preußen besitzt weder die Kraft und den Willen der brutalen Vernichtungspolitik nach Art der Deuschritter, deren christliches Gewissen sich nicht im geringsten beschwert gefühlt hatte, das heidnische Pruzzenvolk in majorem Dei gloriam hinzuschlachten, noch die Geschicklichkeit und Geschmeidigkeit einer versöhnenden Kulturpolitik, die die Polen allmählich auf die Seite der höheren deutschen Kultur hinüberzuziehen vermocht hätte.

Ungeklärt geht die Ostmarkenfrage als Erbe an das neudeutsche Kaiserreich Wilhelms I. und Bismarcks über. Des letzteren staatsmännische Begabung erkennt wohl den Schwachpunkt, der in der ungeklärten Ostmarkenfrage das Schicksal seiner deutschen Reichserschöpfung bedroht, aber Hemmungen außen- und innenpolitischer Art hindern auch ihn an der bestriedigenden Lösung. Der eine Grundpfeiler seiner auswärtigen Politik, das freundschaftliche Verhältnis zu Rußland, das seine Polen in zunehmender Weise knechtet, verleitet ihn zu Bütteldiensten bei russisch-polnischen Aufständen, die sich zwar 1866 und 1870 in Rußlands Neutralität gut bezahlt machen, Preußen aber vollends aller polnischen Sympathien berauben. Die Rücksicht auf die egoistischen Interessen der im Preußischen Landtag allein tonangebenden ostelbischen Großagrariert läßt auch die von ihm inaugurierte Ansiedlungspolitik zu einem Schlage ins Wasser werden, weil sie von jenen Herren aus einem nationalen Kulturwerk in ein agrarisches Geschäftsunternehmen umgebogen wird.

Als vollends nach Abschluß des Kulturkampfes die Rücksichten auf das polenfreundliche Zentrum hinzukommen, ist von einer konsequenten Durchführung der inneren Kolonisation, dem einzigen Mittel zur gewaltsamen Germanisierung, nicht mehr die Rede. Die gesamte Tätigkeit der Ansiedlungskommission, mit unzulänglichen Mitteln und ungeschickt durchgeführt, bleibt Stückwerk.

Ganz schlimm aber wird es erst nach Bismarcks Sturz in der Wilhelminischen Ära. Zwei Wege sind möglich: entweder rücksichtslose Germanisierung unter Anwendung aller politischen Machtmittel, vor allem der Ent eignung von Grund und Boden und Unterdrückung der polnischen Sprache durch die Schule, schärfstes Vorgehen gegen die national-polnischen Hekkapläne, oder völlige Aufgabe dieser Gewaltpolitik und Gewährung einer

weitgehenden Autonomie der preußischen Polen. Keiner von beiden wird eingeschlagen. Der erste nicht aus Rücksicht auf das verbündete Osterreich, das seine galizischen Polen verhätschelt, ferner auf das immer maßgebender werdende Zentrum und die Wünsche der ostelbischen Junker, deren Großgrundbesitzerinteressen sich mit der restlosen Durchführung eines auf innerer Kolonisation beruhenden Ostmarkenprogramms nun einmal nicht in Einklang bringen ließen. Der zweite nicht aus Rücksicht auf den autokratischen Charakter des preußischen Staates, den man ohne jedes Verständnis für das herausziehende Zeitalter der Demokratie nicht nur starr festhält, sondern eher noch schroffer ausbaut.

Statt dessen ein Hin- und Herpendeln zwischen Zuckerbrot und Peitsche, abwechselnd der Sonnenschein höfischer Gunst und harte Strafreden! In jeder Hinsicht halbe Arbeit. Auf der einen Seite Fortsetzung der Ansiedlungspolitik, aber je länger je mehr mit völlig ungenügenden Mitteln, Durchdrückung eines Enteignungsgesetzes, das ungeheuer verbitternd wirkt, aber nicht angewendet wird, jedoch als Damoklesschwert über den Polen hängt, sie zur höchsten Wut reizend. Auf der anderen Seite wiederholtes Umbuhlen des polnischen Adels unter gänzlicher Verkennung, daß die politische Führung längst in die Hände eines neuentstandenen polnischen Mittelstandes einschließlich einer neupolnischen Intelligenz übergegangen ist. Hofempfänge, Ordensauszeichnungen, Kaiserthron in Posen, Inaussichtstellung einer Universität: das sind die Mittel, mit denen man die Polen »gewinnen« will.

So ist die Ostmarkenfrage nicht nur ungelöst, als Deutschland in die Krisis des Weltkriegs hineingerät, sondern der Gegensatz von Germanentum und Slawentum hat sich aufs höchste zugespitzt. Schon wird von den materiell durch den wirtschaftlichen Aufschwung Neudeutschlands mit-erstarkten preußischen Polen die Wiederaufrichtung eines selbständigen Polenstaats zum Entsetzen des zur völligen Ohnmacht verurteilten Ostmarkenvereins offen als erstrebtes Endziel hingestellt und durch treffliche politische Organisationen verbreitet. Unbeirrbar und unentwegt setzt die durch göttliche Erleuchtung vor allem Irrtum geseite Wilhelminische Politik ihren nachtwandlerischen Weg fort, bis der Weltkrieg hereinbricht.

Jetzt rächt es sich bitter, daß man nicht verstanden hat, das Polentum in der Ostmark entweder gewaltsam zu absorbieren oder aber mit der preußisch-deutschen Herrschaft auszusöhnen.

Zu spät und nicht aus freiem Entschluß, sondern nur unter dem unausweichbaren Zwange der Verhältnisse entschließt sich mitten im ungewissen Kriege die preußische Regierung nach der Niederwerfung des zaristischen Rußland, zusammen mit dem Hause Habsburg eine Wiedererstehung des aufgelösten Polenreichs zu inaugrieren. Die Selbstgefälligkeit des Deutschen Kaisers, als Staatengründer und Kronenverteiler dazustehen, spielt bei dem Entschluß eine große Rolle und ist das Mittel, ihm die gegen alle Traditionen des Hohenzollernhauses verstößende, noch kurz vor Kriegsausbruch undenkbare Tatsache einer Aufrichtung eines Polenstaats durch den preußischen König schmachhaft zu machen. Aber zu einer völligen Abkehr von dem Wege der Halbheit kann man sich auch jetzt nicht entschließen. Man kündigt den Polen in pomphaften Manifesten die Auferstehung ihres Staates, die Erfüllung aller ihrer nationalen Wünsche an, aber dieser neue Staat soll ein monarchischer Vasallenstaat unter preußischer Agide und nach preu-

fiſchem Rezept ſein. Davon aber wollen die Polen, denen die Deutſchen gerade gut genug waren, ſie von der ruſſiſchen Knete zu befreien, nichts wiſſen. Ebenſowenig wie die ruſſiſche wollen ſie die preußiſche Herrſchaft. So iſt der Jubel, mit dem zuerſt in Waſchau die Zweikaiserproklamation begrüßt wird, raſch verhallt, und die Polen dieſſeits und jenseits der deutſchen Grenzpfähle richten ihre Blicke immer ſehnfüchtiger nach dem Weſten, von wo ihnen der Sieg der Alliierten über Deutſchland die Befreiung von der preußiſchen Herrſchaft bringen ſoll. Im Sommer und Herbf 1918 bricht dann unter den Wirkungen der Hungerblockade Deutſchlands in vierjährigem Ringen auferiebene Kraft zuſammen.

Die dritte, ſchwerſte und fürchtbarſte Kriſis der Oſtmarkenfrage iſt da. Abermals wie nach Tannenbergr und Jena ſcheint alles verloren. Jubelnd feiern die Polen die Entente als Befreier, und als ſechs Monate nach dem Waffenſtillſtand vom November 1918 der Verſailler Friedensentwurf das Licht der Welt erblickt, enthält er eine Rückwärtsrevidierung der Geſchichte bis auf die Tage des Thorner Friedens von 1466, zum Teil ſogar noch darüber hinaus. Alles Gebiet, in dem überhaupt nur Polen wohnen, auch bei zweifellos deutſcher Majorität, ſoll an den neuen Polenſtaat kommen, dem vor allem ein breiter Korridor nach der Oſtſee geöffnet wird mit dem nur zum Scheine als Freiftaat friſtierten, aber tatſächlich unter polniſcher Souveränität ſtehenden Danzig als Hafenſtadt. Oberſchleſien, der größte Teil von Poſen, faſt das ganze Weſtpreußen, Stücke von Pommern und Oſtpreußen, beſonders ganz Maſuren, ſollen polniſch werden.

Gibt es keine Rettung mehr für das bedrohte Deutſchtum der Oſtmark? Soll das Werk von Jahrhunderten umſonſt getan ſein, das Deutſchtum wieder auf die Oderlinie zurückgeworfen werden? Noch wollen wir es nicht glauben. Nur im Vertrauen auf die Ehrlichkeit der 14 Punkte Wilſons hat die neue Volksregierung Deutſchlands nach der Novemberrevolution des Jahres 1918 den Waffenſtillſtand mit den Feinden abgeſchloſſen und um Frieden gebeten. Dieſe 14 Punkte Wilſons, von der Geſamtheit der Feinde als Grundlage für die Friedensverhandlungen und -bedingungen vorweg anerkannt, beſtimmen nur, daß alle Gebiete mit unzweifelhaft polniſcher Bevölkerung in Deutſchland an das neue Polenreich abgetreten werden ſollen, daß ferner Polen einen freien Zugang zur Oſtſee haben ſoll. Dem erſten Verlangen iſt mit der Abtretung des öſtlichen Hauptteils von Poſen und einiger weſtpreußiſcher Grenzſtriche genügt, dem zweiten mit einer Internationalisierung der Weiſſelſchiffahrt ſowie einiger Eisenbahnen und polniſches Freihafengebiet in den oſtelbiſchen preußiſchen Oſtſeehäfen von Danzig bis Memel. Dies iſt daher der Inhalt der Gegenforderungen, die die Regierung Ebert-Scheidemann durch den Grafen Brockdorff-Rantzau in Verſailles hat überreichen laſſen.

Nun liegt die Entſcheidung bei den verbündeten Regierungen. Wie wird ſie ausfallen und wie wird ſich danach das Schickſal der Oſtmark geſtalten? Es ergeben ſich folgende Möglichkeiten:

1. Die Entente nimmt unſere Forderungen an. Dann würde nur ein Teil Poſens an Polen fallen, die übrigen Gebiete deutſch bleiben, vor allem die Abſchnürung Oſtpreußens und der ſelbſtmörderiſche Verzicht auf Oberſchleſien mit ſeinen unentbehrlichen Kohlengebieten vermieden werden.

Bleibt nach so erfolgtem Friedensschluß die demokratische Republik mit sozialistischem Einschlag in Deutschland bestehen und wird Polen ebenfalls eine demokratische Republik, dann wäre eine gegenseitige Autonomie der Polen und Deutschen in beiden Staaten möglich, und eine beiderseitige Verständigung über ein zum Heile beider Staaten gemeinsam durchzuführendes soziales Kulturprogramm könnte eine Ausöhnung von Deutschen und Polen herbeiführen.

2. Die Entente lehnt alle unsere Forderungen ab. Wir unterzeichnen insgedessen den Friedensvertrag nicht und lassen es auf die gewaltsame Befehung ankommen, ohne Widerstand mit Waffengewalt zu leisten, appellieren aber an die Völker der Entente gegen die Vergewaltigung durch ihre Regierungen. Alles käme dann darauf an, ob die Ententeregierungen ihre Truppen und Völker zu solchem Henkerunternehmen hinter sich behalten. Ist das der Fall, dann würden wir die Vergewaltigungen hinnehmen müssen, aber nie anerkennen, sondern nach Kräften passiven Widerstand leisten und die erste Gelegenheit in Zukunft benutzen, um das polnische Joch abzuschütteln. Den gewaltsamen Polonierungsversuchen gälte es die äußerste Zähigkeit und Treue am Deutschtum entgegenzusetzen und im übrigen abzuwarten, welche Fähigkeiten die Polen des zwanzigsten Jahrhunderts entfalten würden, einen anderen Staat zu schaffen und zu erhalten.

3. Die Entente lehnt völlig ab. Wir unterzeichnen nicht, entschließen uns aber zum bewaffneten Widerstand, sobald die Polen und ihre Verbündeten trotzdem die Erfüllung der Friedensbedingungen gewaltsam erzwingen wollen. Der Ausgang eines solchen Verzweiflungskampfes hängt völlig davon ab, wieweit die Entente willens und imstande sein würde, den Polen mit ihren eigenen Streitkräften beizuspringen. Auch da kommt alles auf die Frage an, ob der französische, englische und amerikanische Soldat noch Lust verspürt, um der Polen willen sich in neuen, erbitterten Kampf mit einem zur Verzweiflung getriebenen Volk einzulassen, das zwar nicht mehr siegen, aber seine Knechtung sich teuer mit Blut bezahlen lassen kann! Mit den Polen allein würden wir zur Not wohl fertig werden können, mit der Entente selbstverständlich nicht. Dieser Weg würde also auf ein Vabanquespiel hinauslaufen. Im Falle des Mißlingens würde die ganze Ostmark einschließlich Ostpreußens in Polens Gewalt kommen, die brutalste Unterdrückung und Ausrottung des Deutschtums von den Polen und ihren Schildhaltern als ihr »gutes, moralisches Recht« betrieben werden.

4. Die Entente nimmt unsere Forderungen zum Teil an, zum Teil nicht. Sie gibt zum Beispiel in der ober-schlesischen Frage nach, aber nicht in der westpreußischen. Unsere Regierung aber unterzeichnet, um lieber etwas zu retten, als das Ganze, nämlich den Fortbestand eines deutschen Gesamtstaats, zu gefährden: dann würden wir in Ostpreußen in eine Lage kommen, wie sie von 1660 bis 1772 schon einmal bestand — deutsch, aber vom Reiche räumlich zu Lande abgetrennt. In diesem Falle sind bestimmt in Ostpreußen schwere innerpolitische Krisen zu erwarten. Nach sicheren Anzeichen würde von der im Osten immer noch sehr einflußreichen konservativen (»deutschnationalen«!) Seite der Versuch einer Losreißung vom deutschen Vaterland und Aufrichtung eines baltischen Ostseeagrarierstaats, bestehend aus Ostpreußen, Litauen und Kurland unter der Agide der versippten und verschwägerten ostelbisch-baltischen Barone gemacht werden. Ebenso bestimmt

aber würde dieser Plan, ganz abgesehen von dem Verhalten der Entente, auf den Widerstand der bekanntlich als international versprochenen Mehrheitssozialisten und aller anderen, wirklich ehrlich und nicht bloß mit dem Munde hinter der demokratischen Republik Deutschland stehenden bürgerlichen Kreise stoßen. Die Folge wäre der Bürgerkrieg und — die Herbeirufung der russischen Bolschewisten durch die Unabhängigen.

Welche von diesen Möglichkeiten in der nächsten Zukunft Wirklichkeit werden wird, hängt in erster Linie nicht von uns, sondern von der Einsicht unserer Feinde ab. Aber ihre Entschlüsse Wahrscheinlichkeitsrechnungen aufzustellen, ist um so nutzloser, als die Entscheidung in Versailles wahrscheinlich schon gefallen sein wird, wenn diese Zeilen gedruckt werden. Wenn aber der zuerst angedeutete Weg — und das ist leider am unwahrscheinlichsten — nicht beschriftet wird, so muß in allen anderen Fällen die deutsche Ostmark mit einer Krise rechnen, so furchtbar und schwer, wie sie ihr noch niemals beschieden gewesen ist. Was aber auch kommen mag, in jedem Falle offenbart sich schon heute die eine Wahrheit: In Grenzgebieten, in denen sich verschiedenes Volkstum berührt, kann weniger noch als überall sonst auf Erden Ruhe eintreten, solange sich die verblendeten Völker nicht grundsätzlich von der bisherigen nationalistischen Gewalt- und Interessenpolitik abkehren. Hier kann Frieden nur eintreten auf dem Boden eines Sozialismus, der Nationales und Internationales zu einer höheren Kultureinheit zu verschmelzen versteht.

## Rußland und der Bolschewismus.

Von R. J. Ledoc.

(Schluß.)

### II.

Wenn nun aber der Bolschewismus seine Versprechungen nicht erfüllte und nicht hoffen kann, seine Ziele zu erreichen, da die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse gegen ihn stehen, wie kommt es dann, daß er noch existiert und sogar zeitweilig festeren Fuß zu fassen vermochte? Und was ist der Bolschewismus, wenn er nicht das ist, was er zu sein vorgibt? Alle diese Fragen können nur beantwortet werden nach einer eingehenden Prüfung der politischen und sozialen Verhältnisse Rußlands in der vorrevolutionären Zeit und nach einem genauen Studium der charakteristischen Eigentümlichkeiten, die sich im russischen Volk auf Grund seiner früheren Lebensverhältnisse entwickelt haben. Die dreieinhalb Kriegsjahre mit ihrem demoralisierenden Einfluß auf die Psychologie des Russen dürfen nicht übersehen werden, und schließlich muß der getreue Schilderer des Bolschewismus die Revolution selbst mit ihrem plötzlichen Einreißen aller bisher statt aufrecht erhaltenen Begriffe in Betracht ziehen.

Die Wurzeln des Bolschewismus liegen viel tiefer, als die meisten Russen es sich selbst eingestehen, und die Formen, die er angenommen hat, sind weit mannigfaltiger, als sie bisher der Welt erscheinen. Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß der heutige Forscher durch die fortgesetzten einseitigen Schilderungen des Bolschewismus leicht zu Irrtümern verleitet wird, würde ich Burckhoff und Sawinkoff nicht minder zu den Bolschewisten rechnen wie Lenin und Zinowjew. Aber die Zeit ist noch nicht reif für eine solche Feststellung. Was ich bekämpfen will, ist jene unmittelbare Vorstellung, der

Bolschewismus sei die bloße Schöpfung gewisser Führer, eine Vorstellung, die von den meisten über den Bolschewismus schreibenden russischen Schriftstellern sorgsam großgezogen worden ist, um dadurch das wahre Gesicht des Bolschewismus vor den Augen der Welt zu verschleiern und die Schuld der ganzen Nation auf die Schultern einiger weniger schuldiger Führer abzuwälzen.

Es ist eine Unwahrheit, zu behaupten, daß der Bolschewismus der russischen Masse nur von einigen Demagogen aufgezwungen worden ist und nur durch Terror und Furcht vor Verfolgungen künstlich aufrechterhalten wird. Ich leugne weder die demagogische Agitation noch den ungeheuren Terror; aber diese Faktoren scheinen mir denn doch nicht zu genügen, um ein ganzes Volk anderthalb Jahre lang unterjochen zu können. Wenn der Bolschewismus nur die Schöpfung einiger weniger und wenn Lenin und Bucharin die wirklichen Herren der Lage wären, dann würden wohl gerade sie die Männer sein, die ihrem Programm den Erfolg erzwingen und als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen würden. Man mag über den Bolschewismus denken wie man will; eines muß man zugeben, nämlich, daß er fähige Führer hat, die, wenn sie nicht gegen übermächtige Kräfte kämpfen müßten, größere Schöpfungen hervorbringen würden, als alle ihre Vorgänger in Rußland es getan haben. Aber wenn Führer auf der scheinbaren Höhe ihrer Macht den Mut haben, ihre Niederlage einzugestehen (Lenins Botschaft an Ungarn), wenn diese Niederlage dem Beobachter noch unabwendbarer erscheint als ihnen selbst, dann müssen wir, gerade weil sie die Herren der Lage zu sein scheinen, sagen, daß sie es nicht sind, und müssen nach jenen wirklichen Kräften im russischen Bolschewismus ausspähen, die die Lenin und Troßky und Bucharin und alle die anderen wie Schachfiguren hin und her schieben.

Wenn der Erforscher des Bolschewismus auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung steht, so kann er den Bolschewismus nur als Massenbewegung betrachten, die bei ihrem Erscheinen einen fruchtbaren Boden vorgefunden hat. Und sieht er keine wirtschaftlich begründeten Unterlagen für die Daseinsberechtigung des Bolschewismus, so kann er ruhig behaupten, daß er aus dem Leben verschwinden wird, sobald die Kräfte, die ihn heute noch aufrechterhalten, erschöpft sein werden. Heute, in der Zeit der rauhen Wirklichkeit, gibt es keine Hexen mehr, die aus ihrer Schürze Stürme auf die Welt hinabschicken, und keine guten Feen, die sie mit ihrem Atem beschwichtigen und in sanfte Zephyrwinde verwandeln. Rußland und nicht Lenin muß studiert werden, um den Bolschewismus kennenzulernen.

Die Russen sind in ihrer überwiegenden Mehrheit ein ackerbauendes Volk, denn über 80 Prozent der gesamten Bevölkerung sind ausschließlich in landwirtschaftlichen Berufen tätig. Die Mehrzahl von ihnen ist, ebenso wie das städtische Proletariat, das erst unlängst aus Mangel an Landbesitz zur Industriearbeit übergegangen ist, ein unmittelbares Produkt der hundertjährigen Sklaverei, in der der Russe gelebt hat. Seit der Befreiung der Bauern aus der Leibeigenschaft sind erst 58 Jahre vergangen, und die Generation derer, die tatsächlich als Sklaven gelebt haben, ist noch nicht ausgestorben, während die Einflüsse der seit mehreren hundert Jahren gewohnten Leibeigenschaft sich auf die Generationen späterer Tage bis zur Gegenwart fortgepflanzt haben. Der Stempel der Sklaverei ist heute noch dem Charakter des Russen aufgedrückt und deutlich erkennbar in der scharfen Tren-

nung, die zwischen den verschiedenen Klassen herrscht, in dem unterwürfigen Gebaren der Masse, in der dumpfen Ergebung des einzelnen in sein Schicksal. In den Tagen der Freiheit ist nicht das geringste getan worden, um die Lebensbedingungen des Russen zu heben; die Früchte der Zivilisation, die nach Rußland gebracht wurden, machten auf ihn wenig Eindruck und wurden ihm niemals zur Lebensnotwendigkeit, obgleich er sich ihrer bediente. Primitiv, wie er 1861 war, war er noch bis zum Jahre 1914. Es waren ja keine großen Faktoren vorhanden, die eine Änderung hätten erzwingen können. Politisch wurde alles getan, um ihn auf jener unkultivierten Stufe zu erhalten, auf der er zur Zeit der Leibeigenschaft gestanden hatte, gar nicht zu sprechen von der Bildung, denn über 85 Prozent der gesamten russischen Bevölkerung sind Analphabeten. Geringe Beförderungsmöglichkeiten und Beschränkung auf das äußerste Maß des Notwendigen machten den Russen schwerfällig und unbeweglich und trennten ihn von den wichtigeren Vorgängen der Welt.

Gleichzeitig mit der Befreiung im Jahre 1861 erhielt der Bauer ein Stück Land (Madjel), das seinen eigenen Lebensunterhalt liefern sollte. Aber die Regierung war der Ansicht, daß, wenn der Bauer genügend Land bekäme, die großen Gutsbesitzer ohne Arbeiter bleiben würden, und so wurde der Madjel gerade groß genug bemessen, um den Bauer vor dem Verhungern zu bewahren, und da sein früherer Herr, der Gutsbesitzer, das Stück auswählen durfte, das er dem Bauer zuteilen mußte, gab er ihm naturgemäß das schlechteste Stück. Die befreite Bauernschaft von 1861 zählte wenig über 20 Millionen Seelen, während im Jahre 1911 die Landbevölkerung auf 130 Millionen Seelen angewachsen war. Der Madjel wuchs natürlich nicht mit, und Land zu erwerben hatte der Bauer wenig Aussicht, weil er erstens zu arm war und weil ihm zweitens der Großgrundbesitzer kein Land verkauft hätte, da derselbe Bauer auch jetzt noch für ihn unter den alten leibeigenen Bedingungen arbeiten mußte. Auf der anderen Seite blieb dem Bauer keine andere Wahl, als für den Gutsbesitzer zu arbeiten, da er durch den Akt der Befreiung an sein Land gefesselt war. So klein auch immer das Stück sein mochte, er konnte es bearbeiten oder verlieren; aber er konnte es nicht gefällig verkaufen (bis 1906). Sein irdischer Besitz war so gering, daß ihm das kleine Stückchen Land, das ihm nach der Vermögensteilung geblieben war, noch ein zu großer Wertgegenstand dachte, um es fortzuwerfen (gefällig durfte nur die Bauernvereinigung Besitzer des Landes werden, das der Bauer nicht behielt). Und er behielt es und schrie nach mehr Land, litt Unterdrückung und blieb der Sklave, der er gewesen war. Er wurde niemals der Proletarier, der sich frei bewegen und Arbeit suchen konnte, wo sie am besten bezahlt wurde. Von der gesamten Bauernbevölkerung waren im Jahre 1913 10 Prozent vollkommen ohne Land und wohnten meistens in dem Dorfe, wo einige noch ein Haus oder einen Teil davon ihr Eigentum nannten; 60 Prozent besaßen Land in keinem nennenswerten Umfang, 20 Prozent nur genug, um ihre einfachsten Bedürfnisse befriedigen zu können, doch waren auch sie noch gezwungen, sich bei größeren Gutsbesitzern zu vermieten. Nur 10 Prozent der Bauern führten ein unabhängiges Leben, da ihr Land sie mit allem Erforderlichen versorgte. Daher führten über 100 Millionen Russen beim Ausbruch der Revolution das Leben von Halbproletariern, was unter den russischen Verhältnissen daselbe wie Halbklaven bedeutet.

Der Schrei des Bauern nach einer besseren Existenz übertönte alle anderen Forderungen. Nur langsam gewannen die Vorstellungen von Sozialismus und politischer Freiheit in seinem primitiven Denken Raum, und er machte sie sich schließlich nur deshalb zu eigen, weil er glaubte, daß er eine moralische und gefühlliche Unterstützung seiner Forderungen bei keiner anderen Partei zu finden vermöge als bei der, die Sozialismus und Freiheit predigte. Je heftiger der politische Druck des alten Regimes seine wirtschaftlichen Forderungen bekämpfte, desto drohender wurde sein revolutionärer Geist und desto mehr zog er in sich den Gedanken an Rache groß. Was in dem Kopfe des Bauern vorging, war klipp und klar ausgedrückt das: Er mußte das Eigentumsrecht bekommen, dessen er bedurfte, und sein Haß gegen die Mächte, die es ihm vorenthielten, und gegen den direkten Gegenstand seiner Forderungen, das Eigentum selbst, wuchs in dem Maße, wie er es entbehrte. Der städtische Arbeiter, der ein Produkt der gleichen Verhältnisse war, hatte eine Periode von zwei Generationen als städtischer Proletarier hinter sich, eine Zeitspanne, die zwar ausreichend war, ihn in eine Reihe mit dem Weltproletariat zu stellen und ihn für die Ziele und Kämpfe des Proletariats empfänglich zu machen, aber doch nicht genügte, um seine Psychologie zu verändern und die Erbschaft seiner sklavischen Vergangenheit vollkommen zu tilgen.

Unter abnormen Bedingungen lebend, wirtschaftliche Entbehrungen und politische Verfolgungen erdulnd, entwickelte die russische Masse eine eigene Psyche. Ihr Moralegesetz und ihre Lebensanschauungen waren himmelweit entfernt von denen der übrigen europäischen Welt. Über Recht und Unrecht bildete sich der Russe seine eigenen Begriffe, die denen der Wilden recht nahekommen, nämlich, daß es recht sei, jemanden seines Eigentums zu berauben. Die Staatsgewalt war so lange eine Macht, als die sie bekämpfenden Mächte schwächer waren; aber die Vorstellung, daß sie nur deshalb da sei, das Eigentum des Einzelbesitzers gegen die Angriffe der Individuen zu verteidigen, die danach strebten, wurde zur fixen Idee des Bauern — und so wurde er zum Feind des Staates. Obgleich die Bauern meinten, »daß das Land niemandes Eigentum ist, sondern Gottes«, und obgleich sie dank der russischen sozialrevolutionären Partei Tschernoffs auf dem Standpunkt standen, daß der Bauer seiner Natur nach Kommunist sein müsse, forderten sie doch die Einziehung des Großgrundbesitzes als ihr persönliches Privileg. Der Bauer konnte nicht Kommunist sein, weil nicht ein einziger wirtschaftlicher Faktor vorhanden war, der ihn dazu machte. Bis zur Befreiung aus der Leibeigenschaft befand sich die russische Landwirtschaft in einer Art Feudalverwaltung. In späteren Jahren zeigte sie Neigung, kapitalistische Grundzüge anzunehmen, aber dieser Prozeß ging nur langsam vor sich, erstens, weil auch die Industrie des Landes sich nur langsam entwickelte, und zweitens, weil der Gutsbesitzer noch seinen alten Leibeigenen hatte — den halb landlosen Bauern —, der für ihn fast unter den alten Bedingungen arbeiten mußte.

In gleichem Maße, wie der Russe unter den alten primitiven Verhältnissen weiterlebte, blieb auch sein Charakter primitiv. Es traten bei ihm die gleichen Eigenschaften zutage, wie sie bei wilden Völkerschaften häufig beobachtet werden, denen eine fremde Zivilisation aufgedrängt wird: Verschlagenheit des Charakters, Furcht vor der Macht, Unterwürfigkeit eines Sklaven und die Neigung, sich über jede Ordnung hinwegzusetzen in dem

Augenblick, in dem die Ketten zerbrechen, die ihn bisher fesselten. Er wurde derart zum Barbaren, zum Peiniger, zum mutwilligen Zerstörer, zum aufständischen Sklaven, als der er uns heute unter dem Bolschewismus erscheint.

Der Krieg kam, und 18 Millionen Russen wurden bewaffnet und hinausgeführt. Das lose moralische Band, das sie mit der Zivilisation verknüpfte, wurde gelockert. Es hätten klarere Köpfe und eine fester begründete Kultur als die der Russen dazu gehört, um den schwierigen Unterschied zu begreifen, der darin liegt, daß es erlaubt sein sollte, einen Feind an der Front zu töten, nicht aber erlaubt, das Leben desjenigen anzutasten, den er in seinem eigenen Lande für seinen Feind hielt. Wo war die Macht, die ihm klar zum Bewußtsein bringen konnte, welcher Unterschied zwischen dem Eigentum der Polen und Juden in Lemberg war, das als feindlicher Besitz fortgenommen, zerstört oder geplündert werden konnte, und dem der Polen und Juden von Lodz, das nicht angerührt werden durfte? Daher verloren die Soldaten rasch den Begriff für diesen Unterschied, und so gestaltete sich der Zug der Russen an der östlichen Grenze für die Bewohner schlimmer als ein feindlicher Einfall. Die Entbehrungen, die die Soldaten litten, die geringe Disziplin, der Verrat vieler Führer, die fortgesetzten Niederlagen und die schrecklichen Opfer, mit denen Rußland diese Niederlagen bezahlen mußte, machten das russische Heer lange vor der Revolution für den Zusammenbruch reif. Beim Ausbruch der Revolution gab es mehr als eine Million Deserteure von der Front, abgesehen von ganzen Abteilungen, die ruhig dalagen und warteten, daß der Feind sie gefangennehme.

### III.

Die Revolution kam. War sie denn ein Sieg nach einem entscheidenden Kampfe zwischen einer Macht und einer anderen stärkeren? Nein! Sie war der Zusammenbruch eines verfaulten Bauwerks, das in seinen Mauern eine vollkommen vernachlässigte, demoralisierte Nation barg. »Der Sklave bricht los!« rief voller Entsetzen Kerenski und drückte damit der russischen Revolution ein schreckliches Brandmal auf die Stirn. Die Nation hatte die lang entbehrte Freiheit, aber sie verstand nicht, sie zu gebrauchen. Ich habe einmal in Rußland gesehen, wie einem Gefangenen die Freiheit geschenkt wurde. Anstatt zur Tür zu laufen, die für ihn geöffnet war, stieß er einen wilden Schrei aus, der alle Hausgenossen an die vergifteten Fenster lockte, und führte vor ihnen fast eine halbe Stunde lang die wildesten Tänze auf, die nur die kühnste Phantasie erdenken kann. Ebenso machte es Rußland mit seiner neuen Freiheit.

Für die Soldaten lag die Freiheit in dem Verlassen der Front. Über zwei Millionen desertierten zwischen der März- und der Novemberrevolution und erhöhten so die Gesamtzahl der Deserteure auf drei Millionen. Und die Soldaten, die blieben, waren der Ansicht, daß nun jeder die Freiheit hätte, zu tun, was er wolle. Der eine blieb hinten, wenn der andere zur Schlacht zog. Der Bauer wußte, daß das Land nun sein eigen werden würde, aber wegen der Werkzeuge und sonstigen Geräte war er sich nicht sicher, und so verstand er unter Revolution die Erlaubnis, zu zerstören, was er nicht nehmen konnte. So erklärt sich der Bauernkreuzzug vom Sommer 1917, der die meisten Einrichtungen der großen Güter vernichtete und nur das unzerstörbare Land übrig ließ. Der Arbeiter aber hielt vielfach die

Freiheit für das Recht, nicht mehr zu arbeiten. Der Kaufmann dachte, er hätte die Freiheit, zu spekulieren, und begann seine wilden Spekulationen, während die wenigen, die das Schicksal an Stelle der zerschmetterten Dynastie an die Spitze des Staates gestellt hatte, ihre Aufgabe als Bevollmächtigte dahin auslegten, den Staat leiten zu können, wie sie selbst für gut hielten, um in kurzer Zeit als Selbstherrscher mit der gleichen Macht dazustehen wie die eben gestürzte Regierung.

Die Freiheit war da, eine größere Freiheit, als sie Rußland oder irgendein anderes Volk je zuvor gesehen hatte, aber es war nur die Freiheit dem Worte nach. Die Spieler des Augenblicks begriffen nicht den Geist des Augenblicks, begriffen nicht die Zeit, die mit der Revolution anbrach, und wollten sie zuerst mit Programmverkündungen und dann mit Kanonen festhalten. Hätten Kerenki, Miljukoff und Sawinkoff das wahre Gesicht des russischen Volkes erkannt, hätten sie es verstanden und wären sie stark genug gewesen, um in diesem Augenblick wirkliche Führer zu sein, dann würden sie Mittel und Wege gefunden haben, um die gefährlichen Strömungen abzuleiten. Lenin und Troßky würden dann gar keine oder nur eine sehr geringe Gefolgschaft gefunden haben. Wenn sie begriffen hätten, daß ein Volk, das nur durch das Bajonett auf dem Schlachtfeld festgehalten wird, die Waffen von sich wirft, sobald die zwingende Macht vernichtet ist, dann hätten sie Frieden geschlossen und hätten keine drei Millionen Deserteure gehabt, die geächtete Bürger wurden und für ihre Wiederanerkennung kämpften, keine weitere acht Millionen, die bereit waren, Geächtete zu werden, als sie hörten, daß, während sie an der Front kämpften, andere von Land und Eigentum ohne Kampf Besitz ergriffen. Wäre die damalige Regierung der ersten russischen Revolution einsichtig genug gewesen, um den Geist der Masse zu verstehen und die von ihr verachteten Sklaven zur Mitberatung heranzuziehen, und hätte sie ihr Streben der Versöhnung gewidmet, dann würde es heute keinen Bolschewismus in Rußland geben. Aber die Regierung jener Tage in Rußland bestand nicht aus solchen Führern. Sie verfolgte ihr Programm, als ob eine Revolution, die das Recht hat, die ganze Ordnung der Dinge umzujürzen, nicht auch berechtigt wäre, eine Revision des Programms zu fordern. So wurden sie zu Diktatoren und erweiterten mehr und mehr die Kluft zwischen sich und der übrigen Menge.

Worin bestand Lenins Anerbieten? Im Gegenteil dessen, was die damalige Regierung bot: sofortiger Friedensschluß — das, was die Menge forderte und was das Land wirklich brauchte, um einer besseren Zukunft entgegenzugehen. Zugegeben, daß das rücksichtslos gegenüber den verbündeten Nationen gewesen wäre, aber eine Revolution ist immer grausam gegen die Vergangenheit. Ferner sofortige Nationalisierung des Bodens. Ein Phantom des Sozialismus schien seine Verwirklichung gefunden zu haben, die Hoffnung so vieler, die infolge ihrer mangelnden Kultur nicht verstehen konnten, daß die Geschichte sich nicht befehlen läßt.

So kam es zum Bolschewismus. Und während Lenin am Telephon saß und auf eine Revolution in Deutschland wartete (während der halben Stunde, die ich im Februar 1918 in seinem Arbeitszimmer in Smolny saß, telephonierte er vier- oder fünfmal, um zu fragen, ob keine neuen Nachrichten über eine Revolution in Deutschland vorlägen), vollendete der losgebrochene

Sklave die seine nach seinem eigenen Gutdünken. »Enteignet die Enteigner«, sagte Lenin; »Plündert die Diebe«, echote die Masse. »Das Proletariat hat kein Land«, sagte Trozky; »Jeder Sorge für sich selbst — ein Rußland gibt es nicht mehr!« vernahm daraus der Sklave. Die Führer erließen ein Programm; jeder suchte davon heraus, was ihm gefiel und warf den Rest beiseite. Er begriff nur, daß da eine Macht vorhanden war, die sich seinen Wünschen nicht nur nicht mehr widersetzte, sondern sie im Gegenteil begünstigte — und dann . . . ging es los in Rußland.

Waren es nun nur die Führer, die Rußland in den Abgrund stürzten, oder war es die ganze Nation, die ihrem Untergang zueilte? In der Tat, es war die Nation! Der Bolschewismus öffnete nur den Kräften der Zersetzung den Weg und gab ihnen einen Namen. Die Führer verstehen wahrscheinlich bis zum heutigen Tage noch nicht, daß die Erscheinung, die sie für eine soziale Revolution ansahen, im wesentlichen nichts als ein Sklavenaufstand war. Lenin und seine Mitarbeiter beugten sich, aber alle Bewohner des Landes konnten sich nicht beugen und . . . viele wurden zerbrochen. Lassen die Ereignisse in Rußland nicht deutlich erkennen, daß nur ein reißender Strom furchtbarer Kräfte sie hervorbringen konnte und nicht die Handlungen einzelner Führer? Der unerhörte Terror, die mutwillige Zerstörungssucht, die Grausamkeiten, all dies sind Massenhandlungen und nicht auf Befehle einzelner zurückzuführen. Die Arbeiter plünderten und zerstörten ihre Fabriken. Konnte das von einem Proletariat geschehen, das auf dem Boden des Sozialismus stand? Die Bauern plünderten die großen Güter, verbrannten die Gebäude und oft die unglücklichen Besitzer in ihnen. Nur Sklaven begehen solche Taten. Können die Führer für alles das, was in Rußland geschah, verantwortlich gemacht werden? Nein, die zerstörende Kraft war stärker als sie selbst, und für all die Schrecken, die in Rußland zutage traten, trägt das ganze alte Rußland die Verantwortung.

Da der Bolschewismus eine natürliche Begleitererscheinung der in Rußland herrschenden sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse ist, konnte er auch nicht auf das Gebiet Lenin-Trozky's beschränkt bleiben. Es tobte überall dieselbe blutige Revolution und Gegenrevolution. Es ist der gleiche Bolschewismus unter einem anderen Namen und einer anderen Flagge, hervorgerufen durch dieselbe wilde Kraft. Der bolschewistische Terror ist oft genug beschrieben worden, so daß ich es nicht noch einmal zu tun brauche, aber der Terror seiner Gegner ist der Öffentlichkeit noch nicht bekannt. Die Zeit wird kommen, die auch ihre Schuld aufdecken wird. Millionen lebendiger schrecklichen Ereignisse erwähnen, deren ich Zeuge geworden bin während meines Aufenthaltes in Rußland. Als ich dem Marsche der deutsch-ukrainischen Truppen im März 1918 folgte, kam ich an einen kleinen Ort, Alimowka genannt, im Südosten der Ukraine und war Zeuge eines Kampfes zwischen einer Abteilung der Streitkräfte des Generals Drozdoff und einer bolschewistischen Abteilung. Dreimal während dieses Tages wurden bolschewistische Abteilungen durch falsche Meldungen herbeigeloct, jedesmal ergaben sie sich, ohne einen einzigen Schuß abzufeuern, bereitwillig, und jedesmal, nachdem sie sich der Gnade des Feindes überliefert hatten, wurden sie bis auf den letzten Mann erschossen und niedergemacht. Über 400 verstümmelte Leichen lagen am Abend dieses Tages auf der kleinen Station,

die ohne Schaden des seines Sieges sicheren Gegners hätten am Leben bleiben können. Der Vormarsch irgendeiner Macht in Rußland ist der Zug des Todes. Kann man sich einen grausameren Massenmord vorstellen, als wenn in ein Gebäude, in dem 1200 Gefangene eines kürzlich eroberten Bezirkes untergebracht sind, eine Mine geworfen wird? Das geschah in Kiew im Jahre 1919, und ich habe diejenigen gesehen, die ganz vergnügt und ohne eine Spur von Erschütterung die Leichen der Opfer hinwegtrugen. Das sind keine bolschewistische Taten. Und sind die schrecklichen Judengemeßel in Polen und in der Ukraine nicht gleichfalls Ausgeburten jenes Pöbels? Der Grund, weshalb die Entente sich vor den Bolschewiki zurückzog, ist der, daß in der gesamten Nation, auch dem Teile, der sich zu den Gegnern der Bolschewiki rechnet, dieselben zerfetzenden Bestrebungen, derselbe Geist zu finden sind. Dieser Grund wird zwar nicht offiziell zugegeben, aber er ist dennoch der wahre Grund, und aus dem Munde eines verantwortlichen französischen Offiziers hat einer meiner Freunde, ein russischer Zeitungskorrespondent in Odessa, die Worte gehört, daß die »Freiwilligen« (frühere Offiziere, die jetzt den Hauptbestandteil von Denikins Truppen bilden) »eine Bande von Räubern sind, von denen jeder verdient, gehängt zu werden«.

Das ist das heutige Rußland — ein Ergebnis der Sklaverei. In diesem Augenblick liegt es am Boden, das Gleichgewicht ist verloren, die Instinkte herrschen. Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß die Führer nur Spielbälle in dem Ausbruch der wilden Elemente sind, so würde ich sagen, daß jene Burckhoff und Saffonoff, wenn sie zur Macht gelangten, der Welt auch nichts Besseres geben würden und könnten als Lenin und Troßky — sie sind doch alle von demselben unversöhnlichen Geiste beseelt, der den Kessel kochen und siedend macht.

So ist das wirkliche Anlitz des Bolschewismus oder der Sowjetmacht. Alle anderen Worte, die die Psychologie und Natur der Sowjetmacht beschreiben sollen, sind vergeblich. Die Diktatur des Proletariats mutet wie ein Scherz an, wenn wir uns vorstellen, daß es gegenwärtig kaum vier Millionen Lohnarbeiter und im ganzen nur acht Millionen Proletarier in ganz Rußland gibt, und daß die achtzig Millionen Bauern in dem Augenblick aufhörten, Proletarier zu sein, als sie ein Stück Land ihr eigen nannten. Die neue Demokratie, wie sie Lenin zu nennen pflegt (Lenin, »Der Renegat Kautsky«, Moskau 1919), ist ein weiterer Scherz, da die Sowjets aus allen Ständen herbeikamen, um der führenden Partei anzugehören. Das Vorkommen eines »klassenbewußten Proletariats«, das die Bolschewiki beherrschen und das angeblich ihr Bollwerk bildet, ist nichts als eine Legende, denn kein klassenbewußtes Proletariat würde die Industrie, das Bollwerk des Sozialismus, selbst zerstören, wie Lenins Bolschewiki es taten.

Aber die Sowjetmacht folgt getreu ihrer Natur und geht genau den vorgezeichneten Weg — den Weg der Vernichtung. Sie erscheint unfähig, irgend etwas zu schaffen oder aufzubauen, besonders wenn man das Material betrachtet, aus dem sie sich zusammensetzt. Aus der Menge, die von der früheren Leibeigenschaft zum Bolschewismus kam. Daher bleiben alle Programme, die auf dem Papier verkündet worden sind, auch Fetzen Papier. Die Kräfte verfolgen ihren eigenen Weg. Daher bleiben alle Versuche, dem Laufe der Dinge Einhalt zu tun und sie in andere Bahnen zu

lenken, vergeblich, denn in der gegen sie ankämpfenden Macht sind die gleichen zerstörenden Elemente vorhanden.

Ganz Rußland ist bolschewistisch, ob es rote oder weiße Garden hat. Alle die Wesen, die das Erbe der Sklaverei zu fragen haben, mögen es die Einwohner der Städte oder die Landbevölkerung sein, mögen es Kosaken, russische Bauern oder Ukrainer oder Polen sein, mögen sie das Eigentum im Sinne des Sozialismus beschlagnahmen oder es rauben unter dem Vorwand, für den Bolschewismus zu kämpfen, sie alle fühlen das Schwert des Bolschewismus über ihren Häuptern. Als ein Ausbruch der Elemente wird der Bolschewismus auf seiner Bahn der Vernichtung weiter dahinstürmen, ohne daß es ein Mittel gäbe, ihn davon abzubringen, und als Naturerscheinung wird er zusammenbrechen in dem Augenblick, wo seine Kraft verbraucht ist. Das ist das Ende aller solcher Ausbrüche: indem sie alles vernichten, vernichten sie auch sich selbst. Und dann wird die ewig fruchtbare Erde dem Leben neue Formen geben, die der neuen Umgebung angepaßt sein werden. Es scheint mir, daß der Bolschewismus bereits die höchste Spitze seiner Macht überschritten hat und im Abstieg begriffen ist. Einzelne versprengte Wolken des vergangenen Gewitters können sich noch entladen, aber Rußland wird bald wieder zu einem neuen Leben erstehen, wenn man ihm Ruhe läßt.

## Rechtswissenschaft und Sozialismus.

Von Dr. Georg Flatow.

Als Karl Renner in seinem 1917 erschienenen Buche »Krieg, Marxismus und Internationale« die Notwendigkeit der Schaffung einer sozialistischen Rechts- und Staatslehre betonte, die im Zeitalter der durchstaatlichten Ökonomie die soziale Technik, das heißt Staat und Recht zu erforschen und zum System zu erheben habe, da ahnte er bei allem Glauben an die Zukunft der sozialistischen Bewegung wohl noch nicht, wie bald in seiner österreichischen Heimat und in Deutschland das Proletariat zur Herrschaft berufen sein und seinen Befähigungsnachweis zu erbringen haben würde. Inzwischen hat die Revolution die Arbeiterschaft zum Träger der politischen Macht erhoben und uns — wir wollen es offen gestehen — nahezu unvorbereitet vor die größten wirtschaftlichen und gesetzgeberischen Aufgaben gestellt. Alle die Probleme, die wir seit Jahrzehnten in unserer Agitation, in der Presse, in der Literatur und im Parlament nur in allgemeinen Umrissen darzustellen gewohnt waren, sind mit einem Male aktuell geworden; der Wiederaufbau Deutschlands und Österreichs wird und kann nur in sozialistischem Sinne erfolgen; nur die bewußte, auf größtmögliche Produktionssteigerung gerichtete Wirtschaftsgestaltung, die das Interesse jedes einzelnen im Volke an der Wirtschaft zum Höchstmaß entwickelt und eine von kapitalistischen Gesichtspunkten freie Auslese in Betrieb und Staatsverwaltung gewährleistet, kann das, was der Krieg zerstört hat, in mühevoller Arbeit wieder gutmachen. Des Gesetzgebers, der berufen ist, die wirtschaftlichen Notwendigkeiten in die rechtlichen Formen zu überführen, harren Aufgaben wie noch niemals in der Vergangenheit. Stand die Epoche des deutschen Aufschwunges im vergangenen Jahrhundert im Zeichen des »Nachwächterstaats«, der Befreiung der Wirtschaft von den Fesseln der

vorkapitalistischen Zeit, so ist unserer Geschichtsperiode der Stempel des Sozialismus als einer auf Selbstverwaltung und Demokratie beruhenden, die Produktivkräfte im Allgemeininteresse lenkenden Wirtschaftsorganisation aufgedrückt.

Damit ist — neben der Wirtschaftswissenschaft — der Rechtswissenschaft eine besondere Bedeutung im Wiederaufbau von Staat und Wirtschaft eingeräumt. Neben die Betrachtung des geltenden Rechtes muß in ganz anderem Umfang als bisher die gesetzgeberische, neben die bloß auslegende Tätigkeit des Richters die rechtsschöpferische Tätigkeit treten. Auf allen Gebieten des sozialen Lebens zeigt sich die Notwendigkeit intensiver juristischer Arbeit, die vor allem auch rechtsvergleichend sein muß, um das künftige internationale Recht des Völkerbundes vorzubereiten.

Das Völkerrecht ist in der Umgestaltung, ja vielleicht überhaupt erst im Werden begriffen. Der Neubau der Reichs- und der Landesverfassungen wird uns auf Jahre hinaus beschäftigen. Die Eingliederung der Räte als wirtschaftlicher und politischer Faktoren bewirkt einen ganz neuen Staats-typus. Die innere Verwaltung einschließlich der Selbstverwaltung der innerstaatlichen Verbände ist im Sinne der bereits eingeleiteten Demokratisierung fortzuentwickeln. Die Trennung von Kirche und Staat, die kommen wird und muß, bietet in staats- und vermögensrechtlicher Hinsicht schwierige Probleme. Gerichtsverfassungs-gesetz und Prozeßgesetze drängen nach Umgestaltung. Es sei nur an die Notwendigkeit erinnert, die volkswirtschaftlich unproduktiven, sehr erheblichen Kosten des Zivilprozesses zu vermindern, und an die Frage der Mitwirkung der Laien und ihrer zweckmäßigsten Auslese. Die schon mehrfach in Aussicht genommene Strafprozeßreform harrt der Erledigung. Das Strafrecht, für dessen Neubau schon bedeutsame Vorarbeiten geleistet sind, ist so bald wie möglich zu reformieren, zumal die politische Umwälzung viele seiner Bestimmungen vernichtet hat. Auf dem Gebiet des Privatrechtes bedarf es der Inangriffnahme der durch die Verordnung vom 23. Dezember 1918 nur ganz unzureichend geregelten tarifrechtlichen Fragen und der Schaffung eines allgemeinen deutschen Arbeiterrechtes, vielleicht unter weitestgehender Autonomie der wirtschaftlichen Verbände. Die Befreiung der Frau kann an dem Familienrecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs nicht spurlos vorübergehen. Ein möglichst umfassendes Jugendrecht ist angesichts der durch den Krieg hervorgerufenen Demoralisierung der Jugend kaum aufschiebbar. Die Sozialisierung als »die Regelung der Beeinflussung der Wirtschaft durch den Staat und die Festlegung der Beteiligung der Volksgemeinschaft an ihren Erträgen« (vergl. § 1 der Verordnung über den Kohlenbergbau vom 18. Januar 1919) ist gesetzgeberisches Neuland, für das bisher in Deutschland nur dürftige Anfänge vorhanden sind (Kaligesetz, Kriegsgelegenheitsgesetzgebung). Schließlich sei noch der Aufgaben der Steuergesetzgebung gedacht. Wahrlich, an Arbeit wird es der kommenden Gesetzgebung nicht fehlen. Aber uns beschleicht die bange Frage, ob der Sozialismus auch genügend geistige Kräfte zur Verfügung haben wird, um diese gewaltigen Aufgaben im sozialistischen Sinne, ohne Anleihe bei den feindlichen Klassen und so zu lösen, daß die Staatsmaschine und der Wirtschaftsapparat möglichst reibungslos nebeneinander arbeiten und unser geplagter Staats- und Wirtschaftskörper allmählich wieder zu Ruhe, zu steigender Produktivität kommt.

Bisher fehlte uns im allgemeinen der Antrieb zu rechtsschöpferischer Tätigkeit. Von der Regierung und Verwaltung waren wir ausgeschlossen, und mochten wir auch so manches Gesetz durch unsere Kritik abändern und verbessern, so ermangelten wir doch des durch die Aussicht auf gesetzgeberische Erfolge gegebenen Anspornes zu gesetzgeberischer Arbeit. Unsere parteigenösslichen Juristen waren — eine Folge der obrigkeitlichen Achtungspolitik — nahezu ausnahmslos Rechtsanwälte. Wer vom Bürgertum zu uns kam und für die Partei öffentlich wirken wollte — und wer wollte dieses nicht —, mußte von vornherein auf die Laufbahn als Beamter oder Hochschullehrer verzichten und sich dem Beruf des Anwaltes zuwenden, der nur wenigen Zeit zu eindringender wissenschaftlicher Arbeit ließ. So kommt es, daß seit dem 9. November eine von Sozialisten geleitete Regierung mit nichtsozialistischem Beamtenapparat existiert, ein Zustand, der zu ständigen Reibungen führt und in den Massen das Gefühl aufkommen läßt, »es sei alles beim Alten geblieben«. Die gleichen Beamten des alten Regimes, die bis zum 9. November 1918 monarchisch-konservativ waren, machen heute im Auftrag einer sozialistischen Regierung, die doch gerade die aufrichtigsten dieser Männer zum Teufel wünschen müssen, die Gesetze, als wäre nichts geschehen. Der Geist ist der alte geblieben.

Unter diesen Umständen erwächst den sozialistischen Juristen die Pflicht, der Partei mit allen Kräften bei den ihr jetzt erwachsenden Aufgaben zu dienen und unter den Juristen der freien Berufe wie der Beamtschaft für den Sozialismus zu werben. Seit dem 9. November 1918 ist der äußere Druck von den Beamten und Hochschullehrern genommen; sie können sich frei zum Sozialismus bekennen. Von denjenigen, die bis dahin innerlich zur Partei gehörten oder ihr nahestanden, haben nunmehr eine Anzahl den Anschluß vollzogen, und es ist recht sehr zu wünschen, daß mancher, der bisher, um der Partei zu dienen, einen freien Beruf ergriff, sich der Beamtenlaufbahn zuwende, damit neues Blut in den alten Apparat eindringe und ihn mehr und mehr erfülle. Einige junge Berliner Parteigenossen — ein Hochschullehrer und ein Gerichtsassessor — haben leßtlin an die parteigenösslichen Juristen im Reiche den Ruf zum Zusammenschluß ergehen lassen; eine Arbeitsgemeinschaft der sozialistischen Juristen aller Richtungen ist geplant, sei es in Form von Ortsgruppen, sei es mittels einer Zeitschrift als Mittelpunkt und Tribüne für alle Recht und Sozialismus betreffenden Probleme, um so den sozialistischen Gedanken, der in dem alten Juristenstand, zumal unter den Beamten keine Stätte hat, in der Rechtsprechung und Gesetzgebung zum Leben zu erwecken. Der Aufruf der Berliner Genossen hat überall im Reiche Anklang gefunden, und die zahlreich eingegangenen Antworten lassen Interesse und volles Verständnis für die Aufgaben des sozialistischen Juristen im gegenwärtigen Augenblick erkennen. Neben jungen Assessoren haben vereinzelt auch ältere Richter und Staatsanwälte sowie Verwaltungsbeamte den Weg zur sozialistischen Arbeiterbewegung gefunden. Das Band zwischen der Wissenschaft und den Arbeitern, das Lassalle einst pries, ist auch hier angeknüpft. Ein neuer Weg zur sozialistischen Arbeit ist geöffnet. Möge diese Arbeit reiche Früchte tragen zum Segen unseres Volkes, dessen von Wunden gequälter Körper jeder fähigen Hilfe dringend bedarf.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 13

Ausgegeben am 27. Juni 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Zum zehnten Gewerkschaftskongreß.

Von Hermann Müller (Berlin).

Der letzte Kongreß der Gewerkschaften Deutschlands — der neunte — tagte vom 22. bis 27. Juni 1914 in München. Noch waren die Delegierten nicht abgereist, als die Schüsse in Serajewo krachten, die das Signal zum Weltkrieg gaben. Seitdem bot sich keine Gelegenheit, die Gewerkschaften zu gemeinsamer Tagung zu versammeln. Fünf Jahre liegen deshalb zwischen dem neunten und zehnten Gewerkschaftskongreß, der am 30. Juni dieses Jahres in Nürnberg seine Verhandlungen beginnen wird — fünf der ereignisreichsten Jahre nicht nur in der Geschichte Deutschlands, sondern der ganzen Welt. Die meisten der Geschehnisse, die bisher unter dem hochfahrenden Titel »Weltgeschichte« rubriziert worden sind, verblissen daneben als Krähwinkeleien. Selbstverständlich ist, daß auch die deutschen Gewerkschaften von dem Strudel erfasst wurden, aber sie sind nicht zerrieben worden wie so manches, was auf Grund seines ehrwürdigen Alters oder seiner Machtstellung ewigen Bestand zu verheißen schien. Sie haben standgehalten und eine bedeutsame Rolle in dem großen Ringen des deutschen Volkes mit einer Welt voll Gegnern gespielt. Wohl oder übel haben das auch die Kreise anerkennen müssen, die bis zum Ausbruch der Revolution im Reiche den Ton angaben. Der scharfe Wind, der noch im Sommer 1914 wehte, legte sich, und das Wetter schlug um.

Wie es kurz vor Kriegsausbruch bei uns ausah, zeigen scharf und bezeichnend die Verhandlungen des Münchener Gewerkschaftskongresses, der sich wehren mußte gegen die Handhabung des Vereinsgesetzes und gegen die sogenannte »Politischerklärung«, durch die von den Gewerkschaften der jugendliche Zuwachs abgehalten und ihr Versammlungswesen gehemmt werden sollte — der sich ferner wehren mußte gegen die scharfmacherischen Pläne, die von den organisierten Unternehmern gegen das Streikrecht geschmiedet und von der nur allzu willfährigen Regierung aufgenommen wurden. Damals warf eine große Anzahl harter und ungerechter Gerichtsentscheidungen die Schatten eines zu erwartenden Zuchthausgesetzes voraus.

Der Krieg schuf Wandel. Die ungünstigen Bestimmungen des Vereinsgesetzes fielen, und der § 153 der Reichsgewerbeordnung, um den so lange heiß gekämpft worden ist und der so viele Opfer gefordert hat, wurde sang- und klanglos beseitigt, wobei die Regierung in der Begründung, die sie dem Gesetzentwurf beigab, offen das Zugeständnis machte, der Paragraph habe immer als Ausnahmegesetz gegen die Arbeiter gewirkt. Sie mußten umlernen, die Gewalthaber von ehemals, die früher in den Gewerkschaften die Schrittmacher des Umsturzes bekämpft hatten. Sie mußten einsehen, daß sich der Vormarsch der Arbeiter nicht aufhalten lasse, daß die Arbeiterschaft das

wichtigste Rad in der modernen Gewerkschaftsmaschinerie ist, die vollständig unbrauchbar wird, wenn dieses Rad zum Stillstand kommt. Das Umlernen ist den Herren sicher sauer gefallen, und ob es ein Umlernen für die Dauer gewesen wäre, wenn sie die Macht behalten hätten, erscheint mehr als zweifelhaft. Jetzt ist die Frage glücklicherweise gelöst; die Zeiten der Reaktion und der Unterdrückung sind vorbei.

Die Gewerkschaften haben während des Krieges alles getan, um das drohende Unheil von Deutschland fernzuhalten. Es war nicht patriotischer Überschwang, der sie dazu veranlaßte. Dieser hat ihnen ebenso fernegelegen wie die Verhimmelung des Auslandes, die so oft den Blick vieler sozialistisch gesinnter Arbeiter getrübt hat. Sie handelten wie die Sozialdemokratische Partei aus der klaren Erkenntnis heraus, daß der Krieg über das wirtschaftliche Sein oder Nichtsein entscheiden werde, daß er sich gegen Deutschlands Industrie, gegen Deutschlands Stellung innerhalb der Weltwirtschaft richte. Wie recht die Gewerkschaften und die Partei mit dieser Auffassung hatten, wird deutlich durch die Friedensbedingungen der Entente bewiesen. Das ist aber keine Frage, die nur die Unternehmer angeht. Das Wohl und Wehe der Arbeiterschaft eines Landes hängt vom Stande der Industrie ab. Jede Stockung des Wirtschaftslebens spürt der Arbeiter noch weit mehr am eigenen Leibe als der Kapitalist. Bricht das Wirtschaftsgetriebe zusammen, so ist die Existenz des Arbeiters enturzelt. Not und Entbehrung ziehen bei ihm ein. Daß der deutsche Arbeiter nichts mehr zu verlieren hatte als seine Ketten, traf zu, als Marx und Engels das »kommunistische Manifest« schrieben; es traf aber nicht mehr zu für die Arbeiter von 1914. Gewiß, ihre Ketten hatten sie noch nicht gesprengt; aber gelockert hatten sie sie. Ihr jahrzehntelanger Kampf war nicht vergeblich gewesen. Schritt für Schritt waren sie vorgedrungen und hatten sich Zustände geschaffen, die nicht schlechter waren als die irgendeines anderen Landes. Von allen Ländern stand die Arbeiterkultur in Deutschland am höchsten. Alles das schien in Frage gestellt durch einen ungünstigen Ausgang des Krieges. blieb von Deutschlands Weltwirtschaft nichts übrig als ein Trümmerfeld, so bedeutete das zugleich den Zusammenbruch der deutschen Arbeiterbewegung. Das zu verhüten war die Pflicht der deutschen Arbeiter. Soweit sie es konnten, haben die Gewerkschaften dieser Pflicht genügt.

Die Beweggründe ihres Verhaltens sind so oft ausgesprochen worden, und sie sind so klar und durchsichtig, daß jeder halbwegs Einsichtige sie verstehen muß. Trotzdem wird gerade dieser Punkt voraussichtlich auf dem Nürnberger Gewerkschaftskongreß zu heftigen Auseinandersetzungen führen. Unabhängige und noch weiter links stehende werden »die Politik der Generalkommission« — das ist das Stichwort, mit dem sie bei ihren Angriffen einsehen — mit allem Nachdruck und all der Verständnislosigkeit bekämpfen, die sie während des Krieges und namentlich in letzter Zeit im Übermaß bekundet haben. Ginge es nach dem Wunsche dieser Heißsporne, dann würden die leitenden Männer der Gewerkschaftsbewegung mit Schimpf und Schande als Verräter der Arbeitersache in die Wüste gejagt. In vollständiger Verkennung der Tatsache, daß es Zeiten geben kann, in denen der Kampf um die Lebensgrundlagen eines Volkes über dem Klassenkampf stehen kann, wird von den Leuten, die lediglich mit dem Munde denken, Angriff auf Angriff gegen die Gewerkschaftsführer unter-

nommen. Es bedarf keiner Prophetengabe, um vorauszusagen zu können, daß dieses Mal, im Gegensatz zu früheren Kongressen, der Bericht der Generalkommission die meiste Zeit bei der Erledigung der umfangreichen Tagesordnung in Anspruch nehmen wird. Es ist aber auch nicht schwer, vorauszusagen, daß all die Angriffe abgeschlagen und damit die Gewerkschaften vor neuem, drohendem Verhängnis bewahrt bleiben werden. Die Herrschaft der Phrase ist nirgends so gefährlich als auf dem Gebiet der praktischen Gewerkschaftspolitik.

Es ist eine der betrüblichsten Begleiterscheinungen des Kampfes innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung, daß die linksradikalen Gruppen nicht nur das allgemeine Volkswohl aus dem Auge lassen, sondern daß sie auch jeden Maßstab dafür verloren haben, was der Arbeiterklasse dienlich ist. Sie sehen nur ihre Parteigruppen. Ihre Partei wird ihnen zum Selbstzweck. Alles, was ihnen geeignet erscheint, sie zu stärken, das wird ausgenutzt. Darum die beispiellose Heße, die Verdrehungen und die Verleumdungen. Je größer das Feuer der Leidenschaften wird, desto rascher glauben sie ihre Parteisuppe zum Kochen bringen zu können. Die Partei, ihre Partei! Sonst sehen sie nichts. Was aus dem deutschen Volke, was wirtschaftlich und moralisch aus der Arbeiterklasse wird, ist ihnen vollständig gleichgültig. Blind wird darauflos gewütet. Überall, auch in den Gewerkschaften. Am liebsten würden sie diese auseinanderreißen, wie sie die Partei auseinandergerissen haben. Aber hier stehen allzu offenkundig die materiellen Interessen der Arbeiter auf dem Spiel, hier folgen die Massen den Drahtziehern nicht. Doch da diese Erfolge erzielen wollen, begeben sie sich auf das von jeher so dankbare Gebiet der Heße gegen die Gewerkschaftsführer. Genau wie die Unabhängigen in der Partei vor der Spaltung mit Maßregelungen begannen — es sei nur an Berlin erinnert —, genau so auch in den Gewerkschaften. Es wird nicht danach gefragt, ob die bisherigen Angestellten ein Menschenalter lang ihre Pflicht getan und erfolgreich gearbeitet haben. Wo die Linksradikalen die Macht haben, fliegen die bisherigen Angestellten, soweit sie Mehrheitspolitiker sind, hinaus. Braunschweig, Leipzig eröffneten den Reigen, Berlin, Bremen, Stuttgart und andere Städte folgten. Verdienst hin, Verdienst her. Die Hauptsache ist nicht die Fähigkeit, sondern die sogenannte radikale Gesinnung. Stände nicht so viel auf dem Spiel, wir könnten uns lachend die Hände reiben, denn rascher als sonstwo wird in den Gewerkschaften offenbar, daß nicht Worte, sondern Taten den Mann charakterisieren.

Wie ist das alles möglich? Wie kommt es, daß die Arbeiter, die sich in harter und mühseliger Organisationsarbeit geschlossene, starke Verbände schufen, die Früchte ihrer Arbeit so aufs Spiel setzen? Die Antwort ist einfach genug. Es ist nicht der alte Stamm, auf den sich die modernen »Klassenkämpfer« stützen, es ist die rasche Entwicklung der Gewerkschaften, die ihnen zu Hilfe kommt. Vor dem Kriege hatten die Verbände, die der Generalkommission angeschlossen sind, 2½ Millionen Mitglieder, jetzt haben sie beinahe die doppelte Zahl erreicht, obgleich viele Hunderttausende der alten Mitglieder im Kriege gefallen sind und viele Verwundete und in Gefangenschaft Befindliche noch nicht in die Reihen zurücktreten konnten. Es wird häufig das Wort von den »Novembersozialisten« zu Unrecht angewendet; bei den Gewerkschaften liegt es aber so, daß all die, die plötzlich in die Gewerkschaft-

ten hineinströmten, ihren Mut auch schon vor der Revolution hätten entdecken können. Früher zogen sie vor, zu ernten, wo sie nicht gesät hatten. Jetzt, nachdem sie Beiträge zahlen, wollen sie erst recht scheffeln. Es geht ihnen nicht rasch genug. Aus den früher Indifferenten oder gar Gelben sind Fanatiker geworden. Sie sind das Instrument, dem die Linksradikalen die gewünschten Töne entlocken.

So ist es in der Sozialdemokratischen Partei, so in den Gewerkschaften. Der Zug nach links zeigt sich zumeist bei den früher Gleichgültigen. Da ihre Zahl recht groß ist, gelingt es ihnen auch, Unsicherheit und Verwirrung in die Reihen der alten Mitglieder zu tragen, die den Verhältnissen entfremdet und nervös aus den Schützengräben zurückgekommen sind.

In den großen Städten, den Sammelbecken der Unorganisierten, ist die Verwirrung am größten. Ganz erklärlich. Wirklich geschult und aufgeklärt wurde hier von jeher nur ein kleiner Bruchteil, da Massenversammlungen immer einen anderen Charakter haben als die kleineren Zusammenkünfte. In der einen wird an das Gefühl, in der anderen an den Verstand appelliert. Deshalb gibt es, da viele Versammlungsbesucher nur dann kommen, »wenn etwas los ist«, in der großen Stadt viele Gefühlspolitiker, wie es dort auch einen ganz besonderen Typus von Agitatoren gibt. So mancher, der hier dauernd eine Rolle spielt, hätte sich in einer kleinen Stadt in wenigen Monaten um allen Kredit gebracht. Es ist deshalb gar kein Zufall, daß auf allen Parteitag, Kongressen und Generalversammlungen die Anträge der großen Städte, die in Massenversammlungen beschlossen wurden, so oft phantastisch und unmöglich sind. Schon in normalen Zeiten ist es so, in erregten in verstärktem Maße. Erhalten nun diese ungeschulften Elemente plötzlich, wie jetzt, großen Zuzug, dann gibt es zunächst kein Halten mehr, und jedem Unsinn ist Tür und Tor geöffnet.

Wäre der Krieg nicht dazwischengekommen, hätte der zehnte Gewerkschaftskongress also ein paar Jahre früher gefagt, er würde gewissermaßen den Anstrich eines Jubiläumskongresses gehabt haben. Am 16. und 17. November 1890 hatte in Berlin die erste Konferenz der Gewerkschaften Deutschlands gefagt. Dort wurde die Generalkommission eingesetzt, die seitdem die oberste Spitze der deutschen Gewerkschaften bildet. Von jenen Tagen an datiert deren Zusammenarbeit nach dem Fall des Sozialistengesetzes, wenn auch vereinsgesetzliche Gründe damals dazu zwangen, ein möglichst loses Gebilde zu schaffen. Erst das Reichsvereinsgesetz ermöglichte den Gewerkschaften ein offenes Zusammengehen. Aber noch im Jahre 1914, als das jetzt geltende Regulativ ausgearbeitet wurde, sah man von der Gründung eines Gewerkschaftsbundes ab. Wieder war das Vereinsgesetz oder vielmehr dessen Auslegung der Hinderungsgrund. Auch hier hat die Revolution klaren Tisch geschaffen, und darum wird in Nürnberg neben dem Bericht der Generalkommission die Gründung eines Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes als Hauptpunkt auf der Tagesordnung stehen.

Nach dem Satzungsentwurf soll es sich dabei nicht um einen Gewerkschaftsbund à la Schweizer handeln, einen Verband wie den Allgemeinen Deutschen Arbeiterunterstützungsverband, der alle Berufe zu einem Zentralverband zusammenschloß. Ein Bund selbständiger Zentralorganisationen soll entstehen. Zugelassen sollen alle Gewerkschaften werden, die die Bundessatzungen und die Beschlüsse der Gewerkschaftskongresse anerkennen und

keine Konkurrenzorganisation einer schon angeschlossenen Gewerkschaft darstellen. Der Zweck des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes soll ein ständiges Zusammenwirken der gewerkschaftlichen Zentralverbände zur Vertretung der gemeinsamen Interessen der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands sein.

Das soll erreicht werden durch: a. die Förderung der gewerkschaftlichen Organisation, durch Sammlung und Verwertung sozialpolitischer Materialien, Aufnahme allgemeiner gewerkschaftlicher Statistiken, Herausgabe von Publikations- und Agitationschriften; b. die Förderung und Wahrung des Arbeiterschutzes, Unterhaltung von Beratungs- und Vertretungsstellen in Rechtsstreitigkeiten, Durchführung der Wahlen für die sozialpolitischen Arbeitervertretungen; c. die Veranstaltung gewerkschaftlicher Unterrichtskurse; d. die Abgrenzung der Organisationsgebiete der Gewerkschaften und die Entscheidung über Grenzstreitigkeiten; e. die gegenseitige Unterstützung der Gewerkschaften in der Durchführung außerordentlicher Kämpfe; f. die Pflege internationaler Beziehungen zu den Gewerkschaften anderer Länder.

Es ist nichts Neues, was damit gesagt wird. Alles das war schon der Zweck der bisherigen Zusammenarbeit der Gewerkschaften. Auch sonst bietet der Satzungsentwurf, im Grunde genommen, nichts Neues. Es ist nur, was sich bisher bewährte, in eine neue Form gegossen. So auch die Bundeshilfe bei Lohnbewegungen. Nach wie vor wird davon ausgegangen, daß die Führung der Lohnbewegungen und folglich auch die Beschaffung der Mittel zur Unterstützung der beteiligten Mitglieder die eigene Aufgabe jeder Gewerkschaft ist. Ist jedoch die Weiterführung eines Streiks oder die Abwehr einer Aussperrung im Interesse aller Gewerkschaften nötig, aber ihres Umfangs oder anderer Gründe wegen nur mit außerordentlichen Mitteln möglich, so kann die im Kampfe befindliche Gewerkschaft die Hilfe des Bundes anrufen. Die Gewährung der Bundeshilfe ist jedoch an bestimmte Voraussetzungen geknüpft. Der Kampf soll unter Übung der gebotenen Vorsicht und der gewerkschaftlichen Regeln eingeleitet werden; die Mitglieder der betreffenden Gewerkschaft sind zunächst zu angemessenen Ertrarbeitträgen heranzuziehen; die Unterstützungssätze haben mit den Mitgliederbeiträgen im Einklang zu stehen und sich in den allgemein üblichen Grenzen zu halten. Wird die Bundeshilfe gewährt, dann ist ferner dem Bundesvorstand das Mitbestimmungsrecht über alle taktischen Maßnahmen und über die Leitung des Kampfes einzuräumen. Die Entscheidung liegt bei den Zentralvorständen, denen das Gesuch zu unterbreiten ist, oder dem Bundesauschuß. Wird dabei die Leistung der Hilfe beschlossen, so haben die dem Bund angeschlossenen Verbände einen Beitrag zu leisten, dessen Höhe sich nach ihrer Mitgliederzahl richtet.

Der Bundesvorstand und der Bundesauschuß sind das Neue des Satzungsentwurfes, und hierin kommt auch das formell Neue der künftigen Bundesorganisation zum Ausdruck. Die Generalkommission verschwindet dem Namen nach; sie wird zum Bundesvorstand. Damit wird, was sonst auch die Kritiker sagen mögen, ein ruhmreiches Kapitel der obersten Gewerkschaftsinstanz zum Abschluß gebracht. Der Bundesvorstand wird wahrscheinlich, und nicht nur aus Gründen der Beharrung, noch geraume Zeit als Generalkommission in der Öffentlichkeit weiterleben. Auch im Bundesauschuß stoßen wir auf einen alten Bekannten: auf die bisherigen Vorstände-

konferenzen. Wie schon erwähnt: es handelt sich in dem umfangreichen Satzungsentwurf um bisher Bewährtes in neuer, zweckmäßigerer Aufmachung.

Ehe der Kongreß sich mit der neuen Satzung beschäftigt, soll er Richtlinien für die künftige Wirksamkeit der Gewerkschaften festlegen. Es ist selbstverständlich, daß an einer Zeitenwende zu prüfen ist, ob Zweck und Mittel der Gewerkschaften noch dieselben sein können. In dem vorliegenden Entwurf wird zunächst ein Blick auf die Vergangenheit geworfen und dabei mit Recht betont, daß die Gewerkschaften zur Erziehung der Arbeiter zum Klassenbewußtsein viel beigetragen und mit Erfolg den Kampf für bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen und Ausgestaltung der Sozialpolitik geführt haben. Für die Zukunft rechnen auch die Richtlinien mit einer Umgestaltung der Wirtschaft im sozialistischen Sinne. Daß dabei die Mitarbeit der Gewerkschaften unentbehrlich ist, ist jedem Denkenden klar. Der nach der Revolution häufig gehörte Ruf, die Gewerkschaften seien überflüssig, geht von falschen Voraussetzungen aus. Zum Sozialismus geht der Weg nicht nur über die politische, sondern auch über die Betriebsdemokratie. Um die konstitutionelle Fabrik ist von jeher von den Gewerkschaften gekämpft worden, und insoweit ist der Kampf um die Betriebsräte nur der alte Kampf auf verbreiteter Grundlage. Aber wir können nicht mit beiden Füßen zugleich in den Sozialismus hineinspringen. In der Übergangsperiode geht es aber ganz selbstverständlich ohne Kämpfe nicht ab, folglich auch nicht ohne Gewerkschaften, die sich, wie der Satzungsentwurf für den Gewerkschaftsbund beweist, schon auf diese Kämpfe einrichten. Die Interessengegensätze zwischen Betriebsleitungen und Arbeitnehmern beseitigt auch die Gemeinwirtschaft nicht völlig. Und selbst wenn — so sagen die Richtlinien — die Arbeitseinstellungen infolge des sozialen Arbeitsrechts und demokratischer Mitverwaltung der Arbeitnehmer eingeschränkt werden können und im Interesse der sozialistischen Volkswirtschaft durch schiedsgerichtliches Verfahren mehr und mehr verhütet werden sollten, können die Arbeitnehmer auf das Streikrecht nicht verzichten. Auch die gegenseitige Hilfe der Arbeiter in ihren Organisationen auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge wird zunächst noch nicht entbehrlich. Ausreichende Fürsorge für die Bedürftigen, insbesondere die Erwerbsunfähigen, die Erwerbsbeschränkten und ohne eigenes Verschulden Erwerbslosen wird gefordert. Mit dem Maße der Verwirklichung der öffentlichen Fürsorge sollen die gewerkschaftlichen Unterstützungseinrichtungen abgebaut werden.

Auch die Forderung der Betriebsräte ist in den Grundlinien enthalten, und Bestimmungen, die für sie gelten sollen, werden dem Kongreß vorgelegt. Sozialisierung der Industrie, Erweiterung der landwirtschaftlichen Produktion und Ansiedlung, Regelung des Lehrlingswesens, Ausbau der Sozialversicherung sind weitere Punkte der Tagesordnung.

Überaus reiche Arbeit hat demnach der Kongreß zu leisten. Davon, wie er sie leistet, wird abhängen, ob die Gewerkschaften ein Spielball blinder Leidenschaften werden. Die Erscheinungen, die dagegen sprechen, sind zahlreich genug, um zuversichtlich annehmen zu können, daß die Befürchtungen dieser Art überflüssig sind. In den Gewerkschaften haben schon häufig Leidenschaft und Verantwortlichkeitsgefühl miteinander gerungen, und letzteres hat sich immer wieder als das stärkere gezeigt. Der Gewerkschaftskongreß wird, wie

wir hoffen, dazu beitragen, daß die Selbstbesinnung unter den organisierten Arbeitern wächst. Auch aus diesem Meinungskampf werden die Gewerkschaften hervorgehen als das, was sie immer waren: ein ragender Fels in tosender Brandung.

## Die Marxsche Klassenkampftheorie.

Von Heinrich Cunow.

(Schluß.)

### II.

#### Klasse und Stand.

Das seltsamste ist, daß dieselben Gegner, die von der Sozialdemokratie fordern, den Klassenkampf einzustellen, zugleich von ihren eigenen Standesinteressen sprechen und deren Wahrnehmung für ganz berechtigt erklären. Man nimmt also Anstoß an dem Wort »Klassenkampf«, hält sich aber für berechtigt, die eigenen Klasseninteressen unter der Devise »Standesinteressen« zu vertreten. Besteht zwischen dem Stände- und Klassenbegriff ein Unterschied? Gewöhnlich wird zwischen beiden nicht unterschieden. Auch Hegel unterscheidet nicht zwischen Stand und Klasse. Er erklärt einfach, aus dem gesellschaftlichen Arbeitsprozeß ergäbe sich mit zunehmender Vermannigfachung der Bedürfnisse und Befriedigungsmittel eine immer weitergreifende Arbeitsteilung. Die Folge seien Ungleichheiten der Geschicklichkeit und des Vermögens, und aus diesem heraus entstünde ein Unterschied der »Stände«, ein Ausdruck, unter dem er ganz im Sinne der »Landständeordnung« die staatlich anerkannten, mit besonderen politischen (oft erblichen) Rechten ausgestatteten und zu besonderen staatlichen Leistungen verpflichteten »Stände« versteht.

Da Marx vom Hegelschen Gesellschafts- und Staatsbegriff ausgeht, unterscheidet auch er zunächst nicht genau zwischen Stand und Klasse, zum Beispiel nicht in seiner »Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie«. Im »Elend der Philosophie« findet man dagegen bereits überall zwischen »Stand« und »Klasse« unterschieden und jedes dieser beiden Wörter in einem ganz bestimmten soziologischen Sinne gebraucht. Und zwar vollzieht sich diese Trennung bei Marx gerade auf Grund der Hegelschen Staatslehre mit ihrer Unterscheidung zwischen Staat und Gesellschaft. Hervorgegangen aus dem gesellschaftlichen Wirtschaftsprozesse, ist jede Klasse zunächst eine soziale Einrichtung, eine »Gesellschaftsklasse« (keine Staatsklasse) und das Verhältnis der einen Klasse zur anderen wie auch das Verhältnis der Mitglieder der verschiedenen Klassen zueinander (zum Beispiel das Verhältnis des Arbeiters zum Fabrikanten, des Bauern zum Rittergutsbesitzer), in seiner Allgemeinheit betrachtet, ein gesellschaftliches, kein staatliches Verhältnis. Indem aber der Staat die gesellschaftliche Klassenbildung als eine staatliche Ordnung sanktioniert und den einzelnen Klassen besondere politische Rechte und Pflichten zuweist, also eine staatliche »Ständeordnung« schafft, geht aus der Klasse der »Stand« hervor.

Demnach sagt denn auch Marx ganz richtig im »Elend der Philosophie« (deutsche Ausgabe von 1885, S. 181):

Die Bedingung der Befreiung der arbeitenden Klasse ist die Abschaffung jeder Klasse, wie die Bedingung der Befreiung des dritten Standes, der bürgerlichen Ordnung, die Abschaffung aller Stände war.

Und Engels fügt hinzu:

Stände steht hier im historischen Sinn der Stände des Feudalstaats, Stände mit bestimmten und begrenzten Vorrechten. Die Revolution der Bourgeoisie schaffte die Stände samt ihren Vorrechten ab. Die bürgerliche Gesellschaft kennt nur noch Klassen. Es war daher durchaus ein Widerspruch mit der Geschichte, wenn das Proletariat als »vierter Stand« bezeichnet worden ist.

Ebenso wenig kann man natürlich auf Grund des Marxschen Klassenbegriffs von einem »Arbeiterstand« reden. Wenn Lassalle immer wieder (zum Beispiel in seinem »Arbeiterprogramm«) von einem »Arbeiterstand« und einem »vierten Stand« spricht, beweist das nur, daß ihm die Marxsche Klassenkampftheorie nicht völlig klar geworden ist. Nicht minder unrichtig ist es, wenn in unserer Presse vielfach nicht zwischen »Arbeiterklasse« und »Proletariat« unterschieden wird. Es kommt darin — meist unbewußt — die alte Anschauung zum Ausdruck, die in der Klassenschichtung eine Gesellschaftsteilung nach dem Besitz oder Vermögen erblickt und daher meist auch nur zwei große Klassen in der Gesellschaft unterscheidet: die besitzende Klasse und die besitzlose Klasse, das Proletariat. Aber der Begriff des Proletariats deckt sich keineswegs mit dem Begriff der Arbeiterklasse. Zum Proletariat gehört auch der heruntergekommene Adlige und der ehemalige Fabrikant, der von der Hand in den Mund lebt, gehört ferner der besitzlose, manchmal viel schlechter als der Lohnarbeiter gestellte kleine Beamte und Angestellte sowie der erwerbslose Künstler und Schriftsteller, das sogenannte »Intelligenz-« oder »Stehkragenproletariat«. Keineswegs sind aber diese Personen auf Grund ihrer Besitzlosigkeit auch zugleich Mitglieder der Arbeiterklasse. Andererseits wieder gehört zum Beispiel der qualifizierte Vorarbeiter in einer Fabrik, der einen hohen Lohn bezieht und vielleicht ein schönes Häuschen mit Garten sein eigen nennt, wohl zur Arbeiterklasse, nicht aber zum Proletariat.

#### Entwicklungsstufen der Arbeiterklasse.

Mit der Entwicklung der wirtschaftlichen Wechselbeziehungen verändert sich auch die Eigenart der einzelnen Klassen und ihr Verhältnis zueinander. Jede Klasse macht verschiedene Entwicklungsstufen durch. So war auch die industrielle Arbeiterschaft, als sie in den modernen Industriestaaten entstand, zunächst noch nicht eine sich ihres Gegenseites gegen die anderen Klassenschichten bewußte, gleichartige Zwecke verfolgende Klasse. Zwar setzte mit ihrer Existenz, wie Marx sagt, alsbald auch ihr Kampf gegen die Bourgeoisie ein; aber die Arbeiter bildeten zunächst noch eine über weite Gebiete zerstreute und zudem durch besondere örtliche und berufliche Interessen zersplitterte Masse. Demnach wurde auch der Kampf gegen die Kapitalisten vereinzelt und in kleinen örtlichen Gruppen geführt, und zwar handelte es sich in diesen Kämpfen nicht um gemeinsame Klassenforderungen, nicht um eine Bekämpfung des Kapitalismus und der sich aus ihm ergebenden gesellschaftlichen Mißstände im allgemeinen, sondern durchweg nur um einzelne örtliche Lohnforderungen und einzelne Arbeitsbedingungen. Die Arbeiter einer einzelnen Fabrik und eines einzelnen Gewerbes, oft nur eines Gewerbetreibenden, kämpften noch gegen einen einzelnen Unternehmer, seltener gemeinsam gegen eine ganze Unternehmergruppe; und zu dem Zweck, den Unternehmer ihren Forderungen gefügig zu machen, benutzten sie neben der Arbeitseinstel-

lung die Zerstörung der Produktionsmittel der feindlichen Unternehmer, die Vernichtung der Maschinen, der Rohstoffe, der Fabrikgebäude.

Mit der Entwicklung der Industrie vermehrte sich die Arbeiterklasse. Die Fabriken vergrößerten sich, die Arbeiter wurden in größere Betriebe zusammengedrängt und konzentrierten sich in gewissen Industrieorten. Dadurch kamen sie in engere Arbeitsberührung miteinander. Ihre früheren beruflichen Gegensätze traten nun hinter dem Gegensatz gegen die Unternehmer mehr und mehr zurück. Die Arbeiter begannen nun zu erkennen, daß sie bestimmte gemeinsame Interessen hatten und daß sie, wenn sie diese wahren wollen, sich vereinigen mußten. Es entstand das Gefühl einer gewissen Verbundenheit durch die Beschäftigungsart gegenüber dem Unternehmertum; ein vorerst noch nicht auf klarer Erkenntnis des eigenen Wesens und der eigenen Lage beruhendes halbinstinktives »Klassengefühl«. Hatten sich früher die Arbeiter nur gelegentlich zum Zwecke der Erreichung bestimmter Forderungen vereinigt, so bildeten sie nun dauernde Vereinigungen, die häufig nicht auf einzelne Orte beschränkt blieben, vielmehr auf die Arbeiter desselben Arbeitszweigs benachbarter Ortschaften und Gegenden übergriffen.

Die Arbeiter versuchten nun, durch Druck auf die Regierung, Parteien und Behörden einzelne ihrer Forderungen durchzusetzen, indem sie die Regierung zu bewegen suchten, durch Verordnungen und Gesetze ihren Wünschen entgegenzukommen. Dies geschah in den parlamentarisch regierten Ländern meist dadurch, daß die Arbeiter diejenigen bürgerlichen Parteien unterstützten, die für gewisse von ihnen erhobene Forderungen eintraten — namentlich bei den Wahlen, bis schließlich die Erkenntnis, daß auch diese Parteien von ihnen durch besondere Klasseninteressen getrennt seien, sie zur Bildung eigener politischer Parteigruppen, sogenannter Arbeiterparteien, trieb.

### Arbeiterklasse und Sozialdemokratie.

Aus der Tatsache, daß auf bestimmter Entwicklungsstufe die Klasse sich als Partei konstituiert und mit politischen Mitteln für ihre Forderungen kämpft, folgt nicht, daß Klasse und Partei dasselbe Gebilde sind, noch daß einfach die Klasse in die Partei aufgeht. Die Partei verhält sich gewissermaßen zur Klasse wie der Staat zur Gesellschaft. Der Staat ist die politische Organisation der Gesellschaft; will demnach die Klasse innerhalb dieser Organisation auf deren Ordnung, die Staatsordnung, politisch einwirken und ihre Forderung durchsetzen, muß sie sich selbst eine politische Organisation schaffen: die Partei. Damit wird aber die Klasse nicht einfach zur Partei, so daß beide sich in ihrem Umfang und ihrer Wesenheit decken. Die Klasse ist ein gesellschaftliches Gebilde, die Partei hingegen eine politische Zweckorganisation der Klasse oder Klassen, wie denn auch diese Organisation gewöhnlich nicht die ganze Klasse umfaßt, sondern nur einen größeren oder kleineren Teil, während sie andererseits meist zugleich Bruchteile anderer Klassen mitenthält.

Wenn demnach, wie oft in der sozialistischen Parteiliteratur geschieht, Klasse und Partei einander gleichgesetzt und die Worte Arbeiterklasse und Sozialdemokratie oder Sozialdemokratische Partei als völlig gleichbedeutend gebraucht werden, so ist das ein Irrtum, der uns den Weg versperrt, die

immer wieder innerhalb der Parteien auftauchenden Interessenkonflikte in ihren ursächlichen Zusammenhängen zu begreifen. Verschuldet ist zum Teil der Irrtum dadurch, daß weder Marx noch Engels sich irgendwo näher über das Verhältnis der Partei zur Klasse geäußert haben. Auch die Sozialdemokratische Partei (das Wort hier in seiner früheren Gesamtbedeutung, also mit Einschluß der Unabhängigen und Kommunisten gebraucht) ist lediglich in dem Sinne eine Klassenpartei, wie zum Beispiel die Konservative oder die Deutsch-nationale Partei, nur mit dem Unterschied, daß die Sozialdemokratische Partei in der Hauptsache die Interessen der Arbeiterschaft vertritt, die Konservative Partei hingegen vorwiegend die Interessen der großen und mittleren Grundbesitzer. Das heißt, beide sind nur insofern und insoweit »Klassenparteien«, als sie im ganzen und großen die Interessensforderungen und Machtansprüche bestimmter Klassenschichten akzeptieren und vornehmlich zur Geltung zu bringen suchen. Keineswegs aber vertreten sie ausschließlich deren Interessen, und noch weniger beschränken sie den Umfang ihrer Anhängerschaft auf die Angehörigen einer bestimmten Klasse. Eine Partei fragt den, der sich ihr anschließen will, nicht: »Gehörst du auch einer bestimmten Klasse an?« Auch die Sozialdemokratische Partei (oder Parteien) nicht. Wer sich im wesentlichen zu ihren Grundsätzen und Forderungen, zu ihrem Programm, bekennt, kann ihr beitreten. Dieses Programm aber enthält nicht nur wirtschaftliche Interessensforderungen, sondern gleichzeitig, wie die Programme anderer Parteien auch, bestimmte außerhalb der wirtschaftlichen Interessensphäre liegende politische und philosophische Auffassungen. Sicherlich die Grundlage der meisten Parteien bildet eine gewisse Klassengruppierung; aber in ihrer Struktur ist jede Partei zugleich ein ideologisches Gebilde, die Vertreterin eines besonderen politischen Gedankenkomplexes. Und manche Personen treten einer Partei nicht deshalb bei, weil die von dieser vertretenen speziellen Interessensforderungen auch die ihrigen sind, sondern weil sie von diesem Gedankenkomplex, das heißt von den betreffenden politischen, philosophischen, ethischen, vielleicht auch religiösen Ideen angezogen werden.

Ein Beispiel dafür, wie wenig oft die Klassenzugehörigkeit über die Parteizugehörigkeit entscheidet, bietet die Zentrumspartei. Bilden etwa die zu dieser Partei gehörenden Großgrundbesitzer, Bauern, Industriellen, Handwerker, Beamten, Geistlichen, Arbeiter usw. eine einheitliche Klasse mit gleichen Klasseninteressen? Was diese verschiedenen Elemente vereint, ist nicht das gleiche ökonomische Interesse, sondern die gleiche religiöse Ideologie. Und ähnlich steht es mit den sogenannten nationalpolitischen Parteien. Was diese aus den verschiedenartigsten Klassengruppen bestehenden Parteigelbilde zusammenhält, ist der sogenannte nationale Gedanke, das Gefühl einer bestimmten Wesensverbundenheit und des Gegensatzes gegen andere Nationen.

Im Vergleich zu solchen Parteien ist freilich die Grundlage der deutschen Sozialdemokratie nicht nur breiter, sondern auch klassenbestimmter; aber eine reine Klassenpartei ist sie ebenfalls nicht. Tatsächlich steht noch immer ein großer Teil der deutschen Arbeiterschaft außerhalb der Sozialdemokratie und glaubt seine Interessen besser bei den Konservativen, Liberalen, Zentrumsparteilern usw. gewahrt. Andererseits wird der Fabrikant, Arzt, Advokat, Schriftsteller usw., der sich einer sozialdemokratischen Partei an-

schließt, deshalb kein Arbeiter. Er wird Parteigenosse, aber kein Klassen-genosse. Seine Klasseninteressen werden auch durch den Beitritt keine Arbeiterinteressen, noch werden umgekehrt die besonderen Klasseninteressen der Arbeiterschaft nun ohne weiteres seine Interessen.

Demnach enthält jede Partei, auch die Sozialdemokratie, in ihren Reihen Elemente verschiedener Klassen mit verschiedenen Klasseninteressen. Sie ist, vom Klassenkampfstandpunkt betrachtet, durchaus nichts Einheitliches. Die Folge ist, daß es in keinem Parteikörper an inneren Reibungen und Gegensätzen fehlt. Ueberdies haben auch die Angehörigen derselben Klasse keineswegs völlig gleiche Gesamtinteressen. Die Klasseninteressen und -motive sind nicht, wie oft kurzweg behauptet wird, das allein Entscheidende. Der heutige Mensch gehört nicht nur einer Klasse an — manchmal, wie vorhin dargelegt wurde, auch mehreren —, er ist zugleich Mitglied eines Staates, einer Nation, eines Berufs, einer Religionsgemeinschaft usw. und ist als solches mehr oder weniger durch Staats-, National-, Berufs-, Religionsinteressen beeinflusst. Zudem hat er selbstverständlich als Individuum auch seine besonderen individuellen Interessen.

Der heute herrschende Vulgärmarxismus sieht meist im Menschen, vor allem im Arbeiter, nur ein Klassenwesen. Im Gegensatz zu der früheren Auffassung des Menschen als eines individuellen Naturwesens (das heißt als eines durch die Naturbedingungen und die sogenannten Naturtriebe bestimmten Individualwesens, nicht als eines durch die historischen gesellschaftlichen Lebensverhältnisse bestimmten Gesellschaftswesens) betrachtet dieser verflachte Marxismus zwar den Menschen in seiner Abhängigkeit vom Gemeinschaftsleben, versteht aber gewöhnlich unter Gemeinschaft nur die Klassengemeinschaft. Tatsächlich gibt es jedoch in der menschlichen Gesellschaft eine ganze Reihe verschiedenartiger Gemeinschaften mit besonderen sozialen Existenzbedingungen und besonderen Interessen; und diese Interessen durchkreuzen, beschränken und ergänzen einander. Keineswegs erweist sich in dem Gegen- und Miteinanderarbeiten der Gemeinschaftsgefühle stets das Klassengefühl als das stärkere. Beispielsweise kann der Zusammenhang mit der Religions- oder der Kirchengemeinschaft so stark sein, daß er das Klassenbewußtsein völlig in den Hintergrund drängt. Andererseits kann aber auch das religiöse Gemeinschaftsgefühl das Klassengefühl verstärken, nämlich wenn die Arbeiter- oder Bauernklasse durchweg einer anderen Kirchengemeinschaft angehört wie die herrschende Unternehmer- oder Großgrundbesitzerklasse. Ebenso kann in einem Nationalitätenstaat die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nation und deren Gegensatz zu den anderen Nationen, falls die verschiedenen Klassen verschiedenen Nationalitäten angehören, das Klassenbewußtsein mannigfach beeinträchtigen oder verstärken.

Auch die verschiedenartige Stellung der einzelnen Staaten zueinander innerhalb des Weltwirtschaftsgetriebes und die daraus sich ergebende wirtschaftliche Hemmung oder Unterdrückung des einen Staates durch den anderen bleiben nicht ohne Einfluß auf die Ausprägung des Klassenbewußtseins. Sehen zum Beispiel die Klassen in einem Staate, daß dieser von einem anderen Staat fortwährend in seiner Entwicklung gehemmt wird, steht also die gesamte Staatsbürgerchaft des ersteren unter dem Eindruck, daß der

fremde Staat ihr ihr Lebensrecht verkümmert, so treten, wie die Geschichte lehrt, oft die inneren Klassengegensätze hinter den Gegensatz zu dem fremden Unterdrückerstaat und seine Einwohnerschaft völlig zurück. Es zeugt daher von einer gründlichen Verflachung der Marxschen Klassenkampftheorie, wenn auch marxistische Theoretiker die Klasse für sich, gewissermaßen als isolierte Gemeinschaft, betrachten und ihre mannigfachen Beziehungen zu anderen Gemeinschaftsbildungen übersehen.

Aberdies haben Klasse und Partei als verschiedenartige Gebilde auch ihre verschiedenen Entwicklungs- und Wirkungsbedingungen. In der Entwicklung der Klasse liegt es, ihre spezifische Eigenheit immer schärfer herauszuarbeiten; eine Partei ist dagegen darauf angewiesen, sich politisch zur Weltung zu bringen und zu diesem Zwecke ihre Gefolgschaft möglichst auszudehnen, also stets auf Werbung bedacht zu sein. Das führt dazu, daß sie alle ihr Zugänglichen an sich zu ziehen trachtet und für diese einen gemeinsamen Kampfboden zu finden sucht. Dieses Bestreben aber hat gewöhnlich zur Folge, daß in aufstrebenden Parteien, die einen starken Zustrom verschiedenartiger Elemente haben, die sozialen beziehungsweise wirtschaftlichen Forderungen, die leicht die inneren Interessenströmungen zum Zusammenprall bringen könnten, zurückgedrängt und dafür die allgemeinen politischen Forderungen in den Vordergrund geschoben werden, bis plötzlich besondere Ereignisse die ökonomischen Interessendifferenzen hervorzerren.

Die Unklarheit über das Verhältnis der Klasse zur Partei und der Klasseninteressen zu den Parteiinteressen hat in der Sozialdemokratischen Partei immer wieder zu der Anschulldigung geführt, dieser oder jener hätte die Klasseninteressen verlehrt und den sogenannten Klassenkampfstandpunkt aufgegeben. Selbst gegen die Führer der Partei ist immer wieder dieser Vorwurf erhoben worden. So erhob zum Beispiel Frau Klara Zetkin 1905 auf dem sozialdemokratischen Parteitag zu Breslau gegen die von Bebel unterstützte Agrarreformbewegung den Vorwurf, sie zerstöre den Klassencharakter der Partei. Und auf dem Parteitag zu Stuttgart 1898 führte Liebknecht gegen A. Helphand (Parvus) aus, der zur Beteiligung an den preussischen Landtagswahlen und einem Wahlkompromiß mit der Fortschrittspartei geraten hatte: »Parvus hat bei der Frage der Beteiligung an den Landtagswahlen den Boden des Klassenkampfes verlassen und dazu geraten, der preussischen Bourgeoisie zu ihrer Kräftigung die Hand hinzureichen; das ist in meinen Augen eine viel größere und gefährlichere Verirrung als das Heinesche Kanonenwort.«

Vielfach ist sogar jedes Wahlkompromiß und jedes zeitweilige parlamentarische Bündnis mit anderen Parteien als Verstoß gegen den »Klassenkampfgedanken« oder als Abirrung von der »Bahn des Klassenkampfes« bezeichnet worden — meist mit der Begründung, die bürgerlichen Parteien seien sämtlich nur eine reaktionäre Masse, mit der die Sozialdemokratie, wenn sie nicht ihren Klassenkampfstandpunkt aufgeben wolle, unmöglich irgendwelche Bündnisse schließen könne. Eine Auffassung, die schon 1875 Marx in einer Kritik des Gothaer Programmentwurfes mit den Worten zurückgewiesen hat (Neue Zeit, 9. Jahrgang, 1. Band, S. 568):

Im kommunistischen Manifest heißt es: »Von allen Klassen, welche heutzutage der Bourgeoisie gegenüberstehen, ist nur das Proletariat eine wirklich revolutionäre

Klasse. Die übrigen Klassen verkommen und gehen unter mit der großen Industrie, das Proletariat ist ihr eigenstes Produkt.»

Die Bourgeoisie ist hier als revolutionäre Klasse aufgefaßt — als Trägerin der großen Industrie — gegenüber Feudalen und Mittelständen, welche alle gesellschaftlichen Positionen behaupten wollen, die das Gebilde veralteter Produktionsweisen. Sie bilden also nicht zusammen mit der Bourgeoisie nur eine reaktionäre Masse.

Andererseits ist das Proletariat der Bourgeoisie gegenüber revolutionär, weil es, selbst erwachsen auf dem Boden der großen Industrie, der Produktion den kapitalistischen Charakter abzustreifen strebt, den die Bourgeoisie zu verewigen sucht. Aber das Manifest setzt hinzu: daß die »Mittelstände... revolutionär werden im Hinblick auf ihren bevorstehenden Übergang ins Proletariat«.

Von diesem Gesichtspunkt ist es also wieder Unsinn, daß sie zusammen mit der Bourgeoisie und obendrein den Feudalen gegenüber der Arbeiterklasse nur eine reaktionäre Masse bilden.

Hat man bei den letzten Wahlen Handwerkern, kleinen Industriellen usw. und Bauern zugerufen: Uns gegenüber bildet ihr mit Bourgeois und Feudalen nur eine reaktionäre Masse?

Nach Marxscher Auffassung beherrscht der Klassenkampf durchaus nicht allein das gesellschaftliche Leben. Da die Interessen »unendlich« zersplittert sind, gibt es auch »unendliche« Interessengegensätze und -kämpfe. Der Satz des kommunistischen Manifests: »Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen« besagt nicht, daß es bisher in der Gesellschaft keinen Kampf um Familien-, Kirchen-, Gemeinde-, Berufsinteressen usw. gegeben hat, sondern daß in der geschichtlichen Entwicklung sich immer wieder Klassenformationen gebildet und ihre Interessenkämpfe in der politischen Arena ausgefochten haben. Der Daseinskampf in der Gesellschaft reduziert sich nach Marx durchaus nicht lediglich auf den Klassenkampf; aber was Marx fordert, ist, daß dieser Kampf nicht, wie das oft geschieht, in seiner Bedeutung für das geschichtliche Werden übersehen und unter dem allgemeinen Begriff »sozialer Kampf« eingereiht wird. Soll uns das gesellschaftliche Leben in seinem geschichtlichen Aufbau verständlich werden, muß zwischen den verschiedenen Arten von Kämpfen nach ihrem Ursprung und Inhalt wie nach ihren Motiven unterschieden werden.

Gerade darin liegt die Bedeutung der Marxschen Klassenkampftheorie, daß sie die frühere Auffassung, die nur von einem Gegensatz des Individuums zur Gesellschaft wußte und daher in den sozialen Kämpfen lediglich ein Ringen des Individuums mit der Gesellschaft, eine Auflehnung des Individualwillens gegen den Gesellschaftswillen oder sogenannten Allgemeinwillen sah, den Laufpaß gibt und den Kampf der Klassen als wichtigsten Faktor in die Gesellschaftsentwicklung einschaltete. Nach der Marxschen Gesellschaftslehre gibt es einen solchen Allgemeinwillen, mit dem die ältere Sozialphilosophie operierte, gar nicht; denn die Gesellschaft ist nichts Einheitliches mit völlig gleichen Interessen, sondern sie ist in Klassen gespalten. Wohl gibt es auch allgemeine gesellschaftliche Interessen, denn da das gesellschaftliche Zusammenleben und Zusammenwirken ohne eine gewisse Regelung nicht möglich ist, so haben auch alle Gesellschaftsmitglieder — soweit sie nicht den Gesellschaftsbestand negieren — ein Interesse an der Aufrechterhaltung solcher Regelung, aber da sie infolge ihrer verschiedenen

Stellung innerhalb der Gesellschaftsordnung ein verschiedenes Ordnungsideal haben, haben sie nicht das gleiche Interesse an allen einzelnen Ordnungsregeln und betrachten diese unter ihrem Klassengesichtswinkel von verschiedenen Standpunkten aus. Mit anderen Worten: es gibt wohl allgemeine gesellschaftliche Interessen, aber für die verschiedenen Klassen differenzieren sie sich und erlangen für deren Dasein eine verschiedene Bedeutung.

Demnach ist es auch durchaus verkehrt, wenn von neomarxistisch-sozialistischer Seite behauptet wird, unter der Marx'schen Bezeichnung »Klassenkampf« wäre nichts anderes als der gesamte Interessenkampf innerhalb der Gesellschaft zu verstehen, und dieser Interessenkampf sei mit dem Kant'schen Kampf zwischen Vergesellschaftungs- und Isolierungstrieb, zwischen individuellen und sozialen Neigungen identisch. Nach Marx ist jede Gesellschaftsformation durch die Produktionsweise bedingt, so daß man eine bestimmte Gesellschaft als die Organisationsform einer bestimmten Produktionsweise bezeichnen kann, wie man denn ja auch von einer urkommunistischen, frühkapitalistischen, einer feudalen Gesellschaft usw. spricht; und der Klassenkampf ist nichts anderes als ein innerhalb dieser Gesellschaftsformationen aus bestimmten gegensätzlichen Wirtschaftsverhältnissen entspringender Kollektivkampf, der erst auf höheren Entwicklungsstufen hervortritt und mit dem Gegensatz zwischen der angeblich ewigen Neigung der Menschen zur Vergesellschaftung oder zur Isolierung gar nichts zu tun hat, wie denn auch nach Marx'scher Auffassung die Urgesellschaft, obgleich in ihr die sogenannten Naturtriebe am stärksten zur Geltung kommen, gar keinen Klassenkampf kennt.

## Der Arzt im sozialistischen Staat.

Von Dr. W. Zehden.

Der sozialistische Staat will die Proletarisierung und die Ausbeutung fremder Arbeit unmöglich machen. Dies ist, soweit der Produktionsprozeß in Frage kommt, dadurch zu erreichen, daß den Ausbeutern das Ausbeutungsinstrument, die Produktionsmittel, abgenommen und in den Besitz der Gesamtheit (des Staates, Bezirks oder der Gemeinde) übergeführt wird. Dieser Gesamtheit hat der einzelne seine Arbeitskraft zur Verfügung zu stellen, und sie läßt dafür den einzelnen an den von ihr geschaffenen Werten entsprechend teilnehmen. Wenn so beim Produktionsprozeß klar ist, wie die Proletarisierung zustande kommt, so ist der Mechanismus der Proletarisierung bei den sogenannten freien Berufen, zu denen der ärztliche gehört, ein anderer, weil es hier Ausbeuter, Ausgebeutete und Produktionsmittel in diesem Sinne nicht gibt. Wie kommt hier die Proletarisierung zustande?

Die meisten Ärzte sind, wirtschaftlich betrachtet, auf die Existenzbedingungen der Arbeiterklasse angewiesen. Der Arbeiter besitzt als einzige Ware seine Arbeitskraft; ebenso der Arzt. Wie es eine industrielle Reservearmee von Arbeitern gibt, die es dem Unternehmer ermöglicht, die Arbeitskraft unter ihrem Produktionswert zu kaufen, so gibt es auch eine ärztliche Reservearmee, die dadurch entsteht, daß die Produktion von ärztlichen Arbeitskräften, das heißt die Möglichkeit, Arzt zu werden, völlig anarchisch ist und ohne jede Rücksicht auf das Bedürfnis geschieht. Damit soll nicht etwa

gesagt sein, daß es heute zu viele Ärzte gibt; gerade das Gegenteil ist der Fall. Aber die Massen, die den Arzt am nötigsten haben und den größten Teil der Bevölkerung ausmachen, sind so arm, daß sie weder direkt noch durch ihre Versorgungsapparate, die Krankenkassen, das Geld aufbringen können, um so vielen Ärzten die Existenz zu ermöglichen, daß die allgemeine Gesundheit auf den höchstmöglichen oder auch nur auf einen erträglichen Grad gebracht wird.

Die meisten Ärzte sind demnach in derselben wirtschaftlichen Lage wie die Arbeiter, das heißt sie kommen nur mit ihrer Arbeitskraft versehen auf den Markt. Aber während die Arbeiter einer einzigen wirtschaftlichen Klasse angehören, zerfallen die Ärzte in Proletarier und Kapitalisten, und zwar in dem Verhältnis, daß die Proletarier die bei weitem größere Zahl ausmachen. Der kapitalistische Teil unter den Ärzten bringt außer seiner Arbeitskraft noch Geld oder doch befreundete Geld- oder Machtbesitzer (Verbindungsbrüder, Schwiegerväter und dergleichen) mit auf den Markt. Mit Hilfe dieses vermehrten Rüstzeugs kann der kapitalistische Arzt eine längere verdienstfreie Periode überleben als der Proletarier. Er kann diese Periode erfolgreich ausnützen, um hochdotierte Posten zu erlangen, zu denen der Proletarier nicht zu gelangen vermag. So kann er sich eine einträgliche Praxis kaufen; er kann die Universitätskarriere einschlagen, sich der Forschung widmen oder in mehrjähriger verdienstloser Assistententätigkeit sich in einem Spezialistenzweig ausbilden, für den er sich dann auch die teuren Instrumente oder gar Kliniken leisten kann. Außerdem aber ist er auch in der Lage, als gewöhnlicher praktischer Arzt geduldig die Zeit »abzusitzen«, bis sich Privatpraxis findet.

Die demoralisierende Wirkung der Not kommt beim Arzt zu deutlichem Ausdruck. Die Angst, beim Kassenvorstand in Ungnade zu fallen und auf die Straße zu fliegen oder das Vertrauen der Kassenspatienten zu verlieren, bringt ihn in entwürdigende Abhängigkeit, die ihn die eigene und die Achtung der anderen verlieren läßt. Die Not bringt ihn in Versuchung, seine Einnahmen durch unlautere Mittel zu erhöhen, wie Verschleppung der Behandlung, Verschreiben kostspieliger Heil- und Genußmittel, unerlaubte ärztliche Eingriffe, aufdringliche Reklame, leichtfertige Urteste, Herabsetzung von anderen Ärzten usw.

Während dies die trüben Konsequenzen der Verelendung sind, fehlen auch unter den Inhabern der höher dotierten Posten nicht die Korruptionserrscheinungen, die sich in der großen Welt bei der Unternehmerklasse zeigen. Dort wie hier steht man einen bald heimlichen, bald offenen Kampf der Kapazitäten — einen Kampf teils gegeneinander, teils um die »Absatzmärkte«, das heißt um die Patienten. Die Operationswut vieler Chirurgen ist nicht auf ihren wissenschaftlichen Standpunkt zurückzuführen, sondern auf die Sucht, ihre Einnahmen zu erhöhen. Die enormen und unberechtigten Forderungen vieler Berühmtheiten sind ebensosehr ein Mittel, sich zu bereichern, als auch sich dadurch als Halbgötter zu charakterisieren.

In dem dunklen Drange, gegen die ununterdrückbaren Folgen dieser »Standeskrankheiten« eine symptomatische Palliativkur zu unternehmen, hat der Staat die ärztlichen Ehrengerichte errichtet. Diese, schon vor ihrer Gründung heftig angefeindet, walken ihres Amtes ungekränkt von jeglicher tieferen Rechtselnsicht in säppischer Philistrität. Berühmt sind zum Beispiel die

Verordnungen über die Größe und Zahl der Straßenschilder geworden. Den Auglasfall konnte man damit natürlich nicht reinigen. Auf anderen Wegen suchte der Leipziger Ärzteverband solche Sisyphusarbeit zu bewältigen. Er kopierte eine Methode der Arbeiterklasse, indem er eine Gewerkschaft gründete. Die Ärzewelt sollte an einen Pflug gespannt werden, der proletarische Ochse neben das kapitalistische Pferd. Und dabei mußte eigentlich der Verband doch selbst von seinem Standpunkt aus voraussehen, daß die Proletarier die Monopole niederzureißen trachten würden, welche die Inhaber eifersüchtig festhielten, daß also die Interessenkluft nur tiefer werden würde.

Im Anfang seiner Tätigkeit gelang es dem Verband, die Einnahmen der Kassen- und Schiffsärzte, die bis dahin ausgebeutet worden waren, etwas zu erhöhen. Sobald aber nun die besseren Einkommensverhältnisse im Lande bekannt wurden, setzte sofort eine mächtige Zunahme des Medizinstudiums ein. Der Leipziger Verband merkte bald, wie wohlthätig auf seine Einnahmen die stetig wachsende Mitgliederzahl wirkte. Und nun tat er, um dieses Wachstum noch zu steigern, etwas, was sich im Laufe der Zeit als das größte Unglück des Arztestandes herausgestellt hat: er führte die freie Arztwahl ein, das heißt der Kassenpatient konnte sich unter den Kassenärzten aussuchen, wen er wollte, also auch den jüngsten, ja diesen gerade am liebsten, weil man da nicht zu warten brauchte und »liebervoll« behandelt wurde. Hier bot sich für den ärztlichen Nachwuchs ein erwünschter Weg, schnell in die Praxis zu kommen. Kein Wunder, daß nun das Studium der Medizin in einer Weise wuchs, daß die Warnungen der Ärzte, der Regierungen, der Schuldirektoren nutzlos blieben. Die freie Arztwahl hat am kräftigsten das Arzteproletariat gezüchtet.

Im ganzen betrachtet, steht die Methode des Verbandes auf derselben intellektuellen Höhe wie die Mittelstandsretterei der Wirtschaftlichen Vereinigung oder der Christlichsozialen. Er sieht nicht oder will nicht sehen, daß die Erbübel des Klassenstaats, wie Proletariatismus und Konkurrenzkampf mit allen ihren physischen und moralischen Konsequenzen, nur durch Vernichtung des Klassenstaats selbst zu vernichten sind.

Die Masse der Ärzte fühlt natürlich längst am eigenen Leibe, wie ihr Stand materiell und moralisch stetig herabsinkt. Aber in der erschöpfenden Tagesarbeit aufgehend, durch die humanistische Schule nicht über wirtschaftliche Dinge aufgeklärt, oft auch im Ständesdünkel befangen, sehen sie in den Leiden des ärztlichen Proletariats, in den Privilegien der Halbgötter so etwas wie eine gottgewollte Ordnung oder doch etwas, das sich nicht ändern läßt. Hier und da tauchte zwar der Ruf nach Verstaatlichung auf; er fand aber keinen Anklang. Und mit Recht. So wenig wie die Angestellten der verflochtenen Privatposten nach deren Verstaatlichung sich verbesserten, wohl aber noch unfreier wurden, ebenso schlecht wäre es auch dem Arztestand gegangen, wenn er zum Beamten des kapitalistischen Staates geworden wäre.

Nun kam die Sintflut über den morschen kapitalistischen Staat, und er stürzte zusammen. Es sollen nun allmählich die Ideen des Sozialismus in die Tat umgesetzt werden. Unter diesen steht obenan: Beseitigung der Klassen, also des Proletariats und der Kapitalisten. Verschwindet nun die ärztliche Klassenschichtung automatisch, wenn die Klassen im Gesamtstaat verschwin-

den? Oder ist es denkbar, daß die ärztliche Klassenspaltung auch im sozialistischen Staat weiterbesteht?

Wir können Klarheit über die Zustände der Welt, von der uns noch der Vorhang der Zukunft trennt, nur gewinnen, wenn wir sorgsam den wirtschaftlichen Mechanismus analysieren, der mühsam zu arbeiten anfängt. Nur wenn wir den sozialistischen Staat kennen, können wir beurteilen, welche Rolle in ihm der Arzberuf spielen wird. Zu vermuten ist allerdings von vornherein, daß ein Staat, der das irdische Wohlergehen auf die höchste erreichbare Stufe steigern will, demjenigen Stande eine überragende Wichtigkeit zumessen wird, der die Krankheiten der Bewohner heilen und ganz besonders sie verhüten soll.

In der geometrischen Analyse geht man von der Fiktion aus, man habe die verlangte Figur schon und versucht dann, sich zu ihr hin den Weg zu bahnen. Nehmen wir an, der vollendete Sozialismus sei uns schon gegeben. Dann bietet sich uns folgendes Bild: Der Gesamtheit als der Besitzerin aller Maschinen, Rohstoffe, Transportmittel und allen Bodens stehen auch alle Arbeitskräfte zur Verfügung. Mit Hilfe dieser gleichartig arbeitenden Maschinerie bei größter ökonomischer Ausnutzung des Arbeitsprozesses vermag die Gesamtheit die Ergiebigkeit der Erzeugung so weit zu steigern, daß mehr produziert als verbraucht wird. In diesem höchsten Stadium braucht die Gesellschaft kein Geld mehr, da sie keinen Lieferanten mehr hat, der von ihr zu bezahlen wäre. Die Individuen brauchen ebenfalls kein Geld mehr, weil sie von der Gesellschaft alles erhalten. Mehr als sie selbst verbrauchen können, würden sie nicht fordern, denn sie könnten damit nichts anfangen, weil die anderen auch alles haben. Geld ist also in diesem Stadium ein historischer Begriff. Ein derartig reicher Staat kann so viele Ärzte anstellen, als nötig sind, um die Hygiene auf der Höhe zu halten. Diese Ärzte hätten es sehr leicht in einer Welt, die keine Mietkasernen, Kindersterblichkeit, Prostitution, Unterernährung, mangelhafte Bekleidung und Heizung mehr kennt. Ein übergroßer Andrang zum Studium ist, abgesehen von der Regulierungsinstanz, die wir noch kennenlernen werden, schon deshalb ausgeschlossen, weil dann alle Formen der Befähigung gleichartig sein werden.

Das goldene Zeitalter! werden viele spöttisch sagen. Aber diese Spötter haben zu allen Zeiten ihre ausgefretenen Geleise für den einzigen Weg gehalten. Die Utopie von heute ist bekanntlich die Selbstverständlichkeit von morgen. Auch der Blindeste muß sehen, daß je älter die Menschheit wird, das Tempo aller Veränderungen in steter Beschleunigung wächst, daß heute Jahrzehnte weiter führen als früher Jahrhunderte. Aber obwohl dieses goldene Zeitalter durchaus kein bloßer Traum ist, sondern mit der Sicherheit eines astronomischen Ereignisses bevorsteht, so ist es immerhin ein späteres Stadium, vor dem andere Stadien durchlaufen werden müssen, welche die Klüft von heute bis dorthin überbrücken. Während aber bisher Geschichte nicht bewußt von den Menschen gemacht wurde, sondern die geschichtlichen Ereignisse wie Elementargewalten mit den Menschen spielten, wird die sozialistische Ordnung der Zukunft von menschlicher Intelligenz bewußt aufgebaut, und zwar nicht als Phantastieprodukt, sondern als natürlicher Ausläufer der kapitalistischen Wirtschaftsform. Weil nun dieser Aufbau bewußt geschieht, hat die Menschheit auch mehr als bisher das Tempo in der Hand, mit dem sie von einem Zwischenstadium zum nächsten übergehen kann, während zum

Beispiel noch der Übergang von der Feudalzeit zum Kapitalismus gewissermaßen als Naturerscheinung erfolgte. Infolge dieses bewußten Aufbaus ist es wahrscheinlich, daß die einzelnen Zwischenstadien viel schneller werden durchlaufen werden, als wie die Menschheit bisher gewöhnt war, wirtschaftliche Epochen ablaufen zu sehen.

Der Verlauf, den die Dinge in Deutschland nehmen werden, ist in zwei Formen möglich. Erstens nämlich kann es sein, daß Deutschland auf lange Zeit der einzige werdende sozialistische Staat bleibt; denn Rußland ist kein solcher Staat, sondern dessen Karikatur. Grunderfordernis eines sozialistischen Staates ist, wie wir gesehen haben, die Beseitigung jeder wirtschaftlichen Not. Diese Beseitigung ist aber nur möglich, wenn der Staat für alle Bewohner genügend Werte schaffen oder doch wenigstens von irgendwoher beschaffen kann. Ein Staat jedoch mit einer Minusproduktion kann nur dem einen entziehen oder verkürzen, was er dem anderen gibt. So erreicht Rußland nur eine Verschiebung der notleidenden Kreise. Erst wenn die Produktion so weit gestiegen ist, daß die Gesamtheit alle Schichten versorgen kann, also auch die noch nicht Arbeitsfähigen, die nicht mehr Arbeitsfähigen und die temporär Arbeitsunfähigen, erst dann darf sie jede gewinnbringende Privatfähigkeit aufheben.

Sehen wir also den Fall, daß Deutschland auf lange Zeit der einzige sozialistische Staat bleibt. Dann ist es von kapitalistischen Staaten umgeben, noch dazu Gläubigerstaaten. Deutschland ist demnach gezwungen, zunächst seine Schulden abzutragen, ehe es daran denken kann, eine Überschußproduktion zu gewinnen. Gelingt es beim Friedensschluß, die Schuldenabtragung auf lange Zeit zu verteilen, so kann erstens ein Teil der produzierten Werte zur Intensivierung weiterer Produktion anstatt zur Schuldentilgung verwendet werden, zweitens ist dann die Hoffnung gegeben, daß inzwischen auch die Gläubigerstaaten sozialistisch werden und damit ihre Gläubigereigenschaft verlieren. Solange aber die Gläubigerstaaten noch bestehen, ist eine Vergesellschaftung aller Produktionsmittel nicht möglich, sondern nur derjenigen Mittel, die der Staat durch eine Ablösung bekommen kann, deren Gesamtbetrag weder die Schuldentilgung noch die notwendigen Staatsleistungen beeinträchtigen darf. Da er also die vergesellschafteten Betriebe nicht zu dem sozialistischen Zwecke ausnützen kann, der Gesamtheit deren Erträgnisse zukommen zu lassen, er vielmehr den größten Teil der Erträgnisse thesaurieren muß, bis die nächste Schuldrate getilgt werden kann, so bedeutet in diesem ersten Stadium die Vergesellschaftung der Produktionsmittel nicht den Sozialismus, sondern noch immer den Kapitalismus — betrieben noch von vielen Privatproduzenten und daneben in stets wachsendem Umfang vom Staate, also sogenannter Staatssozialismus. Natürlich ist dieser Staat nicht im entferntesten in der Lage, den Ärzteberuf völlig zu verstaatlichen. Vielmehr bleiben in diesem Stadium die bisherigen Gesellschaftsklassen notgedrungen noch bestehen.

Läßt die Sozialisierung der Gläubigerstaaten auf sich warten, so bleibt Deutschland nichts übrig, als seine Schuld abzutragen, zu der inzwischen noch neue Schuldposten kommen müssen, weil es genötigt ist, Produktionsmittel vom Ausland zu kaufen. Ist aber endlich die Schuld abgetragen, so muß der Kauf vom Ausland doch noch so lange fortgesetzt werden, bis die nach beendeter Schuldenabtragung einsehende Produktionssteigerung den Staat

befähigt, die bis dahin auf Kosten der Inlandsleistungen geschehenen Auslandsseinkäufe von jetzt an mit dem Überschuß der eigenen Produktion zu bezahlen.

Die zweite Form, in welcher die Dinge in Deutschland ihren Verlauf nehmen können, würde eintreten, wenn schon in naher Zeit die Sozialisierung anderer Länder vor sich gehen würde. Es kommt in diesem Falle darauf an, welche Länder dann noch kapitalistisch bleiben. Am schnellsten würden die Zwischenstadien durchlaufen werden, wenn die Sozialisierung überall gleichzeitig eintreten würde. Dann wäre der ganze Planet ein einheitliches Wirtschaftssystem, alle irdischen Produktionsmittel in den Händen der Gesamtmenschheit, alle Menschen vereinigte Produzenten zu gemeinsamem Verbrauch. Bei der ungeheuren und sich stetig steigenden Werbekraft des Sozialismus ist die Möglichkeit einer explosions Sozialisierung nicht ganz ausgeschlossen; bleibt aber zum Beispiel Amerika kapitalistisch, während die europäischen Staaten schon sozialistisch sind, so wären diese Staaten fast alle als Schuldnerstaaten Amerika tributpflichtig. Da sie durch Einstellung ihrer Zahlungen gewaltsame Eingriffe von seitens Amerikas befürchten müßten, solche aber wohl als kluge Volkswirte und als Sozialisten würden vermeiden wollen, so bliebe ihnen nichts anderes übrig, als ihre Schulden abzuführen schon deswegen, weil wohl alle auf Rohstoffe aus Amerika angewiesen sein würden. Alle diese Staaten müßten also Staatssozialismus betreiben, bis ihre Schulden abbezahlt sind.

Man sieht, daß die Form der sozialistischen Entwicklung in Deutschland von der politischen Geschichte der anderen Staaten abhängt. Ferner sieht man, daß die Staaten erst dann wirklich sozialistisch werden können, wenn eine Überschußproduktion erreicht ist. Erst dann ist der Zeitpunkt zu bestimmen, zu welchem eine Verstaatlichung der Ärzte vorgenommen werden kann. Steht nämlich einmal der Verlauf der Entwicklung fest, so läßt sich dieser Zeitpunkt rechnerisch genau ermitteln. Zu diesem Zwecke ist festzustellen 1. die Summe, welche der Staat für die Verstaatlichung der Ärzte auswerfen kann; 2. die Minimalzahl der Ärzte, welche hinreicht, die Bevölkerung zu versorgen; 3. das Minimaleinkommen, das zurzeit eine gesicherte Lebensführung ermöglicht. Nimmt man das Minimaleinkommen zum Beispiel mit 10 000 Mark an, ist ein Arzt auf 1000 Seelen oder 60 000 Ärzte für Deutschland zur ärztlichen Versorgung nötig, so kann die Verstaatlichung in dem Augenblick eingeführt werden, wo dem Staate 600 Millionen für die Ärzte zur Verfügung stehen.

Damit alle vorhandenen Ärzte angestellt werden können, ist eine Regulierungsinstanz notwendig, wie sie im sozialistischen Staate vielfach gebraucht werden wird — zu dem Zwecke, die bisher anarchische Produktion von Arbeitskräften in einer den Bedürfnissen des Staates angepaßten Stärke zu regeln. Bei den Ärzten muß diese Instanz an der Schwelle zum Studium einsehen, nämlich bei der Einschreibung in die medizinischen Fakultäten der Universitäten.

In dem Maße, wie der Staat reicher wird, kann und muß er die Zahl der Ärzte stetig vermehren, um die allgemeine Gesundheit und die »erbliche Entlastung« im Sinne Hirths möglichst zu fördern. Er muß dahin gelangen, daß die Klientel des einzelnen Arztes so klein wird, daß er die biologischen Verhältnisse jedes Individuums kennt, es sozusagen als Hausarzt, als ärzt-

licher Ratgeber durch das Leben begleitet. Eine unerläßliche Vorbedingung für einen so veredelten Arztstand ist es, daß, solange das Geld noch als Tauschmittel funktioniert, der Arzt außer seinem staatlichen Gehalt keinen Pfennig von irgend jemandem privatim annimmt. Der Stand muß wie der richterliche in einer privaten Bezahlung eine Entwürdigung sehen. Er darf kein Interesse an dem Bestehen von Krankheiten haben, sondern nur an deren Verhütung, am meisten an deren Verschwinden. Sein Ideal muß sein, überflüssig zu werden.

In dem geschilderten Bilde ist ungefähr der praktische Arzt der größeren Städte im sozialistischen Staat gezeichnet. Wie ist die Versorgung des Landes zu denken? Obwohl dies eine interne Frage der Organisation ist, die genau nur zur gehörigen Zeit und unter Zugrundelegung der jeweilig herrschenden Zustände gelöst werden kann, so läßt sich doch einiges darüber schon heute sagen. Der sozialistische Staat wird ganz im allgemeinen das Problem lösen müssen, den geeigneten Mann an den geeigneten Ort zu stellen, aber die Lösung wird nicht schwierig sein. Prinzipiell wird der Staat das Recht haben, dem einzelnen seinen Platz anzuweisen, doch wird er dabei Härten vermeiden können. So kann er zum Beispiel dem Landarzt ein Auto anweisen, ihm eine passende Wohnung umsonst zur Verfügung stellen, er kann bei Todesfällen Landärzte in die Städte nachrücken lassen usw. Aber hauptsächlich muß man daran denken, daß die Wirkungen eines vervollkommeneten Kommunikationssystems (Schnellbahnen, Luftschiffdienst) bald den Unterschied von Stadt und Land mehr und mehr verwischen werden. Zudem bringt die allseitig gehobene Erziehung auch auf dem Lande ein höheres geistiges Leben hervor, das sich dann wieder sein passendes Milieu schafft.

Wichtig und interessant ist die Entwicklung, die das Spezialistentum im sozialistischen Staat nehmen kann. In der ersten Zeit der Sozialisierung wird wohl das heutige Bild erhalten bleiben, daß auf eine mehr oder minder große Zahl allgemeiner Ärzte ein Spezialist jeder Gattung kommt. Wenn aber das Aufhören der Konkurrenz unter den Spezialisten diesen den großen Vorteil ersichtlich machen wird, den jeder einzelne und ebenso auch die Kranken haben werden, wenn die Spezialisten eines Bezirks sich vereinigen, so werden sie zur Bildung spezialistischer Zentralen schreiten. Eine solche kann sich das modernste und teuerste Instrumentarium leisten; ihre Ärzte können sich in Praktiker und Forscher gliedern, die sich wechselweise fördern. Sie können mit den Universitäten in Verbindung treten als Unterrichtsstätte für Studierende und dadurch der Überfüllung der Kliniken abhelfen. Heute würde ein solches Verfahren auf den erbitterten Widerspruch der Universitätslehrer stoßen, da diesen dadurch die Einnahmen geschmälert würden. Ferner könnten in bestimmten größeren Bezirken hygienische Institute gebildet und diese ebenfalls in Konnex mit der Universität wie der Regierung treten. Überhaupt ergäbe sich aus dem innigen und nicht mehr auf Erwerb gerichteten Zusammenarbeiten von Praktiker, Forscher, Lehrer und Regierung eine Wirkungskraft der ärztlichen Gesamtkation, die den heutigen Verhältnissen völlig fremd ist und die menschliche Lebensdauer wahrscheinlich wesentlich verlängern würde. Ein neuer höherer Abschnitt im Stufengang der Menschheitsentwicklung wäre erreicht.

## Wege ins neue Deutschland.<sup>1</sup>

Von Dr. E. Hurwicz (Berlin).

Ein Stück unmittelbar erlebter und in die Gegenwart hineinführender politischer Geistesgeschichte Deutschlands liegt in diesem Buche vor uns. Alle die Probleme, die im Vordergrund des öffentlichen Interesses standen, ziehen hier an uns vorüber, und wir können in dieser rückschauenden Betrachtung sie nunmehr mit größtmöglicher Objektivität und Grundsätzlichkeit beurteilen. Dazu fordert auch die eigene, stets dem Prinzipiellen inmitten alles Konkreten zustrebende Art Grabowskys auf. Aber freilich der Satz: »L'art est difficile, la critique est aisée« gilt hier doppelt; denn zwischen die Abfassung des Buches (im Juni 1918) und sein Erscheinen (im November 1918) fielen jene unwälzenden Ereignisse, die von keinem noch so kritisch denkenden deutschen Politiker vorausgesehen wurden und die dennoch heute unser Urteil, zumindest in seiner Stabilität, unwillkürlich beeinflussen. Habent sua fata libelli.

Ausgezeichnet und mit großer Präzision kennzeichnet Grabowsky im »Vorwort und Bekenntnis« seine eigene prinzipielle politische Stellung: »Schon aus dem Grunde, daß das praktische Parteileben die staatsmännischen Überzeugungen auf die Dauer verfälschen muß, ist der unabhängige Publizist genötigt, sich auf einen freien Boden, frei von jeder Bindung durch eine Partei, zu stellen.« Hier wurzelt in der Tat die Eigenart der politischen Auffassung und ganzen Stellung Grabowskys, die sich unter dem Namen des »Freikonservatismus« verbirgt, dessen hervorragendster Vertreter er ist. Jede staatsmännische Aktion — so kennzeichnet er noch weiter seinen Standpunkt — muß stets alle drei Komponenten: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft berücksichtigen. Daraus ergibt sich insbesondere seine Stellung zu den Deutschkonservativen. Diese verstellen sich — weil sie gänzlich auf die Vergangenheit eingestellt sind — auf einen »Pseudokonservatismus«. »Trotz allen Ansähen ist es bisher noch nicht gelungen, in Preußen und Deutschland eine konservative Partei zu schaffen, die auch nur halbwegs den elementarsten Anforderungen eines heftigen Kulturmenschen genügt. Der Konservatismus eines Oldenburg, eines Grafen Westarp und eines Seydebrand, deren Geist doch unsere konservativen Parteien durchaus beherrscht, ist etwas so Antediluviales, daß man in einem anderen Staatswesen der Welt vergeblich nach einem Gegenstück suchen würde.« Dieser Konservatismus ist obendrein noch durch die enge Koalition, ja Identifikation mit dem »Bund der Landwirte« schwer kompromittiert; dadurch macht er die Politik der Grundbesitzer und Überzeugungen zu einer Interessenpolitik unter ganz einseitiger sozialökonomischer Stellungnahme. Hingegen ist »der echte Konservatismus in jeder Beziehung organisch und gerade in der, daß er a l l e E r w e r b s t ä n d e für gleich wichtig ansieht, daß er das staatliche und gesellschaftliche Gefüge sich gleichmäßig aufbauen läßt auf allen Berufen«.

Ebenso charakteristisch ist sein Verhältnis zur Sozialdemokratie. Diese bejaht er aus vielerlei Gründen: weil er schon vor dem Krieg ihre angebliche Reichs- und Vaterlandsfeindlichkeit verneint und das Verhalten der großen Mehrheit der Sozialdemokratie während des Krieges ihm auch recht gab; weil die Sozialdemokratie in ihm eine Heranziehung großer Volksmassen zur positiven Mitarbeit am Staate bedeutet, diese »positive Erziehung« für ihn aber das oberste Postulat aller Politik ist. In dieser Beziehung ist besonders seine Analyse der Bismarckschen inneren Politik ganz ausgezeichnet. Er trifft den innersten Kern derselben, wenn er meint, daß Bismarck »die Methoden der Diplomatie auf die Innenpolitik übertragen hat«, namentlich das Prinzip des Divide et impera auf die politischen Parteien. Von hier aus erblickt er besonders in den Kampfmethoden Bismarcks gegen die Sozialdemokratie geradezu den »Zusammenbruch eines Systems«. Es ist

<sup>1</sup> Das neue Reich, Perthes' Schriften zum Weltkrieg. Neue Folge, 3. Heft: Dr. Adolf Grabowsky, Wege ins neue Deutschland. Göttingen, Fr. A. Perthes A.-G.

überhaupt erquickend zu lesen, wie er, ohne sich durch die übliche Kritiklosigkeit gegenüber Bismarck blenden zu lassen, doch sehr wohl zwischen dem Genialen und dem Schwachen, Verfehlten bei ihm zu unterscheiden weiß. Dieselbe kritische Freiheit bewahrt er sich auch gegenüber der Sozialdemokratie: »Groß war«, meint er, »in ihr die Disziplin, klein die Freiheit; groß die Organisation, klein der feurige Geist. Und so hat denn Bernhard Shaw nicht mit Unrecht von ihr gesagt, sie sei das Preußentum mit negativem Vorzeichen.«

Das Groß des Buches steht indessen vor allem im Banne des Weltkriegs und seiner großen Probleme: Weltpolitisches Denken, Imperialismus und Militarismus, das Verhältnis von Staatsräson und Ethik — das sind die Gedankengänge, die es wie ein roter Faden durchziehen und denen nachzugehen auch für den Kritiker von großem Reiz ist. Was vor allem den Militarismus anbetrifft, so stellt Grabowski schon in dem wie gesagt vor dem Zusammenbruch geschriebenen »Vorwort und Bekenntnis« es geradezu als seine Aufgabe hin, das »militärische Denken« zu bekämpfen. Es ist scharf zwischen dem Militärischen und dem Politischen zu unterscheiden. Aber zu dieser Teilung der Gewalten ist eine äußere Grenzziehung unzureichend: »Es ist notwendig, daß der Glaube, das militärische Element sei dem politischen, ja überhaupt dem bürgerlichen überlegen, aus den deutschen Köpfen verschwindet.« In der Verwischung dieser Grenzen erblickt er denn auch in der »Nachträglichen Bemerkung« den Hauptgrund des Zusammenbruchs, der »nicht den Zusammenbruch der deutschen Kraft, sondern des preußischen Militarismus bedeutet«, und diese Stellungnahme führt ihn zu wiederholten Kämpfen gegen das Alldeutschtum. Desgleichen ist sein Verhältnis zum Imperialismus. Er bekennt sich rückhaltlos und wiederholt zu diesem, der ihm in dem inneren Expansionsbedürfnis des deutschen Volkes begründet erscheint. Zum Imperialismus gehört freilich ein kraftvolles Heer. Aber er will auch hier unterscheiden: die militärischen Erfolge sind nutzlos, wenn sie nicht politisch ausgenutzt werden (besonders in den obersten Gebieten durch Gewährung politischer und staatsbürgerlicher Freiheit an die Bevölkerung). Er will zwischen »Kraft« und »Gewalt« unterscheiden. Wie unsicher indes diese Unterscheidung ist, ersieht man aus seiner Stellungnahme zur Verletzung der belgischen Neutralität. Er bezeichnet (in einem »Weltmacht« überschriebenen Aufsatz vom 28. Oktober 1914) die bekannten Worte Bethmann Hollwegs als »schweren Fehler« und sieht nicht nur die zumindest striffige Natur des völkerrechtlichen Notwehrbegriffs nicht (der einzige deutsche Publizist, der darauf aufmerksam macht, ist meines Wissens Hans Wehberg gewesen, der auch aus der Redaktion der »Zeitschrift für Völkerrecht« ausscheiden mußte), sondern auch, daß diese Verletzung der althergebrachten und der natürlichen Stellung Englands im Staatenystem adäquaten englischen politischen Maßnahme von der Erhaltung des militärischen Gleichgewichtes auf dem Kontinent zuwiderlaufen und daher den Eintritt Englands in den Krieg zur notwendigen Folge haben mußte, kurz vielleicht der schwerste politische Fehler des Krieges war. Ferner unterschätzt er — offenbar unter dem Einfluß Kjellens — auch die Kraft wie die Qualität des englischen Imperialismus, den er als »niedern« bezeichnet. Gewiß setzte sich dieser Imperialismus zu wiederholten Malen in niederer Art in Szene; gewiß ermangelt das englische Mutterland der wirtschaftlichen »Aufarchie«. Aber nach der gewaltsamen Eroberung hat es England, wie zum Beispiel das Verfahren mit den Buren zeigt, durchaus verstanden, durch kluge politische Maßnahmen sich das neue Gebiet als autonomes Staatsglied zu verbinden; und trotz der weisäufigen geographischen Disloziertheit haben doch die Dominions, wie wiederum der Weltkrieg zeigt, freu zu England gehalten, und der englische Publizist G. C. Beer erblickt nicht mit Unrecht im britischen Reiche a supernatural world-state (»Nationalism« in »The political Quarterly«, London, Oktober 1916), gewissermaßen ein Prototyp, ein großes und wohlgelungenes Teilerperiment eines Welt- und Völkerbundes der Zukunft.

Das gleiche ist auch betreffend das Verhältnis von »Privat- und Staatsmoral der Fall. Wohl hat Grabowsky durchaus recht, daß man die Grundsätze der ersteren nicht ohne weiteres auf die zweite übertragen kann. Man kann sich wohl nicht durch ängstliche und kleinliche moralische Bedenken bei Staatsaktionen leiten lassen. Aber diese Unterscheidung bis zur Rechtfertigung eines Angriffskriegs zu treiben, erscheint uns äußerst bedenklich. Im übrigen will auch Grabowsky zum Beispiel durch die Abschaffung der geheimen Diplomatie und des internationalen Spitzelwesens in dem Verhältnis der Staaten zueinander eine moralisch reine Luft schaffen und prägt bei dieser Gelegenheit die glückliche Formel: man müsse die Staatsmoral in die möglichste »Nähe« der Privatmoral — das heißt aber der überlieferten Moral überhaupt — zu bringen suchen.

Der unzer trennliche, organische Zusammenhang der Innen- und Außenpolitik bildet das Leitmotiv der politischen Anschauung Grabowskys, und er versteht es, ihn höchst wirksam in mannigfaltigen Bezügen durchzuführen und zu beleuchten. Seine damit zusammenhängende treffende Kennzeichnung der Bismarckschen Methode als Übertragung der diplomatischen Kunst auf die Innenpolitik ist bereits oben erwähnt worden. Der gleiche tief gesehene und psychologisch wohl kaum bestreitbare Zusammenhang enthält sich ihm als der Grund des Zusammenbruchs Deutschlands im Weltkrieg: »Wir verbanden Zurückstößungspolitik im Innern mit Zurückstößungspolitik nach außen — so wie im Innern die breiten Volksmassen durch eine einseitige Kaste und veraltete Methoden dem Staate ferngehalten wurden, so im Äußern die anderen Staaten und Völker dem deutschen Staate: hier wie dort eine Auskreisung. Eine Inkonssequenz gegenüber diesem steten Festhalten an dem Zusammenhang innerer und äußerer Politik ist es aber, wenn Grabowsky den Grundgedanken von Hugo Preuß ablehnt, der Mangel an politischer Freiheit habe Deutschland in der Welt geschadet — ein Gedanke, in dem jener Zusammenhang offenbar die prägnanteste Form findet. Seine Berufung auf das freie Reichstagswahlrecht ist hier durchaus nicht beweiskräftig; es handelt sich um Regierungsmethoden, und er selbst hat ja über die militärische und Junkerregierung wiederholt Klagen erhoben.

Zu weitgehend und verallgemeinert erscheint uns endlich die scharfe Lösung, die Grabowsky dem internen Verhältnis der Innen- und Außenpolitik gibt: jene habe sich stets dieser unterzuordnen. Diese als permanent hingestellte politische Maxime widerspricht doch jenem Kampfe gegen den politischen Doktrinarismus und für die Freiheit in der Lösung der praktisch-politischen Fragen, zu dessen Träger Grabowsky sonst sich selbst mit Recht zählt. Für einen Staat zum Beispiel wie Italien, wo eine Fülle innerpolitischer Aufgaben noch der Lösung harren, wo die allernotwendigsten Gegenstände an Teuerung, die Bevölkerung unter Steuern, Pellagra, Kriminalität leidet, trifft jene Maxime nicht nur nicht zu, sondern gerade das Gegenteil ist richtig. Italienische Politiker selbst, wie Pacini, der sagte, daß »das politische Italien das landwirtschaftliche ruiniert hat«, oder wie Garofalo, haben stets gegen die italienische Großmannsucht gekämpft. Und für Rußland selbst sowohl wie für die ganze Welt wäre es von höchst heilsamer Wirkung, wenn es, statt die zahllosen innerpolitischen Aufgaben immer wieder aufschiebend, sich auf außenpolitische Abenteuer einzulassen, seine aktive Außenpolitik überhaupt auf das Minimum reduziert hätte, wie gleichfalls weitblickende russische Politiker (Witte vor allen) eingesehen hatten.

Aber wenn wir diese Einwände erheben, so müssen wir doch zugleich zugeben, daß sie den Anregungen des Buches selbst entspringen und der Art des Verfassers, die konkreten politischen Fragen auf prinzipielle zurückzuführen, die es nicht nur zu einem Dokument der politischen Kriegsgeschichte, sondern auch zum Instrument der Schulung politischen Denkens machen.

## Literarische Rundschau.

Johann Ferch, *Der Herr Bürgermeister*. Roman. 303 Seiten. Leipzig, Dr. E. Rabinowitj. Preis broschiert 6 Mark, gebunden 8 Mark.

Lokalgefärbte Romane erwecken immer ein gewisses Interesse, so auch dieser Wiener Roman. Was ihn aber besonders auszeichnet, ist seine geschichtliche Einkleidung, die in der Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einsetzt und mit dem Ende des ersten Jahrzehnts des gegenwärtigen Säkulums abschließt. Geschildert wird in diesem Roman das zusammenbrechende Phäakentum der Donaufstadt: jene erbitterten Parteikämpfe, die sich aufs engste mit dem Namen Karl Lueger verknüpfen. Die sterbende Handwerksmeister selbständigkeit muß der modernen Industrie weichen; der wachsende Kapitalismus erdrückt die gespreizte Kleinbürgerbehaglichkeit; das Fremdvölkische geht dem Deutschtum zu Leibe. Das alte Wien sprengt seinen Stadtgürtel, dehnt sich, weitet sich, modernisiert sich, proletarisiert sich, wird Weltstadt. Der von dem anstürmenden Neuen aufgeschreckte Bürger will sich nicht in die veränderte Zeit finden. Er sucht den Feind nicht im eigenen starren Festhalten am Alten, sondern in den hochkommenden Tschechen, in den reichwerdenden Juden, in den ihn wirtschaftlich bedrängenden Ungarn. Der Wiener Kleinbürger sammelt sich um die Fahne seines Bürgermeisters Karl Lueger: der Klerikalismus erstarkt, der Antisemitismus breitet sich aus, wo er irgend kann, sucht für sich und seine Angehörigen ein Amt zu erhaschen. Aber nichts hilft. Auch Wien muß sich den Entwicklungsgesetzen der Zeit anpassen: das Kleinbürgertum geht zugrunde, Luegers Stern verblaßt, den anmarschierenden politisch und gewerkschaftlich organisierten Arbeiterscharen gehört die Zukunft der Donaufstadt.

Dieses geschichtliche Werden und Sicherfallen ist von Ferch mit einer ihm nicht abzusprechenden Geschicklichkeit gemeistert worden. Die beiden Hauptgruppen des Romans, die an Luegers Politik zugrunde gehende Riemermeistersfamilie Gerstner und die an derselben Politik hochkommende Familie des tschechischen Schneidermeisters Haverdal, sind sympathisch und lebenswahr in allen ihren Einzelfiguren gezeichnet. Auch das Flakerehepaar Bäumlner und der etwas verschwommen politisierende Kaufmann Rzechak können als unverfälschte Wiener Typen gelten. Für die liebevolle Auspinselung kleiner, anmutig gestellter Szenen reicht die dichterische Kraft des Autors. Nicht aber für Größeres. Die Massenbilder, Versammlungsdarstellung usw. versagen. Vor allem aber versagt der Hauptheld, der Bürgermeister Karl Lueger. Die Kapitel, die seinen Werdegang zeigen, sind zu rhetorisch gehalten, zu breit ausgesponnen. Es wäre vielleicht angebrachter gewesen, den zäh und planmäßig sich zum Gewaltherrn von Wien aufreckenden Bürgermeister mit weniger offenem Visier auftreten zu lassen und dadurch der Phantasie einen breiteren Spielraum zu gewähren. Doch das mag Sache des Taktés und der Anschauung sein. Dieser Bürgermeister und seine akademischen Freunde wirken konstruiert und lassen kalt. Sie sind nicht mit eigenen Augen geschaut wie die anderen Typen des Buches, über die in einem reichen Maße Heimatliebe und Freude am Wienerium ausgegossen sind.

Johann Ferch, dessen überaus fruchtbare Feder in wenigen Jahren eine stattliche Anzahl umfangreicher Werke veröffentlicht hat (in Deutschland ist wohl am bekanntesten geworden sein im Verlag der Buchhandlung Vorwärts, Berlin erschienener Roman »Mutter«), hat in dem vorliegenden Buche ein beachtenswertes Zeitgemälde der Lueger-Jahre Wiens geschaffen; so liegt der Hauptwert seines neuen Werkes in erster Linie im Geschichtlichen; literarisch ist allerlei auszusetzen; Aufbau und Durchführung könnten vor allem sorgfältiger gearbeitet, knapper gehalten, künstlerisch vertiefter modelliert sein.

E. L.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 14

Ausgegeben am 4. Juli 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Friedensschluß.

Von Heinrich Cunow.

Die Würfel sind gefallen. Nach einer Woche stürmischer innerfraktioneller Kämpfe, dem Rücktritt des Kabinetts Scheidemann und seiner Ersetzung durch das Zweiparteienministerium Bauer-Erzberger hat am 22. Juni die deutsche Nationalversammlung zu Weimar das Friedensedikt der Entente mit 237 gegen 138 Stimmen bei 5 Stimmenthaltungen angenommen. Damit war die bange Frage der Annahme oder Ablehnung des Gewaltfriedens entschieden, denn die hinzugefügten Vorbehalte hatten — darüber konnte sich kein Realpolitiker im Zweifel sein — nur dekorativen Wert. Für jeden, der die Absichten und Ziele der Ententegrößen kennt, war von vornherein klar, daß sie, nachdem die Nationalversammlung eine so ansehnliche Stimmenmehrheit für die Unterzeichnung aufgebracht hatte, alle Vorbehalte brutal zurückweisen würde — in der sicheren Annahme, daß, wenn die Nationalversammlung so weit gegangen sei, sie auch schließlich die letzten schweren Schritte tun werde.

Nichts wäre ungerechter, als gegen jene, die den Friedensbedingungen zugestimmt haben, jetzt den Vorwurf zu erheben, sich ihr Votum und dessen Folgen nicht hinreichend überlegt zu haben. Viele haben tagelang mit sich selbst gerungen im harten Kampfe zwischen Empörung und Überlegung, Vaterlandsgefühl und Verantwortungsbedenken, ehe sie ihre Stimme abgaben. Leichtsinzig, ohne langen Widerstreit mit sich selbst dürfte niemand abgestimmt haben. Dennoch untersteht auch diese Abstimmung, wie alle Akte des politisch-parlamentarischen Lebens, der öffentlichen Kritik, und mir erscheint, wie ich offen bekenne, die Zustimmung zu dem Friedensdiktat als verfehlt — verfehlt namentlich angesichts der sich im Schoße der Entente regenden Gegensätze und der Lockerung fast aller sie zusammenhaltenden Bande. Die Opposition mächtiger amerikanischer Wirtschaftsgruppen, vornehmlich der Hochfinanz, gegen die Wilsonsche Politik ist in den letzten Wochen stetig gewachsen. Immer deutlicher tritt die geschäftliche Rivalität dieser Gruppen gegen die englische Konkurrenz hervor. Die Kriegsmüdigkeit in Amerika, England und Frankreich nimmt ständig zu, die Truppenmeutereien in den englischen und französischen Kriegslagern mehren sich; ebenso die großen Streiks. Italien wendet sich von der französischen und englischen egoistischen Machtpolitik ab; das Kabinett Orlando stürzt. Alles Symptome einer mit Riesenschritten vorwärts schreitenden Zersetzung der Entente. Sicherlich, die Ablehnung der Friedensbedingungen würde die drei Großmächte Amerika, England und Frankreich zunächst zu dem Versuch bewogen haben, die Unterschrift zu erzwingen, voraussichtlich durch die Erneuerung der Blockade und die Besetzung rechtsrheinischer Gebiete sowie durch den Einmarsch polnischer Truppenteile im

Osten. Über das physisch und geistig erschöpfte, demoralisierte deutsche Volk wäre eine neue harte Prüfungszeit hereingebrochen. Aber auf wie lange? Die innere Zersetzung der Entente wäre durch solche Gewaltmaßnahmen schnell gefördert, der Widerstand politisch einflussreicher amerikanischer Volkskreise gegen Wilsons Regierung gesteigert worden. Ein Ergebnis, das um so höher zu bewerten ist, als hauptsächlich Amerika die Nachlieferungsmittel für die einmarschierenden Truppen und die neubesetzten deutschen Gebiete hätte liefern müssen und als ferner das von den amerikanischen Iren geforderte Selbstbestimmungsrecht für Irland in der Union immer mehr Unterstützung findet.

Die Folge der Nichtunterzeichnung wäre also wohl zunächst eine Verstärkung des Druckes gewesen — aber mit der ziemlich sicheren Aussicht, daß die Gegensätze zwischen den Ententestaaten sich bald noch weit mehr zugespitzt und sie sich zu noch weit beträchtlicherer Reduktion ihrer Friedensbedingungen verstanden hätten. Durch die Annahme des Friedensdiktats ist zwar der Einmarsch fremder Bataillone im Westen verhütet — ob auch im Osten der Ausbruch neuer Kämpfe vermieden wird, ist noch eine große Frage —, die neue Hungerblockade abgewehrt, aber dieser augenblickliche Vorteil ist erkauft mit der Auslieferung weiter östlicher Gebietsteile an Polen, mit einer fortgesetzten Ödärung in den Ostprovinzen, dem Verlust der bisherigen Lebensmittelfuhr aus dem Osten nach Mitteldeutschland, mit der wirtschaftlichen Versklavung des deutschen Volkes und der Aufrichtung einer fremden Finanzherrschaft — die — das wird noch immer in den Arbeiterkreisen zu wenig begriffen — alle Aufwendung größerer Mittel für Sozialisierung- und Kulturzwecke unmöglich macht und mit innerer Notwendigkeit dahin treibt, daß alle Verstaatlichungen, Monopolisierungen, Kommunalisierungen in einen ausgeprägten Staats- und Kommunalisimus ausmünden.

Zur Begründung der Zustimmung zu dem Versailler Friedensedikt wird meist, wenigstens in unserer Partei, ausgeführt, die Nichtunterzeichnung würde in den deutschen Großstädten, in denen »Unabhängige« und Sparkassisten eine größere Anhängerschaft besitzen, neue Putsch- und Ruhestörungen zur Folge gehabt haben. Daß für diese Annahme die Wahrscheinlichkeit spricht, muß zugegeben werden; aber bietet denn die Unterzeichnung irgendwelche Garantie dafür, daß die Masse nicht doch, sobald sie erst die brutale Härte der Friedensbedingungen und der Arbeitsfront, in die diese Bedingungen sie zwingen, erkennen lernt — heute kennt sie diese noch nicht —, zu gewaltsamer Auflehnung greift? Der Unterschied wird voraussichtlich dann nur sein, daß die Regierung den Kampf nach zwei Fronten zu führen haben wird, nach links und zugleich nach rechts gegen eine erstarkende Reaktion, die sich darauf berufen kann, daß sie gegen die das deutsche Volk versklavenden Bedingungen gestimmt hat. Zudem aber zeugt es meiner Ansicht nach von einer Verkennung der Stimmung im Osten, wenn man annimmt, die dortige Bevölkerung werde sich ruhig von Deutschland abtrennen lassen und nicht den Versuch machen, sich der polnischen Herrschaft zu widersetzen.

Mancher tröstet sich zwar mit der Hoffnung, die harten Friedensbedingungen würden wahrscheinlich gar nicht zur Ausführung kommen; denn sie

jeien beim besten Willen nicht zu erfüllen, und wenn man erst auf Seite der Ententemächte einsehe, daß sie Unmögliches fordern, würde man schließlich doch manche Forderung fallen lassen. Derselbe naive Optimismus, mit dem man noch im vorigen Jahre verkündete, wenn erst der Militarismus in Deutschland beseitigt sei und Wilhelm II. abgedankt habe, würden die westlichen Demokratien gar bald mit uns einen billigen Frieden schließen. Derselbe naive Optimismus, mit dem man sich dann vertrauensselig auf die sogenannten vierzehn Punkte Wilsons verließ und mit dem noch im Januar hervorragende Politiker der »Unabhängigen« behaupteten, den harten Waffenstillstandsbedingungen würden, wenn sie von Deutschland eingehalten würden, um so mildere Friedensbedingungen folgen. Nichts als Illusionen. Gewiß, wo nichts ist, kann man nichts holen, und soweit die Friedensbedingungen durchaus unerfüllbar sind, werden die Ententestaaten auf ihre Erfüllung verzichten müssen; aber vorher werden sie, pochend wie Shylock auf seinen Schein, mit allen Mitteln des rücksichtslosesten Druckes und Zwanges versuchen, ihre »berechtigten«, von Deutschland selbst anerkannten und feierlich unterschriebenen Forderungen durchzusetzen — und sie werden bei diesem Versuch in ihren eigenen Ländern kaum auf nennenswerten Widerstand stoßen, höchstens auf die Empfehlung einiger wohlmeinender Ideologen, ihre Forderungen, falls es nicht anders ginge, zeitweilig zu prolongieren.

Von anderen Seiten wird die Unterzeichnung der Friedensbedingungen damit begründet, daß der Vertrag doch nicht zur Durchführung gelangen werde, da ihn sicher die bevorstehende Weltrevolution umstoßen werde. Eine andere Illusion; denn man versteht unter »Weltrevolution« nicht die durch den Krieg herbeigeführte Umwälzung aller wirtschaftlichen Lebensverhältnisse und deren stetig fortschreitende Rückwirkung auf die politischen Zustände, eine Revolution, die sich nicht nur schon heute auf die am Kriege beteiligt gewesenen, sondern auf alle europäischen Staaten erstreckt, sondern die Eroberung der Staatsgewalt durch die Arbeiterchaft und die Aufrichtung eines sozialistischen, beziehungsweise kommunistischen Regiments — noch genauer gesagt, man versteht darunter das Übergreifen des Bolschewismus auf ganz Europa. Wenn dann überall in England, Frankreich, Belgien usw. die sozialistische Republik errichtet sei, dann würden, so verheißt man, die proletarischen Regierungen dieser Länder friedlich zusammentreten und ihre noch aus dem Zeitalter des Kapitalismus stammenden Verträge im Geiste der Brüderlichkeit revidieren. Schöne Träume! Wer darauf seine Hoffnungen setzt, dürfte noch recht lange auf eine Revision des Gewaltfriedens warten müssen. Möglich, ja wahrscheinlich, daß noch die Zeit der Aufstände und lokalen Putsche nicht vorüber ist und auch die Ententestaaten nicht ganz davon verschont bleiben werden, doch die vereinigten bolschewistischen Republiken Europas sind ein utopistisches Nebelgebilde. Im Gegenteil, die Tage bolschewistischer Herrschaft neigen selbst in Rußland ihrem Ende zu.

Recht wahrscheinlich ist zwar, daß der Friedensvertrag nicht zur vollen Auswirkung kommen wird, aber nicht, weil der Bolschewismus in Europa zum Siege gelangt, sondern weil die durch den Friedensschluß geschaffenen politischen Verhältnisse, vor allem die neuen Staatengebilde Mitteleuropas, gar nicht lebensfähig sind, vor allem nicht der geplante Polenstaat, der nicht

nur Polen umfaßt, sondern ein buntes Gemengel von Deutschen, Polen, Masuren, Litauern, Ruthenen, Weißrussen und Juden bilden wird, geradezu eine Parodie auf das von Wilson proklamierte Selbstbestimmungsrecht der Nationen. Aber solche Auflösung und Wiedergestaltung der neuentstandenen Staatesgebilde wird sich nicht ohne neue blutige Kämpfe, ohne neues Völkerringen vollziehen. Wer auf solche Änderung rechnet, erkennt daher zugleich an, daß der durch die Weimarer Abstimmung herbeigeführte jetzige Friedensschluß neue Kriege nach sich ziehen muß. Und tatsächlich statt des ewigen Friedens, von dem noch vor wenigen Monaten so viel geredet wurde, verheißt uns die Zukunft neue Nationalitäten- und Volkskämpfe — trotz des Wilsonschen Völkerbundsprojekts. Der jetzige Friedensschluß leitet nicht eine Friedensära ein, er bedeutet nur eine Kampfpause.

Doch es hat keinen Zweck, jetzt, nachdem die Nationalversammlung in Weimar entschieden hat, noch Betrachtungen über die Gründe anzustellen, die vielfach für diese Entscheidung angeführt werden, zumal Gründe und Gegengründe zu einem wesentlichen Teil auf Vermutungen und Wahrscheinlichkeitsrechnungen beruhen. Und noch weniger erscheint mir die heutige kritische Lage dazu geeignet, daß die Unterzeichner und Nichtunterzeichner des Friedensdikтатаß jetzt in der Partei gegeneinander Vorwürfe und Anschuldigungen erheben. Selbst der beste geschichtskundige Beobachter überblickt immer nur einen relativ kleinen Teil der ihn umgebenden Gesamtverhältnisse, besonders in dem heutigen Durcheinander widerspruchsvoller Neuererscheinungen, und ist daher in seinem Urteil über diese wie der in ihnen zum Durchbruch gelangenden Entwicklungstendenzen auf Abschätzungen und Annahmen angewiesen, ganz abgesehen davon, daß bei der Meinungsbildung Wollen und Wünschen meist erheblich mitsprechen. Ob es richtiger gewesen wäre, die Friedensbedingungen abzulehnen oder sie anzunehmen, ob das eine oder das andere das kleinere Übel bedeutete, kann deshalb auch heute mit irgendwelcher Sicherheit nicht entschieden werden. Darüber wird die Geschichte der kommenden Jahre entscheiden. Ihr Urteil gilt, nicht das heutige Meinen und Glauben.

Gar nicht berücksichtigt werden meist heute die Folgen, die die Zustimmung zum Friedensvertrag für unser inneres Parteileben haben muß. Mag immerhin der Teil der Parteiführer im Reich und in Preußen, der die Unterzeichnung für verfehlt hält, sich zunächst aus Parteidisziplin der Parteilichkeit unterordnen, so ist doch ganz unausbleiblich, daß das ohnehin schon vorhandene Gefühl, in der Partei bestehe längst keine Einheitlichkeit mehr in bezug auf Auffassung und Bewertung ihrer Stellung im Volksganzen und zu den dringenden national- und wirtschaftspolitischen Problemen, noch verstärkt wird. Die Folge kann nur — das lehrt die Parteipsychologie — eine Vermehrung der inneren Zerfahrenheit und Unsicherheit, eine Entstehung neuer Unterströmungen sein, zumal die Weimarer Abstimmung, die die Partei wieder in engere geistige Liaison mit den Unabhängigen gebracht hat, unvermeidlich dahin führen muß, daß ein Teil unserer Partei, der ohnehin geistig abhängig vom Ideenkreis der Unabhängigen ist, sich zu diesen noch mehr hingezogen fühlen wird, während ein anderer Teil Anschluß an die bürgerliche Demokratie suchen wird.

Das ist für unsere Partei um so gefährlicher, als sie vielleicht noch nie innerlich so zerfahren gewesen ist und sich so im unklaren über die Entwick-

lungstendenzen der Gegenwart und über die nächsten Etappen des eingetretenen Umwälzungsprozesses befunden hat wie heute. Darüber vermag auch nicht die Tatsache hinwegzutäuschen, daß die Parteiskandale, die mancher auf dem jüngsten Parteitag in Weimar erwartet hatte, nicht eingetreten sind und den in der Regierung sitzenden Parteiführern ein Vertrauensvotum ausgesprochen wurde. Wer kritisch die Verhandlungen verfolgt, wer in Privatgesprächen mit Parteidelegierten deren Ansichten über die gegenwärtige politische Lage, unser Verhältnis zu den anderen Parteien und über die nächsten Zukunftsaufgaben erforscht hat, der dürfte, falls ihm nicht ein naiver Revolutionsoptimismus die Urteilsfähigkeit geraubt hat, wenig erfreuliche Eindrücke von Weimar mit hinweggenommen haben.

Diese Zerfahrenheit und geistige Uneinigkeit der sozialistischen Bewegung ist freilich keine neue Erscheinung, wenn sich auch früher nicht die verschiedenen Auffassungen mit so drastischer Ungeniertheit hervorgewagt haben. Die immer wieder auf allen Kongressen und Tagungen hervortretenden scharfen Gegensätze und die sogenannten Richtungskämpfe unserer Presse liefern dafür den Beweis. Ihre Ursache hatten diese Differenzen hauptsächlich in der Tatsache, daß zwischen der politischen Kampfpraxis, besonders der parlamentarischen und gewerkschaftlichen Taktik, mit ihrer Anpassung an das politische Tagesbedürfnis und der Parteitheoretik mit ihrem Festhalten an alten überlieferten Entwicklungsstraditionen eine starke Spannung entstanden war. Angewiesen darauf, dem Drängen der Arbeiterklasse nach Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse Rechnung zu fragen, hatten die sozialistischen Fraktionen in den verschiedenen Parlamenten mehr und mehr die Bahn des passiven Abwartens und der bloßen revolutionären Demonstrationen verlassen und waren zu planmäßiger Mitarbeit an der Verbesserung der sozialen Zustände übergegangen, während die Parteitheoretik meist ohne Rücksicht auf den Wandel der Dinge an den alten sozialistischen Jugendstraditionen und den früheren Wirtschaftsstufen entsprechenden Entwicklungsauffassungen festhielt. Dazu kam, daß in den meisten deutschen Landes teilen, von der Teilnahme am eigentlichen Verwaltungsdienst abgeschnitten, die Partei sich um so mehr auf die bloße Agitation warf und die großen politischen Volks- und Staatsfragen einseitig unter dem Gesichtswinkel des lokalen Agitationserfolges einschätzen lernte.

Der Kriegsausbruch und die ihm später folgende Parteisplaltung haben diese Parteiverwirrung und innere Richtungsgegen sätzlichkeit ebensowenig beseitigt wie das Weitertrotten im Geleise alter illusionärer Entwicklungsstraditionen; denn die Parteisplaltung vollzog sich nicht auf Grund bestimmter Entwicklungserkenntnisse; sie war nicht eine Trennung zwischen verschiedenartigen sozialistischen Anschauungs- und Auffassungskomplexen, sondern links und rechts schieden sich nach Gefühlsmomenten, nach ihrer Stellung zum Kriege, oft nur nach ihrer größeren oder geringeren Empörung über die miflichen Ernährungsverhältnisse. Eine Zeitlang, als so manche alten Hoffnungssträume, Verheißungen und Illusionen zusammenbrachen, schien es zwar, als würde die Partei sich neu orientieren und die frühere Parteiagitationspolitik in eine Staatspolitik übergehen; aber es ist bei Ansätzen geblieben. Die frühere Entwicklung, besonders die Zeit des Sozialistengesetzes, hatte den alten Agitationstraditionen und Oppositionsbegriffen eine zu große Konsistenz verliehen. Nur keine kon-

sequente Neuorientierung innerhalb der allgemeinen Umwälzung aller Weltverhältnisse, kein systematisches Umlernen. Das Sprechen von der Notwendigkeit eines Umlernens wurde geradezu verpönt. Solches Umlernen war Verrat der alten Prinzipien, und Prinzipienverräter wollte niemand sein. Daß auch ein politisches Prinzip etwas Wandlungsfähiges, eine aus bestimmten Erkenntnissen abgeleitete Norm des politischen Handelns ist, die sich notwendig mit der Summe dieser Erkenntnisse und der ihnen zugrunde liegenden politischen Lebensverhältnisse ändern muß, wurde völlig ignoriert.

Dazu kam, daß nach dem 9. November ein ungemein starker Zustrom der verschiedenartigsten ideologischen Elemente in die Partei erfolgte. An und für sich eine höchst erfreuliche Erscheinung; nur war eine starke innere Geschlossenheit und politische Zielbewußtheit des alten Parteikörpers erforderlich, um diesen Kräftezuwachs sich als wertvollen Neubestandteil einzugliedern und ihn zu absorbieren. Eine solche Absorptionsfähigkeit war aber nur in wenigen engen Parteikreisen vorhanden. Teilweise hat im Gegenteil die von diesen Elementen in die Partei hineingetragene Ideologie dort die Oberhand gewonnen.

Wie unklar sich heute die Partei über ihre eigene geistige Konstitution und die durch diese bedingte Inaktivität ist, zeigt vielleicht am besten der Eifer, mit dem ein großer Teil der Parteimitglieder eine Einigung mit den Unabhängigen und Spartakisten, zum mindesten mit den ersteren, erstrebt — in der Annahme, daß dadurch die Partei an Stärke und Festigkeit gewinnen und die Möglichkeit erlangen würde, ihre sozialistischen Pläne schneller und in umfassenderer Weise zu verwirklichen. Eine durchaus irrige Ansicht. Die Vereinigung mit den Unabhängigen würde zwar zunächst eine Vermehrung der Mandate in einigen Parlamenten zur Folge haben, zugleich aber auch die Abschwenkung einer Anzahl unserer klarstehenden Parteigenossen nach rechts, vielleicht die Wiedererstehung eines seiner ideologischen Elemente entledigten Nationalsozialismus oder Sozialliberalismus, und ferner eine noch größere Zersahrenheit unseres Parteikörpers, eine Vermehrung der inneren Gegensätze und Reibungen, die Entstehung neuer Unterströmungen.

Die Partei hat in den Kriegsjahren das systematische Umlernen, das heißt die Anpassung an die neuen politischen Entwicklungsbedingungen, versäumt. Sie wird es in den kommenden Zeiten unter dem Drucke der uns durch den Friedensvertrag aufgezwungenen Lebensbedingungen nachholen müssen, wenn sie nicht in ihrer Bedeutung mehr und mehr zusammenschrumpfen will. An die Stelle der überlieferten Agitations- und Oppositionspolitik muß eine über das Parteigetriebe hinweggehende Staats- und Volkspolitik treten. Es führt kein anderer Weg zum Ziel.

## Räteystem und Industriewissenschaft.

Von Richard Woldt.

Genosse Wiffell hat kürzlich in der Neuen Zeit (Nr. 9 dieses Bandes) die Niederschrift des Vortrags veröffentlicht, den er auf dem zweiten Rätekongreß über die verschiedenen Organisationsvorschläge zur Verwirklichung des Räteystems gehalten hat, da sich auf dem Kongreß zeigte, wie unklar

die Vorstellungen über die zukünftige Räteverfassung selbst unter deren eifrigsten Anhängern noch sind. Eine ähnliche Unklarheit herrscht auch über die Aufgaben der zukünftigen Betriebsräte und über die Anforderungen, die an ihre Funktionen gestellt werden sollen. Die Unabhängigen und die Kommunisten suchen bei der Verwirklichung des Räteystems im Wirtschaftsbetrieb die Gewerkschaften auszuschalten. Gewerkschaftsfeindliche Tendenzen, die ihre Wurzeln in syndikalistischen Grundanschauungen haben, werden mit Eifer von ihnen gepflegt. Die Verbandstage der letzten Wochen beweisen, daß auch die Gewerkschaften in ihrem Organisationsgeist bereits stark von syndikalistischen Strömungen durchsetzt sind.

Das Räteystem ist auf wirtschaftlichem Gebiet nicht mehr aufzuhalten. Wenn heute ein Mann auffände und den Nachweis erbrächte, daß die Einführung der Betriebsräte für unsere Wirtschaft mit den größten Gefahren verbunden sei, er würde dennoch ein Prediger in der Wüste bleiben. Wie in Deutschland der alte preußische Militarismus zusammengebrochen ist, so ist es auch wirtschaftlich mit der Macht des alten Industrie feudalismus vorbei. Die Arbeiter fordern ungestüm die Demokratisierung der Wirtschaft: das Mitbestimmungsrecht bei der Festsetzung von Arbeitslohn und Arbeitsleistung. Deshalb ist es notwendig, auf jene organisatorischen Schwierigkeiten hinzuweisen, die der Verwirklichung insolge der unzureichenden *Menschenqualität* entgegenstehen. Der Erfolg der Sozialisierung und der Räteorganisation ist im letzten Grunde nur eine Frage des Menschenmaterials. Wir müssen die schaffenden Kräfte unserer Wirtschaft einordnen zu einem Zusammenwirken, aus dem sich für die Allgemeinheit ein größerer Ertrag ergibt als unter dem privatwirtschaftlichen System. Die Initiative, die produktive Leistung des Unternehmers kann ebensowenig entbehrt werden wie die verständnisvolle Mitarbeit der Arbeiter. Deshalb wird sich der Gedanke der Unabhängigen und Kommunisten als undurchführbar erweisen, das Räteystem unter Ausschaltung der Gewerkschaften durchzusetzen. Das ganze Werk würde bald zusammenbrechen, falls es nicht aufgebaut wird auf den Grundquadern gewerkschaftlicher Erziehung und Arbeit.

Wir haben in unserem Industriebezirk im Westen von diesen Dingen schon einen Vorgeschmack. Selbst die Unternehmer der Schwerindustrie und die Kreise der schlimmsten Scharfmacher sehen sich gezwungen, mit den Arbeitern zu verhandeln, denn eine Lohnbewegung heißt die andere, liegt es doch in der allgemeinen politischen Situation und in dem gegenwärtigen Stimmungsleben der Massen begründet, daß diese sich jetzt bei der Aufstellung ihrer wirtschaftlichen Forderungen leicht zu politischen Zwecken mißbrauchen lassen.

Vergegenwärtigen wir uns die Taktik und die Form der Verhandlungen. Irgendwo in einem Industriegebiet (der Name und Ort spielt keine Rolle, schon um nicht anzüglich zu werden, da der Vorgang selbst eine symptomatische Bedeutung hat) wird eines Morgens am Bekanntmachungsbrett der Fabrik die Mitteilung der Werkdirektion an die Arbeiter angeschlagen, daß von der nächsten Woche an der Betrieb einer bestimmten Abteilung geschlossen werden muß. Diesem Vorgang sind längere Verhandlungen vorausgegangen. In stundenlangen Beratungen saß dem Direktor des Werkes eine Kommission von Arbeitern gegenüber, und neben Vertretern der Gewerkschaften sind auch einige Kommunisten hineindelegiert worden,

von denen die Lohnbewegung inszeniert worden ist. Der Direktor lehnt die Forderungen ab. Er begründet seinen Standpunkt mit der Unmöglichkeit, nach Bewilligung der geforderten Lohnsätze noch konkurrenzfähig zu bleiben. Die Arbeitervertreter fordern den Beweis für diese Behauptung. Es wird also eine eingehende Nachprüfung und Untersuchung der Betriebsberechnungen notwendig. Die Kalkulationsaufstellungen, Unkostenstatistiken und Produktionsberichte werden vorgelegt und nachgeprüft. Dabei kommen gewöhnlich die größten Schreier in die schlimmste Verlegenheit; denn jetzt kann keine Brandrede die Situation retten. Unter voller Verantwortung für die Folgen ist klar und nüchtern zu entscheiden, ob die Lohnforderungen mit der Weiterfabrikation vereinbar sind.

Wenn der Betriebsdirektor behauptet, die geforderten Lohnerhöhungen machten die Weiterführung des Betriebs wirtschaftlich unmöglich, so ist Beweis und Gegenbeweis zu liefern. Die Aufstellungen und Berechnungen der Werksleitung sind mit Sachkenntnis zu widerlegen. Daher müssen die zukünftigen Betriebsräte bei der kritischen Beurteilung der Leistungsfähigkeit eines Werkes den Betrieb ebenso gut kennen wie der Betriebsleiter. Um diese Tatsache kommen wir nicht herum, soll nicht das Rätesystem zu einer Schwadronerwirtschaft werden.

Die wichtigste Forderung ist daher die Beherrschung des industriellen Kalkulationswesens. Wir haben bereits vor dem Krieg in der Neuen Zeit betont, daß unsere Gewerkschaften sich immer sorgfältiger mit betriebswirtschaftlichen Problemen auseinandersetzen müssen. Der Kampf um Arbeitslohn und Arbeitsleistung fordert die sachgemäße Analyse der Produktionsvorgänge. Man macht heute den Gewerkschaften zum Vorwurf, daß sie auf diesem Gebiet mit der Entwicklung nicht Schritt gehalten haben. Sicher ist der Vorwurf zum Teil berechtigt. In den weitaus meisten Fällen wird am Verhandlungstisch der Arbeitervertreter dem Unternehmervertreter nicht mit den gleichen Kenntnissen auf diesem Gebiet gegenüberstehen. Wir haben in den letzten zwei Jahrzehnten auf der Unternehmenseite einen ganz anderen Typ des industriellen Betriebsmenschen heranwachsen sehen. Früher war der Werkmeister des alten Schlages, der Mann aus der Praxis, der eigentliche Werksleiter. Mit der fortschreitenden Entwicklung von der Empirie zur Wissenschaft ist auch die Betriebsverwaltung eine Wissenschaft geworden. Ich habe immer bedauert, daß dieses Gebiet trotz seiner Pflege auf den Technischen Hochschulen und in der Fachliteratur den Gewerkschaften ein fremdes Land geblieben ist. Wo sind aus der Gewerkschaftsbewegung Führer herangewachsen, die ihre eigene Industrie und deren Produktionsfragen wirklich sachkundig beherrschen? Der Bergarbeiterverband war weitsichtig genug, zum Beispiel einem Manne wie Otto Hue solche Entwicklungsmöglichkeiten zu geben, aber im ganzen haben wir recht wenig Kräfte, die neben ihrem agitatorischen Können auch wissenschaftlich durchgebildet sind und ihr Wirtschaftsgebiet als Fachleute souverän beherrschen.

Freilich nahm bisher der Kampf des Tages alle Kräfte in Anspruch, und man muß, wenn man auf diesen Zustand hinweist, auch die Ursachen der Unzulänglichkeit erwähnen. Gerade heute zeigt sich, wie der Wirtschaftskampf zwischen Kapital und Arbeit bisher ein brutaler Machtkampf gewesen ist, in dem die realen Faktoren als einzig ausschlaggebend angesehen wurden. Man bekommt heute überall die gleiche Antwort, wenn man den Unter-

nehmern oder ihren Verbandsbeamten den Vorwurf macht, daß sie zu spät sich zur Verhandlungsfähigkeit mit den Arbeitern entschlossen haben. Die Antwort lautet: »Wir haben uns nur dann veranlaßt gefühlt, die Arbeiter als verhandlungsfähig anzuerkennen, wenn ihre Organisation stark war. Wir hatten keine Veranlassung, den Hüttenarbeitern entgegenzukommen; denn ihr Organisationsleben war zu wenig entwickelt, und ebenso vermochten die Bergarbeiter uns nur das abzurufen, wozu wir auf Grund der realen Macht des Bergarbeiterverbandes gezwungen werden konnten.« In diesem Eingeständnis kommt zum Ausdruck, daß der Gewerkschaftsführer bisher als den einzigen maßgebenden Faktor seiner Arbeit lediglich die geschlossene Organisation betrachten durfte. Er mußte Mitglieder »machen«; er mußte die zahlenmäßige Macht seiner Organisation stärken. So hat das einseitige Streben, die Bewegung vor allen Dingen zahlenmäßig zu stärken, seine durchaus verständliche Ursache.

Deshalb sind wir der Meinung, daß für die Unabhängigen und Kommunisten das Räteystem eine schwere politische Belastungsprobe sein wird. Vielleicht kann man die Betriebsräte unter Ausschaltung der Gewerkschaften besetzen; aber dann werden bald wilde Streikbewegungen mit politischen Zielen in großem Umfang ausbrechen, und im Wirtschaftsleben kann man sich heute keine Experimente leisten. Die Erfolge müssen sich unmittelbar zeigen. Unsere Aufbauwirtschaft muß eine Zusammenfassung aller Arbeitsfaktoren zu gemeinsamem Wirken sein. Die agitatorische Wesse kann nur Unheil anrichten, nicht Ordnung schaffen. Auf wirtschaftlichem Gebiet wird es sonst den Linksradikalen so gehen wie im politischen Leben: sie haben den Willen zur Macht, aber nicht die Kraft, diese Macht zu gebrauchen. Sie wollen das Alte zerstören und sind unfähig, das Neue aufzubauen. Sie vermögen zu schimpfen, aber um jede Verantwortung möchten sie sich herumdrücken.

Derjenige, der einst die Tätigkeit und die Rolle der Arbeiter- und Soldatenräte im Verlauf der Revolution zu schildern hat, wird auch zeigen müssen, daß die großen und kleinen Revolutionshelden nur einen recht bescheidenen Anteil an der Festigung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse gehabt haben. Auch hier haben deshalb die Unabhängigen mit ihrem kommunistischen Anhängsel sich mit großer Vorliebe auf das Politisieren, Agitieren und Demonstrieren beschränkt. Noch viel mehr als uns hat sie die Übernahme der Macht unvorbereitet getroffen. Freilich, große Reden haben sie immer gehalten. Wie haben sich zum Beispiel in den Konferenzen am Niederrhein die Braß und Genossen ausgetobt, und wie unsagbar bescheiden ist ihre praktische Tätigkeit geblieben. Hätten nicht hier und dort sich die zünftigen »Gewerkschaftsmenschen« in den einzelnen Arbeiter- und Soldatenräten mit Aufopferung und Hingabe betätigt, die militärische und wirtschaftliche Demobilisierung hätte noch ganz andere Störungen erlitten. Die wortgewaltigen Kommunisten forderten zwar: »Alle Macht den Arbeiter- und Soldatenräten«; jeden Bürgermeister, Landrat und Postdirektor wollten sie »überwachen« und »kontrollieren«; aber häufig waren sie nicht einmal imstande, sich in die einfachsten Verwaltungsaufgaben hineinzufinden. Man darf annehmen, daß die Schwabenstrieche in solchen Orten, wie in Düsseldorf und Braunschweig, für die Nachwelt dokumentarisch festgehalten worden sind. Manche ergötzliche Komödie aus der Geschichte der deutschen Re-

volution wird also einst ein heiteres Intermezzo in dem Ernst der Zeiten darstellen.

Solche Dinge könnten sich leicht wiederholen, vielleicht sogar noch viel verhängnisvollere Wirkungen ausüben, wenn es an die Aufbauwirtschaft geht. Als das alte Preußen-Deutschland zusammenbrach, war in ihren Amtsstuben eine Bureaucratie zu ersehen, die die Kunst der Leitung, des Regierens und der Verwaltung sich in langer Tradition bewahrt hatte. Solche Ersetzung ist die vornehmste Aufgabe der sogenannten Demokratisierung der Politik. Demokratisierung der Wirtschaft aber heißt, die Kultur des deutschen Kapitalismus zu übernehmen und zu meistern. Es muß gewissermaßen eine Periode organischer Entwicklung übersprungen werden: vor dem Kriege standen die Arbeiter außerhalb der Herrschaft und Leitung der Wirtschaftsvorgänge, heute sollen sie durch das Räte-system in allen diesen Dingen praktisch und mitbestimmend tätig sein. Damit wachsen auch ihre Pflichten und ihre Mitverantwortlichkeit. Vielleicht wird mancher Arbeiterführer bald jene frühere Zeit zurückwünschen, als es noch leichter war, die Verantwortung für Lohnbewegungen zu fragen. War die Machtfrage günstig, dann überließ man es der Betriebsleitung selbst, mit den durch die Lohnerhöhung gesteigerten Produktionskosten fertig zu werden. Es war ein Kampf gegen den Lohnprofit des Unternehmers, ein Kampf gegen den Kapitalismus. Anders liegen die Dinge im ganz oder halb sozialisierten Betrieb, überall dort, wo die Gemeinwirtschaft in Frage kommt. Hier ist der Produktionsertrag eine Angelegenheit der Allgemeinheit. Die Lohnbewegungen und Lohnforderungen müssen viel mehr als bisher unter dem Gesichtspunkt der Produktivität, der Existenzfähigkeit eines Werkes geführt werden; sonst schlagen Lohnbewegungen in ihren Wirkungen zu gefährlichen Aktionen gegen die Allgemeinheit, gegen den Sozialismus um. Wenn es nicht gelingt, das richtige Verhältnis zwischen Arbeitslohn und Rentabilität zu schaffen, werden wir noch manches »Spandau« erleben.

Gerade jetzt, wo die schweren Wirkungen des Friedensvertrags uns bedrohen, stehen wir vor der Wahl, entweder unsere Betriebe durch unverantwortliche Fanatiker zum Stillstand kommen zu lassen, uns die eigene Existenzmöglichkeit abzuschneiden, oder aber den Massen draußen in ihrem Wahn wirtschaftlicher Selbstzerstörung entgegenzutreten. Deshalb darf das Räte-system, um es noch einmal zu wiederholen, zu keiner Schwadronerwirtschaft werden.

## Die Demokratisierung des Polizeiwesens in Preußen.

Von Wilhelm Guske.

Die Entwicklung des obrigkeitlichen Klassenstaats zu einem Volksstaat hat auch die rechtliche und organisatorische Änderung des Polizeiwesens zur Voraussetzung. Die Ausübung von Schutzmaßnahmen zur Förderung des Gemeinwohls ist die Hauptaufgabe der Polizei. Je nach politischer Denkart und allgemeiner Lebensanschauung findet die bisherige Tätigkeit der Polizei sehr abweichende Beurteilungen. Auch geschichtlich ist Begriff und Wesen der Polizei vielfachen Wandlungen unterworfen gewesen. Die ersten Polizeiverordnungen entstanden in Deutschland im Jahre 1530. Als nach dem Zerfall der Reichszentralgewalt »die Libertät der Stände« eintrat und

dadurch der zerrissene deutsche Fürstenstaat geschaffen wurde, erfuhr auch das Polizeiwesen eine völlige Änderung. Während in der Bevölkerung selbst eine freiere Richtung an Umfang und Bedeutung gewann, schaffte der Absolutismus ein System von Vorsichts- und Unterdrückungsmaßnahmen, die die Entfaltung der einzelpersönlichen und gesellschaftlichen Fähigkeiten verhinderten. Im neunzehnten Jahrhundert war die politische Polizei ein Hauptmittel der Reaktion, um Fortschritt und Freiheit zu knebeln. Unter Bismarck entwickelte sich die politische Polizei zum Gegenstand größter Regierungskunst. Doch die Ergebnisse des Sozialistengesetzes und des Kulturkampfes haben den Beweis erbracht, daß polizeiliche Maßnahmen durchaus untaugliche Mittel zur Verhinderung der Ausbreitung nicht genehmer Anschauungen sind.

In den wirklichen Rechtsstaaten, wo die persönliche Freiheit und die staatlichen Machtbefugnisse ihre feste Begrenzung finden und die einzelnen Rechtsgebiete in ihrem Verhältnis zueinander geordnet sind, hat mit der zunehmenden Steigerung der Verbesserung der menschlichen Daseinsverhältnisse auch die öffentlich-rechtliche Pflege des Gemeinwohls sehr viele neue Aufgaben zugewiesen erhalten. Die der Polizei überwiesene Förderung der Wohlfahrtspflege wird zu einer Angelegenheit reiner Verwaltungstätigkeit mit Zwangsanwendung (Bau-, Wege-, Gewerbe-, Gesundheits-, Schul- und Fürsorgepolizei). In Preußen hat man zwar die Ausführung solcher Maßnahmen zum größten Teil den örtlichen Selbstverwaltungskörperschaften überwiesen; aber die zur Durchführung erforderliche Zwangsgewalt der Staatsobrigkeit vorbehalten. Hierdurch entstand eine Zerrissenheit der Selbstverwaltungsorganisationen, die zu einer unnötigen Häufung von Dienststellen führte. Diesem Mißstand kann nur abgeholfen werden, indem die zur Wohlfahrtspflege gehörende Polizeitätigkeit den Organen der Selbstverwaltung übertragen und die Bestellung der Beauftragten dieser Selbstverwaltung zu staatlichen Polizeiverwaltern reflexlos beseitigt wird. Die früheren Machthaber haben in Preußen die Einrichtungen des Polizeiwesens oft zur Beschränkung der Selbstverwaltung benützt. Das ganze Wesen der Staatsverwaltung zeichnete sich durch Betonung der polizeilichen Eigenart aus. Die Mittel zur Sicherung der privaten und öffentlichen Rechtsordnung wurden hierbei sehr oft zum Selbstzweck der Aufrechterhaltung herrschaftlicher Macht. Im Volksstaat kann aber die obrigkeitliche Zwangsmacht nur noch untergeordnetes Mittel der Selbstverwaltung sein.

In Preußen ist die Zentralbehörde für die allgemeine Sicherheitspolizei das Ministerium des Innern; die anderen Fachminister sind höchste Dienststelle für die zu ihrem Bereich gehörenden polizeilichen Maßnahmen. Man unterscheidet ferner Landespolizeibehörden (Oberpräsident und Regierungspräsident), Kreispolizeibehörden (Landrat), Ortspolizeibehörden (Bürgermeister und Amtsvorsteher).

In der Provinz Hannover wird die Ortspolizei von den Magistraten ausgeübt. Die gesetzlichen Bestimmungen für das Polizeiwesen (ihre Entstehung geht bis zum Jahre 1720 zurück) haben überwiegend den Geist kleinen Mißtrauens und engherziger Bevormundungssucht. Verantwortlichkeitsgefühl und Wirklichkeitsempfinden können in diesem bezüglich der Zuständigkeit sehr unübersichtlichen und in der Erledigung der Dienstgeschäfte sehr bürokratischen System nicht zur Entfaltung kommen. Von der wieder-

holt in den Gesezen betonten Selbständigkeit der Ortspolizeibehörden ist in der Wirklichkeit sehr wenig zum Durchbruch gelangt; denn die Behörden sind verpflichtet, die ihnen von den höheren Dienststellen erteilten Anordnungen auszuführen. Die zur Wahrnehmung des Polizeidienstes berufenen Organe der örtlichen Selbstverwaltung sind in ihrer Eigenschaft als Polizeiverwalter Untergebene der vorgeordneten staatlichen Polizeibehörden.

Nachdem infolge der Neueinrichtung der Behörden durch Stein im Jahre 1808 die Rechtspflege von der Verwaltung getrennt worden und der Grundsatz der Unterordnung der Verwaltung unter das Gesetz maßgebend geworden ist, hat sich die Notwendigkeit der Schaffung von Rechtssicherheiten gegen eine eigenmächtige oder zu weitgehende Anwendung der polizeilichen Befugnisse immer mehr als notwendig herausgestellt. Doch die Regelung der Einschränkung dieser Befugnisse, ohne den Zweck der Polizei zu beeinträchtigen, bietet erhebliche Schwierigkeiten. Diese konnten auch von dem alten Regime infolge des aus kleinlicher Bevormundungssucht geborenen Mißtrauens gegen das Selbstbestimmungsrecht des Volkes nicht beseitigt werden. So kam es, daß die Merkmale des alten obrigkeitlichen Polizeistaats in die neue Zeit mit hinübergenommen worden sind. In dem heutigen Polizeiwesen ist die Einheit der drei öffentlichen Gewalten Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung verkörpert.

Bei der Herausgabe von Polizeiverordnungen wirkt die Polizei gesetzgeberisch. Das Sachgebiet für Polizeiverordnungen ist durch den § 10 des 2. Teiles, 17. Titel des 1794 erlassenen Allgemeinen Landrechts umschrieben. Durch dieses Gesetz wurden der Polizei sehr große Wirkungsgebiete eingeräumt. Selbst Eingriffe in die Privatrechte völlig Unbeteiligter sind ihr gestattet, wenn sie glaubt, dadurch einen Notstand beseitigen zu können. Der Willkürherrschaft der Polizei sind also recht weite Grenzen gelassen. Eine Zustimmung des Organs der Selbstverwaltung (Gemeindevorstand) ist nur für solche ortspolizeilichen Vorschriften erforderlich, die nicht zum Gebiet der Sicherheitspolizei gehören. Enthält aber eine Verordnung Vorschriften der Sicherheits- und der sonstigen Polizei, so ist eine Zustimmung des Gemeindevorstandes nur notwendig, soweit die Vorschriften sich trennen lassen und nicht als ein einheitliches Ganzes anzusehen sind. Die sicherheitspolizeilichen Vorschriften sollen unter allen Umständen dem Zustimmungrecht der Selbstverwaltungskörperschaften (Gemeindevorständen) entzogen werden. Versagt nun der Gemeindevorstand seine Genehmigung in den Fällen, wo eine solche notwendig ist, so kann sie auf Antrag der Polizeibehörde durch einen Beschluß des Bezirksausschusses ergänzt werden. Dieser Beschluß ist zwar durch Beschwerde an den Provinzialausschuß anfechtbar, die Bezirks- und Provinzialausschüsse werden aber von reaktionären Stimmungen beherrscht. Daraus ist zu folgern, daß die zur Rechtsgültigkeit von Verordnungen der allgemeinen Polizei notwendige Zustimmung der Organe der Selbstverwaltungskörperschaften nur begrifflichen Wert hat; denn tatsächlich kann jede Zustimmungsverweigerung durch Beschluß des Bezirksausschusses wirkungslos gemacht werden. Ein Mitwirkungsrecht bei dem Erlaß von Polizeiverordnungen ist der Gemeindevertretung (Stadtverordnetenversammlung) nur bei Verordnungen in Angelegenheiten der Landwirtschaft eingeräumt. Zur Rechtsgültigkeit ist hier die Zustimmung der Gemeindevertretung erforderlich. Sobald es sich also um Wahrnehmung der landwirtschaftlichen Inter-

essen handelte, sind auch die Parteigänger der gestürzten Machthaber für die Mitwirkung der Selbstverwaltung beim Polizeiwesen eingetreten.

Die polizeilichen Verordnungen sind hinsichtlich ihrer Rechtsgeltung den Gesetzen gleichgestellt. Der ordentliche Richter kann nur die Gesehmäßigkeit, nicht aber die Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit prüfen. Soweit nicht ein besonderer Rechtsstitel vorliegt, begründet der insolge einer Polizeiverordnung erfolgte Eingriff in das Privatrecht keinerlei Anspruch auf Entschädigung. Auch die Aufhebung einer Polizeiverordnung oder deren gerichtliche Ungültigkeitserklärung ergibt keinerlei Schadenersatzpflicht der Polizei.

Polizeiliche Verfügungen sind Gebote oder Verbote zur Herbeiführung oder Unterlassung bestimmter Handlungen. Sie richten sich gegen eine bestimmte Person oder einen Personenkreis und behandeln den einzelnen Fall. Die Rechtskraft der polizeilichen Verfügung zwingt denjenigen, an den sie gerichtet ist, dieser Verfügung nachzukommen. Für die Polizeibehörden sind aber die Verfügungen nicht bindend. Sie können diese jederzeit zurückziehen, erneuern oder auch von ihrer Durchführung Abstand nehmen. Privatrechtliche Entschädigungsforderungen gestatten Polizeiverfügungen auch nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen, zum Beispiel schuldhaftes Verhalten der Beamten. Im Verfügungsrecht wirkt die Polizei als eigentliche Verwaltungsbehörde.

Bei dem Erlaß von Strafverfügungen übt die Polizei eine richterliche Befähigung aus. Strafbare Handlungen, die in einer Verletzung der Bestimmungen des Strafgesetzbuches, sonstiger Gesetze oder von Polizeiverordnungen bestehen, sollen durch Geldstrafen bis zu 30 Mark oder Haft bis zu drei Tagen geahndet werden. Jede Strafverfügung kann durch stiftgerechte Beantragung richterlicher Entscheidung angefochten werden.

Die Reform des Polizeiwesens ist nur ein Teil der Reform der inneren Verwaltung. Die Demokratisierung des Polizeiwesens, das heißt die Auffassung der Tätigkeit der Polizei nicht mehr als Ausfluß einer obrigkeitlichen Staatshoheit, sondern als Folge der durch die tatsächlichen Zustände gebotenen notwendigen Regelung gesellschaftlicher Beziehungen in einem auf breiter Grundlage aufgebauten Mitwirkungsrecht aller Beteiligten, kann nur erfolgen durch Übertragung sämtlicher polizeilichen Befugnisse auf die Organe der Selbstverwaltung. Nur die eigentliche Sicherheitspolizei, das heißt die im engsten Sinne zum Schutze der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung erforderliche polizeiliche Tätigkeit muß der Staatsgewalt vorbehalten bleiben. Die Wahrnehmung der Verwaltung und der Verwaltungspolizei in Fürsorge-, Gesundheits-, Gewerbe-, Wasser-, Wege-, Jagd-, Verkehrs- und Schulangelegenheiten muß in allen Zweigen restlos von den Organen der Selbstverwaltung ausgeübt werden. Auch das Polizeiverordnungs-, Polizeiverfügungs- und das Polizeistrafverfügungsrecht muß Gegenstand der Selbstverwaltung werden.

Um das Auskommen persönlicher Willkür zu verhüten, erscheint es zweckmäßig, wenn zum Träger der Polizeigewalt ein drei- bis fünfgliedriger Ausschuß gebildet wird. Die Rechtsgültigkeit der Polizeiverordnungen muß von der Zustimmung des Beschlößorgans der Selbstverwaltung (Gemeinde- oder Stadtverordnetenversammlung, Kreis- oder Provinziallandtag) abhängig gemacht werden.

Die Abschaffung der allgemeinen Dienstpflicht und Festsetzung der deutschen Heeresstärke auf 100 000 Mann wird eine allgemeine Umgestaltung unserer landesinneren und äußeren Sicherheitseinrichtungen erforderlich machen. Die Vorgänge seit dem 9. November 1918 haben zur Genüge dargelegt, daß eine staatlich organisierte, gut disziplinierte und zentral geleitete Sicherheitsstruppe eine Staatsnotwendigkeit ist. Zur Vereinfachung der Dienstgeschäfte, Erhöhung der Übersichtlichkeit, Zuständigkeit und der Verwendbarkeit ist eine Zusammenfassung aller staatlichen (Heer, Gendarmerie, Schutzmannschaft) und gemeindlichen (Polizei) Sicherheitsorganisationen zu einer Polizeitruppe notwendig. Diese Polizeitruppe müßte möglichst allen militärischen Beiwerks entkleidet werden und nur Aufgaben des sicheren Schutzes des Staatsganzen und der Rechtsordnung zu erfüllen haben. Die durch den Krieg verschlechterten Daseinsbedingungen werden noch für Jahrzehnte eine Quelle innerer Unruhen bilden, und die Veränderungen der Grenzgebiete mit den dadurch sich bildenden Bevölkerungsverschiebungen werden erhöhte Sicherungsmaßnahmen noch für lange Zeit notwendig machen. Diese Erwägungen lassen die Forderung der Übernahme der Sicherheitspolizei durch die Gemeinden vorläufig als nicht zweckmäßig erscheinen.

Zur Durchführung aller sicherheitspolizeilichen Maßnahmen müßte eine Zentralstelle (Ministerium für öffentliche Sicherheit) gebildet werden. Alle die im heutigen Ministerium des Innern, Kriegsministerium, Reichswehrministerium für den Sicherheitsdienst tätigen Dienstzweige könnten in diesem Ministerium für öffentliche Sicherheit vereinigt werden. Je nach Art und Umfang der notwendigen örtlichen Sicherheitsmaßnahmen würden diese Polizeitruppen auf die einzelnen Gebiete verteilt werden. Die örtlichen polizeilichen Sicherheitsstruppen könnten in einer ähnlich der gegenwärtigen Gendarmerie aufgebauten Organisation sich gliedern. Angegliedert müßte dieser Sicherheitsstruppe aber der Zweig der gerichtlichen Polizei (Straf- oder Kriminalpolizei) zur Unterstützung der Strafrechtspflege werden. Über die den zeitlichen örtlichen Verhältnissen anzupassenden Sicherheitseinrichtungen haben die Leiter der Selbstverwaltung und der Sicherheitsstruppen sich zu verständigen.

Der Aufgabenkreis der Sicherheitsstruppen (das Sicherheitspolizeirecht) bedarf aber einer streng sachlichen Abgrenzung gegenüber dem bisher geltenden Polizeirecht. Völlig getrennt muß die sicherheitspolizeiliche Tätigkeit von allen Sachgebieten der Verwaltung werden, sowohl der rein formalen als der wirtschaftlichen. Wenn zwar auch hier Maßnahmen aus Gründen der Sicherheit und Verhütung einer Gefahr für Person und Sachgut oder zur Pflege des Zweckes und des Erfolges notwendig sind, so sind das doch nicht wechselnde Umstände allgemeiner Natur, sondern sie liegen in der betreffenden Sache begründet (Fürsorge, Gesundheit, Gewerbe, Verkehr usw.), und die Ausföhrung der notwendigen Wahrnehmungen ist, obwohl diese nach der Aberlieferung polizeiliche Eigenschaft fragen, doch nicht von der eigentlichen Verwaltung zu trennen. Die Aufgabe der Sicherheitspolizei kann nur in der Abwehr drohender Rechtsverletzungen und in dem Schutze des Staatsganzen bestehen. Parteipolitische Beweggründe dürfen nie Ursachen der Handlungen der Sicherheitspolizei werden. Ausgangspunkt ihrer Maßnahmen muß jedoch die klare Erkenntnis der Grenzen der gesellschaftlichen und einzelpersönlichen Bewegungsfreiheit sein.

## Sozialdemokratie und Kirche.

Von Karl Vorländer (Solingen).

Unsere Partei hat von Anfang an die »Erklärung der Religion zur Privatsache« auf ihr Programm geschrieben, mithin als Partei den Grundsatz voller Neutralität gegenüber Kirchen- und religiösen Gemeinschaften aller Art ausgesprochen, die sie als »private Vereinigungen« betrachtet, »welche ihre Angelegenheiten vollkommen selbständig ordnen«. Dagegen beweisen auch Aussprüche einzelner, wenn auch noch so angesehener Führer nichts, wie der August Bebel in seiner Broschüre »Christentum und Sozialismus«, wonach diese beiden Weltanschauungen miteinander so unvereinbar seien »wie Feuer und Wasser«. Bezeichnend ist vielmehr, daß die offiziellen Tagungen der Partei sich stets auf den Standpunkt jener unbedingten Neutralität gestellt haben. Als auf dem Münchener Parteitag (1902) der freireligiöse Prediger Welcker aus Wiesbaden eine religiöse Aufklärungsarbeit (antikirchliche Flugblätter, Kleinarbeit in den Werkstätten usw.) von Partei wegen verlangte, weil ohne geistige und religiöse Freiheit auch die politische unmöglich sei, da fand er auf allen Seiten Widerspruch. Besonders heftigen bei Vollmar, aber auch bei Bebel und selbst bei Adolf Hoffmann, der sich nur gegen den scharfen Ton Vollmars wandte. Bebel erklärte unter anderem: »Wir stehen, und das ist unsere heiligste Überzeugung, auf dem Standpunkt, daß wir in religiösen Glaubensfragen absolute Neutralität und nichts als Neutralität zu beobachten haben.« Und für Welckers Resolution erhoben sich bloß — zwei Hände.

Auch sieben Jahre später in Leipzig wurde ein viel weniger weitgehender Antrag Breslau, der zur Ermöglichung von Dissidentenschulen, »um die Jugend dem verderblichen Einfluß des dogmatischen Religionsunterrichts zu entziehen«, denjenigen Parteigenossen, »die innerlich mit den Kirchenlehren gebrochen haben«, dringend den Austritt aus der Landeskirche empfahl, nach verhältnismäßig kurzer Debatte »mit erheblicher Mehrheit« abgelehnt. Mit Recht hat man den Kampf gegen die Kirche oder ihre Vertreter stets nur in dem Falle verlangt, wo sie sich als Beschützerin des Kapitalismus, als machtpolitischer Organismus im Dienste des Unternehmertums erweist.

Viel feindlicher hat sich die Kirche ihrerseits gegen die Sozialdemokratie, insbesondere gegen diejenigen ihrer (der Kirche) Diener gezeigt, die zur Sozialdemokratie neigten oder gar ihr öffentlich beizutreten wagten. Ich habe den ganzen Komplex der hierher gehörigen Fragen vor etwa neun Jahren in einer ausführlichen, aber wegen ihrer Veröffentlichung in einer wissenschaftlichen Zeitschrift weiteren Kreisen wohl kaum bekanntgewordenen Abhandlung<sup>1</sup> behandelt und möchte daraus wenigstens einiges zum Thema Gehörende mitteilen, was zugleich von kulturgeschichtlichem Interesse sein dürfte. In Betracht kommen namentlich die zwei Fälle Göhre (1900) und Blumhardt (1899). Allerdings hat seine vorgeordnete kirchliche Behörde, das »königliche« Konsistorium der Provinz Brandenburg, den bereits drei Jahre zuvor aus dem praktischen Pfarramt geschiedenen, aber noch dem geistlichen Stande angehörigen Pfarrer a. D. Paul Göhre langmütigerweise noch über ein halbes Jahr nach dem öffentlichen Bekanntwerden seines Übertritts zur Sozialdemokratie in Ruhe gelassen. Als dann jedoch der Abtrünnige in Aufsätzen und einer Rede für seine Auffassung von Religion und Christentum, aber gegen die offizielle Staatskirche auftrat, da legte sie ihm nahe — wie bezeichnenderweise von dieser staatskirchlichen Behörde gesagt wird — »zur vollen Klarstellung der Rechtslage« (!) und »im Interesse einer Verhütung von Mißverständnissen und Ärgernissen« auf seine Rechte als »Träger des geistlichen Standes der

<sup>1</sup> K. Vorländer, »Sozialdemokratische Pfarrer« im »Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik« (von Sombart, M. Weber und S. Jaffé), 30. Band, 2, S. 455 bis 513.

preußischen Landeskirche» fortan zu verzichten: da das Konsistorium andernfalls das ihm selbst »unerwünschte« Disziplinarverfahren auf Entziehung dieser Rechte gegen ihn einleiten mußte. Es ist schade, wenn auch psychologisch wohl begreiflich, daß Böhre dann auf diese berühmten Rechte freiwillig verzichtet und so dem Konsistorium eine nähere Begründung seines Vorgehens erspart hat; eine »neue wertvolle Aufklärung für weite Kreise«, um mit Böhres eigenen Worten zu reden, ist damit verlorengegangen.

Außerlich etwas anders, aber im Wesen kaum verschieden, verlief der Fall Blumhardt. Christoph Blumhardt (geb. 1842) in Bad Boll bei Öppingen war zwar nicht besoldeter Pfarrer der württembergischen Landeskirche gewesen, hatte aber nach dem Tode seines Vaters gleich diesem die Ausübung pfarramtlicher Tätigkeit für sein Besitztum (eben Bad Boll) zugestanden bekommen, übrigens hatte er, nachdem er sich freihetlicher entwickelt, 1893 freiwillig auf dieselbe verzichtet und nur den ihm ausdrücklich zuerkannten Titel »Pfarrer« beibehalten. Sobald er aber öffentlich als Sozialdemokrat auftrat (er wurde dann später Landtagsabgeordneter der Partei für Öppingen), wurde auch er vom Konsistorium aufgefordert, den Pfarrertitel aufzugeben, welchem Ersuchen er denn auch ohne weiteres entsprach. Ob nun das Vorgehen der Kirchenbehörde sich (wie im letzteren Falle) in süddeutsch-milderer oder (wie gegenüber Böhre) in preußisch-gröberer Form vollzog: in beiden Fällen zeigte sich die ihrem Namen und Vorgehen nach »dem Herrngeweihte Kirche, bewußt oder unbewußt, als bloßes Werkzeug der herrschenden Klassen.

Erfreulicher liegen die Dinge in politisch wie kirchlich mehr oder weniger demokratisch eingerichteten Ländern wie in Holland und der Schweiz, wo, wenn wir von der katholischen Kirche absehen, die Kirche nicht Landes- oder Staats-, sondern Gemeinde-, das heißt Volkskirche ist. In der Schweiz speziell (von Holland ist uns nichts Genaueres in dieser Hinsicht bekannt) werden die Pfarrer von den Gemeindegliedern entweder auf eine bestimmte Zeit, im Kanton Zürich zum Beispiel auf sechs Jahre, oder lebenslänglich gewählt. Lehr- und Bekenntniszwang gibt es nicht, der Pfarrer ist allein auf sein Gewissen und die Zustimmung der Mehrzahl seiner Gemeindegossen gestellt. Im Kanton Zürich ist ein Druck irgendwelcher Art gegen einen sozialdemokratischen Pfarrer um so mehr ausgeschlossen, da in den demokratisch organisierten Kirchenvorständen usw. ebenfalls sozialdemokratische »Kirchengossen« sitzen. So gibt es denn auch in der Schweiz eine ganze Reihe sozialistisch gesinnter, sozialdemokratisch organisierter evangelischer Pfarrer, denen zum Teil die höchsten Ehrenämter der Partei widerspruchslos übertragen worden sind: Pflüger in Zürich, Reichen in Winterthur und Engster in Appenzell, der allerdings nach seiner Wahl in den Nationalrat sein Pfarramt aufgegeben hat. Ihre Stellung als Pfarrer hat ihnen in den Augen ihrer Parteigenossen nie geschadet, zumal da man in der Schweiz an den politisierenden Pfarrer von jeher gewöhnt war.

In Holland, wo die sozialistische Bewegung unter den Pfarrern schon vor vier Jahrzehnten mit dem bekannten Domela Nieuwenhuis, der sich später zum Anarchisten entwickelte, ihren Anfang genommen hatte, sind seit 1897 eine ganze Reihe älterer und jüngerer Pfarrer der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei beigetreten, die (bis 1907 etwa 15) nach eigenem Zeugnis schon viel dazu beigetragen haben, die gegnerische Haltung zahlreicher Parteigenossen gegen die Religion zu mildern wie andererseits unter überzeugten Christen Sympathien für den Sozialismus zu wecken. Daneben besteht, ebenso wie in der Schweiz, eine noch zahlreichere Gruppe sozialistisch gesinnter Geistlicher, die nur noch nicht eingeschriebene Parteimitglieder geworden sind.

Auch innerhalb der evangelischen Kirchen anderer Länder fand der Sozialismus — und zwar der moderne, der die Vergesellschaftung aller Produktionsmittel fordert — seit Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts immer mehr Anhänger. In

England beglückwünschten nach den Wahlen von 1906 einhundertundzwanzig Geistliche der anglikanischen Kirche in einem offenen Briefe die Labour Party zu ihren Wahlerfolgen. Bald darauf wurde eine Church Socialist League gebildet, deren Mitglieder politisch und ökonomisch den reinen Sozialismus vertraten. In den Vereinigten Staaten von Amerika bildete sich ebenfalls um 1901 eine christlich-sozialistische Vereinigung, die betonte, daß der Sozialismus »die notwendige wirtschaftliche Forderung des christlichen Lebens ist« und zu den Mitarbeitern ihres in Chicago erscheinenden Organs »The Christian Socialist« hauptsächlich Pfarrer zählte. Im nördlichsten Norwegen wurde schon 1903 der Pfarrer Dr. Alfred Eriksen als Mitglied der Partei in den Storting gewählt; und auch in Schweden und Dänemark war schon vor zehn Jahren eine starke Bewegung innerhalb der Landeskirche zugunsten der Sozialdemokratie vorhanden, ohne daß die Kirchenbehörden darin etwas erblickten, was mit dem geistlichen Amte in Widerspruch stände.

Schwieriger ist die Lage der Dinge innerhalb der katholischen Kirche zu beurteilen. So waren in Italien schon der alten Internationale vereinzelt Priester beigetreten, aber — offenbar infolge des kirchlichen Druckes — immer wieder daraus verschwunden. Im Jahre 1908 löste sich von der »christlichen Demokratie« Romolo Murris eine Gruppe Socialisti Christiani los, die sich offen zum Kollektivismus bekannten, aber (damals) die nachgesuchte Aufnahme in die Sozialdemokratische Partei nicht erlangten, weil man von ihnen eine »Verchristlichung« der Partei befürchtete, deren Geist antiideologisch sei. So nach der Mitteilung von Robert Michels (1910); wie sich die Dinge seitdem entwickelt haben, kann ich leider nicht sagen. Bezeichnend jedenfalls und typisch für das ganze Verfahren der katholischen Kirchenbehörden erscheint der Einzelfall von den Brink in Holland, über den dieser selber in einer besonderen Broschüre (deutsch 1906 im Vorwärts-Verlag) berichtet hat. Dieser gelehrte Priester wurde, sobald er in den Verdacht sozialistischer Anschauungen geriet, auf alle Weise geschnurigel, von einem kleinen Nest in das andere verjagt usw. Man entzog ihm — während er gleichzeitig vom Papst Leo XIII. allerlei Auszeichnungen erhielt — die Erlaubnis zum Messelesen (1901). Er erhielt sie auf seine Beschwerde zwar wieder (1902), wurde aber 1904 wiederum von seinem Amte suspendiert, weil er einen Sozialdemokraten brieflich mit »Gelehrter Parteigenosse!« angeredet hatte.

Im allgemeinen sind die zur Partei übergetretenen Geistlichen namentlich von der Masse der Genossen (weniger vielleicht von den Führern) mit offenen Armen aufgenommen worden. Und wenn auf dem Dresdener Parteitag aus bekannten Gründen ein früher nicht vorhandenes Mißtrauen gegen die »Akademiker« erwachte, so hat sich dieses keineswegs gegen die Theologen als solche gerichtet. Andererseits haben aber die politisch Interessiertesten unter den zur Partei übergetretenen auch in den demokratischen Ländern meistens eingesehen, daß sie auf die Dauer nicht zwei Herren dienen könnten, und haben daher ihr Pfarramt freiwillig niedergelegt, wie in Holland Melchers und Hugenhof, in der Schweiz Brandt, Wirth und die beiden Brüder Engster.

Doch genug des Historischen. Wie steht es augenblicklich mit dem Verhältnis zwischen Sozialdemokratie und Kirche in der freien deutschen Republik? Kein Zweifel, daß die katholische Kirche, schon bisher unsere stärkste Gegnerin, uns auch ferner in ihrem Innersten feindselig gegenübersehen wird. Trotz mancher Berührungspunkte auf sozialistischem Gebiet, trotzdem sie, wie die Geschichte aller Jahrhunderte zeigt, sich mit unglaublicher Gewandtheit allen Verfassungsformen vom starren Absolutismus bis zur freiesten Demokratie anzuschmiegen gewußt hat, bleibt der prinzipielle Gegensatz unüberbrückbar. Das beweist nicht bloß die Schärfe des verflochtenen Wahlkampfes gerade mit der Zentrumsparlei, das beweist jede strenge katholische Zeitung, Zeitschrift, Broschüre. Auch die erste einer neuen von dem bedeutenden Herderschen Verlag (Freiburg i. Br.) herausgegebenen Flug-schriftenreihe, betitelt »Neubau der Gesellschaft«, verfaßt von einem Vertreter der

konsequentesten Richtung innerhalb des Katholizismus, dem Jesuitenpater Heinrich Pesch. Pesch verlangt zwar in hochklingenden Worten »vollen Bruch mit dem kapitalistischen System«, das in schroffstem Gegensatz zur christlichen Soziallehre und Moral stehe (S. 8), an dessen Stelle eine »echt soziale, solidaristische Arbeitsverfassung« zu treten habe (S. 1); aber er sucht im selben Atem seine Leser gruselig und kopfschmerzhaft zu machen vor der vollendeten »Ratlosigkeit« (S. 4), der »völligen volkswirtschaftlichen Impotenz« (S. 16), den »Phantomen« (S. 17), dem »undeutschen« »Staats- oder Gesellschaftsabsolutismus« (S. 18), vor allem aber vor dem »schrecklichsten Verbrechen« des »Sozialismus«, »daß er dem Volke den Glauben geraubt hat« (S. 4).

Trotzdem mehrten sich auch auf diesem Gebiet allerlei zukunftsverheißende Zeichen. Der Abfall der Massen von der politischen Führung durch die katholische Kirche, der bereits bei den Reichstagswahlen von 1903 einsetzte und seitdem in deutlicher, wenn auch langsamer Zunahme begriffen war,<sup>2</sup> hat bei den letzten Wahlen zur deutschen National- und preußischen Landesversammlung mächtige Fortschritte gemacht. Gewiß ist das Zentrum mit den Demokraten die stärkste bürgerliche Partei (daß es die Demokraten noch um wenige hunderttausend Stimmen übertrifft, war teilweise durch die Zurechnung der welfischen Stimmen veranlaßt), aber das verdankt es zum großen Teil nur den Frauenstimmen, die auch in den Arbeiterkreisen, wie für bestimmte Bezirke in Köln statistisch genau nachgewiesen ist, viel zahlreicher dem Zentrum als der Sozialdemokratie zugute gekommen sind. Wir zitierten bei unseren Betrachtungen von 1903 und 1907 das Wort: »Wo Schachtgerüste und Schornsteine sich erheben, weicht das Zentrum.« Den unwälbenden Wirkungen des Krieges, der Aufhellung der Köpfe durch den Verkehr mit unseren Genossen innerhalb der selbstgrauen Millionenheere haben wir es zu danken, daß unsere Ideen jetzt auch in fast rein ländlichen Gegenden großartige Erfolge errungen haben. Und das gilt nicht bloß von dem evangelischen Ostpreußen und Pommern, sondern auch von den zum allergrößten Teil katholischen Bezirken Köln-Nachen (87 Prozent Katholiken), Oberbayern und Schwaben (89,3 Prozent), Oppeln (91 Prozent) und Niederbayern mit Oberpfalz (95,4 Prozent), in welchem letzten zum Beispiel unsere Stimmenzahl sich versiebenfacht und über 26 Prozent der abgegebenen Stimmen erreicht hat!

Auch in der bisher als unüberwindbar geltenden schwärzesten Eifel dringen wir — man braucht nur einen Blick in unser kölnisches Parteiorgan, die »Rheinische Zeitung«, zu werfen — siegreich vor. Die Massen also haben sich auch innerhalb des Katholizismus der Sozialdemokratie zuzuwenden begonnen, und es gilt nur, diese uns günstige Entwicklung nicht durch allerhand Dummheiten zu unterbrechen, sondern durch eine kluge Politik zu unterstützen.

Bei der protestantischen Kirche liegen die Dinge insofern wesentlich anders wie bei der katholischen, als sie bekanntlich kein einheitliches Ganze bildet. So hängen die Beziehungen zur Sozialdemokratie, wenn wir von den Massen der Gemeindeglieder absehen, ganz wesentlich von den Persönlichkeiten der einzelnen Kirchenvertreter, vorzugsweise also der Geistlichen ab. Diese aber fühlen sich im jetzigen demokratischen Staate, unter einem sozialistischen Minister — charakteristischerweise schaltet das heutige Ministerium »für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung« schon in seinem Namen die »geistlichen Angelegenheiten« aus und kündigt so seine Tendenz auf Trennung von Staat und Kirche an — naturgemäß viel freier. Eine größere Anzahl von Theologen hat denn auch unter Führung des demokratischen Marburger Theologieprofessors Rade eine Vereinigung »Volkskirche und Kirchentag« gegründet (die in kleinerer Zahl auch Laien und Frauen umfaßt) und eine

<sup>2</sup> Vergl. die von mir damals unter dem notgedrungenen Pseudonym »Akademikus« veröffentlichten ausführlichen Nachweise in »Statistische Nachklänge zu den Reichstagswahlen«, Neue Zeit, 22. Jahrgang, 1. Band (1903), S. 489 bis 494, 25. Jahrgang, 2. Band (1907), S. 431 bis 434, 30. Jahrgang, 2. Band (1912), S. 825, 868 bis 871.

kirchliche »Neugeburt« bezweckt. Ein anderer, mehr politisch gerichteter Kreis (darunter Naumann!) hat ein »Wochenblatt für das evangelische Haus«, genannt »Der christliche Demokrat«, ins Leben gerufen, das »entschiedene Vertretung der christlichen Idee vom menschlichen Brudertum und ihre Anwendung auf sämtliche menschlich-gesellschaftliche Lebensformen« fordert und praktisch eine »engere Verbindung von Christentum und evangelischer Kirche« mit der — »politischen Linken« erstrebt.

Im früheren Königreich Sachsen sind bereits fünfzig Pfarrer zu einer sozialistischen Vereinigung zusammengetreten. Auch in Berlin hat sich nach neuesten Zeitungsnachrichten ein Bund »Neue Kirche« gebildet, der »nicht die Sozialdemokratie für die Kirche, sondern die Kirche für den Sozialismus Jesu gewinnen will, das heißt »für die Religion des Brudertums aller Menschen«, die sich im Leben der einzelnen, des Staates wie der Völkerwelt bewähren soll. Im Gegensatz zu der bisherigen politisch vorwiegend konservativ gerichteten Kirche stellt sich die »Neue Kirche« »mit aufrichtiger Sympathie« auf den Boden der neuen Republik und billigt in wirtschaftlicher Beziehung »grundsätzlich die Überwindung des kapitalistischen Egoismus durch einen gerechten und weitblickenden Sozialismus«.

Näher für unser Thema in Betracht kommt ein Vortrag, den ein Mitglied der Radeschen Vereinigung, Pfarrer Georg Frihe in Köln, am 15. Januar 1910 auf Einladung des dortigen Sozialdemokratischen Vereins und zusammen mit Genosse Meerfeld im altberühmten Gürzenich-Saale der rheinischen Metropole vor einer überfüllten Massenversammlung über »Kirche und Sozialdemokratie« gehalten hat. Der Vortrag, der kurz darauf in unserem Kölner Parteiverlag (15 Seiten stark) erschienen ist — und dessen Inhalt der Vortragende später auch in Bonn in einem Rededuell mit einem gegnerisch gesinnten Amtsbruder verteidigt hat —, »ersehnt heiß« eine Versöhnung zwischen beiden Teilen. Unumgänglich erscheinen ihm jedoch zwei Vorbedingungen: 1. die Kirche muß ein ganz anderes Verständnis gewinnen für die tieferen Gründe der sozialdemokratischen Bewegung; 2. die Sozialdemokratie desgleichen für den Wert der geistig-seelischen Kräfte (S. 4). Wenn er dann bei der letzteren (mit dem Theologen E. Förster, Frankfurt) den größeren »Glauben« an die Möglichkeit dreier Dinge: Beseitigung der Kriege, Herbeiführung einer größeren Gleichheit unter den Menschen, Abschöpfung des wirtschaftlichen Egoismus, gefunden zu haben erklärt (S. 10), so wäre damit ja eigentlich seine Forderung des Verständnisses für geistige Werte schon erfüllt. Wichtig ist, daß auch Frihe völlige Trennung der Kirche vom Staate in ihrem eigenen seelischen Interesse fordert.

Frihe befindet sich noch auf der Stufe des Überganges. Wesentlich näher der Sozialdemokratie und ganz auf den Boden des Sozialismus stellt sich ein Aufruf, den der Pfarrer Lizentiat Dr. Hans Hartmann aus Ketzberg bei Solingen am 1. Mai dieses Jahres in Rades »Die christliche Welt« veröffentlicht hat. Unter der an die berufene leidenschaftliche Schrift des Zürcher Pfarrers Kutter (vergl. K. Vorländer, a. a. O. S. 499 f.) erinnernden Überschrift »Wir Pfarrer« fordert er zu einem Zusammenschluß der sozialistischen Pfarrer, das heißt nach seiner Begriffsbestimmung aller derer auf, die »1. einen Neuaufbau der Kirche wollen; 2. die glauben, daß der nur geschehen darf mit Hilfe der Arbeiterschaft; 3. die glauben, daß die Arbeiterschaft nur mitbillt, wenn sie inneres Verständnis für ihre Ideale findet; 4. die ihrerseits überzeugt sind von der Gerechtigkeit der sozialistischen Ideale und die sozialistische Liebesidee Christi im gesamten praktischen Leben durchgeföhrt wissen wollen«.

Daraufhin haben sich, wie mir Lizentiat Hartmann mündlich mitgeteilt hat, etwa dreißig sozialistische Pfarrer gemeldet; davon gehört etwa die Hälfte, obwohl in dem Aufruf »Zugehörigkeit zu einer bestimmten Partei oder einem bestimmten sozialistischen Parteiprogramm nicht vorausgeföhrt« wird, einer der beiden sozialdemokratischen Parteien an. Hartmann selber aber fehlt, obwohl äußerlich noch keiner

der beiden Parteien angehörig, seine Agitation zugunsten eines energischen, ideal und religiös gerichteten Sozialismus fort. Am 1. Mai hielt er — »wohl einzig dastehend in der ganzen deutschen Republik«, wie ein Teilnehmer in der unabhängigen »Vergischen Arbeiterstimme« berichtet — eine Mafseier, bestehend aus Festansprache und musikalischen Darbietungen — in seiner kleinen Landkirche ab, die nach dem Bericht des unabhängigen Sozialdemokraten und Freidenkers sehr erhebend verlief. Und am 28. Mai fand im Solinger Gewerkschaftshaus eine von der U. S. P. einberufene, stark (unter anderen auch von einer Anzahl unserer Parteigenossen) besuchte Versammlung statt, in der Hartmann über das Thema »**Brauchen wir noch eine Religion?**« referierte, und die mit der einstimmigen Annahme folgender Resolution schloß:

»Die Versammlung lehnt die Religion im bisherigen, vor allem kirchlichen Sinne ab. Sie beantwortet die Frage: **Brauchen wir eine Religion?** mit Ja in dem Sinne, daß diese Religion aufgebaut sein muß auf der sozialistischen Idee und dem Gefühl einer neuen Gemeinschaft und Gerechtigkeit unter den Völkern, daß sie undogmatisch und radikal aus dem Herzen des Menschen selbst hervorgehen muß und alle religiösen Begriffe nur als Versuche betrachtet, sich das Unendliche zu deuten. Die Religion übernimmt aus der gesamten Religionsgeschichte die besten und schönsten Gedanken und sucht sie den Kindern in einem religionsgeschichtlichen Unterricht zu vermitteln.«

Noch ist alles in Gärung, und wir wissen nicht, wie sich die Dinge nach der hoffentlich bald kommenden völligen Trennung von Kirche und Staat weiterentwickeln werden. Zweck unseres Aufsatzes war auch nur, das Problem »Sozialdemokratie und Kirche«, wie es sich historisch herausgebildet hat, vor dem Leser aufzurollen, um sodann ein Stimmungsbild aus der Gegenwart zu geben. Wir verzichteten deshalb auch darauf, an dieser Stelle in eine Prüfung der Frage einzutreten, ob die sozialdemokratische Weltanschauung überhaupt mit dem Urkern des Christentums (nicht bloß dem dogmatischen, sondern auch dem sittlichen) vereinbar ist oder nicht. Die Haltung unserer Partei zur Kirche beider Bekenntnisse wird auch in Zukunft kaum einer Änderung bedürfen. Die Sozialdemokratie hat durchaus keinen Anlaß, die Religion als solche zu bekämpfen, sondern nur den Geistlichen, beziehungsweise die kirchliche Behörde, die sich zum Beschützer des Kapitalismus aufwirft.

## Unser Obstbau als Ernährungsfaktor.

Von Herm. Krafft.

Unser Obstbau hätte während des Krieges ein nicht hoch genug zu schätzender Ernährungsfaktor sein können. Allein er hat so ziemlich versagt. Was er nicht gewesen ist, das muß er aber in Zukunft werden. Wir brauchen die Erzeugnisse des Obstbaues in großen Mengen für Ernährungszwecke. Vor dem Kriege galt das Obst durchweg als Genußmittel, unterdessen ist sein Wert als Nahrungsmittel erkannt worden. Soll aber das Obst als Nahrungsmittel Bedeutung erlangen, so muß der Obstbau andere Bahnen wandeln als vor dem Kriege.

Obgleich der deutsche Obstbau ein nach Jahrhunderten zählendes Alter auf dem Rücken hat, so ist die Erzeugung im Verhältnis zum Verbrauch erheblich zurückgeblieben. Andere Länder mit erheblich längerem Obstbau machten sich durch ausgedehnte Pflege ihrer Obstkulturen die Niederlage bei uns zunutze und warfen ungeheure Mengen guten Obstes auf den deutschen Markt. Die Einfuhr frischen Obstes stieg von Jahr zu Jahr, wenn auch nicht mit einer sogleich ersichtlichen Regelmäßigkeit. Das schwankende Ernteergebnis in den einzelnen Jahren ist Ursache, daß auch die Einfuhrziffern schwanken. Die gewaltige Zunahme der Einfuhr wird aber augenfällig, wenn man längere Jahresreihen miteinander vergleicht. In dem Jahrzehnt 1885 bis 1895 schwankte die Einfuhr frischen Obstes zwischen rund 88

und 120 Millionen Kilo; im folgenden Jahrzehnt schon zwischen 104 und 215 Millionen. Das letzte Jahrzehnt vor dem Kriege brachte bereits jährliche Einfuhrmengen mit über 300 Millionen Kilo. Große Mengen von Obst kamen aus Österreich herein. Weitere Lieferanten waren die Schweiz, Niederlande, Belgien, Italien und Frankreich. Dazu traten in den letzten zwei Jahrzehnten als ständig wachsende Lieferanten die Vereinigten Staaten von Amerika und Australien. Dieser bedeutenden Einfuhr stand nur eine wenig nennenswerte Ausfuhr gegenüber. Hauptabnehmer war Großbritannien.

Als das schöne Geld, das für die großen Einfuhrmengen ins Ausland abwanderte, stach dem deutschen Obstzüchter wohl mächtig in die Augen. Er suchte auch nach Mitteln, dem wegen der Billigkeit sich besonders fühlbar machenden Wettbewerb des ausländischen Obstes zu begegnen. Der Schutz Zoll sollte als Allheilmittel hier seine Wirkung tun. So dachte wenigstens der Obstzüchter, und er legte sich mächtig für einen Schutz Zoll ins Zeug, allerdings ohne Erfolg. Andererseits wurde versucht, durch mancherlei uneigennütige Bestrebungen den deutschen Obstbau zu stärken. Allein es konnte nichts Rechtes zustande kommen, weil die Sache das eine Mal unrichtig angefaßt wurde, das andere Mal an der Kurzsichtigkeit der Obstzüchter zugrunde ging. Teilweise nur hatten die Bestrebungen, wo richtig angepackt wurde, Erfolge, und zwar da, wo man in den Kreisen der Züchter das nötige Verständnis zeigte. So haben sich an einzelnen Stellen Deutschlands, namentlich in Baden, Württemberg und Hessen, ganz einträgliche Kulturen entwickelt. In diesen Gegenden hat man den Nachweis erbracht, daß der Obstbau bei zweckentsprechender Bewirtschaftung ein einträglicher Erwerbszweig ist, namentlich wenn mit ihm eine geregelte Obstverwertung Hand in Hand geht.

Wie die Erzeugung, lag auch die Verwertung zumeist im argen. Es fehlte an vernunftgemäßen Einrichtungen und an zweckmäßigen Lagerräumen. Man packte die ganze Sache wenig rationell an, liebäugelte zuviel mit Spielereien und erging sich in allerlei wenig versprechenden Versuchen. Statt an eine Zusammenfassung aller wirkenden Kräfte zu denken, trieb man die ärgste Zersplitterung.

Dabei ist Deutschlands Obstbau sehr ausdehnungs- und entwicklungsfähig, denn an vielen Orten gewähren Boden und Klima der Obstkultur durchaus günstige Verhältnisse. Nicht braucht das Obst das Getreide zu verdrängen, denn im allgemeinen beginnt der Kulturboden für den Obstbau dort, wo der Ackerbau aufhört, wo die Bearbeitung des Erdreichs vermittelt der Pflugschär auf Hindernisse stößt. Bergabhänge, Straßen, Eisenbahndämme usw. kommen in erster Linie in Betracht. Für den Plantagenobstbau können Abländereien, Tristen, die heute brachliegen und keinen nennenswerten Ertrag abwerfen, urbar gemacht werden. In den Gärten von Krankenhäusern, Nervenhelanstalten, Schulen und anderen Bildungsanstalten kann Obst gezogen werden. Unendliche Quadratmeter von Hausflächen lassen sich mit guten Ertrag bringendem Formobst bekleiden, wie man es beispielsweise so vielfach in Belgien und Nordfrankreich sieht.

Darum muß vor allem eine zweckmäßige Organisation des gesamten Obstbaues einsehen. Anfänge dazu verspürt man schon hier und da in den wirtschaftlichen Vereinigungen kleiner Betriebe zu Obstbaugenossenschaften und in großbetriebmäßig eingerichteten Obstverwertungsanstalten, die sich in der Hand eines Besitzers oder einer Gesellschaft befinden. Die Hauptsache bleibt jedoch noch zu tun. Für die Freunde der Genossenschaftsbewegung bietet just der Obstbau wie auch die Obstverwertung ein Gebiet, auf dem tatsächlich eine ersprießliche Tätigkeit möglich ist. Die gegenwärtige Verteilung von Grund und Boden ist dem Großbetrieb im Obstbau einstweilen noch wenig dienlich.

Soll der Obstbau seiner Aufgabe als Ernährungsfaktor gerecht werden, so ist erforderlich, daß zum Anbau von Einheitsobst geschritten wird. Was wir hauptsächlich brauchen, ist Wirtschaftsobst, Massenobst. Das können wir heute nicht in dem erforderlichen Umfang haben, weil die Obstzüchter zu vielerlei Sorten haben. Jeder

Obstzüchter hat besondere Sorten. Ernte, Aufbewahrung, Verpackung und Versand werden dadurch erschwert, und ein gleiches gilt für die Großverarbeitung zu Marmelade und dergleichen. In jeder Obstgegend dürfen nur einige wenige Obstsorten angebaut werden, und zwar nur solche, die sich für die Gegend gerade am besten eignen. Dadurch wird die Kultur vereinfacht. Die Ernte ist leichter, und die weitere Behandlung der Früchte bis zur endgültigen Verwertung bedeutet keine Verzettlung der Kräfte mehr. Dann lohnt auch die Errichtung großer praktischer Lagereien und Kühlhäuser. Alle Arbeit, die mit dem Obstbau und mit der Verwertung der Früchte zusammenhängt, wird vereinfacht. Rückwirkend wird dadurch eine Vereinfachung der Anzucht der Obstbäume herbeigeführt. Alles dies zusammen muß auf den Verkaufspreis der Früchte wesentlichen Einfluß haben. Der Absatz läßt sich in regelmäßigeren Bahnen leiten, zumal der Obsthandel eine bedeutende Erleichterung verspüren würde.

Da frischgepflanzte Obstbäume erst nach Jahren erträgliche Ernte bringen, muß der Obstkauer weiter bedacht sein, durch die Anpflanzung von Beerenobst in weitestgehendem Maße auf schnellerem Wege Nahrungsmittel hervorzubringen. Beerenobst bringt schneller nach der Pflanzung Ernten als das Kernobst. Und dieses ist gleich jenem für die Marmeladenbereitung von großer Bedeutung. Wir werden noch auf Jahre hinaus an eine ausgedehnte Marmeladenverwendung gebunden sein. Hinsichtlich des Beerenobstes gilt im allgemeinen das gleiche, was vom Obstbau überhaupt gesagt wurde.

Wird in der geschilderten Art sich der deutsche Obstbau seiner Aufgaben bewußt, dann kann er wesentlich dazu beitragen, die Volksnährungsverhältnisse baldigst zu verbessern. Einen guten Teil dieser Arbeit muß der Obstbau aus sich selbst heraus leisten. Gemeinde und Staat müssen ein übriges tun, so namentlich bei der Bepflanzung von Straßen und Ländereien, die Gemeinde- und Staatselgentum sind, bei Neusiedlungen, durch Anlernung und Anstellung von Baumwärttern, Errichtung von Versuchsgärten, Einführung eines Obstbauunterrichts in den Schulen, Organisierung der Schädlingsbekämpfung, endlich auch durch Gewährung günstiger Verkehrsverhältnisse für den Obsthandel. Falsch aber handelt der Obstzüchter, der ein Ausblühen des Obstbaues nur durch Staatshilfe, durch Einführung von Schutzzöllen usw. erwartet. In erster Linie heißt es: Selbst ist der Mann. Trifft dazu dann die gedachte Mithilfe, so kann eine Obstwirtschaft entstehen, wie sie zum Besten unseres Volkes erforderlich ist. Das deutsche Volk braucht seinen Obstbau notwendig!

### Literarische Rundschau.

Viktor Schiff, *Die Stimme aus dem Grabe*. Reden von Jean Jaurès. Berlin 1919, Buchhandlung Vorwärts. 36 Seiten. Preis geheftet 1,50 Mark.

Es sind nur wenige Auszüge aus den Reden des großen französischen Sozialisten und Politikers, die Viktor Schiff uns in guter Übersetzung darbietet. Im wesentlichen hat sich Schiff auf die große Rede von Jaurès über die Demonstration von Agadir (gehalten in der Deputiertenkammer am 20. Dezember 1911), die Rede über den geheimen Bündnisvertrag zwischen Frankreich und Rußland (am 7. Juli 1914), die Rede über den Charakter des russisch-französischen Bündnisses (am 23. Januar 1903) und auf die Wahlrede, die Jaurès im Wahlbezirk Montets in Vaise bei Lyon über den bevorstehenden Weltkrieg gehalten hat (am 25. Juli 1914), beschränkt. Einige kurze Stellen aus anderen Reden und Artikeln der Humanité dienen gewissermaßen nur zum Füllen. Dennoch zeigt der knappe Inhalt der kleinen Schrift, wie klar Jaurès, der früher oft in Deutschland als reiner Ideologe betrachtet worden ist, die zum Kriege treibenden Tendenzen der politischen Lage Europas und ihre notwendige Ausmündung in einen Riesenkampf der Großmächte erkannt hat.

Für deutsche Leser, die die Auffassungen des Genossen Jaurès bisher noch nicht näher kannten, dürfte vor allem interessant sein, daß Jaurès keineswegs wie die Thomas, Renaudel, Sembat die offizielle Auslandspolitik Frankreichs von der Schuld an der Herbeiführung des Weltkriegs freispricht, sondern im Gegenteil der französischen Expansions- und Eroberungspolitik einen großen Teil der Kriegsschuld beimißt. So heißt es zum Beispiel in der Rede, die Jaurès wenige Tage vor dem Kriegsausbruch, am 25. Juli 1914, in Vaise gehalten hat:

»Zur gegenwärtigen Stunde sind wir vielleicht am Vorabend des Tages, an dem Österreich sich auf Serbien wirft, und wenn Österreich-Deutschland sich auf Serbien und Rußland werfen, geht Europa, geht die Welt in Flammen auf. In einer so ernsten und für alle so gefährvollen Stunde will ich nicht verweilen, noch lange nach den Verantwortungen zu suchen. Wir haben unseren Teil daran. Moutet hat es gesagt, und ich erkläre vor der Geschichte, daß wir sie voraussehen und voraus sagten, als wir erklärten, daß das bewaffnete Vorgehen in Marokko die Ara des Ehrgeizes, der Besitzgier, der Konflikte in Europa eröffnete. ... Denn wir hatten uns mit Marokko eingelassen, hatten Verzeihung unserer eigenen Sünden nötig und verziehen daher die Sünden anderer. Damals sagte unser Minister des Auswärtigen zu Österreich: 'Wir überlassen euch Bosnien-Herzegowina unter der Bedingung, daß ihr uns Marokko überlaßt.' Wir unternahmen einen reuigen Bittgang von einer Macht zur anderen und sagten zu Italien: 'Du kannst nach Tripolis gehen, da ich ja auch in Marokko bin, und darfst am Ende der Straße stehen, da ich am Beginn derselben stehe.'« J. C.

**Bibliothek der »Cultura Latino-Americana«,** herausgegeben von B. Schädel, Band 1 bis 3. Cöthen 1919.

Sobald wir nicht mehr gegen die Außenwelt abgeschlossen sein werden, werden deutsche Arbeit und deutscher Unternehmungsgeist aufs neue in vielen Ländern Felder der Tätigkeit suchen. Wer sich nach dem an Naturschätzen reichen Südamerika wenden will, findet in den vorliegenden Bänden viel Wissenswertes. Im ersten Bande unterrichtet R. v. d. B o r g h t auf Grund deutscher und amerikanischer Quellen über »Das Wirtschaftsleben Südamerikas, insbesondere in seinen Beziehungen zu Deutschland«. Er behandelt die landwirtschaftliche und bergbauartige Rohstoffherzeugung der südamerikanischen Republiken, die Einwanderung, auswärtige Kapitalanlagen, das Verkehrswesen und Südamerikas Stellung im Welthandel.

Die beiden anderen Bände sind von Walter M e i ß n e r verfaßt; Band 2 betrifft »Das wirtschaftliche Vordringen der Nordamerikaner in Südamerika« und Band 3 »Argentinien's Handelsbeziehungen zu den Vereinigten Staaten von Amerika«. Die ersten Abschnitte dieser Bände gewähren Auskunft über Südamerikas Stellung im Welthandel und den Stand der Volkswirtschaft Argentinien's. Namentlich Band 3 bietet weit mehr, als der Titel verspricht, denn er gibt ein Bild der Handelsbeziehungen Argentinien's mit dem Ausland überhaupt.

H. F e h l i n g e r.

## Notizen.

**Englands und Nordamerikas Konkurrenzkampf in Südamerika.** Der Krieg hat auf verschiedenen Wirtschaftsmärkten eine scharfe Konkurrenz zwischen England und den Vereinigten Staaten von Amerika hervorgerufen — eine Konkurrenz, die sich in den nächsten Jahren, wenn das englische Kapital die ihm in der Kriegszeit verlorengegangenen Gebiete zurückzuerobern suchen wird, noch beträchtlich steigern und in die heutige Freundschaft der beiden großen angelsächsischen Reiche manche tiefen Risse hineinbringen wird. Durch den Ausgang des Weltkriegs sind alle

übrigen europäischen Staaten zunächst auf dem internationalen Kapital- und Handelsmarkt völlig mattgesetzt; England und die nordamerikanische Union sind die beiden großen Rivalen, zwischen denen der Kampf entbrennen wird, und in diesem Kampfe hat der nordamerikanische Freistaat, soweit sich heute beurteilen läßt, die größeren und besseren Chancen. Besonders gilt das von dem Wirtschaftsmarkt Mittel- und Südamerikas. Es ist erstaunlich, in welchem Maße die Union es verstanden hat, das südamerikanische Anleihe- und Geldgeschäft während der Kriegsjahre in ihre Hand zu bringen, welche beträchtliche Summen sie in südamerikanischen Unternehmungen investiert und wie sie sich nach und nach in steigendem Maße des südamerikanischen Absatzmarktes bemächtigt hat.

Ein Beispiel dafür liefert die Versorgung Südamerikas mit Kohlen, die früher fast ausschließlich von Seiten Englands geschah. Auch im ersten Kriegsjahr blieb England noch der große Hauptlieferant. Der Rückgang der englischen Kohlenförderung und die zunehmenden Anforderungen der Verbündeten an die englische Kohlenproduktion und die steigende Schiffsraumnot führten jedoch bald zu einer starken Abnahme des englischen Kohlenexports nach den südamerikanischen Staaten, und nun erschien sofort die nordamerikanische Kohle auf dem südamerikanischen Markt und fand in einigen Ländern, vornehmlich Argentinien und Brasilien, schnellen Absatz. Schon schien es, daß sie die englische Kohle dort völlig verdrängen werde, als nun auch die Vereinigten Staaten in den Krieg eintraten und damit die gesamte Kohlenausfuhr der Union einer strengen Staatskontrolle unterstellt wurde. Kohlen durften nur noch dann ausgeführt werden, wenn dem Kriegshandelsamt (War Trade Board) der Nachweis erbracht wurde, daß die ausgeführten Mengen dem Kriegszweck der Alliierten dienen, also zum Beispiel die argentinischen Eisenbahnen, die Kohlen anforderten, diese zu dem Zweck nötig hätten, um Weizen und Fleisch für die Entente-Länder nach bestimmten Hafenplätzen liefern zu können. Infolge dieser Ausfuhrbeschränkung und des zunehmenden Eigenverbrauchs der Union verlor diese wieder einen beträchtlichen Teil ihres Exports nach Südamerika, der dann im Juni 1918 dadurch noch mehr erschwert wurde, daß das amerikanische Schiffsamt mit der englischen Regierung ein Abkommen traf, durch das der Export amerikanischer Kohlen nach dem La Plata der englischen Schifffahrt vorbehalten blieb, zumal die englischen Reeder diese Vergünstigung alsbald dazu ausnützten, die Frachtkraten zu erhöhen und in Argentinien die Preise für amerikanische Kohle beträchtlich in die Höhe zu treiben. Nach dem Ende des Krieges, zu Anfang des laufenden Jahres, ist jedoch das englische Schiffsmonopol, das nur für die Kriegszeit galt, wieder beseitigt worden, und nun setzte auch alsbald wieder ein starker Export amerikanischer Kohle nach Argentinien ein. Das paßte jedoch den englischen Kohlenexporteuren und Reedern nicht. Um der amerikanischen Kohle Konkurrenz zu bieten, wurden im April dieses Jahres die Exportpreise für die nach Südamerika bestimmten Kohlensendungen ermäßigt und zugleich die Schiffsfracht, die bis dahin von den Osthäfen der Union bis nach Buenos Aires 18½ Dollar pro Tonne betragen hatte, so weit herabgesetzt, daß sie sich pro Tonne von Cardiff bis nach Buenos Aires nur noch auf ungefähr 12 Dollar stellte. Zwar hat England zu diesen Preisen und Frachtsätzen bisher nur geringe Mengen nach Argentinien geliefert, aber die von englischer Seite in Aussicht gestellten niedrigeren Preise hatten zur Folge, daß die argentinischen Großhändler vorerst mit dem Ankauf amerikanischer Kohle zurückhielten. Wahrscheinlich werden die Amerikaner bald mit Gegenmaßnahmen antworten, so daß auf dem argentinischen Markt ein interessanter Rivalitätskampf in Aussicht steht.

Das ist nur ein kleines Beispiel des großen Kampfes zwischen den beiden imperialistischen angelsächsischen Riesenmächten, der sich in verschiedenen Erdgegenden vorbereitet und in den nächsten Jahren der Weltwirtschaft seinen Stempel aufdrücken wird. Wir stehen erst im Anfang der wirtschaftlichen Weltumwälzung.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 15

Ausgegeben am 11. Juli 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Rationierung oder Aufhebung des Lebensmittelkartensystems.

Von Dr. med. Alfred Beyer.

Seit sich die Regierung infolge der englischen Blockade zur Einführung des Lebensmittelkartensystems genötigt gesehen hat, agitiert ein großer Teil der interessierten Geschäftswelt mit zunehmendem Eifer für die Rückkehr zum sogenannten freien Handel, das heißt zur freien Konkurrenz. Der vor kurzem erfolgte Friedensschluß hat diese Agitation noch verstärkt, und mit ziemlicher Sicherheit ist darauf zu rechnen, daß in der nächsten Zeit sich die Versuche in den verschiedenen Parlamenten mehren werden, durch entsprechende Anträge in das Lebensmittelrationierungssystem Brechen zu legen. Zumeist sind es wirtschaftliche Gründe, die für und gegen die baldige Wiederzulassung der freien Konkurrenz auf dem Lebensmittelmarkt geltend gemacht werden; die physiologisch-psychologischen Gesichtspunkte finden meist wenig Beachtung — und doch sind sie für die Beurteilung der Frage, ob die Lebensmittelrationierung fallen kann, von größter Bedeutung.

Die hinreichende Versorgung des Volkes mit Nahrungsmitteln wurde im Verlauf des Krieges immer mehr zur wichtigsten Existenzfrage. Nicht das feindliche Heeresaufgebot hat uns besiegt, sondern die Hungerblockade. Sie rief jene chronische Unterernährung hervor, die im weiteren zu einer nicht verstandesmäßig, sondern physiologisch bedingten Veränderung des Gefühlslebens in unserem Volke führte und die Moral vernichtete. Aufklärungen, Belehrungen und Moralpredigten wurden dagegen vergeblich angewandt, eben weil die chronische Unterernährung biochemische, das heißt organisch bedingte Veränderungen des Gehirnstoffwechsels schuf, die naturgemäß nicht durch psychische Beeinflussung behoben werden konnten. Solche kostspieligen und zeitraubenden Beeinflussungsversuche konnten nur unternommen werden, weil das deutsche Volk selbst in seinen **L e b e n s f r a g e n** sich von seiner dualistisch-idealistischen Weltanschauung nicht freimachen kann, weil es von den realistisch urteilenden Völkern nicht lernen wollte und selber auch in nächster Zukunft kaum lernen wird.

Die Engländer eröffneten die Hungerblockade, weil sie wissen, daß die Kulturstaaten in notwendigen Wechselbeziehungen stehen, so daß die Isolierung eines Volkes nur mit seiner Vernichtung enden kann, falls es nicht imstande ist, seine Produktion so zu verändern, daß die nötige Mannigfaltigkeit der zur isolierten Existenz unbedingt erforderlichen Verbrauchsmittel erreicht und die Nachfrage nach diesen wenigstens notdürftig gedeckt werden kann. Das ist bei den meisten großen Kulturstaaten heute nicht mehr möglich und war auch für Deutschland ausgeschlossen.

Es besteht kein Zweifel, daß die chronische Unterernährung, an der wir während des Krieges litten und deren Wirkung auf die kommende Generation dadurch vermieden werden sollte, daß man den werdenden Müttern und den Säuglingen Sonderzulagen an Nährstoffen gewährte, eine Keim-schädigung bedingt und Ernährungsstörungen im menschlichen Organismus zeitigen mußte. Dieser im Volke kaum genügend erkannte und auch von Fachleuten zu wenig gewürdigte, ja von der medizinischen Wissenschaft häufig und gern bestrittene Erfolg der englischen Hungerblockade ist zu einem Faktor geworden, dessen Auswirkungen für die Zukunft auch nicht annähernd übersehen werden können. Ob dieser Schaden jemals ausgeglichen werden kann, ist fraglich.

Während bei dem ausgereiften Organismus durch Hunger quantitative und qualitative Veränderungen des Stoffwechsels eintreten, die bei Zuführung ausreichender und den natürlichen Bedürfnissen des Körpers entsprechender Ersatzstoffe nach einiger Zeit zu einer völligen Wiederherstellung der spezifischen Eigenschaften und damit zu einer Gesundung der ganzen Konstitution führen, so daß wir hoffen können, auch unser Volk werde bei guter Ernährung die schweren Schädigungen, die sich vor allen Dingen in einem physiologisch bedingten Sinken der Moral, in einer Hunger- und Erschöpfungspychose zeigen, bald überwinden, muß eine Unterernährung des in der Entwicklung begriffenen Organismus notwendig Hemmungen und Unregelmäßigkeiten schaffen, die niemals, auch bei später einsetzender besserer Ernährung, beseitigt werden können. Weil phylogenetische, das heißt Stammesentwicklungsstadien in der individuellen Ausreifung gestört wurden und weil die Aufeinanderfolge der einzelnen Stadien fest bestimmt und an ein bestimmtes Alter gebunden ist, wird eine ausreichende Ernährung zwar die in diese Zeit fallenden Entwicklungsbildungen an sich normal verlaufen lassen, es wird aber trotzdem eine Abweichung erfolgen, da die grundlegenden vorausgegangenen Entwicklungsstadien zu Hemmungsbildungen geführt haben, die sich während des ganzen Lebens bemerkbar machen, wie etwa eine in frühester Jugend geschädigte Pflanze die Merkmale dieser Schädigung selbst im höchsten Alter noch erkennen läßt.

Ob nicht unser Staat, der durchaus noch nicht zu einem festen Organismus ausgereift ist, diesem Gesetz folgend, in seiner Entwicklung dauernd schwer geschädigt worden ist, soll hier nicht erörtert werden. Das teuflische Ergebnis des englischen Planes, mag es gewollt sein oder nicht, ist die Tatsache, daß unser Volk durch die Schädigung der jungen noch nicht ausgereiften Generation, durch die Verkümmerng unserer Kinder, wesentliche Bestandteile seines Charakters verlieren, daß es die hervorragenden Eigenschaften einer aktiven Rasse, die ihm rein physiologisch eine führende Rolle unter den Kulturvölkern sicherten, mehr oder weniger verlieren muß. Die Entwicklung der höchsten seelischen Funktionen, der Altruismus, die Moral und die Ethik werden bei einer chronischen Unterernährung schwer geschädigt.

Es muß daher unser Bestreben sein, unter allen Umständen dafür zu sorgen, daß unsere Kinder möglichst bald die Milch- und Fettmengen erhalten, deren sie unbedingt bedürfen, wenn sie vollwertige Individuen werden sollen, bei denen man Empfänglichkeit und Verständnis für Gemeinssinn voraussetzen darf. Und dieser Gemeinssinn ist die Vorbedingung für die Erhaltung eines einheitlichen, gesunden Staates. Unter dem Drucke der während des Krieges

gegebenen Verhältnisse hat leider die medizinische Wissenschaft zum Teil ihre Erfahrungen über den Haufen geworfen und nachzuweisen versucht, daß zur Ernährung und Gesunderhaltung des Körpers wesentlich weniger Nährstoffe erforderlich, ja nützlich seien, als man früher auf Grund sorgfältiger, von allen Kapazitäten anerkannter Forschungen für notwendig gehalten hatte. Daß derartige von autoritativer Seite geäußerte Gedanken, sobald sie konsequent als wissenschaftliche Erkenntnisse auftraten, sich gegenseitig stärken mußten, ist klar. Wenn einer die Ansicht des anderen mit sachmännischen und deshalb für objektiv richtig gehaltenen Ausführungen sachlich stützt, muß auf jedem einzelnen Spezialgebiet unbewußt eine verhängnisvolle Suggestivwirkung eintreten, da jede Disziplin nur zu leicht geneigt ist, ihre eigene Überzeugung den auf den übrigen Gebieten gewonnenen, von der eigenen Erfahrung abweichenden Resultaten zum Opfer zu bringen, zumal wenn dieses Opfer von einem vermeintlich höheren moralischen und ethischen Interesse verlangt wird. Damit stärkte aber wieder die medizinische Wissenschaft die Überzeugung von der Möglichkeit »durchzuhalten« bei den militärischen Stellen, indem sie den Anschein erweckte, die Nahrungsmittel würden ausreichen und die weitaus größte Zahl der im Felde Erkrankten könne wieder felddienstfähig gemacht werden. Die dadurch bei der Heeresleitung erzeugte und geglaubte Vorstellung von großen menschlichen Reserven, die noch zur Verfügung ständen, ließ große Operationen möglich erscheinen. Sie zeltigte immer wieder erneute Aushebungsanforderungen, die nun ihrerseits wieder neue Musterungen und eine fortlaufende Herabsetzung der Anforderungen an den körperlichen Gesundheitszustand aufnötigten. Ein verhängnisvoller Kreislauf, der immer weitere Teile des Volkes in seinen Bann zog. Gegenüber der Fülle erdrückender Argumente für die Möglichkeit und Notwendigkeit der Fortsetzung des Krieges, einer Fülle von Argumenten, die von vertrauenswürdiger sachmännischer Seite geliefert wurden, mußte das Volk schließlich an der Zulänglichkeit seiner eigenen primitiven Urteilskraft zweifeln und der Suggestion erliegen.

Die unzureichende Ernährung, die die Empfänglichkeit für Ideale verminderte, schuf jedoch zugleich den Boden für jene Ernüchterung, auf die die Revolution mit Notwendigkeit folgen mußte. Der Zusammenbruch des ganzen Systems machte die rein individuellen Triebe frei, so daß an Stelle eines als Individualaltruismus imponierenden Staatsegoismus der krasseste Personalegoismus trat. Da der Egoismus stets das sicherste Zeichen dafür ist, daß eine organische Einordnung des betreffenden Individuums in einen über seiner Individualität stehenden Organismus noch nicht vollzogen ist, so gibt die Auflösung und der Zusammenbruch des über dem einzelnen Menschen stehenden Ganzen den dieses Ganze bildenden Teilen die volle Individualität zurück und ersetzt damit den Altruismus durch die Selbstsucht. Einen derartigen Prozeß einer zwar langsam, aber unaufhaltsam fortschreitenden Auflösung machte unser Volk in den Kriegsjahren durch. Dieser Prozeß mußte eintreten, weil der Staat eine Gegenleistung für die Selbstaufopferung der ihm angehörigen Bürger nicht bieten konnte. Die Versprechungen einer demnächstigen besseren Zukunft wirkten nur so lange, als das Volk die Hoffnung nicht verlor, daß diese Versprechungen würden erfüllt werden können. Diese Aussicht aber schwand mehr und mehr, so daß jeder Einsichtige den Zusammenbruch kommen sah.

Dem irrefeleiteten Volke, das durch die chronische Unterernährung nicht mehr im Besitz seiner geistigen Höchwertigkeit war, darf ein Vorwurf nicht gemacht werden, wenn es der Suggestivwirkung erlag. Unser Volk war krank. Es hatte sich trotz des täuschenden äußeren Zusammenhangs in seine einzelnen Bestandteile aufgelöst und wird diesen Zusammenhang erst durch seine völlige Gesundung wiedererhalten. Es ist daher müßig, über Vaterlandsverrat zu sprechen, wenn sich hier und dort, an allen Ecken und Enden Loslösungsbestrebungen bemerkbar machen. Das durch Züchtung während zahlreicher Generationen zum natürlichen Bedürfnis gewordene Gefühl der Zusammengehörigkeit sucht naturgemäß einen Zusammenschluß in Gemeinschaften, die der Krieg nicht lockern konnte, weil sie durch die Stammesentwicklung zu einer organischen Einheit geworden waren. Die rein völkische Zusammengehörigkeit der Mitglieder der einzelnen deutschen Stämme erhielt sich, weil sie wesentlich älter war als die Reichsgemeinschaft, in welcher sich diese deutschen Stämme später zusammengefunden hatten.

Jede Lockerung einer Gemeinschaft macht individuelle Regungen und Bestrebungen frei. Während das Erleben der ungeheuren Bedrohung des ganzen Volkes für die an der Front kämpfenden Soldaten eine gewisse Einheit schuf, war eine geschlossene Front im Innern nicht zu erhalten, da gegenüber der dem ganzen Volke drohenden Gefahr schon in der Etappe die dem einzelnen mit voller Deutlichkeit fühlbaren Erschwerungen des individuellen Daseinskampfes in den Vordergrund traten. Hier und noch mehr in der Heimat war der Egoismus vorherrschend. Genußsucht, Habgier, Gewinnsucht, die Lockerung der Disziplin, die Unmöglichkeit strenger Aufsicht, das Gefühl, daß über die Felddienstfähigkeit oft Konnexionen und Protektionen, nicht der Gesundheitszustand entscheide, wie es in der Übersetzung des k. v. mit »keine Verbindungen«, des g. v. mit »gute Verbindungen« und des a. v. mit »außerordentliche Verbindungen« zum Ausdruck kam, schufen einen Zustand, der als Verrat an den Frontsoldaten aufgefaßt werden kann. Daß diese Stimmung auf die Frontsoldaten übergriff, wenn sie diese Zustände in der Heimat während des Urlaubs erlebten, ist kein Wunder.

Unter solchen Umständen kann nur ein Phantast glauben, daß der einzelne heute auf eine Befriedigung seiner egoistischen Triebe, besonders auf eine Stillung seines Hungers zugunsten seiner Mitmenschen verzichtet. Eine Aushebung des Kartensystems der Lebensmittelverteilung würde zum Hungertod der unbemittelten Bevölkerungsschichten führen, falls nicht ein Kampf aller gegen alle andere Verhältnisse schafft. Es ist daher überflüssig, darüber zu diskutieren, ob der freie Handel langsam die Produktivität erhöhen und zu einer reichlicheren Beschickung des Lebensmittelmarktes führen würde; es ist auch müßig, Erörterungen darüber anzustellen, wieweit die Konkurrenz zu einem Sinken der Preise führen könnte. Noch bevor alle diese Verhältnisse wirksam werden könnten, würde das hungernde Volk sich mit Gewalt aus den Lebensmittelgeschäften das holen, was es mit Recht fürchten mußte, nach Abschaffung der Rationierung zu verlieren.

Ist nicht der Preis eines Produkts ausschließlich abhängig von der Menge, in der es erzeugt werden kann und in der es von der Gesamtheit benötigt wird? Der Preis richtet sich nach Angebot und Nachfrage. Sind nicht die ausländischen Gewürze und Genußmittel enorm im Preise gestiegen, weil die vorhandene Menge nicht entsprechend dem Konsum ver-

mehrt werden konnte? Sind nicht die Wucherpreise für Butter und andere im Schleichhandel zu kaufende Nahrungsmittel der Beweis dafür, daß die Nachfrage wesentlich größer ist als die Produktion? Vorläufig vermag sicherlich nicht die Produktion unseres Volkes an Nahrungsmitteln die normale Konsumtion zu erreichen. Deshalb würde eine Jagd nach Nahrungsmitteln einsehen, sobald der freie Wettbewerb dies gestattete. Die begüterten Familien würden diesen Kampf ohne Mühe erfolgreich führen können, da sie allen Preisforderungen genügen könnten. Die Furcht vor weiterer Verschlechterung der Ernährungsmöglichkeiten würde schon beim ersten Bekanntwerden des Beschlusses, daß der freie Handel mit Lebensmitteln wieder eingeführt werden solle, alle überhaupt angebotenen und erhältlichen Nahrungsmittel in die Speisekammern der Reichen verschwinden lassen.

Der Abbau der Rationierung darf nicht durch Gesetzesbestimmungen herbeigeführt werden, er muß aus der Produktion selbst hervorgehen. Zunächst muß noch jede durch eine erhöhte Produktion oder Einfuhr zur Verfügung stehende Nahrungsmittelmenge gleichmäßig auf alle Kartenempfänger verteilt werden. Sind so reichliche Mittel vorhanden, daß nicht alle Bezugsberechtigten von ihrem Rechte Gebrauch machen, so könnten die so ersparten Mengen auf die verteilt werden, die ihren Bedarf noch nicht ihrem Bedürfnis entsprechend gedeckt haben. Man müßte beispielsweise die Bestimmung treffen, daß an gewissen für die Lebensmittelverteilung bestimmten Tagen die Karteninhaber ausnahmslos in den Geschäften zu erscheinen haben, um entweder die Nahrungsmittel in Empfang zu nehmen oder, falls die Lebensmittel nicht gewünscht werden, die fälligen Karten stempeln zu lassen. Die Behörde würde so beim Kartenumtausch feststellen können, wieviel Prozent der vorhandenen Lebensmittel nicht abgegeben wurden. Diese Mengen könnten dann unter die Bedürftigen verteilt werden, und zwar auch auf Karten, einfach indem das nächste Mal die Ration erhöht würde. So kann ein Handel mit Karten unmöglich gemacht werden. Erst wenn die Anfuhr eines Nahrungsmittels sich so gesteigert hat, daß auch diejenigen, die Zulagen bekommen könnten, auf diese verzichten, kann dieses Produkt für den Handel freigegeben und aus dem Kartensystem ausgeschaltet werden. Nur so ist in langsamer Entwicklung das Kartensystem ohne jede Gefahr abzubauen, nur so besteht die Möglichkeit, ein Hinausschnellen der Preise bei einem Wechsel des Systems zu vermeiden.

## Universitätsreform.

Von Ferdinand Jakob Schmidt. (Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Berlin.)

Die bis an die Wurzeln greifende Umwälzung unserer Staats- und Gesellschaftsordnung macht eine Reform unseres Universitätswesens erforderlich. Als die ersten Vorboten dieser Neuerungsbestrebungen in noch unklarer Weise hervorzutreten begannen, war man in weiten Kreisen sehr davon überrascht. Unser Volk hatte sich ja daran gewöhnt, mit einer Art ehrfurchtsvoller Scheu und einem wohlberechtigten Stolz zu diesen akademischen Studienanstalten emporzublicken. Maßgebend war dafür das

Bewußtsein, daß sich unsere Universitäten durch den Geist ihrer strengen Wahrheitsforschung zu einer anerkannt weltgeschichtlichen Bedeutung erhoben haben. Daran hat sich auch nichts geändert. Aber es hatte sich doch schon seit geraumer Zeit gleichsam unter der Decke fühlbar gemacht, daß die Verfassung und der Lehrbetrieb dieser unserer akademischen Hochschulen nicht mehr den freieren Formen unserer gesellschaftlichen Organisation entspricht. In bezug hierauf ist vieles verabsäumt worden, und das muß nun mit verstärkter Entschlußkraft nachgeholt werden. Gerade die Errichtung und Befestigung des sozialen Staates bedarf einer gesteigerten und den neuen Verhältnissen angepaßten Mitwirkung der Universitäten, wenn er zu einem gesunden und verheißungsvollen Gebilde emporblühen soll.

In diesem Sinne ist die Verfügung des Ministers Haenisch vom 17. Mai dieses Jahres gehalten, in der es heißt:

»Unmittelbar nach der Revolution wurden in allen Gauen Deutschlands Stimmen laut, die als Einleitung zum geistigen Wiederaufbau eine Reform unseres Hochschullebens forderten. An alle deutsche Hochschulverwaltungen gelangten mannigfache Anregungen von Einzelpersonen und Körperschaften, darunter von den beteiligten Hochschulen selber. In dem Bestreben, diese wichtige Angelegenheit nicht zu überstürzen, habe ich die amtliche Behandlung bis nach Schaffung gesetzmäßiger Zustände zurückgestellt. Nachdem diese hergestellt sind und einzelne deutsche Gliedstaaten schon mit Reformen begonnen haben, ist es im Interesse der Einheitlichkeit des deutschen Hochschullebens unerlässlich, auch in Preußen die nötigen Unterlagen für einen Gedankenaustausch zwischen den deutschen Hochschulstaaten zu beschaffen. — Mit Freuden habe ich bemerkt, daß die oft harte Kritik an unseren Hochschulzuständen sich im allgemeinen nicht gegen den Geist der deutschen Wissenschaft wendet. Auch halte ich es für ein vermessenes Unterfangen, den Geist der Wissenschaft durch Verwaltungsmaßnahmen beeinflussen zu wollen. Die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei und sollen frei bleiben.«

Mit Recht wird dann daran erinnert, daß die Universitäten nicht bloß im Dienste der wissenschaftlichen Lehre und Forschung stehen, sondern daß sie auch Ausbildungsstätten für die eine gelehrte Schulung erheischenden Lebensberufe sind. War diese Aufgabe auch keinesfalls ganz vernachlässigt worden, so hatte sich doch bemerkbar gemacht, daß unser akademisches Unterrichtsverfahren zu einseitig auf die ausschließlich gelehrte Geistesbildung und nicht zugleich auch auf die den Berufszwecken dienende Unterweisung eingestellt war. In all diesen pädagogischen Angelegenheiten ist eine sehr empfindliche Rückständigkeit zu verzeichnen, so daß zur Überwindung dieses Übelstandes un verzüglich Hand ans Werk gelegt werden muß. Die Behandlung der Pädagogik ist eines der wenigst ruhmreichen Kapitel in unserer Universitätsgeschichte.

Nicht minder wichtig ist die Neuorganisation des Lehrkörpers. Die Hauptarbeit, die von ihm zu leisten ist, liegt, wie recht und billig, in den Händen der ordentlichen Professoren. Es sind dies die berufenen Vertreter der wissenschaftlichen und amtlichen Universitätsgeschäfte. In der Natur der Sache liegt es ferner, daß sich diese Hauptorgane des gelehrten Hochschulwesens einen der Bedeutung und Würde ihres Berufes entsprechenden Nachwuchs schaffen müssen; und dies geschieht in der Hauptsache

bekanntlich durch die Zulassung von Privatdozenten, in denen sich gewissermaßen das akademische Probekandidatentum mit dem Hilfslehrertum zu einem Begriff verschmolzen findet. Man sollte nun meinen, daß damit die vom Wesen und der Natur dieses Lehramtes geforderte Gliederung erschöpft wäre. Aber das trifft leider nicht zu. Denn zwischen jenen beiden durch die innere Notwendigkeit allein geforderten Gruppen des akademischen Lehrkörpers ist nun recht eigentlich erst im neunzehnten Jahrhundert noch ein Zwitfergebilde gezüchtet worden, dessen Vorhandensein aller gefundenen Auffassung widerspricht und in dem gegenwärtigen Zeitalter der sozialen Bestrebungen geradezu unerträglich geworden ist. Es ist dies das Extraordinariat. An sich vornehmlich das Notprodukt einer kleinlichen und übelangebrachten Sparsamkeit, um für die erforderlich gewordene Einrichtung neuer Lehrämter nicht sogleich auch das schon so dürftig bemessene Gehalt eines Ordinariats zu bewilligen, hat dieses Vorgehen eine der unsozialsten Klassentrennungen und im Zusammenhang damit eine der beklagenswertesten Förderungen des Klassengeistes zur Folge gehabt. Wir haben also hier für die wesentlich gleichwertigen Lehrämter zwei verschiedene Klassen von Professoren: die ordentlichen und die außerordentlichen. So ist es denn geschehen, daß just zu derselben Zeit, wo in unserem Volke der tiefe Widerwille gegen die kastenmäßige Klassenscheidung erwachte, dieses zersetzende Erbübel gerade in der akademischen Lehrkörperschaft nicht bloß als ausnahmsweiser Notbehelf, sondern als ständige Einrichtung Platz griff. Das Extraordinariat ist ein dem sozialen Aufschwung unseres Volksgeistes völlig entgegengesetztes Klassengebilde, und muß daher fallen!

Aber noch etwas anderes kommt dazu. Deutschland bedarf heute auf das allerdringendste der freien Entfaltung aller Kräfte im Dienste des Ganzen. Das gilt nicht zuletzt auch für die Glieder des akademischen Lehrkörpers. Wie soll das aber erreicht werden, wenn die außerordentlichen Professoren infolge jener künstlichen Klassenscheidung immer noch von gewissen Befugnissen der ordentlichen Professoren ausgeschlossen werden. Wieviel gesunde und hervorragende Kräfte sind dadurch in den vergangenen Jahrzehnten brachgelegt worden; wieviel Verbitterung und Verkümmern ist auf diese Weise erzeugt worden! Das haben nun auch die aus den ordentlichen Professoren zusammengesetzten Fakultätskorporationen wohl eingesehen und haben sich inzwischen zu erheblichen Zugeständnissen bereit erklärt. Immer aber suchen sie noch um ungewisser Bedenken willen eine Scheidewand zwischen den beiden Klassen von Professoren aufrecht zu erhalten. Man scheut sich hier noch vor dem Entschluß, den nicht zu billigen Kastensunterschied kurzerhand zu beseitigen, sondern man will die Gruppe der Extraordinarien, soweit es nicht durch einzelne reguläre Berufungen in ein Ordinariat geschieht, langsam aussterben lassen. Ein solches Verfahren beeinträchtigt aber die Wirkung eines großzügigen Fortschritts aus Sorge vor kleinen, mit einem solchen Übergang verknüpften Übelständen und ruft neue Verbitterung und Mißstimmung hervor. Demgegenüber erklärt die Verfügung des Ministers Haenisch mit vollem Recht:

»Spruchreif ist vor allem die Frage nach der Stellung der außerordentlichen Professoren im Rahmen der Universitäten. Die völlige Aufhebung des Extraordinariates und die Schaffung einer einzigen Klasse von planmäßigen Professoren ist in Anregung gebracht. Eine endgültige

Regelung wäre natürlich nur im Rahmen einer Abänderung der Besoldungsordnung, das heißt durch Gesetz möglich. Da sich diese nicht alsbald verwirklichen läßt, kommt die vorläufige Überführung sämtlicher planmäßiger Extraordinariate in persönliche Ordinariate in Frage.«

Die Reform der Universitäten bedarf der schleunigen Verwirklichung, und dazu gehört vor allen Dingen die Aufhebung des professoralen Klassensystems.

Soll dies unverzüglich durchgesetzt werden, so würde unter Vermeidung aller halben Maßregeln folgender Weg am sichersten zum Ziele führen. Unsere Landesversammlung müßte durch eine Resolution an das Ministerium nachdrücklich die Aufforderung richten, an den Universitäten nur eine Gruppe von planmäßigen Professoren mit gleichen Pflichten und gleichen Rechten zu schaffen und unverzüglich alle Extraordinarien bis zu der neuen Gehaltsregulierung wenigstens zu persönlichen Ordinarien zu ernennen. Dadurch würde ein Doppeltes erreicht werden: die Körperschaft der planmäßigen Professoren würde erstens auf Grund dieser Vereinheitlichung in seiner Berufstätigkeit eine erhebliche Kräftigung erfahren, und zweitens würde damit ein gut Stück des unsozialen Kastentums zu Grabe getragen werden. Nachdem sich auch akademische Selbstverwaltungsbehörden im Prinzip bereits für eine solche Neuordnung ausgesprochen haben, würde ein ebendahin gehender Beschluß der Landesversammlung für die ungehemmte Erledigung dieser Universitätsreform von der höchsten Förderung sein. Der Wille ist da, die Tat muß folgen.

Von großer Bedeutsamkeit ist aber auch die Sorge um die gesichrtere Stellung des Privatdozententums. Von geringen Ausnahmen abgesehen, ist diese Gruppe es, aus der die planmäßigen Professoren in ihr Lehramt berufen werden. In bezug auf die Mitarbeiter und Nachfolger des planmäßigen Professorentums bemerkt die genannte ministerielle Verfügung:

»Mit großer Besorgnis blicke ich auf die wirtschaftliche Not unseres akademischen Nachwuchses. Vorschlägen zu seiner Sicherstellung sehe ich entgegen. Auch liegt mir daran, den nichtbeamteten Mitgliedern der Lehrkörper, den Privatdozenten und Honorarien, eine amtliche Vertretung in der Gesamtkörperschaft zu verschaffen. Ich sehe einer Äußerung darüber entgegen, ob eine Vertretung der Privatdozenten und Honorarien in den Senaten und Fakultäten oder ob die Schaffung eigener Vertretungen der nichtbeamteten akademischen Lehrer (Privatdozentenkammern) empfohlen wird und welche Aufgaben diesen Vertretungen zuzuweisen sind.«

Selbst haben sich die Privatdozenten bereits dafür entschieden, daß sie in den Organisationen der akademischen Selbstverwaltung unmittelbar vertreten sein wollen. Es ist das auch das Natürliche und Berechtigte. Die Verbindung zwischen dieser nichtbeamteten Lehrergruppe und der beamteten Professorenschaft wird dadurch angeregt und lebendiger, und das kann dem erfolgreichen Wirken des Lehrkörpers nur zum Vorteil gereichen. Das amtliche Professorentum wird dadurch um so sicherer den in ihm tätigen Geist auf die Nachfolgerschaft vererben.

Auch in bezug auf diesen Punkt hat man sich prinzipiell bereits entschlossen, Obmänner der Privatdozenten zur Mitarbeit an der akademischen Selbstverwaltung heranzuziehen. Der wundeste Punkt ist jedoch die wirtschaftliche Stellung der Privatdozenten. Sie bekommen kein Gehalt, sondern

sind nur auf die Einnahme aus den Zuhörergeldern angewiesen. Das hat einerseits seinen fristigen Grund darin, daß ein jeder dieser Dozenten über die bloße Zulassung hinaus erst den Nachweis der Tüchtigkeit für das professorale Lehramt erbringen muß. Andererseits ist damit aber auch der große Übelstand verknüpft, daß viele der Armeren, wenn sich ihnen keine Nebenvermögensquellen erschließen, trotz der ausgezeichnetsten Anlagen für diesen Beruf sich dennoch davon ausgeschlossen sehen, also in eine andere Tätigkeit übergehen müssen. Es muß unter allen Umständen dafür gesorgt werden, daß die Dozentenlaufbahn nicht bloß den Wohlhabenden vorbehalten bleibt.

Wie aber kann das geschehen? Da ist denn im Kreise der Privatdozenten selbst der Wunsch laut geworden, es möge ihnen ein Existenzminimum wenigstens für das erste Jahrzehnt dadurch gesichert werden, daß sie eine gewisse Einnahme aus den Zuhörereträgen garantiert bekommen. Erreichen sie diese Höhe mit ihren eigenen Einkünften aus den Vorlesungshonoraren nicht, so solle die Staats- oder Universitätskasse die fehlende Summe ergänzen. Man wird die Billigkeit dieser Forderung nicht bestreiten können. Zwar ist von maßgebender Stelle dagegen Einwand erhoben, aber das Vorgebrachte war doch nicht stichhaltig genug, um den Vorschlag der Privatdozenten abzulehnen. Vor allen Dingen ist es mit einer solchen Abweisung zuletzt nicht mehr getan. Denn der soziale Ausgleich verlangt heute unerlässlich, daß für einen jeden Lebensberuf die Existenzmöglichkeit gewährleistet wird, und es wäre eine schreiende Ungerechtigkeit, wenn die an sich schon so dornenvolle Lebensbahn der Privatdozenten auch fernerhin von jeder äußeren Sicherung ausgeschlossen bliebe. Verwerfen darf man das doch gewiß bescheidene Verlangen dieser akademischen Lehrergruppe gegenwärtig nur noch dann, wenn man einen besseren Vorschlag zu machen hat. Eine Universitätsreform würde unvollständig sein, wenn sie nicht auch den Privatdozenten eine notdürftige Sicherheit der Lebensmöglichkeit verschaffe.

Zur Universität gehören aber nicht nur die Lehrer, sondern vor allem auch die Studenten. Es ist die Frage aufgeworfen worden, und sie wird hinfert nicht mehr verstummen: wie und für welche Gebiete die Studentenschaft an den Hochschulgeschäften ordnungsmäßig zu beteiligen ist. Im Anschluß daran wird in dem Erlaß von Haenisch sehr treffend gesagt: »Nachdem die tätige Mitarbeit der älteren Schüler an der Schulverwaltung als wichtiges pädagogisches Erziehungsmittel erkannt und in Durchführung begriffen ist, geht es nicht mehr länger an, die so viel reiferen Studierenden völlig von der akademischen Selbstverwaltung auszuschließen!« Es darf darauf verwiesen werden, daß der Anfang dazu schon gemacht ist und daß diese Bewegung lebhaft in Fluß geraten ist. Jedenfalls ist es erfreulich, daß sich auch in der Studentenschaft neue Triebkräfte des akademischen Lebensgeistes zu regen begonnen haben. Sie zu fördern, wird nicht die unwichtigste Angelegenheit der Universitätsreform sein.

Man wird nicht annehmen, daß damit alle Punkte der Neuordnung des Universitätswesens berührt seien; nur die brennendsten sind hier erörtert worden. Sie betreffen zunächst die äußere Organisation der dabei in Betracht kommenden persönlichen Kräfte. Tiefer noch und schwieriger ist die innere der Wiedergeburt des wissenschaftlichen und sittlichen Geistes. Damit es aber zu einer solchen komme, bedarf es eben zuvor einer Bereinigung des

Bodens, auf dem sie gedeihen kann. Anders als vor hundert Jahren wird die kraftvolle Selbsterneuerung und Erhebung unseres Volkes nicht so sehr von dem genialen Wirken einzelner Männer wie eines Fichte, Schleiermacher, Hegel abhängen, als vielmehr von dem Zusammenschluß aller zu einer wohlgeordneten Bildungsgemeinschaft. Diesem höheren Zweck wird sich vor allem die Universität dienstbar zu machen haben, und es muß darum zu unseren Bemühungen gehören, ihr das wirksamste und freieste Gefüge zu geben. Kommen unsere Universitäten wieder zur Blüte, so wird auch unserem Volke eine hoffnungsfreudige und lichtvolle Zukunft beschieden sein.

## Herders Geschichts- und Staatsauffassung.

Von Heinrich Cunow.

### I.

Den Anfängen der deutschen Kulturgeschichtsschreibung im achtzehnten Jahrhundert folgte alsbald der Versuch, möglichst zu erkennen, weshalb die Entwicklungsgeschichte der verschiedenen Völker neben vielen Ähnlichkeiten auch manche Verschiedenheiten aufweist, und welche Ursachen diesen Verschiedenheiten zugrunde liegen. So entstand eine hochinteressante Geschichtsphilosophie. Als ihr genialster Vertreter erscheint im achtzehnten Jahrhundert Gottfried Herder, da in keiner der anderen Geschichtsbetrachtungen so scharf wie in seiner der Entwicklungsgedanke zum Ausdruck kommt. Hatte auch die Auffassung der Geschichte als eines fortdauernden Verlaufs kausal verknüpfter Vorgänge bereits vor Herder weite Geltung erlangt, so gebührt diesem doch die Anerkennung, den Entwicklungsgedanken durch die immer wiederholte Betonung der strengen Gesetzmäßigkeit und Bedingtheit alles historischen Geschehens ganz wesentlich vertieft zu haben. Entwicklung ist Herder nicht eine bloße Aufeinanderfolge ursächlich zusammenhängender Ereignisse, der Geschehensverlauf vollzieht sich auch nach ganz bestimmten Bewegungsgesetzen — Gesetzen, die gewissermaßen nur ein Teil der allgemeinen Naturgesetze sind, nach denen sich das ganze Weltall bewegt und verändert; »denn«, so sagt er im fünfzehnten Buch, zweiter Teil, seiner 1782 erschienenen Ideen zur Geschichte der Menschheit (S. 277 des 6. Teils der Schriften »Zur Philosophie und Geschichte« in der von Johann v. Müller herausgegebenen Cottaschen Ausgabe der sämtlichen Werke Herders, 1827 bis 1830), »auch der Mensch ist ein Teil der Schöpfung und muß in seinen wildesten Ausschweifungen und Leidenschaften Gesetze befolgen, die nicht minder schön und vortrefflich sind als jene, nach welchen sich alle Himmels- und Erdkörper bewegen«.

Wie für den ihm in seiner ganzen Naturauffassung so engverwandten Goethe, ist auch für Herder die Natur ein lebendes Wesen; sie hat für ihn, um mit Goethe zu sprechen: »weder Kern noch Schale, alles ist sie mit einem Male«. Das ganze Weltall in seinem gewaltigen Werdegang und Aufbau atmet ein Leben; überall wirken dieselben Gesetze, herrscht eine gleiche Gesetzmäßigkeit. Sollte die Geschichte der Menschheit, die doch nur ein Teil dieses Universums ist, nicht auch gesetzmäßig verlaufen? Wie Gott in der Natur alles planmäßig geordnet, so hat er auch in die Menschengeschichte Planmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit hineingelegt.

Die eigentlich bewegende Kraft, das Grundmotiv aller Geschichte ist also Gott; aber dieser Gott Herders ist kein außenweltlicher Gott, der willkürlich in übernatürlicher Weise in den Gang der Weltentwicklung eingreift. Sein Gott lebt in der Welt und ihrer Entwicklung; er ist ihr immanent. Er ist der Inbegriff der Gesetzmäßigkeit selbst. Daher wirkt er auch lediglich gesetzmäßig — in der Natur wie in der Menschheitsgeschichte. Das Werk der Vorsehung geht also »nach allgemeinen Gesetzen in seinem ewigen Gange fort«. »Der Gott, den ich in der Geschichte suche,« erklärt Herder, »muß derselbe sein, der er in der Natur ist, denn der Mensch ist nur ein kleiner Teil des Ganzen, und seine Geschichte ist, wie die Geschichte des Wurmes mit dem Gewebe, das er bewohnt, innig verwebet.« Für Herder ist denn auch die Gottesabsicht mit dem, was man zu seiner Zeit »Naturabsicht« nannte, identisch.

Ist demnach auch Gott der eigentliche Beweger alles Natur- und Geschichtsverlaufs, so vollzieht sich doch der Entwicklungsprozeß streng gesetzmäßig in kausaler Bedingtheit. Deshalb darf die Menschheitsgeschichte auch nur in ihrer Gesetzmäßigkeit und ihren kausalen Zusammenhängen betrachtet werden. Nicht nur den Menschen, auch seinen Gott läßt Herder gewissermaßen in der Gesetzmäßigkeit des Weltganzen aufgehen.

Was bestimmt denn aber den geschichtlichen Entwicklungsgang der Menschheit? Der Einfluß des Klimas oder vielmehr die geographische Umwelt. Nach Herders Auffassung besitzt zwar der Mensch bestimmte natürliche Anlagen, und wären diese ganz anders beschaffen, so würde natürlich auch die geistige Entwicklung des Menschen eine andere sein; keineswegs aber ist die Entwicklung der Menschheit nur eine einfache Folge solcher Grundlage, derart, daß sich hieraus von selbst der Reihenfolge nach bestimmte Entwicklungsphasen ergeben, ist doch die Naturveranlagung etwas Gegebenes, Gleichmäßiges, das nicht die Variabilität und die Beschleunigung des Werdens zu erklären vermag. Es bedarf fortgesetzter Anstöße und Einwirkungen, damit die Anlagen zu höheren Entwicklungsformen führen; »denn die menschliche Natur ist keine im Guten selbständige Gottheit: sie muß alles lernen, durch Fortgänge gebildet werden, im allmählichen Kampfe immer weiterschreiten. Natürlich wird sie also von den Seiten am meisten oder allein gebildet, wo sie dergleichen Anlässe zur Tugend, zum Kampfe, zum Fortgang hat. In gewissem Betracht ist also jede menschliche Vollkommenheit national, säkular und, am genauesten betrachtet, individuell. Man bildet nicht aus, als wozu Zeit, Klima, Bedürfnis, Welt, Schicksal Anlaß gibt.« (Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit, S. 67.)

Und an anderer Stelle (Ideen zur Geschichte der Menschheit, 1. Teil, S. 176) führt Herder aus: »Empfinge der Mensch alles aus sich und entwickelte es, abgetrennt von äußeren Gegenständen, so wäre zwar eine Geschichte des Menschen, aber nicht der Menschen, nicht ihres ganzen Geschlechts möglich.«

Aus der Naturanlage des Menschen allein ergibt sich demnach kein Entwicklungsprozeß, erst indem das Klima, beziehungsweise die Einflüsse der geographischen Umwelt auf die gegebenen Anlagen einwirken, die sich in Fertigkeiten umfahenden Fähigkeiten wecken und vorantreiben, kommt eine Fortbildung zustande, »ein Streben aufeinander in Kontinuität«, wie Herder es nennt.

Dabei wird von Herder der Begriff des Klimas viel weiter gefaßt als von irgendeinem seiner Vorgänger. Er versteht darunter nicht Hitze und Kälte allein, nicht nur die Eigenart der Luft, der Winde, der Bodenausdünnung und Bodengestaltung, der Pflanzen- und Tierwelt, also nicht nur die natürliche Umgebung, sondern auch die sich aus dieser für den Kampf ums Dasein ergebenden sozialen Bedingungen. Der natürliche Lebensraum bestimmt, wie er meint, in gewissem Maße auch die gesellschaftliche Umwelt. Damit zum Beispiel bestimmte Arbeitstätigkeiten und Lebensweisen entstehen können, sind bestimmte natürliche Vorbedingungen nötig. Fischerei und Schifffahrt können nicht auf dürren Hochebenen entstehen, während andererseits die Jagd nicht in einer Inselwelt zur Hauptbeschäftigung werden kann, wo es kaum jagdbares Wild gibt. Ebenso ist die Entstehung bestimmter Arbeitsgeräte und technischer Fertigkeiten nur möglich, wo die Natur die dazu nötigen Rohmaterialien liefert. Wo kein Flechtmaterial vorhanden, kann auch autochthonisch keine Flechtkunst entstehen, wo es kein Eisen oder Kupfer gibt, keine Kunst der Eisen- und Kupferbearbeitung, und wo, wie in der arktischen Zone, kein Anbau möglich ist, werden natürlich keine Uckergeräte gebraucht und erfunden. So sind bestimmte Lebens- und Nahrungsweisen wie auch bestimmte technische Fertigkeiten und Künste eng an die Naturverhältnisse des geographischen Lebensraumes gebunden. Auch sie gehören alle in ihrer Verbindung, wie Herder sagt, zum »Gemälde des vielverändernden Klimas«.

Dieses Verhältnis des Menschen zu seinem Lebensraum will aber Herder keineswegs so aufgefaßt wissen, als sei der Mensch mit seinen physischen und psychischen Anlagen lediglich das passive, das Klima mit seinen Einwirkungen das aktive Element. Wenn einerseits die Naturumgebung auf den Menschen einwirkt und in ihm besondere Fähigkeiten und Arbeitsweisen zur Entwicklung bringt, so wirken andererseits die Fähigkeiten und Arbeitsverrichtungen (Nahrungserwerbstätigkeit) wieder auf die natürliche Umwelt zurück und verändern diese. Lebte der Mensch vorerst nur von jenen Kräutern und Früchten, die die Natur ihm freiwillig bietet, so lernt er später die Nahrungspflanzen künstlich anbauen, Wälder abholzen, Sümpfe austrocknen, sandige Flächen bewässern. Damit verändert sich aber zugleich auch die natürliche Umwelt und ihr Einfluß auf das menschliche Dasein. Ebenso kann der Mensch die ihm zur Nahrung dienenden Tierarten seiner Naturumgebung vermindern oder teilweise austrotten, dafür aber durch Züchtung andere Tierarten nicht nur vermehren, sondern auch seinen Zwecken entsprechend verändern und damit zugleich seinen Nahrungsspielraum mehr oder weniger erweitern.

So heißt es in seinen »Ideen zur Geschichte der Menschheit« (I. Teil, S. 85):

Nun ist keine Frage, daß, wie das Klima ein Inbegriff von Kräften und Einflüssen ist, zu dem die Pflanze, wie das Tier, beiträgt, und der allen Lebendigen in einem wechselseitigen Zusammenhang dienet, der Mensch auch darin zum Herrn der Erde gefeßt sei, daß er es durch Kunst ändere. Seitdem er das Feuer vom Himmel stahl und seine Faust das Eisen lenkte, seitdem er Tiere und seine Mitbrüder selbst zusammenzwang und sie sowohl als die Pflanze zu seinem Dienste erzog, hat er auf mancherlei Weise zur Veränderung desselben mitgewirkt. Europa war vormals ein feuchter Wald, und andere jetzt kultivierte Gegenden waren es nicht minder; es ist gelichtet, und mit dem Klima haben sich die Einwohner selbst

geändert. Ohne Polizei und Kunst wäre Ägypten ein Schlamm des Nils worden; es ist ihm abgewonnen, und sowohl hier als im weiten Asien hinaus hat die lebendige Schöpfung sich dem künstlichen Klima bequemt. Wir können also das Menschengeschlecht als eine Schar kühner, obwohl kleiner Riesen betrachten, die allmählich von den Bergen herabstiegen, die Erde zu unterjochen und das Klima mit ihrer schwachen Faust zu verändern.

Daher tritt auch dort, wo ein Volk in alten Wohnsitzen auf sich selbst angewiesen bleibt, also neue Fertigkeiten und Anregungen von außen nicht hineingetragen werden, keineswegs immer ein Stillstand der Entwicklung ein, wenn sie auch in solchem Falle langsamer vor sich geht; denn ist ein Volk dazu gelangt, in seinem Streben nach größerem Nahrungs- und Lebensspielraum verändernd auf seine Naturumgebung einzuwirken, so schafft es sich damit selbst immer wieder neue natürliche Antriebe und Vorbedingungen seines Fortschritts.

Wie bewirkt aber dieses »vielverändernde Klima« oder vielmehr das natürliche Milieu solche Entwicklung? Indem es auf die körperliche und geistige Verfassung des Menschen, auf seine körperlichen Kräfte und seine psychische Regsamkeit, sein Gefühlleben und seine Empfindungen (Sinnlichkeit), Leidenschaftlichkeit, Triebhaftigkeit usw. einwirkt.

Diese Auffassung stimmt im wesentlichen mit derjenigen Montesquieus überein; aber Herder macht einen bedeutsamen Schritt vorwärts, indem er hervorhebt, daß es falsch sei, jede besondere Rasseigenheit, körperliche oder psychische, lasse sich direkt auf Einflüsse des Klimas und der natürlichen Umgebung zurückführen. Der Mensch gilt Herder als eine komplizierte Maschine, in der die einzelnen Teile gegenseitig voneinander abhängen und sich in ihren Funktionen bestimmen. Demnach braucht auch die Veränderung eines Körperteils, zum Beispiel des Gesichts, oder der Sinnesfähigkeit durchaus nicht die Folge direkter Einflüsse auf die betreffenden Organe zu sein, sondern sie kann sich als die Folge oder indirekte Nebenwirkung einer Veränderung ganz anderer Organe ergeben:

»Sage man nicht,« meint er in seinen »Ideen zur Geschichte der Menschheit« (Zur Philosophie und Geschichte, 5. Teil, S. 91), »daß Kunst oder die Sonne des Negers Nase geplatzt habe. Da die Bildung dieses Teiles mit der Konformation des ganzen Schädels, des Kinns, des Halses, des Rückens zusammenhängt und das sprossende Rückenmark gleichsam der Stamm des Baumes ist, an dem sich die Brust und alle Glieder bilden: so zeigt die vergleichende Anatomie genugsam, daß die Verartung die ganze Gestalt angegriffen und sich keiner dieser festen Teile ändern konnte, ohne daß das Ganze verändert wurde. Eben daher gehet die Negergestalt auch örtlich über und kann nur genetisch zurückverändert werden. Seht den Mohren nach Europa: er bleibt, was er ist; verheiratet ihn aber mit einer Weißen, und eine Generation wird verändern, was Jahrhunderte hindurch das bleichende Klima nicht würde getan haben.«

Bei dieser Feststellung der klimatischen Einflüsse bleibt jedoch Herder — und das hebt ihn weit über Montesquieu und seine Nachfolger hinaus — nicht stehen. Auch die Vorstellungswelt des Menschen wird dadurch bestimmt, was er in seinem natürlichen Lebensraum und den durch diesen bedingten sozialen Lebensverhältnissen um sich sieht — von seiner *A n s c h a u u n g s w e l t*. Der Gebirgsbewohner, der nie das Meer sah (auch nicht im Bilde), kann sich daher auch kein Meer vorstellen, der Lappländer, der nie die Palmen sah, keine Palmen, der Urwaldbewohner, der nie eine Fabrik sah,

keine Fabrikstadt. Daher wechselt auch bei den primitiven Völkern je nach ihrer natürlichen Umwelt ihre Vorstellungswelt und ihre Naturanschauung. Der Hirte auf seiner Steppe sieht die Natur deshalb mit anderen Augen an als der Fischer auf einer Meeresinsel oder der Jäger im Urwald. Daher ist auch die Mythologie eines jeden Volkes an dessen geographischen Lebensraum gebunden. Sie arbeitet mit Vorstellungen und Bildern, die, wenn auch nach unserer Ansicht verzerrt, doch ihrem Anschauungskreis entlehnt sind. Allerdings nicht immer gerade den gegenwärtigen, oft auch den früheren Anschauungskreisen; denn was einmal in die »Einbildungskraft« übergegangen ist, kann durch die Überlieferung auf spätere Generationen übertragen werden. Demnach gilt Herder die Mythologie jedes Volkes als »ein Abdruck der eigentlichen Art, wie es die Natur ansah, insonderheit ob es seinem Klima und Genius nach mehr Gutes oder Übel in derselben fand und wie es sich etwa das eine durch das andere zu erklären sucht«.

Dazu kommt noch ein Drittes. Der Verstand (Denken, Sinnen, Trachten) des Menschengeschlechts ist von seiner Lebensführung abhängig, denn er ist »allenhalben unter Bedürfnissen der Lebensweise erwachsen« — »ein Sohn der Tradition und Gewohnheit«. So verschieden wie die Lebensweise, beziehungsweise die Arbeitsfähigkeit der Völker (die, nach Herders Auffassung wieder, wie schon erwähnt, eng mit ihrer Naturumgebung zusammenhängt), ist demnach auch ihre Denkweise, und zwar ist dafür nicht nur maßgebend, ob vornehmlich Jagd, Viehzucht, Ackerbau betrieben wird, sondern auch, auf welcher Stufe der Entwicklung diese stehen, wie sie also im einzelnen geartet sind.

»Man ist gewöhnt,« heißt es in den »Ideen zur Geschichte der Menschheit« (Zur Philosophie und Geschichte, 5. Teil, S. 131), »die Nationen der Erde in Jäger, Fischer, Hirten und Ackerleute abzuteilen und nach dieser Abteilung nicht nur den Rang derselben in der Kultur, sondern auch die Kultur selbst als eine notwendige Folge dieser oder jener Lebensweise zu bestimmen — vortrefflich, wenn diese Lebensweisen zuerst nur selbst bestimmt wären; sie ändern sich aber beinahe mit jedem Erdstrich und verschlingen sich meistens so sehr ineinander, daß die Anwendung der reinen Klassifikation überaus schwer ist.«

Faßt demnach Herder die menschliche Entwicklung als eine lange Kette von Bildungen und Umbildungen der sozialen Lebensformen auf, so vermag er doch in diesem Prozeß keine bloße Hinbewegung auf einen bestimmten Endzweck zu erkennen. Die Kantische Teleologie findet in ihm einen entschiedenen Gegner. Zwar leugnet er nicht, daß Gott, respektive die Vorsehung bestimmte Zwecke verfolgt; aber diese sind nicht erkennbar. Das »Absichtenwirken« läuft nach seiner Meinung immer nur auf das Unterschieben von vermuteten Ziel-Endzwecken und auf die Betrachtung des Geschichtsverlaufs nach bestimmten konstruierten Plänen hinaus, das heißt unter einem beschränkten, durch den jeweiligen Erkenntnisgrad bestimmten Gesichtswinkel. Wohl mag der einzelne wie auch ein ganzes Volk sich bei seinen Handlungen bestimmte Zwecke setzen; aber das sind zeitlich bedingte Zwecke. Etwas anderes ist es, dem ganzen Entwicklungslauf der Menschheit einen Endzweck zu unterschreiben und dann nach diesem die Geschichte mit ihren im einzelnen vielfach rückläufigen Bewegungen zu beurteilen. »Die Philosophie und der Endzweck

hat der Naturgeschichte«, meint er, »keinen Vorteil gebracht, sondern ihre Liebhaber vielmehr statt der Untersuchung mit scheinbarem Wahn befriedigt; wieviel mehr die tausendzweckige ineinandergreifende Menschengeschichte.«

Besonders ärgert es ihn, der Menschheitsentwicklung irgendein erhabenes Ziel, wie die Erreichung der allgemeinen Glückseligkeit, Tugend, Freiheit oder dergleichen zu setzen und dann nach derartigen »Endzwecken« den ganzen Entwicklungslauf zu beurteilen. Spöttisch kritisiert er solches Verfahren mit den Worten (»Auch eine Philosophie zur Geschichte der Bildung der Menschheit«. Zur Philosophie und Geschichte, 3. Teil, S. 74):

Wer es bisher unternommen, den Fortgang der Jahrhunderte zu entwickeln, hat meistens die Lieblingsidee auf der Fahrt: Fortgang zu mehrerer Tugend und Glückseligkeit einzelner Menschen. Dazu hat man alsdann Fakta erhöht oder erdichtet; Gegenfakta verkleinert oder verschwiegen, ganze Seiten bebedet, Wörter für Wörter genommen, Aufklärung für Glückseligkeit, mehrere und feinere Ideen für Tugend — und so hat man von der allgemein fortgehenden Verbesserung der Welt Romane gemacht, die keiner glaubte, wenigstens nicht der wahre Schüler der Geschichte und des menschlichen Herzens.

Man kann demnach Herder in seiner Geschichtsauffassung als einen Vorläufer Friedrich Rahels betrachten, wenn auch Rahels anthropogeographische Geschichtsbetrachtung mehr die ethnologisch-wirtschaftlichen, Herder vornehmlich die philosophisch-historischen Züge hervorkehrt. In einzelnen Aufschauungen geht freilich Rahel über Herder hinaus, so besonders in seiner Berücksichtigung der Lebensraumverhältnisse auf die Staats-, Gesellschafts- und Wirtschaftsform; dagegen fehlt ihm jene psychologische Würdigung der Einwirkung der natürlichen und sozialen Umwelt auf die Denkweise, wie wir sie in Herders »Ideen zur Geschichte der Menschheit« finden. Rahel nimmt denn auch für den Menschen der höheren Entwicklungsstufen eine Selbstständigkeit, richtiger Unabhängigkeit des Geistes (der Denkweise) vom Gesamtmilieu in Anspruch, die Herder niemals zugegeben hätte.

## II.

Derselbe scharfe Blick für die Zusammenhänge und geschichtlichen Bedingtheiten des gesellschaftlichen Lebens, der trotz aller Stimmung- und Gefühlsschwelgerei, trotz aller Voreingenommenheit für ästhetisch-konstruktive Gedankenkonzeptionen in Herders Geschichtsphilosophie zutage tritt, zeigt sich auch in seiner Auffassung des Staatswesens. Wie seine Gesellschaftsauffassung eine rein individualistisch-humane ist und fast in allen ihren Teilen die Züge der englischen Sozialphilosophie seiner Zeit trägt, so folgt er auch in der Betrachtung des Verhältnisses zwischen Staat und Gesellschaft englischen Spuren. Eine scharfe Grundunterscheidung zwischen Gesellschaft und Staat findet man nirgends in Herders Schriften. Der Begriff der Gesellschaft wird allgemein für alle menschlichen Vereinigungen angewendet; gesellschaftliches Leben ist daher kurzweg menschliches Zusammenleben zum Zwecke des Miteinanderseins und Miteinanderwirkens. Der Staat ist also auch eine Gesellschaft, aber eine Gesellschaft besonderer Art. Er stellt eine eigenartige spätere Art der Gesellschaftsentwicklung, eine besondere soziale Entwicklungsphase dar, und zwar unterscheidet er sich von den ihm vorausgegangenen »natürlichen« Gesellschaften dadurch, daß er eine Gesellschaft mit politischen Regierungsinstitutionen ist.

Die Gesellschaftsvertragsstheorie lehnt Herder auf Grund seiner für die damalige Zeit höchst beträchtlichen völkerkundlichen Kenntnisse ohne weiteres ab. Er hält es mit Montesquieus Ausspruch, daß seit jeher der Mensch in Gesellschaften existiert hat. Das Kapitel seiner »Ideen« über die Regierungen als »festgestellte Ordnungen unter den Menschen« beginnt denn auch mit dem oft zitierten Ausspruch: »Der Naturstand des Menschen ist der Stand der Gesellschaft.« Die unterste Gesellschaftsform besteht in der primitiven Familiengemeinschaft oder Familienhorde (Verwandtschaftshorde), wie wir sie bei einfachen Naturvölkern finden. Aber selbst diese natürlichen triebmäßigen Gesellschaften vermögen nicht ohne eine gewisse Ordnung des Zusammenlebens auszukommen, deshalb sind mit ihnen zugleich auch »die ersten Regierungen unter den Menschen gegründet«. Doch diese Ordnungen sind Familienordnungen, die man als »ersten Grad natürlicher Regierungen« bezeichnen kann. Mit der Entwicklung zu Geschlechtern und Stämmen wird eine neue Ordnung nötig, die die Gesellschaftsmitglieder bei ihren verschiedenartigen Unternehmungen (Wanderungen, großen Jagden, Kriegszügen, Verteidigungen) unter gemeinsamer Führung verbindet. So entstehen Anführer, Führer, Richter (gemeint sind derartige Volkshäupter wie die »Richter« in Israel) und damit der zweite Grad der natürlichen Ordnung.

Unter diesen Führern, die zunächst nur Amtsführer sind und über ihr Amt hinaus keine Gewalt besitzen, wissen manche sich jedoch ein Übergewicht mit ihrem Anhang zu verschaffen und dann bei Eroberungen und Unterwerfungen fremder Völker sich eine besondere Machtstellung zu sichern, die meist bald erblich wird.

»Was«, so fragt Herder (»Ideen zur Philosophie der Geschichte«, 5. Teil, S. 213), »hat dem kultivierten Europa seine Regierungen gegeben? Der Krieg. Horden von Barbaren überfielen den Weltteil: ihre Anführer und Edlen teilten unter sich Länder und Menschen. Daher entsprangen Fürstentümer und Lehen; daher entsprang die Leibeigenschaft unterjochter Völker; die Eroberer waren im Besitz, und was seit der Zeit in diesem Besitz verändert worden, hat abermals Revolution, Krieg, Einverständnis der Mächtigen, immer also das Recht des Stärkeren entschieden. Auf diesem königlichen Wege geht die Geschichte fort, und Fakta der Geschichte sind nicht zu leugnen. Was brachte die Welt unter Rom? Griechenland und den Orient unter Alexander? Was hat alle großen Monarchien bis zu Sesostris und der sabelhaften Semiramis hinauf gestiftet und wieder zertrümmert? Der Krieg. Gewalttätige Eroberungen vertraten also die Stelle des Rechts, das nachher nur durch Verjährung oder, wie unsere Staatslehrer sagen, durch den schweigenden Kontrakt Recht ward. Der schweigende Kontrakt aber ist in diesem Falle nichts anderes, als daß der Stärkere nimmt, was er will, und der Schwächere gibt und leidet, was er nicht ändern kann.«

Und zwar gilt das nicht nur von den Monarchien Europas. Überall, wo wir den Ursprung der Staatengebilde zurückverfolgen, sehen wir, daß sie auf Unterwerfung aufgebaut sind:

Man glaube nicht, daß dies etwa nur von Monarchien, als von Ungeheuern der Eroberung, gelte, die ursprünglichen Reiche aber anders entstanden sein können; denn wie in der Welt wären sie anders entstanden? Solange ein Vater über seine Familie herrschte, war er Vater und ließ seine Söhne auch Vater werden, über die er nur durch Raub zu vermögen suchte. Solange mehrere Stämme aus freier Überlegung zu einem bestimmten Geschäft sich Richter und Führer wählten, so lange waren diese Amtsführer nur Diener des gemeinen Zweckes, bestimmte Vorsteher

der Versammlung; der Name: Herr, König, eigenmächtiger, willkürlicher, erblicher Despot war Völkern dieser Verfassung etwas Unerhörtes.

Demnach ist der Staat ein geschichtliches Produkt, beruhend auf Unterwerfung und Unterdrückung oder, wie Herder in seinen Briefen zur Beförderung der Humanität sagt, »auf kriegerischer und religiöser Eroberung gegründet«. Ein politisches Kunstwerk: »denn die Natur leitete das Band der Gesellschaft nur bis auf Familien (gemeint sind Familienverbände), weiterhin ließ sie unserem Geschlecht die Freiheit, wie es sich einrichtete, wie es das feinste Werk seiner Kunst, den Staat, bauen sollte«.

Herder erblickt deshalb in der Staatsbildung einen notwendigen geschichtlichen Vorgang; aber als ein ideales Gebilde gilt ihm der Staat nicht. Er sieht in ihm, wie meist die englischen Sozialtheoretiker seiner Zeit, eine unnatürliche, gegen die freie Individualität gerichtete Zwangsinstitution — vor allem dann, wenn der Staat verschiedene Nationen umfaßt und die eine dieser Nationen die anderen in Abhängigkeit erhält. Der relativ »natürlichste Staat« ist deshalb nach seiner Ansicht der Nationalstaat, der Staat »mit einem Nationalcharakter«. Als Nation aber betrachtet er nicht schon jede Staatsgemeinschaft, deren Mitglieder die gleiche Sprache sprechen, wengleich auch die Gleichheit der Sprache zu den Elementen der Einheitlichkeit einer Nation gehört, sondern ein Volk, das sich als gleiches »Werk des Schicksals« darstellt, das also, wie wir heute sagen würden, eine Schicksalsgemeinschaft bildet. Englisch sprechende Irländer und Engländer bilden demnach gemeinsam noch keine Nation.

Herder hält deshalb auch den von Kant in seiner Schrift »Idee zur allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht« als Ziel der geschichtlichen Entwicklung hingestellten »Staatenbund« für ein unerreichbares, über die gegebenen Schranken ahnungslos hinwegschreitendes Ideal. Einzelne Staaten mögen immerhin sich zu bestimmten Zwecken verbinden und vereinigen; aber ein allgemeiner harmonischer Weltstaatenbund (Völkerbund) erscheint ihm als ein bloßes Phantasiegebilde; denn erstens sei der Staat eine Herrschaftsorganisation und enthalte in sich selbst Standesunterschiede, zweitens aber hätten die einzelnen Nationen und Völker nicht nur ganz verschiedene Charaktere, sondern auch verschiedene Lebensinteressen, die auch bei weiterem Fortschritt nicht verschwinden würden, da sie vielfach mit dem geographischen Lebensraum dieser Völker eng zusammenhängen. Ein solcher Weltstaat, meint er in seinen »Briefen zur Beförderung der Humanität« (im »Gespräch über eine unsichtbar sichtbare Gesellschaft«), würde gar keiner Verwaltung fähig sein und immer wieder durch innere Interessenkonflikte zerrissen werden, denn »diese verschiedenen Interessen würden öfters miteinander in Kollision kommen«, da doch die einzelnen Staaten auch im Staatenbund ein ganz verschiedenes Klima usw. hätten — folglich auch ganz verschiedene Bedürfnisse und Befriedigungen, verschiedene Gewohnheiten, Sitten usw.

An die Stelle des Ideals eines allgemeinen Staatenbundes setzt daher Herder das Ideal eines humanen Kosmopolitismus: die »Gesellschaft aller denkenden Menschen«, die sich über die Vorurteile der Staaten, der Religion, der Stände hinweg die Hände reichen zur Förderung der Humanität.

## Die öffentlichen Kunstsammlungen im Volksstaat.

Von Dr. John Schikowski.

Das Kunstmuseum in seiner modernen Form ist ein Produkt der großen Französischen Revolution. Die Möglichkeit einer umwälzenden Neugestaltung der Besitzverhältnisse und die damals herrschenden politischen Tendenzen, die auf Vereinheitlichung und Zusammenfassung gerichtet waren, erzeugten im Napoleonischen Zeitalter die Idee einer großen Zentralsammlung für Kunstwerke. Es war der grandiose Plan des »Musée Napoléon«, das den gesamten im französischen Weltreich vorhandenen Kunstbesitz in sich vereinigen sollte. Schon damals machten sich gegen den Grundgedanken dieses Projekts oppositionelle Strömungen bemerkbar, und zwar waren die Einwände dieselben, die noch heute gelegentlich von strengen Theoretikern gegen jede »Kasernierung von Kunstwerken« erhoben werden. Sie gingen und gehen von dem Standpunkt aus, daß man die beweglichen Kunstwerke nicht von ihrem mütterlichen Boden loslösen dürfe, mit dem sie fest verwachsen seien, und daß es ein Unrecht wäre, den künstlerischen Menschheitsbesitz zugunsten einer zentralisierenden Anhäufung zu zerreißen. Die Proteste, deren Hauptwortführer der französische Kunstforscher Quatremère de Quincy war, wurden indessen gegenstandslos, denn der Zusammenbruch der Napoleonischen Weltherrschaft vereitelte die Ausführung des Projekts.

Aber der Anstoß zu einer tiefgreifenden, grundsätzlichen Reform des Kunstsammelwesens war gegeben, und die Anregungen wirkten fort. Die früheren Museen und »Kunstkammern« hatten ihre Entstehung den Repräsentationspflichten regierender Herren, der persönlichen Liebhaberei einzelner reicher Mäzene und dem Vergnügen an Kuriositäten verdankt. Mit der Idee des Napoleonischen Zentralmuseums verband sich zum ersten Male der Gedanke einer Demokratisierung und einer streng wissenschaftlichen Ausgestaltung der Sammlungen. Das ganze Volk sollte genießend teilhaben an dem öffentlichen Kunstbesitz, und die Museen sollten zugleich zielbewußt in den Dienst der kunsthistorischen Forschung gestellt werden.

Dieses Programm — Hilfsmittel der volkstümlichen Kunsterverziehung und Hilfsmittel der Wissenschaft — wurde dann maßgebend für die Einrichtung und Verwaltung der zahlreichen Museen, die beim Beginn des neunzehnten Jahrhunderts in fast allen europäischen Kulturzentren entstanden. Aber die Leiter der Sammlungen waren fast ausschließlich Männer der zünftigen Gelehrsamkeit, und die große Masse des Publikums brachte im herausziehenden kapitalistischen Zeitalter ästhetischen und künstlerischen Fragen kein ernstes Interesse entgegen. So geschah es, daß die gelehrten Ziele immer mehr in den Vordergrund traten und die öffentlichen Kunstsammlungen schließlich fast nur noch wissenschaftlichen Zwecken dienten. Sie haben in dieser Hinsicht Unschätzbare geleistet, aber ihr Einfluß auf die Hebung der ästhetischen Kultur war minimal.

Der großzügigen Sammeltätigkeit, durch die sich besonders die Leiter der bedeutendsten deutschen Museen während der letzten Jahrzehnte ausgezeichnet haben, dürften jetzt für absehbare Zeit Schranken gesetzt sein. Mittel für umfangreiche Ankäufe werden dem ausgepowerten Deutschland nicht zur Verfügung stehen und kapitalistische Mäzene im Sozialistenstaat rar

werden. Die Arbeitslust und Arbeitskraft unserer Museumsleiter und -beamten wird sich also notwendigerweise auf andere Gebiete konzentrieren müssen, und ich glaube, man wird diese Beschränkung nicht allzusehr zu beklagen brauchen, wenn es gelingt, die freigewordenen Energien in richtige Bahnen zu lenken. Daß die wissenschaftliche Verarbeitung der vorhandenen Bestände in verstärktem Maße fortgesetzt werden muß und kann, ist selbstverständlich. Daneben wird aber eine sorgfältigere und strengere Siebung des Materials nach den Gesichtspunkten: Magazin oder Schausammlung? stattfinden müssen. Die Magazine müssen fortan restlos alles das enthalten, was für sachmännische Spezialstudien in Betracht kommt, ohne ein Interesse für die große Masse des Laienpublikums zu besitzen. Die Museumsverwaltungen haben außerdem für eine Einrichtung und Verwaltung der Magazine Sorge zu tragen, die den wissenschaftlichen Interessenten die denkbar bequemste Benutzung der Sammlungen ermöglicht. Es wäre dabei auch in Betracht zu ziehen, ob sich nicht eine weitgehende Konzentration der in Deutschland oder wenigstens in Preußen vorhandenen Bestände auf wenige große, rationell eingerichtete und verwaltete Magazine für die Bedürfnisse der gelehrten Forschung durchführen ließe, die dem Fachmann, der eine kunstwissenschaftliche Spezialfrage bearbeitet, das kostspielige und zeitraubende Hin- und Herreisen ersparen würde. Vor einer Verringerung der Magazinbestände durch Ausmerzen von »allerlei wertlosen Dingen«, wie sie neuerdings der Hamburger Museumsdirektor Lauffer empfohlen hat, wäre dagegen dringend zu warnen; denn was heute als wertlos erscheint, kann durch neue Resultate der wissenschaftlichen Forschung schon morgen große Werte erhalten, und bei der radikal umwälzenden Neuorientierung, in der sich die gesamte Kunstwissenschaft gegenwärtig befindet, können solche unvorhergesehenen Umwertungen jeden Tag eintreten.

Das Hauptgewicht der reformierenden Tätigkeit unserer Museumsleiter wird aber auf eine vollständige Neugestaltung der Schausammlungen zu legen sein, die den Bedürfnissen des großen Publikums und den Zwecken einer volkstümlichen Kunsterziehung in viel höherem Maße angepaßt sein müssen, als es bisher der Fall war. Wer besucht heutzutage unsere Museen? Der Einheimische nur selten, denn in den großen Städten mit ihren Riesensammlungen schreckt ihn die Fülle des gebotenen Materials, durch das sich hindurchzufinden jahrelange Arbeit erfordert, und die kleinen Provinzsammlungen enthalten meist zufällig zusammengewürfelte Stücke von bescheidenem Wert, die weder tiefere Eindrücke geben, noch umfassende Überblicke gestatten. Das Fremdenpublikum aber durchwandert die Kunstsammlungen flüchtig und im Grunde uninteressiert, lediglich mit dem Bewußtsein, einer Art moralischer Pflicht des gebildeten Bürgers genügen zu müssen, und es kann weder aus den großen Museen noch aus den Lokalsammlungen einen bleibenden kulturellen Gewinn ziehen. Dieser Misere abzuhelfen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der volksstaatlichen Kunstpflege. Ohne die wissenschaftlichen Zwecke der Museen zu vernachlässigen, muß der Besitz an Kunstwerken in den Dienst der ästhetischen Volkserziehung gestellt werden. Ein lebendiges Kunstempfinden und Kunstbedürfnis muß in den breitesten Schichten des Volkes erweckt und gepflegt werden. Es gilt, ein bisher nicht genügend vorhandenes Interesse zu erzeugen und dieses Interesse fruchtbar zu befriedigen.

Indem aus den Schausammlungen alles entfernt und in die Magazine verwiesen wird, was abgesehen vom wissenschaftlichen kein allgemeines Interesse und keinen eklatanten kunstzerzieherischen Wert besitzt, enthebt man den Museumsbesucher der Mühe, sich durch eine verwirrende Masse von Objekten hindurchzuarbeiten und selber das herauszufinden, was zu sehen ihm dienlich und förderlich ist. Er kann seine Aufmerksamkeit auf das wenige Wichtige konzentrieren und gewinnt Zeit für eine wirkliche fruchtbringende Vertiefung in Einzelheiten. Eine solche Vertiefung aber ist die Voraussetzung für die Anbahnung eines lebendigen Kunstempfindens.

Ebenso wichtig wie die Auswahl der Objekte erscheint dann die Anordnung der Schausammlung. Hierbei sollte das Augenmerk in erster Linie auf die Erziehung zum Stilgefühl gerichtet werden. Moderne Museumsreformatoren haben den Vorschlag gemacht — und teilweise ist er auch praktisch ausgeführt worden —, jedes Kunstwerk innerhalb des Milieus seiner Entstehungszeit zu zeigen. Man ist sogar so weit gegangen, vollständig eingerichtete Innenräume zu schaffen, die den Charakter der betreffenden Epoche charakterisieren. In dieser Hinsicht sollte man sich indessen vor jeder Übertreibung hüten; denn das mehr oder weniger kunstgewerbliche Drum und Dran der stilvollen Umrahmung ist gar zu sehr geeignet, die Aufmerksamkeit von dem abzulenken, worauf es in erster Linie ankommt. Die Kunstmuseen sollen vor allem zur Kunst erziehen, nicht aber eine allgemeine kulturhistorische Belehrung und Unterhaltung bieten. Für die neue und neueste Zeit ist eine solche Aufmachung ohnedies unmöglich. In welches Milieu wollte man zum Beispiel die Werke Liebermanns setzen? Sollen die »Gänserupferinnen« etwa vom Neurokokostil der siebziger Jahre, die »Flachscheuer in Laren« von altdeutscher Bußenscheibenrenaissance, die »Schweinesfamilie« vom Jugendstil und die »Amsterdamer Judengasse« von van de Velde'schen Möbeln umrahmt sein? Dies wären nämlich die wechselnden Stilmoden, die der Entstehungszeit der genannten Gemälde entsprechen. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß zur Erzeugung einer wirklichen Zeitstimmung die stilgerechten Innenräume keineswegs genügen. Gemälde der italienischen und spanischen Schulen würden, um ihre volle vom Künstler beabsichtigte Wirkung zu tun, daneben eine besondere Beleuchtung erfordern, die ihnen nur die Sonne des Südens geben könnte; katholische Altarbilder der Barockzeit verlangen Kirchenstimmung mit Orgelklang, Weihrauchduft usw. Sofern durch die umrahmende Anordnung nur der allgemeine künstlerische Zeitstil angedeutet werden soll, könnte der Forderung in Einzelheiten vielleicht genügt werden: es stände nichts im Wege, daß man zum Beispiel einzelne Gemälde der romanischen und gotischen Zeit, des Barock- und Rokokostils im Zusammenhang mit charakteristischen Skulpturen, Möbeln und Kleinarbeiten der entsprechenden Epoche zur Anschauung bringt. Wo solche Zusammenstellungen prinzipiell am Platze sind, werden wir später sehen. Im Rahmen der ständigen Schausammlungen dürften sie jedenfalls nur in Ausnahmefällen zulässig sein.

Daß die Besucherzeichen der Kunstmuseen eine grundsätzliche Änderung mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der arbeitenden Bevölkerung erfahren müssen, bedarf wohl keiner ausführlichen Begründung. Das Hauptgewicht wird in Zukunft auf die Sonn- und Festtage sowie auf die Stunden nach Feierabend zu legen sein. Die Einwände, die man gegen den Abend-

besuch der Museen erhoben hat, erscheinen mir nicht stichhaltig. Wenn behauptet wird, daß der Teil des Publikums, der den Wochentag über körperlich gearbeitet hat, abends nicht mehr frisch genug sei, um die geistige Arbeit zu leisten, die jeder fruchtbare Museumsbesuch verlangt, so widerspricht das allen Erfahrungen, die man bisher mit unserer arbeitenden Bevölkerung gemacht hat. Gerade diejenigen, die tagsüber einer oft geisttötenden körperlichen Arbeit obgelegen haben, verlangen abends nach intensiver geistiger Anregung. Und selbst wenn die Anregung durch ein gewisses Maß geistiger Arbeit erkauft werden muß, so pflegt diese keineswegs ermüdend zu wirken, sondern man empfindet sie vielmehr als Erholung und Stärkung.

Beachtenswerter erscheinen die Bedenken einiger Museumsleiter, die darauf hinweisen, daß die Farben, sowohl der ausgestellten Kunstwerke als der ganzen Museumseinrichtung, auf das Tageslicht berechnet sind und bei künstlicher Beleuchtung nicht immer in der beabsichtigten Weise zur Geltung kommen können. Diese Tatsache ist nicht zu bestreiten, aber sie kann gegenüber den großen Vorteilen, die die Möglichkeit abendlicher Museumsbesuche der großen Masse des Publikums gewährt, nicht entscheidend ins Gewicht fallen. Es ist besser, daß einige Tausend Arbeiter die Gemälde und Skulpturen in künstlicher Beleuchtung kennenlernen, als daß sie sie überhaupt nicht zu Gesicht bekommen. Außerdem darf man annehmen, daß das Interesse, das durch einen gelegentlichen Abendbesuch erweckt wurde, in der Regel durch spätere Tagesbesuche weiterverfolgt werden wird, bei denen dann etwaige fehlerhafte Eindrücke sich von selbst richtigstellen würden.

Ein wichtiges Hilfsmittel zur Einführung in den Genuß der Kunstschätze ist der gedruckte Führer, der den Besuchern der meisten öffentlichen Sammlungen schon jetzt in die Hand gegeben wird. Diese Führer müßten sich aber nicht, wie es leider meistens der Fall ist, auf mehr oder weniger dürftige kunstgeschichtliche Daten und Notizen beschränken, sondern sie sollten ihre Aufgabe vielmehr darin erblicken, durch Charakterisierung und ästhetische Würdigung der den einzelnen Epochen und den einzelnen Werken zugrunde liegenden Formprobleme im Beschauer das Gefühl für Stil und Qualität zu erwecken. Historische Kenntnisse sind zweifellos gut und nützlich, unendlich viel wichtiger aber ist ein lebendiges Kunstgenießen, das niemals durch verstandesmäßige Bildung, sondern nur durch eine zielbewußte Kultur des ästhetischen Sinnes vermittelt werden kann. Für die ältere Generation, der der Kunstgenuß vorwiegend eine Angelegenheit des Intellekts war, mochte die frühere Methode genügen, die namentlich in den »Cicerones« von Richard Muther in ihrer Art Mustergültiges geschaffen hat, unsere Zeit aber, die sich immer mehr der rein gefühlsmäßigen, sogenannten expressionistischen Auffassung zuneigt, verlangt anders geartete Fingerzeige und Wegweiser. Noch wirksamer aber als das gedruckte ist das gesprochene Wort, und Museumsleiter, die ihren Instituten einen wirklich volkstümlichen Charakter geben wollen, werden daher auf mündliche Führungen und Vorträge nicht verzichten dürfen. Geeignete Personen sind für diese Zwecke leicht zu beschaffen. Wenn, was in der Regel der Fall sein dürfte, die Zahl der Museumsbeamten nicht ausreicht, so können Hilfskräfte aus den Kreisen kunstfreudiger und kunstverständiger Laien herangezogen werden. Die nötige Ausbildung wäre durch Führerkurse zu bewerkstelligen, die von seiten der Museumsleitungen veranstaltet werden.

Schließlich möchte ich noch auf eine Maßnahme hinweisen, die mir ganz besonders geeignet erscheint, die große Masse mit dem wichtigsten Inhalt unserer Kunstmuseen bekannt und vertraut zu machen. Die Tatsache, daß das Publikum allenthalben in die wechselnden, zeitlich begrenzten Kunstausstellungen strömt, während die ständigen Kunstsammlungen leer stehen, gibt den Weg an. Aus dem Besitz unserer Museen müßten nach bestimmten Gesichtspunkten einzelne Kollektionen zusammengestellt werden, die als wechselnde Sonderausstellungen in einigen für diesen Zweck hergerichteten Räumen des Museums zu zeigen wären. Und diese Kollektionen, deren jede eine einzelne ästhetische oder stilgeschichtliche Frage illustrierte, müßten dann als Wanderausstellungen auch in die größeren und mittleren, ja selbst in die Kleinstädte entsandt werden. Geeignete Räume für diese Zwecke wären wohl schon heute fast überall zu finden, und sie werden in Zukunft noch häufiger und besser zur Verfügung stehen, wenn erst dem allgemeinen Bedürfnis nach sogenannten »Volkshäusern«, das heißt volkstümlichen Stätten der Bildung und Erholung, in weiterem Umfang Rechnung getragen ist. Eine unerschöpfliche Fülle von Kollektionen ließe sich unschwer zusammenstellen. Jede einzelne dürfte nicht zu umfangreich sein, und es wäre dabei keineswegs nötig, daß man die wertvollsten Meisterwerke auf Reisen schickte, sondern es käme nur auf eine geschickte Auswahl charakteristischer Stücke an. Es müßten — beispielsweise — einzelne Künstlerindividualitäten alter und neuer Zeit durch eine chronologisch angeordnete Auswahl ihrer Werke charakterisiert werden. Es müßten die kennzeichnenden Merkmale eines Kunststils durch Photographien oder Modelle von Bauten, Originale oder Abgüsse von Plastiken, durch Gemälde, Graphiken und gewerbliche Arbeiten (Möbelstücke, Geräte, Stoffe, Bucheinbände usw.) gezeigt werden, soweit es zugänglich ist, die für die ständigen Museen nicht empfehlenswerte Einrichtung von stilgerechten Interieurs am Platze wäre. Kunstgeschichtliche Entwicklungsreihen könnten deutlich gemacht werden, indem man dem Beschauer vor Augen führte, wie der gleiche Gegenstand von der primitiven, der altorientalischen, der klassischen, mittelalterlichen, Renaissance-, Barock-, Rokoko-, Wiedermaier- und modernsten Kunst dargestellt worden ist.

Ähnliches könnte auf kunstgewerblichem Gebiet versucht werden durch Kollektionen, die den Stuhl, den Tisch, den Beleuchtungsgegenstand, das Trinkgefäß und anderes im Wechsel der Zeitalter zeigten. Ein tieferes Verständnis für den Geist und die Tendenzen der heute lebendigen Kunstströmungen ließe sich dadurch anbahnen, daß man deren Wurzeln in alter Zeit darlegte, zum Beispiel durch eine Art Ahnengalerie des Impressionismus oder der Freilichtmalerei von der Renaissance über Japan bis auf Sevogt und Corinth; durch Zusammenstellung von Negerkulpturen, altorientalischen, islamitischen, frühchristlichen, romanischen und gotischen Arbeiten mit Werken des neuesten expressionistischen Stils. Dies sind nur wenige Andeutungen, die zeigen sollen, was ich meine. Die Ausstellungen könnten je nach der Größe der Stadt längere oder kürzere Zeit gezeigt werden, und die Rundreise jeder Kollektion könnte Jahre dauern. Gedruckte, kurz und populär gehaltene Anleitungen der oben angedeuteten Art hätten das Verständnis und das Einfühlen in das betreffende Gebiet zu erleichtern, Führungen und Vorträge könnten in den Ausstellungsräumen stattfinden. Die

Kosten für solche Arrangements wären nicht groß, und sachverständige Kräfte für die Ausführung sind in genügender Zahl vorhanden.

Die Veranstaltung derartiger Wanderausstellungen müßte meines Erachtens eine der wichtigsten Aufgaben unserer volkstümlichen Kunstpflege werden. Die Ausstellungen würden das großstädtische Publikum unvergleichlich lebhafter anziehen und fesseln als die ständigen Schausammlungen der Museen. Sie würden aber namentlich an kleineren und entlegeneren Orten, in denen sonst wenig künstlerische Anregungen zu haben sind, bei einer bisher uninteressierten Bevölkerung den Sinn für Kunstfragen wecken und — ein nicht zu unterschätzendes Moment — die fruchtbarsten Einflüsse auf eine kunsthungrige und schönheitsdurstende Jugend ausüben.

So könnte unser öffentlicher Kunstbesitz, der bisher, in fast ausschließlichem Dienste der Wissenschaft und weniger Interessenten, für die Allgemeinheit steril blieb, zur soliden Grundlegung und Anbahnung einer lebendigen ästhetischen Kultur nutzbar gemacht werden.

### Literarische Rundschau.

Wally Zepler, Akademiker und Sozialdemokratie. Buchhandlung Vorwärts. 23 Seiten. Preis 75 Pfennig.

Die Verfasserin stellt die erstaunliche Gleichgültigkeit oder Rückständigkeit der Akademiker, Männer und Frauen, gegenüber politischen Vorgängen und Problemen fest, insbesondere ihre stumpfe Ablehnung der Marx'schen Wirtschaftslehre und ihren mißverständlichen Widerspruch gegen den angeblich reinen Genuß- und Nützlichkeitskultus der Sozialdemokratie. Wally Zepler deckt die dabei unterlaufende Verwechslung von Marxens ökonomischem mit dem philosophischen Materialismus auf und konstatiert die gegenwärtig erfolgende Abkehr vom geistigen Vulgärsozialismus zu einem ungebildeten und vertieften Sozialismus. »Die geistige Sozialisierung, die Verankerung des sozialistischen Gefühls in der Seele des Menschen, ist nun so weit fortgeschritten, daß nichts Schöpferisches mehr ohne oder gegen sie unternommen werden kann.« Die höchste Schöpferkraft des Sozialismus wird sich vor allem im Geistigen entfalten und die praktische Sittlichkeit, die Gesinnung der Menschen, umformen. Wally Zepler enthüllt den falschen Individualismus, die erlogene »Freiheit« des Kapitalismus und ruft die Akademiker, die geistigen Führer des Volkes, zu den echten Idealen des wahren Sozialismus.

Der Vortrag ist agitatorisch wertvoll.

P. O e s t r e i c h.

W. J l b e r g, Geisteskrankheiten. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig und Berlin 1918, Teubner.

Wir wollen hoffen, daß die Schlussworte des Verfassers: »Die stahlharten Nerven eines so tapferen Volkes werden alle krankhaften Anfechtungen überwinden, alle Kriegsnöte bestehen« auch für eine noch schlimmere Zeit sich erfüllen werden. Das Gebiet wird uns neben Aufzucht, Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten wohl besonders beschäftigen, und es ist zu begrüßen, daß hier den weiten Kreisen, denen ohne Sachverständige zu sein einige Kenntnis der Geisteskrankheiten unentbehrlich ist vermöge ihrer Stellung im öffentlichen Leben, eine gute Darstellung geboten wird.

Instruktiv sind die Eindrücke beim Besuch einer Irrenanstalt geschildert. Sehr beachtenswert sind die Worte: »Die Paralyse hat zweifellos deshalb so zugenommen, weil die Syphilis so große Verbreitung gefunden hat. Nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 sind beide Krankheiten in Deutschland häufig ge-

worden, denn gar viele unserer Soldaten hatten sich in Frankreich angesteckt, haben später aufregende Arbeit zu besorgen gehabt, haben dazu Alkoholmißbrauch getrieben und sind dann der entsetzlichen Geisteskrankheit verfallen.« Während des Feldzugs haben sich nach amtlichen Berichten 1871 bis 1873 bei der Okkupationsarmee 244,7 von 1000 Mann infiziert. Welche Perspektive bietet in dieser Hinsicht der Weltkrieg?

Die Forderungen im Interesse der Volksgesundheit sind leicht zu ziehen: planmäßige Fürsorge!

Dr. W.

## Notizen.

**Veränderung der deutschen Bevölkerungsverhältnisse durch den Krieg.** Der bedeuende Krieg hat nicht nur durch die großen Menschenverluste auf den Schlachtfeldern, sondern auch durch seine Einwirkung auf die Geburten, Eheschließungen und die Sterblichkeit der Zivilbevölkerung die Zahlen- und Altersverhältnisse der deutschen Bevölkerung mannigfach verändert und verschoben. Wie beträchtlich diese Veränderungen sind, zeigt die jüngst von der Kopenhagener Studiengesellschaft für die sozialen Folgen des Krieges herausgegebene Nummer 4 ihres Bulletin, die die Ergänzung und Erweiterung einer bereits früher von dieser Gesellschaft herausgegebenen Arbeit E. Dörings über die Bevölkerungsbewegung Deutschlands während des Krieges enthält. Die Abhandlung, die früher nur die ersten beiden Kriegsjahre in Betracht zog, umfaßt jetzt den ganzen Zeitraum des Krieges und bietet, wenn auch einzelne statistische Angaben noch der Vervollständigung bedürfen, ein übersichtliches Gesamtbild der Beeinflussung des deutschen Bevölkerungsstandes durch den mehr als vierjährigen Völkerkampf.

Nach E. Dörings Feststellungen erlitt das deutsche Volk (mit Einschluß der Bevölkerung Elsaß-Lothringens) während des Krieges durch Geburtenrückgang und Zunahme der Sterblichkeit einen Gesamtverlust von rund 5,6 Millionen Menschen. Infolgedessen hat in der Entwicklung der Bevölkerungszahl eine rückläufige Bewegung eingesezt. Die Einwohnerzahl ist von 67,8 auf rund 65,1 Millionen gesunken. Davon sind 33,9 Millionen weiblichen und nur 31,2 Millionen männlichen Geschlechts. Von diesem Gesamtverlust wurden rund 3,5 Millionen durch den Geburtenrückgang und rund 2,1 Millionen durch die Zunahme der Sterblichkeit verursacht.

Altersaufbau und Zahlenverhältnis der Geschlechter sind vollkommen zerrüttet. Auf 1000 Personen männlichen Geschlechts kommen anstatt 1024 nunmehr 1086 Personen weiblichen Geschlechts. In den Altersklassen vom 20. bis etwa zum 50. Jahre beträgt das Verhältnis sogar statt 1000 : 1005 jetzt 1000 : 1155, und in den Jahresklassen vom 20. bis 30. Jahr, die für Eheschließungen besonders in Betracht kommen, ist es noch weit ungünstiger.

Die Zunahme der Sterblichkeit hat infolge der blutigen Verluste (rund 1,8 Millionen) besonders die kräftigsten und leistungsfähigsten männlichen Jahrgänge betroffen. Die Anzahl der Männer im militärpflichtigen Alter ist von rund 14 auf etwa 12,2 oder um 13 Prozent gesunken. Dazu kommt, daß Hunderttausende der Überlebenden mehr oder weniger schwer verkrüppelt sind. Durch diese umgekehrte Rassenauslese ist die beste Arbeitskraft des deutschen Volkes zu großem Teil vernichtet worden.

Auch die Zivilbevölkerung hat infolge Unterernährung und Überarbeit stark gelitten. Am schwersten wurden die ärmeren Schichten der städtischen Bevölkerung betroffen. Weit über 700 000 Menschen, die das erste Lebensjahr überschritten hatten, sind mehr gestorben, als es unter den normalen Verhältnissen der letzten Jahre vor dem Kriege der Fall gewesen sein würde.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 16

Ausgegeben am 18. Juli 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Die rheinische Frage.

Von J. Meerfeld.

»Es ist alles schon dagewesen«, sagt Ben Akiba. Als vor fünf Vierteljahrhunderten das französische Volk die feudalen Gesellschaftsformen zerbrach und seine Heere das Rheinland eroberten, nahm der Freiheitskrawall der Revolution auch die Köpfe der rheinischen Jugend gefangen. Manche zogen gar nach Paris, um im Brennpunkt der Ereignisse mitzuwirken, wie der am Niederrhein gebürtige Anacharsis Cloots, der »Redner des Menschengeschlechts«. In Mainz, Koblenz, Trier, Bonn und Köln aber verlangte man damals stürmisch die Errichtung einer »zürchenanischen Republik«. Lautester Rufer im Streit war der junge Görres, dessen Feuerseele die Revolution leidenschaftlich begrüßte.

Geschichtliche Vergleiche hinken immer. So wenig wir daher die damalige Bewegung zugunsten einer rheinischen Republik etwa mit der heutigen gleichstellen wollen, so sehr ist der Hinweis auf die Vergangenheit vonnöten, wenn wir die jetzigen Vorgänge am Rhein begreifen lernen wollen. Bei dem Kampfe um die rheinische Republik wird allzusehr an der Oberfläche geplätschert und mit Schlagworten gearbeitet, während uns doch nur die Erkenntnis der tieferen Zusammenhänge und die leidenschaftslose Heraus Schälung historischer Tatsachen dazu befähigen, wirklich vorhandenen Gefahren mit Erfolg zu begegnen.

Vor vier Jahren war seit der Einverleibung der Rheinlande in Preußen erst ein Jahrhundert verlossen, zwar viel für den Einzelmenschen, doch wenig für die Geschichte eines Volkes. Vorher waren die rheinischen Länder zwanzig Jahre lang französisch gewesen, noch früher aber finden wir sie in Duzende staatlicher Zwerggebilde zersplittert. Man zählte ihrer reichlich fünfzig. Wer von Bingen nach Bonn den Rhein hinunterreiste, mußte nicht weniger als elf Landesgrenzen überschreiten, und auf der Strecke Gernersheim-Rotterdam wurden in 32 Orten Rheinzölle erhoben. Köln und Mainz hatten das Stapelrecht, das heißt keine Ware durfte durch- oder vorbeigeführt werden, ohne eine gewisse Zeit gelagert zu haben. Aber siebzig Münzsorten kursierten am Rhein, dessen buntes Völkergemisch (Kelten, Römer, Franken in ihren verschiedenen Abarten und selbst Syrier) der Bildung eines einheitlichen politischen Bewußtseins hartnäckig widerstrebte. Der Sturmwind der Revolution hatte leichtes Spiel, als er in die längst morsch gewordenen Staatsgebilde, in die geistlichen und weltlichen Fürstentümer, Grafschaften, Reichsstädte und Reichsabteien hineinfuhr. Die Französische Revolution räumte mit dem mittelalterlichen Schutt und Moder unbarmherzig auf. Schon der erste Koalitionskrieg machte das linke Rheinufer von Basel bis Andernach französisch, 1794 wurde der übriggebliebene Rest besetzt.

Die mehr als zwei Jahrzehnte französischer Herrschaft hinterließen im Rheinland ihre tiefen Spuren. Napoleon, bei seinen Besuchen in Köln, Bonn, Aachen usw. begeistert empfangen, schuf durch weise politische und wirtschaftliche Maßnahmen dem Lande die Möglichkeit zur Entfaltung seiner natürlichen Kräfte. Die französische Revolutionsgesetzgebung wirkte äußerst segensreich. Auch wer innerlich deutsch blieb, verschloß sich nicht den Vorzügen des neuen Regimes; vor allem war die kräftig sich regende junge rheinische Bourgeoisie über die französische Verwaltung des Lobes voll. Napoleon legte klugen Sinnes die Regierung der rheinischen Departements in die Hände bewährter Beamten, so daß Mißgriffe bei der Behandlung der Bevölkerung fast ganz vermieden wurden. Den großen Erben der Revolution so zu sehen, wie das übrige Deutschland ihn sah: als die Geißel der Völker, davon waren daher die Rheinländer weit entfernt. Eine gewisse, wenn auch nicht große Ähnlichkeit zwischen französischem und rheinischem Wesen kam hinzu und verstärkte die assimilierenden Kräfte. Mit dem Franzosen hat der Rheinländer die Leichtblütigkeit und die schnelle Auffassungsgabe gemeinsam. Der rheinische Humor ist nicht der französische »Esprit«, steht diesem aber viel näher als dem Berliner Wit. Über den Segnungen der Napoleonischen Herrschaft vergaßen die Rheinländer auch schnell die Säkularisation, die unter den Stiften und Klöstern gewaltig aufräumte. Wiedertum waren die Franzosen hier klug genug, zahlreiche kirchliche Güter gemeinnützigen Zwecken dienstbar zu machen. Kurz: sie verstanden zu regieren. Im rheinischen Volke hat die Franzosenzeit sehr lange nachgewirkt. Auch die Sprache hat merkbare Spuren hinterlassen, selbst heute noch enthält die Umgangssprache der Massen zahlreiche, wenn auch zum Teil korrumpierte französische Wörter. Sichtbare Zeugen der Franzosenherrschaft sind noch die an alten Eckhäusern linksrheinischer Städte zu sehenden Straßennamen in französischer Sprache.

Im Jahre 1815 kamen zu den Rheinländern die Preußen und brachten ihnen die Segnungen ihrer Korporalstockkultur. Zwei grundverschiedene Welten stießen krachend zusammen. Hier das Rheinland, mit den Traditionen der lässigen Herrschaft seiner vormaligen Quodezfürsten, die nach dem Grundsatz »Leben und leben lassen« zu regieren pflegten; mit seiner eigen gewachsenen, aber romanisch beeinflussten Kultur, seiner aus der großen Revolution und der Napoleonischen Regierungskunst überkommenen politischen Technik, schließlich einer vergleichsweise weit entwickelten kapitalistischen Wirtschaft und einem demgemäß aufstrebenden und selbstbewußten Bürgertum; dort das im ostelbischen Feudalismus steckengebliebene Stockpreußentum, auf militärische Macht gestützt, mit militaristisch-junkerlicher Denkweise und mit Regierungsmethoden, die man vorzugsweise an ursprünglich slawischen Kolonialvölkern erprobt hatte. Nüchterne Gesellen kamen von Osten her ins fröhliche Rheinland, korrekt wie der typische Assessor, schnauzig wie der ebenso typische Feldwebel. Sie waren protestantisch, die Rheinländer aber zu vier Fünfteln katholisch. Der konfessionelle Zwiespalt verschärfte die Gegensätze um so mehr, weil der preußische Staat sich als Vormacht des Protestantismus fühlte und der damalige König alles Katholische rechtfertigen wollte.

Man hatte das rheinische Volk nicht gefragt, bevor der Wiener Kongreß es zu Preußen schlug. Es wollte deutsch werden, denn dies Deutschtum lebte

in ihm trotz seiner eigenen Kultur. »Der Rhein ist Deutschlands hochschlagende Pulsader«, rief damals Görres im »Rheinischen Merkur« aus. Aber nicht deutsch, sondern preußisch wurde das Rheinland. Friedrich Wilhelm schüttelte unwillig den erlauchten Schädel, als man ihm Sachsen nicht zugestehen und statt dessen das Rheinland geben wollte, dessen Bevölkerung ihm suspekt erschien und das überdies weitab von seinen übrigen Provinzen gelegen war. Doch die anderen waren stärker, er mußte nachgeben. Das Rheinland hatte damals zwei Millionen Einwohner und war vergleichsweise recht wohlhabend. »Da heiraten wir in eine arme Familie hinein«, klagte der Kölner Bankier Schaaffhausen, als er die Kunde von dem Wiener Beschluß vernahm. Der König kam von Brüssel her zu seinen neuen Untertanen und wurde mit gebotenem Respekt begrüßt.

So etwas wie politisches Gemeinschaftsgefühl entstand im Rheinland erst im Verlauf von vielen Jahren. Das halbe Hundert Städtchen von ehedem hatte ein solches Gefühl natürlich nicht aufkommen lassen, auch die Franzosenzeit mit ihren scharf voneinander getrennten vier Departements war zur Förderung des rheinischen Einheitsgedankens nicht geeignet. Selbst unter preußischer Herrschaft wurde die Verwaltung zunächst noch nicht einheitlich gestaltet. Das Rheinland wurde 1815 in zwei Provinzen zerlegt: Jülich-Kleve-Berg mit dem Regierungssitz Köln, Provinz Niederrhein mit dem Regierungssitz Koblenz. Erst sieben Jahre später wurden beide unter dem Namen Rheinprovinz vereinigt. Aber weniger diese allmähliche verwaltungstechnische Vereinheitlichung als die bitteren Erfahrungen mit der preußischen Herrschaft schmolzen die Rheinlande zu einem festen Block zusammen. Vor allem das Regime des ins Rheinland entsandten preußischen Beamtenums wirkte aufreizend. Görres spricht von einer längst antiquierten und verachteten Pöflichkeit der altpreußischen Beamten. Der Biograph David Hansemanns, U. Bergengrün, sagt, daß sie von einer exklusiven Selbstherrlichkeit seien; er spricht von einer sich allweise dünkenden Bürokratie auf der einen und dem beschränkten Untertanenverstand auf der anderen Seite.

In solchen Urteilen ist die allgemeine Stimmung ausgedrückt, die zusehends schärfer ward und nach Bergengrüns Urteil den Boden der Revolution bereitete. Noch im jetzigen Weltkrieg haben ja die Vertreter des alten preußisch-deutschen Regierungssystems zum Erschrecken deutlich bewiesen, daß sie von Volks- und Völkerpsychologie keinen blauen Dunst hatten. Das war schon vor hundert Jahren nicht anders. Das fortgeschrittene Rheinland wurde nach den Methoden eines ostelbischen Gutshofs regiert. Zu alledem gefellte sich dann die furchtbare Enttäuschung aller, die gehofft und geharrt hatten, über das Ausbleiben der feierlich versprochenen Verfassung. Von 1816 an war die Reaktion wieder obenauf; die Minister W. v. Humboldt, Beyme und Boyen gingen ab, Hardenberg starb nicht lange darauf. Die Karlsbader Beschlüsse vernichteten den letzten Rest von Hoffnung. Görres tobte — mit dem Erfolg, daß sein »Rheinischer Merkur« kurzerhand unterdrückt wurde. Der Koblenzer Feuergeist — er hatte von Muffers Seite italienisches Blut in den Adern — hatte 1815 euphemistisch von dem »deutschen Beruf« Preußens gesprochen und auf die »lichte Morgenröte« gehofft. Schon im Jahre darauf nahm er diese Worte als »unleidliche Prahlerei« zurück. Auch ihn hatte die böse Stimmung ergriffen, die sich über das ganze Rheinland ausbreitete wie ein ertötender Nachtfrost im Frühling.

Die 1823 gnädigst gewährten Provinzialstände konnten die Rheinländer um so weniger befriedigen, als sie völlig auf ostelbische Bedürfnisse zugeschnitten waren und das jugendkräftige rheinische Bürgertum fast ganz beiseite geschoben wurde. Im Rheinischen Provinziallandtag, der übrigens bis 1848 nur achtmal zusammentrat, dominierte wie in Ostelbien die Ritterschaft; nur mühsam vermochten die Hansemann, Camphausen und Medissen einigen Einfluß zu erlangen. Immerhin war der rheinische Landtag unter seinesgleichen noch der fortgeschrittenste: die Folge davon war, daß ihn die Regierung bald mit ausgiebigstem Mißtrauen beehrte.

Die Verbitterung im Rheinland wurde noch beträchtlich gesteigert durch die kirchenpolitischen Kämpfe, die schon in den dreißiger Jahren mit dem »Kölner Ereignis«, dem Mißchehenstreit zwischen der preussischen Regierung und dem Erzbischof von Köln, begannen, sich in der Reaktionsperiode der fünfziger Jahre, wenn auch mehr unter der Oberfläche, fortsetzten und schließlich in der Ausnahmegesetzgebung der siebziger Jahre, dem »Kulturkampf«, ihren Gipfelpunkt erreichten. In all diesen Kämpfen bewies die Berliner Regierung eine bärenhafte Tapferkeit und einen gottverlassenen Mangel an Volkspsychologie. Sehr vieles von dem, was wir in den jüngsten Monaten im Rheinland erleben mußten, ist auf die unglückselige Kulturkämpferei zurückzuführen, zumal sich gerissene Demagogen die konfessionelle Empfindsamkeit der Katholiken geschickt dienstbar zu machen wußten. Welche Zustände selbst noch in der Zeit herrschten, als der Kulturkampf schon abflaute, erzieht man daraus, daß bei dem im Oktober 1880 prunkvoll begangenen Kölner Domfest, zu dem das Kaiserpaar erschienen war, der katholische Volksteil teilnahmlos beiseite stand. Unter den 65 Unterzeichnern der dem Schlußstein eingefügten Urkunde befanden sich nur sieben Katholiken. Der Erzbischof weilte in der Verbannung.

Unser Bild wäre nicht vollständig ohne einen Vergleich des aus der französischen Zeit überkommenen rheinischen Justizwesens mit jenem in Preußen. Die Französische Revolution brachte ins Rheinland ihre fünf großen, von frischer Lebensauffassung durchwehten Gesetzbücher, die von den Rheinländern freudig aufgenommen wurden. Nach der Verpreußung des Landes wurde ein großer Adressensturm zugunsten der Erhaltung des Code civil organisiert. Denn man wollte nichts wissen vom Allgemeinen Landrecht, das so behuttsame Unterschiede machte zwischen bürgerlichen und adligen Gütern, zwischen Gutsherrschaften und Untertanen, das die Bauernkinder zwang, wieder Bauern zu werden, und den Adligen deklassierte, der sich durch Ausübung eines bürgerlichen Gewerbes »zum gemeinen Volke herabsetzt«. Auch für die Erhaltung ihrer französischen Gerichtsordnung kämpften die Rheinländer mit großer Entschiedenheit — kein Wunder, denn sie enthielt Gleichheit der Gerichte für alle Bürger, Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, wogegen die altpreussische Gerichtsordnung für den Adel besondere Gerichte vorschrieb, Gerichtsbarkeit und Gutsherrschaften an Stelle staatlicher Gerichte setzte und das mündliche Verfahren gar nicht kannte. Das preussische Strafrecht war im Vergleich zu dem im Rheinland geltenden nicht minder reaktionär: es klassifizierte beispielsweise das Strafmaß bei Ehrverletzungen, je nachdem es sich um Angehörige des Bauernstandes, des Adelsstandes, des Offiziersstandes, um »gemeine Leute« oder um königliche Räte handelte. Mit Zähigkeit verteidigt wurden von den Rheinländern auch die

Geschworenengerichte, die man, um das Wort eines hervorragenden Juristen zu gebrauchen, als das Kleinod der rheinischen Gerichtsverfassung betrachtete. Der Code civil blieb im Rheinland bekanntlich in Geltung bis zum Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Es leuchtet ein, daß der Geist der französischen Justizgesetze, der so grundverschieden von dem der preussischen Gesetze war, die rheinische Bevölkerung nachhaltig beeinflussen und die Kluft zwischen ihr und dem alten Preußen noch beträchtlich erweitern mußte.

Und noch weiter ließe sich die Schilderung der rheinisch-preussischen Gegensätze fortsetzen. Aber die Hauptgründe haben wir ausgeführt, das andere ist minder bedeutsam. Ganz selbstverständlich bildeten sich im Verlauf eines Jahrhunderts auch Kräfte heraus, die in umgekehrter Richtung wirkten. Vor allem wußte die rheinische Industrie, die zu ihrer Entwicklung weite und gesicherte Absatzgebiete brauchte und diese vorwiegend im Inland suchen mußte, die Zugehörigkeit zu einem großen und gefestigten Staatswesen in steigendem Maße zu schätzen. Vornehmlich aus Industrie- und Großhandelskreisen rekrutierten sich denn auch in der zweiten Jahrhunderthälfte die Wortführer des den Einheitsgedanken vertretenden rheinischen Liberalismus. Nebenher: sie waren mindestens zur Hälfte protestantisch. Im Sinne der Vereinheitlichung, der Zurückdrängung separatistischer Neigungen wirkte auch die sozialistische Bewegung. Freilich war sie namentlich auf dem ausschlaggebenden linken Rheinufer bis um die Jahrhundertwende recht schwach. Die Reichsgründung hatte gleichfalls ihre günstigen Folgen; die wirtschaftspolitische, desgleichen die sozialpolitische Gesetzgebung blieben nicht ohne Einfluß. In der zweiten Jahrhunderthälfte war zudem die räumliche Trennung der Rheinlande vom übrigen Preußen überwunden worden; die Zwischengebiete wurden Preußen einverleibt, das Rheinland war nicht mehr wie bisher eine weit abseits liegende preussische Kolonie.

So ausgleichend das alles auch wirken mochte, so starben dennoch weder die geschichtlichen Erinnerungen noch die feindseligen Gefühle gegen das Preußentum, und diese überkommenen Stimmungen werden jetzt, nach Ausbruch der Revolution, als Vorspann benützt, im Rheinland eine separatistische Bewegung hervorzurufen. Einen so starken Anteil auch der rheinische Klerikalismus an dieser Bewegung haben mag, dem es in erster Linie um die Rettung kirchen- und schulpolitischer Privilegien zu tun ist — alles andere ist dekoratives Beiwerk —, so dürfen wir dennoch nicht übersehen, daß die Werbung für eine rheinische Republik einen fruchtbaren Nährboden in der rheinischen Geschichte und der Erinnerung an das System des Stockpreußentums findet. Ohne beides wären die separatistischen Versuche schon in ihren Anfängen steckengeblieben. Die junge Republik, bereit, den Provinzen und Stämmen weitgehende Selbstverwaltung zu geben, hat auch hier die Sünden des alten Systems auszubaden. Ohne die altpreussische Brutalität und Unfähigkeit, ohne die junkerlich-ostelbische Reaktion hätten wir jetzt keine rheinischen Sonderbündler. Gewiß ist die rheinische Bewegung zum guten Teil Kunstprodukt, aber sie würde nicht über kümmerliche Ansätze hinausgekommen sein ohne die rheinischen Überlieferungen und vor allem ohne den altpreussischen Polizeigeist. Das Verständnis für die Gegenwart gewinnen wir auch hier wieder nur durch das Studium der Vergangenheit.

Sehr robuste materielle Interessen kommen hinzu und leiten den Separatisten Wasser auf die Mühlen. Man macht sich gegenseitig graulich vor

den großen Steuerzetteln der Zukunft, vor der Vermögensabgabe, der Sozialisierung. Geschickt malen die Agitatoren das Gespenst des Bolschewismus an die Wand, und schon hat der Gedanke des rheinischen Freistaats, der ein Bundesstaat im Rahmen des Reiches werden sollte, in vielen Hirnen dem Pufferstaat Platz gemacht. Selbst wenn der Steuerhagel auch dann noch niederprasseln sollte: vor der Gefahr der Bolschewisierung aber glaubt man in einem von Frankreich und England patronisierten Pufferstaat geschützt zu sein. Die unaufhörlichen Streikwirren im Reich, die ewigen Puffversuche in Berlin und anderwärts geben den Separatisten fortgesetzt neue Nahrung. Und die Gefahr ist groß, sehr groß, daß das Rheinland nicht nur von Preußen, sondern auch vom Deutschen Reich getrennt wird, wenn nicht baldigst die Bezwingung der inneren Unruhen gelingt. Die Proteststreiks der sozialistischen Arbeitermassen des Rheinlandes werden das Unheil dann kaum noch aufzuhalten vermögen; die schier zahllosen deutschbegeisterten Kundgebungen aber, die heute aus bürgerlichen Kreisen emporsteigen, werden nur mehr eine interessante Lektüre für den Geschichtschreiber bilden. Gefahr droht ja auch von Westen her. Das französische Rheinprogramm ist unverändert dasselbe. Unterschätze man nicht die psychologischen Wirkungen der engen Verührung des rheinischen Volkes mit den Franzosen und ihren Verbündeten! Und jetzt werden die Rheinlande für fünf, für zehn, für fünfzehn Jahre fremde Besatzung erhalten. Doch nicht allein das: sie werden auch Handel mit den Westvölkern treiben, sie stehen schon jetzt im regsten Güterverkehr mit ihnen. Abermals werden alte Erinnerungen im Rheinland wach, die Geschichte verklungener Tage wird wieder lebendig. Mag ein Dorken nicht ernst zu nehmen sein; es drohen andere zu kommen. Schon haben wir der Anzeichen genug an allen Ecken und Enden der Provinz, namentlich aber im Süden — im Bereich der französischen Besatzung.

Protestworte sind genug gesprochen worden, ein Treuschwur um den anderen ist gen Himmel geflogen. Wir haben aber auszusprechen, was ist. Und wir haben den verantwortlichen Stellen zu sagen, daß mit Protesten und Treuschwüren die Gefahr nicht gebannt ist, auch nicht mit Verdammungsreden in Weimar und Berlin oder der Abschüttelung der rheinischen Sonderbündler durch die Zentrumsfraktionen. Die Regierung darf sich damit nicht zufrieden geben, sie muß stärkere Mittel anwenden. Nicht mit Unrecht wirft man den verantwortlichen Männern vor, daß sie, die fernab vom Rheinland sitzen, rheinischen Sorgen und rheinischen Wünschen nur geringe Beachtung schenken und in ihrer Unkenntnis der Dinge noch nicht die volle Größe der Gefahr erkennen, die im Westen dem Deutschen Reich droht. Der Reichskommissar für die besetzten Gebiete ist eine nützliche Einrichtung, als Hilfsmittel gegen die separatistische Gefahr aber doch unzulänglich. Neben einer großzügigen, von staatsmännischem Geiste erfüllten Lösung der kirchen- und schulpolitischen Fragen müßte die Selbstverwaltung der Rheinlande rasch und ohne kleinliche Bedenken ausgebaut werden. In tausend rheinischen Amtsstuben nistet noch der muffige preußische Geist. Man räuchere ihn aus, besser heute als morgen. In der ausschlaggebenden Masse des rheinischen Volkes muß das Bewußtsein geweckt werden, daß Preußen und das Reich volles Verständnis für die aus der Besonderheit seiner politischen Geschichte und der Eigenart seiner Kultur hergeleiteten Ansprüche haben. Es gilt den

Rheinländern zu zeigen, daß in Berlin und in Weimar die ungeheure Bedeutung der rheinischen Frage vollauf gewürdigt wird.

Nicht alle Gefahren würden dann verschwinden, ganz sicher nicht. Gewissermaßen rabiate Gruppen würden weiterwühlen. Besorgte Kriegsgewinnler, unverbesserliche Eigenbrötler, profitklüsterne Händler würden nach wie vor gelehrige Schüler westlicher Kulturpropagandisten sein. Auch eine Fortdauer unserer inneren Unruhen würde den Separatisten zugute kommen. Was aber geschehen kann in dem Kampf um die Seele des rheinischen Volkes, das soll und muß geschehen. Das rheinische Volk ist namentlich in seinen Unterschichten kerndeutschen Geistes, trotz seiner buntcheckig-kleinstaatlichen Vergangenheit, trotz der preußischen Mißwirtschaft. Vor hundert Jahren schrieb der hier schon mehrfach zitierte Joseph Görres: »Als in der jüngst verfloßenen Zeit Deutschland in tiefer Erniedrigung gelegen, als die Fürsten dienten, der Adel nach fremden Ehren lief, die Geistlichkeit mit ihren Grundsätzen unterhandelte, die Gelehrten den eingebrachten Höfen opferten, ist das Volk allein, das in weitem Sinne wieder den Kern aller Stände in sich begreift und nur den Pöbel aller Art von seinem Begriff ausschließt, sich selber treu geblieben und hat sein eigenes Wesen und seine angestammte Gesinnung sorgsam und wohl gehütet.« Die Seele dieses Volkes ist unverdorben wie vor hundert Jahren. Und diese Seele wird uns gehören, wenn wir darin zu lesen verstehen.

## Petersburger Briefe.

Von P. Olberg.

Demnächst wird aus der Feder Paul Olbergs eine politisch hochinteressante Schrift, betitelt »Briefe aus Sowjet-Rußland«, erscheinen, die in scharfen Strichen auf Grund persönlicher Beobachtungen und Untersuchungen das Leben des russischen Volkes unter der bolschewistischen Parteiherrschaft schildert. In letzter Zeit sind eine ganze Reihe Bücher und Broschüren aufgetaucht, die sich eine ähnliche Aufgabe gestellt haben; was Olbergs Schrift jedoch vor den meisten dieser Berichte auszeichnet, ist seine genaue Bekanntschaft mit der russischen revolutionären Bewegung, der Geschichte der russischen sozialistischen Parteien, ihren Richtungsstreitigkeiten und Theorien. Er ist seit mehr als zwanzig Jahren Mitglied der russischen sozialdemokratischen Partei und gehört zurzeit zum linken Flügel der Menschewiki. Bekannt als Mitarbeiter und Korrespondent deutscher, russischer, finnischer, schwedischer Parteiblätter, gilt er in Journalistenkreisen als sachlicher, allen Übertreibungen abgeneigter Beurteiler politischer Vorgänge. Zuletzt als Berichterstatter für Gorkis Blatt »Nascha Schisn« (Unser Leben) in Stockholm tätig, kehrte er im Juli 1918 nach Rußland zurück, um sich dort selbst von den russischen Zuständen unter dem Diktaturregiment der Bolschewiki zu überzeugen. Die nachfolgenden Artikel enthalten kurze Auszüge aus dem ersten Teil seiner Reiseberichte, aus seinen Petersburger Briefen.

Petersburg, den 15. August 1918.

Lieber Freund!

Der erste Eindruck, den die nordische Hauptstadt auf mich machte, war der einer »aussterbenden Stadt«. Das ehemalige menschenreiche Petersburg mit seinem brodelnden Leben ist nicht wiederzuerkennen. In den Straßen ist es still und freudlos. Mit totenbleichen, in sich gekehrten, oft den Stempel der Erbitterung tragenden Gesichtern bewegen sich die Menschen langsam

durch die Straßen. Es sind wahre »lebende Leichname«. Buchstäblich Bettler. Viele darunter sind freilich keine gewerbsmäßigen Bettler. Sie waren vor nicht langer Zeit, vor einem Jahre, wohlhabend. Alle Augenblicke kann man beobachten, daß Erwachsene auf der Straße wie Kinder weinen und um etwas Eßbares betteln. Gestern zum Beispiel war ich Zeuge folgender Szene: Vor der Tür eines Hauses sitzt ein weißhaariger Alter und weint. Ich frage ihn, was los sei. Ich erfahre, daß es der Hausmeister des Hauses ist. Daß er schon den dritten Tag nichts gegessen hat; bis gestern noch hat er sein Leid verborgen, jetzt hält er es nicht mehr aus und sitzt weinend auf der Straße. Vielleicht rettete ihn doch noch irgend jemand vom Hungertod. Überhaupt sind Ohnmachtsfälle infolge Unterernährung auf der Straße (von dem Leben in den Wohnungen rede ich hier nicht) eine äußerst häufige Erscheinung in Petersburg. Ebenso sieht man fast jeden Tag auf den Straßen vor Entkräftung umfallende Pferde. Rührend ist es, zu beobachten, wie die ebenso abgezehrten Menschen das verendende Tier streicheln und bemitleiden. . . .

Fast auf Schritt und Tritt stößt man auf geschlossene Läden; die offenen aber haben fast gar keine Waren. Es gibt noch Restaurants jeder Art. Es ist ein Dekret in Vorbereitung, das ihre völlige Schließung und die Organisation öffentlicher Speiseanstalten verfügt. In einigen Teilen der Stadt sind solche Speiseanstalten bereits eröffnet worden. Der Straßenbahnverkehr wird, Gott sei Dank, aufrechterhalten. Bei der geringen Bevölkerungszahl ist es verhältnismäßig leicht, einen Platz zu bekommen. Dafür kostet aber die Fahrt 60 Kopeken. Das Telephon funktioniert noch halbwegs. Auch die Post arbeitet, aber ein Stadtbrief reist oder vielmehr liegt acht Tage, bis er sein Ziel erreicht. Das ist natürlich schlimm.

Hier und da wehen auf den Gebäuden rote Fahnen. Ich muß gestehen, das macht auf mich einen niederdrückenden Eindruck. Weshalb? Du bist erstaunt? Ja, aus folgendem Grunde: Die rote Fahne ist meiner Überzeugung nach das Sinnbild des revolutionären Kampfes und des freudigen Lebens der Werktätigen. In Petersburg gibt es jetzt weder das eine noch das andere. Die unerquickliche Petersburg gegenwart und die revolutionäre rote Fahne bilden einen argen Mißklang. . . .

Die Verödung und Verarmung der Stadt fällt natürlich am stärksten in den Fabrikvierteln in die Augen. Die erdrückende Mehrheit der Fabriken steht still; die Arbeiter haben sich auf und davon gemacht. Die vereinsamen, nicht rauchenden Fabrikschornsteine, die leeren Arbeiterkasernen, die Unmenge der Bettler, der unglaubliche Schmutz in den Fabrikstraßen — dieses alles machte auf mich einen unheimlichen Eindruck. Um nicht leere Behauptungen aufzustellen, will ich Dir einige Zahlen anführen, die bezeugen, wie schnell die Fabrikarbeiterchaft Petersburgs zusammenschmilzt. Die statistische Abteilung des Volkswirtschaftsrats für den Nordgau, das heißt also ein offizielles Organ, unternahm im April dieses Jahres eine Rundfrage über den Stand der Fabrikindustrie Petersburgs. Die Fragebogen wurden an 706 Unternehmungen versandt, von denen 114 zum 1. April 1918 geschlossen worden waren. Es kamen in Betracht 673 Unternehmen, da 33 keine Antwort erteilt hatten. Was war das Ergebnis? Es stellte sich heraus, daß von 277 986 Arbeitern, die in den erwähnten Betrieben am 1. Januar 1917 beschäftigt waren, am 1. April 1918 nur 120 495 übriggeblieben waren, das heißt die Zahl der Arbeiter hatte sich in der erwähnten Zeit um 57 Pro-

zent vermindert. Nach den Ergebnissen der gleichen Rundfrage sind in den Petersburger Betrieben vom 1. Januar bis zum 1. April 1918 117 063 Arbeiter entlassen worden. Wo war nun dieses Heer von Arbeitslosen hingekommen? Die große Masse der Arbeiter wanderte aus, und zwar sind in der Zeit vom Dezember 1917 bis zum 16. Juni 1918 im ganzen 100 019 Arbeiter ausgewandert. Um das Schicksal der Petersburger Arbeiter zu beurteilen, ist es interessant, sich klarzumachen, welche Elemente von der Arbeitslosigkeit betroffen worden sind, das heißt ob sie den Teil der Arbeiter betreffen, der während des Krieges durch die hohen Arbeitslöhne nach Petersburg gelockt worden ist, oder ob bereits der eingeseffene Petersburger Arbeiter ausgewandert. Die Rundfrage gibt folgende Antwort auf diese Frage.

Es wanderten aus:

	Verheiratete	Ledige	Insgesamt
Im April 1918 . . . . .	7538	10308	17846
- Mai - . . . . .	5314	5050	10364
- Juni - (1. bis 15.) . . . . .	1122	956	2078

Diese Zahlen bezeugen, daß vom Mai ab die Mehrzahl der Auswandernden verheiratet waren. Mit anderen Worten, es verlassen Petersburg diejenigen, die am meisten an die Stadt gebunden sind. Noch eine kleine Tabelle über das Ziel der Auswanderung; dann will ich Dich nicht länger durch Zahlen ermüden. Diese Tabelle verdient meiner Ansicht nach deshalb Interesse, weil sie einen Beweis dafür gibt, daß die Arbeitslosigkeit nicht nur die Hauptstadt Nordrußlands ergriffen hat, sondern auch andere Industriezentren.

Die Richtung der Auswanderung war:

	Im April	Im Mai	Im Juni (1. bis 15.)
In die Dörfer . . . . .	9761	6167	1355
In die Bezirksstädte . . . . .	4949	2385	388
In die Gouvernementsstädte . . . . .	3136	1812	335
Insgesamt	17846	10364	2078

Also mit jedem Monat bricht ein immer größerer Prozentsatz der Arbeitslosen die Beziehungen zur Industrie ab. Der Arbeiter geht aufs Dorf zurück, mit dem er vielleicht längst schon jede Verbindung verloren hat und wo er sich unter den ungünstigen Bedingungen der Übergangszeit seine eigene Wirtschaft wird gründen müssen. Ich darf es nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß von den in den erwähnten zweieinhalb Monaten ausgewanderten 30 000 Arbeitern 21 568 Mitglieder von Gewerkschaften waren. Dieser Umstand dient meiner Ansicht nach als indirekter Beweis für die obenerwähnte Tatsache, daß der eingeseffene Petersburger Berufsarbeiter die Hauptstadt verläßt; von den 200 000 Arbeitern, die bis zum Mai dieses Jahres in Petersburg geblieben sind, sind in der Industrie nur 110 000 beschäftigt. 90 000 bilden die Armee der Arbeitslosen. Die Petersburger Industrie bietet heute ein trauriges Bild des Niederganges, und Hand in Hand mit der Industrie wird der Wohlstand der Petersburger Industriearbeiterschaft, dieses Vortrupps der russischen Arbeiterklasse, untergraben.

Aber nicht nur die Arbeiter verlassen Petersburg. Es verlassen es alle diejenigen, die dazu auch nur die geringste Möglichkeit haben. Eine wahre Flucht aus der Stadt hat eingesetzt. Wohin flieht man? In die Ukraine, nach Litauen, in die baltischen Provinzen, in die Provinzstädte, ins Dorf — nach

allen Windrichtungen. Wohin Du kommst, mit wem Du redest, ein jeder spricht und schwärmt vom Abreisen. Und wenn Du wüßtest, mit welchen Schwierigkeiten und Entbehrungen eine Abreise aus Petersburg verknüpft ist! Wochenlang läuft man von einer Räteorganisation zur anderen, bis man die Erlaubnis zur Ausreise erhält; dann wartet man tagelang, bis man eine Fahrkarte und einen Platz im Zuge bekommt; dann eine endlose Fahrt in schmutzigen, überfüllten Wagen, ohne Nahrung. Besonders schlimm haben es die Flüchtlinge, die in Gruppen nach ihrem früheren Wohnort — nach Litauen und den Ostseeprovinzen — zurückkehren. Ihre Reise ist ein wahrer Song nach Golgatha. Ich sah diese Unglücklichen in Erwartung der Beförderung, erschöpft, ausgehungert, auf dem Bahnsteig der Eisenbahnstationen, in Scheunen oder auch in Wäldern kampieren. Und das Wochen hindurch. Aber empörend ist das Folgende: Es erweist sich, daß es durch ein »Trinkgeld«, das heißt durch Bestechung möglich ist, ohne Umstände die Erlaubnis zur Ausreise, eine Fahrkarte, einen Platz im Zuge und anderes mehr zu bekommen. Diese traurige Tatsache habe ich festgestellt in persönlicher Unterredung mit Leuten, die sich für Geld die Gewogenheit der Behörden erkauf hatten. Das waren Kaufleute, die sich ja bekanntlich in jeder Lage zurechtfinden.

Der Hauptgrund für die Flucht der Bevölkerung aus der Stadt ist der Hunger. Der Schrecken des Verhungerns bedroht einen jeden, und es ist begreiflich, daß daher jeder bemüht ist, sich zu retten. Sterbend liquidiert Petersburg noch in aller Eile sein Hab und Gut. An der Tür fast eines jeden Hauses hängt eine Anzeige über den Verkauf von Sachen. Es ist eine wahre Auktion in Permanenz. Man verkauft Möbel, Küchengerät, Anzüge, Damenkleider, Hüte, mit einem Wort alles, was Du willst. Die Gründe hierzu sind folgende: Erstens die erschreckende Teuerung und die Unsicherheit der Rechtslage des Bürgers. Die Einkünfte und der Erwerb der Bevölkerung sind äußerst gering im Vergleich zu den Kosten der Lebenshaltung, das heißt der Gegenstände des notwendigen Bedarfs. Um die Möglichkeit zu haben, einigermaßen durchzukommen, ist die Bevölkerung gezwungen, ihr Hab und Gut zu verkaufen. Man kann sich leicht denken, daß es hierbei nicht selten schwere Dramen gibt. So erzählte man mir zum Beispiel, daß der bekannte russische Gelehrte, der Jurist Senator Koni, gezwungen war, aus Mangel an Mitteln seine wundervolle, jahrzehntelang gesammelte Bibliothek zu verkaufen. Es wird für Dich nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß Koni ein sehr geschäftiger Liberaler ist, der viel im russischen öffentlichen Leben geleistet hat.

Aberdies wird hier (in anderen Städten Rußlands soll es ebenso sein) eine sehr merkwürdige Praxis in bezug auf Requisition und Konfiskation der Wohnungen, Möbel und überhaupt der Gegenstände der häuslichen Einrichtung ausgeübt. Alle möglichen Räteorganisationen und -institutionen konkurrieren eifrig miteinander auf diesem Gebiet, ohne im geringsten mit den Interessen oder sogar den natürlichen Bedürfnissen der Bürger zu rechnen. Und so denkt nun jeder: »Wenn sie jetzt doch kommen und meine Möbel und meine Wohnung requirieren, dann verkaufe ich lieber, was ich kann, und richte mich bescheiden ein.« Und man richtet sich »bescheiden« ein, sogar zu bescheiden. Aus Furcht vor Expropriation und Konfiskation oder aus Mangel an Mitteln zur Deckung ihres Budgets verkaufen viele alle

möglichen Kostbarkeiten und Luxusgegenstände. Auf diesem Boden hat eine maßlose Spekulation Platz gegriffen, durch die geschickte Macher sich bereichern. Diese Luxusgegenstände werden meist in Kurierpaketen ins Ausland befördert. Was die häusliche Einrichtung sowie Kleidungsstücke betrifft, so gelangen sie in vielen Fällen in die Hände der Bauern — im Austausch gegen Lebensmittel. Dabei geht es nicht ganz ohne Humor ab. Nicht selten sieht man irgendeine Matrone aus dem Dorf im seidenen Rock und Samtmantel einen Sack mit Kartoffeln oder einen Topf mit Milch schleppen. Das Publikum neckt sie natürlich, nennt sie eine »bourgeoise« Pflanze; die Matrone aber bleibt nichts schuldig und schimpft nach rechts und links auf die »Gnadenprofessor« und »städtischen Nichtsteuer«.

Auf dem berühmten Newski-Prospekt ist keine Spur mehr von dem Leben und Glanz der Zeit zu bemerken, als hier noch von früh bis in die späte Nacht hinein die Volksmassen auf und ab wogten. Die Leere ist beängstigend. Nur an einzelnen Ecken des Prospekts erinnern Gruppen von Straßenverkäufern an das frühere Leben. Laut ausrufend bieten die Verkäufer den Vorübergehenden Apfel, Zucker, Schokolade, Fladen, Zigaretten usw. an, alles dies zu märchenhaften Preisen. So zum Beispiel für einen Apfel 2 bis 3 Rubel, ein kleines Stück Zucker 1 Rubel 50 Kopeken, einen Fladen 2 Rubel usw. Der Straßenverkauf bietet sehr interessante Bilder. Die Händler bilden ein außerordentlich buntes und zahlreiches Element der Bevölkerung. Hier trifft man den früheren Rechtsanwalt, den gestrigen Beamten, den Studenten und den Gymnasiasten, den Invaliden und die vor kurzem noch wohlhabende Dame. Das charakteristische Merkmal dieser Armee von Händlern ist, daß sie nicht aus gewerbsmäßigen Händlern besteht, sondern aus Leuten, die durch die harten Bedingungen der Zeit aus ihrem normalen Geleise geworfen sind. Ich lasse mich häufig mit den Straßenverkäufern ins Gespräch ein und bemühe mich, zu erfahren, auf welche Weise sie zu diesem Leben gekommen sind. Ich will Dir einige ihrer Erzählungen wiedergeben. Vor uns steht ein Student. Vor der Revolution lebte er vom Stundengeben, jetzt haben die Familien, bei denen er unterrichtete, nicht die materielle Möglichkeit, ihren Kindern Nachhilfestunden geben zu lassen, um so weniger, als es noch ganz ungewiß ist, welche Anforderungen die neugeplante Schule stellen wird. Infolge des Stillstandes in Handel und Industrie kann der Student keine passende Beschäftigung in einem Bureau finden. Ohne Verbindungen und Empfehlungen kann er auch nicht in den Dienst einer Sowjetorganisation gelangen. Und so muß er nun, nachdem er seine Habe, bestehend aus einigen Lehrbüchern und einem alten Mantel, verkauft hat, um dem Hungertod zu entgehen, sich mit Straßenhandel befassen. Hier ein vierzehnjähriger Gymnasiast, der mit Schokolade handelt. Er gehört der zahlreichen Familie eines Beamten an. Der Vater ist ohne Stellung. Um die Ernährung der Familie sicherzustellen, ist er, wie auch seine übrigen Brüder und Schwestern, unter die »Kaufleute« gegangen. Auf meine Frage, wie das nun mit dem Lernen wird, antwortet er verlegen: »Jetzt ist die Schule geschlossen; die Examen sind abgeschafft; man braucht sich nicht vorzubereiten; es wird ein neues Programm ausgearbeitet; was man weiß, das genügt. Übrigens, ich lerne ein Bißchen zu Hause, wenn ich satt bin.« Ein ehemaliger Rechtsanwalt erzählte mir folgende Geschichte: »Bis zur bolschewistischen Revolution hatte ich eine große Praxis und lebte in be-

deutendem Komfort. Die Bolschewiki haben das Institut der Rechtsanwälte abgeschafft, indem sie für die Zukunft ein Organ der Rechtsvertretung planten. Ich bin meiner Überzeugung nach Demokrat, nicht Bolschewik; in einer Sowjetinstitution kann ich nicht arbeiten. Nicht als ob ich sabotieren möchte, Gott behüte; aber in den staatlichen Institutionen wird überhaupt nicht gearbeitet. Den ganzen Tag sitzt man, ohne was zu tun, unterhält sich oder liest die Zeitung. Das vermag ich nicht. In einem privaten Unternehmen unterzukommen, gibt es jetzt keine Möglichkeit; sie wissen doch, daß die private Initiative völlig erloschen ist, man ist des nächsten Tages nicht mehr sicher, alles wird nationalisiert. Ich habe den größten Teil meiner Habe verkauft, bin völlig verschuldet, jetzt, wie Sie sehen, handle ich mit Zigaretten. . . .

Alles im gleichen Ton. Alle klagen über das Gleiche: die Unmöglichkeit, eine Privatfähigkeit zu finden insofern völliger Auflösung des wirtschaftlichen Lebens im Lande, die Schwierigkeiten, die mit der Erlangung eines Amtes in einer Räteorganisation bei mangelnden Empfehlungen verbunden sind, und das Mißtrauen der Machthaber in die »politische Zuverlässigkeit« der Bürger.

Petersburg, den 20. August 1918.

Die Petersburger Bevölkerung ist vom westlichen Europa hermetisch abgeschlossen. Was auf der weiten Welt vorgeht, erfährt man nur aus Regierungsblättern. Später will ich Dir ausführlicher über die Lage der Presse berichten. Vorher nur noch ein paar Mitteilungen persönlicher Natur. Ich bin hier in einem Gasthaus abgestiegen, tatsächlich aber lebe ich bei einer befreundeten, sehr lieben Familie, die mich mit Tee und Mittagessen bewirtet und mir noch ein Stück Brot nach Hause mitgibt. Sie bekommt diese Vorräte aus der Provinz, wohin sie von Fall zu Fall ihre Tochter schickt. Diese doppelte Lebensweise zu führen, zwingt mich die harte Notwendigkeit, Lebensmittel aufzutreiben, ist, ganz abgesehen von der Teuerung, äußerst schwierig. Man muß ganze Tage darauf verwenden. Ich habe weder die Kraft noch die Zeit dazu. Das Leben im Restaurant ist unerschwinglich teuer. Du mußt wissen, daß ich mich systematisch nicht satt esse; vorgestern habe ich, um den Hunger zu stillen, »Brot« aus Hafer und Stroh gegessen. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß ich mich nicht bitten lasse, wenn ich aufgefordert werde, mitzuessen.

Nun etwas über die Presse. Du kannst Dir denken, wie ich mich auf die Zeitungen gestürzt habe. Am Tage meiner Ankunft gehe ich zum ersten Zeitungskiosk: Geben Sie mir »Nasch Wek« (Unser Jahrhundert), »Nascha Schisn« (Unser Leben), »Wperjed« (Vorwärts), »Iswestija« (Nachrichten), »Sewernaja Kommuna« (Die nordische Kommune). Der Zeitungsverkäufer mustert mich mißtraulich von Kopf bis zu Fuß, augenscheinlich hält er mich für einen Geheimagenten oder einen Marsbewohner. »Es gibt nur die Iswestija und die Sewernaja Kommuna,« sagt er endlich, »wissen Sie denn nicht, daß die übrigen Zeitungen nicht mehr erscheinen?« Es erweist sich, daß das Kadettenorgan »Nasch Wek« schon vor geraumer Zeit sistiert, Gorkis Zeitung »Nascha Schisn« von der Regierung vor einigen Wochen für immer verboten worden ist. Der menschewistische »Wperjed« hat, nachdem er mehr als zehnmal seinen Namen geändert hatte, ebenfalls schließen müssen. Von der Petersburger Tagespresse erscheinen nur die Sowjetzeitungen. Gerade vor einigen Tagen hat die letzte der Nichtsowjetzeitungen ihr Erscheinen ein-

gestellt, das war die »Petrograder Zeitung«, ein prinzipienloses Organ, das sich vom Winde treiben ließ. Die Strafe der Obrigkeit ereilte dieses Blatt, wie man versichert, für einen Artikel über das schädliche System der Protektion und Empfehlungen bei Besetzung der Sowjetämter. In diesem Artikel schrieb die Zeitung unter anderem: »Während der Herrschaft der zarischen Bürokratie war es bekanntlich einem Menschen ohne Protektion und Empfehlungen nicht möglich, in irgendeiner Kanzlei oder in einem Departement angestellt zu werden. Überall stand die lebendige Mauer der Mittler. Leider ist diese Mauer auch unter der Sowjetregierung nicht verschwunden. Uns sind viele Beispiele dafür bekannt, daß Leute, die jeder Gegenrevolution fernstanden und die über genügend organisatorisches und allgemeines Wissen und Erfahrung verfügten, in bester Absicht der Sowjetmacht ihre Dienste anboten, da sie zum Besten der Allgemeinheit zu arbeiten wünschten. Zum Unglück stießen solche Leute von hoher Intelligenz und großer Erfahrung in Staatsangelegenheiten auf die lebendige Mauer der kleinen Vermittler, die unsichtbar, aber sehr stark fühlbar die zur Mitarbeit aufrufenden Machthaber von den zur Arbeit Geneigten und Geeigneten trennt...«

Die Zeitung schloß ihren Artikel mit der Aufforderung, diese Mauer zu vernichten. Ob diese Mauer vernichtet werden wird, weiß ich nicht, aber die »Petrograder Zeitung« ist, wie ich oben erwähnte, endgültig vernichtet. Wißt, daß Du die Obrigkeit und die herrschende Staatsordnung nicht kritisieren darfst, besonders wenn man Dir die Gnade erweist, erscheinen zu dürfen, während alle sozialistischen Zeitungen sistiert sind. Übrigens von den nicht auf dem Boden der Sowjets stehenden Druckschriften erscheinen hier zwei unperiodische Organe: »Die Arbeiter-Internationale«, das offizielle Organ des Petersburger Komitees der Russischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, das einzige Organ der Menschewistenpartei in Rußland, und »Der Petersburger Arbeiter«, das Organ des Petersburger Komitees der Sozialrevolutionäre. Sowohl die »Arbeiter-Internationale« wie der »Petersburger Arbeiter« werden nur unter den Mitgliedern der Partei verbreitet. Die Zeitungsverkäufer halten diese Blätter nicht, aus Angst vor Konfiskationen und Verfolgungen durch die Behörden. In Moskau erscheinen außer den Sowjetzeitungen nur die Tageszeitung »Mir« (Friede) und zweimal wöchentlich »Utro Moskwy« (Der Morgen Moskaus).<sup>1</sup> Die Zeitung »Mir« nennt man auch »Mirbach«, da ihre Beziehungen zur deutschen Gesandtschaft keinem Zweifel unterliegen. Diese Zeitung wird von dem ehemaligen Staatsanwalt Durassewitsch herausgegeben, der dadurch eine Berühmtheit erlangt hat, daß er in Kiew im Jahre 1913 als Ankläger in dem berühmten Ritualmordprozeß Weiliss auftrat.

Die Sache war, wie Du Dich vielleicht entsinnen wirst, bestellte Arbeit unter wohlwollender Mitwirkung des zarischen Ministers Schtscheglowitow. Du bist wahrscheinlich höchst erstaunt, wieso der Reaktionär und Anführer der Schwarzen Hundert, Durassewitsch, die Möglichkeit hat, unter allgemeinem Schweigen der liberalen und sozialistischen Presse eine Zeitung herauszugeben, nicht wahr? Nun, ich bin nicht weniger erstaunt als Du. Aber

<sup>1</sup> Bald nach der Abreise des Verfassers von Petersburg (im September 1918) wurden auch die »Arbeiter-Internationale«, der »Petersburger Arbeiter« und der »Mir« (Friede) von der Käteregierung verboten.

Deine Verwunderung wird vielleicht verschwinden, wenn ich Dir sage, daß der »Mir« nie den offiziellen Kurs kritisiert. Für ein solch »gutes Benehmen« verdient die Zeitung natürlich das Recht auf Existenz. »Der Morgen Moskaus« wird herausgegeben von dem Buchdruckerverband, einer der auf dem Boden der Menschewikipolitik stehenden Gewerkschaften. In politischer Hinsicht wird die Zeitung nach Möglichkeit neutral geführt. Die Menschewiki benutzen den »Morgen Moskaus«, um darin ihre Resolutionen, Ansichten usw. zum Abdruck zu bringen. Hier und in Moskau kann man manchmal auch deutsche Zeitungen bekommen: »Frankfurter Zeitung«, »Lokalanzeiger«, »Wossische Zeitung«. Diese Zeitungen kosten einen Rubel. (Die russischen Zeitungen 40 Kopeken.) In Moskau haben die Menschewiki eine sogenannte »Mündliche Zeitung«. Das ist kein gedrucktes Organ, sondern folgendes: Einmal wöchentlich versammeln sich die Mitglieder der Partei in einem bestimmten Raum. In diesen geschlossenen Versammlungen machen die Schriftsteller und Journalisten der Partei Mitteilungen im Zeitungstil. Einer liest den Leitartikel, ein anderer gibt die Presseübersicht, ein dritter die Wochenchronik, ein vierter referiert über irgendein aktuelles Thema usw. Eine eigenartige Erfindung!

Was den Inhalt der täglichen Sowjetzeitungen anbetrifft, so ziehen sich durch sie wie ein roter Faden zwei Motive: die katastrophale Lage des Wirtschaftslebens in allen Ländern der Welt und die unaufhaltsame revolutionäre Bewegung in diesen Ländern. Die Zeitungen behaupten hartnäckig, überall herrsche Hunger, überall sei das Transportwesen in Unordnung, die Industrie in völliger Auflösung, mit einem Worte, es herrsche überall Chaos und Verzweiflung. Und Revolutionen? Wenn Du wüßtest, wieviele es ihrer jetzt in der Welt nach den Sowjetzeitungen gibt. Wie zu Anfang des Krieges, wo die Zeitungen jeden Morgen zum Kaffee unbedingt Zehntausende von Gefangenen, Toten und Verwundeten servierten, so bringen Dir jetzt die Zeitungen jeden Morgen eine Revolution oder einen Aufstand. Ich bin schon so daran gewöhnt, daß ich morgens, wenn ich die Zeitungen auseinanderfalte, vor allem die Revolution suche. Das ersetzt sozusagen den Zucker zum Tee. Revolutionen werden nach diesen Blättern nicht nur in Europa gemacht, sondern auch in Amerika, Afrika, Asien, Australien, mit einem Wort, in der ganzen Welt brennt die Revolutionsflamme. Und was für Städte und Länder die Zeitung dabei alles aufführt! Ohne ein Lehrbuch der Geographie und eine geographische Enzyklopädie wird man sich ihrer schwerlich erinnern.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Sozialisierung als Entwicklungs- und Erziehungsproblem.

Von Franz Kaufhötter (Hamburg).

Der Drang zur Sozialisierung unseres Wirtschaftslebens macht sich in den deutschen Arbeitermassen immer stürmischer bemerkbar. Die Massen wollen etwas sehen, sie wollen nach der siegreichen Durchführung der Revolution Früchte ernten; sie wollen, daß das verwirklicht werden soll, was sie seit Jahrzehnten als das Ergebnis einer Revolution erhofft haben. Die kapitalistische Wirtschaftsweise mit all ihren häßlichen Begleit-

erscheinungen: Ausbeutung, Unterdrückung, Verelendung usw. soll mit Stumpf und Stiel ausgerottet und durch die sozialistische Wirtschaftsweise ersetzt werden. Die Masse fühlt instinktiv, daß die militärisch-politische Umwälzung, die sich in Deutschland vollzogen hat, allein nicht genügt, um die Herrschaft des Kapitals zu brechen, daß es vielmehr dringend notwendig ist, die Revolution auch auf das wirtschaftliche Gebiet überzuleiten.

Dieser aus dem Gefühl entspringende Drang zur Sozialisierung wird durch sachliche Gründe unterstüzt. Es ist eine unbestreitbare Erfahrungstatsache, daß die rechtliche Freiheit und die politische Gleichberechtigung innerhalb eines Volkes allein nicht genügt, um die tatsächliche Freiheit und Gleichberechtigung zu schaffen und dauernd zu verbürgen. Alle Rechte und Freiheiten haben wenig Wert, solange sie nicht auf einer wirtschaftlichen Grundlage beruhen. Erst die wirtschaftliche Unabhängigkeit bietet den einzelnen Menschen und den Gruppen die Gewähr, daß sie von den ihnen zustehenden Rechten und Freiheiten Gebrauch machen können, ohne eine Schädigung ihrer Existenz befürchten zu müssen.

Als das wichtigste Mittel, den Massen diese wirtschaftliche Unabhängigkeit zu sichern, erscheint ihnen im gegenwärtigen Augenblick die Sozialisierung unseres Wirtschaftslebens, und darum hat sich der gefühlsmäßige Drang nach Unabhängigkeit zu einem starken Willen zur Sozialisierung entwickelt. Dieser Wille ist so stark, daß er alle entgegenstehenden Bedenken beiseite schiebt, daß er die sich aufstürmenden Hindernisse und Schwierigkeiten geringschätzt, daß er alle Widerstände sachlicher Art für Böswilligkeit und bewußte Schädigung des Arbeiterinteresses erklärt. Die Massen wollen eben sozialisieren, unbekümmert darum, ob sie es können und ob die augenblicklichen Verhältnisse es gestatten.

Leider ist der Ausdruck Sozialisierung zu einem Schlagwort geworden, unter dem sich jeder etwas anderes denkt, wodurch natürlich die Verwirrung noch vergrößert wird. Dieses Schlagwort wird in die Massen geworfen, erhitzt die Köpfe und Gemüter, entfacht leidenschaftliche Auseinandersetzungen ohne positive Ergebnisse und erschwert den Sozialisierungspraktikern ihre Aufgabe.

So wird denn der Wirrwarr immer schlimmer, und es läßt sich heute noch gar nicht absehen, wie die Geschichte enden soll. Die Suggestivkraft dieses Schlagwortes ist so groß, daß selbst nüchterne, kaltblütige erwägende Praktiker sich seinem Einfluß nicht entziehen können. Sagte doch selbst ein alter, bewährter Gewerkschaftsführer in der Hamburger Bürgerschaft: »Es kommt heute nicht mehr darauf an, ob wir sozialisieren können oder wollen, wir müssen eben sozialisieren!« Eine Äußerung, die vom Gesichtspunkt der Praxis aus natürlich unhaltbar ist, die man aber versteht, wenn man die Massenseele und die Kraft der Massensuggestion kennt.

Wenn man das Wesen der Sozialisierung genauer studiert, so lernt man, daß es sich hierbei um zwei ganz verschiedene Dinge handelt, die sich allerdings gegenseitig ergänzen und durchdringen müssen. Einerseits ist die Sozialisierung ein Rechtsakt, eine Besitzveränderung, nämlich die Enteignung der kapitalistischen Besitzer — die Expropriation der Expropriateure — und die Überführung der Betriebe aus dem Eigentum eines Kapitalisten oder einer Gruppe von Kapitalisten in das Eigentum einer Gemeinschaft — die Vergesellschaftung der Produktionsmittel —, andererseits ist sie ein Ent-

wicklungsvorgang, nämlich die innere Umwandlung der Betriebe aus kapitalistischen in sozialistische. Die Betriebe sollen nicht nur formell enteignet, sie sollen auch im Innern mit dem Geiste des Sozialismus und der Demokratie erfüllt werden.

Beide Veränderungen, die äußere, rein mechanische, und die innere, rein organische, müssen Hand in Hand gehen, wenn von einer wirklichen Sozialisierung die Rede sein soll. Bei der ersteren handelt es sich in der Praxis um die Frage, in welcher Form sich die Enteignung vollziehen soll (durch einen gesetzgeberischen Akt mit oder ohne Entschädigung der Vorbesitzer) und in welche Hände der betreffende Betrieb übergehen soll (Staat, Gemeinde, Genossenschaft), bei der zweiten dreht es sich darum, welche Mittel angewendet werden müssen, um die in den Betrieben beschäftigten Personen zu Sozialisten und Demokraten zu machen. Anders ausgedrückt, es handelt sich darum, nicht nur die Produktionsmittel zu sozialisieren, sondern auch die Menschen, die sie benutzen.

Bedauerlicherweise betrachten die allermeisten Menschen nur die eine, die formale Seite des Sozialisierungsproblems, indem sie ihren Blick lediglich auf die Veränderung des Eigentumsrechts richten und alles Heil von gesetzgeberischen Maßnahmen und von staatlichen Eingriffen erwarten, während die tiefer blickenden Sachkenner auch Wert legen auf die innere Umformung der Betriebsweise im Sinne des demokratischen Sozialismus und hierin gerade die größten Schwierigkeiten einer wirklichen, dauernden Sozialisierung sehen. Während die einen das Hauptgewicht legen auf die Sozialisierung durch Staat und Gemeinde, betonen die anderen die innere Sozialisierung durch die Mitarbeit aller Beteiligten. Zweifellos ist es ein verhängnisvoller Irrtum, dem die breiten Volksmassen unterliegen, daß sie nur die erste, die rechtliche Seite des Problems ins Auge fassen und darüber die zweite, die sittliche Seite vernachlässigen, daß sie auf eine Sozialisierung von oben warten, anstatt die Sozialisierung von unten selbst tatkräftig in Angriff zu nehmen. Dieser Irrtum, diese Einseitigkeit wird sich schwer rächen, wenn es den berufenen Führern des Proletariats nicht gelingt, Klärung zu schaffen und die Massen zu veranlassen, anstatt nach Sozialismus zu rufen, selbst mit der Sozialisierung den Anfang zu machen. Nicht eher wird es besser werden, bis das deutsche Proletariat die Überzeugung gewonnen hat, daß die Sozialisierung nicht durch einen einmaligen Akt geschehen kann, sondern daß sie ein Entwicklungsvorgang ist, der ein ernstes Wollen, eine planmäßige Arbeit, ein starkes Pflichtbewußtsein, ein ausgeprägtes Verantwortlichkeitsgefühl und daneben auch viel Zeit und Geduld erfordert. Wie der Sozialismus überhaupt, so kann auch die Sozialisierung unseres Wirtschaftslebens nur das Ergebnis positiver Arbeit sein. Wir müssen den Glauben an die Wunderkraft der Revolution und den Dekretenglauben beherzt und entschlossen über Bord werfen und den Glauben an die Kraft der Evolution wiedergewinnen, wir müssen uns der Tatsache bewußt werden, daß wir das soziale Neuland nicht im Sturm erobern können, sondern daß wir es nur durch zähes, planmäßiges Arbeiten urbar machen, daß wir jeden Fuß breit schrittweise erobern müssen. \* \* \*

Die Sozialisierung unseres Wirtschaftslebens ist nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Wir wollen nicht einem Prinzip zuliebe soziali-

sieren oder weil wir damit eine Programmforderung erfüllen, sondern weil wir darin eine neue, höhere Form menschlichen Zusammenlebens und Zusammenarbeitens erhoffen. Es sind vorwiegend sozialistische Zwecke, die dadurch verwirklicht werden sollen, die aber nicht verwirklicht werden können — ohne eine wirtschaftliche Neuordnung. Weil aus einer sozialistischen Wirtschaftsweise die neue sozialistische Gesellschaft herauswächst, erscheint uns mit Recht die wirtschaftliche Sozialisierung als die Vorbedingung einer sittlichen Sozialisierung. Darum hat eine Sozialisierung unseres Wirtschaftslebens auch nur dann Wert, wenn sie die Gewähr bietet, daß der sittliche Zweck erfüllt wird. Undernfalls ist es richtiger, die Hände davon zu lassen und auf dem Wege einer hohen Besteuerung oder durch andere geeignete Mittel die kapitalistische Ausbeutung zu beschneiden. Gerade unter den heutigen schlechten Verhältnissen bedarf diese Frage einer reiflichen Prüfung, da eine Sozialisierung um jeden Preis verhängnisvolle Folgen nach sich ziehen müßte. Ein überstürztes Vorgehen birgt die Gefahr schwerer Erschütterungen und schlimmer Schädigungen unseres Wirtschaftslebens in sich.

Es sind im wesentlichen vier Grundbedingungen, die eine Sozialisierung rechtfertigen. Lassen sich diese Grundbedingungen nicht erfüllen, so muß sie unterbleiben, mag der Sozialisierungswille auch noch so hohe Wellen schlagen. Es ist besser für die Vertreter des Sozialismus, einer überstürzten Sozialisierung Widerstand zu leisten, selbst auf die Gefahr hin, an Popularität einzubüßen, als durch verfehlte Experimente Unheil anzurichten und den sozialistischen Gedanken auf Jahrzehnte hinaus zu diskreditieren.

Die erste Grundbedingung einer vernünftigen Sozialisierung ist die Steigerung der Ergiebigkeit der Betriebe. Nur dann hat es Sinn und Wert, einen Betrieb oder ein Wirtschaftsgebiet zu sozialisieren, wenn die Möglichkeit vorhanden ist, höhere Erträge für die Allgemeinheit herauszuwirtschaften, als es vorher der Fall war. Ist diese Möglichkeit nicht vorhanden, besteht sogar die Gefahr, daß der Ertrag nicht höher, sondern niedriger sein wird, so muß eben die Sozialisierung bis auf weiteres unterbleiben. Nur volkswirtschaftliche Gründe dürfen den Ausschlag geben. Gefühlsduselei und Stimmungspolitik zu treiben ist verhängnisvoll, soll nicht ein Fehlschlag und damit eine allgemeine Enttäuschung eintreten. Ein privatkapitalistischer Betrieb, dessen hohe Rentabilität durch eine Sozialisierung vermindert würde, muß eben vorläufig kapitalistisch bleiben und in anderer Weise dem Gemeinwohl dienstbar gemacht werden. Die Vergesellschaftung kapitalistischer Betriebe ist nur dann von Vorteil für unser Volk, wenn die sozialisierten Betriebe Leistungen aufzuweisen vermögen, die sie früher nicht erzielen konnten, wenn die kapitalistischen Betriebe zu volkswirtschaftlichen Schädlingen geworden sind, weil sie ausbeuterisch wirken, oder wenn sie infolge einer rückständigen Betriebsweise und einer mangelhaften Organisation die Lebensmittelversorgung der Massen gefährden. Die Entscheidung hierüber zu treffen ist eine gewiß nicht leichte Aufgabe, die aber gelöst werden kann, wenn die Mitwirkung sozialistischer Theoretiker und Praktiker gesichert ist.

Die zweite Grundbedingung einer Sozialisierung ist die Erhaltung und die Stärkung der individuellen Regsamkeit und Pflichterfüllung innerhalb der Betriebe. Die Angehörigen

eines sozialisierten Betriebs sollen besser, sorgfamer und gewissenhafter arbeiten, als sie es früher in den kapitalistischen Betrieben getan haben; sie sollen im Interesse des Gemeinwohls, ohne daß die Sklaven- oder Hungerpeitsche sie treibt, freiwillig über die pflichtgemäße Leistung hinaus tätig sein. Daß dazu eine hohe sittliche Reife gehört, leuchtet ohne weiteres ein, und ob sie bereits heute vorhanden ist, darf billigerweise bezweifelt werden. Unter der Herrschaft des Kapitalismus liegt die Sache wesentlich anders. Hier wird der Eigennuß, das persönliche Interesse des einzelnen angespornt und in den Dienst des Unternehmens gestellt. Er bewirkt die Anspannung aller Kräfte zur Erzielung hoher Erträge. Der Eigennuß erzeugt Tatkraft und Initiative, Unternehmungslust und Wagemut; er erzeugt auch Pflichttreue und Verantwortlichkeitsgefühl und damit eine sorgsame Wirtschaftsführung im Sinne höchster Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit. Offenbar wäre es falsch, diesen Stachel einer gesteigerten Leistungsfähigkeit aus unserem Wirtschaftsleben auszuschalten und durch einen Mechanismus und Bürokratismus zu ersetzen, der das Grab einer jeden individuellen Regsamkeit ist.

Hier stoßen wir auf den schwierigsten Punkt des Sozialisierungsproblems. Wird es möglich sein, die aus der unter dem Triebe des Eigennußes wirkenden Persönlichkeit entspringende unentbehrliche Tüchtigkeit der Wirtschaftssubjekte mit hinüberzunehmen in die vergesellschafteten Betriebe, werden die Arbeiter und Angestellten dieser Betriebe aus reinem Gemeinfinn, das heißt als Tassozialisten, ebensolche Leistungen verrichten, wie sie es bislang aus Eigennuß oder aus Furcht vor Entlassung oder aus angeborenem Sklavensinn getan haben? Werden sie fortan mehr als ihre Pflicht tun, weil sie wissen, daß sie nicht mehr für den Geldsack des Kapitalisten arbeiten, sondern zum Wohle der Allgemeinheit?

Die dritte Grundbedingung einer Sozialisierung ist die Erhaltung, beziehungsweise Schaffung einer auf Autorität und Disziplin beruhenden Betriebsorganisation. Es muß eine Leitung vorhanden sein, deren Autorität von allen Beteiligten rückhaltlos anerkannt wird, und es muß eine Disziplin herrschen, der sich alle freiwillig fügen. Das Wesen einer jeden kooperativen Arbeitsweise verlangt eine planmäßig abgestufte Über- und Unterordnung, die nach einem einheitlichen Plane geleitet und durch eine feste Hand zusammengehalten wird. Alle Glieder eines Betriebs müssen wie Räder in einem Automaten ineinandergreifen, alle Beteiligten müssen an der Stelle, an der sie stehen, ihre Pflicht und Schuldigkeit tun. Selbstverständlich muß die Autorität der Vorgesetzten und die Disziplin der Untergebenen auf einem gesicherten Fundament beruhen. Die Untergebenen müssen die Überzeugung haben, daß die Vorgesetzten Sachkunde besitzen, daß sie nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit handeln und daß sie von der sozialen Gleichwertigkeit aller Mitarbeiter durchdrungen sind. Die Autorität darf natürlich nicht in eine Despotie ausarten, die das Ehrgefühl des einzelnen erstickt und seine persönliche Freiheit erkötet. Die Despotie in einem Betrieb lähmt die Arbeitsfreude und Schaffenslust, sie ist eine ununterbrochen sprudelnde Quelle von Zwistigkeiten und Reibereien. Ein Vorgesetzter muß Autorität und Kollegialität in seiner Person zu vereinigen wissen; er muß Vorgesetzter und Kollege zugleich sein. Da die innere Organisation eines Betriebs die wichtigste Voraussetzung einer hohen Leistungsfähigkeit ist, so spielt die Frage, wer die Betriebs-

leitung zu wählen und wer über die Besetzung der höheren Stellen zu entscheiden hat, in den sozialisierten Betrieben eine so überaus wichtige Rolle.

Die vierte Grundbedingung einer Sozialisierung ist die Schaffung eines geistigen und sittlichen Betriebsfonds, aus dem alle Beteiligten immer wieder neue Kraft und neuen Eifer schöpfen. Wie ein jedes Unternehmen über einen wirtschaftlichen Betriebsfonds verfügen muß, auf den in Zeiten eines schlechten Geschäftsganges zurückgegriffen wird und aus dem die Kosten für Neuanschaffungen und Veränderungen gedeckt werden, so muß auch ein mit demokratischem Sozialismus erfüllter sittlicher Betriebsfonds vorhanden sein. Der Geist des Sozialismus und der Demokratie muß als Leistern über einem sozialisierten Betrieb strahlen: der Geist des tatkräftigen Solidarismus, der Gleichberechtigung und der sozialen Gleichwertigkeit. Alle Glieder eines Betriebs müssen durchglüht sein von dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und der Gemeinsamkeit der Interessen, und sie müssen auch von diesem Gesichtspunkt aus ihr Tun und Lassen einrichten. Ihr Sozialismus darf nicht nur in Worten über die Lippen gehen, er muß Tatsozialismus sein und dem Zusammenarbeiten seinen Stempel ausdrücken. Ihre Demokratie darf sich nicht auf die Durchsetzung des eigenen Rechtes beschränken, sie muß vielmehr auch die fremden Rechte achten und jede Vergewaltigung anderer ablehnen. Vor allen Dingen aber muß in allen Angehörigen eines solchen Betriebs die feste Überzeugung lebendig sein, daß sie im Dienste und zum Wohle der Allgemeinheit arbeiten.

Das bedeutet natürlich nicht eine Ausrottung des eigenen Interesses, wohl aber bedeutet es eine Unterordnung des Privatinteresses unter die gemeinsamen Interessen. Mit Flammenschrift muß über jedem sozialisierten Betrieb der Satz stehen, daß Sozialismus eine auf dem Solidarismus beruhende höhere Wirtschafts- und Gesellschaftsform ist und daß jeder sozialisierte Betrieb eine Einzelzelle ist in dem großen sozialen Organismus der Zukunft.

\* \* \*

Eine solche innere Sozialisierung kann nicht im Handumdrehen durchgeführt werden; sie ist kein einmaliger Akt, sondern das Ergebnis einer inneren Umwandlung der Menschen, ein Entwicklungsprozeß. Sie kann natürlich auch nicht durch äußere Maßnahmen vom grünen Tisch aus durchgeführt werden oder gar auf dem Wege des Zwanges oder der Gewalt; sie ist vielmehr das Ergebnis planmäßiger Aufklärungs- und Erziehungsarbeit, also ein sozialgeistiges Problem. Zwang und Gewalt müssen hier ausscheiden. Sie müssen durch Freiwilligkeit und Recht ersetzt werden. Die äußere Sozialisierung kann zwangsweise vorgenommen werden, aber dieser einmalige Akt hat auf das innere Wesen eines Betriebs nur wenig Einfluß. Dadurch, daß ein Betrieb aus dem Besitz eines Kapitalisten oder einer Kapitalistengruppe in das Eigentum der Gesellschaft übergeht, wird an seinem Wesen an und für sich nichts geändert, erst wenn der Geist des Sozialismus und der Demokratie seinen Einzug hält und Wurzel faßt, kann von einer wirklichen Sozialisierung gesprochen werden. Mit Hammerschlägen muß die Wahrheit verkündet, mit tausend Zungen muß sie gepredigt werden, daß eine Sozialisierung der Köpfe und der Gemüter, der Herzen und der Willen die unabweis-

bare Voraussetzung einer wirtschaftlichen Sozialisierung ist. Hier möchten wir den Satz prägen, daß die Vergesellschaftung unseres Wirtschaftslebens allein nicht genügt, daß sie vielmehr durch eine Vergemeinschaftung ergänzt werden muß.

Offenbar muß ein sozialisierter Betrieb eine Gemeinschaft sein, in der gleichgesinnte, gleichfühlende und gleichwollende Genossen zu gemeinsamer Arbeit im Dienste des Allgemeinwohls vereinigt sind. Nicht das eigene wirtschaftliche Interesse allein darf sie zusammenschließen, nicht durch äußeren Zwang dürfen sie zusammengehalten werden, die Gemeinschaft des Denkens und Fühlens und Wollens muß sie wie ein festes Band umschlingen. Jedes Glied dieser Arbeitsgemeinschaft muß sich fühlen als ein Tatsozialist, der natürlich sein eigenes Recht wahr, zugleich aber auch sich seiner Pflicht gegen die Gesellschaft und seiner Mitverantwortlichkeit für das Gedeihen des Betriebs in jedem Augenblick bewußt ist.

Wie weit wir von einem solchen Gemeinschaftsgeist heute noch entfernt sind und wie notwendig es ist, alle Volksangehörigen zu einem solchen Gemeinschaftsgeist zu erziehen, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Was heute in der nachrevolutionären Zeit unter der Flagge des Sozialismus segelt und was im allgemeinen als Sozialismus verzapft wird, hat mit Sozialismus meist nicht das geringste zu tun. Aus dieser Tatsache erwächst uns nun die schwere, aber unabweisbare Aufgabe, unser deutsches Volk zum Sozialismus, und zwar zum Tatsozialismus zu erziehen, da andernfalls eine rein äußerliche Vergesellschaftung unseres Wirtschaftslebens ein großer Fehlschlag sein würde. Zur Erfüllung dieser Aufgabe möchten wir alle wahren Sozialisten aufrufen.

Natürlich darf diese Erziehungsarbeit nicht im luftleeren Raume vorgenommen und als eine rein geistige Angelegenheit betrachtet werden; sie muß sich im Gegenteile auf das reale Leben stützen und durch wirtschaftliche Maßnahmen unterstützt werden. Das sittliche Verhalten der Menschen wird durch ihre wirtschaftliche Lage aufs stärkste beeinflusst, die Wirtschaftsweise ist der Nährboden, aus dem Recht und Sittlichkeit hervorsprossen. Darum müssen gesunde wirtschaftliche Verhältnisse geschaffen werden, damit die Menschen sozialistisch fühlen und handeln lernen. Der Mensch ist ja das Erzeugnis seiner Veranlagung, seines Charakters, und der Umwelt, in der er lebt. Bessere Menschen schaffen bessere Verhältnisse, und bessere Verhältnisse wiederum schaffen bessere Menschen. Es besteht eine ununterbrochene Wechselwirkung zwischen Menschen und Verhältnissen. Diese Tatsache darf niemals vergessen werden, wenn das Sozialisierungsproblem gelöst werden soll. Die wirtschaftliche und sittliche Sozialisierung muß daher Hand in Hand gehen.

Eine solche Erziehungsarbeit kann, wie jeder Psychologe weiß, niemals im großen vorgenommen werden. Eine jede Erziehungsarbeit ist etwas Individuelles, sie wird geübt von Mensch zu Mensch und darum in kleinstem Kreise. Nicht in Massenversammlungen können die Menschen erzogen werden, wohl aber in kleinen Vereinigungen, in denen sich die Beteiligten untereinander genau kennen. Wo die Angehörigen eines kleinen Betriebs oder einer Abteilung eines größeren Betriebs sich zu gegenseitiger Aussprache zusammenfinden und ihre speziellen Angelegenheiten erörtern, da ist die Möglichkeit gegeben, daß der eine auf den anderen erzieherisch einwirkt. Betriebs-, Branchen- oder

Werkstättenversammlungen sind deshalb die geeignetsten Stellen, erfolgreiche Erziehungsarbeit zu leisten. Auch den Arbeiterausschüssen und den Betriebsräten bietet sich hier ein dankbares Feld segensreichster Betätigung. Wird diese erzieherische Kleinarbeit im Sinne des demokratischen Sozialismus ernstlich in Angriff genommen, so kann der Erfolg nicht ausbleiben. Die Menschen sollen reif werden zum praktischen Sozialismus — von einem Reiffen kann nie und nirgends gesprochen werden —, damit wir uns immer mehr dem Ziele des Sozialismus nähern, der Hebung der Menschheit auf eine höhere Stufe wirtschaftlicher, geistiger und sittlicher Entwicklung. Natürlich kann dieses Ziel nur erreicht werden durch die ernste, unablässige Mitarbeit aller Beteiligten. Jede Befreiung ist eine Selbstbefreiung, und so ist auch die Befreiung des Proletariats aus der Knechtschaft des Kapitals eine Selbstbefreiung. Diese Befreiung ist die schwierigste Aufgabe, die jemals einem Volke oder einer Klasse gestellt worden ist. Was alle großen Männer der Vergangenheit erdacht und erfunden haben zum Heile der Menschheit, was die Utopisten erträumt, was die Sozialphilosophen in Theorien festgelegt, was die verelendeten Massen glühenden Herzens ersehnt haben, wir Gegenwartsmenschen sollen es in die Wirklichkeit umsetzen. Wir sollen die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft fortführen zur Verwirklichung. Und das kann und wird nur möglich sein, wenn alle Proletarier mitarbeiten, wenn jeder an seiner Stelle seine volle Pflicht und Schuldigkeit tut.

## Ein Kämpferbuch.

Von Joseph Kliche.

Am 5. Oktober dieses Jahres wird unser alter Kampfgenosse Wilhelm Bloß fechtzig Jahre. Rühmend wird an diesem Tage die Presse verzeichnen, daß hier ein Held der Feder und des Wortes sein Jubiläum feiert; denn der derzeitige württembergische Staatspräsident wird dann auf ein halbes Jahrhundert journalistischer Tätigkeit zurückblicken können.

Ein Held der Feder und des Wortes! In der Tat, Wilhelm Bloß hat unentwegt auf diesen beiden Gebieten seinen Mann gestanden. Es wird daher für ihn ein Hochgefühl gewesen sein, als im Verfolg der Novemberrevolution die württembergische Landesversammlung ihn in Anerkennung seines Schaffens, seines Könnens und seines Charakters zum Staatspräsidenten wählte — die höchste Ehre erwieß, die ein Volk einem Politiker erweisen kann. Einem Politiker; wir aber möchten uns heute ein wenig mit dem Helden der Feder befassen, die, ob politisch oder unpolitisch — meist war sie natürlich das erstere — seinen Freunden manche frohe Gabe gespendet hat. Froh schon deshalb, weil es ihm gelang, seinem literarischen Schaffen einen guten Schuß leichtfränkischen Blutes beizumischen.

»Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.« Diese Worte der Prinzessin aus dem »Lasso« wollen mir in bezug auf unseren Autor besonders angebracht scheinen. Wo er sich auch gibt, ob in politischen Aufsätzen und geschichtlichen Darstellungen, ob in seinen Romanen, ob in seinen Erinnerungen — immer ist ein gewisser Plauderton, ist häufig neben der sachlichen Darstellung so etwas wie frohe Weinlaune über die Zeilen verstreut. Als ich vor fünf Jahren den damals erschienenen ersten Band seiner »Denkwürdigkeiten« las, war es mir immer, als sähe ich unseren württembergischen Freund fröhlich zechend in einer Weißblatlaube im Kreise des Meister Josephus sitzen; denn Viktor Scheffel

hat er persönlich noch gekannt, und dessen weinfester Zechgenoss, der gelehrte Pfarrer Schmezer, war gar ein Onkel von Blos.

Die »Denkwürdigkeiten« fanden damals ein dankbares Publikum; schilderte doch ihr Verfasser an der Hand seines eigenen Lebens, im Verfolg seiner Jünglings- und Mannesjahre die politischen Verhältnisse seiner Zeit, die Kämpfe und Kämpfe, die es zu bestehen galt und die er wacker mit ausgefochten, wie es den aus gutbürgerlicher Familie stammenden Korpsstudenten unter die Fahnen der Sozialdemokratie führte und dieser dann im Dienste der Partei seine Sporen verdiente und arbeitete. Das mit guten Illustrationen versehene Werkchen lieferte einen interessanten und wertvollen Beitrag zur Geschichte der sozialdemokratischen Partei und Politik. Daneben war manch schöne Erinnerung literarischer Art eingeflochten; mancher Zeitgenosse von ehemals wurde liebevoll oder auch kritisch dem Leser vorgeführt. Charakteristische Anekdoten schmückten das Buch und verlebendigten die Darstellung, die mit der Schilderung der Verhängung des Kleinen Belagerungszustandes über Hamburg (28. Oktober 1880) ihr Ende fand.

Das war im Frühling 1914. Inzwischen hat mancher mit Sehnsucht auf den zweiten Band der »Denkwürdigkeiten« gewartet. Lange bange Kriegsschrecken kamen ins Land, überschatteten das Interesse an geschichtlichen und literarischen Dingen, und ein schlimmes Schicksal ließ die Welt nicht zur Bestimmung kommen. Auch Wilhelm Blos' zweiter Erinnerungsband, der im Manuskript bereits im Erscheinungsjahr des ersten Bandes fertiggestellt war, ruhte in der Schublade seines Schreibtisches, besserer Zeiten harrend. Die Freunde des ersten, von denen viele heute der Hafen jenes Landes deckt, dessen große Umwälzung er vor dreißig Jahren den deutschen Arbeitern volkstümlich dargestellt hat, mußten warten. Als aber dann in der Neuen Zeit jene gern gelesenen geschichtlichen Aufsätze erschienen, da wußte man in den Bezirken der Ahnenden, daß das neue Werk des trotz später Jahre noch immer fleißig Schaffenden nicht mehr lange auf sich warten lassen würde.

In diesen Tagen ist es nun erschienen.<sup>1</sup> Wenn auch äußerlich ein wenig im Gewand einer nicht gerade üppigen Nachkriegszeit. Was der erste Band versprochen, der zweite hält es. Und gern lassen wir uns von dem alten Veteranen durch die immer interessanten Bezirke der sozialistengefährlichen Zeit führen. Bilden doch die zwölf Jahre von achtundsiebzig bis neunzig den gehaltvollen Inhalt der neuesten Arbeit unseres schwäbischen Freundes.

Die Jahre der Acht und Bann, wie Wilhelm Blos das erste Kapitel seines Buches überschreibt, sind in geschichtlicher Beziehung heute ziemlich eingehend durchforscht. Weber, Auer, Bernstein, Mehring, Belli — um nur die wichtigsten zu nennen — haben uns nach und nach jeder ihre Gabe gespendet. Doch irren würde der, der da meinte, es wäre aus jenen Jahren voll Kummer und Schmerz, voll Opfermut und Kämpferstolz nichts mehr von Belang und Interesse an den Tag zu fördern. Wohl haben in emsigem Forscherfleiß geistvolle Federn den Schutt von Dezennien hinweggeräumt und in fleißiger Werktagsarbeit die Historie jener Zeit geschrieben. Und dennoch! Wer wollte behaupten, daß alle Quellen ausgeschöpft seien? Daß nicht vor allem noch wertvolle Funde persönlicher Art hier und dort verstreut liegen! Einzelheiten, Erlebnisse, die das herbe Mosaik des Ganzen buntfarbig ergänzen! Darstellungen eigenen Erlebens und Schauens in gefälliger Form gekleidet, finden, so sie von Männern ausgehen, die wirklich etwas zu sagen haben, stets dankbare Freunde.

So ist's auch mit dem Buch unseres Genossen Blos. Die Zeit, die der zweite Band seiner »Denkwürdigkeiten« schildert, ist uns nicht fremd; dennoch wird uns das Werk zu einer wertvollen Gabe. Mit der Verhängung des berüchtigten Kleinen Belagerungszustandes über Berlin, Leipzig und Hamburg waren Wilhelm Blos'

<sup>1</sup> Wilhelm Blos, Denkwürdigkeiten eines Sozialdemokraten. 2. Band. 224 Seiten. München, Verlag O. Birk & Co.

Lage in der letzteren Stadt gezählt. Eine andere Hansestadt, Bremen, wurde eine Zeitlang seine Heimat. Abhold aller Gemächlichkeit, gründete er hier im Verein mit anderen Genossen das »Norddeutsche Wochenblatt«, dessen erster Redakteur er wurde. Aus diesem Blatt wuchs später unser heutiges Rüstinger Parteiorgan hervor. Eine solche Gründung ging damals anders als heute vor sich. Sie entbehrte nicht einer gewissen Romantik. »Pflingsten 1882«, so erzählt Bloß, »sand im Hasbruch, dem oldenburgischen Urwald, unter mächtigen alten Eichen, wo uns keine Polizei suchte, die Konferenz der Bremer und Wilhelmshavener Parteigenossen statt, welche die Herausgabe einer Wochenschrift beschloß.« Aberhaupt hat der dunkle, eichenreiche Hasbruch, haben die schützenden Nordseeedeiche da oben manche Zusammenkunft um das Wohl der Bewegung besorgter Genossen gesehen, die, nachdem die nötigen Posten ausgestellt, die erforderliche Parteiarbeit berieten.

Bremen war damals nicht uninteressant. Besonders die zu Beginn der achtziger Jahre äußerst stark einsehende Auswanderung — vielleicht schafft unsere demnächstige Zukunft eine Parallele! — fesselte des Geächteten Interesse. Eine Abhandlung, die er damals über diesen Punkt schrieb, hat in dem vorliegenden Band Aufnahme gefunden. Doch eines guten Tages schlug auch die Bremer Abschiedskunde. Freund Dieß in Stuttgart hatte Bloß gerufen, um sich der klugen und geschäftigen Feder unseres Autors zu versichern, und fortan war das Schwabenland die Heimat desselben. Das Schwabenland, dem er im Laufe der Jahrzehnte manches Schöne und Eigenartige abgelauft und das ihn jetzt zu seinem Präsidenten gemacht. Die liebevollen Kapitel »Die schwäbischen Achtundvierziger« und »Aus dem literarischen Schwaben« zeugen davon.

Neben solchen Reminiszenzen lokaler Art zeugt das Buch aber auch vom Ernst gewissenhafter Parteiarbeit. In bezug auf die mündliche Agitation, in wenig beachteten ländlichen Gebieten redet der »Cannstatter Tage« betitelte Abschnitt eine überzeugende Sprache. »Weite Märsche oft bei schlechtem Wetter, schlechte Quartiere, mangelhafte Verpflegung, Feindseligkeit der Bevölkerung, angedrohte oder wirkliche Tätslichkeiten bei fanatischen Bauern — solche Dinge mußten eben ertragen werden.« Bloß verstand es, sich mit diesen »Dingen« humorvoll abzufinden, und er hat es verstanden, seinen Erinnerungsband mit allerlei köstlichen Anekdoten aus jener Zeit zu würzen. Daneben erleben wir die große Zeit von damals auch in ihren markanteren geschichtlichen Erscheinungen. Die Kämpfe mit Bismarck im Reichstag, die versuchte Röderung der Arbeiter durch die Sozialreform, die Septennatskämpfe, dazwischen die berühmten Parteizusammenkünfte in Kopenhagen und St. Gallen und schließlich den Fall des Sozialistengesetzes. Zwischendurch sind knappe Abhandlungen über die kleineren Kämpfe mit der Reaktion, das Spitzelwesen, die Geheimbundprozesse und andere ähnliche Sumpfdokterblumen einer mehr brutalen als klugen Polizeimonarchie eingestreut. Auch die Differenzen und Streitigkeiten innerhalb der eigenen Partei sind nicht ganz übergangen. In erster Linie die Mitte der achtziger Jahre entstandenen Meinungsverschiedenheiten zwischen der Fraktion und dem Züricher »Sozialdemokrat«, den Bernstein redigierte. Der damalige Streit um die Bewilligung der Dampfersubventionen, die Bismarck für regelmäßige Postdampferverbindungen mit Ostasien, Australien und, was wesentlich ist, auch für Afrika forderte, und die eines starken kolonialpolitischen Begehrts nicht entbehrten, hatte den Funken entzündet. Warum? Weil ein Teil der Fraktion den Subventionen nicht unsympathisch gegenüberstand. Indes hat die ganze Fraktion in der dritten Lesung gegen die Subventionen gestimmt. »Die aus der Frage der Dampfersubventionen hervorgegangenen Streitigkeiten blieben zwar«, so meint Bloß, »in der Partei noch lange der Gegenstand rühriger Diskussionen, aber tiefere Spuren hinterließen sie nicht, und wir wurden bald von wichtigeren Kämpfen in Anspruch genommen.« Wer will, mag in dieser Wendung eine kleine Mahnung an die Gegenwart sehen, wo vielfach untergeordnete Fragen herhalten müssen, die fundamentalsten Dinge weltgeschichtlichen Geschehens zu über-

schreien. Noch einige andere Spitzen sind in dem Werk verstreut, die, allgemein genommen, ungerecht sein würden, die aber diesem und jenem gegenüber nicht ganz unangebracht scheinen. So, wenn es an einer Stelle heißt, daß zur Betätigung einer sozialdemokratischen Gesinnung nicht immer revolutionäre Krafftaturen notwendig seien, oder daß der Autor, dem Marx persönlich nahestand, für manchen vorlauten Epigonen jüngster Zeit, der ihn über Marxismus belehren wolle, nur ein kühles Lächeln übrig habe.

Noch wenn auch dem Verfasser manche Enttäuschung nicht erspart geblieben ist, so besaß er doch Humor genug, sich über die Bitterkeiten des Lebens hinwegzusetzen. Daher tritt uns auch aus dem zweiten Erinnerungsband ab und zu ein stilles Schmunzeln entgegen, das zuweilen gar zu einem herzhaften Lachen wird. Man möchte glauben, unser Freund wäre in stillen Ruhesunden bei Meister Busch in die Schule gegangen.

Hoffen wir, daß der dritte Band der »Denkwürdigkeiten«, der den nach dem Falle des Sozialistengesetzes einsetzenden Aufstieg der Partei zeigen soll, recht bald erscheint!

### Literarische Rundschau.

Ernst Drahm und Dr. Ernst Friedegg, *Deutscher Revolutions-Almanach*. Hamburg und Berlin, Hoffmann & Co. Preis 4 Mark.

Revolutionsbücher sind in diesen sturmbewegten Tagen in gewisser Weise Mode geworden. Dieser Revolutions-Almanach will jedoch die Mode nicht mitmachen, sondern nur registrieren. Sein geschickt zusammengestellter Inhalt reiht Dokumente in Wort und Bild aneinander, die namentlich den Beginn der deutschen Bewegung, die beiden letzten Monate des Jahres 1918, charakterisieren. So wird das handliche Büchlein zu einem Spiegelbild einer wild gärenden Zeitperiode. Naturgemäß ist der Schwerpunkt auf die inneren Verhältnisse gelegt; alle außenpolitischen Erscheinungen sind so gut wie ganz ausgeschaltet. Die bedeutendsten führenden Kräfte jener ersten Sturmfrage sind zu Worte gekommen; teils haben sie kleine Beiträge geliefert, teils sind Zitate aus ihren Reden oder aus ihren Schriften gegeben (Fritz Ebert, Hugo Haase, Philipp Scheidemann, Wilhelm Dittmann, Otto Landsberg, Emil Barth, Karl Kautsky, Paul Lensch, Eduard Bernstein, Franz Mehring, Konrad Haenisch, Friedrich Stampfer, Ludo Hartmann); auch Friedrich Engels, als Vorläufer der deutschen Revolution, ist nicht vergessen. Führer des revolutionärzeitgenössischen deutschen Geisteslebens kommen gleichfalls zu Worte (Karl Henckell, Bernhard Kellermann, Richard Dehmel, Alfred Kerr, Siegfried Jakobsohn, Walter Croupius und andere). Zahlreiche flammende Gedichte beleben das Buch. Karl Bräuer singt ein Sturmlied der Revolution, Franz Diederich wirbt für die neuen Ideen, Paul Jech, Franz Werfel, Walter Hasenclever und andere geben treffliche Proben guter revolutionärer Lyrik. Beide Herausgeber sind gleichfalls mit Beiträgen vertreten. Besonders belebt aber der reiche Bildschmuck das Buch. Da sind Porträts, Karikaturen, Nachbildungen von Flugblättern, Revolutionszeitungen, Plakate. Auch der revolutionären Bewegung der Jahre 1793 und 1848 ist im Bilde gedacht. Eine sachmännisch zusammengestellte Übersicht über das revolutionäre Schrifttum in Deutschland schließt das Büchlein ab, für das Luß Ehrenberger einen stimmungsvollen Umschlag, Innentitel und Kopfleisten gezeichnet hat. Trotz des immerhin recht beträchtlichen Anschaffungspreises verdient es dieser Revolutions-Almanach, in recht viele Hände zu kommen. Er ist mehr als eine Gelegenheitsarbeit; man merkt es dem ganzen Inhalt an, daß seine Herausgeber mitten in den Ereignissen standen, daß sie die revolutionäre Erhebung des deutschen Volkes mit ihrer ganzen Persönlichkeit mitfühlten und miterlebten. In.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 17

Ausgegeben am 25. Juli 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Die Eisenbahnerstreiks.

Von L. Brunner (Beirat im preussischen Eisenbahnministerium).

Zu den unser Wirtschaftsleben in hervorragendem Maße störenden Erscheinungen der Revolutionszeit gehören die Streiks der Eisenbahner. Im alten, vorrevolutionären Deutschen Reiche fast undenkbar, sind die Verkehrsstreiks nun so zahlreich geworden, daß man allen Grund hat, nach ihren Ursachen zu fragen. Mancher unserer Zeitgenossen ist freilich mit seinem Urteil darüber schnell fertig: »Die Eisenbahner, die Straßenbahner und andere, die vor dem Kriege sich alles gefallen ließen und nicht in die Organisation zu bringen waren, sind heute die Radikalsten.«

Damit soll zugleich gesagt sein, daß die Forderungen der Eisenbahner radikal, übertrieben und unerfüllbar seien. Dabei wird übersehen, daß die Eisenbahner — auch die Straßenbahner — von heute gar nicht mehr die von ehemals sind. Seit 1914 sind viele gestorben, pensioniert, im Felde gefallen oder verkrüppelt und dienstunfähig geworden. An ihre Stelle sind andere Kräfte getreten. Die Zusammensetzung des Personals ist heute eine wesentlich andere als im Jahre 1914. War es den Staatsbahnverwaltungen früher möglich, aus der stets vorhandenen Reservearmee sich die willigen und billigen Arbeitskräfte nach Belieben auszusuchen und überdies jeden Neueinstellenden unter Zuhilfenahme der Polizei auf Vorleben, politische Gesinnung, gewerkschaftliche Zugehörigkeit usw. zu untersuchen, so ist das seit dem 9. November 1918 anders geworden. Die seitdem in den Eisenbahndienst eingetretenen Arbeiter sind nicht nur, wie vielfach angenommen wird, jene Elemente, die früher den »Gelben« angehörten; es sind vielmehr viele Arbeiter darunter, die vor dem Kriege bereits gewerkschaftlich organisiert waren. Schon während des Krieges sind als Ersatzkräfte Tausende von gewerkschaftlich organisierten Arbeitern in den Eisenbahndienst eingestellt worden. Mit verschwindend wenig Ausnahmen kamen die neuen Kräfte aus privaten Betrieben, in denen erheblich bessere Lohn- und Arbeitsverhältnisse bestanden haben als bei den Eisenbahnern. Waren die alten Eisenbahnarbeiter mit ihrem Loß unzufrieden, die neuen waren es erst recht. An bessere Verhältnisse und größere Freiheit gewöhnt, wirkten sie auf ihre eingeseffenen Kollegen ein und rissen sie mit sich fort.

Nur in den Eisenbahnhauptwerkstätten bestand die neunstündige Arbeitszeit, im übrigen galt die zehn- bis zwölfstündige tägliche Arbeitszeit als Norm, und vierzehn und sechzehn Stunden Arbeitszeit waren keine Seltenheit. Die Löhne waren vor dem Kriege so gering, daß alsbald nach Eintritt der Teuerung eine allgemeine Verarmung des Eisenbahnpersonals eintrat. Deshalb wurde schon im Jahre 1916 vom »Werkruf«, dem damaligen gewerkschaftlichen Organ der Eisenbahner, die Einführung von Mindestlöhnen verlangt. Die Preissteigerung hatte bereits einen großen Umfang ange-

nommen, als die preußische Eisenbahnverwaltung sich zu den ersten bescheidenen Teuerungszulagen bequeme. Als einen Beweis besonderer Gnade bewilligte der Minister Breitenbach am 1. Februar 1917 die erste geringe Lohnzulage. Einen Mehrverdienst mußten die Eisenbahner durch Leistung von Überstunden erzielen. Der durchschnittliche Tagesverdienst betrug für rund 560 000 Arbeiter und Bedienstete der preußischen Staatsbahnen im Jahre 1917 7 Mark. Das Entlohnungssystem war derart kompliziert, daß nur wenige Arbeiter in der Lage waren, ihren Verdienst selbst nachrechnen zu können. Die Lohnordnung sah für den Bereich der preußischen Staatsbahnen 23 Lohnortgruppen vor. Für jede einzelne Dienststelle galt eine besondere Lohn tafel. Nach dieser bestand der Lohn aus dem Grundlohn und den Stellenzulagen. Letztere gab es nach einem bestimmten System, das nicht weniger als 46 Positionen enthielt. Dazu kam noch ein sehr kompliziertes Akkordsystem für Werkstättenarbeiter und ein anderes für Güterbodenarbeiter. Während des Krieges kamen noch die Teuerungszulagen, Kinderzulagen und schließlich noch die Demobilmachungszulage hinzu.

Dieses Durcheinander mußte schließlich das Faß der Unzufriedenheit zum Überlaufen bringen, zumal trotz Überstunden, Akkordarbeit und Teuerungszulagen das Einkommen der Eisenbahner im Verhältnis zur stets steigenden Teuerung äußerst niedrig blieb. Der Deutsche Eisenbahnerverband hat im Mai 1918 versucht, das Einkommen der Berliner Eisenbahner statistisch zu erfassen, und dabei ermittelte, daß in einer Lohnperiode von dreißig Tagen die beteiligten Arbeiter — es hatten sich rund 2500 an der Statistik beteiligt — im Durchschnitt 248 Dienststunden geleistet hatten. Das Gesamteinkommen einschließlich der Teuerungszulagen berechnete sich im Durchschnitt auf 1,39 Mark für die Stunde.

Als in der Folgezeit sich die Ernährungsverhältnisse immer schwieriger gestalteten, nahmen die Eisenbahner in Versammlungen Stellung zu den schwebenden Fragen und verlangten zur Erhaltung ihrer Arbeitskraft eine Verkürzung der Arbeitszeit und Erhöhung des Lohnes sowie neben der Beseitigung vieler anderer Mißstände auch die Abschaffung der Akkordarbeit. Während der Minister Breitenbach sich noch besann, ob er diesen Forderungen nachgeben sollte, kam die große Umwälzung und segte mit einem Schläge hinweg, was man bis dahin staatliche Ordnung genannt hatte.

Als bald traten verschiedene Verbesserungen ein. Zunächst wurde die Arbeitszeit um eine Stunde täglich verkürzt und die Akkordarbeit aufgehoben sowie die wöchentliche Lohnzahlung eingeführt. Eine Lohnregelung wurde vorbereitet und dazu eine Lohnkommission eingesetzt, die aus Vertretern der Organisation gebildet wurde. Sie arbeitete zu langsam — es brach der erste Streik der Eisenbahner in Berlin aus. Unter dem gewaltigen Druck und angesichts der großen Gefahr, die eine Ausdehnung des Streiks im Gefolge haben mußte, sah sich die Regierung zu weitgehenden Konzessionen genötigt. Nach den Forderungen der Berliner Eisenbahner sollte das ganze Entlohnungssystem beseitigt und durch ein sehr vereinfachtes System ersetzt werden. Die 23 Ortslohngruppen wurden in 10 Gruppen zusammengefaßt, die Stellenzulagen sowie die Teuerungszulagen wurden beseitigt, die Klasse der sogenannten Werkhelfer wurde ausgeschlossen, es gab fortan nur Handwerker und ungelernete Arbeiter. Die Löhne wurden ab 1. Dezember 1918 wie folgt festgesetzt:

## Der Stundenlohn beträgt für:

In Lohngruppe	Handwerker				Lehrlinge				Handarbeiter aller Art						Weibliche Arbeitskräfte			
	bis zum 21. Lebensjahre	vom 21. 24. Lebensjahre	vom 24. 27. Lebensjahre	vom 27. Lebensjahre	im 1. Lehrjahre	im 2. Lehrjahre	im 3. Lehrjahre	im 4. Lehrjahre	bis zum 16. Lebensjahre	vom 16. 18. Lebensjahre	vom 18. 21. Lebensjahre	vom 21. 24. Lebensjahre	vom 24. Lebensjahre	bis zum 18. Lebensjahre	vom 18. 21. Lebensjahre	vom 21. 24. Lebensjahre	vom 24. Lebensjahre	
	Pfennig				Pfennig				Pfennig						Pfennig			
I	200	220	230	250	50	60	80	100	140	160	175	190	205	220	120	130	145	150
II	190	210	220	240	40	50	65	80	130	150	165	180	195	210	110	120	135	150
III	180	200	210	230	35	40	55	70	120	140	155	170	185	200	100	110	125	140
IV	170	190	200	220	35	40	55	70	110	130	145	160	175	190	90	100	115	130
V	160	180	190	210	30	35	45	60	100	120	135	150	165	180	80	90	105	120
VI	150	170	180	200	30	35	45	60	90	110	125	140	155	170	70	80	95	110
VII	140	160	170	190	25	30	40	50	80	100	115	130	145	160	60	70	85	100
VIII	130	150	160	180	25	30	40	50	70	90	105	120	135	150	50	60	75	90
IX	120	140	150	170	—	—	—	—	60	80	95	110	125	140	40	50	60	80
X	110	130	140	160	—	—	—	—	50	70	85	100	115	130	30	40	55	70

Diese Lohnregelung war leider nicht geeignet, die allgemeine Zufriedenheit des Personals herbeizuführen. Die Arbeit mußte in größter Hast gemacht werden. Alle Dienstorte, die vorher in 23 Lohngruppen verteilt waren, richtig in 10 Lohngruppen zu verteilen, war schon deshalb schwierig, weil während des Krieges vielfach eine Verschiebung der wirtschaftlichen Verhältnisse in den einzelnen Orten stattgefunden hatte, worüber genaue Unterlagen fehlten. Eine gänzliche Beseitigung der Stellenzulagen, die gleichmäßige Bezahlung der schweren und der leichteren Arbeit war ebenfalls nicht das erstrebenswerte Ideal aller Bediensteten. So gab denn diese Lohnregelung sofort zu allerlei Beschwerden und Ausstellungen Anlaß. Die Beschwerdeführer wurden vom Minister Hoff darauf verwiesen, daß ein zu errichtendes Lohnamt eine Nachprüfung der Einstufung in die Lohngruppen vornehmen solle. Das Lohnamt, dessen Entscheidung sich der Minister unterwerfen wollte, kam leider nicht zustande, und die Arbeiter glaubten deshalb vielfach, daß man sie nur verträsten, ihre Forderungen aber nicht anerkennen wolle. An mehreren Orten ist durch Arbeitseinstellung, an anderen durch Schiedspruch vor dem Reichsarbeitsamt — jetzt Arbeitsministerium — eine anderweitige Einstufung der Orte und damit eine weitere Erhöhung der Löhne der Arbeiter erreicht worden.

Die fortschreitende Teuerung gab erneut Anlaß zu Forderungen. Es hatte inzwischen die Einsicht Platz gegriffen, daß durch Lohnerhöhung allein eine Besserung der Verhältnisse nicht zu erreichen sei, weil jede Lohnerhöhung eine weitere Preiserhöhung zur Folge hat. Die Eisenbahner verlangten nun eine Reduktion der Lebensmittelpreise, und diese wurde ihnen vom Ministerium auch bereits im Mai zugesagt. Sie ist aber nicht eingetreten. Deshalb wurden weitere Lohnerhöhungen gefordert. An Versprechungen glaubten die Eisenbahner nicht mehr. Sie stellten ihre Forderungen und drangen auf deren Erfüllung, ohne sich mit Versprechungen und schönen Trostworten abfertigen zu lassen. Wenn auch ihre Löhne schon eine Höhe erreicht haben, die denen anderer Berufsgruppen gleichstehen oder diese gar zum Teil schon überragen, so sagen sie nicht mit Unrecht: »Wir haben viele Jahre schlechter gestanden als alle anderen Arbeiter, wir haben besonders

während des Krieges außerordentliche Leistungen vollbringen müssen, sind für unsere Leistungen gelobt worden, aber wir standen uns stets wirtschaftlich schlechter. Uns hat man als Staatsbürger zweiter Klasse behandelt, hat uns bedrückt, entrechtet und ausgenutzt, der Staat hat an uns Millionen und aber Millionen verdient. Wir wollen nicht mehr die Letzten, sondern wir wollen jetzt die Ersten sein.«

Dazu kommt die Forderung nach Demokratisierung des Betriebs, die Forderung des Mitbestimmungsrechtes in den Angelegenheiten der Verwaltung und des Betriebs. Daß die Einführung des Räteystems von den Eisenbahnern so stürmisch gefordert wird, hat seine guten Gründe. In dem großen Verwaltungsbereich der preussischen Staatsbahnen herrscht der Bürokratismus heute fast noch ebenso wie zur Zeit Breitenbachs. Da mag der Minister noch so demokratisch gesinnt sein, er mag die besten Absichten haben, er kann die schönsten, demokratischsten Verfügungen erlassen — an den alten Geheimratsköpfen prallt alles ab.

Je weiter wir uns vom 9. November entfernten, desto sicherer fühlten sie sich in ihrer Position. Um die Vertretung der Arbeiter und Bediensteten durch Ausschüsse und Arbeiterräte ist es heute schlechter bestellt als früher. Nur an wenigen Stellen haben diese Vertreter Einfluß. Die Errungenschaften der Revolution sind für die Eisenbahner im Schwinden, der Einfluß der Bürokraten ist im Steigen. Vielleicht durch eigene Schuld der Arbeiter und der unteren Beamten — doch ändert das nichts an der Tatsache selbst. Nur wer die Dinge aus der Nähe genau kennt, versteht das Drängen der Eisenbahner nach Demokratisierung des Eisenbahnwesens. Mögen ihre Forderungen vielfach daneben hauen, mögen ihre Vorstellungen von Demokratisierung und Räteystem vielfach unklar und verworren sein, das aber muß man ihnen zugestehen, daß sie ein Recht auf Mitbestimmung haben und auf die Beseitigung des aus einer vergangenen Welt überkommenen alten bürokratischen Verwaltungsapparats.

Den Eisenbahnerstreiks in Mitteldeutschland im Februar und März dieses Jahres lagen wirtschaftliche Forderungen nicht zugrunde. Es handelte sich dort nur um die Beseitigung mißliebiger Beamten beziehungsweise um die Einführung des Räteystems. Auch der im Eisenbahndirektionsbezirk Breslau kürzlich ausgebrochene Streik hatte keine wirtschaftlichen Ursachen. Er war die Folge des rücksichtslosen bürokratischen Vorgehens gegen einen unteren Beamten, der in einer allerdings nicht zu billigenden Art den Achtfundentag durchzuführen unternahm. Der Achtfundentag ist seit 1. Januar 1919 zwar gesetzlich eingeführt, im Eisenbahnbetrieb aber muß er trotzdem vielerorts noch erst erkämpft werden.

Die letzten ausgedehnten Streiks in Berlin, Frankfurt a. M., Hannover, Stendal, Wittenberge sind dagegen etwas anders zu beurteilen als die früheren. Wenn gesagt wird, daß diesen Arbeitseinstellungen politische Motive zugrunde lagen, so ist das an sich richtig, nur mit der Einschränkung, daß die übergroße Mehrheit der Streikenden davon nichts wußte, sondern in dem Glauben befangen war, die Arbeitseinstellung sei zur Durchführung von Lohnforderungen und zur Erringung des Mitbestimmungsrechtes nötig. Die Eisenbahner verwahren sich dagegen, daß sie politischer Verhöhnung zum Opfer gefallen seien. Sie verlangen nur, daß man die ihnen gegebenen Versprechungen einlöst. Sie sehen keinen Fortschritt in der De-

mokratisierung; dagegen gewahren sie täglich, wie sich die Bureaukratie fester in den Sattel setzt und die Errungenschaften der Revolution zunichte macht.

Wenn es nicht gelingt, binnen kurzem auf dem Wege der Gesetzgebung den Verwaltungsapparat der Staatseisenbahnen zu demokratisieren, das heißt durch zwingende gesetzliche Bestimmungen den alten Geheimratszopf zu entfernen, die jedem frischen Luftzug sich ängstlich verschließenden, verknöcherten Juristen in der Verwaltung durch erfahrene, fortgeschrittene, modern fühlende und denkende Praktiker zu ersetzen und dem Tüchtigen freie Bahn zum Aufstieg zu verschaffen, dann werden wir solche Streiks noch mehr erleben. Sie werden sogar umfangreicher und gefährlicher werden. Streikverbote, strafweise Entlassungen, Belagerungszustand und dergleichen helfen nichts. Im Gegenteil. Solche Maßnahmen sind nur geeignet, den Konflikt zu verschärfen und der politischen Reaktion von rechts und von links Vorschub zu leisten.

Die letzte Streikbewegung hat in Berlin ihren Anfang genommen. Der Deutsche Eisenbahnerverband hatte verschiedene Forderungen gestellt bezüglich Lohnerhöhungen und Einführung von Betriebsräten. Die Forderungen gründeten sich auf Beschlüsse der Generalversammlung des Verbandes in Jena. Die preußische Staatsregierung hatte Verhandlungen zugesagt, doch mußten diese um zwei Tage verschoben werden. Diese Verschiebung wurde in Eisenbahnerkreisen als Ablehnung der Forderungen gedeutet, und nun erfolgte an einzelnen Stellen die Arbeitseinstellung. Es wäre ein leichtes gewesen, die aufgeregten Gemüter zu beruhigen und zur Arbeit zurückzuführen, wenn nicht zu derselben Zeit — was übrigens auch schon vorher geschehen war — kommunistische Flugblätter unter den Eisenbahnern in Massen verteilt worden wären. Die Beschlagnahme eines Vorrats solcher Flugchriften und die Verhaftung einer Anzahl von Personen im Bureau der Berliner Bezirksleitung des Deutschen Eisenbahnerverbandes führte zu dem bekannten Streikverbot des Reichswehrministers.

Inzwischen hatten die Verhandlungen der Organisationsvertreter mit der Staatsregierung zu dem Ergebnis geführt, daß eine allgemeine Herabsetzung der Preise für Auslandsnahrungsmittel ab 7. Juli zugesagt wurde. Das Ergebnis war mager, doch in Anbetracht unserer traurigen Finanzverhältnisse mußte man sich damit bescheiden. Die Erklärungen des Ministers bezüglich der Einführung von Betriebsräten aber waren viel weniger befriedigend. In Frankfurt a. M. wurde die Parole zum Generalstreik ausgegeben. Nicht von den verantwortlichen Organisationsleitern, sondern über deren Köpfe hinweg; aber im Namen des Deutschen Eisenbahnerverbandes. Jetzt handelte es sich nicht mehr um die Durchsetzung der vom Verband aufgestellten Forderungen, sondern um weit mehr. Der entscheidende Schlag sollte geführt werden. Das Ziel war: »Fort mit Noske, fort mit Deseer, fort mit der gegenwärtigen Regierung!«

Die sich in den Strudel hineinziehen ließen, wußten nicht, um was es sich handelte. Deshalb sollte man Nachsicht üben und nicht durch Maßregelungen und Massenentlassungen das Vertrauen der Eisenbahner zur Regierung noch weiter untergraben. Die Schuldigen sind nicht in den unteren Reihen zu suchen; sie sitzen oben. Dort greife man zu und setze mit eisernem

Besen hinweg, was sich der neuen Zeit nicht anzupassen vermag. Nur dadurch wird das unbedingt notwendige Vertrauen der Eisenbahner zur Regierung wiederkehren, die Arbeitslust steigen, die Streiklust schwinden. Dann wird auch der Verkehr wieder seinen Fortgang nehmen, und den politischen Drahtziehern und Putschisten von der rechten und von der linken Seite kann das Handwerk gelegt werden.

## Petersburger Briefe.

(Schluß.)

Von Paul Olberg.

Petersburg, den 25. August 1918.

Lieber Freund!

Du willst wissen, wie das tägliche Leben des russischen Bürgers verläuft? Ich begreife Deine Wissbegierde. Ein jeder, der im Ausland etwas über die eigenartigen Zustände im Sowjetrußland liest, wird sich unwillkürlich die Frage vorlegen, wie lebt denn unter diesen Umständen der einzelne Duzendmensch in Rußland? Woraus besteht zum Beispiel das materielle und geistige Leben des russischen Intellektuellen? Diese Fragen haben mich hier natürlich beschäftigt, und ich habe nach Kräften versucht, sie mir zu beantworten. Ich will Dir meine Eindrücke mitteilen.

Die Oktoberrevolution (der Bolschewiki) und alle möglichen darauf folgenden Dekrete der Sowjetregierung haben, wie Du weißt, eine Reihe großer Prinzipien verkündet, deren vornehmstes hieß: »Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.« Leider blieb dieses Prinzip eine leere und grausame Phrase. Der Nichtarbeitende, der über irgendwelche Mittel verfügt, lebt ganz gut, ja braucht sich fast nichts zu versagen. Aber Du kannst hier arbeiten so viel Du willst, und wirst trotzdem gründlich hungern.

Die Dekrete der Regierung haben die alten Rechtsinstitutionen und kommunalen Verwaltungsorgane aufgehoben, eine Menge Beamte, Juristen, Rechtsanwälte und Angestellte waren plötzlich außer Tätigkeit gesetzt. Bei der Nationalisierung von Handel und Industrie, besonders in der ersten Periode der »schnellfeuernden« Nationalisierung, wurden Ingenieure, Techniker, Direktoren, Buchhalter usw. aus den Unternehmungen hinausgeworfen. Infolge Schließung der Offizinen aller nicht regierungsfreundlichen Zeitungen und Zeitschriften wurden Journalisten und Literaten beschäftigungslos. Auf diese Weise entstand eine große Reservearmee von Intellektuellen. Ich höre die Bemerkung, die Du hier machen möchtest: »Die Intelligenz hat sabotiert, hat die Desorganisation des wirtschaftlichen Lebens des Landes gefördert, es geschieht ihr recht, wenn sie jetzt unter der Arbeitslosigkeit leidet.«

Aber die Berechtigung Deiner Einwendung läßt sich, wie man sagt, streifen. Ich will mich hier nicht in eine Polemik mit Dir einlassen. Nehmen wir an, Du hättest recht: Die Intelligenz hätte einen Fehler begangen, indem sie sich weigerte, nach der Oktoberrevolution zu arbeiten. Aber ich könnte Dir Hunderte von Beispielen dafür anführen, daß die Räteinstitutionen die Dienste der Intellektuellen wegen »politischer Unzuverlässigkeit«, das heißt wegen ihrer Nichtzugehörigkeit zur kommunistischen Partei, zurückgewiesen haben. Ich will Dir einen Fall mitteilen, der meiner Ansicht nach sehr charakteristisch ist. Mein Freund ist ein alter Arzt und ein recht

bekannter medizinischer Schriftsteller. Er hat den ganzen russisch-japanischen Feldzug als Arzt mitgemacht und war in diesem Kriege Oberarzt an einem Lazarett. Man kann ihn also wohl für einen erfahrenen Militärarzt halten. Nach der Demobilisierung beschloß er, durch die pekuniäre Lage dazu gezwungen, vorläufig beim Militär zu bleiben. Eines Tages bekamen alle Ärzte seines Regiments einen Fragebogen zugesandt, in dem sich unter anderem die Frage befand: »Welches ist Ihre politische Überzeugung?« Mein Freund antwortete, er sei parteiloser Sozialist. Einige Tage darauf wurde er »erfücht«, wegen seiner Parteiangehörigkeit, oder vielmehr Parteilosigkeit den Dienst zu quittieren. An seiner Stelle wurde ein junger Arzt ernannt, der in seinem Fach noch sehr wenig ausgebildet, dafür aber Kommunist war.

Ich will nun aber zu der Beschreibung des Lebens eines gewöhnlichen russischen Bürgers zurückkehren.

Nehmen wir einmal eine aus sechs Personen bestehende Familie eines früheren Rechtsanwalts, Ingenieurs oder Schriftstellers: Mann, Frau, drei Kinder und ein Diensthote. Nehmen wir an, daß sie nach dem herrschenden Maßstabe gutgestellt sind, das heißt, daß das Familienoberhaupt, seine Frau und ein Sohn oder eine Tochter in Stellung sind, der eine in einem Genossenschaftsverband, der andere in einer Räteorganisation oder in einem Privatunternehmen. Das Einkommen aller arbeitenden Familienmitglieder erreicht in einem solchen Falle die Summe von 2500 bis 2800 Rubel monatlich. Geseht selbst den Fall, die betreffende Familie habe aus früheren Jahren Ersparnisse bei der Bank. Von diesen Ersparnissen darf sie nicht mehr als 1000 Rubel im Monat abheben. Somit betragen die Einkünfte der Familie 3800 Rubel im Monat. Zur Deckung der Ausgaben für den notwendigsten Bedarf, das heißt um nicht zu hungern und nicht zu erfrieren, braucht sie aber mindestens 8000 Rubel im Monat. Um auch nur einen Teil dieses Fehlbetrags zu decken, verkauft eine solche Familie deshalb alle Gegenstände des Haushalts und des persönlichen Bedarfs, macht Schulden bei Freunden und Bekannten usw.

Der Tag einer so »gutgestellten« Familie beginnt mit der unerbittlichen und qualvollen Frage: »Werden wir heute etwas zu essen haben?« Buchstäblich alle Familienmitglieder sind mit diesem Gedanken beschäftigt, und ein jeder ist bemüht, etwas Eßbares aufzutreiben. Dem einen gelingt es, durch einen Gewerkschaftsverband ein paar Pfund Kartoffeln zu bekommen, der andere hat in seinem Genossenschaftsverband ein bißchen Mehl aufgetrieben, der dritte hat vielleicht das Glück gehabt, ein paar Heringe zu erstehen. Jeder schleppt nach Hause, was ihm der Zufall in die Hände spielt. Ein- bis zweimal im Monat begibt sich ein Familienmitglied aufs Land, von wo es auf Schleichwegen etwas Eßbares mitbringt. Und trotzdem ist die in Rede stehende Familie gezwungen, oft, wenn nicht meist, das Morgenfrühstück auf Tee ohne Zucker und ohne Brot zu beschränken. Ihr Mittagessen besteht aus Gemüse; Fleisch ist eine höchst seltene, festtägliche Erscheinung. Diejenigen, die eine Anstellung haben, erhalten das Mittagessen meistens an ihrer Arbeitsstelle. Dieses Essen, das gegen eine bestimmte Bezahlung verabsolgt wird, besteht in der Hauptsache aus Gemüse. Zum Abendbrot, wenn man es überhaupt so nennen kann, gibt es wieder Tee und Heringe, nur selten Brot. Und das einen Tag wie den andern.

Jetzt kannst Du Dir vorstellen, wie der Intellektuelle leben muß, der weder eine Anstellung hat, noch sonst Mittel zum Leben. Und wo bleibt die gerechte Verteilung der Lebensmittel nach dem Kartensystem? wirst Du fragen. Mein Freund, eine solche Verteilung besteht nur in der Einbildung. Wenn die Ernährung der Petersburger Bevölkerung durch das offizielle Kartensystem geregelt würde, so wäre die nordische Hauptstadt, wie auch andere Städte Rußlands, schon längst ein einziger Friedhof. Die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln vollzieht sich unabhängig von den Dekreten über die Karten und Bevölkerungskategorien — je nach der sozialen Lage usw. Und das ist natürlich die einzige Rettung für die erschöpfte, gequälte Bevölkerung.

Aber den russischen Intellektuellen quält nicht nur der physische Hunger und der Verzicht auf alle Annehmlichkeiten materieller Natur. Es quält ihn nicht weniger, wenn nicht noch mehr der geistige Hunger. Was seinen Dienst anbetrifft, so kann ich Dir sagen, daß er mit geringen Ausnahmen in allen staatlichen und öffentlichen Anstalten wie auch in den wenigen noch bestehenden Privatunternehmungen nicht als direkte, dem Schaffenden moralische Befriedigung gewährende Pflicht, sondern als drückender Zwang empfunden wird, dem jeder sich bei der ersten besten Gelegenheit zu entziehen sucht. Das habe ich persönlich in Duzenden staatlicher Anstalten festgestellt. Diese Erscheinung hat viele Gründe, und ich will mich hier nicht auf deren Erklärung einlassen.

Das dienstliche wie das private Leben fließt eintönig und ohne bedeutende Interessen dahin. Politische Selbsttätigkeit bildet das Vorrecht der herrschenden Partei, nämlich der Kommunisten. Bin ich aber Sozialdemokrat oder Sozialrevolutionär und halte es nicht für möglich, mich auf den Standpunkt des Räteystems zu stellen, so muß ich zu Hause sitzen und darf nicht mucksen.

Besonders drückend für den Seelenzustand des russischen Bürgers ist die völlige Ungewißheit darüber, was der nächste Tag ihm bringen mag. Jeder Tag bringt neue Überraschungen und leider meist unangenehme. Heute erscheint eine Verfügung der Machthaber über die Räumung bestimmter Privatwohnungen. Das wurde »aus administrativen Erwägungen« für notwendig befunden. »Bitte, macht, daß ihr innerhalb vierundzwanzig Stunden hinauskommt, mit oder ohne Einrichtung, wie das der Obrigkeit beliebt.« Morgen wieder wird man durch einen Mobilmachungsbefehl überrascht. »Bitte, unverzüglich die Uniform anzuziehen und sich zur Verteidigung des sozialistischen Vaterlandes zu stellen.« Ohne jede Überlegung. Übermorgen wirst Du ohne vorherige Ankündigung zu Zwangsarbeiten geschickt: Holz hacken, Gräber ausheben und anderes mehr. Dann wieder ein Dekret über eine neue hohe Steuer, die niemand zu bezahlen imstande ist. Wohl Dir, wenn Du Beziehungen zu einem einflußreichen Kommunisten oder einem bekannten Räteangestellten hast. Dann wirst Du — natürlich nicht ohne viele Scherereien — weder aus Deiner Wohnung herausgesetzt, noch zu öffentlichen Arbeiten und anderen unangenehmen Dingen gezwungen. Aber solche Beziehungen haben nur wenige. Die erdrückende Mehrzahl der Bürger ist gezwungen, sich ohne Widerspruch allen Anordnungen der Regierung zu fügen und lebt sozusagen in der Welt der traurigen Überraschungen, oder, wie man unter dem alten Regime sagte, der

unbegrenzten Möglichkeiten. Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß der russische Bürger seufzend der früheren Zeiten gedenkt, die ihm im Vergleich zu der unerquicklichen Gegenwart wahrhaft paradiesisch erscheinen — und daß er auf ein Wunder hofft, das die normalen menschlichen Existenzbedingungen wiederherstellt.

Petersburg, den 28. August 1918.

Als ich zum ersten Male an die Befichtigung des Smolna-Instituts, des Tenia-Instituts und anderer Anstalten, sowie an das Studium ihrer inneren Einrichtungen ging, dachte ich bei mir: endlich ist der Traum eines jeden Sozialisten verwirklicht und die langersehnte Zeit gekommen, wo die Paläste, in denen bis jetzt die Parasiten der Gesellschaft ihren Vergnügungen frönten, dem Volke dienen, wo in ihnen schöpferische, nützliche Arbeit geleistet wird. Aber ach, als ich die Tätigkeit der Behörden näher kennen lernte, machte meine freudige Stimmung bitterer Enttäuschung Platz. Es erweist sich, daß es nur von außen den Anschein hat, als würde in diesen Institutionen Arbeit geleistet. In Wirklichkeit wird hier fast nichts getan. Urteile selbst. Ich will Dir erzählen, wie in den Räteorganisationen der »Arbeitstag« verläuft.

Nach den festgesetzten Regeln ist jeder Angestellte verpflichtet, um 10 Uhr morgens im Dienste zu erscheinen und bis 4 Uhr zu arbeiten, die Mittagszeit mit eingerechnet. Die Angestellten essen in Speisehallen, die bei den Behörden errichtet sind. Wenn Du annimmst, daß die Angestellten wirklich um die festgesetzte Zeit erscheinen, so irrst Du sehr; um halb 11 beginnt man, sich zu versammeln; gerechterweise muß man zugeben, daß um 11 Uhr meistens alle versammelt sind. Nach Erscheinen geht man vor allem ans Teetrinken. Die Sitte des Teetrinkens wird hier streng gewahrt; in allen staatlichen und öffentlichen Anstalten und in der Mehrzahl der Privatbureaus erhalten die Angestellten dreimal täglich Tee, morgens, nach dem Mittagessen und vor Schluß der Arbeit. Nach dem Teetrinken zeigt sich bei jedem das Kulturbedürfnis, die Zeitung zu lesen. Alle entfalten ihre Zeitungen und vertiefen sich in sie. Wenn man um diese Zeit in die Zimmer der Angestellten hineinblickt, so könnte man meinen, nicht in einen Arbeitsraum, sondern in einen Lesesaal geraten zu sein. Nach Durchsicht der Zeitung ist ein Gedankenaustausch mit den Kollegen über das Gelesene, sowie über die wichtigsten Ereignisse des Tages unerlässlich. Wir sind doch gesellige Wesen, man kann sich da nicht verschließen. Die Zeit bleibt inzwischen natürlich nicht stehen. Die Uhr zeigt bald halb eins. Jetzt beginnt in großer Eile die Erledigung der allereiligsten, allerwichtigsten Schriftstücke, auf die irgend jemand wartet oder welche von irgend einem anderen Amt verlangt werden. Die Sachen werden irgendwie erledigt. Um 1 Uhr ist es an der Zeit, sich fürs Mittagessen anzustellen. Das Mittagessen nimmt infolge ungenügenden Geschirrs und mangelnder Räumlichkeiten eine gute Stunde in Anspruch. Nach dem Essen wartet bereits der heiße Tee, der doch auch nicht zu verachten ist. Und der Zeiger der Uhr rückt immer weiter. Es schlägt drei. Man besinnt sich, daß man sich in einer Stunde nach Hause begeben muß. Daraufhin werden die auf dem Tische herumliegenden Papiere durchgesehen und noch solche, die keinen weiteren Aufschub dulden, in Eile erledigt. Das

Leetrinken muß zum dritten Male während der Arbeit besorgt werden. Um dreiviertel vier beginnt schon der Ausbruch. In dieser Hinsicht ist das Personal äußerst pünktlich. Punkt vier lassen alle die Arbeit liegen und verlassen das Haus.

Manchmal kauft die Behörde oder vielmehr die Organisation der Angestellten für die letzteren Lebensmittel ein. Dann begeben sich die Angestellten in den zur Arbeit bestimmten Stunden zum Einholen der Produkte; stellen sich brav und geduldig in Reih' und Glied auf und stehen eine halbe Stunde oder mehr, bis sie an die Reihe kommen. — Oft bleiben die Plätze der Angestellten während der Dienstzeit stundenlang leer. Wo steckt der Angestellte? Er mußte in persönlicher Angelegenheit fort. Und kein Mensch interessiert sich dafür, niemand kontrolliert die Herrschaften, die sich solche Freiheiten herausnehmen. Ich will gern betonen, daß es unter den Angestellten hervorragende Arbeiter gibt, die ihre Sache gut kennen und die während der ganzen Arbeitszeit unermüdet tätig sind. Keine Regel ohne Ausnahme. Aber solche Arbeiter sind Ausnahmen, die mit tiefem Seelenleid den Mangel dieser sie umgebenden eigenartigen Ruheposten erkennen.

Hinzufügen muß ich noch, daß die von mir beschriebenen Zustände bei den verschiedenen Ämtern einigermaßen verschieden sind; in dem einen Kommissariat ist die Produktivität der Arbeit um einiges höher, in einem anderen — geringer, aber im großen und ganzen ist das Bild überall das gleiche: nirgends wird gearbeitet. In den Fabriken und Werkstätten liegen die Dinge nicht besser; auch dort strebt die Produktivität unaufhaltsam dem Nullpunkt zu, von dem sie bereits nicht weit entfernt ist. Und wenn ein mit ehrlicher Arbeitslust erfüllter Mensch in den Dienst einer Rätebehörde tritt, so steht er schon nach kurzer Zeit vor der Wahl: entweder sein reines Gewissen zu bewahren und den Dienst zu verlassen, oder ein dickfelliger Nichtstuer zu werden wie alle übrigen, denn jeder einzelne bildet nur einen Teil des gewaltigen Mechanismus, dessen Geseßen er sich unweigerlich unterwerfen muß, sei dies nun eine Staatskanzlei oder eine sozialisierte Fabrik. Aber auf den Dienst zu verzichten, dazu hat aus materiellen Gründen nur selten einer die Möglichkeit. Die erdrückende Mehrheit versinkt daher unaufhaltsam in den zersetzenden Sumpf. — Ein mit befreundeter Ingenieur — Sozialdemokrat — entschloß sich nach längerer Untätigkeit, in den Dienst der Räteregierung zu treten. Dank seiner guten Beziehungen zu den Räteführern gelang es ihm bald, ein Amt im Kommissariat für das Ernährungswesen zu bekommen. Ich besuchte ihn dort, erkundigte mich, wie die Arbeit gedeihe und ob er zufrieden sei. Mein Freund antwortete mit einer hoffnungslosen Handbewegung: »Kein Mensch tut hier etwas, es ist eine wahre Danaidenarbeit; ich weiß nicht, wozu ich hier bin; ich gehe wahrscheinlich bald fort«; und er ging wirklich nach einem knappen Monat zum Kommissariat für Handel und Industrie, wo er »selbständig arbeiten« sollte. Er arbeitete dort irgend ein Projekt für den Außenhandel aus. Besagter Ingenieur ging mit großem Eifer an seine neue Tätigkeit, bereitete das gewünschte Projekt vor und bemühte sich um eine andere schöpferische Arbeit. Aber es erwies sich, daß sowohl seine Arbeitskollegen wie auch die höheren Stellen sich seiner Arbeit wie überhaupt jeder schöpferischen Tätigkeit gegenüber völlig gleichgültig

verhielten. Sein Entwurf wurde zu den Dokumenten des Kommissariats gelegt und wird natürlich, wie tausend andere Projekte, nie das Licht des Tages erblicken. Mein Bekannter ließ bald jede Hoffnung fahren und trat zu den Genossenschaften über, wobei er sich fest vornahm, nie wieder ein Amt bei einer Rätebehörde anzunehmen.

Nicht weniger bezeichnend ist auch der folgende Fall mit einem anderen Bekannten, einem jungen Juristen. Eines Tages erscheint er bei mir vergnügt, strahlend. »Ich habe was gefunden,« sagte er. »Was und wen haben Sie gefunden?« frage ich ihn, »vielleicht eine interessante Braut?« — »Nein,« antwortete er, »mir ist es jetzt nicht um eine Braut zu tun, aber ein Kommissariat habe ich gefunden, in dem wirklich gearbeitet wird; und wenn es einem gelingt, in die Abteilung zu kommen, die von I. verwaltet wird, so kann man hier interessante und nützliche Arbeit leisten. Jetzt handelt es sich nur noch um eine Empfehlung an J. oder Z., mit einem Wort, an einen der einflussreichen Männer im Kommissariat.« Die Empfehlung wurde beschafft, und mein Bekannter fand in dem gerühmten Kommissariat Aufnahme. Nach acht Tagen erschien er völlig niedergedrückt bei mir und beschrieb mir die in seiner Unterabteilung herrschende Anarchie. In dieser Unterabteilung befindet sich ein großer Stab von Angestellten, unter denen es sehr tätige Arbeitskräfte gibt, Leute mit bedeutendem theoretischem Wissen und praktischer Erfahrung. Aber trotzdem die Unterabteilung bereits seit einem halben Jahr besteht, sind die Befugnisse der einzelnen Angestellten noch nicht festgelegt. Jeder macht die Arbeit, die ihm gut dünkt. Ein jeder bemüht sich, seine Arbeit auf seinen Kollegen abzuwälzen. Von einem Tisch zum andern wandernd, bleiben die Papiere tatsächlich unerledigt. Die Hauptbeschäftigung der Angestellten bildet die Unterhaltung. Der Leiter der Unterabteilung, der an Duzenden von Kommissionen und Institutionen teilnimmt, hält sich im Durchschnitt nur ganz kurze Zeit in seiner Abteilung auf. Während seiner Abwesenheit unterschreibt die Papiere bald der eine, bald der andere Angestellte, von denen keiner dazu bevollmächtigt ist. Die Papiere kommen zurück mit dem Vermerk, daß der Unterzeichner der Regierung unbekannt sei, und das Papier insolgedessen keine Gesetzeskraft habe. Und so geht das endlos. »Wie soll man unter solchen Umständen arbeiten?« schloß mein Bekannter seinen trostlosen Bericht. Ich mußte ihm beistimmen.

Ich brauche Dir nicht zu sagen, zu welchen Resultaten die in den staatlichen Anstalten und nationalisierten Unternehmungen herrschenden Sitten geführt haben. Um irgend ein Dokument in einer Staatskanzlei zu bekommen, muß man gewöhnlich wochenlang umherwandern. Der eine Beamte schickt dich zum zweiten, der zweite zum dritten usw. Das ist ein Wandern von Pontius zu Pilatus. Die Rätekanzleien haben bereits die schlimmsten Seiten des Bureaokrasmus übernommen, indem sie ganz außer acht lassen, daß sie es mit einem lebendigen Menschen und nicht mit totem Papier zu tun haben. Es ist nicht verwunderlich, daß die Bevölkerung die Rätekanzleien mit denselben Augen ansieht wie ehedem die Kanzleien des zaristischen Rußland. Auf Schritt und Tritt begegnet man bei Leuten der verschiedensten Bevölkerungsschichten der Ansicht, daß die zaristische Bureaokratie gegenüber der »kommunistischen« den Vorzug verdient. »Früher«, sagen sie, »konnte man die Skorpione des

Gefehes und die tote Kanzleiroutine mit Hilfe einer Bestechung umgehen; jetzt nehmen zwar die Rätebeamten auch ganz gerne was, aber das ist nicht ohne Gefahr. Man kann auch manchmal auf einen ehrlichen kommunistischen Beamten stoßen, und dann, behüte Gott, kann man gehörig mit dem Bestechungsversuch hereinfallen. — Bestensfalls kommst Du mit einigen Monaten Gefängnis davon, sonst stellt man Dich einfach ohne Gericht und Untersuchung an die Wand.« Hieraus ist für viele die Schlußfolgerung klar: »Früher lebte es sich leichter.«

## Das „Proletariat“ und die „proletarischen“ Interessen.

Von Hans Marchwald.

Gegenüber der oberflächlichen Art, mit politischen und sozialen Begriffen wie »Staat«, »Gesellschaft«, »Klasse«, »Proletariat« usw. zu operieren, ohne sich und anderen über den Inhalt dieser Begriffe Rechenschaft abzulegen, erwarb sich Genosse Cunow das Verdienst, in verschiedenen Artikeln in der Neuen Zeit den Unterschieden in der Bedeutung derartiger Begriffe nachzugehen. Da es sich hier nicht um die Erfindung glücklicher Definitionen, sondern um die Verständigung über sehr aktuelle und sehr praktische Aufgaben unserer Partei handelt, verdient das kritische Werk Cunows konsequent fortgesetzt zu werden. Während die bürgerlichen Parteien, mit Ausnahme etwa des Bayerischen Bauernbundes und einiger Gruppen von lediglich lokaler Bedeutung, sich nur als Vereinigungen mit gemeinschaftlicher, vom Materiellen unabhängiger Ideologie ausgeben, hat die Sozialdemokratie sich stets als »Interessenvertretung des Proletariats« bekannt und ihre Ideologie als ökonomische, juristische und philosophische Konsequenz dieser ihrer Aufgabe bezeichnet.

Genosse Cunow hat nun in seinem Artikel »Die Marxsche Klassenkampftheorie« in Nr. 12 des laufenden Bandes der Neuen Zeit das Kapitel angeknüpft, was eigentlich unter »Proletariat« (im Gegensatz zum Beispiel zu »Arbeiterklasse«) zu verstehen sei, ohne das Thema zu erschöpfen. Cunow führt nur einige bestimmte Kategorien an, die nach seiner Ansicht zum Proletariat beziehungsweise zur Arbeiterklasse gehören respektive nicht gehören. Auch wer ihm in allen Einzelheiten zustimmt, was ich nicht tue, wäre durch Cunows Ausführungen der Aufgabe nicht enthoben, Klarheit über unsere parteipolitische Aufgabe zu schaffen, also die Fragen so präzise wie möglich zu beantworten: 1. Was ist das Proletariat? 2. Welches sind »seine« (nämlich seine gemeinschaftlichen) Interessen?

Der »Kommunist« Julian Borchardt hat im Verlag seiner »Lichtstrahlen« jüngst eine Schrift »Die Diktatur des Proletariats« erscheinen lassen, worin er der von seiner Partei erstrebten Diktatur eine von der bolschewistisch-kommunistischen Praxis vollkommen abweichende harmlose Deutung gibt. Aus Rußland, Bremen, Düsseldorf, München wissen wir, daß diese Praxis in der Übernahme der Herrschaft durch einzelne Parteiführer besteht. Borchardt führt auf S. 8 und 9 seiner Schrift aus, daß, wenn man alle, deren Jahreseinkommen 1917 9500 Mark überstiegen habe, als »Kapitalisten« ansehen wolle, dann hätte die Zahl der Kapitalisten in Preußen im Jahre 1917 gerade 1 Prozent der Bevölkerung betragen. Von den übrigen seien 95 Prozent, »nämlich alle, die nur ein mäßiges Arbeitsinkommen hatten«, reine Proletarier gewesen, und die übrigen 4 Prozent hätten sich in einer recht prekären Mittellage, insbesondere in strenger Abhängigkeit von den Kapitalisten, befunden. »Diktatur des Proletariats« sei nun, daß von nun ab die 99 Prozent — oder wenigstens die 95 Prozent, deren proletarische Klassenlage zweifellos sei — die Befehle machen und daß die übrigen wenigen Prozent sich dem Willen

dieser Mehrheit fügen. So falsch Borchardts Einteilung der Klassen nach der Höhe des Einkommens ist, so sehr er offenbar auch den Prozentsatz der zweifellos nicht zum Proletariat gehörigen Personen zu niedrig angibt, etwa um 10 Prozent der Bevölkerung, so stimmt doch der von ihm zum Proletariat gerechnete Personenkreis mit dem wirklich zu ihm gehörigen insofern überein, als schon nach dem kommunistischen Manifest, also schon 1847, wo diese Behauptung für kein Land außer England zutrifft, die »ungeheure« Mehrzahl der Menschen Proletarier sein sollten.

Genosse Cunow sagt in Nr. 12 des laufenden Bandes der Neuen Zeit mit Recht, eine Klasse sei »eine in der jeweiligen Wirtschaftsformation wurzelnde Interessengemeinschaft«. Folgerichtig rechnet er daher auch den kleinen Beamten und Angestellten zum Proletariat. Nicht richtig erscheint es mir dagegen, wenn er den qualifizierten Vorarbeiter in der Fabrik, »der einen hohen Lohn bezieht und vielleicht ein schönes Häuschen mit Garten sein eigen nennt«, wohl zur Arbeiterklasse, nicht aber zum Proletariat rechnet. Wenn Genosse Cunow mit mir annimmt, daß den Vorarbeiter mit seinen miserabel gestellten Untergebenen die Gemeinsamkeit der Interessen verbindet, dann gehört der Mann zum Proletariat. Wenn aber Genosse Cunow — etwa in dem Glauben, der Vorarbeiter partizipiere am Mehrwert und verdiene um so mehr, je intensiver die Arbeiter ausgebeutet werden — diese Interessengemeinschaft leugnet, dann kann er nach seiner eigenen Definition von der »Klasse« den Mann vielleicht zur Berufsgruppe der Arbeiter, nicht aber zur Arbeiterklasse rechnen. Nicht jeder Proletarier gehört zur Arbeiterklasse, aber die ganze Arbeiterklasse gehört zum Proletariat.

Engels hat in der Vorrede zum kommunistischen Manifest in seiner Darstellung der materialistischen Geschichtsauffassung ausgesprochen, daß die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft jetzt eine Stufe erreicht habe, in der die unterdrückte und ausgebeutete Klasse (das Proletariat) sich von der sie ausbeutenden und unterdrückenden Klasse (der Bourgeoisie) nicht befreien kann, ohne die ganze Menschheit auf immer von Klassenherrschaft und Klassenkämpfen zu befreien. Das Merkmal, wonach Engels hiernach ermittelt, welche Klasse das Proletariat sei, ist die Unterdrückung und Ausbeutung, der sie unterworfen ist. Die Ausbeutung besteht im allgemeinen in der Schaffung von Mehrwert und ist das Wesentliche, denn alle sonstige, nicht oder nicht unmittelbar ökonomische Unterdrückung, etwa durch ein Klassenwahlrecht oder Klassenjustiz, ist ein Ergebnis der ökonomischen Ausbeutung. Nun ist bei den Arbeitern, die keinen Wert, also auch keinen Mehrwert schaffen, die Ausbeutung dieselbe wie bei den anderen. Für den im Dienste des Handelskapitals frondenden Angestellten, der nichts produziert, also auch keinen Wert schafft, hat Marx das im siebzehnten Kapitel des vierten Abschnitts des dritten Buches des »Kapital« eingehend dargelegt. Der Arbeiter erhält den Wert seiner Arbeitskraft, die, wenn sie Tauschwert schaffend verwertet wird, mehr an Wert hervorbringt, als sie selbst wert ist. Für die wirtschaftliche Lage des »Arbeiters« oder besser Arbeitenden ist es gleichgültig, ob er Tauschwert schafft oder andere Leistungen auf sich nimmt. Wenn die Arbeitskraft nach ihrem Werte bezahlt wird, sich aber so verwenden läßt, daß sie mehr Wert als ihren eigenen Wert schafft, so bleibt die Ausbeutung des Arbeitenden die gleiche, wenn der zahlende Beschäftigte aus ökonomischer Notwendigkeit oder aus persönlicher Bequemlichkeit oder aus dem edelsten Kulturinteresse den Tätigen anders als Tauschwert schaffend benutzt. Die Ausbeutung bleibt also bestehen, ob die Arbeitskraft für Fabrikarbeit oder häusliche Dienste verwendet wird, ob Reklamedame oder Bankbeamter, ob Dienstmädchen oder Privatsekretär, ob Universitätspedell oder Universitätslehrer nicht höher als nach dem Werte seiner Arbeitskraft bezahlt wird.

Der Wert der Arbeitskraft steigt, wenn die Lebensbedürfnisse des Proletariats eine längere Arbeitszeit zu ihrer Befriedigung erfordern als bisher, sei es, daß, wie infolge des Krieges und der schwereren Rohstoffbeschaffung, zur Deckung der

alten Lebensbedürfnisse eine längere Zeit gearbeitet werden muß, sei es, daß die Lebensbedürfnisse des Proletariats steigen. Das gemeinsame Interesse des Proletariats ist der Kampf gegen den Mehrwert, soweit dieser nicht (etwa in der Form von Steuern) dem Proletariat selbst wieder zugeführt wird. Da, wie wir gesehen haben, die in der Produktion des Mehrwertes begründete Tatsache der Ausbeutung vor den nicht Lauschwert schaffenden Arbeitern nicht haltmacht, finden wir im Kampfe gegen den Mehrwert den Schlüssel zum proletarischen Klassenkampf. Wer ein Interesse daran hat, den Mehrwert (soweit er als Ausbeutungsgewinn den Kapitalisten oder Grundbesitzern zufließt) zu vermindern und womöglich zu beseitigen, gehört zum Proletariat. Der Kampf wird durch das Streben nach möglichst hohen Löhnen, nach möglichst kurzer Arbeitszeit, nach möglichst billigen Preisen für jede Ware (außer der Ware Arbeitskraft) geführt. Auch die scheinbar auf bloßer philosophischer Weltanschauung beruhenden Klassenforderungen des Proletariats beruhen auf dem Kampfe gegen den Mehrwert. Zum Beispiel ist das Verlangen, daß die Religion vom Staate zur Privatsache erklärt werde, aus dem sehr realpolitischen Streben der Bourgeoisie hervorgegangen, die Religion als Mittel zu dem Zwecke zu benutzen, den Mehrwert durch Verweisung der Proletarier auf das Jenseits zu steigern. Die qualifizierte Arbeitskraft des Universitätslehrers mag so hochwertig sein, daß er eine Lebensweise führen kann, die vielleicht neun Zehntel seiner Mitmenschen recht beneidenswert erscheint. Sobald der Mann keine anderen Einnahmen hat als ein Gehalt, das dem Werte seiner Arbeitskraft entspricht, ist er »Proletarier«, während der armselige Schuhmachermeister oder Bauer, der sich mühsam über Wasser hält, indem er nicht »Arbeitskraft«, sondern Stiefel oder Getreide — sehr zum Schaden des Proletariats zu einem möglichst hohen Preise — verkauft, nicht Proletarier ist.

Die »Arbeiterklasse« ist diejenige Klasse, die infolge der Intensität der Ausbeutung, der sie ausgesetzt ist, des geringen Wertes ihrer Arbeitskraft, der seltenen verwandtschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen zur Bourgeoisie, der ihr bewußten Mängel ihrer Schulbildung, der Gleichartigkeit der Tätigkeit ihrer Mitglieder im Produktionsprozeß und einer Reihe damit zusammenhängender Umstände am leichtesten zum Bewußtsein ihrer proletarischen Klasseninteressen gelangt. Das Proletariat umfaßt außer der Arbeiterklasse alle, deren Interessen mit denen der Arbeiterklasse übereinstimmen. Das Proletariat ist also die Klasse derjenigen, die von ihrer Arbeit an Arbeitsmitteln, die ihnen nicht gehören, leben, ohne daß ihre Arbeitskraft so hoch bezahlt wird, daß sie bei normaler Lebensdauer und einem ihrem Verus entsprechenden normalen Verbrauch zu Kapitalisten werden müssen. Wenn der Proletarier nicht »Gehalt«, sondern »Lohn« bezieht, gehört er zur Unterabteilung »Arbeiterklasse«. Es kann Willkür sein, ob man einem Entgelt den Namen »Lohn« oder »Gehalt« beilegt. Die Grenzen sind immer flüchtig, wie uns die Hegelsche Philosophie von allen Begriffen gelehrt hat. Aber »Lohn« wird für eine vom Auftraggeber konkret, »Gehalt« für eine von ihm abstrakt vorgeschriebene Tätigkeit gezahlt. Man zahlt Schreiberlöhne und Redakteurgehälter. Man gibt den Schreibern einen genauen Auftrag, welche Worte sie niederzuschreiben haben, während man dem Redakteur nur den ganz allgemein gehaltenen Auftrag gibt, durch eigene Artikel und Aufnahme von Arbeiten anderer für den Inhalt einer Zeitung oder Zeitschrift zu sorgen. Man schreibt dem Handelsgehilfen, der Pakete zur Post bringt oder Lagerräume auskehrt, im einzelnen vor, was er zu tun hat, während man dem Verkäufer überläßt, wie er es anstellen will, durch geschickte Behandlung der Kunden den Absatz der Firma zu steigern. Wo einem Handlungsgehilfen, etwa einem Buchhalter, jede Selbständigkeit der Entscheidung über die Einzelheiten seiner Tätigkeit genommen ist, da wird er, wir wollen nicht sagen »sinkt« er, zum Lohnarbeiter, obwohl man so höflich ist, sein Monatsgeld »Gehalt« oder sogar »Salär« zu nennen.

Da die Gemeinsamkeit der Interessen für den Umfang und die Grenzen einer Klasse maßgebend ist, so bedarf es noch einer Erörterung darüber, ob die Gemeinsamkeit der proletarischen Interessen so weit reicht, wie es nach unserer Definition, wenn sie richtig sein soll, der Fall sein muß. Casselle sagte darüber in seiner im »Arbeiterlesebuch« abgedruckten Rede, die er am 19. Mai 1863 in Frankfurt a. M. hielt: »Indem der Lohn der gemeinen Handarbeit geändert wird (es ist dies der wichtigste von allen Grundsätzen, den ich Ihnen einschärfen kann, für die Beurteilung der gesamten Frage) — indem der Lohn, sage ich, der gemeinen Handarbeit geändert wird, ändern sich auch durch organische Rückwirkung die Preise aller anderen Arbeiten in der menschlichen Gesellschaft, welchen Namen sie auch tragen mögen. Alle menschliche Arbeit teilt sich nämlich im allgemeinen ein in die gewöhnliche physische Arbeit und in die sogenannte qualifizierte Arbeit, die selbst wieder ihrerseits in eine große Anzahl von Abstufungen und Verschiedenheiten zerfällt. Der Lohn der gemeinen Arbeit oder der gewöhnlichen physischen Handarbeit ist aber normierend, das heißt, er bildet die bestimmende Grundlage für die Vergütung aller anderen qualifizierten Arbeiten in der menschlichen Gesellschaft. Ich werde Ihnen dies an einem sinnlichen Vergleich klar machen, welchen Sie festhalten wollen; er trifft genau zu. Wonach bemißt sich eine Erhöhung? Durch einen Abstand vom Niveau. Steigern Sie, heben Sie das gesamte Niveau, so ist mit ihm auch jener Höhepunkt selbst gehoben.«

Ein Antreiber mag dafür bezahlt werden, aus der Ausbeutung der ihm unterstellten Arbeiter soviel wie möglich herauszuholen. Er mag von seinem Prinzipal einmal eine Extrabergütung bekommen, wenn es ihm gelingt. Wenn es aber nicht nur ihm, sondern seinen Kollegen gelingt, ganz allgemein den Ausbeutungsgrad der Arbeiterschaft zu steigern, so sinkt auch die Lebenslage der angestellten Antreiber.

Vereinzelte Angestellte (Bankdirektoren, erfinderische Elektrotechniker, Tenöre) bekommen ein Entgelt, das den Wert ihrer Arbeitskraft übersteigt. Wedekinds »Kammerfänger« sagt: »Wir sind ein Luxusartikel der Bourgeoisie.« Für das Glück der wenigen ist entweder, wie bei vielen Aktiengesellschaften, Vetterwirtschaft maßgebend oder ein besonderer Nutzen, den jemand Kapitalisten, viel seltener der Gesamtheit schafft, oder das wirkliche oder eingebildete Vergnügen, das er den Besizhenden bereitet. Die meisten dieser Angestellten profitieren von der Ausbeutung des Proletariats. Alle stehen aber, wenn sie nicht Verschwender sind, als werdende Kapitalisten im Interessengegensatz zum Proletariat. Der Bediente gehört beiläufig nicht zu den Interessenten der Ausbeutung. Wenn der Wert der Arbeitskraft steigt und dadurch die Profite sinken, werden zwar weniger Dienstboten beiderlei Geschlechtes gebraucht; da aber die Arbeitslöhne im allgemeinen steigen, steigen auch die der Dienstboten. Dagegen werden bei einem allgemeinen Rückgang der Profite die Lantienen der Bankdirektoren so wenig steigen wie die Millionen Carusos, während die Wagen der meisten Opernsänger und Schauspieler erhöht werden müssen.

Worauf es bei der Frage ankommt, ob ein Angestellter infolge seines besonders hohen Gehaltes aus dem Rahmen des Proletariats herausfällt, ist also, ob er den Wert seiner Arbeitskraft oder mehr als diesen vergütet bekommt. Wenn der Wert der gewöhnlichen Arbeitskraft steigt, steigt auch der der qualifizierten, aber es sinkt der Mehrwert, sowohl der, welcher einem Aktionär, wie der, welcher einem Nonplusultra-Bauchredner zuließt. Bei einem Einkommen, bei dem ein Universitätslehrer noch Proletarier ist, würde ein Vorarbeiter aus seiner Klasse herausfallen, da verschiedene Tätigkeiten verschiedene Ausgaben (normalerweise, nicht bei Spargenes und ihrem konträren Gegenteil) voraussetzen. Aber die Fälle, daß Vorarbeiter werdende Kapitalisten sind, kommen kaum vor. Ein »schönes Häuschen mit Garten« gehört zu den Bedarfsgegenständen, die ja auch niemand expropriieren will. Nur wenn Cunows Vorarbeiter eine Mietskafeme, von deren Ertrag er

leben kann, besäße oder zu erwerben Aussicht hätte, wäre er ein kleiner Bourgeois und würde zur Arbeiterklasse so wenig wie zum Proletariat zu rechnen sein.

Die Sozialdemokratie wahrt Klasseninteressen, nicht die besonderen Interessen einzelner Kategorien des Proletariats. Sie hat den Wert der Arbeitskraft zu steigern, nicht bestimmten Arbeitern auf Kosten der Gesamtheit Mehrwert zu verschaffen. Sie hat die Proletarier vor Ausbeutung zu schützen, aber nicht in Ausbeuter zu verwandeln. Solange das Proletariat politisch machtlos war, konnte nie daran gedacht werden, daß es einer Arbeiterschicht möglich sein könnte, höhere Löhne oder sonst bessere Arbeitsbedingungen zu erzielen, als den gemeinsamen Interessen des Proletariats dienlich war. Wir kamen damit aus, uns für »möglichst« günstige Arbeitsbedingungen für jede proletarische Schicht in das Zeug zu legen. Die Steigerung des Wertes der Ware Arbeitskraft hebt das ganze Proletariat, aber die Begünstigung einzelner Arbeiterschichten braucht durchaus nicht die entsprechende Verbesserung der Lebenshaltung des gesamten Proletariats nach sich zu ziehen. Der Wert der Arbeitskraft muß so weit gesteigert werden, wie es möglich ist, ohne zum Schaden des Proletariats die gemeinnützigen Einrichtungen (zum Beispiel Krankenhäuser, Altersversorgung, Bildungswesen) zu vernachlässigen.

Die Aufgabe, die zu lösen ist, bleibt also, festzustellen, in welchen Grenzen diese Vernachlässigung das Proletariat schädigt. Man kann zum Beispiel durch enorme Steuern vortreffliche Krankenhäuser bauen und durch den Hunger der Besteuernten die Kranken vermehren. Man kann aber auch durch Schonung der Steuerkraft die Lebenshaltung der Gesunden verbessern und aus Mangel an Krankenpflege die Gesunden dahinsiechen lassen, wenn sie krank werden. Die Kapitalisten erweitern die Produktion durch Akkumulation des Kapitals, aber sie vermindern sie gleichzeitig, indem sie diese Akkumulation durch Schwächung der Arbeitskraft ermöglichen. Wir dürfen nicht in den umgekehrten Fehler verfallen, durch Verbesserung der augenblicklichen Lebenshaltung die Betriebserweiterung derart zu erschweren, daß wir der Gegenwart die Zukunft des Proletariats opfern.

\* \* \*

Obgleich der vorstehende Artikel des Genossen Markwald nach meiner Ansicht zu ganz unrichtigen Folgerungen kommt, glaube ich doch, ihn in der Neuen Zeit zum Abdruck bringen zu sollen; da er aufs beste beweist, wie nötig eine Klärung der Begriffe Klasse, Klassenkampf, Klassenteilung, Proletariat usw. ist und weil ich ferner hoffe, daß die Entgegnung Markwalds anderen Genossen Anlaß bieten wird, auch ihre Ansicht über die berührte Streitfrage zu äußern.

Um der heutigen vieldeutigen Verwendung der Wörter »Klasse« und »Klassenkampf« in der sozialistischen Presse entgegenzutreten, habe ich in Nr. 12 und 13 der Neuen Zeit versucht, darzulegen, was Marx unter »Klasse« versteht und wie er mit Engels dieses Wort in verschiedenen Schriften gebraucht. Markwald wendet sich nicht gegen meine Ausführungen insgesamt — wenn er ihnen auch, wie er erklärt, nicht überall zustimmen vermag —, seine Entgegnung richtet sich dagegen, daß ich S. 297/98 fordere, es solle zwischen den Begriffen Arbeiterklasse und Proletariat unterschieden werden. Jeder, der zum Proletariat gehöre, sei deshalb noch nicht Mitglied der Arbeiterklasse und umgekehrt. Wörtlich heißt es in meinem Aufsatz S. 298:

»Nicht minder unrichtig ist es, wenn in unserer Presse vielfach nicht zwischen »Arbeiterklasse« und »Proletariat« unterschieden wird. Es kommt darin — meist unbewußt — die alte Anschauung zum Ausdruck, die in der Klassenschichtung eine Gesellschaftsteilung nach dem Besitz oder Vermögen erblickt und daher meist auch nur zwei große Klassen in der Gesellschaft unterscheidet: die besitzende Klasse und die besitzlose Klasse, das Proletariat. Aber der Begriff des Proletariats deckt sich keineswegs mit dem Begriff der Arbeiterklasse. Zum Proletariat gehört auch der heruntergekommene Adlige und der ehemalige Fabrikant, der von der Hand in den Mund lebt, gehört ferner der besitzlose, manchmal viel schlechter als der Lohnarbeiter gestellte kleine Beamte und Angestellte sowie der erwerbslose

Künstler und Schriftsteller, das sogenannte »Intelligenz- oder »Stehkragenproletariat«. Keineswegs sind aber diese Personen auf Grund ihrer Besitzlosigkeit auch zugleich Mitglieder der Arbeiterklasse. Andererseits wieder gehört zum Beispiel der qualifizierte Vorarbeiter in einer Fabrik, der einen hohen Lohn bezieht und vielleicht ein schönes Häuschen mit Garten sein eigen nennt, wohl zur Arbeiterklasse, nicht aber zum Proletariat.»

Wie jeder sieht, fasse ich das Wort »Proletarier« (Proletarii) in dem Sinne an, wie es von den Römern ursprünglich gebraucht wurde, als Bezeichnung für jene, die es zu nichts weiter zu bringen vermochten, als Nachkommen (Proles) zu hinterlassen. Die Servianische Verfassung rechnete bekanntlich dazu alle, die nicht einmal den Satz der niedrigsten Vermögensklasse erreichten und daher als mittellos von Steuer und Kriegsdienst frei waren. Übertragen auf die heutigen Lebensverhältnisse würden demnach zum »Proletariat« jene gehören, die nicht mehr als das zum Lebensunterhalt unbedingt Notwendige haben.

Das Wort, in diesem Sinne aufgefaßt, beweist klar, daß der Begriff des Proletariats mit dem der Arbeiterklasse nicht identisch ist. Der völlig verarmte Baron, Fabrikant, Künstler gehört wohl zum Proletariat — vielleicht, sofern er nicht arbeitet, zum Lumpenproletariat (nach Marx'scher Definition) —, aber nicht zur Arbeiterklasse, während andererseits der Arbeiter, der ein Vermögen erworben oder ererbt hat, falls er noch weiter als Lohnarbeiter tätig ist, wohl zur Arbeiterklasse gehört, aber nicht zum Proletariat.

Genosse Markwald ist anderer Ansicht. Er gibt dem Begriff des Proletariats eine ganz andere, viel weitere Bedeutung. Er identifiziert zunächst kurzweg den Begriff »Lohnarbeiter« mit dem des »Proletariats« und erklärt daraufhin, jeder, der Mehrwert für einen Kapitalisten erzeugt, gehört zum Proletariat. Die Frage: Was ist dann der herabgekommene Nichtarbeiter, der nicht Mehrwert erzeugt, der vom Pump, Bettel, vom Spiel, von gelegentlichen häuslichen Dienstverrichtungen lebt oder vielleicht als Reklameagent usw. tätig ist? — diese Frage läßt er unbeantwortet.

Doch diese Gleichsetzung der Begriffe Lohnarbeiterschaft und Proletariat genügt Markwald noch nicht. Nach obiger Definition würde zum Beispiel der Kommiss in einem Handelsgeschäft — mag er auch kaum das Allernotdürftigste zum Leben haben — nicht zum Proletariat gehören, auch nicht der in solchem Geschäft beschäftigte Hausdiener; denn der Handel erzeugt nach Marx (und auf den stützt sich angeblich Markwald) überhaupt keinen Wert, also auch keinen Mehrwert. Der Kommiss lebt wie sein Prinzipal von einem Anteil an dem in der Produktion erzeugten Mehrwert, der diesem in der Form des Handelsprofits zufällt. Demnach würde also nach Markwalds Definition auch der kaufmännische Angestellte, der Rechtsanwaltschreiber, der Handelsagent kein Proletarier sein, selbst wenn er viel schlechter lebt als ein Arbeiter. Doch Markwald weiß sich zu helfen. Er erklärt einfach: Ausbeutung ist Ausbeutung; folglich ist auch der Angestellte ein Proletarier, denn auch er kann ausgebeutet werden.

Seltamerweise merkt Markwald gar nicht, daß er damit seine ganze vorher aufgestellte Definition wieder fallen läßt. Sicherlich spricht man im gewöhnlichen Leben auch von einer Ausbeutung von Handlungsgehilfen, Lehrern, Professoren, Ärzten, Beamten usw.; aber diese Ausbeutung besteht nicht darin, daß man sie zu Mehrwert liefernder Mehrarbeit zwingt, sondern darin, daß man dem betreffenden Angestellten für seine Arbeitsleistung ein Gehalt (Lohn, Honorar) zahlt, das nicht den Produktions- und Reproduktionskosten seiner spezifischen Arbeitskraft entspricht oder ihm zum mindesten nicht gestattet, die seinem Arbeitsberuf nach gesellschaftlicher Auffassung entsprechende Lebenshaltung zu führen. Der Begriff der Ausbeutung ist hier ein ganz anderer, umfassenderer als im ersteren Falle.

Doch auch dabei bleibt Markwald nicht stehen. Er deduziert weiter: Ausbeutet wird jeder, der nicht andere für sich Mehrwert schaffen läßt, also auch

der Universitätsprofessor, der Beamte, Privatsekretär, Ingenieur, Minister usw. Er stellt also einfach, wie klar ersichtlich, den Mehrwertproduzenten dem Erwerbstätigen gleich, der vom Ertrag eigener Arbeit lebt und gelangt auf diese Weise zu dem Satz, alle, die nicht Kapitalisten seien, also sich nicht den Mehrwertsbeitrag fremder Arbeit aneigneten, seien Proletariat, und daher bestehe das gemeinsame Interesse des Proletariats einfach im »Kampf gegen den Mehrwert«. Kurzweg erklärt er: »Wer ein Interesse daran hat, den Mehrwert (soweit er als Ausbeutungsgewinn den Kapitalisten oder Grundbesitzern zufließt), zu vermindern und womöglich zu beseitigen, gehört zum Proletariat.«

Demnach gibt es also eigentlich nur zwei Klassen in der heutigen Gesellschaft: jene, die Ausbeutungsgewinne einstecken, und jene, die keine einstecken. Zur ersteren Klasse gehören alle Kapitalisten (auch die Grundbesitzer), zur anderen alle, die in einem Arbeitsverhältnis irgendwelcher Art stehen und von ihrer Arbeit leben. Alle diese geistig oder körperlich Arbeitenden, auch die Universitätslehrer, Minister, Geheimräte, Fabrikdirektoren usw. sind, soweit sie nicht mit ihrem Kapital an einem Unternehmen beteiligt sind und in der Form von Zinsen, Dividenden, Unternehmungsgewinnen usw. Anteile vom Mehrwert beziehen, nach Marxwalds Ansicht Proletariat, wie er denn auch klipp und klar sagt: »Sobald der Mann keine anderen Einnahmen hat als ein Gehalt, das dem Werte seiner Arbeitskraft entspricht, ist er Proletariat.« Wie hoch und welcher Art dieses Gehalt ist, das ist nach Marxwalds Ansicht gleichgültig.

Andererseits jeder, der selbständig ein Geschäft betreibt, mag es auch noch so winzig sein, ist nach Marxwalds Auffassung Kapitalist und deshalb Nichtproletariat, also auch, wie er selbst sagt, »der armselige Schuhmachermeister oder Bauer, der sich mühsam über Wasser hält.«

Demnach stehen sich nach Marxwalds Ansicht in der modernen Gesellschaft nur zwei große Schichten gegenüber: die proletarische, zu der die Lohnarbeiter, Angestellten, die sogenannten freien Berufe und Beamten aller Art gehören, soweit sie nicht Kapitalien in irgendwelchen Unternehmungen angelegt haben, und die nichtproletarische, kapitalistische Gruppe, zu der außer den großen Fabrikbesitzern auch die kleinen Schuhmacher- und Schneidermeister, Gemüsehändler usw. gehören.

Es ist die alte primitive Einteilung der Bevölkerung in zwei Gruppen, in Ausbeuter und Ausgebeutete, Unterdrücker und Unterdrückte, wie wir sie bei den radikalen Gesellschaftsreformern im achtzehnten Jahrhundert (zum Beispiel in Simon Nicolas Henri Linguets »Théorie des lois civiles ou principes fondamentaux de la société.«) finden, die uns hier in marxistisch verbrämter Fassung wieder entgegentritt. Daß diese Rückkehr zu alten, überholten Formeln einen Gewinn für die Klassenkampftheorie bedeutet, möchte ich bezweifeln. Das Verständnis der heutigen Klassendifferenzierung und der im politischen Leben hervortretenden Interessenströmungen und Gegenströmungen vermag sie sicherlich nicht zu fördern. In Wirklichkeit besteht die Gesellschaft keineswegs nur aus Mehrwertproduzenten und Mehrwertsaneignern. Breite Schichten, zum Beispiel ein großer Teil der sogenannten freien Berufe, zählt weder zu der einen noch zu der anderen Kategorie; und ferner ist mancher Mehrwertproduzent zugleich Mehrwertsaneigner. Schon unter den industriellen Lohnarbeitern finden wir manchen, der Geld auf der Sparkasse hat, Hypotheken, Industrieobligationen, Aktien, Staatspapiere (auch Kriegsanleihe) usw. besitzt oder an irgendwelchen Geschäftserträgen beteiligt ist, und noch mehr gilt das von den sogenannten »höheren« Arbeitern, den Angestellten, Beamten usw. Wollen wir den Klassenkampf innerhalb der heutigen Gesellschaft verstehen, dann gilt es nicht die gesellschaftliche Differenzierung auf alte Formeln zurückzuführen, sondern die Unterschiede in der Klassenstellung scharf zu erfassen.

Heinrich Cunow.

## Philosophische Neuererscheinungen.

Besprochen von Karl Vorländer.

Die folgenden Zeilen beabsichtigen keine eingehende fachliche Besprechung, wozu die Neue Zeit nicht der geeignete Platz wäre, sondern nur eine kurz orientierende Übersicht über allerlei neue philosophische Literatur.

»Probleme geschichtliche und systematische Untersuchungen zur Philosophie des Altertums« nennt sich ein Buch, das der Breslauer Philosophieprofessor Richard Högnigswald schon im Jahre 1917 (München, Verlag von Ernst Reinhardt, XII und 430 Seiten) veröffentlicht hat. Das Buch will ausdrücklich keine Geschichte der alten Philosophie vorstellen, sondern nur systematische Betrachtungen und Ergebnisse, zum Beispiel solche über Grundlegung der Logik und Bedeutungstheorie, an die griechische Philosophie anknüpfen, der ein kürzerer Abschnitt über die Philosophie des »primitiven« Menschen und altindische, hebräische und ägyptische Weltentstehungsmythen vorausgeschickt ist. Dabei wird die ganze Entwicklung der griechischen Philosophie von den ionischen, pythagoreischen, eleatischen und jüngeren Naturphilosophen an über die Sophistik des Sokrates, die sokratischen Schulen, Plato und Aristoteles, die Stoa bis hin zum Neuplatonismus berücksichtigt. Daß es in gediegenster, sachlichster und belehrendster Weise geschieht, dafür bürgt der Name des Verfassers.

Wer sich in Plato einlesen will, der greift am besten zunächst zu den am leichtesten verständlichen, noch an die Manier seines Meisters Sokrates sich anlehnenden Jugenddialogen, welche in anmutiger Gesprächsform eine Begriffsbestimmung der wichtigsten »Tugenden« versuchen. Dazu gehören Laches und Euthyphron, Charmides und Lysis (so nach dem jedesmaligen Hauptunterredner des Sokrates benannt), die nacheinander von der wahren Tapferkeit, Frömmigkeit, Besonnenheit, Freundschaft und Liebe handeln. Vortreffliche Neuausgaben dieser Dialoge, mit neuer Übersetzung, Einleitungen, Anmerkungen und Registern, bietet jetzt die bekannte, fast alle philosophischen Schriftsteller der Vergangenheit umfassende »Philosophische Bibliothek« (Verlag Felix Meiner in Leipzig). Band 177 enthält Charmides, Lysis und den von manchen für unecht gehaltenen Menexenos, übersetzt und erläutert von dem Herausgeber der meisten Plato-Schriften in der »Philosophischen Bibliothek«, Otto Apelt (168 Seiten, Preis geheftet 5 Mark, gebunden 6,50 Mark). Band 178: Laches und Euthyphron (112 Seiten, geheftet 3,50 Mark, gebunden 5 Mark), übersetzt und eingeleitet von Gustav Schneider, nach dessen Tod herausgegeben von Bennov. Hagen.

Aus dem griechischen Altertum versetzt uns in kühnem Schwunge in die Neuzeit das ebenfalls im Verlag von F. Meiner erschienene Spinoza-Brevier, zusammengestellt und mit einer Einleitung herausgegeben von Artur Liebert (zweite Auflage 1918, XXXIV und 169 Seiten). Gewiß haben alle solche »Breviere« den Mangel an sich, daß in ihnen der große systematische Zusammenhang, in den Lieberts zu diesem Zwecke in der zweiten Auflage erweiterte Einleitung einzuführen sucht, zum großen Teil verlorengehen muß; aber nicht jeder Laie hat Muße und mancher vielleicht auch nicht Beharrlichkeit genug, sich in des großen Einsamen System zu vertiefen. Solchen Lesern wird die gute und geschickte Gedankenauswahl Lieberts willkommen sein, die, in sechs Abschnitte gegliedert, nach einer Einleitung über »Erlebnis und Philosophie« uns alle Hauptseiten des Spinozischen Denkens: seine Lehre von der Erkenntnis, von Gott oder (!) der Natur, vom Menschen (psychologisch wie ethisch betrachtet), von Recht und Staat und schließlich von der Religion in ihren charakteristischen Sätzen, meist doch in zusammenhängenden längeren Ausführungen vor Augen führt. Die Leser der Neuen Zeit werden sich besonders für die vielfach schon ganz modernen politischen Anschauungen des großen Denkers (S. 83 bis 135, Nr. 1 bis 30) interessieren.

Nur im Vorbeigehen sei, da wir von Kant zu reden haben, meine eigene vor wenigen Wochen erschienene Schrift: *Kant und der Gedanke des Volkerbundes* (F. Meiner, 85 Seiten) zitiert, der ja vielleicht von anderer Seite in diesen Blättern eine kritische Besprechung zuteil werden wird. Außerdem ist noch eine rein philologische, aber auf diesem Gebiet um so ausgezeichnetere Schrift: *Die Druckschriften Immanuel Kants bis zum Jahre 1838*, von Artur Warda (Wiesbaden, Verlag von H. Staadt, 62 Seiten Großoktav) zu erwähnen. Sie enthält eine absolut genaue Bibliographie sämtlicher vor dem Erscheinen der beiden ersten Gesamtausgaben (von Hartensteln bzw. Rosenkranz & Schubert) 1838 im Druck veröffentlichten kantischen Schriften, die dem Verfasser vorgelegen haben. Es sind nicht weniger als 240 Nummern, die in chronologischer Folge in bibliographisch genauem Abdruck des gesamten Titels usw. aufgeführt werden; auch die damals sehr häufigen Nachdrucke nicht ausgeschlossen.

In eine ganz entgegengesetzte, unserem heutigen Denken fast völlig fremd gewordene Welt versetzt uns die Schrift des Straßburger Privatdozenten Karl Schmitt-Dorotic: *Politische Romantik* (München, Duncker & Humblot, VI und 162 Seiten, Preis geheftet 5 Mark). In die Gedanken nämlich jener Zeit, die seit 1815 etwa ein Menschenalter lang eine nicht unbedeutende Rolle in der europäischen Politik gespielt hat und in Deutschland in den Namen Friedrich Schlegel, A. L. v. Haller und besonders Adam Müller ihren stärksten theoretischen Ausdruck findet. Nur um diese theoretische Seite aber handelt es sich für den Verfasser; und er spürt in ziemlich verwickelten und verschlungenen Gedankengängen erst der »Struktur« des romantischen Geistes überhaupt, dann im letzten Drittel der politischen Romantik im besonderen nach, die er in der Hauptsache in ihrem jede Aktivität vernichtenden »Passivismus« findet, welche den politischen Ereignissen und Denkart der entgegengesetztesten Art mit ihrer glossierenden Kritik folgt, ohne selbst den Entschluß zu eigener Verantwortung zu finden. Das Buch, das uns zahlreiche geistige Typen jener längst entschwundenen Zeit vor Augen führt, regt vielfach zum Denken an, ohne freilich irgendwelche Fäden zur politischen Praxis oder gar zur Jetztzeit hinüberzuspinnen.

Mitten hinein ins moderne, wenigstens naturwissenschaftliche Denken dagegen fährt Heinrich Michells in seinem Büchlein: *Richtlinien zur Entwicklungsgeschichte der Naturphilosophie im neunzehnten Jahrhundert*, das als Bändchen einer »Bibliothek der Aufklärung« im Neuen Frankfurter Verlag (Frankfurt a. M., 72 Seiten, schon 1912!) erschienen ist. In allgemeinverständlich, nur hier und da (zum Beispiel S. 6 oben) für seinen Zweck noch zu stark mit Fremdwörtern durchsetzten Sprache schildert der Verfasser die Entwicklung der Naturphilosophie, nach einem einleitenden Rückblick auf Kopernikus, Bruno und Spinoza, von Goethe und Kant über Schelling, Schopenhauer und Fechner bis zu Spencer, Darwin und Haeckel einer-, Comte und Ostwald andererseits. Kein Denker von Bedeutung dürfte vergessen sein. Wird auch öfters eine Darstellung aus zweiter Hand gegeben (worauf schon das öftere »sagt Lange, Kiehl, L. Stein« usw. hinweist), ist auch die Schilderung Kants nicht sehr gelungen und noch weniger erschöpfend, so ist doch der Standpunkt modern und gesund. Daher läßt sich das Büchlein als erste Einführung des Laien in die naturphilosophische Gedankenwelt des neunzehnten Jahrhunderts (und zu diesem Zwecke ist es offenbar geschrieben) wohl empfehlen.

Einer der charaktervollsten Naturforscher und Philosophen zugleich war der 1916 verstorbene österreichische Denker Ernst Mach. Zu dessen Studium anzuregen, die Erfassung seines Hauptproblems zu erleichtern, ist der Zweck der im Gefängnis niedergeschriebenen Studie des bekannten Wiener Parteigenossen Friedrich Adler: *Ernst Machs Überwindung des mechanischen Materialismus* (Wiener Volksbuchhandlung 1918, 186 Seiten). Nachdem der Verfasser zunächst erzählt, wie er selbst zu Mach kam und in einem ersten

Kapitel dessen sympathische Persönlichkeit geschildert, zeigt er, wie Mach durch den Kritizismus zur Abwendung von seinem anfänglichen mechanischen Materialismus gelangte, dann von Kant wieder abkam und zur Aufstellung seiner eigenen Lehre überging. Diese zu würdigen, ist hier nicht der Ort; wir können den Leser nur auf die lichtvollen, nicht sowohl der Person als der Sache geltenden Ausführungen Fr. Adlers (nicht zu verwechseln mit seinem Namensvetter, dem Kantianer Mag. Adler) selbst hinweisen. Die Erweiterung eines dieser Artikel stellt das Schlußkapitel »Ernst Mach und der historische Materialismus« dar. Adler hat uns im Gegenstand wie in der klaren, gemeinverständlichen Art seiner Darstellung vielfach an F. A. Lange's »Geschichte des Materialismus« erinnert.

Mehr auf die philosophischen Fachkreise berechnet ist das aus einem Vortrag in der Berliner Kantgesellschaft hervorgewachsene Buch des Mitherausgebers der »Kantstudien«, Artur Liebert: *Wie ist kritische Philosophie überhaupt möglich?* (Leipzig 1919, Verlag Felix Meiner, XVII und 228 Seiten, geheftet 11,50 Mark, gebunden 15,50 Mark). Mit seinem an Kants »Prolegomena« sich anlehrenden Titel will es Sinn und Begriff des Kantischen Kritizismus und damit — der Philosophie überhaupt untersuchen; denn das System des Kritizismus bedeutet: systematische Entwicklung der Vernunft (S. XV). Die kritische Methode ist weder die der Psychologie noch die der Geschichte, sondern, wie der Verfasser sich etwas gelehrf ausdrückt, die »kritisch-phänomenologisch-systematische« (S. 21 ff.), die es in letzter Linie auf die systematische Einheit der Vernunft abgesehen hat (S. 23). Der Kritizismus ist sowohl Natur- als Kulturphilosophie, im letzten Sinne auch Philosophie der Geschichte oder der Freiheit. Die Wichtigkeit der »Frage« der den Inhalt erzeugenden Form (wie neuerdings besonders von den Neukantianern der sogenannten »Marburger Schule«, namentlich Cohen und Natorp, betont worden ist), die vorwärts treibende Antithetik und Dialektik der Vernunft, alle diese und manche andere Züge der kritischen Philosophie hat Liebert gut beobachtet und klar wiedergegeben. Dagegen können wir seinem jetzt freilich vielfach beinahe Mode gewordenen Hinübergleiten zur spekulativen Metaphysik nicht folgen, welche vielmehr unseres Erachtens mit Geist und Methode des Kritizismus unverträglich ist. Mit großem Geschick weiß der Verfasser bei seinen systematischen Ausführungen seine Belesenheit in der gesamten modernen philosophischen Literatur zu verwenden, so daß viele der von ihm berücksichtigten Denker schon deshalb seiner Schrift Interesse entgegenbringen werden.

Daß er dem Zuge der Zeit zu folgen weiß, beweist Liebert auch durch das Thema einer anderen, kleineren Schrift, die er *Vom Geist der Revolutionen* betitelt hat (Berlin 1919, Verlagsanstalt A. Collignon, 74 Seiten). Freilich wer sich auf diesen Titel hin einbilden wollte, etwas Politisches oder gar Aktuelles über die gegenwärtige Revolution vorgelesen zu bekommen, der würde sich sehr enttäuscht finden. Liebert will ausdrücklich *keine* »einzelne geschichtliche Revolution«, sondern bloß den »allgemeinen Begriff der Revolution überhaupt«, ihren »umfassenden und übergreifenden metaphysischen Gehalt«, ihren Geist als »solchen« untersuchen (S. 8), eine Art »Metaphysik« der Revolution schlechthin (S. 9) schreiben. Das ist nach der Ansicht mancher vielleicht ein Vorzug, nach der unrigen ein Mangel. Denn so bekommt die ganze Darstellung etwas Abstraktes, Blufleeres; man freut sich ordentlich, wenn man einmal ausnahmsweise auf ein historisches Beispiel aus dem Gebiet der Philosophie (S. 88 f.), Kunst (S. 68), Wissenschaft (S. 89 f.) oder (verhältnismäßig häufiger) der Religion stößt. Auf die Hauptsache, die wirtschaftlichen und sozialen Untergründe der politischen Revolutionen, kommt Verfasser so gut wie gar nicht zu reden. Er betrachtet den ganzen Geschichtsverlauf fast völlig ideologisch, vom Standpunkt der (Kant'schen) Ideen. Und das ist schade, denn er weiß über die Dialektik, die Krisis, die Tragik der Revolutionen, über den Konflikt des Sinnlichen und Sittlichen in ihnen, das Wechselspiel zwischen »Absolutem« (?) und »Endlichem« oder »Geschichtlichem« manch kluges Wort zu sagen.

Seine Betrachtungsweise hat uns vielfach an G. Simmel erinnert, den Liebert denn auch S. 57 als »einen unserer fruchtbarsten und aufgeschlossensten Betrachter der Metaphysik des Lebens« preist.

Von Liebert stammt endlich auch ein kürzerer Aufsatz: *Unsere Zeit und die Philosophie*, der den Schluß (S. 367 bis 418) des Sammelbuchs *Der Leuchter (Weltanschauung und Lebensanschauung, Darmstadt 1919, D. Reichl)* bildet. Auch hier geistreiche Gedanken über einheitliche Weltkenntnis, Weltdeutung und Weltbewertung, aber alles rein ideologisch. Und wenn Liebert nicht bloß sich, sondern »die Zeit« innerlich zerrissen, ja »zerpeitscht« fühlt, so liegt das daran, daß er eben, unpolitisch wie er ist, von der großen Bewegung der Zeit, vor allem dem sozialen Ideal nicht im Innersten ergriffen ist.

Einen seiner kiesten Denker hat Deutschland wohl zu Anfang April 1918 in Hermann Cohen verloren. Ihm setzt ein seiner würdiges Denkmal sein langjähriger Mitarbeiter und Gesinnungsgenosse Paul Ratorp in seiner bei der Gedächtnisfeier der Berliner Abteilung der Kantgesellschaft am 10. Mai 1918 gehaltenen Rede: *Hermann Cohens philosophische Leistung unter dem Gesichtspunkt des Systems* (Berlin, Reuther & Reichard, 38 Seiten, gebestet 1,40 Mark), auf die wir hier nachdrücklich aufmerksam machen wollen.

Zum Schluß sei noch einer kleinen, aber vortrefflichen Schrift von Rudolf v. Dellius: *Religion und Wissenschaft* (erschienen 1919 als Nr. 8 von Reichls »Deutschen Schriften«, 40 Seiten, gebestet 1,80 Mark) gedacht, die in klarer und konsequenter Weise den Standpunkt der Wissenschaft gegenüber allem religiösen Versteckenspiel vertritt.

### Literarische Rundschau.

Geh. Oberregierungsrat Dr. Karl Reinhardt, *Die Neugestaltung des deutschen Schulwesens*. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer. 78 Seiten. Preis gebestet 2,50 Mark.

Man wird von einem Manne wie Reinhardt keine »revolutionäre Tat« erwarten, wenn er seine Gedanken zur Neugestaltung unseres Schulwesens entwickelt. »So tief eingreifend auch die Neuerungen sind, die hier vorgeschlagen werden, so wird dabei doch überall an Einrichtungen angeknüpft, die bereits bestehen und erprobt worden sind. Ein Lassen in gänzlich Unbekanntes wird vermieden.« (S. 16.) Aber die Freunde einer radikalen Schulreform auf sozialistischer Grundlage werden immerhin einigermaßen erstaunt sein, wie weitgehende Zugeständnisse hier von einem Träger des alten Systems im preußischen Kultusministerium an den Geist der neuen Zeit gemacht werden. Und bei aller Verschiedenheit des grundsätzlichen Standpunktes wird man in vielen Einzelheiten den praktischen Vorschlägen zur Umbildung zustimmen, die gegebenen Anregungen verwerten dürfen.

Reinhardt tritt für eine Einheitschule mit sechsjährigem gemeinsamem Unterbau ein, an die sich vom 12. Lebensjahr an Mittelschule und Studienanstalten angliedern. Manch verständiges und manch geistvolles Wort wird über die Mängel des bisherigen Schulsystems und über den Aufbau des neuen gesagt. So eifert er gegen das Berechtigungswesen, die »Schein«-Bildung (S. 8 f.), so bekämpft er die törichte Ansicht, als sei die theoretische Ausbildung auf den »höheren« Schulen »wertvoller« als die praktische Fachbildung (S. 11 und 19). Er tritt warm für »Befähigung« im Kindesalter, für Werkunterricht ein, verwirft das Einsprossen einer Ansammlung von Einzelkenntnissen, die »Überreglementierung« und »Schablonisierung« in unseren Schulen (S. 43 f.), die Forderung »gleichmäßig genügender« Leistungen in allen Fächern usw.

Dazwischen stehen freilich — seltsam kontrastierend — Kapitel, in denen der Verfasser zerbröckelnde Mauern stützen, aufgestoßene Fenster wieder abdecken möchte. Hierzu gehört zum Beispiel seine Verteidigung des obligatorischen Re-

ligionsunterrichts (Abschnitt 10) und der Privatschulen (Abschnitt 12) — das Problem der »Ständeschule« wird nicht einmal gestreift —, hierzu gehört auch die Art, wie sich sofort wieder der Gedanke des »Lehrplans«, der Stundenverteilung im allüberlieferten Sinne mitten in die so fortschrittlich anmutenden Darlegungen einschleicht.

So atmet der hier vorliegende Entwurf in sonderbarem Gemisch Enge bei aller scheinbaren Weitherzigkeit, Zwang bei aller gewollten Freiheit, er kommt nicht über das Kompromiß hinaus. Das Kompromiß aber darf nicht am Anfang der neuen Schulreform stehen — fürs erste tut die klare Zielsetzung not, die Forderung einer von allen Fesseln der Vergangenheit befreiten, einheitlichen und freigestalteten weltlichen Schule, in deren geistigem Mittelpunkt der Begriff der Arbeit steht.

L o h m a n n.

**Franz Staudinger, Profitwirtschaft und Versorgungswirtschaft.** Heft 2 von »Sozialismus und Kultur«. Berlin, Furche-Verlag, 32 Seiten. Preis 80 Pfennig.

Staudinger spricht von der alten persönlichen und der weit gefährlicheren neuen Herrenmacht, der Profittributwirtschaft. Der drohenden Konsum- und Arbeitsklaverei kann nur durch eine Umbildung des Profitsystems durch planmäßige Organisation eines auf gemeinschaftlicher Selbstbestimmung fußenden Versorgungssystems begegnet werden. Die Mißgeburt der rationierten Kriegsverorgungswirtschaft hat immerhin den Gedanken einer geregelten Gemeinversorgung und einer Produktion für den Versorgungszweck in das Bewußtsein des Volkes getragen. Nun ist die Aufgabe dauernd und gut zu lösen. Rathenaus Vorschläge würden praktisch gerade die Profitwirtschaft vorbereiten. Sie wären diskutabel nur nach Erwerbung der wirtschaftlichen Obermacht durch den Staat und nach Sozialisierung des Handels. Staudinger sieht vielmehr die Wege zur Versorgungswirtschaft über die Gartenstädte, die landwirtschaftlichen Produktiv- und die städtischen Konsumgenossenschaften (und umgekehrt!) führen. »Soziale Produktion ist nur auf der Grundlage des organisierten Konsums möglich.« Also Zuordnung der Industrie und der Landwirtschaft an ein neues Tauschsystem, das rationell und reibungslos arbeitet. Die wahre Erziehung zu höherer Moral und Kultur kann nur von sozialen Wirtschaftsbeziehungen ausgehen. Verwandeln wir auf haltbare Weise die Profitwirtschaft in eine Austauschwirtschaft, so wird aus unserer Niederlage der größte Sieg, dann werden die inneren Triebkräfte zu friedlicher menschlicher Gemeinschaft drängen.

Die Schrift ist sehr geeignet, in die gegenwärtige wirtschaftliche Problemstellung und in die Grundlagen der Genossenschaftskultur einzuführen. Paul Streich.

## Notizen.

**Argentiniens Außenhandel unter dem Einfluß des Weltkriegs.** Während der Weltkrieg Europas Wirtschaftslage schwer geschädigt und herabgedrückt hat, bot er Amerika eine günstige Gelegenheit, sich von der Handelskonkurrenz der europäischen Großstaaten zu befreien, seine Handels- und Industrieunternehmungen auszuwehnen und finanzielle Erfolge zu erzielen. Den größten wirtschaftlichen Aufschwung hat die nordamerikanische Union genommen, doch haben auch einige südamerikanische Staaten höhere Stufen erklimmen. Darunter vor allem Argentinien. Besonders hat sich sein Außenhandel während des Krieges ausgedehnt, und zwar hat die Ausfuhr weit mehr als die Einfuhr zugenommen, so daß sich Argentiniens Handelsbilanz im Verlauf der Kriegsjahre immer günstiger gestaltet hat.

Stellt man die Ausfuhr und Einfuhr seit dem Jahre 1914 einander gegenüber, so ergeben sich, in Goldpesos (vor dem Kriege 1 Goldpeso gleich 4,05 Mark) berechnet, folgende Überschüsse:

	Ausfuhr	Einfuhr	Uberschuß
1914 . . . . .	403 131 517	322 529 964	80 601 553
1915 . . . . .	582 179 279	305 488 006	276 691 273
1916 . . . . .	572 999 522	366 130 571	206 868 951
1917 . . . . .	550 170 049	380 321 178	169 848 871
1918 . . . . .	826 496 000	480 896 000	345 600 000

Zum Teil ist dieses Resultat eine Folge der hohen Preissteigerung der hauptsächlich in Lebensmitteln und Rohstoffen bestehenden Ausfuhr Argentiniens; doch würde es verkehrt sein, in dieser Preissteigerung allein die Ursache der Wertzunahme des argentinischen Ausfuhrhandels zu suchen. Wie die Gewichtszahlen zeigen, hat auch die Quantität mancher argentinischen Exportartikel nicht unbedeutend zugenommen, da in den letzten Jahren auf dem Weltmarkt eine immer mehr steigende Nachfrage nach argentinischen Erzeugnissen hervortrat.

Interessant ist, wie sich die Beteiligung der fremden Staaten an dem argentinischen Außenhandel während der Kriegsjahre verschoben hat. Früher war England der größte Warenlieferant und -abnehmer des La-Plata-Staates. 1913 war nach der argentinischen Statistik Großbritannien mit 154, Deutschland als nächster Konkurrent mit 84, die nordamerikanische Union mit 73, Frankreich mit 45 Millionen Goldpesos an der argentinischen Einfuhr beteiligt, und im Jahre 1914, bekanntlich für Argentinien ein Krisenjahr, folgte auf Großbritannien mit 110 Millionen Goldpesos Deutschland mit 47, Uncle Sam mit 44, Frankreich mit 27 Millionen. Im Verlauf des Krieges sind die Vereinigten Staaten von Amerika für Argentinien immer mehr zum Hauptlieferanten der benötigten Industriewaren geworden; Großbritannien trat an die zweite Stelle, Deutschland schied aus, und an die Stelle Frankreichs trat Brasilien.

An der Einfuhr Argentiniens waren beteiligt (in Millionen Goldpesos):

	1914	1915	1916	1917
Großbritannien . . . . .	mit 110	91	103	83
Deutschland . . . . .	47	8	0,6	0,3
Vereinigte Staaten . . . . .	44	76	107	138
Italien . . . . .	29	28	36	26
Frankreich . . . . .	27	18	25	23
Brasilien . . . . .	11	14	20	38
Spanien . . . . .	10	15	23	27

Eine ähnliche Verschiebung läßt sich bezüglich der Ausfuhr Argentiniens konstatieren. Daran waren beteiligt (in Millionen Goldpesos):

	1914	1915	1916	1917
Großbritannien . . . . .	mit 118	172	168	161
Deutschland . . . . .	35	—	—	—
Vereinigte Staaten . . . . .	49	94	169	161
Frankreich . . . . .	23	42	68	73
Italien . . . . .	10	43	29	29
Brasilien . . . . .	18	23	26	23
Spanien . . . . .	3	7	9	9

Das Ende des Weltkrieges wird voraussichtlich wieder eine Änderung der argentinischen Handelsverhältnisse herbeiführen. Großbritannien und Deutschland werden voraussichtlich einen Teil ihres verlorengegangenen Absatzgebietes wieder erlangen, Brasilien seine schnell errungene Stellung verlieren; aber ob es gelingen wird, die nordamerikanische Union wieder aus ihrer Stellung als Hauptlieferantin fremder Industrieware vom argentinischen Markt zu verdrängen, ist recht zweifelhaft; denn sie hat auch auf dem argentinischen Geldmarkt während der Kriegsjahre eine ganz andere Position erlangt und große Summen in argentinischen Unternehmungen investiert.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 18

Ausgegeben am 1. August 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Privatbergregale.

Von Otto Hue.

In der Staatshaushaltskommission der verfassunggebenden preußischen Landesversammlung haben die sozialdemokratischen Vertreter beantragt, die Staatsregierung zu ersuchen, alsbald einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch welchen:

1. die Privatbergregale restlos aufgehoben, 2. die durch das Allgemeine Berggesetz begründeten Ansprüche Privater auf Verleihung bergbaulich gewinnbarer Mineralien vollständig beseitigt und 3. die bereits an Private verliehenen Bergwerksfelder wieder dem Verfügungsrecht des Staates unterstellt werden, soweit sie am 1. Juni 1919 noch nicht in Betrieb genommen waren.

Dieser durchaus zeitgemäße Antrag fand bei den bürgerlichen Parteivertretern lebhaften Widerspruch. Vom Zentrum wurde beantragt, die Aufhebung der staatlichen Verleihungspflicht und den Rückfall der nicht in Betrieb genommenen Bergwerksfelder unter die staatliche Verfügungsgewalt nur »nach Möglichkeit« zu fordern. Die Demokraten beantragten, die Aufhebung der Privatbergregale »gegen Entschädigung« — das Zentrum verlangte »Ablösung« — vorzunehmen. Diese Abänderungen des sozialistischen Antrags wurden von der Kommissionmehrheit beschlossen. Für die Sozialisten ist dieser Kommissionsbeschluß unannehmbar.

Wir haben es in dem Kommissionsbeschluß mit einem Vorstoß gegen das Sozialisierungsgesetz zu tun, das in Ansehung der notwendigen Vergesellschaftungen nur mit Vorbehalt allgemein von »angemessener Entschädigung« spricht, während nach dem Beschluß der preußischen Staatshaushaltskommission den Privatregalherren ohne weiteres eine Entschädigung gezahlt werden mußte. Als Mitglied der Nationalversammlungskommission, die das Sozialisierungsgesetz beraten hat, weiß ich, daß der Regierungsentwurf überhaupt nicht von »Entschädigung« sprach; die Vorschrift der »angemessenen Entschädigung« ist gegen unseren Widerspruch von den Demokraten mit Hilfe der übrigen bürgerlichen Vertreter in das Gesetz hineingebracht worden. Der Antrag der Demokraten in der preußischen Landesversammlung geht aber darüber noch weit hinaus. Er will sogar mögliche **Z u k u n f t s g e w i n n e** »entschädigen«, eine Absicht, die, wie ich ausdrücklich feststellen möchte, in Weimar auch von Demokraten und Zentrum abgelehnt worden ist!

Vergewissern wir uns, was es in rechtlicher und wirtschaftlicher Beziehung mit den Privatbergregalen für eine Bewandnis hat.

Das kraft des altgermanischen Markgenossenschaftsrechtes den Markgenossen zustehende Recht auch an den mineralischen Bodenschätzen ging

schließlich auf dem Wege der direkten und indirekten Usurpation an den Träger der Reichskrone über. Dieser wieder sah sich gezwungen, in der »Goldenen Bulle« (1356) den mächtig gewordenen Landesfürsten das Bergwerksregal in ihren Territorien zu überantworten. Der Westfälische Friede (1648) bestätigte dies. Auch das napoleonische Patronat des Rheinbundes (Akte vom 12. Juli 1806) beließ den »Standesherrn«, obgleich ihnen die »Reichsunmittelbarkeit« zum Teil genommen wurde, das Bergregal, was um so merkwürdiger ist, weil inzwischen (1797) in Frankreich das Bergregal durch das »Eigentum der Nation an den Bodenschätzen« ersetzt worden war. Nach dem Sturze Napoleons bei der Neuorganisation des Deutschen Reiches durch den Wiener Kongreß wurde den vormalig reichsunmittelbaren »Standesherrn« durch Artikel 14 der Deutschen Bundesakte 1815 das Bergregal in dem Gebiet ihrer »Standesherrschaft« belassen. Indessen beschränkten sich die bergbaulichen Regale nicht auf den Kreis der vormaligen Reichsunmittelbaren, sondern sie waren vielfach von diesen durch Belehnung, Vertrag, Kauf usw. an »gewöhnlichere« Sterbliche übergegangen, so daß Klöster, Stifte, kleinere Gutsbesitzer, industrielle Kaufleute und privilegierte Unternehmungsgesellschaften als Bergregalinhaber auftraten. Solcher Besitzwechsel ging auch noch in der neuen Zeit vor sich. Die Familie Telewinkler, die erst 1838 durch Kauf in den Besitz der Herrschaft Myslowitz-Kattowitz (ehemals Bestandteil des Fürstentums Pleß) kam, erstreift sich auf dem Prozeßweg die Zuerkennung des Bergregals im genannten Gebiet und erhob nun Abgaben von den dort in Betrieb befindlichen Zechen. Eine Gesellschaft von Mülheimer (Ruhr) Kapitalisten erwarb 1854 das Kohlenzehntrecht aus dem Nachlaß des Landgrafen von Hessen-Darmstadt gegen Zahlung von 350 000 Taler und ließ sich — außer den bereits in natura erhobenen Zehnten — bis 1871 allein von fünf Zechen in dem Zehntgebiet eine Abfindung von 596 500 Taler zahlen. Ein glänzendes Geschäft auf Kosten der Allgemeinheit. Eine Reihe von weiteren Regalbesitzern sind im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts entweder vom Staate geldlich abgefunden oder haben ohne jede Abfindung auf ihre brüchigen Vorrechte verzichtet; so unter anderen die Fürsten von Solms-Braunsfels und der Fürst von Solms-Hohensolms-Lich (Wehlar) unter dem Einfluß der Volksbewegung von 1848.

Im allgemeinen charakterisiert sich das Privatbergregal als das Recht des Inhabers, die regalen Fossilien selbst in Bau zu nehmen, das Bergwerkseigentum an Dritte zu verleihen, die Bergpolizei auszuüben, auch Abgaben zu erheben. Durch die neuzeitlichen Landesgesetze, Verordnungen und »Rezeße« sind die Regalbesitzer verpflichtet worden, die Gewinnung der Fossilien und die Verleihung von Bergwerkseigentum nach Maßgabe der allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen vorzunehmen (bezw. durch die staatlichen Bergbehörden vornehmen zu lassen), die Handhabung der Bergpolizei den staatlichen Bergbehörden zu überlassen und bei der Erhebung von Abgaben nicht über die Höhe der staatlichen Bergwerksabgaben hinauszugehen. Speziell der Fürst von Pleß hat sich die Befugnisse erhalten, in seiner schlesischen »Standesherrschaft«, einem kohlenführenden Gebiet von gewaltigem Reichtum, selbstherrlich Feldverleihungen vorzunehmen.

In Preußen wurde durch königliche Verordnung vom 21. Juni 1815, ergänzt durch die »Instruktion« vom 30. Mai 1820, den »vormalig unmittel-

baren deutschen Reichsständen« die »Benutzung der Bergwerke, der Hütten- und Hammerwerke« zuerkannt. Das Hütten- und Hammerwerkregal ist durch die moderne technisch-wirtschaftliche Entwicklung und die dieser folgenden Gewerbebefehgebung außer Kurs gesetzt worden.

Die vorgenannte Verordnung und »Instruktion« kennzeichneten für Preußen den Rechtszustand hinsichtlich der Privatbergregale, als 1848 die bürgerliche Revolution gegen den Absolutismus und Feudalismus ausbrach.

Nicht zuletzt stürmte das industrieltätige Großbürgertum gegen das die Unternehmungslust stark hemmende absolutistische Bergwerksregal, genau ausgedrückt: gegen dessen rigorose fiskalisch-polizistische Ausnutzung an. Am 22. Mai 1848 trat der konstituierende preußische Landtag zusammen. Als bald kamen die Reformanträge der Bergwerksindustriellen zur Erörterung, und schon am 11. August beschäftigte sich das Plenum mit dem Bericht einer Landtagskommission, die auf Antrag des westfälischen Industriellen Abgeordneten Harkort die Beseitigung der Bergwerksregalabgaben bis auf einen relativ kleinen Rest forderte. Die Unternehmer wollten das Eisen schmieden, solange es glühte. Der Vorstoß war ein Teil der volkstümlichen Aktion für die Beseitigung aller Standesvorrechte. Diesem Begehren mußte die Reaktion auch nach der Auflösung des Landtags Rechnung fragen. Deshalb finden wir selbst im Artikel 4 der oktroyierten preußischen Verfassung vom 31. Januar 1850 ausgesprochen: »Alle Preußen sind vor dem Gesetz gleich. Standesvorrechte finden nicht statt.« Daß dieser Verfassungsartikel auch die Vorrechte der »Standesherrn« beseitigte, kann unter logisch Denkenden keinem Zweifel unterliegen. Reaktionsäre Staatsrechtslehrer haben das allerdings bestritten. Dagegen sagt einer unserer ersten Staatsrechtslehrer, Dr. L. v. Rönné, in seinem grundlegenden Werke »Das Staatsrecht der preußischen Monarchie« (fünfte Auflage, bearbeitet von Dr. Ph. Jörn):

»Es ist indessen nicht zu bestreiten, daß die Verfassungsurkunde ihrem Wortlaut nach in der Tat die den vormals Reichsunmittelbaren bundesrechtlich und anderweitig zugestandenen Rechte aufgehoben hat und daß man sich bei Abfassung der Verfassungsurkunde vollkommen darüber klar gewesen ist, daß verschiedene Bestimmungen in diametralem Widerspruch stehen mit den früheren Rechten der Mediatifürsten.«

Die reaktionsären Kronjuristen mußten eingestehen, daß die durch den Druck der revolutionären Volksbewegung von 1848 inaugurierten Befehgebungsakte alle »standesherrlichen« Vorrechte aufgehoben hatten. Denn es erging unterm 10. Juni 1854 ein preußisches »Gesetz betreffend die Deklaration der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 in bezug auf die Rechte der mittelbar gewordenen deutschen Reichsfürsten und Grafen«. In diesem Gesetz heißt es: Die »Bestimmungen der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 stehen einer Wiederherstellung derjenigen durch die Befehgebung seit dem 1. Januar 1848 verletzten Rechte und Vorzüge nicht entgegen«, welche den sogenannten Standesherrn durch die Deutschen Bundesakte usw. zugestanden sind! Also war doch eine »Verletzung« erfolgt, und darum sollte eine »Wiederherstellung« eintreten! Auch die Bergregale der »Standesherrn« waren mithin durch die Verfassungsurkunde aufgehoben.

In der Verfassungskommission des Landtags (Drucksache Nr. 107 in den Anlagen zu den Verhandlungen der Zweiten Kammer, 1854, III. Band,

S. 388 ff.) wurde starker Widerspruch gegen die falsche Bezeichnung des Gesetzes als »Deklaration der Verfassung« erhoben, da es sich »nicht um die Berichtigung eines Mißverständnisses bei Auslegung der Verfassung, sondern um eine wirkliche Abänderung der Verfassung und vieler positiver Bestimmungen« handle:

»Sowohl bei Emanation der Verfassung vom 5. Dezember 1848 wie bei deren Revision und bei Festsetzung der Verfassung vom 31. Januar 1850 habe niemand anders gedacht, als daß es fortan gegenüber der Krone nur gleichberechtigte Staatsbürger gebe und daß die Standesherrn Untertanen geworden seien wie alle anderen.«

Der Kommissar der Regierung vertrat in sehr gequälten Ausführungen den entgegengesetzten Standpunkt, und schließlich nahm die Kommission mit 8 gegen 6 Stimmen den Gesetzesentwurf an. Kein Wunder in dem Dreiklassenparlament, dessen Plenarversammlung dann selbstredend die reaktionäre »Deklaration« guthieß. Auch Rönne betont (a. a. O., S. 31), die Bezeichnung dieses Gesetzes als »Deklaration« sei »mit Recht als unzutreffend bezeichnet worden, denn nicht um die Berichtigung eines Mißverständnisses der Verfassung, sondern um eine wirkliche Abänderung derselben handelt es sich, nämlich um die Wiederherstellung entzogener Rechte.«

Denselben Standpunkt vertritt Dr. E. Schwarz (Verfassungsurkunde für den preußischen Staat vom 31. Januar 1850, zweite Ausgabe, S. 54), und auch Dr. A. Arndt (Verfassungsurkunde des preußischen Staates) rechnet die »Deklaration« unter die Gesetze, durch welche die Verfassung »im reaktionären Sinne« abgeändert sei.

Unter Berufung auf die preußische Verfassungsgeschichte darf also gesagt werden, daß sowohl die Verfassung vom 5. Dezember 1848 wie auch die oktroyierte vom 1. Januar 1850 die »standesherrlichen« Vorrechte, darunter auch die Privatbergregale, aufgehoben hat. In der schlimmsten Reaktionsperiode gelang es den Interessenten mit Hilfe des Dreiklassenparlamentes, aber auch dort nur gegen den Protest einer starken Minderheit, dem mittelalterlichen Überbleibsel der »standesherrlichen« Vorrechte wieder zur Geltung zu verhelfen. Dieser Vorgang ist gewiß nicht geeignet, uns mit Ehrfurcht vor solchen »wohlerworbenen Rechten« zu erfüllen. Wenn wir jetzt die sofortige und restlose Beseitigung aller Privatbergregale fordern, so wollen wir wiederherstellen, was auf Grund der bis zur Revolution 1918 geltenden preußischen Verfassung von 1850 bereits Rechtens war, aber durch eine fälschliche, reaktionäre »Deklaration« des Artikels 4 dieser Verfassung kraftlos gemacht worden ist. Daß ausgerechnet die Söhne, Enkel und Erben jener revolutionären Großbürger, die 1848 die restlose Abschaffung aller ideellen und materiellen Vorrechte der »Standesherrn« zunächst durchsetzten, dann von der Reaktion niedergedrückt wurden, heute von uns die Achtung vor jenen »wohlerworbenen Rechten« heischen, ist kein übler Treppenvuß der Weltgeschichte. Es sei noch mit allem Nachdruck betont, daß damals kein Wortführer des revolutionären Bürgertums sich für eine »Entschädigung« der entrechteten Standesherrn einsetzte.

Die Geschichte der skandalösen Schädigung der Allgemeinheit zugunsten der »Standesherrn« enthält noch mehr erbauliche Kapitel. Als durch das Allgemeine Preussische Berggesetz von 1865 das Bergwerksregal des Staates

praktisch aufgehoben wurde, geschah das unter dem Einfluß der siegreichen Manchestertheorie. Nun mußte sich der »Staat« selbst, wenn er Bergbau betrieb, den allgemeinen gesetzlichen Vorschriften über Nutzung, Verleihung usw. unterordnen; ihm verblieb das bloße Hoheitsrecht der bergpolizeilichen Aufsicht und Verwaltung. Die privaten Bergregale wurden aber auch nun nicht angefaßt, vielmehr ist im § 250 des Allgemeinen Berggesetzes ausdrücklich bestimmt, daß »an den Rechten der früher reichsunmittelbaren Standesherrn sowie derjenigen, welchen auf Grund besonderer Rechtstitel das Bergregal in gewissen Bezirken allgemein oder für einzelne Mineralien zusteht, . . . durch dieses Gesetz nichts geändert« wird! So war das Feudalrecht abermals gereffet, wieder gegen den Protest industrieller Kreise, die nicht einsehen konnten, warum man die Privatbergregale bestehen lassen müsse, während man das staatliche Bergregal im Interesse der völligen Bergbaufreiheit aufhob. Nun existiert der erhabene Rechtszustand, daß der Staat, wenn er Bergbau in gewissen Gebieten betreiben will, sich das Recht dazu von privaten Regalherren verleihen lassen und dafür ihnen Abgaben zahlen muß! Die »Berghoheit« verblieb den Privaten.

Infolge der Miquelschen Steuergesetzreform 1893 verzichtete der preussische Staat auf die weitere Erhebung der Bergwerksabgabe im Betrag von 2 Prozent des Bruttoertrags. Wie verhielt man sich da gegenüber den Abgaben an die Privatregalinhaber? Man beließ ihnen das Recht der Abgabenerhebung, und um diese neue Privilegierung zu verdunkeln, wurde im Steuergesetz vom 14. Juli 1893 die Fassung gewählt: »Es werden außer Erhebung gesetzt« . . . die staatliche Aufsichtssteuer, die Bergwerksabgaben.

Auf Grund dieses Gesetzes wurden also die Bergwerksbetreiber allgemein von staatlichen Bergwerksabgaben befreit, aber die Abgaben an die Privatregalberechtigten mußten weitergezahlt werden! Der Staat, der selbst keine Bergwerksabgaben mehr erhebt (seit 1. April 1895), zahlt dafür als Bergwerksbetreiber in Privatregalgebieten (Schlesien, Westfalen) getreulich Abgaben an die »Standesherrn«! »Es erben sich Gesetz und Rechte . . .«

Und es sind keineswegs geringe Beträge, die den Privatregalinhabern alljährlich ohne die geringste Gegenleistung zufließen. Eine allgemeine, bis in die jüngste Zeit reichende Übersicht der Bergwerksabgaben an die Privatregalberechtigten fehlt uns. Auf eine vollständige Aufzählung der noch bestehenden Privatbergregale kann hier verzichtet werden, sie findet sich, vornehmlich für Preußen, unter anderem in den bergrechtlichen Lehrbüchern von Brassert-Gottschalk, Klostermann, Müller-Erbach. Von größter volkswirtschaftlicher Bedeutung sind vor allen Dingen für unseren Kohlenbergbau die Regalberechtigungen der schlesischen Herrschaften Fürst Pleß, Grafen von Tiele-Winkler, der Donner-smarckfamilie, der westdeutschen Herrschaften von Salm-Salm, Herzog von Croÿ (Mülmen), Fürst von Bentheim-Tecklenburg, Fürst von Rheina-Wolbeck, Fürst von Bentheim-Bentheim, Herzog von Arenberg. Tiele-Winkler vereinnahmte schon 1891 an Regalabgaben 698 329 Mark, seitdem wurde der schlesische Bergbau enorm ausgedehnt, womit auch die Summe der privaten Regalabgaben gestiegen ist. Im Regalgebiet des Herzogs von Arenberg (Nordwestfalen und Kreis Nep-

pen) wurde 1866 erst ein Kohlenbergwerk betrieben, 1915 aber schon 26, und neue Schächte entstehen. Von 1866 bis einschließlich 1917 hat der Herzog von Arenberg allein von westfälischen Kohlengruben die Riesensumme von 28 897 988 Mark als Bergwerksabgaben vereinnahmt! Der preußische Bergwerksfiskus in Westfalen zahlte 1917 an Arenberg allein 624 592 Mark! Im Jahre 1894, dem letzten vollen Erhebungsjahr, flossen der Staatskasse von sämtlichen Gruben im Oberbergamtsbezirk Dortmund 4,89 Millionen Mark Aufsichtssteuern und Bergwerksabgaben zu. Der Arenberger erhielt 1917 auf Grund einer »Berechtigung«, »die uns wie ein Rest aus mittelalterlicher Zeit anmutet« (Unternehmerzeitschrift »Glückauf«, Essen, 2. September 1916), die Summe von 2 365 149 Mark. Danach kann man ermessen, welche bedeutende Sonderbelassung dem Bergwerksbetrieb und damit den Kohlenverbrauchern durch die Regalabgaben an Private erwächst und in wie enormer Weise sich die »Standesherrn« auf Kosten der Allgemeinheit bereichern.

Und diesen Herrschaften, die inzwischen auf Grund eines »Rechtes«, das nicht einmal mehr die oktroyierte preußische Verfassung von 1850 anerkannte, ungezählte Millionen ohne die geringste Gegenleistung einsackten, soll für den Entzug dieses für sie so lukrativ gewordenen »Rechtes« auch noch »Entschädigung« gezahlt werden? Das hieße den Skandal auf die Spitze treiben und das bettelarm gewordene deutsche Volk zur maßlosen Empörung zwingen. Durch die neuzeitliche Berggesetzgebung sind immer mehr fossile Bodenschätze als »regal« erklärt, das heißt dem Verfügungsrecht des Oberflächeneigentümers entzogen, der Verleihungsgewalt der Staatsverwaltungen unterstellt worden. Das war volkswirtschaftlich notwendig. Die wichtigsten Regalklärungen sind erfolgt, ohne daß den Oberflächeneigentümern daraufhin eine Entschädigung gewährt worden wäre! Und nun sollen ausgerechnet die immens reich gewordenen Privatregalinhaber für die viel zu lange hinausgeschobene Zurücknahme der mineralischen Bodenschätze in das Gemeineigentum »entschädigt« werden? Das könnte unser Volk nicht ertragen. Was den Kämpfern von 1848 durch die Reaktion wieder entziffen worden ist, das werden wir jetzt felsenfest verankern müssen in den Volksgrundrechten: die Abschaffung jeglicher »Standesprivilegien« ohne irgendeine »Entschädigung«!

## Der Gesetzentwurf über die Organisation der Betriebsräte.

Von Dr. Georg Flatau.

### I.

Die im deutschen Reichsverfassungsentwurf angekündigte gesetzliche Regelung des Aufbaus und der Aufgaben der Arbeiterräte soll nunmehr ihre Verwirklichung finden. Als erste Gesetzesvorlage hat die Regierung nach eingehenden Vorbereitungen mit den beteiligten Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbänden den Entwurf eines Betriebsrätegesetzes der Nationalversammlung vorgelegt. Bevor wir auf den Inhalt des Entwurfs eingehen, ist zur Beurteilung der Vorlage ein historischer Rückblick nötig.

Der Rätegedanke als Ausdruck des proletarischen Strebens, neben die formale politische Demokratie oder gar an deren Stelle die organisierten

wirtschaftlichen Kräfte der Arbeiterklasse zu setzen, ist ursprünglich von unseren Parteigenossen in der Regierung in seiner tiefen Bedeutung für den staatlichen Wiederaufbau verkannt worden. Ein Teil der schweren wirtschaftlichen Kämpfe dürfte, von anderen Ursachen abgesehen, auf dieses mangelnde Empfinden für Zeitnotwendigkeiten zurückzuführen sein. Die erste offizielle Anerkennung dieses Strebens der Arbeiterschaft fand ihren Ausdruck in der Weimarer Erklärung vom 5. März, die die Regierung aus Anlaß des Berliner Generalfreikampfs vor einer sozialdemokratischen Delegation abgab. Diese Erklärung lautet in ihrem entscheidenden Teil:

### 1. Die Arbeiterräte.

a. Die Arbeiterräte werden als wirtschaftliche Interessenvertretung grundsätzlich anerkannt und in der Verfassung verankert. Ihre Abgrenzung, Wahl und Aufgaben werden durch ein sofort zu veranlassendes besonderes Gesetz geregelt.

b. Für die einzelnen Betriebe sind Betriebsarbeiter- und Angestelltenräte zu wählen, die bei der Regelung der allgemeinen Arbeitsverhältnisse gleichberechtigt mitzuwirken haben.

c. Zur Kontrolle und Regelung der Produktion und Warenverteilung werden für alle Industrie- und Gewerbszweige Arbeitsgemeinschaften gebildet, in denen die Unternehmer und Betriebsleiter, Arbeiter und Angestellten und die Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen mitwirken.

d. Für bestimmte territoriale Bezirke werden Bezirksarbeitsräte (Arbeitskammern) und für das ganze Reich ein Zentralarbeitsrat gebildet. In den Bezirks- und Zentralarbeitsräten sollen alle selbst Arbeit Leistenden, auch die Arbeitgeber, freien Berufe usw., vertreten sein. Diese Räte haben bei Sozialisierungsmaßnahmen mitzuwirken und sind zur Kontrolle sozialisierter Betriebe und Gewerbszweige heranzuziehen. Sie haben weiter alle wirtschafts- und sozialpolitischen Gesetze zu begutachten und das Recht, selbst solche Gesetze zu beantragen. Die Reichsregierung wird den Zentralrat vor der Einbringung wirtschaftlicher und sozialer Gesetze hören.

Eine weitere Etappe auf dem Wege der jetzigen Gesetzesvorlage stellt die unter dem Vorstich des Arbeitsministers getroffene Abmachung vom 12. März 1919 dar, die zwischen den Arbeitgebern und Arbeitnehmerern des mitteldeutschen Streikgebiets vereinbart wurde (siehe »Reichsanzeiger« vom 20. März 1919). Sie zerfällt in zwei Teile: erstens die »Grundsätze für die Errichtung von Betriebsräten« und zweitens die »vorläufige Dienstanweisung für den Betriebsrat«.

Die »Grundsätze« bestimmen, daß die Arbeiter- und Angestelltenausschüsse aus ihrer Mitte den Betriebsrat zu wählen haben. Der Betriebsrat besteht bei einer Belegschaft bis zu hundert Personen aus drei, von über hundert Personen aus fünf Mitgliedern. Bei drei Mitgliedern muß eines dieser Mitglieder ein Angestellter sein, bei fünf Mitgliedern müssen zwei von diesen dem Kreise der Angestellten entnommen werden: ein kaufmännischer und ein technischer Angestellter. Die Wahl findet auf ein Jahr statt, doch genügt ein Mißtrauensvotum der Mehrheit der im Betrieb Beschäftigten, um eine Neuwahl zu bewirken.

Unter den in der Dienstanweisung enthaltenen »Rechten und Aufgaben« des Betriebsrats, der eine gemeinsame Vertretung aller Angestellten und Arbeiter darstellt, sei folgende Bestimmung erwähnt: »Er hat das Recht der Einsichtnahme in alle Betriebsvorgänge, soweit dadurch keine Betriebsgeheimnisse gefährdet werden. Er unterstützt durch seinen Rat die Betriebs-

leitung und sorgt mit ihr für einen möglichst hohen Stand der Produktion. Dieser Einblick ist vorbehaltlich entgegenstehender gesetzlicher Bestimmungen dreien vom Betriebsrat aus seiner Mitte bestimmten Personen von mindestens einjähriger Betriebszugehörigkeit zu gewähren. Die Ausführung der gemeinsam mit der Betriebsleitung gefaßten Beschlüsse übernimmt die Betriebsleitung, der nach wie vor die Leitung des Betriebs untersteht. »Ein Eingriff in die Betriebsleitung durch selbständige Anordnungen steht dem Betriebsrat nicht zu.« Damit ist die Selbständigkeit der Betriebsleitung in wirtschaftlicher und technischer Hinsicht festgelegt. Die übrigen Aufgaben des Betriebsrats stellen eine Fortbildung der den früheren Arbeiter- und Angestelltenausschüssen durch die Verordnung vom 23. Dezember 1918 zugewiesenen Funktionen als Vertretung der wirtschaftlichen und sozialen Interessen der Arbeitnehmer dar.

Für die Entstehungsgeschichte des Gesetzes ist ferner die Vereinbarung vom 19. April 1919 »über das Mitbestimmungsrecht der Angestelltenausschüsse bei Einstellungen, Kündigungen und Entlassungen von Angestellten in der Berliner Metallindustrie« wichtig, die den ersten großen Angestelltenstreik beendete und dem seit der Revolution und unter dem Drucke der wirtschaftlichen Not immer stärker hervorgetretenen Streben der Angestellten, die Arbeitsverfassung von der Willkür des Arbeitgebers zu befreien, zum Siege verhalf. Über den engen Rahmen der Verordnungen vom 4. und 24. Januar und 30. Mai hinaus (betreffend Einstellung, Entlassung und Entlohnung der Arbeiter und Angestellten während der Zeit der wirtschaftlichen Demobilmachung) ist durch diesen Schiedsspruch die Geschäftsleitung verpflichtet worden, dem Angestelltenausschuß von jeder Einstellung und Kündigung eines Angestellten Kenntnis zu geben, soweit es sich nicht um General- oder Handlungsbevollmächtigte, um Angestellte in leitender Stellung und die registrierlich eingetragenen Vertreter der Firma handelt. Der Ausschuß hat ein Einspruchsrecht wegen Verletzung berechtigter Interessen der Angestelltenschaft oder des Betriebs. Politische Betätigung oder Organisationszugehörigkeit oder -nichtzugehörigkeit sind ausdrücklich als Gründe des Einspruchs ausgeschlossen. Die Prüfung der Einstellung nimmt ein Vertrauensmann vor, der mindestens fünfundzwanzig Jahre alt sein und der Firma drei Jahre angehören muß. Einigen sich Betriebsleitung und Ausschuß nicht, so entscheidet der Schlichtungsausschuß.

Schließlich seien noch die entscheidenden Punkte des Verfassungsartikels wiedergegeben, der, wie zu Beginn dieses Aufsatzes erwähnt, der Betriebsratsvorlage zugrunde liegt.

#### Artikel 34a.

Die Arbeiter sind dazu berufen, gleichberechtigt in Gemeinschaft mit den Unternehmern an der Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen sowie an der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung der produktiven Kräfte mitzuwirken. Die beiderseitigen Organisationen und ihre tariflichen Vereinbarungen werden anerkannt.

Sie erhalten zur Wahrnehmung ihrer sozialen und wirtschaftlichen Interessen nach Betrieben und Wirtschaftsgebieten gegliederte gesetzliche Vertretungen in Betriebs- und Bezirksarbeiterräten und einem Reichsarbeiterrat.

Die Bezirksarbeiterräte und der Reichsarbeiterrat treten zur Erfüllung gesamtwirtschaftlicher Aufgaben und zur Mitwirkung bei der Ausführung der Sozialisierungsgesetze mit den Vertretungen der Unternehmer zu Betriebswirtschaftsräten und einem Reichswirtschaftsrat zusammen.

Sozialpolitische und wirtschaftspolitische Gesetzesentwürfe von grundlegender Bedeutung sollen von der Reichsregierung vor ihrer Einbringung beim Reichstag dem Reichswirtschaftsrat zur Begutachtung vorgelegt werden. Der Reichswirtschaftsrat hat das Recht, selbst solche Gesetze beim Reichstag zu beantragen, die ebenso wie Vorlagen der Reichsregierung oder des Reichsrats zu behandeln sind.

Den Arbeiter- und Wirtschaftsräten können auf den ihnen überwiesenen Gebieten Kontroll- und Verwaltungsbefugnisse übertragen werden.

Diesen Vorschlägen des Verfassungsentwurfes entsprechen die auf dem Parteitag in Weimar angenommenen Einheimerschen Leitsätze zum Räte-system, deren bezügliche Abschnitte lauten:

2. Die Bestimmungen über den Entwurf einer Reichsverfassung, welche für die Arbeiterinteressen, Arbeiterräte, für die Produktionsinteressen, Berufsgemeinschaften mit Wirtschaftsräten vorsehen und diese Räte in großen Zentralorganen zusammenfassen, sind eine geeignete Grundlage für den Aufbau einer Wirtschafts-verfassung. Sie wird aber nur dann in einer den Interessen der Arbeiterklasse dienenden Weise ausgestaltet werden können, wenn die folgenden Gesichtspunkte beachtet werden:

a. Die vertragliche Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen muß grundsätzlich den freien Verbänden vorbehalten werden. Soweit diese Regelung zu Arbeitsgemeinschaften führt, die auch Produktionsfragen ergreifen, sind diese Arbeitsgemeinschaften als freibewegliche Bestandteile im Aufbau der Wirtschaftsräte zu berücksichtigen.

b. Bei dem Aufbau der Betriebsarbeiterräte ist davon auszugehen, daß die Betriebe Gemeinschaften mit eigenen Interessen sind, zugleich aber auch innerhalb der Wirtschafts-verfassung den höheren Organisationsstellen der Berufsvereine und Berufsgemeinschaften eingegliedert sein sollen. Die Ausübung der den Betriebsarbeiterräten zu überweisenden Mitwirkungs-, Informations- und Kontrollrechte darf deswegen den übergeordneten Interessen jener Stellen nicht widersprechen und muß an deren Bestimmungen gebunden sein.

c. Die Wirtschafts-verfassung kann erst dann als vollendet angesehen werden, wenn durch Ausschalten des kapitalistischen Unternehmers das Interesse der Wirtschaftsgemeinschaft als leitendes Prinzip gesichert ist. Diese Ausschaltung kann nicht durch die Räte, sondern nur durch Gesetzgebungsakte des Staates erfolgen, dem allein die Verfügung über das Wirtschaftsrecht zusteht. Von der Regierung ist neben der Ausführung des Räte-systems die planvolle Vorbereitung und Durchführung solcher Gesetzgebungsakte auf allen Wirtschaftsgebieten zu fordern, auf denen die wirtschaftlich-technischen Voraussetzungen für eine wirkjame Sozialisierung vorhanden sind.

Der nunmehr eingeleiteten reichsgesetzlichen Regelung sind infolge unseres zu neuem Leben erwachten Partikularismus einzelstaatliche Gesetze und Verordnungen vorangegangen, so zum Beispiel in Bayern eine Bekanntmachung des Ministeriums für soziale Fürsorge vom 22. April 1919, die für alle Betriebe von über zehn Arbeitnehmern Betriebsräte aus den Arbeiter- und Angestelltenausschüssen anordnet und sich im übrigen an die anfangs erwähnte Vereinbarung vom 12. März 1919 anlehnt. Ausgenommen von der Pflicht zur Betriebsratserrichtung sind, wie besonders betont sei, reine Verwaltungsdienststellen des Staates oder der Gemeinde und der öffentlich-rechtlichen Körperschaften. (Bekanntmachung vom 31. Mai 1919.)

Auch die Gewerkschaften haben sich mit der Stellung der Betriebsräte beschäftigt und in den von der Vorständekonferenz vom 25. April und dann vom Gewerkschaftskongreß angenommenen Richtlinien über die künftige Wirkjamkeit der Gewerkschaften (vergl. »Korrespondenzblatt« Nr. 18 vom

3. Mai) die Einrichtung der Betriebsräte zum Inhalt der künftigen Tarifverträge zu machen beschloßen. Der von den Gewerkschaften den Betriebsräten zugewiesene Aufgabenkreis, der die Betriebsdemokratie verwirklichen soll, enthält im wesentlichen die bedeutend erweiterte Fortbildung der den bisherigen Ausschüssen zugewiesenen Interessenvertretung. Nicht recht klar ist, ob das Recht, »in allen Betriebsangelegenheiten mitzuwirken, an denen die Arbeiterschaft beteiligt ist, oder ein berechtigtes Interesse hat«, eine paritätische Stellung des Betriebsrats in der technischen und wirtschaftlichen Leitung des einzelnen Betriebs als Ziel bezeichnet oder sich nur auf die sozialwirtschaftliche Vertretung der Arbeitnehmer beziehen soll.

Aus der oben wiedergegebenen Entstehungsgeschichte des Betriebsrätegesetzes ergeben sich wichtige Folgerungen für die Aufgaben und die Stellung der Betriebsräte als der untersten Stufe im Aufbau des RäteSystems. Die Betriebsräte sind danach in erster Linie Organe der Betriebsdemokratie, die die formale politische staatsbürgerliche Gleichheit des einzelnen vor dem Gesetz ergänzt durch die gleichberechtigte Mitwirkung der vom Betriebsrat vertretenen Gesamtarbeiterschaft des Betriebs in allen Fragen des Arbeitsvertrags und so die wirtschaftliche Schwäche des Proletariats gegenüber dem Besitzer der Produktionsmittel auszugleichen bestimmt ist. Unter diesem Gesichtspunkt arbeitet das Betriebsratsystem dem Sozialismus als einer völlig neuen Arbeitsverfassung vor, die an die Stelle der in mehr oder weniger freier Konkurrenz sich vollziehenden Verteilung der für die Wirtschaft erforderlichen Arbeitskräfte die bewußte und planvolle Regelung setzt. Dieser ihrer Aufgabe können aber die Betriebsräte vollkommen und im Sinne des Sozialismus nur genügen, wenn sie in stetem Einvernehmen mit den großen Berufsverbänden, mit den Gewerkschaften handeln. Verlieren sie den Anschluß an diese, so besteht die Gefahr, daß die einseitliche Arbeiterpolitik der Gewerkschaften verdrängt wird durch einen unsozialistischen Betriebsegoismus, der sich ohne Rücksicht auf die gesamte Arbeiterklasse mit Erfolgen im Betrieb begnügt. Die Verbindung zwischen Betriebsräten und Gewerkschaften zu erhalten, ist deshalb eine der wichtigsten Aufgaben des Gesetzes.

Damit hängt es zusammen, daß die Betriebsräte nicht selbst unmittelbar Träger der Sozialisierung sein können. Der Bericht der Sozialisierungskommission über die Frage der Sozialisierung des Kohlenbergbaus hat in Übereinstimmung mit Otto Bauers Schrift »Der Weg zum Sozialismus« gezeigt, daß Sozialismus nichts mit der wirtschaftlichen oder technischen Beherrschung der einzelnen Betriebe durch die zufällig in ihnen arbeitenden Arbeiter zu tun hat, sondern einzig und allein von dem gesamten jeweiligen Wirtschaftszweig ausgehen kann. Die Sozialisierungskommission wollte wohl den nicht leitenden Arbeitern — Arbeitnehmer und Arbeitgeber in kapitalistischem Sinne gibt es in der sozialisierten Produktion nicht mehr — eine Beteiligung zusammen mit der Betriebsleitung und den Verbrauchern im Kohlenrat geben, der aus seiner Mitte das »mit größtmöglicher Machtfülle und Bewegungsfreiheit« auszustattende Reichskohlendirektorium wählen sollte, von einem Einfluß der Arbeiter des einzelnen Betriebs auf diesen außerhalb der »Betriebsdemokratie« wissen jene Vorschläge der überwiegend aus Mitgliedern der sozialistischen Parteien zusammengesetzten Kommission nichts. Sie betonen vielmehr ausdrücklich, daß die technische Führung den Betriebsbeamten bleiben und deren Bestellung und Abberufung

nicht etwa durch ein Votum der Arbeiter erfolgen könne. Dagegen seien alle Fragen des unmittelbaren Arbeitnehmerverhältnisses zusammen mit den Wünschen der Arbeiterschaft zu regeln, auch den Vertrauensleuten der Arbeiterschaft auf Verlangen Einsicht in alle betrieblichen wirtschaftlichen und kaufmännischen Vorgänge des Werkes zu gewähren.

Diesen Standpunkt nimmt auch der neue Entwurf ein, der den Betriebsräten die volle paritätische Mitwirkung in allen sozialen reinen Arbeiterfragen verleiht und die Entscheidung von Streitigkeiten einem mit einem unparteiischen Vorsitzenden besetzten Schlichtungsausschuß vorbehält. In den wirtschaftlichen und technischen Angelegenheiten des Betriebs aber hat er nur ein umfassendes Recht auf Einsichtnahme in die Betriebsvorgänge, das ihn befähigt, die Grenze der Leistungsfähigkeit des Betriebs und die wirtschaftlichen Notwendigkeiten zugunsten wie zuungunsten der Arbeiterschaft zu beurteilen. Diesem Rechte entspricht die Pflicht der Sorge für die Produktionsförderung.

In diesem Punkte hat, wie betont werden muß, die Kritik der von einer anderen Auffassung der Betriebsratsaufgaben ausgehenden Teile der Arbeiterschaft, zum größten Teil aus dem unabhängigen Lager, eingeseht, die in einer Konferenz im Reichsarbeitsministerium für den Betriebsrat jüngst »das volle Kontroll- und Mitbestimmungsrecht in allen Angelegenheiten des Betriebs und der Verwaltung des Unternehmens« gefordert hat. Ein Alleinbestimmungsrecht haben sie freilich, wie hervorgehoben sei, nicht gefordert. Von den angeführten prinzipiellen Erwägungen abgesehen, sei hier die Frage aufgeworfen, wer nach dieser Auffassung Konflikte zwischen Betriebsrat und Betriebsleitung entscheiden soll, wie sie in sozialen Fragen der Schlichtungsausschuß entscheidet. Es ist doch undenkbar, daß eine außerhalb des Betriebs gelegene Stelle eine hinreichende Sachkunde besitzt, um eine einzelne betriebstechnische oder wirtschaftliche Angelegenheit zu entscheiden. Das hieße letzten Endes den Vorsitzenden solcher Stelle zum Betriebsdiktator an Stelle des Betriebsleiters machen. Ob das der Wirtschaftlichkeit des Betriebs dienlich ist, kann füglich bezweifelt werden. Jene Forderung radikaler Gruppen ist verständlich als Ausdruck des Mißtrauens gegen den kapitalistischen Eigentümer; aber sie richtet sich in der Wirkung gegen den Betriebsleiter, der den gleichen Kapitalisten verkörpert, und erscheint deshalb unannehmbar. Der Kampf gegen den Kapitalisten kann, wie oben ausgeführt, nur vom Gesamtgewerbe ausgeführt werden, nicht vom einzelnen Betrieb aus. So begreiflich daher auch die Kritik an den Sozialisierungsmaßnahmen der Regierung sein mag, so verständlich auch das Drängen nach der Beseitigung der alten Wirtschaftsformen ist, so unberechtigt erscheint die Kritik des Entwurfes unter diesem Gesichtspunkt.

(Schluß folgt.)

## Die Zukunft unserer Jugendbewegung.

Von Dr. Richard Lohmann.

Die Einseitigkeit der früheren staatlichen Jugendpflege ist durch die Revolution, durch die Übereinstimmung von Regierung und Volkswille im neuen Deutschland unmöglich geworden. War bisher die staatliche Organisation der Jugendpflege ein nur notdürftig bemanteltes Kampfmittel gegen

das Vordringen der sozialistischen Flut, insbesondere gegen die proletarische Jugendbewegung, so wird nunmehr der Staat zum ersten Male Jugendpflege um der Jugend willen treiben dürfen und müssen. Er wird sich dessen bewußt sein, daß die körperliche und geistige Förderung des heranwachsenden Geschlechtes Pflicht und Aufgabe des Staates ist, weil sie schließlich dem Staate, der Volksgemeinschaft selber zugute kommt — ein Gedanke, der ja auch jener bisherigen staatlichen Jugendpflege letzten Endes zugrunde lag, eingeeengt nur durch die gewollte Einseitigkeit des Klassenstaats.

Wenn wir somit das weite Gebiet der Jugendpflege grundsätzlich als eine Angelegenheit des Staates betrachten, so erhebt sich die Frage, ob eine besondere sozialistische Jugendbewegung im neuen Volksstaat noch eine innere Berechtigung hat. Die Beantwortung dieser Frage hängt von dem Charakter dieses neuen Staatsgebildes ab. Solange wir keinen rein sozialistischen Volksstaat haben, in dem die Erziehung der Jugend im Geiste und Sinne des Sozialismus eine Selbstverständlichkeit ist, so lange können wir auf eine besondere proletarische Jugendbewegung nicht verzichten, wenn wir uns nicht selbst aufgeben wollen. Wenn der sozialistische Gedanke noch auf Jahrzehnte hinaus auf den Kampf gegen die Macht des Kapitalismus angewiesen ist, um sich endlich durchzuringen und durchzusetzen, so gilt es, Kämpfer für diese Idee heranzubilden, in der proletarischen Jugend das Klassenbewußtsein zu wecken und zu erhalten.

Noch wachsen uns die Kämpfer nicht von selbst zu, noch sind wir gezwungen, um die Seelen unserer Jugend mit jenen Mächten zu ringen, die das Kapital in seinen Dienst gestellt hat und weiterhin stellen wird. Es ist sogar wahrscheinlich, daß dieser neue Kampf noch schwerer werden wird als der, den unsere Partei einst gegen den Staat selber zu führen hatte. Denn die Gegner stehen heute rechts und links, und von beiden Seiten wird der Kampf mit aller Rücksichtslosigkeit und mit allen Mitteln, die die langjährige Erfahrung nun auch unseren Gegnern gibt, aufgenommen, man schreckt auch vor einer planmäßigen Politisierung der Jugend nicht zurück.

Wie weit eine Jugendbewegung, die sich auf die Weltanschauung einer bestimmten politischen Partei gründet, selber politisch ist und politisch sein darf, ist ja eine vielumstrittene Frage. Für unsere Partei ist eine Überschreitung dieser Grenze, die uns durch die Achtung vor der jugendlichen Psyche, vor der werdenden Persönlichkeit aufgezwungen wird, allerdings am allerwenigsten zu befürchten. »Politisch« ist natürlich auch unsere Bewegung in dem Sinne, daß wir die Jugendlichen veranlassen wollen, sich mit den Problemen der Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung zu beschäftigen, sie ihre Klassenzugehörigkeit lehren und ihnen die in der Tiefe liegenden Gründe ihres Proletariats und Proletariatsdaseins aufzeigen wollen. Aber wir können darauf verzichten, sie schon in der Zeit des Wachstums und Reifens auf ein fest umrissenes politisches Programm einzuschwören. Nicht darin lag ja die eigentliche Gefahr bei der Erziehung der Jugend im alten Klassenstaat, daß den Heranwachsenden ein einseitiges Welt- und Geschichtsbild autoritativ aufgedrängt werden sollte, sondern vielmehr darin, daß ihnen die Mittel zur Bildung eines eigenen Urteils, das Material für eine selbständige Welt- und Geschichtsauffassung überhaupt unterschlagen und vorenthalten wurden. Es bedarf also nur einer Ergänzung des Materials, einer Erweiterung des Blickfeldes, um dem Gedanken des Sozialismus

Raum in den jugendlichen Herzen und Geistern zu verschaffen. Die Radikalen rechts und links haben es trotz aller Vorliebe der Jugend für den Radikalismus in dieser Beziehung doch ungleich schwerer, weil sie eben auf jenes Unterschlagen, auf die Bewahrung vor allzu großer Selbständigkeit des Urteils angewiesen sind. Sie müssen zur Erreichung ihrer Ziele die Jugend wesentlich stärker parteipolitisch beeinflussen als wir.

Es versteht sich von selbst, daß in den Tagen des Schlagwort-Radikalismus weite Kreise unserer Jugend, die bisher das aussichtsreichste Arbeitsfeld für unsere Bewegung bildeten, unserer Sache vorläufig verlorengegangen sind. Wir können daran nichts ändern, solange die tiefsten Gründe für das Umsichgreifen jener radikalen Bewegung nicht beseitigt sind. Aber wir dürfen natürlich noch weniger gerade in dieser Zeit die Hände in den Schoß legen, sondern müssen zu erhalten suchen, was unter den ungünstigsten Bedingungen zu erhalten ist. Deshalb war es eine Notwendigkeit, daß mit dem Neuaufbau unserer Partei auch eine umfassende Reorganisation unserer Jugendbewegung in die Wege geleitet wurde, daß man allenthalben bereit war, für die hier unser harrende, ebenso mühevollere wie dankbare Arbeit neue Kräfte und neue Mittel bereitzustellen.

Diese unsere wieder erwachte Jugendbewegung sieht ein breites Saatfeld vor sich, Neuland, dessen Durchfurchung wohl lockt und lohnt. Das letzte Halbjahrhundert hat den größeren Teil des sogenannten Mittelstandes proletarisiert, hat aus den einst wirtschaftlich selbständigen »Bürgern« Untergebene, Lohnarbeiter gemacht. Die Not der Kriegsjahre und der Weckruf der Revolution haben zusammengewirkt, um diesen noch in den Traditionen der einstigen Selbständigkeit besangenen Bevölkerungsschichten die tatsächlichen Verhältnisse zum Bewußtsein zu führen. Und wo die Alten sich noch nicht aus den Fesseln jenes nur geschichtlich verständlichen Bürgerstolzes befreien konnten, wo sie immer noch im Söldnerdienst des Kapitalismus eine sittliche Pflicht sehen, da können und müssen wir die Jugend gewinnen.

Mit Rücksicht auf das hier vor uns liegende Brachland hat man an der Firma unserer Jugendbewegung Anstoß genommen. Und, wie es scheint, mit einem gewissen Rechte. Das Ziel, das wir erreichen wollen, ist allerdings dies: daß sich alle jene wirtschaftlich Abhängigen, Unselbständigen und Ausgebeuteten als Sklaven im Joche des Kapitalismus fühlen und darum ihren selbstverständlichen Platz an der Seite der übrigen Lohnarbeiter suchen. Diesem Ziele soll unsere Aufklärungsarbeit auch unter den in Betracht kommenden Jugendlichen gelten, es ist daher taktisch falsch, das Ziel gewissermaßen zur Voraussetzung zu machen und den einzelnen Vereinen und der ganzen Bewegung den Namen »Arbeiterjugend« zu geben.

Und doch würde ich es für einen grundsätzlichen Fehler gehalten haben, wenn die Reichskonferenz der Jugendbezirksleitungen im Mai den Anträgen auf eine Firmenänderung stattgegeben hätte. Denn wir dürfen unsere Arbeit weder in der Partei als solcher noch in der Jugendbewegung lediglich auf das Neuland einstellen, wir dürfen beileibe nicht unser altes Rekrutierungsgebiet, die industrielle Arbeiterschaft der Großstädte, für immer verloren geben und uns mit der neugewonnenen und zu gewinnenden Anhängererschaft über den Verlust zu trösten versuchen, sondern müssen im Gegenteil alles daransetzen, um dieses alte Gebiet einstweilen in beschränk-

tem Umfang uns zu erhalten und im gegebenen Augenblick wieder zu erobern. Darum, um auch nicht einmal den *A n s c h e i n* zu erwecken, als wollten wir mit der Vergangenheit brechen, halte auch ich die Beibehaltung der altgewohnten Firma für durchaus geboten, mag sie uns auch die Arbeit auf dem Neuland unserer Bewegung noch so sehr erschweren.

Es gibt auch keinen Namen, der das Ziel unserer Bewegung irgendwie treffender kennzeichnete als diesen; man müßte es sonst breit umschreiben, worunter die Knappheit und Schlagkräftigkeit der Firma leiden würde. Die Einleitungssätze der dem Parteitag unterbreiteten Richtlinien fassen das Ziel folgendermaßen zusammen:

Das Ziel der Jugendbewegung ist die Erziehung der Jugend zur sozialistischen Weltanschauung und zur selbständigen politischen Entscheidung und Betätigung. Daneben hat sie den Zweck, einen wirksamen Jugendschutz zu fördern. Dagegen ist die Jugendbewegung keine Kampforganisation mit parteipolitischen Zielen, ihre Aufgaben sind vorwiegend erzieherischer Natur.

Man kann nicht leugnen, daß der in eben diesen Richtlinien unterbreitete Antrag, die Jugendarbeit der Partei bis an das wahlfähige Alter heran, bis zum zwanzigsten Lebensjahr auszuweiten, in einem gewissen inneren Gegensatz steht. Wenn der Deutsche mit dem zwanzigsten Lebensjahr bereits seine Stimme für eine bestimmte politische Partei abgeben soll, so muß er sich doch *v o r h e r* bereits parteipolitisch entschieden haben, so kann man sich nicht damit begnügen, die Vorbereitung für diese Entscheidung einer Organisation zu überlassen, die auf Grund ihres Programms besondere parteipolitische Ziele ablehnt. Gerade die Herabsetzung des wahlfähigen Alters zwingt uns, das achtzehnte Lebensjahr als Altersgrenze für unsere Jugendarbeit beizubehalten. Ich glaube also, daß der Parteitag durchaus das Richtige getroffen hat, als er diesen von der Jugend aus mehr gefühlsmäßigen Gründen aufs wärmste vertretenen und befürworteten Antrag in nüchternen Abwägung der Tatsachen ablehnte. Für ein unmerkliches Hinübergleiten von der »unpolitischen« Jugendorganisation zur Partei, wie man es sich bei diesem Vorschlag wohl gedacht hatte (»bei den Mitgliedern der Altersabteilung soll darauf gedrungen werden, daß sie sich den Arbeiterorganisationen anschließen«), ist es meines Erachtens hier in den Jahren der ersten selbständigen Entscheidung schon zu spät. Die Anbahnung dieses Überganges muß viel früher, in den Jahren der eben erwachenden Selbständigkeit geschehen — der Achtzehnjährige gehört in die Partei. Allerdings erwächst unseren Parteiorganisationen dann die verantwortungsvolle Pflicht, sich gerade dieser Jugend vom achtzehnten bis zum zwanzigsten Jahre ganz besonders anzunehmen, besondere Einrichtungen zu schaffen, um sie am Leben der Partei zu interessieren, ihrem Drange nach wirklicher Betätigung nicht mit der selbstsicheren Verständnislosigkeit und »Überlegenheit« der »Alten« gegenüberzutreten, sondern sie als gleichberechtigte Mitarbeiter, Mitarbeiter und Mitkämpfer anzuerkennen und doch erziehend und weiterbildend im besten Wortsinn auf sie einzuwirken.

Der Forderung möglichst weitgehender Selbstbetätigung will auch unsere neue Jugendorganisation mit vollem Rechte erheblich mehr als bisher entgegenkommen. Der Erfolg jeder erzieherischen Arbeit im Dienste der Jugend beruht überall letzten Endes auf zwei Faktoren, auf der zielklaren Lei-

tung durch den erwachsenen Führer und Freund und auf der selbständigen, bei aller Rezeptivität doch auch produktiven Mitarbeit der Jugendlichen selber. Die innere Durchdringung der beiden widerstrebenden Prinzipien ist das Geheimnis der Jugendbewegung schlechtthin; es gilt, an die Stelle der alten Bevormundung den Gedanken der Selbstverantwortlichkeit zu setzen, Selbstverwaltung und selbständiges Arbeiten zuzubilligen und dabei doch die geistige Führung unmerklich und ohne Zwang fest in der Hand zu behalten. Wo das Gefühl einer erzwungenen Unterordnung in der Jugend, vornehmlich in der schon selbständigen Arbeiterjugend aufkommt, da regt sich sofort auch der jugendliche Widerspruch; der geschickte Führer aber setzt seine Wünsche scheinbar ohne jede Beeinflussung, lediglich auf Grund seiner Persönlichkeit durch.

Die Wirksamkeit und der Erfolg unserer neuen Jugendbewegung ist also ungleich mehr als früher eine *Personenfrage*, und hier wird der Partei der starke Zuwachs an Berufserziehern zweifellos gute Dienste leisten können; denn die hier gezeichnete Aufgabe ist ja die Aufgabe des modernen Lehrers überhaupt. Aber natürlich macht der Beruf nicht die Persönlichkeit, und es wird viele Lehrer geben, die dieser Aufgabe nicht gewachsen sind, und so manchen, der an der Drehbank zum berufenen Führer unserer Jugendbewegung herangewachsen ist.

Es sind ja keinerlei wirklich neue oder ungewohnte Aufgaben, die unsere Bewegung unter den veränderten Verhältnissen zu leisten hat. Die Arbeit wird in gewissem Sinne sogar erleichtert. Denn es versteht sich von selbst, daß unsere Jugendorganisationen jetzt überall zur festen Vereinsform übergehen werden, daß es jetzt viel leichter ist als früher, die Lauen und Angstlichen zu uns herüberzuziehen, weil die Autorität des Staates, Polizei und Staatsgewalt nicht mehr auf der »anderen« Seite stehen, daß es auch leichter ist, die Jugendlichen bei der Fahne zu halten, weil eine straffe Vereinsorganisation ihnen einen festeren Rückhalt als bisher geben wird.

Für die Partei als Ganzes wird die zu lösende Aufgabe erleichtert, weil sie große Gebiete der Jugendpflege nunmehr getrost dem Staate und den Gemeinden überlassen kann, wenn sie sich über die strengste Neutralität solcher Einrichtungen Gewißheit verschafft hat. Die Unterhaltung von Jugendheimen beispielsweise, die Schaffung von Lesehallen würden in Zukunft ebenso von den starken Schultern der Allgemeinheit getragen werden wie die Errichtung von Spielplätzen, Schwimmhallen und Jugendherbergen. Aber unsere Jugendbewegung darf nun natürlich beileibe nicht alle »neutralen« Gebiete der Jugendpflege dem Staate und der Gemeinde überlassen, solange sie selbst lebenskräftig bleiben will und muß; sie würde sonst schnell ihre Anziehungs- und Werbekraft verlieren. Es gilt heute genau so wie früher, Spiel und Sport, Wandern und Unterhaltung zu pflegen, und es schadet gar nichts, wenn für die Jugend selber dieser Zweck des Zusammenschlusses durchaus im Mittelpunkt steht. Man wird hier jedes Schematisieren ängstlich vermeiden müssen, weder die erwerbstätigen Jugendlichen noch die Schuljugend sind in ihren Bestrebungen und Wünschen irgendwie einheitlich geartet: den einen locken Spiel und Sport, den anderen die Gelegenheit zur Weiterbildung, zur Beschäftigung mit neuen Problemen und Fragen.

Auf solche Vielseitigkeit muß auch die Zeitung unserer Jugendbewegung Rücksicht nehmen, und so ist der nun beschlossene und in die Tat umgesetzte

Ausbau der »Arbeiterjugend« aufs freudigste zu begrüßen. Nichts gibt einer Organisation einen festeren, inneren Zusammenhalt als die eigene Zeitung, und wer es erfahren und erlebt hat, wie gerade die Jugend an »ihrer« Zeitschrift hängt, in der über »ihre« besonderen, kleinen und großen Angelegenheiten berichtet wird, an der sie selber mitarbeiten darf, der wird die Bedeutung der Zeitschrift für die ganze Jugendbewegung zu schätzen wissen. Solange unsere »Arbeiterjugend« die bestgeleitete, interessanteste und vielseitigste Zeitung in der Jugendbewegung ist, so lange werden wir leichte Arbeit haben, so lange werden wir auch auf fremdem Neuland schnelle Erfolge zeitigen.

Freilich müssen wir uns dann auch mit voller Kraft für unsere Jugendbewegung einsetzen, wir müssen innerlich davon überzeugt sein, daß die Arbeit an der Jugend mindestens ebenso wichtig für die Zukunft unseres Gedankens und unserer Partei ist wie die Aufklärung und Gewinnung der erwachsenen Volksgenossen. Wir dürfen nie und nirgends unsere Jugendsache »nebenbei« behandeln, sie gehört in den Mittelpunkt unserer Parteiarbeit.

## Zur Agrar-, Siedlungs- und Bevölkerungspolitik.

Von Artur Heichen.

Das durch die Volksbeauftragten am 29. Januar dieses Jahres erlassene Siedlungsgesetz beziehungsweise die »Verordnung zur Beschaffung von landwirtschaftlichem Siedlungsland« wird von manchen Seiten als ein Bruch mit sozialistischen Prinzipien betrachtet. In erster Linie selbstverständlich von den Unabhängigen. Die Frage: Kleinbetrieb oder Großbetrieb? ist für sie entschieden, obgleich die wissenschaftlichen Unterlagen für die von ihnen angenommene absolute Überlegenheit des Großbetriebs, für seine größere Produktivität und Rentabilität ebenso unzureichend sind wie die Unterlagen derjenigen, die das Gegenteil behaupten. Vor dem Kriege neigte man in den sozialdemokratischen Kreisen überwiegend einer den Großbetrieb begünstigenden Auffassung zu — man war dem individualistisch-antikollektivistisch gerichteten Bauern aus politischen Gründen abhold. David versuchte mit seinem bekannten Agrarwerk als erster der offiziellen Parteipolitik eine andere Richtung zu geben — doch mit wenig Erfolg. Nicht viel mehr Anklang fand unser allzu früh verstorbener Genosse Dr. Artur Schulz — nebenbei bemerkt einer der wenigen praktischen Landwirte in unserer Partei.

Das war der Stand der Dinge Anno 1914. Die sozialdemokratische Theorie ging zunächst noch ihren alten Weg weiter. Auch das sonst so überaus verdienstvolle und für die Fortbildung des Marxismus so bemerkenswerte Buch Karl Renners: »Krieg, Marxismus und Internationale« suchte die alte Akkumulations- und Konzentrationstheorie zu retten. Der Sozialisierungsprozeß, so meint Renner, schlägt in der Landwirtschaft nur andere Bahnen ein, indem das Eigentumsstück zwar nicht körperlich konzentriert, sondern die Eigentumsfunktion gespalten und jede Teilfunktion gesondert sozialisiert wird — dadurch nämlich, daß Genossenschaften an der Betriebsleitung, Hypothekenanstalten an der Grundrente, Kreditorganisationen an dem Kapitalzins, der Staat an dem Unternehmergewinn teilnimmt. Dagegen spricht, so meinen wir, die Entwicklung, die die Landwirtschaft während und

gerade infolge des Krieges genommen hat. Leider kann mit Zahlen der Verschuldungsstatistik an dieser Stelle zurzeit nicht aufgewartet werden, wer sich aber auf dem Lande einigermaßen auskennt, weiß, in welchem Umfang die Landwirte Hypotheken und Schulden abgetragen haben. Der Sozialisierungsprozeß ist also durch den Krieg in eine rückläufige Bahn geworfen worden. Andere Wege als die Theorie ging die Praxis. Die Mehrheitspartei stimmte während des Krieges dem Kapitalabfindungsgesetz zu, das den Zweck verfolgte, Kriegsbeschädigte mit ihren Familien an die ländliche Scholle zu binden. Von »unabhängiger« Seite, wo das Dogma von der Überlegenheit des Großbetriebs nun einmal zum alleinseligmachenden Glaubenssatz erhoben worden ist, wurde die Haltung unserer Fraktion daraufhin prompt als »unsozialistisch« angegriffen: »Klein- und Kleinstbetriebe sollen errichtet werden, obgleich das Erfurter Programm sagt, daß die wirtschaftliche Entwicklung mit Naturnotwendigkeit zum Untergang des Kleinbetriebs führt. Das Gesetz richtet sich direkt gegen den Sozialismus, aber es wurde vom 'Sozialisten' angenommen.« (Karl Marchionini: Was trennt uns Unabhängige von den Sozialisten?) Doch auch in den Kreisen unserer Partei ist man sich teilweise im Zweifel, ob der mit der Verordnung der mehrheitssozialistischen Volksbeauftragten vom 29. Januar dieses Jahres eingeschlagene Weg der richtige ist. Da schreibt mir beispielsweise ein in der Landarbeiterorganisation an führender Stelle tätiger Genosse:

»Ich verstehe den neuzeitlichen Radikalismus nicht, der auf die Zerschlagung der Großbetriebe hinarbeitet. Wenn man sich einbildet, daß kleine und mittlere Bauern eher für den Sozialismus zu haben sind, so ist man meiner Ansicht nach auf dem Holzweg. So sonderbar es klingen mag, muß ich es doch aussprechen, daß ich eher glaube, mit einem Großgrundbesitzer sozialisieren zu können als mit dem egoistischen Kleinbauern.«

Welches ist denn der Hauptzweck jener Verordnung vom 29. Januar? War diese denn als bloßer politischer Hieb gegen die agrarische Junkerkaste, den vornehmsten Träger des politischen Rückwärtserisms, gedacht, oder war sie eine rein agrarpolitische Maßnahme, oder aber waren noch andere Gesichtspunkte die ausschlaggebenden? Man vergißt nur zu leicht, daß es eine Wirtschaftspolitik, auch eine sozialistische Wirtschaftspolitik an sich, gleichsam im luftleeren Raum, nicht geben kann und geben wird, am allerwenigsten aber nach diesem großen Kladderadatsch unter den uns heute aufgezwungenen Lebensbedingungen. Für das im Verordnungsweg ergangene Siedlungsgesetz waren in erster Linie bevölkerungspolitische Gesichtspunkte maßgebend. Da wir nun einmal auf den Trümmern unseres Exportindustrialismus stehen, da wir mit einem Zusammenschrumpfen unseres industriellen »Überbaues« unbedingt rechnen müssen, da also, wie man ungefähr schätzt, unser Arbeits- und Nahrungsspielraum um etwa 10 bis 15 Millionen Menschen verringert wird, so stünden wir zwischen der Spylla plötzlicher Massenauswanderung größten Stils und der Charibdis der Massenarbeitslosigkeit und des Massenelends. Die Verordnung vom 29. Januar, die einer allmählichen Reagrarisierung Deutschlands die Bahn ebnen soll, zeigt uns den Weg, auf dem wir uns vielleicht mit Mühe und Not durch die geradezu entsetzlichen Schwierigkeiten dieser Tage werden hindurchwinden können. Die Frage: Klein- oder Großbetrieb? darf, wie gesagt, dabei nicht von bloßen agrarpolitischen Gesichtspunkten aus betrachtet

werden, die Frage nach der kleineren oder größeren Produktivität der Arbeit oder der Fläche, nach der Rentabilität und Verzinsung des Kapitals kann dabei unter den heutigen Verhältnissen in keiner Weise ausschlaggebend sein. Genosse Flatow, der in Nr. 21 (37. Jahrg., 1. Band) dieser Zeitschrift sich mit der neuen Agrargesetzgebung befaßt und in durchaus zutreffender Weise den sozialistischen Charakter der die agrarbourgeoise Eigentumsherrschaft allerorten kränkenden neuen Rechtsverhältnisse am Grund und Boden betont, hat es leider unterlassen, den bevölkerungstechnischen Charakter dieser neuen Agrargesetzgebung mit genügender Schärfe hervorzuheben. Professor Ballod ignoriert in seinem Beitrag in Nr. 25 (37. Jahrg., 1. Band) diesen Gesichtspunkt überhaupt. Von seinem Standpunkt aus mag er recht haben, daß die Verordnung vom 29. Januar »individualistisch, verständlich allenfalls vom Standpunkt einer demokratischen Partei aus, die auf dem Lande Sozialpolitik treiben will«, ist. Leider kommt es in der Politik auf solche rein wissenschaftlichen Kategorien nicht an, sondern in der Hauptsache auf augenblickliche politische Zweckmäßigkeiten, und ich bin Opportunist genug, um zu behaupten, daß jede andere Regierung, eine konservative oder bürgerlich-mittelparteiliche oder sogar eine von der unbedingten Überlegenheit des Großbetriebs überzeugte linkssozialistische, die gleiche oder eine ähnliche Maßnahme durchführen müßte, einfach weil die objektiven Verhältnisse dazu zwingen. So darf auch die Verordnung vom 29. Januar nicht mit dem Idealmaßstab rein sozialistischer Ideologie, sondern nur unter dem Gesichtswinkel sachlich-nüchterner Notwendigkeit gemessen werden. Wie sehr gerade Professor Ballod die Lage verkennt, dafür ein Beispiel. Er schreibt in seinem vor wenigen Wochen neuerschienenen Buche »Der Zukunftsstaat«, S. 56: »In einem dichtbevölkerten Lande wie Deutschland ist aber das gerade mit der Kern der Agrarfrage: Welcher Betrieb erzeugt die höheren Flächenenerträge? Es ist nicht ausschlaggebend, daß der Kleinbetrieb eine größere Anzahl Vieh auf der gleichen Fläche ernährt, dies tat er, indem er eben einen großen Teil seines Futterbedarfes zum Teil aus dem Ausland hinzukaufte.«

Nein! sagen wir, die Kernfrage der heute in erster Instanz unter sozial- und bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten zu betrachtenden Agrarfrage ist die: Welche Betriebsform hat die größere Arbeitskapazität, gewährt relativ den meisten Menschen Arbeits- und Ernährungsmöglichkeit? Wie ist der Massenarbeitslosigkeit zu steuern, wie das Mißverhältnis zwischen Arbeitermangel auf dem Lande und Arbeiterüberfluß in der Stadt zu beseitigen? Diese Frage zu entscheiden, ist nicht schwer; sicherlich nicht im Sinne derer, die das Heil der Zukunft im Übergang zum landwirtschaftlichen Großbetrieb erblicken. Dieser wirkt entvölkernd und würde nur neue Arbeitermassen als Arbeitslose in die Städte drängen und das Unheil vermehren. Nun könnte man entgegen, auch diese Schwierigkeiten seien zu überwinden, wenn etwa an die Stelle von 5 Millionen Kleinbauern 100 000 wissenschaftlich gebildete Landwirte treten würden — Landwirte, die die Großbetriebe leiten und alle vorkommenden technischen Verbesserungen anwenden würden. Die Folge wäre dann eine solche Steigerung landwirtschaftlicher Produktivität, daß

<sup>1</sup> Von uns gesperrt gedruckt. Der Verfasser.

alle Übel mit Leichtigkeit behoben werden könnten. Nun vorausgesetzt, daß eine solche plötzliche Umstellung größten Stils wirklich ganz oder teilweise durchführbar wäre, so wird doch allgemein zugegeben werden müssen, daß dazu immerhin viele Jahre erforderlich wären. Und hier ist der Haken der Geschichte! Denn was sollen wir in der Übergangszeit mit der Überbevölkerung, unseren überschüssigen Volksgenossen, tun? Ihnen muß sofort geholfen werden, sonst kommen wir zu spät und können nur zusehen, wie sich die Verhältnisse durch das Ventil der Auslandsauswanderung und selbsttätig regulieren. Dann aber bedarf es einer vorausschauenden Siedlungs- oder Bevölkerungspolitik überhaupt nicht mehr.

Die Verordnung vom 29. Januar mag also »unsozialistisch« gewesen sein, jedenfalls war sie in Anbetracht der gegebenen Verhältnisse richtig. Sie ist nicht nur eine agrarpolitische, sondern vor allem auch eine bevölkerungs- und sozialpolitische Maßnahme, die nun ihrerseits durch geeignete Maßnahmen der Auswanderungspolitik noch unterstützt werden muß.

## Aus unserer Bücherei.

Von Edgar Steiger.

Hanns Heinz Ewers, *Moganni Nameh*. Gesammelte Gedichte. Georg Müller, 1918. Preis geheftet 12 Mark, gebunden 15 Mark.

Erlebtes und Geträumtes in wiegenden Rhythmen und blühenden Farben. Die orientalische Gewandung, deren schwere Purpursalten sich bei jedem Schritte des Dichters feierlich bauschen und glücken, ist mehr als flüchtige Laune. Man denkt unwillkürlich an den Westöstlichen Diwan des alternden Goethe. Nur daß hier heißblütige Jugend ihre Liebesabenteuer beichtet. Unter tropischen Blumen, deren üppige Farbenpracht und betäubender Duft unsere Sinne gefangen nimmt, unter Orchideen, Spazintzen, Chrysanthemen usw. verstecken sich lauende Frauengesichter, lachende, weinende und stumme, die uns nur mit einem wehen Blicke streifen — fast alle mit einem krankhaften Zuge um den zuckenden Mund, manchmal zur Frage verzerrt, wie die vierunddreißigjährige hysterische Engländerin, die einen schwarzen Portier im Gesellschaftshaus zu Neapel liebt, oder die Passiflora mit dem Nazarenergift, oder die Springen, »die Protestantensblumen aller blauen Einfaß«. Während diese bunten Blumengeister in leichtem Wiegeschrift ungereimter Trochäen an unserem Auge vorübergleiten, sucht in den »Stunden der Seele«, freie Rhythmen lallend, das zuckende Menschenhirn nach dem erlösenden Worte für seine Leiden — so in »Tatvamasi« (»Das bist du.«) der Mann, den Sieg auf der Stirn, doch im Rücken unerträgliche Qualen, so die Sphinx, deren Rätsel Vernichtung heißt, so Galeotto, der bei der Lektüre mit der Geliebten (vergleiche Tristan und Isolde) sein Schicksal erlebt. Hier klaffen Lebensstiefen, in die der schwindelnde Gedanke jählings hinabstürzt, um sich, wenn die Seele erwacht, eines schönen Morgens zur braunen Bronie in der »Goldenen Krone« hinüberzuretten! Ein nachdenkliches Buch und zugleich in dieser Zeit lyrischer Verschwommenheit und ohnmächtigen Wortgelalls ein kräftiger Vorstoß, die slackernden Stimmungen der modernen Seele in feste Formen zu zwingen.

Richard Knies, *Die Herrlichhöfer und ihr Pfarrer*. Ein Dorfroman. Berlin, Verlag von Egon Fleischel & Co. Preis geheftet 4,50 Mark.

Wie einst Jeremias Gotthelf den Schweizer Bauern, so hat jetzt Richard Knies den rheinbessischen Bauern entdeckt. Und wir, die wir diese köstliche Geschichte lasen,

einen neuen Humoristen! Mit der Einweihung des neuen Schulhauses — welsch ein Ereignis in einer Dorfgemeinde! — beginnt die ans Herz greifende Tragikomödie des geborenen Bauernpfarrers, den der Anblick des verpöhlten Glockentürmchens so ärgert, daß er sich noch in derselben Nacht hinsetzt, um seine eigene Gemeinde in einem Winkelblättchen lächerlich zu machen. Darob gerät Herrlichshofen in Aufruhr. Der Erbauer der unförmlichen Turmzwiebel und der liberale Schullehrer stellen sich an die Spitze der Bekränkten. Man errät den anonymen Artikelschreiber. Man schwänzt seine Predigten. Man beschwert sich beim Bischof. Der Pfarrer, der längst bereit, aber auch seinen Bauernkopf hat, muß weg. Aber der andere, der für ihn kommt, ein sehr gelehrtes Haus, paßt den Bauern erst recht nicht. Und so geht denn, nachdem sich der junge Schullehrer und sein Anhang bei der Gemeindeadjunktenwahl gründlich blamiert haben, der durchgefallene Dorfschreiner selber zum verbannten Pfarrer in die Einöde, um ihn zurückzuholen. Freilich hat das seine Schwierigkeit. Aber nachdem die ehemaligen Todfeinde zusammen ein neues Glockentürmchen ausgestellt haben, gibt auch der Bischof nach. Das alles ist mit so tiefem Verständnis für alle Regungen der Volksseele, mit so urwüchsiger Frische und so innigem Behagen erzählt, daß man darüber mit den beiden Helden alle politischen Erwägungen für und wider vergißt und mit dem Dorfschreiner den wackeren Pfarrherrn lieb gewinnt. Dazu eine Sprache, die auch da, wo der Dichter bloß berichtet, aus der Mundart des Rheinbessens mit feinem Takt gerade so viel in das Schriftdeutsch übernimmt, daß der Leser Land und Leute mit Händen zu greifen wähnt.

**Christian Wagner, Gesammelte Dichtungen.** Herausgegeben von Otto Müntter. Zweite Auflage 1918. Stuttgart, verlegt bei Strecker & Schröder. Preis gebunden 5 Mark.

In Warmbronn bei Stuttgart stand die Wiege dieses eigenartigen Volksdichters. Sein Vater war Schreiner. Er selber, zum Lehrer bestimmt, wurde, da kein Geld da war, Bauer. Aber der Lehrer begleitet den Bauern unsichtbar durchs ganze Leben. Nicht nur, daß er seine Sprache nach dem Lesebuch für Realschulen bildet und von Schiller, Uhland, Freiligrath und anderen das Dichten lernt. Nein, auch der lehrhafte Zug, der all seinem Dichten anhaftet, stammt offenbar daher. Von den vier M, die der Schwabe zu einem glücklichen Leben für nötig erachtet — Mehl, Milch, Most, Mark —, sind die drei ersten immer da, aber die vierte fehlt öfter. Doch das hindert den Wackeren nicht, zweimal zu heiraten. Sonst verfliehet sein Leben ruhig, ohne große äußere Erlebnisse, zwischen der Arbeit auf dem Felde und dem Niederschreiben dessen, was er sich tagsüber beim Pflug im Kopfe zurechtgemacht hat. Lange hat er es bescheiden für sich behalten, bis ihn Weitbrecht, der im »Daheim« darüber berichtet, entdeckt. Erst mit fünfzig Jahren veröffentlicht er seine Gedichte. Heute liegen sie in zweiter Auflage gesammelt vor. Es ist nichts Aufregendes, aber gesunde Hausmannskost, das schlichte Fühlen und Denken eines Mannes aus dem Volke widerspiegelnd, nicht ohne Anlehnung an allerlei gute Vorbilder und nicht ohne lehrhaften Einschlag, aber doch von oft überraschender Ursprünglichkeit.

**Eduard Stucken, Die weißen Götter.** Roman. Zweite Auflage. Berlin, Verlag von Erich Reiss. Ohne Preis.

Das sagenumwobene Märchenland der Azteken, die mit dampfendem Menschenblut geschriebene Geschichte des Drei-Städtebundes an den zwischen himmelhohen Bergketten eingebetteten Seen Mexikos, wo das blühende Gold und das köstliche Gestein der Königspaläste mit der tropischen Farbenpracht einer verschwenderischen Natur weckeferte, wo uralte Weisheit die verschlungenen Bahnen der Gestirne berechnete und den Tierkreis des Himmels auf köstliche Seidenbänder stichte, wo den grausamen Göttern auf den aus Menschenschädeln aufgeschichteten Tempel-

bergen alljährlich Tausende von kriegsgefangenen Feinden geflachtet wurden — dies merkwürdige, verschwundene Kulturvolk, dessen widerspruchsvolle Tugenden: löwengleicher Mut und feige Hinterlist, todbereite Treue und schamlose Treulosigkeit, königliche Großmut und abgefeimte Grausamkeit, rührende Offenheit und steinernes Schweigen, sich wie von selbst zum Bilde des Nießscheschen Übermenschen zusammenballen — Welch ein Vorwurf für einen Dichter, dessen sehnsüchtige Augen, immer rückwärts schauend, mit Vorliebe untergegangene Welten vom Tode heraufbeschwören! Eduard Stucken, der ritterliche Romantiker, der bisher mit dem bezaubernden Klingklang seiner gedankenschaukelnden Reime und Binnenreime die Gralswunder des Mittelalters bannte und in den Dramen »Merlins Geburt«, »Lanval« und »Gawan« ihr dämmerndes Geheimnis vor das grelle Rampenlicht der Bühne jerrte, will in einer großangelegten Romantrilogie den Untergang des alten Amerika durch die Goldgier und Hinterlist der Spanier schildern. Der erste Band, über 500 Seiten stark, liegt jetzt vollendet vor uns — ein Kunstwerk, das in seinen wirren Verschlingungen von Sage und Geschichte fast so geheimnisvoll anmutet wie die düstere Weltkatakastroph, deren ahnungsvolle erste Zuckungen wir hier miterleben. Anfangs bekümbt uns die Fülle der fremdartigen Namen, deren Träger durch vielverschlungene verwandtschaftliche Bande verknüpft sind, und nur langsam tasten wir uns durch das dunkle Labyrinth der Götter- und Menschenmärchen — immer dem geheimnisvollen Lichtschein nach, der von der rührenden Gestalt des weißen Gottes Quezalcoatl ins Dunkel zurückfällt — eines amerikanischen Balders, der den grausen Menschenopfern seiner Heimat ein Ende machen wollte und daher vor der Rache der Blutgötter aus dem Lande fliehen mußte gen Westen, ans Meer hinunter, von wo er (so glauben seine stillen Verehrer, Prinzessinnen aus königlichem Hause und in Erdböhlen wohnende Zauberer) einst wiederkommen wird, um sein Volk zu erlösen. Und nun kommt die Kunde von den weißen Göttern, die auf hohen Wasserhäusern übers Meer hergefahren sind; und der Herr der Erde, der im Blute wafende Montezuma, in dessen Familie und Reich bereits als Anfang vom Ende der Bruderkampf tobt, erzittert auf seinem Throne. Denn das Ende ist da: Cortez, der weiße Gott und Verkünder des weißen Gottes, der spanische Abenteuerer, den der Name Eldorado (das Goldland) herbeigelockt hat. Goldjäger und Kreuzfahrer zugleich, tritt er, seinem unerhörten Glück vertrauend, mit seiner bunten Heerschaar von Entgleisten und Verlumten, fahrenden Ritttern und fanatischen Heidenbekehrern unter unsäglichen Gefahren den waghalsigen Feldzug über die schneebedeckten Cordilleren an — bald als kommandierender Erlöser die gläubigen Eingeborenen bezaubernd, bald als kühner Kriegsheld die kampferprobten Feinde niederwerfend, bald als verschlagener Staatsmann die listigen Unterkönige Montezumas überlistend.

Es ist erstaunlich, welche Fülle von anschaulichem Geschichtsstoff hier aus alten Chroniken und Geschlechtsregistern angehäuft ist — manchmal fast zuviel des Wunderbaren und Entseßlichen, so daß das Kunstwerk aus den Fugen zu gehen droht. Aber immer wieder bändigt der Dichter die widerstrebenden Massen durch den ruhigen, fast nüchternen Ton seiner Erzählung und durch den strahlenden Lichtschimmer, der von der Stirne Quezalcoatls, des weißen Gottes, auf das entseßliche Gemälde dieses Weltunterganges fällt.

**Mag. v. Boehn, Bekleidungskunst und Mode.** Mit 135 Abbildungen. München 1918, Delpinverlag. Preis Pappband 12 Mark, Halbleder 18 Mark.

»Kleider machen Leute.« Das Sprichwort hat recht. Beim Neger und Fidschinsulaner wie beim Römer und Griechen, in der mittelalterlichen Welt der Ritter wie in den aufblühenden italienischen Städten der Renaissance, am französischen Hofe Ludwigs XIV. wie in den stürmischen Tagen der Revolution, da der Ciot's Romanus als Citoyen wieder auferstand, am Teetisch des ängstlichen Biedermeiers wie am Wartburgfest der »teutschen« Studenten, ja vom Heckerhut bis zur heu-

tigen Ballonmütze ist Kleidung mehr als flüchtige Laune und persönliche Willkür. Als Ausdruck der wechselnden Kulturstufen der Menschheit, als Scheidungsmerkmal der beiden Geschlechter und ihres gegenseitigen Verhältnisses, als Bezeichnung von Amt, Würde und Geltung innerhalb der menschlichen Gesellschaft, als Abzeichen politischer Gesinnung und Parteilung haben diese scheinbaren Außerlichkeiten ihre große kulturhistorische Bedeutung. Und darum ist ein Buch, das ihre Entstehung und Entwicklung als Kleidung, Tracht und Mode in großen Zügen schildert, zu begrüßen. An einschlägigen Werken für Fachleute fehlt es ja nicht. Aber wie könnte sich der Laie, der sich nur in Mußestunden neben der anstrengenden Berufsarbeit zu seiner Weiterbildung mit diesen Dingen beschäftigen kann, durch diesen ungeheuren Stoff hindurcharbeiten? Es war daher ein glücklicher Gedanke des Delphinverlags, daß er sich dieser Sache annahm, um in einem handlichen Bande, der niemanden abschreckt, das wichtigste Anschauungsmaterial — es sind 135 Abbildungen, darunter mehrere Duzend ganzseitiger Tafeln — zu sammeln und durch einen Sachkenner erläutern zu lassen. In Max Boehn, dem geistreichen Verfasser der »Miniaturen und Silhouetten«, hat er den richtigen Mann für diese Aufgabe gefunden. Knapp und klar wird im ersten Kapitel das Wichtigste über die Entstehung der Kleidung gesagt; die verschiedenen Ansichten der Forscher werden kritisch beleuchtet, wobei schließlich in der Eitelkeit und dem Spieltrieb des Menschen der stärkste Antrieb zu Schmuck und Zierat gefunden wird. Natürlich kommt Körperbemalung und Tätowierung ebenso zur Sprache wie die verschiedenen Stoffe (Felle, Leder, Flechtwerk, Pflanzenfaser, Wolle, Leinen usw.) der ersten Kleidung und deren Bearbeitung. Es folgt die Entwicklung der Tracht, wobei unter anderem Klima und Geschlecht den Ausschlag gibt, die Entstehung der Schneidererei, Tuch, Mantel und Hemd, Rock, Jacke und Hose usw. Noch feiner ist die Erörterung der ästhetischen und psychologischen Probleme, die hier in Frage kommen, von den ersten Regungen des Schönheitsgefühls bis zur eigentlichen Stilfrage. Zum Schlusse endlich tummeln wir uns im hastigen Wechsel der Mode mit herum, diesem launischen Ausdruck des nie mit sich zufriedenen Ich. Und endlich überschauen wir noch kurz die verschiedenen Reformbestrebungen, die sich während der letzten Jahrzehnte ablösten, um der Naturwidrigkeit und Geschmacklosigkeit der letzten Moden ein Ende zu machen: von der Gesellschaft für Reform der Männerkleidung und dem Kampfe gegen das Korsett bis zum »Reformjack« und dem Künstlerkostüm. Ein lehrreiches Buch, das auch da, wo man dem Verfasser nicht beistimmt, immer zum Denken antregt.

## Literarische Rundschau.

**Köpfe und Tröpfe.** »Köpfe« nannte Maxichamäleon Harden seine Sammlung politischer Porträts. »Köpfe und Tröpfe« hätte Johannes Filschart die Galerie der politischen Köpfe Deutschlands überschreiben können, die er in Siegfried Jacobsohns »Weltbühne« aneinanderreihet, und in der Harden als Repräsentant einer ablen Epoche nicht fehlen dürfte und wohl auch, wenn ich mich recht entsinne, nicht fehlt.

Seit Januar 1918 zeichnet Filschart — der Name steht als Pseudonym für einen, der »bei allem dabel war« — in jedem Heft der »Weltbühne« ein Porträt. Er zeichnet sie noch. In bunter Reihe kommen alle dran, Politiker und Publizisten, die Repräsentanten zwanzigjähriger deutscher Politik. Wer einmal eine dieser Charakteristiken gelesen hat, liest auch die nächsten. Wer sie noch nicht kennt, dem sei das köstliche Porträt Johannes Traubs im 18., das der politischen Amazone Käthe Schirmacher im 21. diesjährigen Heft der Zeitschrift empfohlen. Da hat er Beispiele für die Eigenart, die frappante äußere und innere Prägung dieser Porträts, die überraschende Einfachheit der angewandten Mittel, die doch für jeden einzelnen der Dargestellten andere sind. Und wer diese Bilder schon kennt, dem ist

damit zur Genüge ein Buch empfohlen, in dem Fischart diese Porträte zu einer Galerie vereinigt, wie wir sie noch für kein Gebiet deutscher Lektüre besitzen.<sup>1</sup> Sie enthält 43 Porträte führender politischer Persönlichkeiten von Oktavio Freiherr v. Jedlitz und Neukirch bis Karl Liebknecht, von Erich Ludendorff bis Rosa Luxemburg, von Wilhelm II. bis Kurt Eisner. Politiker, Parteiführer, Diplomaten, Redner, Publizisten, Minister, Generale, Monarchen — Köpfe und Tröpfe ziehen vorüber und solche, die Köpfe zu sein schienen und sich als Tröpfe erwiesen, und andere, bei denen es umgekehrt war. Die Gegenwart erhält Lichter, und die Vergangenheit Preußen-Deutschlands rollt auf bis tief in die Bismarcksche Zeit zurück. Halbvergessene politische Daten werden zwischendrein aufgefrischt und erscheinen in der Rückschau in besonderer Bedeutung, Fäden werden ausgespürt, deren Woher und Wohin im weiteren Gespinnst kaum noch zu erkennen war. Große Belesenheit und noch größere Erfahrung half dabei.

»Porträtskizzen« nennt Fischart bescheiden seine Arbeit. Sie ist viel mehr, sie sollte auch viel mehr sein: »Ein Stück lebendiger Geschichte soll sich vor den Augen des Lesers abspielen.« Es spielt sich ab. In immer wechselnden Bildern zieht es vorüber; in Bildern, die nicht mit photographischer Übertreue jede Haut- und Seelenfalte des Porträtierten abmessen, die das auch gar nicht sollen — Photographien lägen oft in all ihrer sprechenden Ähnlichkeit. Photographien sind diese Porträte nicht, aber Bilder sind es mit den Mängeln und den starken Vorzügen einer temperamentvollen künstlerischen Leistung. Sie sind wirklich auch dann noch, wenn der Porträtierte »irrt«, von »starker und auch von künstlerischer Suggestion«. Fischart gibt das Wesentliche und das knapp und scharf herausgearbeitet. Schon die Art, wie er sein Modell hinsetzt, ist von künstlerischem Griff, ist oft in ihrem Witz allein schon Charakteristik. So erzählt Oktavio Freiherr v. Jedlitz als ein abgefangener Mann vom Krankenbett aus von seinem Leben, seinem Glück und seinem Ende. Und daß und wie er Erzberger für sich selbst sprechen läßt, kennzeichnet den Mann und erspart Worte. Ludendorff erscheint als Held eines Films: »Die Tragödie des Generals« oder »In Ungnade gefallen«, ein Filmspiel in acht Bildern. Paul Wegener als Ludendorff. Musik ausgeführt von der Kapelle des Niederrheinischen Infanterieregiments 39. Und dann wird die »Kinderel der großen Geste« knapp, schlagend, fast nur durch Tatsachen abgefan. Ludendorffs Ostpolitik und noch etwas mehr als nur diese, ein ganzes System, das sich auch in Elsaß-Lothringen »bewährte«, wird in einigen Sätzen gerichtet: »Die besetzten östlichen Gebiete wurden militärisch regiert. Man schritt zu Reformen, und man begann die Seelen der Einwohner im Kasernenhospitäl zu drillen. Merkwürdig aber: die Litauer, die Letten, die Polen zeigten kein Verständnis für die deutsche Kultur, die ihnen von Amts wegen aufgezwungen werden sollte. Also mußte man noch barscher auftreten, noch mehr kommandieren. Ja, das war die Ostpolitik Ludendorffs: einfach und gradlinig. Nur hatte er diese Menschen mit seinen Rekruten verwechselt.«

Tröpfe von gigantischem Ausmaß stehen vor politischen Hintergründen: Tirpitz etwa, in dessen Geschichte, die sich liest wie ein Kapitel aus Heinrich Manns »Unterkan«, Fischart einen Abriss deutscher Flottenpolitik gibt. Und die kleineren Tröpfe um die großen herum: Reventlow, den Fischart so charakterisiert: »Niesche, Treitschke, Bernhardi ... mischt diese drei zusammen und läßt alles Kluge und Weißig-Feine durch ein Sieb rinnen: Was dann auf den Maschen übrigbleibt, der Grund, das Grobkörnige, das Ungeflachte, das Unethische —, seht, das ist letzten Endes der Stoff, aus dem die geistige und seelische Struktur Ernst zu Reventlows geformt ist.« Wilhelm II. wird in einigen knappen sachlichen Bildern erschöpfend gezeichnet. Hat man das gelesen, so hat man Lust, den sorgelagten Cäsaren ein zweites Mal fortzujagen.

<sup>1</sup> Johannes Fischart, Das alte und das neue System. Die politischen Köpfe Deutschlands. Berlin, Verlag Döckerfeld & Co. 400 Seiten. Preis broschiert 10 Mark, gebunden 13 Mark, in Halbpergament 15 Mark.

Die Darstellung des Nationalliberalen Paasche wird durch die nüchternen An-  
einanderreihung der Tatsachen zu einem kapitalistischer Geschäftspolitik. Um die Ge-  
stalt Friedrich Naumanns herum schreibt Fischart eine knappe Geschichte des deut-  
schen Nationalsozialismus. Helfferich steht als der »geistige Kriegsgewinnler«, der  
er ist, prägnant gezeichnet vor dem Leser. Daneben hängen weniger geglückte Por-  
träts. So hat Fischart das geistige Wesen der in ihrer Art tapferen Rosa Luxemburg  
nicht erfasst. Aber die Vorzüge des Buches überwiegen bei weitem seine  
Mängel. Es hat nichts von der Peinlichkeit, die gesammelter schriftstellerischer  
Tagesarbeit so leicht anhaftet. Das Buch ist mehr als nur eine unterhaltende  
Porträtgalerie. Es leistet in der Fülle seiner Zusammenhänge, Erinnerungen, Daten  
und Tatsachen auch dem politischen Tageschriftsteller wertvolle Dienste. Und hat  
man es ausgelesen, so war es ein Gang durch die politische Geschichte Deutschlands  
der letzten zwanzig Jahre, reich an Einblicken und Ausblicken.

Edgar Sahnwald.

**Der Völkerbundsgebanke.** Materialienammlung, zusammengestellt im Auftrag des  
Vereins »Auslandskunde« von Professor Dr. Rahlmann. Berlin 1919,  
Engelmann. 230 Seiten.

Recht zeitgemäß kommt diese Materialienammlung, die mit einem kurzen  
Aufsatz Franz v. Liszt's (»Utopie oder Programm?«) eingeleitet wird. Daran  
schließen sich Auszüge aus älteren Schriften über den dauernden Frieden, ein Ab-  
schnitt über die Haager Konferenzen, Äußerungen zur Beurteilung des gegenwärtigen  
Standes der Völkerbundsfrage (S. 39 bis 223) usw. Alle wichtigen Kund-  
gebungen, die während des Weltkriegs über einen Völkerbund gemacht wurden,  
sind vollständig oder auszugsweise in das Buch aufgenommen worden, das ein  
brauchbarer Behelf zum Studium der gegenwärtig für die ganze Menschheit wich-  
tigsten politischen Angelegenheit ist. Manche aus Tageszeitungen übernommene  
Übersetzungen scheinen allerdings etwas mangelhaft zu sein. H. Fehlinger.

**Belgiens Volkswirtschaft.** In Verbindung mit anderen herausgegeben von Hans  
Gehrig und Heinrich Waentig. Leipzig und Berlin 1918, Verlag B. G.  
Teubner.

Dieses Sammelwerk verdankt, wie so manches andere, sein Entstehen der lite-  
rarischen Kriegskonjunktur. Seine sieben Verfasser mögen sich von der Ansicht  
haben leiten lassen, Belgien werde in irgendeiner Form dauernd unter deutscher  
Aufsicht bleiben. Davon ausgehend haben sie sich bemüht, den deutschen Kauf-  
leuten, Industriellen und Beamten vorzuführen, wie Belgiens Volkswirtschaft,  
unter dem Gesichtswinkel des kapitalistischen Standpunktes betrachtet, sich in den  
letzten zwei Jahrhunderten entwickelt hat und vor Kriegsausbruch beschaffen war.  
Diese Tendenz des Werkes dient nicht seiner wissenschaftlichen Stärkung, und der  
eigentliche Träger der belgischen Volkswirtschaft, das Proletariat, ist den Ver-  
fassern ziemlich fremd geblieben, so daß ihre Darstellungen sich im ganzen auf der  
Oberfläche halten. Tieferes Verständnis für den menschlichen Teil der Volkswirt-  
schaft ist aus der Statistik allein nicht zu erlangen; nur hingebende Liebe öffnet  
die Pforten der Erkenntnis. Mit dieser Einschränkung kann anerkannt werden,  
daß hier ein relativ nütliches Buch geschaffen worden ist, das eine Lücke unserer  
volkswirtschaftlichen Literatur wenigstens teilweise ausfüllt und auch noch nach der  
Beseitigung seiner politischen Voraussetzungen, bei Anwendung einiger kritischen  
Vorsicht, zu Informationszwecken mit erheblichem Vorteil verwendet werden kann.  
Es enthält eine Fülle von Material, das man gleichen Umfangs und gleicher Viel-  
seitigkeit anderwärts nicht beieinander findet. Zwar sind die einzelnen Teile des  
Sammelwerkes nach Form und Inhalt nicht alle gleichwertig zu nennen, jedoch  
bieten sie in ihrer Gesamtheit einen guten Überblick. O. L.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 19

Ausgegeben am 8. August 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Nationalgefühl und Klassenbewußtsein.

Von Heinrich Cunow.

Vergleicht man die kühle Resignation, die heute in einem großen Teile des deutschen Volkes und seiner politischen Presse bezüglich der uns durch den Friedensvertrag aufgezwungenen Abtrennung fast reindeutscher Landes-teile vom Deutschen Reiche hervortritt, mit der oft in den ergaltiersten Gefühlsäußerungen durchbrechenden nationalen Begeisterung, die zu Anfang des Weltkriegs die großen Massen des deutschen Volkes gepackt hatte, so kann man sich nicht des Eindrucks entziehen, daß unter dem Einfluß der veränderten Lebensumstände die Volksstimmung gründlich gewechselt hat. Damals große Umzüge, flammende nationale Reden und Aufrufe, Volksdemonstrationen vor öffentlichen Gebäuden und Denkmälern, nationale Massengesänge und sich fast überstürzende Massenmeldungen zum freiwilligen Waffendienst — heute eine gedankenlose nationale Gleichgültigkeit, eine fast spöttische Beurteilung nationaler Schicksalsfragen, teilweise sogar die offen hervortretende Sucht, aus rein materiellen Gründen den geschwächten Reichskörper zu verlassen und sich als Anhängsel fremden Nationen anzugliedern. Und doch sind es zum Teil dieselben Volkselemente, die damals sich in lärmenden Kundgebungen eines überspannten Nationalgefühls gefielen und die heute der Abtrennung deutscher Volkssteile gleichgültig zusehen. Auch die Arbeiterschaft hatte das Nationalgefühl mit festem Griffe gepackt, und wer damals Gelegenheit hatte, sich die öffentlichen Umzüge anzusehen, die Gespräche in Wirtschaften und Werkstätten anzuhören, konnte die Erfahrung machen, daß die oft in Arbeiterversammlungen vorgebrachte Behauptung, der Arbeiter hätte kein Vaterland, kein Nationalgefühl, in dem Gemüt dieser selben Arbeiterschaft wenig Wurzel geschlagen hatte.

Wie es immer Leute gegeben hat, die für jede Zeitströmung, für jede infolge abnormer Lebensverhältnisse sich geltend machende Massenstimmung eine Art theoretischer Begründung zu finden wußten und in jedem Wechsel einen Geistesfortschritt entdeckten, so fehlt es auch heute nicht an Stimmen, die in dieser Resignation eine natürliche Entwicklungstendenz zum Kosmopolitismus oder Internationalismus, wenn nicht gar eine Wiederkehr weltbürgerlicher Anschauungen, des sogenannten »Geistes von Weimar« usw. sehen. Darunter sind gar manche Stimmungsmenschen, die in den ersten Kriegsmonaten stramm in den Reihen der Alldeutschen marschierten und alberne Haßgesänge mitsingen. Dagegen dürften Völkerpsychologen, Ethnologen und Soziologen, die sich jemals mit der Entwicklungsgeschichte der Nationen und des Nationalgefühls beschäftigt haben, kaum unter diesen Philosophen des Allerweltsnivellismus zu finden sein. Wer da weiß, wie in anderen Völkern nach ähnlichen traurigen Lebensschicksalen immer wieder

der nationale Gedanke aufgeschossen ist — ich erinnere nur an Irland und Italien —, wie sich dort oft erst infolge des fremden Druckes der nationale Sammlungs-gedanke herausgebildet und zum alle Volksschichten aufrüttelnden reizenden Strome entwickelt hat und wie diese Aufrüttelung gewöhnlich von den fremden Staaten angegliederten nationalen Abspaltungsgebieten ausging, der muß annehmen, daß auch in Deutschland wieder der nationale Sammlungs- und Einigungsgedanke zur Macht erstarken wird. Hält man das für unmöglich oder unwahrscheinlich, so erklärt man damit die deutsche Nation für ein sieches Gebilde ohne innere Lebenskraft, das nicht aus sich jenes Maß nationaler Widerstandskraft und Erhebung aufzubringen vermag, das wir bei Irländern und Italienern, Polen und Tschechen finden. Solche Geringschätzung des deutschen Volkes findet aber weder in seiner bisherigen Geschichte noch in seiner Wirtschafts- und Absorptionskraft eine Bestätigung. Freilich zu jenem ausgeprägten Nationalbewußtsein, das wir beim Engländer und Franzosen finden, ist das deutsche Volk bisher nicht gelangt; aber dieses Zurückbleiben ist nicht die Folge eines Mangels an innerer Lebenskraft, sondern einer vielhundertjährigen staatlichen Zerrissenheit und der durch diesen Zustand hervorgerufenen staatspolitischen Gegensätze.

Wie die nationale Exaltation zu Beginn des Krieges ist auch die jetzige nationale Resignation eine vorübergehende Erscheinung. Ihr wird und muß die nationale Wiedergeburt folgen — und wer die Proteste und Ausschreie in den preußischen Ostprovinzen, teilweise auch im Rheinland, zu deuten weiß, der sieht, daß bereits in den Gemütern eine starke Gegenströmung gegen die kraft- und saftlose Ergebungsphilosophie eingeseht hat. Diese Strömung wird sich verstärken, wenn erst die im Friedensvertrag festgesetzten Angliederungen deutschen Gebiets an fremde Staaten erfolgen. Sie wird auch die Arbeiter, die heute schon vielfach mit an der Spitze dieser Bewegung marschieren, in ihren Bann ziehen.

Diese Bewegung aus Gründen eines verkehrt aufgefaßten Internationalismus oder aus parteifaktischen Motiven hindern zu wollen, wäre ein großer Fehler, der schließlich nur zur Abwendung national denkender Arbeiterschichten von unserer Partei führen würde. Die Sozialdemokratische Partei muß vielmehr dieser Bewegung Rechnung tragen und, wenn sie auf weitere Arbeiterschichten übergreift, sich an die Spitze stellen, damit der Strom nicht in fremde Bette geleitet und zum Treiben nationalistisch-reaktionärer Mühlen benutzt wird. Man mag den jüngst vom Genossen August Winnig in der »Glocke« veröffentlichten Artikel »Glossen zur Ratifizierung« in einzelnen Teilen vielleicht für nicht ganz zeitgemäß halten, darin hat er meines Erachtens vollkommen recht, daß er in bezug auf die einsetzende nationale Bewegung sagt: »Soll dieser Neuaufstieg des Volkes nicht zugleich eine Rückkehr zu heute überwundenen Formen des politischen Denkens bringen, so müssen die Volksparteien, muß vor allem unsere eigene Partei Führer bei dieser nationalen Wiedergeburt sein.« Und zwar darf die Partei meiner Ansicht nach sich nicht nur deshalb nicht abwehrend verhalten, weil sie sonst den nötigen Einfluß auf die nationale Strömung, ihre Richtung und die von ihr mitgerissenen Massen verlieren würde, sondern weil auch die Wiedererstarkung des nationalen Gedankens — worunter hier natürlich nicht der Chauvinismus oder Jingoismus zu verstehen ist — ein Faktor werden kann,

der uns in zielbewußtem Vertrauen auf eine bessere nationale Zukunft über die jetzige Zeit der Depression hinweghilft und das Streben nach Ausgestaltung des Reiches zu einem Einheitsstaat fördert.

Aber verträgt sich denn solche Stellungnahme mit der Idee des Sozialismus? Hat nicht Marx erklärt, der Arbeiter hätte kein Vaterland? Wie so häufig, muß auch in dieser Beziehung Marx dazu herhalten, Anschauungen und Auffassungen stützen zu helfen, die gar nicht die seinigen, sondern vielmehr einem feichten liberalen Kosmopolitismus entlehnt sind. Sicher hat Marx im kommunistischen Manifest gesagt: »Die Arbeiter haben kein Vaterland. Man kann ihnen nicht nehmen, was sie nicht haben.« Nur besagt dieser Ausspruch in Verbindung mit dem folgenden Satze das Gegenteil von dem, was vielfach aus ihm herausgelesen wird; denn es heißt weiter: »Indem das Proletariat zunächst sich die politische Herrschaft erobern, sich zur nationalen Klasse erheben, sich selbst als Nation konstituieren muß, ist es selbst noch national, wenn auch keineswegs im Sinne der Bourgeoisie.«

Was heißt das, die Arbeiterklasse müsse sich zur nationalen Klasse erheben, sich als Nation konstituieren usw.? Für jeden, der Marx' Auffassung der Nation versteht, ist ohne weiteres klar, was dieser meint. Marx will sagen: Heute (1848) hat der Arbeiter kein Vaterland, denn er hat keinen eigentlichen Anteil am Leben der Nation, ist noch von ihren materiellen und geistigen Gütern ausgeschlossen. Aber die Arbeiterschaft wird einst die politische Macht erringen und eine dominierende Stellung in der Nation einnehmen, und dann, wenn sie sich gewissermaßen selbst als Nation konstituiert haben wird, wird sie auch national sein und national fühlen, wenn auch ihr Nationalismus anderer Art sein wird als jener der Bourgeoisie.

Ist das aber richtig, dann läßt sich aus dieser Äußerung sicherlich nicht ableiten, Marx sei der Meinung gewesen, die Nationalität ginge den Arbeiter nichts an. Dann besagt sie vielmehr kurzweg: Jetzt hat der Arbeiter kein Vaterland, denn er hat noch keinen nennenswerten Anteil am nationalen Leben; erlangt er später aber solchen Anteil, wird er gar selbst Träger der nationalen Entwicklung, dann hat er auch ein Vaterland, denn seine Stellung zur Nation richtet sich danach, welche Stellung er selbst in der Nation einnimmt.

Und darin hat Marx durchaus recht. Heimatsgefühl — das so oft in sozialphilosophischen Erörterungen mit dem Nationalgefühl verwechselt wird — kann auch der geknechtete, von allen Kulturgütern seiner Nation ausgeschlossene Arbeiter haben, ja er hat es meist um so stärker, je weniger er über seinen engen heimatischen Lebensraum hinwegzublicken vermag und mit seinen ganzen Gedanken und Erinnerungen in diesem wurzelt; Nationalgefühl und Nationalbewußtsein hingegen kann nur haben, wer mit dem Kulturleben seiner Nation bekannt ist, mit ihrem Denken und Fühlen, ihrer Geschichte und ihrem kulturellen Lebensinhalt.

Die Inbeschlagnahme von Marx für allerlei antinational-kosmopolitische Deduktionen erklärt sich nur daraus, daß man den Marx'schen Begriff der Nation meist gar nicht verstanden hat. In seinen ältesten Abhandlungen faßt Marx die Nation noch ganz in der Weise auf, wie es zu jener Zeit in Deutschland üblich war und noch heute meist in England und Frankreich ge-

schleht. Eine Nation besteht danach aus der Bevölkerung eines Staatsgebietes; das Wort Nation ist also nur eine andere Bezeichnung für ein Staatsvolk, wie denn auch in England und Frankreich der Ausdruck, jemand sei englischer beziehungsweise französischer Nationalität, nichts anderes besagt, als er sei Angehöriger des englischen beziehungsweise französischen Staates. Unter Nationalität versteht daher auch Marx zunächst nur die allgemeine Wesenheit eines Staatsvolkes, unter Nationalcharakter den Gesamtcharakter der Staatsbevölkerung. So wendet er sich zum Beispiel in der »Heiligen Familie« gegen Bruno Bauers Kritik des »reinen Egoismus« der französischen Nationalität während der großen Französischen Revolution (Mehring, Literarischer Nachlaß, 3. Band, S. 226) mit den Worten:

Der Egoismus der Nationalität ist der naturwüchsige Egoismus des allgemeinen Staatswesens, im Gegensatz zum Egoismus der feudalistischen Abgrenzungen. Das höchste Wesen ist die höhere Befähigung des allgemeinen Staatswesens, also auch der Nationalität. Das höchste Wesen soll nichtsdestoweniger den Egoismus der Nationalität, das ist des allgemeinen Staatswesens, zügeln!

Doch derartige Äußerungen finden wir nur in den ersten Jugendschriften von Marx; schon in der »Neuen Rheinischen Zeitung« 1848/49 wird der Begriff der Nation anders gefaßt. Die Nation wird nun als ein auf einer bestimmten »Naturbasis« (Gebiet respektive Bodengestaltung, Klima, Rassenverwandtschaft) aus dem historischen Entwicklungsprozeß herauswachsendes Massengebilde mit gleichen geschichtlichen Traditionen, gleicher Sprache (wenn auch vielleicht mit Dialektverschiedenheiten) und gleichartigen allgemeinen Charakterzügen aufgefaßt. Zwar eine bestimmte wissenschaftliche Untersuchung und eine auf dieser beruhende allgemeine Begriffsbestimmung der Nation geben in den Artikeln der »Neuen Rheinischen Zeitung« weder Marx noch Engels. Aber aus ihrer Kritik der panslawistischen Bestrebungen und ihren Hinweisen auf neuere Nationalitätsbildungen geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß sie nun in der Nation ein aus einem bestimmten Werdegang hervorgegangenes, sich von anderen nationalen Gebilden durch bestimmte Charaktereigenheiten abhebendes historisches Volkserassimilierungsprodukt, ein Schicksalsgemeinschaft sehen.

Indem aber das historische Schicksal allmählich derartige Charaktergemeinschaften zusammenschmiedet, bildet es zugleich das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit, das Nationalgefühl aus, dessen Hauptträger im Laufe der Entwicklung nacheinander verschiedene Klassen sein können. Zunächst ist dieses Nationalgefühl nichts als bloße Erkenntnis einer gewissen Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe und der Abweichung von einer anderen Gruppe — eine Erkenntnis, über die sich der einzelne meist noch gar nicht selbst Rechenschaft gibt, weshalb man auch auf dieser Stufe von einem erst entstehenden »instinktiven Nationalgefühl« sprechen kann. Mit der Ausdehnung der Nationen und ihrer inneren Festigung, das heißt der Herausbildung besonderer abweichender Nationaltypen und gegensätzlicher Charaktereigenheiten, erweitert sich aber dieses instinktive Gefühl zum Bewußtsein des Ähnlichseins und der Verbundenheit.

Daraus ergibt sich — wenn auch Marx selbst diesen Gedanken nicht weiter ausgeführt hat —, daß nicht nur meist auf den einander folgenden Entwicklungsstufen verschiedene Volksschichten Träger des nationalen Ge-

dankens und der Nationaleigenschaften sein können, sondern daß auch die sogenannten Nationalcharaktere wechseln. Hier ist es die Bauernschaft beziehungsweise der ländliche Grundbesitz, dort die Großbourgeoisie, das Kleinbürgertum, die Militär- und Beamten-schicht oder auch die Schicht der Intellektuellen, in welcher der nationale Gedanke vornehmlich wurzelt und die dem nationalen Leben mehr oder weniger ihr Gepräge gibt. Es ist ganz selbstverständlich, daß — abgesehen von der Rassenzugehörigkeit und den Rassenanlagen — eine Nation, die hauptsächlich aus Gebirgsbauern besteht, im Laufe längerer Entwicklung andere Charaktermerkmale ausprägt als eine vorzugsweise handeltreibende und seefahrende Nation, und ebenso selbstverständlich ist es, daß außer der Vermischung mit fremden Elementen auch dadurch der Nationalcharakter Veränderungen erfahren kann, daß im Laufe der Entwicklung verschiedenartige Schichten einen ausschlaggebenden Einfluß auf das nationale Leben erlangen.

Judem aber ist es völlig verkehrt, die Nation als einen abgeordneten Komplex für sich zu betrachten. Neben der Nationalitätsgemeinschaft existiert eine Reihe anderer Gemeinschaften mit besonderen Tendenzen und Interessen, und diese laufen nicht neben der Nation einher, sondern ergänzen, verstärken oder durchkreuzen die Lebenstendenzen der Nation. Der Mensch ist nicht nur Mitglied einer Nation, er ist zugleich auch Mitglied einer Rasse, Religionsgemeinschaft, einer Klasse, eines Staates usw., und sein Zusammenhang mit diesen beeinflusst in der mannigfachsten Weise sein Zusammenleben mit den anderen Mitgliedern seiner Nation. Betrachten wir nur zum Beispiel den Einfluß der Religionsgemeinschaft auf die Nationalität. Wo die Nation zugleich eine Religionsbeziehungsweise Kultgemeinschaft bildet, die Nation also ihre besondere Nationalkirche hat, tritt unzweifelhaft zu den anderen die Mitglieder der Nation verbindenden und ihr nationales Bewußtsein verstärkenden Faktoren ein neuer Faktor hinzu: das Bewußtsein des gleichen Glaubens. Deshalb ist auch, wenn das Nationalgefühl erwacht und eine junge Nation sich anschickt, sich zu verselbständigen und aus der Umschlingung einer anderen zu lösen, ihr Bestreben fast immer darauf gerichtet, eine besondere Religions- oder Kirchengemeinschaft, wenigstens aber einen eigenen selbständigen kirchlichen Verwaltungsbezirk zu bilden. Oft ist die Gemeinsamkeit der Religion sogar ein Mittel, verschiedene Nationalitäten zusammenzukleben und schließlich einen Assimilationsprozeß herbeizuführen, während andererseits eine Nation durch innere religiöse Gegensätze zerrissen und gespalten werden kann. So haben wir in Irland das Beispiel, daß nicht die Sprachverschiedenheit, wohl aber die Verschiedenheit der Religion das nationale Zusammengehörigkeitsgefühl durchbricht und ein großer Bevölkerungssteil der Provinz Ulster sich den nationalen Bestrebungen des übrigen Irlands feindlich gegenüberstellt, nicht weil er anderer Rasse ist — wenn auch im Nordosten der schottische Einschlag stärker sein mag — oder weil er ganz andere Sitten und Gebräuche hat, sondern weil er Anhänger der englischen Hochkirche, die Bewohner der südlicheren Teile hingegen meist strenge »Papisten« sind.

Daselbe gilt vom Klassengefühl beziehungsweise Klassenbewußtsein. Auch dieses steht keineswegs immer in einem Gegensatz zum Nationalbewußtsein. Beide können sich auch gegenseitig ergänzen und stärken. In gewissem Sinne kann man sogar sagen, daß Klassenbewußtsein kann in Nationalbewußtsein

übergehen. Wo in einer Nation die Klassenschichtung sehr tief geht und die Klassengegensätze scharf ausgeprägt sind, da kann natürlich bei Konflikten zwischen verschiedenen Nationen die eine oder andere Klasse der einen Nation — besonders wird das der Fall sein, wenn eine solche Klasse sich unterdrückt fühlt — sich mit der gleichgearteten Klasse der anderen Nation so weit solidarisch fühlen, daß sie gegen die eigene Nation Stellung nimmt. Wohlverstanden, das kann sein; es muß aber durchaus nicht sein. Solche Stellungnahme ist keine einfache Folge des Klassenbewußtseins, sondern sie ist abhängig von der Festigkeit der nationalen Bande und von der Heftigkeit des Klassenkampfes, der Gleichartigkeit der eigenen und der fremden Klassenlage und der Stärke der sich aus dieser ergebenden besonderen Klasseninteressen. Andererseits kann aber auch das Klassenbewußtsein zu einer Verstärkung des Nationalbewußtseins führen. Das tritt gewöhnlich dann ein, wenn eine Nation von der anderen niedergehalten, in ihrer Entwicklung gehemmt und als Paria behandelt wird, also eine unterdrückte Nation zu einer anderen herrschenden Nation gewissermaßen in die Stellung einer unterdrückten zu einer herrschenden Klasse gelangt. Der Klassenkampf wird dann zum Nationalkampf oder richtiger, der Klassenkampf nimmt die Form eines nationalen Kampfes gegen die Ausbeuternation an. In einer solchen Klassenlage befanden sich zum Beispiel bisher die Kroaten gegenüber Ungarn und Österreich, die Irländer gegenüber England — und infolge des Sieges Englands über Deutschland und des diesem aufgezwungenen Friedensvertrags steht heute auch die deutsche Nation zu England in einem ähnlichen Klassenverhältnis.

Niemals hat Marx behauptet, Klassenbewußtsein und Nationalbewußtsein schließen einander aus, oder der Arbeiter dürfe kein Nationalgefühl haben, nur Klassengefühl. Marx war weder Nationalist noch — wozu man ihn neuerdings in Frankreich gern stempeln möchte — deutscher Patriot; aber er war ein zu guter Kenner der Sozialgeschichte, um nicht die historische Rolle des Nationalgefühls zu begreifen. Für ihn ist die Nation eine Gemeinschaft wie der Staat, die Klasse, die Kirchengemeinde usw. — wenn auch selbstverständlich aus anderen Sozialverhältnissen hervorgegangen —, und wie diese Gemeinschaften aus sich ein Zusammengehörigkeitsgefühl erzeugen, so auch die Nation. Die Aufforderung »Proletarier aller Länder, vereinigt euch!« besagt keineswegs, der Arbeiter stehe außerhalb der nationalen Gemeinschaft — genau so wenig wie der Aufruf: »Journalisten, Ärzte, Lehrer usw. schließt euch zur Durchsetzung eurer Aufgaben zu internationalen Verbänden zusammen!« besagt, daß Angehörige dieser Berufe sich nicht mit ihrer Nationalität verbunden fühlen dürfen. Tatsache ist denn auch, daß, als nach der Gründung der Internationalen Arbeiterassoziation französische Mitglieder die Forderung einer »Entnationalisierung« der Arbeiter stellten, Marx diese Bestrebungen spöttisch behandelte und ihnen in den Sitzungen entgegen trat.

Marx wußte auch sehr wohl, daß es nicht nur innerhalb eines Staates Klassengegensätze gibt, sondern auch die Gegensätze zwischen verschiedenen Staaten und Nationen sich zu Klassengegensätzen zuzuspitzen vermögen. Schon in einem Marxschen Artikel über »Französische und englische Klassenkämpfe« der »Neuen Rheinischen Zeitung« (vom 31. Juli 1848) heißt es:

Je freier die Konkurrenz durch die Beseitigung aller »Monopole«, desto rascher konzentriert sich das Kapital in den Händen einer industriellen Feudalität, desto rascher wird die kleine Bourgeoisie ruiniert, desto schneller unterjocht das Land des Kapitalmonopols, England, die umliegenden Länder seiner Industrie. Hebt die »Monopole« der französischen, deutschen, italienischen Bourgeoisie auf, und Deutschland, Frankreich, Italien sinken herab zu Proletariern gegenüber der alles absorbierenden englischen Bourgeoisie. Den Druck, den der einzelne englische Bourgeois ausübt auf den einzelnen englischen Proletarier, denselben Druck wird dann die gesamte englische Bourgeoisie ausüben über Deutschland, Frankreich und Italien, und wer namentlich darunter leidet, wird die kleine Bourgeoisie dieser Länder sein.

Und Friedrich Engels schreibt im Neujahrsartikel 1849 (Aus dem literarischen Nachlaß von Karl Marx und Friedrich Engels, 3. Band, S. 231):

Das Land aber, das ganze Nationen in seine Proletarier verwandelt, das mit seinen Riesenarmen die ganze Welt umspannt hält, das mit seinem Gelde schon einmal die Kosten der europäischen Restauration bestritten hat, in dessen eigenem Schoße die Klassegegensätze sich zur ausgeprägtesten, schamlosesten Form fortgetrieben haben — England scheint der Fels, an dem die Revolutionswogen scheitern, das die neue Gesellschaft schon im Mutterchoß aushungert.

Davon, daß die Arbeiterschaft nicht national empfinden darf, wenn sie nicht gegen den Klassenkampfgedanken verstoßen will, ist in diesen und anderen Marx'schen Äußerungen sicherlich selbst mit der Lupe nichts zu entdecken.

## Der kommunalisierte Landrat.

Von Eduard Gräf.

Der Staatsminister a. D. Dr. Drews hat im Auftrag des Ministeriums des Innern die Entwürfe für die neue Städte- und Provinzialordnung auszuarbeiten — zur Umgestaltung Preußens. Den Provinzen soll eine größere Autonomie gewährt werden, um den Zerfall des Zentralstaates Preußen zu verhüten. Nach diesen Vorschlägen sollen die Regierungspräsidenten weiterhin politische Beamte sein, während die Landräte von den Kreistagen nach einem demokratischen System gewählt werden. Der Landrat, der »König des Kreises« im alten Preußen, wird also künftig nicht mehr Staatsbeamter, sondern Kreisbeamter sein. Eine vollständige Umwälzung der inneren Verwaltung Preußens wird damit eintreten. Als Demokraten können wir das nur begrüßen. Es ist nur die Frage, ob die Zeit jetzt schon gekommen ist, alle diese Pläne durchzuführen. »Zu früh« kann man diesen Plänen entgegenhalten. Eine Übergangszeit ist unbedingt notwendig, da alles noch im Flusse ist, Ruhe und Ordnung noch lange nicht eingekehrt sind, und mit fester Hand erst Ordnung geschaffen werden muß.

Neue Männer sind meistens durch das neue Wahlsystem in die Gemeindevertretungen und Kreistage hineingekommen, die sich erst einarbeiten und mit der schwierigen Materie vertraut werden müssen. Gilt es doch Besseres an Stelle des Alten zu setzen und mit dem alten Schlendrian gründlich aufzuräumen! Wie man leider zurzeit noch das ganze Polizeisystem nicht entbehren kann, sogar auf Militär, Flinten und Kanonen zurückgreifen muß, da immer neue Unruhen, Puffche, Erschütterungen

unseren kranken Volkskörper heimsuchen, so muß auch eine starke Staatsgewalt vorläufig noch ihres Amtes walten. Deshalb kann der Staat in dieser schwierigen Übergangszeit nicht auf den politischen Landrat als Staatsbeamten verzichten. Wie auch die Volksbeauftragten in ihren ersten Erlassen nach der Revolution ausdrücklich erklärt haben, daß alle Staatsbeamten bis auf weiteres im Dienste zu bleiben haben.

Daß diese Demokratisierung noch nicht durchgeführt werden kann, liegt also nicht an unserer Partei, sondern in den Umständen unserer Zeit. Man denke nur an Kreise, die mit Mühe und Not künftig eine Mehrheit des Volkes für ihr Verbleiben im Reiche oder Staat erhalten haben. Es sind dies die Grenzbezirke, die jetzt das Volk zur Abstimmung (laut Friedensvertrag unter Aufsicht unserer Feinde) zu rufen haben. Was kann da ein Sonderling als Kreislandrat großes Unheil schaffen, wenn er jetzt schon von seinem Kreise gewählt wird. Er kann seine Wählerschaft — je nach ihrem Bildungsgrad — so sehr gegen Staat und Provinz beeinflussen, daß das Abstimmungsverhältnis in Frage gestellt werden kann. Der kommunalisierte Landrat ist ja nicht mehr von der Regierung abhängig, sondern der Vertrauensmann seiner Wähler und »Vorgesetzter« der aus dem gleichen Wahlrecht hervorgegangenen Bürgermeister des Kreises. Scheinbar ist er deren Vorgesetzter, doch wer die Zähigkeit vieler Bauernbürgermeister kennt, wird wissen, daß der Erkorone sehr bald in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zu seinen Wählern kommen kann. Wären nun bereits normale Verhältnisse in Stadt und Land eingetreten, hätte unser Volk wirklich die Freiheit begriffen, die Schwierigkeiten erledigt, die zum Beispiel noch in der Ernährungsfrage liegen, dann wäre die Frage leichter zu lösen. Jetzt aber muß unsere Regierung manchen Landrat seines Postens entheben, manche Stelle kommissarisch neu besetzen, weil der seitherige »König des Kreises« der neuen Regierung nicht dienen will, fest am alten hängt oder in die neuen Verhältnisse sich nicht eingewöhnen kann. Welche tüchtigen Beamten werden sich jedoch als kommissarische Vertreter für diese Kreise gewinnen lassen, wenn in ganz kurzer Zeit schon die Neuwahlen der Kreislandräte vorgenommen werden sollen? Viele müßten dann wieder abziehen — mit Weib und Kind die Kreisstadt verlassen, weil der neue Mann den Posten nach der Wahl besetzt.

Auch ist die Besoldung des Landratspostens so gering, daß sich nur schwer tüchtige Kräfte in heutiger Zeit finden werden, da dieses mühevollen Amt als Provisorium übernommen würde. Silt es doch in vielen Kreisen erst Ordnung zu schaffen, den Kampf gegen Eigennuß und politischen Troß aufzunehmen, um dann nach monatelangem Kampfe wieder abtreten zu müssen. Der Egoismus unseres Volkes ist durch die lange Kriegszeit so groß geworden, daß heute sehr viele Ideale zurückgedrängt werden. Die Not zwingt uns auch dazu, die Rationierung vieler wichtiger Nahrungsmittel noch lange aufrechtzuerhalten. Die Ernährung des Volkes erfordert also weiterhin eine strenge Erfassung vorhandener Lebensmittel, Bekämpfung des Schleichhandels, Senkung der Preise usw., damit wir nicht noch mehr von dem Ausland abhängig werden. Man denke nur an das Versagen vieler Landräte von heute, die nicht den Mut haben, Vieh, Getreide, Kartoffeln usw. den Bauern abzunehmen, um das dem Kreise auferlegte Quantum zu liefern. Hilfe an dem einst so »starken« Landgendarm haben

gar manche Landräte heute nicht mehr, da viele der Gendarmen im Laufe der Kriegsjahre von den Bauern abhängig geworden sind und daher nicht mehr mit der alten Schneidigkeit im Amte auftreten können. Die Not, ihre hungernde Familie brachte auch hier den Abfall. Deshalb ist heute mehr denn je eine starke Autorität im Kreise selbst erforderlich, da oft erst durch Drohung und Anwendung von Gewalt die Landwirte zur Ablieferung gezwungen werden müssen, um die Ernährung unseres Volkes sicherzustellen.

Unsere politischen Verhältnisse lassen es also noch nicht zu, die Zügel schleifen zu lassen und den Kreisen jetzt schon größere Selbständigkeit zu geben. Ein festes Zusammenhalten aller Kreise ist deshalb geboten. Würde der Landrat heute, in kritischer Zeit, schon vom Kreisstag gewählt werden, so würden ihm naturgemäß die Interessen seiner Wähler näher liegen als die des Staates. Die Durchführung der Verordnungen des Staates würde in Frage gestellt werden. Unsere Partei käme politisch durch eine überstürzte Neuordnung zu Schaden. Man denke nur daran, daß seither in vielen Landkreisen unsere Agitation durch den »König Landrat« unmöglich gemacht wurde. Es wurden uns Säle abgetrieben, Versammlungen unmöglich gemacht, Flugblätter vernichtet, die Heße gegen uns in allen Kreis- und Kriegervereinen systematisch betrieben. Das neue Wahlrecht hat nun zwar auch hier eine Änderung gebracht; sie ist aber noch lange nicht ausgereift. Unsere Genossen in diesen Kreisen sind noch unerfahren und zaghaft. Sie sehnen sich aber nach einer gründlichen Änderung des alten Systems und schreiben täglich die bittersten Briefe an ihre Kreisorganisation, daß der agrarische Landrat, Verfechter des alten Systems und wütender Gegner unserer Partei, immer noch im Amte sitzt. Die Bürgermeister der einzelnen Orte würden nur aus den Kreisen unserer größten Gegner genommen. Es ist festgestellt, daß viele dieser Landräte und Bürgermeister auch heute noch direkt Sabotage treiben, damit die Revolution nicht zum Ziele gelangt.

Diesen Kampf haben unsere Genossen auf dem Lande in erster Linie zu führen. Will daher unsere Regierung sich auf dem Lande Einfluß verschaffen und sich halten, so kann sie unmöglich den Teufel durch Beelzebub austreiben und an Stelle des alten königlich Preussischen Landrates den Kreislandrat von der Bauern Gnaden setzen. Unsere Genossen kämen vielfach vom Regen in die Traufe. Man beachte nur, welche gewaltige Macht der Landrat heute und wohl auch in Zukunft in Händen hat. Der Regierungspräsident ist ja auf den Landrat angewiesen, um die Gesetze durchzuführen, Ruhe und Ordnung im Kreise aufrechtzuerhalten. Wohl können in Zukunft manche Geschäfte dem heutigen Landratsamt abgenommen werden; zum Beispiel die Steuerveranlagung, Führung der Geschäfte der landwirtschaftlichen Unfallversicherung usw., doch bleibt im großen und ganzen die Tätigkeit des Landrats der Zukunft die gleiche wie seither. Es ist deshalb zu früh, den Landrat als Spitze des Kreises wählen zu lassen, statt ihn als Beamten der Zentralgewalt vorläufig mit der Durchführung der Neuordnung zu betrauen. Erst wenn das Volk in Stadt und Land wieder zur Ruhe gekommen ist und sich die Verhältnisse einigermaßen geklärt haben, kann der kommunalisierte Landrat seines Amtes walten.

## Der Roman vom wilhelminischen Untertan.

Von Dr. Franz Diederich.

Die wilhelminische Epoche, zum Bilde gefaßt mit den Kunstmitteln des dichterisch schauenden Romans, der in diesem Falle auf ein politisches Ziel ausging und um der geschichtlichen Wahrheit willen satirisch werden mußte: Heinrich Manns Roman »Der Untertan«.<sup>1</sup>

Epochen sind die Tummelplätze des Individuums in der Geschichte. Sie formen die Bausteine für das wachsende Mauerwerk. Hier war es ein Stein, den die mehrenden Bauleute mit aufgeblasenen Backen als Eckstein ausgaben und der schließlich doch als hohl und schlecht verworfen wurde. Er hielt den Anprall nicht aus und wurde zu Sand zerquetscht, weil blindfallendes Rechnen die Kräfte nicht begriff, in deren Druck eingelagert er sich zu bewähren hatte. Schon vor dieser furchtbaren Bestätigung maßloser Selbsttäuschung gab es an seinen Ranten ein Bröckeln. Durch die ganze Epoche hin hatten Zeichen der Erkenntnis gesprochen. Stadtmesser war das Wachsen der Sozialdemokratie, die Ziffern ihrer Organisation, die Wahlziffern, die Steigerung der inneren Spannung. Daß die Gegenbewegung auch in bürgerlichen Lagern ansetzte, nur daß ihr offener Ausdruck gehemmt wurde, ist jetzt nachträglich auch durch Heinrich Manns Roman erwiesen.

Schon vor dem Kriege abgeschlossen, hat diese satirische Synthese des nachbismärkischen Vierteljahrhunderts deutscher Geschichte in den Monden der Revolution Triumphe zeitgemäßer Aufklärung eingeschauelt. Zu spät für einen Anteil am Abbremsen nahenden Unheils, aber nützlich gleichwohl als grabrednerische Abrechnung. Nach Politisierung drängender bürgerlicher Individualismus reißt mit spottender Respektlosigkeit an den schon lose hängenden Masken derer, die gestern noch den Saal mit ihrem Treiben füllten. Der Geist setzt sich diabolisch ein gegen die brutal errichtete und gestützte Macht. Als neuer Geist der Zeit will er ihr an Frage und Leib. Aber ehe sein Gelächter, das töten sollte, ausbrach, lag die Macht schon in Trümmern. Sie zerbrach nicht am Geiste ihrer bürgerlichen Gegner. Ehe dieser noch zum Stiche kam, verlor sie wie eine Seifenblase durch Überspannung ihrer Kraft den inneren Halt. Das verfinnlicht Heinrich Manns Roman. Er bezeugt das Werden einer Richtung, die sich reif fühlt, das Fazit einer Epoche zu ziehen. Kritische Pamphlete sind immer der Ausdruck des nahenden Abschlusses einer Epoche gewesen, und Manns Roman ist alles in allem solch ein Pamphlet.

Der Roman steht, wie alle Dichtung, das Leben durch das Medium des Individuums. Aber im geschichtlichen Werden stellt das Individuum eine atomkleine Größe dar. Es ist nicht Quelle der bewegenden Kraft, sondern immer nur Mittler zu Teilzwecken. Als Teil von gesellschaftlichen Komplexen kann es mehr nicht sein, und das Maß der Mittlerschaft ist wesentlich abhängig von seiner gesellschaftlichen Stellung und den politischen Entwicklungen und Wandlungen des geschichtlichen Augenblicks. Der Wert der persönlichen Art, der auf körperlicher und geistiger Begabung beruht, wirkt in der Bildform des Vorganges mit, entscheidet aber nicht endgültig. Die geschichtlichen Kräfte, die aus den Produktionsverhältnissen ihre Bewegung und allherrschende Wirkungskraft empfangen, formen die Zwecke, die dem

<sup>1</sup> Heinrich Mann, Der Untertan. Leipzig, Verlag von Kurt Wolff.

Individuum innere Kämpfe und richtendes Ziel aufzwingen. Sie individualisieren sich also, und wenn solche Individualisierung eigenartig zusammenpassende Massenerscheinung wird, so tritt das in Aktion, was Epoche heißt. Will ein Dichter also eine Epoche darstellen, so muß er das Individuum als Teil einer geschichtlich bewegten Masse handgreiflich machen: es muß unter dem Gebot bestimmter äußerer Umstände eigenwillig und abhängig in eins handeln. Hat Heinrich Mann diese Rolle des Individuums in der Geschichte begriffen? Wäre das nicht der Fall, so hätte sein Roman nicht zur epochalen Bildweite vordringen können. Dies Ziel hat er erreicht, wenigstens soweit es den Aufstieg des kapitalstüchtigen deutschen Bürgers zur Großbürgerlichkeit betrifft. Auf diesen Kulturtyp, dessen Wesenszug es ist, nach oben zu buckeln und nach unten zu treten, stellte Mann sich ein.

Machtdurst ist die innerste Natur dieser Schicht bürgerlichen Emporkömmlingtums. Das moralische Gesetz in ihrer Brust, das ihr zugleich den gestirnten Himmel über den Scheiteln sichtbar macht, ist ganz abhängig von der Jagd nach dem persönlichen Vorteil. Alles, was das Leben herantreibt, wird nach diesem Ziele gebogen. Instinktiv stellt alles Erwägen und Handeln sich danach ein, so daß jedes Hemmnis immer in Förderung sich umpuppt. Alle Widersprüche, äußere wie innere, werden auf diesem Wege überwunden. Aber diese Jagd ist kein großwagender Kampf; sie ist ein Kriechen, Erschleichen, Begaunern, ein tückisches Beinstellen, um den Nebenmann, den mehr Skrupel und mehr Illusionen belasten, niederzulegen. Unter der Gunst patriarchalischer Gesellschaftszustände, die verwachsen sind mit der Heiligung vorgesehener Gewalten, hat der freie Wettstreit im Wirtschaftsleben sich schrankenlos entfaltet. Dessen Begierden haben das kapitalistische Sinnenleben unterjocht. Es gibt für ihn nur ein Ziel, das allen Lebensdrang beherrscht und bewegt: Ausbeutung. Das tränkt den Machtdurst, ist sein Atem und sein Geist und zapft Menschen wie Dinge und Einrichtungen vampirisch an. Unter ihrer Herrschaft dorrt der Gemeinschaftsinn ab. Was diesem heilig gehaltenes Ideal ist, gilt dem Kapitalbürger als hohl und faul und lächerlich. Er kennt nicht das Interesse, Staat und Gesellschaft sozial weiterzuentwickeln.

Auch seine Betätigung als Politiker steht unter dem Schicksalswillen dieser beschränkten Auffassung. Er paktiert mit der herrschenden Gewalt, um von ihr Vorteile als Entgelt für seine dienstbereite Unterwürfigkeit zu ergattern. Er ist der begeisterteste Anker dieser Macht, die ihm zum Inbegriff seiner Emporkömmlingswünsche wird. Da Träger und Verkörperung der herrschenden Macht der Kaiser ist, so wird dieser der Abgott seines Denkens und Fühlens. Er wird zur Kreatur seiner Ideologie einer bourgeois Kaiserfreue. Sie wächst sich in ihm aus zu der narrenden Einbildung, er sei schon ein Wesensteil der herrschenden Macht. Wort, Blick, Gewohnheiten des Kaisers werden ihm Vorbilder zu eigenem Gebaren. Er ahmt sie nach, ergänzt sie instinktiv wesensecht und fühlt sich in ekstatischen Augenblicken dem Idol gleich, als sein Stellvertreter auf der sozialen Stufenleiter nach unten. Der Affe des Kaisers! Reinzucht von diesem Schlage ist Manns Dr. Diederich Hefling, aufstrebender Papierfabrikant in der bis dahin von bürgerlich-freisinnigen Anschauungen beherrschten Mittelstadt Neßlig, und dessen Aufstieg benutzt nun der Dichter als Mittel, um die wilhelminische Epoche drastisch in der Fülle ihrer kulturellen Ungeheuerlichkeit zu sichten.

Der Naturalismus, der die Wirklichkeit durch ein Temperament gesehen vernünftlichen wollte, ist die Voraussetzung der epischen Kunst Manns. Ihr Ausgangsfeld. Aber dieses Dichters Temperament ist in höchstem Maße geistig bewegte Natur und will in diesem Werke nichts anderes als die Widerspiegelung der geistigen Wirklichkeit einer Kulturschicht. Er sieht sie also durch die Linse der Aktionen ihrer Geistigkeit. Die äußere Wirklichkeit wird ganz diesem Ziele untergeordnet. Sie wird bloßes Hilfsmittel, um auszudrücken, was geistig ist. Zolas breitmächtige Entdeckerfreude im Beobachten der äußeren und inneren Welt ist bei Mann überwunden. Wo Zola sich an Flächen berauschte, hält Mann in künstlerisch weiser Auslese sich an die Wunderkraft wesentlicher Punkte und fügt sie schöpferisch freischaltend zum Bau des Weltauschnitts, den sein Werk erfassen soll. So arbeitet er auch als Zeichner von Gestalten in diesem Kulturroman. Er wollte abrechnen, demaskieren, vernichten. Machtgewordene Anmaßung geistiger Unzulänglichkeit sollte auf den Bock unter die Geißel geworfen werden. Der Philistertrug der alten Romantiker sprengt mit geschärften Waffen auf beknochtem Gaul in die Kampfbahn, einen Entscheidungsritt witternd. Gesellschaftskräfte aber, die überholt werden, fordern die Groteske gegen sich heraus.

Groteske ist überlegen schauendes Urteil. Sie packt die Wirklichkeit an der Entwicklungsgrenze, wo ihr Ernst schon die Kehrseite des Lächerlichen durchscheinen läßt, so daß beides zugleich sichtbar wird. Größte Leistungen grotesker Dichtung sind in Geschichtszeiten gewachsen, wo der Aufstieg neuer Gesellschaftsschichten die Überlegenheit neuer Werturteile endgültig bestätigte. In menschlichen Gestalten waren diese Urteile durch die synthetische Greiskraft der Groteske zu beseeltem Fleisch und Bein zusammengeprägt, und diese Münze wanderte von Geschlecht zu Geschlecht durch Jahrhunderte, immer wieder verwendungsfähig, weil der Prägungsstoff echt war. Solch eine Gestalt vereinfacht ausgedrückter menschlicher Wahrheit hat Heinrich Mann auch in dem Dr. Hefling aus seiner erlebten Zeitlichkeit mit dem Hebeldruck innersten Widerspruchs herauszumünzen versucht. Sie ist ohne Zweifel wertvoll als geschichtliches groteskes Abbild, aber nicht zugleich ebenso als satirische Spiegelung einer menschlichen Wesensart, also in diesem Falle jenes Typs, der sein unzureichendes Sein durch erborgten Schein vorteilhaft auszugleichen sucht. Solche dichterische Werke erzeugt nicht Satire allein. Hier muß am Gewebe neben ihm der Humor tätig sein, der das Allzumenschliche lächelnd begreift, und Mann ist kein Humorist. Wenigstens nicht einer von der Art, die von Jean Paul bis Gottfried Keller und Wilhelm Raabe wuchs und an der die Sonne des Humanitätsidealismus mit gezüchtet hat. Wäre Mann überhaupt Humorist in diesem Sinne, so könnte er es doch in dieser Hefling-Sache nicht sein. Seine Kraft ist die grelle Schärfe bitterer Bosheit, die nicht schonen will. In diesem Roman treibt ihn durchaus die Absicht, feindselig Partei zu nehmen, und sein Programm ist, Geist gegen Macht zu setzen, um zu überwinden.

Aus dieser Wurzel ergibt sich auch seine durchaus bürgerlich individualistische Haltung zur Sozialdemokratie, deren Sachwalter er in einem Zerrbild verlästert als schwacherbereit streberische und vorteilsuchende Mitläufer des Kapitalismus. Die Reiziger sozialistische Partei läßt sich von Hefling'schen Bestechungsgeldern wiederholt bestimmen, Korruptionen zu verschwei-

gen, und ihre städtischen Vertreter votieren dafür, daß eine große Erbsumme nicht für ein Säuglingsheim, sondern für ein Kaiserdenkmal verwendet wird! Die Haltung, die sich in solchen bissigen Phantasien verrät, fiel schon auf in dem Roman »Die Armen«, dieser vorweg veröffentlichten Fortsetzung der Untertan-Groteske. Nun wird Manns Verfahren verständlicher. Im Spiel ist der alte Gegensatz von Individualität und Masse: die Individualität, die sich geistig überlegen fühlt, fürchtet die Masse immer noch als niederwalzende rohe Übermacht. Es ist also die alte Geschichte. Um ein Eindringen in das sehr differenzierte Wesen der Masse müht Manns Werk sich nicht. Es bespiegelt ausbündig nur die Hurranatur der Mobseele, die nichts will, als Geschäfte und Karriere machen. Es verzichtet auch darauf, irgendwie einen Ausweg aus der Sackgasse der Epoche anzudeuten. Als Ende vom Liede wirkt es eine fürchterliche Katastrophe. Die Besseren der alten Generation und ihre skeptisch-kritischen Nachfahren, die von den Ellbogen der kapitalistischen Machtläufer beiseite gestoßen und abgetan werden, können als mit ihrer Epoche erledigt gelten. Die Neuen sieht man noch nicht. Nur einmal läßt Mann flüchtig und nebelhaft ein Licht aufscheinen: als vor dem Haupte der alten Generation, dem Manne der achtundvierziger Überlieferungen, der sich als ein Vertreter des uneigennütigen Idealismus fühlt und der nun, von Hefling um Einfluß und Macht gebracht, vereinsamt dahinschleicht, die jüngste Generation ehrerbietig grüßend an die Mühe greift. Doch das huscht vorüber und bleibt ohne Gewicht. Mann wollte den Charakter der wilhelminischen Epoche in nichts als dem beherrschenden Zuge malen, und zum Pinsel nahm er eine neunschwänzige Geißel, die ihre Farben mit Hohnschlägen auf die Leinwand peitschte.

Eine Ara der Fassadenkultur sind die Jahrzehnte des geeinten Deutschen Reiches gewesen, und vollends schoß diese Ara in Blüte in der wilhelminischen Epoche. In obrigkeitlich geregelter Treibhauszucht. Die Machtgeste wird ihr Ausdruck, und Mann sagt, durch sie sei ein neuer Typus geschaffen worden. Er macht in der Tat sie zum individuellen Symbol dieser Epoche. Als Hefling im Beginn seines Kampfes gegen die freisinnige Reiziger Honoratiorenschaft einem dieser einen Majestätsbeleidigungsprozeß an den Hals provoziert hat, entwirft der Verteidiger vor Gericht das Bild des Kaiseraffen und Kaiseruntertanen und fügt hinzu: »Sie haben ihn gesehen! Ein Durchschnittmensch mit gewöhnlichem Verstand, abhängig von Umgebung und Gelegenheit, mutlos, solange hier die Dinge schlecht für ihn standen, und von großem Selbstbewußtsein, sobald sie sich gewendet hatten. Wie er waren zu jener Zeit viele Tausende, die ihr Geschäft versahen und eine politische Meinung hatten. Was hinzukommt und ihn zu einem neuen Typus macht, ist einzig die Geste: das Prahlerische des Auftretens, die Kampf Stimmung einer angeblichen Persönlichkeit, das Wirkenwollen um jeden Preis, wäre er auch von anderen zu bezahlen. Die Andersdenkenden sollen Feinde der Nation heißen, und wären sie zwei Drittel der Nation. Klasseninteressen, mag sein, aber umgelogen durch Romantik. Eine romantische Prostration vor einem Herrn, der seinem Untertan von seiner Macht das Nötige leihen soll, um die noch Kleineren niederzuhalten. Und da es in Wirklichkeit und im Gesetz weder den Herrn noch den Untertan gibt, erhält das öffentliche Leben einen Versuch schlechten Komödiantentums. Die Gefinnung trägt Kostüm...«

Die Gesinnung, von der derselbe Verteidiger sagt, sie sei nie so gut geregelt gewesen wie jetzt, ist nur ein Teil der Kultur dieser Zeit, in der sich der Schein sensationell spreizt und von der Mann feststellt, daß der Schauspieler ihr repräsentativer Typ sei. Das Komödiantentum, das auf dem Throne sitzt, wird durch Komödie von unten heraus ergänzt und bekräftigt. Die große herrische Geste berauscht oben und unten bis zur Selbstverblendung. Was sie deckt, ist innerste Hohlheit und Unwahrheit. Unter allen großartigen Äußerungen lagern niedrigste, schmäblichste, anrücklichste Wirklichkeiten. Bluff ist Trumpf.

Die Bürgerlichkeit Heflings ist in einer Prügelzucht aufgewachsen, in der keine Selbstachtung gedeihen kann, auch keine Achtung vor anderen, nur Obacht für den eigenen Vorteil. Schulbaker, studentischer Kommentar, Kasernendrill reihen sich organisch aneinander und besorgen die Erziehung des bürgerlichen Charakters zur Anerkennung eines obersten Idols der Macht, das den Geist feiger, knechtlicher Unterwürfigkeit bedingt, die dann sich selbst zur höchsten nationalen Tugend erhebt. Hefling höhnt die Volksrechte und steht nur kaiserliche Machtrechte. Er fühlt sich als Träger eines neuen Idealismus, der in kapitalistischen Hoffnungen auf den Kaiser gipfelt: »Unter seiner erhabenen Führung sind wir fest entschlossen, Geschäfte zu machen!« Sein Geschäftsdrang wächst auf dem Grunde besitzgierigster Gewissenlosigkeit. Von einem, der ihm in der Lehrzeit der Universitätsjahre begegnet, sagt er sich: »Ein ganz gemeiner Hund, aber so muß man sein.« Die altbackenen, kleinbürgerlichen Ehrpußlichkeiten tut er ab. »So darf man nicht sein.« Sein Leitfeil sind die Formen des im Verbindungsleben erlernten Kommentars, der ihm die akademische Bildung verkörpert. Was er an Formen bürgerlicher Sittlichkeit gelten läßt, ist nur ein dünner äußerer Stuck, den Häßlichkeit und Roheit dreist durchbrechen. Er ist der, von dem es heißt, er fasse in seiner Person zusammen, was an allen, die in Neßig stänkern, wühlen und zersehen, häßlich und schlecht sei, er sei das Gesamtbild alles Unmenschlichen, alles Untermenschlichen. Die Jagd nach Erfolg heiligt den gemeinsten Schritt, wenn er gelingt, und gelingt er nicht, wird er durch einen besser gelingenden von gleichem Schlage eingeholt. In dieser Jagd ist alles in der Gesellschaft einig, und zu höchsten Ehren kommt das Wort, daß Geld nicht stinke. »Zuerst das eigene Wohl — und gerecht war die Sache, die Erfolg hatte!« Phrase sind die alten Worte von der Gerechtigkeit und dem Wohle aller. »Wo der Erfolg ist, da ist Gott.«

Mit grellen Farben stempelt Mann den Organismus dieser anrückigen, proßigen Bürgerlichkeit ab: Brillantsteine, die man als blühenden Schmuck anlegt, sind aus Lumpen aufgelesen; doch wenn Arbeiterinnen aus den Lumpen der Papierfabrik Kinderkleider nähen, so sind die für sie zu gut. Eine Straße in Neßig, einst Wucherergasse genannt, heißt jetzt Kaiser-Wilhelm-Straße und führt geradeswegs zum Bürgermeister. In nächster Nähe des Pfarrhauses liegt das Bordell, und die Halbwelt ist die Sphäre des Menschlichen, wo die Männer, die der Erfolgskampf irgendwie auseinander brachte, sich verstehend wieder zusammenfinden. Emporkömmlingskultur, angepaßt dem schamlosesten Lanz ums goldene Kalb, der sich die Melodie des Wahlspruchs erkoren hat: »Andere wollen auch dran«. Die Kaisertreue wird das Mittel, die Generation von gestern auszustechen und niederzutrampeeln, die an demokratischen Überlieferungen hängt, und alles

wird in Kauf genommen, um Anschluß nach oben zu gewinnen. »Wer treten wollte, mußte sich treten lassen, das war das eherne Gesetz der Macht.« Kriechend und maulredend buhlen die Hefling und Konsorten um Anschluß bei den feudalen Regierungsmännern, in deren Haus der Hund zu den Zimmern freien Zutritt hat, indes der Bürger artig auf's Herein warten muß, und wo die Macht ihre absolute Selbstherrlichkeit durch respektloses Anstinken und großzügiges Übersohrhauen der bürgerlichen Krappüle erweist. Die spekulierende Bürgerlichkeit ballt gegen solche Junkerfrechheit allensfalls die Faust in der Tasche, aber zugleich imponiert ihr das An-die-Kehle-springen, durch das diese sich offenbart als ein Wesensteil der großen Macht, von der man profitieren will. Geschäft ist alles, was diese Kulturschicht treibt. Sie kann nichts anderes. In den verzwicktesten Übertragungen von Rad zu Rad setzt dieser Motor seine bestimmende Gewalt nie versagend durch. Ein System, von oben nach unten und von unten nach oben durch gleiche Antriebe fest vergliedert, in dem grenzenlose Reklame-sucht schließlich jede Betätigung könt. Aber Geste alles, nichts als Geste! Täuschender Fassadenprunk! Fleisch und Blut gewordene Heuchelei!

Heinrich Manns Roman sollte ein politisches Signal sein, mit satanischem Hohne aufgesplazt in zwölfter Stunde, als an allen Toren schon das Unheilssdynamit furchtbar gehäuft unter brennenden Lunten lag. Gewaltgläubig hat Hefling einst gefaucht und gedonnert: »Mit Geist ist heute nichts zu machen. Die nationale Tat hat die Zukunft!« Der ihn einst vor Gericht gezeichnet, lächelt zu diesen Bramarbasworten skeptisch: »Die Zukunft? Das ist eben die Verwechslung. Die nationale Tat hat abgehaust im Laufe von hundert Jahren. Was wir erleben und noch erleben sollen, sind ihre Zuckungen und ihr Leichengeruch. Es wird keine gute Luft sein.« Er hat recht prophezeit. Aber die Heflinge haben verstanden, sich wie auf den Erfolg auch auf den Zusammenbruch ihres Ideals einzustellen, und um so übler wurde die Luft. Doch das liegt über den Roman Manns hinaus und wäre der Stoff für ein drittes Hefling-Buch. Man darf wohl rechnen, daß es kommen werde. Aber wird Heinrich Mann eine Utopie dichten mögen? Würde er es können? Des Dichters Ziel geht auf Überwindung von »Dünkel und Haß der Nationen«, und die Weltgeschichte hat dies Kapitel in Krieg und Revolution mit Springsluten von Menschenblut zu fragieren begonnen. In Revolutionen aber hat der Geist der Utopie seine großen Lebensstunden.

## Die Zentralisation des Steuerwesens im Reich.

Von Wilhelm Guske.

Nach den bis jetzt veröffentlichten Steuerentwürfen werden allein für Reichszwecke mehr als zwei Drittel des Gesamtsteuerfolls des deutschen Volkes in Anspruch genommen. Wenn die Riesensummen, die durch Steuern und Vermögensabgabe usw. nicht nur auf dem Papier stehen bleiben, sondern wirklich aufgebracht werden sollen, so wird die Verbesserung unserer gesamten Steuertechnik eine unabwendbare Notwendigkeit. Da die Mittel der Steuerveranlagung schon früher nicht ausreichten, um die Erfüllung der Steuerpflicht in vollem Umfang zu erwirken, so werden sie jetzt, nachdem für alle Steuerarten die Sätze bedeutend erhöht sind, gegenüber der Findigkeit der Steuerhinterzieher wohl völlig versagen. In Steuer-sachen wurden schon immer nicht strenge moralische Begriffe angewandt. Die gegen-

wärtige Zeit hat überdies genügend Gelegenheit zur Beobachtung einer allgemeinen Sittenverwilderung gegeben. Man kann daher annehmen, daß sie auch im Steuerwesen recht üble Erscheinungen hervorbringen wird. Seit der Revolution konnte bereits eine allgemeine Vermögensflucht in das Ausland festgestellt werden. Wenn dieses Treiben durch das Verhalten unserer Gegner im besetzten Gebiet auch sehr begünstigt wurde, so erscheint doch die Frage berechtigt, ob nicht rechtzeitige durchgreifende Maßnahmen vieles hätten verhindern können. Wenn unseren Reichsfinanzen und damit auch der gesamten Volkswirtschaft nicht unabsehbarer Schaden zugefügt werden soll, muß hier fest zugefaßt werden.

Eine einwandfreie steuertechnische Veranlagung wird sich nur bei einer Vereinheitlichung des gesamten Steuerwesens herbeiführen lassen. Hierbei ist unter Vereinheitlichung nicht etwa das Anstreben einer Einheitssteuer zu verstehen, sondern die Anordnung, daß die Steuerveranlagung und Steuerhebung nach einheitlichen, für das ganze Reich geltenden Grundsätzen zu erfolgen hat. Im Steuerwesen muß also eine zentrale Organisation geschaffen werden. Der technisch einfachste Weg hierfür ist die Übernahme des Gesamtsteuerwesens auf das Reich. Schon die Überlegung, daß auf zwei Drittel des Gesamtsteuerertrags das Reich Anspruch erhebt, führt zu der Auffassung, daß eine einheitliche Steuerverwaltung durch den Hauptsteuergläubiger aus steuertechnischen Gründen vorteilhafter wäre. Auf den Einwand, daß diese Anordnung mit dem bundesstaatlichen Charakter des Reiches unverträglich ist, muß erwidert werden, daß die Maßnahme nicht in erster Linie aus staatspolitischen, sondern aus verwaltungstechnischen Gründen notwendig erscheint. Die Vertreter der Ansicht, daß eine schärfere Entwicklung zum Einheitsstaat unserem ganzen Volksleben sehr förderlich wäre, würden diese Nebenwirkung der Zentralisierung des Steuerwesens nur begrüssen können. Durch eine Zentralisation des Steuerwesens würde nicht nur am Aufwand bei der Veranlagung und Hebung der Steuern gespart werden, sondern auch den Forderungen der gerechten Gleichbelastung aller Steuerträger in einer viel besseren Weise entsprochen werden können.

Voraussetzung einer gerechten Steuerbelastung bildet eine einwandfreie Feststellbarkeit der Leistungsfähigkeit der einzelnen Steuerträger und ein Ausgleich der steuerlich sehr ungleich belasteten Gebiete. Erinnert sei nur daran, daß schon vor dem Kriege es in Preußen Gemeinden gegeben hat, die zu der Staatseinkommensteuer 350 Prozent Zuschlag als Gemeindeeinkommensteuer erhoben, während andere Gemeinden weit unter 100 Prozent Gemeindeeinkommensteuerzuschlag zurückbleiben konnten. Berücksichtigt werden muß ferner, daß die steuerlich schon sehr hoch belasteten Gemeinden oft 70 bis 80 Prozent ihres Gesamtsteuersolls allein zur Erhaltung ihres Schulwesens gebrauchten. Andere notwendige Kulturaufgaben mußten daher ganz vernachlässigt werden. In den übrigen Bundesstaaten waren die Steuerverhältnisse meist durchaus nicht besser. Einige waren gezwungen, die Staatseinkommensteuer schon bei 300 Mark Einkommen beginnen zu lassen. Bei der jetzigen riesenhaften neuen Steuerlast wird aber diese ungleiche Steuerbelastung zu völliger Unerträglichkeit gesteigert. Eine Ausgleichung kann nur bei zentraler Organisation des Steuerwesens geschaffen werden.

In dem jetzigen Steuerwesen ist die einwandfreie Feststellbarkeit der Steuerleistungsfähigkeit nur bei kleinen Steuerzahlern möglich. Infolge der Angabepflicht des Arbeitgebers müssen die Arbeitnehmer ihr Einkommen voll versteuern. Die Selbsteinschätzungspflicht (diese besteht nur für Einkommen) der Inhaber der großen Einkommen hat durchaus nicht immer die Höhe des wirklichen Einkommens oder Vermögens zur Feststellung gebracht. Wie sehr die Veranlagungstechnik verbesserungsbedürftig ist, zeigen die Veröffentlichungen des preussischen Finanzministeriums über die Ergebnisse des Beanstandungsverfahrens, wonach zum Beispiel 1908 23,7 Prozent aller Steuererklärungen berichtigt werden mußten. Hierdurch wurde ein Mehr an Einkommen von 330 Millionen und ein Mehr an Steuern von

11 Millionen Mark erreicht. Besonders auf dem Lande haben sich bisher sehr viel leistungsfähige Steuerzahler einer auffallenden Nachsicht der Veranlagungsorgane zu erfreuen gehabt. Professor Delbrück schätzte 1909 das zu wenig auf dem Lande veranlagte Einkommen allein in Preußen rechts der Elbe auf  $1\frac{1}{2}$  Milliarden Mark. Um den ehrlichen Steuerzahler gegen den unehrlichen zu schützen, ist also die Verbesserung der Veranlagungstechnik dringend erforderlich. Neben der Verschärfung des Steuerstrafrechtes scheint mir die genaue Überwachung der Kapitalbewegung das geeignetste Mittel hierfür zu sein.

Zur einwandfreien Feststellung der Steuerleistungsfähigkeit ist es notwendig, daß die Steuerquellen jeder Verschleierung entkleidet werden. Die Ergänzung des Gesetzes gegen die Steuerflucht hebt das Bankgeheimnis für Steuerzwecke auf. Die Unruhe, die darüber in den Kreisen der Interessenten entstanden ist, erscheint wenig erklärlich. Wenigstens jeder ehrliche Unternehmer sollte dieser Anordnung zustimmen. Damit wird doch der unlautere Wettbewerb hinsichtlich der Kreditauswertung verhindert. Ermittelte Steuerhinterziehungen wird jeder Staatsbürger bewußt grüßen können. Notwendig ist aber, daß nicht nur das Bankgeheimnis aufgehoben, sondern daß jeder Geschäftsvorgang, soweit er in irgendeiner Beziehung Einfluß auf eine Steuerquelle hat, den Steuerveranlagungsbehörden angezeigt werden muß. Der Absatz 2 des § 4 des obenerwähnten Gesetzes muß meines Erachtens dahin erweitert werden, daß die gewerblichen Unternehmungen verpflichtet werden, alle Zahlungen, die im Sinne irgendeines Steuergesetzes gemacht werden oder als Änderung des Vermögens oder Einkommens anzusehen sind, der Steuerbehörde der Wohnsitz- beziehungsweise der Betriebsgemeinde des Steuerpflichtigen mitzuteilen. Bei laufenden Zahlungen sind diese, für Kalenderjahre oder Teile derselben gesammelt, mitzuteilen. Durch solche Angaben würden die Unterlagen zur einwandfreien Feststellung der Steuerquellen für Vermögens-, Einkommen-, Ertragssteuern usw. gegeben.

Wir stehen im Wirtschaftsleben vor ganz neuen Entwicklungsformen. Die gemeinwirtschaftlichen Bestrebungen müssen zu einer Beeinflussung aller im Wirtschaftsleben wirkenden Kräfte des Kapitals führen. Dieses hat aber zur Voraussetzung, daß eine alle Formen des Wirtschaftslebens erfassende Statistik eingerichtet wird. Zur Vereinfachung der Verwaltung der Steuern könnten die Ergebnisse dieser Statistik für Zwecke des Steuerwesens besonders bearbeitet werden. Das bisher zur Veranlagung der Grund- und Gebäudesteuern geführte Kataster läßt sich durch die jetzige Aufstellung zum Zwecke der Vermögensabgabe zu einer sehr brauchbaren Steuerstatistik gestalten. Es wird ferner notwendig sein, daß für Veranlagungszwecke eine gut übersichtliche Buchführung gesetzlich angeordnet wird.

Die Besteuerungsmerkmale der direkten und indirekten Steuern stehen zum Teil in engem Zusammenhang oder haben sehr oft dieselben Quellen. Daher wird es auch zweckmäßig sein, aus steuertechnischen Gründen für beide Steuerarten einheitliche Verwaltungsbehörden zu schaffen. Die Veranlagung und Hebung muß möglichst dezentralisiert werden. Die Abrechnungen usw. können durch die für bestimmte Gebiete zu bildenden Steuerämter vorgenommen werden.

Die finanzwirtschaftliche Ertragsteilung zwischen Reich, Einzelstaaten und Gemeinden muß zukünftig ebenfalls wesentliche Änderungen erfahren. Es scheint mir hier der zweckmäßigste Weg der zu sein, daß den Gliedstaaten und Gemeinden für die eigenen Bedürfnisse Zuschläge oder Ertragsanteile überwiesen werden. Hierbei ist besonders zu beachten, daß die Entstehung von Steueroasen verhindert wird. Der Steuerverteilungsschlüssel müßte der Erfüllung allgemeiner Kulturaufgaben angepaßt werden. Gebiete, die infolge ihrer schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse trotz der schon vorhandenen steuerlichen Belastung ihren Aufgaben (zum Beispiel in Erziehung, Gesundheitspflege usw.) nicht gerecht werden können, müssen größere Zuwendungen erhalten als die steuerlich günstiger stehenden Gebiete. Die Höhe der Zuwendungen an die Einzelstaaten und Gemeinden müßte also abhängig gemacht

werden von dem Grade der sozialen Ausgestaltung der den Einzelstaaten und Gemeinden zur eigenen Regelung verbleibenden Steuern und Einnahmequellen und dem Grade der notwendigen Zuwendung zur Pflege der allgemeinen Kulturbedürfnisse. Ein Steuergläubiger, der zum Beispiel eine unsozial wirkende Steuer (die persönliche Arbeitsleistung belastende oder die Gesundheitspflege hindernde Steuer) hochsteigert, hat nur dann Anspruch auf Zuwendungen aus den Reichssteuermitteln, wenn alle Möglichkeiten zur Einnahmevermehrung aus den nicht das soziale Empfinden verletzenden Steuern erschöpft sind (Belastung der Quellen zur Bildung von Renteneinkommen und der Befriedigung von persönlichen Luxusbedürfnissen). Damit wären auch trotz der Zentralisierung des Steuerwesens die Bedingungen zur notwendigen Befähigung aller Einzelkräfte im Sinne einer Selbstverwaltung zur Förderung des Gemeinwohls gegeben.

## Elternbeiräte.

Von Paul Destréich.

Die Umwandlung der Schulen in lebensvolle Erziehungsgemeinschaften verlangt den Zusammenschluß und das Zusammenwirken von Eltern, Lehrern und Schülern. Jeder Teil schafft sich sein besonderes Arbeitsorgan: die Schulgemeinde dient der Selbsterziehung der Schüler, die kollegiale Schulverfassung der Selbstregierung der Lehrer, der Elternbeirat der Mitarbeit und Einflußnahme der Eltern. Schulgemeinde, Lehrerkollegium und Elternbeirat führen jedes ein eigenes Leben, keines aber wäre existenzfähig ohne den Organismus »Schule«. Die einzelnen Organe verkümmern, sterben ab, werden brandig, wenn der zentrale Blutdruck versagt, und das Nervenzentrum erlahmt. Der Körper kann freilich, verstümmelt oder unvollendet, auch unter Verzicht auf einzelne Organe weiterbestehen, aber ihm geht die Lebensfülle ab. Die Elternbeiräte als Ergänzungsorgan des Schulkörpers sollen Schule und Haus zusammenbrücken, verbinden. In diesem Sinne sei hier einiges über sie gesagt.

Ein Ministerialerlaß aus vorrevolutionärer Zeit, datiert vom 1. Oktober 1918, glaubte dem Zeitgeist durch Scheinzugeständnisse Rechnung tragen zu sollen. Er stellte den Gemeinden anheim, Elternbeiräte zu schaffen, aber nur für die »höheren« Schulen. Ihre Mitglieder sollten auf Zeit berufen werden, auf Vorschlag von Schulleitung und Kommune durch das Provinzialschulkollegium. Sie waren, falls sie Ungelegenheiten bereiten sollten, abrufbar! Die Aufgaben waren teils eng, teils unklar umschrieben, die Lehrer hatten kein Recht der Teilnahme, die ganze Macht lag diskretionär in den Händen des vorstehenden Schulleiters. Es war eine Schöpfung des alten mißtrauischen Schulgeistes.

Dieser Ministerialerlaß ist aufzuheben! Verwunderlich, daß man ihn so lange nach der Revolution in Kraft ließ! Die Regelung muß so bald erfolgen, daß die Wahl der Elternbeiräte an allen Schulen Preußens mit Beginn des Winterhalbjahres geschehen könnte.

Wir verlangen die Schaffung von Elternbeiräten auf dem Wege völlig demokratischer Wahlen. Die Schule besitzt ein Verzeichnis der Väter, sie fügt die Mütter hinzu: die Wählerliste ist also fertig! Gewählt wird nach dem Verhältniswahlverfahren mit gebundenen Listen. Die »Listen« werden von Elterngruppen, je nach ihren Auffassungen über Schul- und Erziehungsfragen, zusammengestellt und, zweckmäßigerweise wohl mit charakterisierenden Stichworten versehen, eingereicht. Jede Kandidatenliste, welche die Unterschriften von 20 Vätern und Müttern trägt, ist anzuerkennen. Die Liste trägt so viel Namen, in bestimmter Reihenfolge, als Mitglieder zu wählen sind. Vorschriften über die Verteilung der Mandate auf Männer und Frauen sind überflüssig. Die Mütter sind zahlreicher, der vielen Witwen wegen, als die Väter; sie haben also, schließlich durch Aufstellung einer Nur-Frauenliste,

## Paul Dostreich: Elternbeiräte.

die Macht, sich ausreichende Berücksichtigung zu erzwingen. Auf je 50 Schüler entfällt ein Beiratsmitglied, doch sind mindestens 5 Mitglieder zu wählen, damit jede wesentliche Richtung zu einer Vertretung gelangt. Bei solcher Abmessung bleibt der Elternbeirat fähig zu schneller Einigung und Geschäftsführung. Sämtliche anerkannte Listen stellt die Schule den Eltern zu. Die Wahl findet an einem Sonntag in der Schule statt. Sie ist natürlich geheim. Legt ein Mitglied sein Amt nieder oder muß es auscheiden, weil sein Kind die Schule verläßt, so wird es durch den nächsten Kandidaten seiner Liste ersetzt. Ist eine Liste erschöpft, so bleibt der erledigte Sitz unbefetzt. Sollte derart der Elternbeirat nur noch die Hälfte der vorgesehenen Mitglieder zählen, so ist eine Gesamtneuwahl unverzüglich vorzunehmen. Die Wahlagitacion ist Sache der Eltern. Auch der einzelne Lehrer kann an ihr teilnehmen, aber keinesfalls die »Schule«.

Eine Woche nach erfolgter Wahl beruft der Schulleiter die Gewählten zusammen. Unter seiner Leitung, aber ohne seine Beteiligung wählen die Beiratsmitglieder den Vorsitzenden, der die weitere Geschäftsführung sofort übernimmt, worauf zunächst die Wahl eines Schriftführers sowie der Vertreter erfolgt. Der Elternbeirat tagt, mit Ausnahme der Ferienmonate, regelmäßig einmal monatlich. Außerordentliche Sitzungen müssen auf Antrag der Lehrerkonferenz der Schule oder eines Drittels der Beiratsmitglieder einberufen werden. Die Sitzungen sind in der Regel »öffentlich«, insofern die Mitglieder der gemeindlichen Körperschaften, alle zur Schule gehörigen Eltern, die Lehrer der Anstalt und die Mitglieder des Schülerschaftsausschusses Zutritt haben. Doch kann in besonderen Fällen der Beirat die »Öffentlichkeit« ausschließen, zum Beispiel bei der Behandlung aller Einzelfälle. Dann zieht er nur die ihm zur Information erforderlich erscheinenden Personen hinzu. Ort, Zeit und Tagesordnung der »öffentlichen« Sitzungen werden vorher den Gemeindebehörden, dem Kollegium und den Eltern bekanntgegeben.

Die Elternbeiräte befaßen sich in öffentlicher Sitzung mit den Einrichtungen der Schule: Beschaffenheit und Verbesserung der baulichen, hygienischen usw. Zustände, mit der Ausgestaltung des Schulbetriebs: Werkunterricht, Arbeitsschule, Lehr- und Lernmittel, Schülerbücherei, Spielplatzfrage, Spielnachmittage, Ausflüge, Unterhaltungsabende, Schulgärten, Sport, besondere Kurse, auch solche für atypische (hoch- und minderbegabte) Schüler usw., mit der Schulordnung, den Unterrichtsmethoden, der Erziehungsweise, mit der Berufsberatung, Jugendpflege und -sorge und der Durchführung solcher sozialpflegerischen Maßnahmen (sie stellen freiwillige Mitarbeiter): Ernährung im schulpflichtigen Alter, Beaufsichtigung und Unterfützung der Kinder bei der Erledigung ihrer Hausaufgaben, Mitentscheidung über die Bewilligung von Freistellen (solange noch Schulgeld erhoben wird), Einrichtung von Ferienkolonien und Landheimen, schulärztliche Versorgung usw., mit der Aufbringung von Geldmitteln und Stiftungen für besondere Einrichtungen, besonders solche sportlicher und pflegerischer Art wie Vereinshäuser, Landheime, pädagogischer Versuchsstationen usw.

In geschlossener Sitzung müssen sie Angelegenheiten diskreter Art behandeln. Beschwerden gegen Lehrpersonen können nur besprochen werden, soweit die unmittelbare Aussprache der Eltern mit den Lehrern nicht zum Ziele geführt hat. Dazu sind die klage führenden Eltern und die Lehrer einzuladen. Erscheinen sie nicht, so kann die Angelegenheit trotzdem erörtert werden. Das Ergebnis der Erörterung übergibt der Elternbeirat, wenn eine Schlichtung nicht erreicht wird, der vorgesetzten Schulbehörde. Wird die Berechtigung der Verweisung eines Schülers von der Schule in Frage gestellt, so sind gleichfalls die Eltern dieses Schülers und die Lehrer einzuladen. Ob eine Freistellenbewilligung in einem bestimmten einzelnen Falle zu empfehlen ist, muß ebenfalls in geschlossener Sitzung untersucht werden. Auch eine Sittennotiz für das Abgangszeugnis eines Schülers bedarf, falls sie geeignet ist, dem Schüler das Fortkommen zu erschweren, beziehungsweise ihn in den Augen der Allgemeinheit herabzusetzen, der Zustimmung des Beirats. Zur

Verhandlung sind wieder Eltern und Lehrer hinzuziehen. Endlich nimmt der Elternbeirat Stellung zur Wahl des Schulleiters. Ihm steht in Sachen der Schülerverweigerung, der Sittennote, der Schulleiterwahl ein einmaliges Vetorecht zu, dessen Ausübung in den beiden ersten Fällen zur Entscheidung der nächsten Instanz, im letzten zur Neuwahl führt.

Jeder Lehrer ist verpflichtet, dem Elternbeirat alle erforderlichen sachlichen Auskünfte zu erteilen. Alle Beschlüsse des Elternbeirats sind dem Lehrerkollegium zu übermitteln und baldigst zu berücksichtigen. Fühlt sich einer der beiden Teile durch den anderen beschwert (die Lehrer durch die Beschlussfassung des Elternbeirats, der Elternbeirat durch die Stellungnahme des Lehrerkollegiums), so ist die Entscheidung der nächsthöheren Instanzen anzurufen.

Der Elternbeirat kann Gesamtelternversammlungen einberufen, denen durch Lehrer der Anstalt oder andere geeignete Personen Vorträge über alle Fragen, welche die Schule und den Unterricht betreffen, zum Beispiel Schulgesetzgebung, Erziehungsziele und -wege, Unterrichtsmethoden, Psychologie des Kindesalters usw., gehalten werden. Er kann in ihnen über die Zweckmäßigkeit von Maßnahmen Abstimmungen herbeiführen. Er kann auch allgemeine Volksversammlungen anberaumen, um in ihnen Reformen zu erörtern und zu empfehlen. Seinen Mitgliedern steht das Recht zu, dem Unterricht zuhörend beizuwohnen. Der Elternbeirat arbeitet mit einem festen Etat, gemäß den Bewilligungen der Gemeindekörperschaften. Kosten über diesen Etat hinaus muß er selber unter den Eltern aufbringen.

Die Elternbeiräte eines Ortes oder Bezirks (eines »Distrikts« in Groß-Berlin) treten zum Ortselternbeirat zusammen, um zu allgemeinen örtlichen Schulfragen Stellung zu nehmen. Das Urteil des Ortselternbeirats muß von den Behörden zur Kenntnis genommen werden. Diese örtlichen Elternbeiräte sind nicht denen der einzelnen Schulen übergeordnet, sie befassen sich also nicht mit inneren Angelegenheiten einer Schule, sondern erstreben Gemeinsamkeit im Mechanismus der Schulorganisation. Die nächste Instanz der Elternbeiräte sind vielmehr die Provinzialelternbeiräte, die von und aus sämtlichen Elternbeiratsmitgliedern der Provinz alle zwei Jahre durch geheime Verhältnislistenwahl, nämlich auf je angefangene fünfzig Elternbeiratsmitglieder ein Provinzialbeiratsmitglied, zu wählen sind. Diese Provinzialräte behandeln allgemeine Schulfragen der Provinz und beurteilen lokale Beschwerden, bei deren Verhandlung beide Teile mündlich zu vernehmen sind. Die Provinzialelternbeiräte delegieren entsprechend ihrer Mitgliederzahl ein Mitglied in den Staatseleternbeirat, der die Schulfragen des gesamten Volksstaats erörtert und die höchste Appellationsinstanz für die Elternbeiräte ist. Er hat auch das Initiativrecht für Gesetze in Schul- und Erziehungsfragen.

Keine Schulverordnung von allgemeinem Interesse kann in Kraft treten, bevor die zuständige Instanz der Elternbeiräte nicht darüber gehört und ihr Urteil durch die verordnende oder beschließende Stelle berücksichtigt worden ist. Im Ministerium ist ein sachmännisches Dezernat für die Angelegenheiten der Elternbeiräte zu schaffen.

Solch Aufbau gäbe allen nicht ganz oberflächlichen Strebungen und Wallungen in Elternkreisen die Möglichkeit des Auslebens, machte sie aus Objekten zu Subjekten des Schullebens. Da, wo bisher das subalterne Gefühl des Geborgenheits, des verantwortungslosen »Vertrauens« zu den Lehrern, die Übermenschliches an Eintrichterung leisten sollten und die man schalt, wenn sie ihre Aufgabe gewissenhafter auffaßten, obwalkete, soll Verständnis für die Schwierigkeiten und der Wille zur Mitarbeit an ihrer Überwindung eintreten. Es wird sich dann nicht selten ereignen, daß »Eltern« schroffer urteilen, als es ehemals die Lehrer taten. Im Tempel weht andere Luft als vor seinen Pforten.

Wenn der oben geforderte Ministerialerlaß nicht alsbald erscheint, so sollten die sozialdemokratischen Gemeindeverordneten allenthalben in den Gemeindevertretungen die Einsetzung »freier« Elternbeiräte an allen Schulen des Ortes be-

anfragen. Ihre Wahl könnte, auf Aufforderung durch die Gemeindebehörden, so vorgenommen werden, wie wir es oben darlegten. Ihre Tätigkeit wäre zwar zunächst eine amtlich nicht anerkannte; sie würde sich aber die faktische Anerkennung der Schulbehörde durch ihre Erfolge bald erobern, und ihr Tätigkeitsbereich würde wohl durch die Praxis allmählich erweitert werden.

Dieser Entwurf wurde von der Kommission für »Schul- und Erziehungswesen« der Groß-Berliner Gemeindevertreterkonferenz nach meinen Vorschlägen, in welche Thesen des Wilmersdorfer Stadtverordneten *Simson* hineingearbeitet waren, angenommen.

## Literarische Rundschau.

**Karl Vorländer, Kant und der Gedanke des Völkerbundes.** Mit einem Anhang: Kant und Wilson. Drittes Heft der »Philosophischen Zeitfragen«. Leipzig, Felix Meiner. Preis 3,60 Mark.

Es ist klar, daß in diesem neuen Kantbuch Vorländers die Schrift »Zum ewigen Frieden« die Hauptrolle spielt. Wie diese 1795 am Vorabend der Napoleonischen Kriege erschienen war, so hatte Vorländer — seltsame Ironie der Geschichte! — gerade vor dem Weltkrieg eine neue vortreffliche Ausgabe derselben gelleistet mit einer Einleitung, die umfangreicher als die Schrift selbst war.

Dieser neuen Ausgabe widmete der »Vorwärts« damals eine (F. N. gezeichnete) Besprechung, in der als die ungeheuerlichste Leistung, die der Menschheit bisher geglückt sei, die Verwandlung des Christentums in eine Militärreligion hingestellt wurde. Es hieß dann weiter: »In einem verbreiteten Volksbuch über die deutsche Kriegsstotte wird so ein modernes Schlachtschiff, das seine 40 Millionen Mark kostet, hingestellt als ein verkörperter Triumph höchster menschlicher Intelligenz, Technik und Kultur. Spotten Ihrer selbst und wissen nicht wie. Denn ist nicht gerade die Existenz eines solchen Wunderwerkes ein Beweis tiefer Barbarei? Legt sie nicht lautes unzweideutiges Zeugnis davon ab, daß die politischen und sozialen Fortschritte der Menschheit mit den technischen nicht entfernt Schritt gehalten haben? Werden künftige Jahrhunderte es begreifen, daß hundert Jahre nach Kant ein Deutscher, der zu den klügsten und feinsten Köpfen gerechnet wurde, den Krieg als ein Element der von Gott gewollten Weltordnung preisen konnte?«

So der »Vorwärts« zehn Tage vor dem Mord von Serajewo. Es ist wohl gerechtfertigt, heute an diese Worte zu erinnern. Welch ungeheure Zeit liegt zwischen jenem Buch von 1914 und diesem von 1919! Der Militarismus ist in seiner Heimat, in Deutschland, zerbrochen, und schon vorher war das Verblüffendste Ereignis geworden: der leitende deutsche Staatsmann, v. Bethmann Hollweg, hatte am 9. November 1916 erklärt: »Deutschland ist jederzeit bereit, einem Völkerbund beizutreten.«

Daß der Gedanke eines Völkerbundes erheblich älter als Kant ist, dürfte bekannt sein; weniger, daß Kant selbst sich schon lange vor 1795 mit diesem Gedanken beschäftigt hat. Vorländer weist nach, daß Kant schon in den fünfziger Jahren St.-Pierres (1858 bis 1743) »Projet de la paix perpétuelle« gekannt hat und daß ihn diese Ideen auch in seinen Vorlesungen über Anthropologie aus den siebziger Jahren beschäftigt haben. Besonders merkwürdig ist eine Stelle aus den von Starke erst 1831 veröffentlichten Vorlesungen, wo es heißt, man habe St.-Pierre einen Träumer genannt. »Ein solcher Träumer war auch zum Beispiel Rousseau, allein er denkt richtig und steht weiter als andere Leute. So werden weise Männer, weil sie die Sache nicht mit dem großen Haufen beurteilen, für Träumer ausgegeben.« Das steht ganz in Einklang mit F. A. Lange's schönem Ausspruch: »Der Realpolitiker behält für den Augenblick recht, aber den großen Ideen folgen die Zeiträume.« In der Kritik der reinen Vernunft wird sogar die Berufung auf angeblich

widerstreitende Erfahrung — welchem Pazifisten wäre sie nicht hundertfach begegnet? — geradezu »pöbelhaft« genannt.

In den drei Jahre später geschriebenen »Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht« wird der Völkerbund ausdrücklich als eine geschichtliche Notwendigkeit behandelt. Mit Recht sagt Vorländer, daß die betreffenden Sätze Wort für Wort wie auf die Wirklichkeit der Gegenwart gemünzt scheinen. Die Erfindung der Staatsschulden nennt Kant in einer 1793 erschienenen Abhandlung (»Über den Gemeinspruch usw.«) »ein zwar sinnreiches, aber zuletzt sich selbst vernichtendes Hilfsmittel«. Scheint nicht dieser Moment jetzt gekommen? Wie der Militarismus an seiner Überspannung zugrunde geht, so scheint es auch unserem Kredit zu ergehen. Unsere Valuta ist zusammengebrochen, und unsere Kriegaanleihen sinken bedenklich im Kurse.

Das für das Thema wichtigste Buch ist und bleibt natürlich »Zum ewigen Frieden«, von dem dementsprechend eine genaue Analyse geboten wird. Aber auch in der 1797 erschienenen Rechtslehre kommt Kant auf die Idee des Völkerbundes und des ewigen Friedens zurück. Neu ist hier, »daß der Philosoph zur Erfüllung dieser Aufgabe, das heißt Erhaltung des Friedens einen permanenten Staatenkongreß vorschlägt, wie er in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in der Versammlung der Generalstaaten (niederländischen Stände) im Haag stattfand, wo die Minister der meisten europäischen Höfe und selbst der kleinen Republiken ihre Beschwerden über die Befehdungen, die einem von dem anderen widerfahren waren, anbrachten und so sich ganz Europa als einen einzigen föderierten Staat dachten, den sie in jeder ihrer öffentlichen Streitigkeiten gleichsam als Schiedsrichter annahmen. Also eine sonst nirgends erwähnte interessante geschichtliche Voraussetzung der Haager Schiedsgerichtskongresse im zwanzigsten Jahrhundert.« Die Pflicht, unablässig auf den Frieden hinzuwirken, besteht nach Kant so gewiß, als es eine menschliche Vernunft, als es ein Sittengesetz gibt. Auch in den beiden letzten Schriften, der »Anthropologie« und dem »Streit der Fakultäten«, wird dieser Standpunkt nicht verleugnet. Wie völlig vom guten Geist und vom Geist Kants verlassen danach die deutsche, das heißt die preußische Regierung war, als es sich darum handelte, im Haag die Verwirklichung dieser Ideen anzubahnen, liegt auf der Hand.

Zur Berücksichtigung in einer etwaigen Neuauflage möchten wir noch auf eine gute französische Festsrede hinweisen, die Professor E. Chaunet am 17. November 1881 in Caen gehalten hat (gedruckt bei Le Blanc Hardet). Auch hier werden besonders ausführlich St-Pierre und Kant behandelt, daneben aber der bekannte englische Begründer des Militarismus (S. 18 f.). Leider gibt Chaunet nicht an, ob die betreffenden Ausführungen Benthams sich in einer besonderen Schrift oder nebenbei in einem seiner vielen Werke über Politik, Recht, Volkswirtschaft finden. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß im Jahre 1880 Moltke den Auspruch getan hatte, daß der ewige Friede ein Traum sei und nicht einmal ein schöner, so kann man sich schon denken, daß der Franzose nicht verfehlt, diese Entgleisung des großen Feldherrn mit seiner Ironie zu kennzeichnen.

In einem Anhang behandelt Vorländer noch das denkbar zeitgemäßeste Thema: Kant und Wilson, und er findet die Völkerbundsgedanken des deutschen Weisen und die durch mehr als ein Jahrhundert davon getrennten Ideen des amerikanischen Staatsmanns trotz aller Verschiedenheiten der Persönlichkeiten, der Zeiten und der Volkszugehörigkeit einander nahe verwandt. Das bedeutungsvollste Neue in dem Wilsonschen Programm beruht nach Vorländer darauf, daß sich im neunzehnten Jahrhundert die Ideen der nationalen Selbstständigkeit in einem Grade entwickelt haben, wie Kant es nicht ahnen konnte. An die Wiedergabe der wichtigsten Stellen aus Wilsons Reden und Staatschriften knüpft Vorländer den Satz: »Es ist jetzt an Wilson, seine oft und feierlich erklärten Worte, denen vertrauend wir die Waffen niedergelegt haben, wahr zu machen.«

Leider müssen wir heute sagen: es wäre an Wilson gewesen, und können nur die leise Hoffnung hegen, er möge noch jetzt dahin wirken, daß die inzwischen ans Licht gekommenen Friedensbedingungen, die von jedem guten Geist verlassen erscheinen, nicht so bleiben, wie sie sind!

D. A. E. I. I. s. s. e. n.

**Ernst Bloch, Geist der Utopie.** München und Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 445 Seiten. Preis geheftet 10 Mark, gebunden 13 Mark.

Ein nicht leicht zu lesendes und noch schwieriger zu besprechendes Buch! Was bedeutet dem Verfasser »Utopie«? Keineswegs, wie man bei dem Lesen des Titels zu denken versucht ist, einen sozialistischen oder auch nur politischen Begriff, sondern eher das, was der Philosoph mit dem Worte *Idee* auszudrücken gewohnt ist. Was uns nach Bloch heute fehlt, ist der »utopisch prinzipielle Begriff«. »Diesen zu finden, das Rechte zu finden, um dessentwillen es sich ziemt, zu leben, organisiert zu sein, Zeit zu haben, dazu gehen wir, hauen wir die phantastisch konstitutiven Wege, rufen, was nicht ist, bauen ins Blaue hinein, bauen uns ins Blaue hinein und suchen dort das Wahre, Wirkliche, wo das bloß Tatsächliche verschwindet — incipit vita nova.« (S. 9.)

In der Tat sind die Wege, die das Buch geht, oft phantastisch genug und doch auch wieder »konstitutiv«, das heißt von grundlegend tiefem, geistvollem Denken gebahnt. Und der Gegenstand? Alles Denkbare. Bloch könnte das bekannte Cassallesche Wort: »bewaffnet mit der ganzen Bildung des Jahrhunderts« auf sich anwenden. Sein reger Geist ist sozusagen auf allen Gebieten geistigen Lebens zu Hause. Da plaudern die merkwürdige Einleitung »Ein alter Krug« und der folgende Abschnitt »Die Erzeugung des Ornaments« in geistreicher Art von moderner Stilkunst im Kunstgewerbe, um daran einen kunstgeschichtlichen Exkurs zu knüpfen, der mit den alten Griechen und Ägyptern beginnt und bis zum modernen Expressionismus und Kubismus führt. Von der bildenden Kunst leitet uns »Der komische Held« zur Poesie, denn der »komische Held« ist Don Quichotte, der freilich sehr ernst genommen werden muß, unter anderem mit der Faust-Gestalt verglichen wird (S. 63 f.). Ein Abschnitt zur Theorie des Tragischen, eine Art Philosophie des Todes, reiht sich an. An Schiller erinnert der Gedanke, daß »was gedichtet ist, wirklich ist« (S. 77).

Darauf folgt eine ausführliche (S. 79 bis 234) und in solcher Eigenart noch nie gegebene Philosophie der Musik. Die Einleitung ist wieder recht phantastisch: »Wir hören uns nur selber . . . , wir könnten sein, was der Wald träumt.« Dann aber beginnen höchst fesselnde Erörterungen zunächst zur Geschichte der Musik, später zu ihrer Theorie. Der Verfasser zeigt sich überall gleich bewandert: ob es die Anfänge der Musik im Altertum und Mittelalter, ob es die alten Italiener oder unsere Klassiker, ob es Bach, Beethoven oder Wagner, ob es die Romantiker oder die Allerneuesten gilt, ob es ihre geschichtlichen und soziologischen Zusammenhänge oder ihre innersten Gesetze und das Wesen ihrer Technik (Anschlag, Rhythmus, Tempo, Tonart, Harmonielehre, Kontrapunkt usw.) betrifft. Es ist ganz unmöglich, auch nur anzudeuten, welche Fülle von Gedanken diese Musikphilosophie — der Musik, offenbar seiner Lieblingskunst, weist Bloch den »Primat eines sonst Unsagbaren« zu — in sich birgt. Auch der, welcher den oft sehr subjektiven Urteilen des Verfassers nicht zustimmt, wird sich dadurch angezogen fühlen.

Was uns hier und nicht bloß hier, sondern auch an manchen anderen Stellen abstößt, ist die sich eindringende *Mythik*. Wie das »Grundproblem des gesamten Systems der Philosophie« die — Apokalypse sein soll, so bedeutet ihm die Musik nicht bloß »die sprunghaft indirekte Besahung auf den unsichtbaren Menschen« (das ließe sich noch hören), sondern auch »auf die im Klangbild vernommene, sich annähernde Gestalt des Hauptes, des Angesichtes, des eschatologischen Seelengrundes, der Wiederherstellung des großen Menschen aus dem Labyrinth der Welt« (S. 227).

Eine Art Philosophie der Philosophie schließt sich an unter dem Titel »Über die Gedankenatmosphäre dieser Zeit«. Wenn übrigens Bloch über den Snobismus und die Leere der »geistigeren« Menschen klagt, über »die Schwäger und Industriekritiker, die Waschzettelgrößen, Agenten und Literaturnmacher dieser Zeit« (S. 237 f.), so mag das für einen Teil der Berliner und anderer Großstadtliteraten stimmen, für den größten Teil der »geistigeren« Deutschen glücklicherweise nicht. Auch mit der neueren (bis zur neuesten) Philosophie zeigt sich der vielgewandte Verfasser wohl vertraut: um nur die am meisten behandelten zu nennen, mit Kant und Hegel, mit Hartmann und Nietzsche, mit Hüssler und Bergson. Die Charakteristiken sind scharf ausgeprägt, treffen aber oft, zum Beispiel in der Schilderung Simmels (S. 246 f.), den Nagel auf den Kopf. Auch über Kant sagt er manches gute Wort. Daß er kein Neukantianer ist, ist bei seiner Grundtendenz zu einer »Metaphysik der Innerlichkeit, die die Rettung und letzte Heimlichkeit der Welt sein wird« (S. 233, vergl. 271 ff., 363 ff.), begreiflich.

Dasselbe Kapitel enthält auch eine Art aphoristischer Philosophie der Politik (S. 295 ff.), der Geschichte (S. 203 ff.) und des Judentums (S. 319 ff.). Auch das Politische ist stets in geistreiche Form gekleidet, aber doch oft — aus einer gewissen Oppositionslust heraus, beinahe an M. Harden erinnernd — recht schief. Gewiß verkennen auch wir nicht die starken Seiten des »altpreussischen Herrrentypus«, aber die konservative als die »organische« Staatsauffassung der »liberalen Frömmigkeit der Weststaaten«, der »Schlamperei ihrer Demokratie«, der von der deutschen spekulativen Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts angeblich »längst überholten« contrat-social-Theorie der Aufklärung einfach als das Bessere gegenüberzustellen, in Wilhelm II. als »letztem Herrscher« den »Spätesten« und »Stärksten« zu sehen, einen »Agenden in den Zauberreichen von Adel, Hofglanz, herrlicher Ferne, Unbeweglichkeit, ... versinkend noch gegrüßt von allen seinen Brüdern und Ahnen seit den ältesten Tagen assyrischer Zarenherrlichkeit« (S. 297) — das ist denn doch der Romantik etwas zuviel! Und ebenso, wenn er in den russischen Arbeiter- und Soldatenräten einen »Umbruch der Macht zur Liebe« erblickt, jenseits der »angelsächsischen Banalität« und des »gottlosen Kleinbürgertums deutscher Sozialdemokratie«! (S. 298). Merkwürdig ist auch die Glorifizierung Asiens gegen Europa (ex oriente lux!), von denen jenes uns verbunden sein soll durch das gleiche, geheimnisvolle Lebensgefühl, das die ganze Erde zu einem kategorialen Beziehungssystem zwischen hier und dort verwandelt« (S. 315): wie denn auch aus Deutschtum, Judentum und Russentum, diesem »dritten Rezipienten des Wartens, des Hoffesgebärertums und Messianismus«, die — »absolute« Zeit bereitet werden wird! (S. 332.)

Und so geht es schließlich weiter zu einer Philosophie des Geschlechtslebens (S. 349 ff.), der Liebe und der Innerlichkeit (S. 363 ff.), der Person Jesu als Messias (S. 373 ff.), des Krieges (S. 393 ff.) und des Sozialismus (S. 401 ff.). Auch das ist zum Teil lesenswert, aber es führt, wie schon die auffallende Überschrift des letzten Kapitels: »Karl Marx, der Tod und die Apokalypse« zeigt, immer mehr ins Phantastische. Wie schon S. 341 die Apokalypse, die »Gemeinschaft mit den Heiligen«, die »Wendung aller Dinge zum Paradies« als das »A priori aller Politik und Kultur, die sich lohnt, so zu heißen«, gepriesen hatte, so endet das merkwürdige Buch, anknüpfend an ein kabbalistisch-jüdisches Zitat, mit der Aussicht auf eine Zukunft, wo »sich in uns allen spiegelt des Herrn Klarheit, mit aufgedecktem Angesicht, und wir werden verklärt in dasselbe Bild, von einer Klarheit zur anderen, als vom Geist des Herrn!«

R. W.

Der Schluß des Artikels »Der Gesetzentwurf über die Organisation der Betriebsräte« von Dr. Georg Flasow konnte leider in Nr. 19 keine Aufnahme mehr finden, sondern mußte für Nr. 20 zurückgestellt werden.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 20

Ausgegeben am 15. August 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Hugo Heinemann †.

Der Tod hält in den Reihen der älteren Parteigenossen reichliche Ernte. Wieder hat er einen hinweggerafft, dessen Wirken mit dem Wachsen und Werden unserer Partei eng verknüpft gewesen ist und der, wenn er auch der großen Masse außerhalb Berlins vielleicht wenig bekannt geworden sein mag, doch in der Parteigeschichte eine ehrenvolle Rolle gespielt hat. Am 2. August ist in einem Sanatorium im Grunewald bei Berlin Genosse Hugo Heinemann einem Herzleiden erlegen, das ihn schon seit einigen Jahren mehrfach in der Betätigung seiner außergewöhnlichen Arbeitskraft hinderte, dem er aber leider, sobald er sich nach kurzen Erholungspausen wieder einigermaßen arbeitsfähig fühlte, trotz der Mahnung seiner Gattin und seiner Freunde viel zu wenig Beachtung schenkte. Zu geringe Selbstschonung ist denn auch zweifellos die Hauptursache des allzu frühen Todes Heinemanns, der, am 18. Februar 1863 zu Berlin geboren, nur ein Alter von 56 Jahren erreicht hat.

Agitatorisch ist Hugo Heinemann wenig hervorgetreten, und auch schriftstellerisch hat er sich nur verhältnismäßig wenig betätigt — früher hauptsächlich in juristischen Fachzeitschriften und in den »Sozialistischen Monatsheften«, in letzter Zeit auch in der Neuen Zeit. Um so mehr stellte er der Partei wie den Gewerkschaften seine bedeutende Rechtskenntnis zur Verfügung. Seit dem Falle des Sozialistengesetzes ist er bis in die neueste Zeit juristischer Berater des Parteivorstandes gewesen, der bei allen wichtigen, die Partei berührenden Rechtsfragen um seine Meinung gefragt wurde und dessen Urteil gewöhnlich bei den Entscheidungen den Ausschlag gab. Als Anfang der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts die vom Sozialistengesetz befreite Partei wieder ein erweitertes Arbeitsfeld vor sich sah und nun daran ging, sich eine den veränderten Lebensbedingungen entsprechende Verfassung zu schaffen, waren Heinemann und Heine die hauptsächlichsten juristischen Mitarbeiter. Besonders war Singer der Vertraute Heinemanns — eine Freundschaft, die später, als Ebert Parteivorsitzender wurde, auf diesen überging.

In der Partei ist Heinemann vornehmlich durch seine Führung politischer und gewerkschaftlicher Prozesse bekannt geworden. Es hat in den letzten Jahrzehnten keinen bedeutenden politischen Parteiprozess, keine wichtige Anklage gegen gewerkschaftliche Verbände gegeben, in der nicht Heinemann als einer der Hauptverteidiger fungierte, und zwar wurde ihm gewöhnlich die Aufgabe zugewiesen, durch seine umfassenden juristischen Spezialkenntnisse den logischen Aufbau der staatsanwaltschaftlichen Beweisführung zu erschüttern. Eine Aufgabe, wozu ihn seine hervorragenden Fachkenntnisse, vornehmlich auf dem Gebiet des Strafrechts,

vor allem befähigten; denn nicht in einer überströmenden Beredsamkeit, nicht in der großen rhetorischen Geste und dem verwegenen Spiel mit Rechtsbegriffen bestand seine Stärke, sondern in der sich auf eine genaue Kenntnis der Rechtsmaterie und ihrer geschichtlichen Entwicklung stützenden logischen Analyse. Juristische Rabulistik lag ihm fern. Selbst im härtesten Rechtskampf blieb er sachlich. Diese Sachlichkeit, verbunden mit einem starken Pflichtgefühl, ist auch von politischen Gegnern meist willig anerkannt worden. Heinemann hatte daher trotz seiner abweichenden politischen Gesinnung bis an sein Lebensende unter Richtern und Staatsanwälten die besten Freunde.

Wiederholt wurden Heinemann parlamentarische Kandidaturen angeboten; er lehnte stets ab. »Ich habe«, erklärte er mir einst, »dafür keine Zeit; ich qualifiziere mich nicht zum Parlamentarier, habe zum Darumherumreden keine Neigung und ebensowenig zur taktischen Rechnungsträgererei.« Erst als man ihn nach der Revolution aufforderte, sich als Kandidaten zur Preussischen Landesversammlung aufstellen zu lassen, willigte er ein und kandidierte in Berlin. Dagegen nahm er trotz seiner großen Praxis das ihm angebotene Lehramt an der Parteischule an und hat dort jahrelang mit Erfolg gewirkt; denn so sehr er Rechtslogiker war, so sehr war er andererseits mit der Rechtsgeschichte bekannt und verstand es meisterhaft, seinen Schülern die Entstehung des Rechts in seinem Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Entwicklung zu veranschaulichen. Oft ist mir von Parteischülern gesagt worden: »Bei anderen kann man sich meist durch das Gewirr von Rechtsbegriffen gar nicht durchfinden; bei ihm sieht man, wie das Recht wird und was es bezweckt.«

Ebenso stellte er sich willig der Partei zur Verfügung, als ihm nach der Novemberrevolution der Eintritt in die Regierung angeboten wurde. Obgleich erst vor kurzer Zeit von einer Kur in Rissingen zurückgekehrt und noch immer leidend, nahm er doch aus starkem Pflichtgefühl, bestrebt, der Partei zu dienen, die provisorische Leitung des Reichsjustizamtes und darauf das Amt eines Unterstaatssekretärs im preussischen Justizministerium an.

Für die Sozialdemokratie bedeutet gerade in der jetzigen schweren Zeit, der Zeit des neuen Werdens, sein Tod einen schweren, kaum zu ersetzenden Verlust; denn wenige waren, wie er, zum Reformator unseres Strafrechts berufen. Schon seit Jahren unermüdlich, mit nie rastendem Eifer für eine gründliche Strafrechtsreform tätig, hat ihn, wie er mir selbst wiederholt sagte, nichts so sehr zur Annahme der erwähnten Regierungsposten bestimmt als die Aussicht, diese Reform fördern und an ihr in freiem Geiste mitwirken zu können.

H. C.

## Politisches Leben in der Türkei.

Von Friedrich Schrader.

Die im Orient eingetretene große Katastrophe hat in der Türkei die Macht der Partei »Einheit und Fortschritt« vorläufig gebrochen. Die jungtürkischen Nationalliberalen haben die Zügel der Regierung ihren Gegnern überlassen müssen, die im Februar 1913 durch den kecken Enversschen Staatsstreich überrascht und zersprengt worden waren. Die besiegte sogenannte »liberale« Partei, die in der Person Kiamil-Paschas ihren großen Führer, den türkischen »Bladstone«, verloren hatte, war seit jener Zeit unsichtbar

geworden. Zu einer gewissen Periode des Krieges hätten die türkischen Machthaber, wie man aus den Artikeln der Stambuler Presse entnehmen konnte, gern gewünscht, daß die Besiegten aus ihren Schlupfwinkeln auftauchen würden, um die nationale Einheit mit darstellen zu helfen; die Liberalen konnten sich jedoch nicht für den Krieg begeistern und hielten sich wohlweislich abseits von einem Unternehmen, das, wie sie hofften, mit einem Siege der sie beschützenden Entente enden würde.

Das politische Leben in der Türkei gipfelte während der ganzen zehnjährigen Verfassungsära in dem Schaukelsystem zwischen der Union oder der Partei »Einheit und Fortschritt« strenger Observanz und der liberalen Gruppe. Beherrscht war dieser Gegensatz wesentlich durch die Gesichtspunkte der äußeren Politik, die Stellung der beiden Parteien zum Nationalitätenproblem und last not least durch den Standpunkt, den sie gegenüber den religiösen und nationalen Überlieferungen einnahmen. Während in dieser Hinsicht die Unionisten alle Überlieferungen ablehnten, die ihnen keinen nationalen Wert zu haben schienen, nahmen die sogenannten Liberalen in dieser Frage eine durchaus konservative Haltung ein. Sie zeigten das besonders in bezug auf die Prerogative der Krone, die sie verteidigten, so oft sie von den Unionisten angegriffen wurden.

Diese Partei besaß auch eine kleine ausgesprochen konservative Gruppe, die unter der Führung des jetzigen Großwesirs, Damad Ferid-Pascha, stand und im Jahre 1910 ihr Programm bekanntgegeben hat. Der Kernpunkt ihrer politischen Überzeugungen war aber der, daß bei allem Eintreten für den Fortschritt dieser sich allmählich und unter Festhalten an den Grundlinien des alten mohammedanischen Staates, **d e r k e i n E i n h e i t s - u n d P o l i z e i s t a t w a r**, zu vollziehen habe. Auf dem Gebiet der äußeren Politik erschien es dieser Gruppe als eine arge Keßerei, wenn man die Richtungslinie der politischen Beziehungen verschieben wollte. Sie hielten fest an dem durch das Alter geheiligten und durch die Erwägungen des politischen und wirtschaftlichen Vorteils gebilligten Verhältnis zu den beiden großen Westmächten, England und Frankreich.

Das politische Leben in der Türkei nahm in den ersten Jahren der Verfassungsära in Folge der ungehinderten Auseinandersetzung zwischen den beiden Parteien einen sehr bewegten Charakter an. Es läßt sich nicht leugnen, daß es in einem Punkte dem alten Intrigenspiel, das im Diwan der alten Sultane herrschte, und der Palastkabale der Reformsultane auf ein Haar gleich, nämlich durch den oft schreiend persönlichen Charakter des politischen Kampfes. Das kam in erster Linie daher und wurde dadurch begünstigt, daß das junge türkische Verfassungsleben eine so überaus primitive Form besaß. Die Wählerschaften waren ungebildet und bestanden zum großen Teil aus Analphabeten. Die Kandidaten waren oft selbst im unklaren über das Programm ihrer »Partei«, wenn man überhaupt von einer solchen sprechen konnte.

Da ferner bis zum Jahre 1918 das türkische Wahlgesetz die Bestimmung enthielt, daß der Kandidat nur in dem Wahlkreis kandidieren konnte, in dem er geboren war, so waren bei einer Wählerschaft von so primitiver politischer Bildung landsmannschaftliche Erwägungen von großer Bedeutung. Trotz aller dieser Mängel des Wahlrechtes und trotz aller Bemühungen der Regierung, die Wahlen zu beeinflussen, gelang es jedoch einigen fähigen und politisch gebildeten Gegnern des Komitees, in die Kammer zu kommen.

Solche Kandidaten brachten auch bei einer geistig wenig entwickelten Wählerschaft das Element der Abwechslung und der Erregung in den Wahlkampf hinein. Das gelang unter anderen dem Opportunitätsmitglied Lutfi Fikri-Bei im Sandschak Derffim, wo eine Menge analphabetischer Kurden wohnen. Aber im großen und ganzen unterdrückte das jungtürkische Komitee jeden Versuch einer Opposition. Die Wahlreden wurden daher zu unionistischen Monologen und der Wahlakt selbst zu einer Komödie. Endlich wurde durch das ausschließlich jungtürkische Parlament von 1913, das unter dem Druck der Regierung zustande gekommen war, die politische Erörterung ganz ausgeschaltet.

Aber auch die Verfassung selbst war dadurch angetastet worden, da die Freiheit der Wahlen nur noch auf dem Papier stand. Den Vernünftigen unter den Jungtürken wurde es selbst bange bei diesen Zuständen. Sie hätten zu gern eine Opposition in der Kammer gehabt, aber eine zahme und ungefährliche. Die Furcht vor dem sicheren Verlust ihrer Herrschaft trieb aber den »İttihad« dazu, die Bildung auch einer schwachen Gegenpartei durch terroristische Mittel unmöglich zu machen.

Die auswärtigen Verwicklungen halfen den Jungtürken dabei, sich der gefährlichsten Gegner in den Reihen der Griechen und Armenier zu entledigen. Nach dem Balkankrieg, der infolge der Abtretung der Europäischen Türkei das türkische Parlament solcher geschickten und oft gefürchteten Oppositionsmänner beraubte, wie es der Grieche Vusios und viele der bulgarischen Vertreter waren, fiel über die osmanische Kammer ein Schleier der äußersten Langweiligkeit. Die alte liberale türkische Partei war unsichtbar geworden. Ihre Mitglieder waren geflohen und standen auf der Proskriptionsliste. Ismail von Gümüldschina hielt sich irgendwo in Griechenland auf, Oberst Sadik-Bei, der interessante, obwohl etwas konfuse Mystiker, lebte in dem nur griechischen Salonik. Derwisch Hima, der behäbige, vollbärtige Albaner, war nach Wien gegangen. An die Stelle der griechischen und armenischen Rufer im Streite — von den letzteren hatten sich viele den revolutionären Freischaren angeschlossen — waren verhältnismäßig harmlose Angehörige der Bourgeoisie beider Völker getreten, die erst gegen Ende 1918, als der nahende Zusammenbruch ihnen die nötige Sicherheit zu bieten schien, es wagten, mit ihren nationalen Forderungen hervorzutreten. Die durch diese Erledigung von Mandaten entstandenen Lücken wurden ausgefüllt durch die Ernennung von Geschöpfen des jungtürkischen Zentralkomitees, die der Mühe, sich ihren Wählerschaften vorzustellen, durchaus überhoben waren. Sie brauchten nur ruhig im Café Tokatlian in Pera zu sitzen und auf das Telegramm zu warten, das ihnen die vollzogene »Wahl« anzeigte. Man gebrauchte auch gar nicht mehr den Ausdruck »wählen« für diese Abgeordnetenfabrik, sondern wandte ungeniert das Wort »taîn etmek« (ernennen) an. Durch diese Degradierung der Volksvertretung erfuhr natürlich auch die parlamentarische Arbeit eine sichtliche Verschlechterung. Es wurden eine Anzahl von Gesetzen wie im Sturme durchgepeitscht, aber es war weder an ein vernünftiges Eingehen auf die Einzelheiten noch an eine von höheren Gesichtspunkten aus erfolgende Gesamtbetrachtung eines Gesetzes zu denken.

Infolge der Suspendierung der parlamentarischen Tätigkeit in den ersten Kriegsjahren hatte sich die Zahl der von der Regierung erlassenen »proviso-

rischen« Gesetze so vermehrt, daß im Jahre 1918, als das Parlament wieder zusammentrat, ein großer Teil seiner Tätigkeit sich auf die Sanktionierung dieser in vielen Fällen schon längst gegenstandslos gewordenen Augenblicksgesetze beschränkte. Die Kammer kam daher mit ihrer gesetzgeberischen Tätigkeit nicht vorwärts, sondern »trat« in beängstigender Weise »auf der Stelle«.

Aber selbst in dieser gewissermaßen zu Stummen des Serails herabgedrückten Partei gelang es dem Zentralkomitee für Einheit und Fortschritt nicht, allen Selbständigkeitsinn und alles Unabhängigkeitsgefühl zu ersticken. Je deutlicher das »Menetekel« gegen Herbst 1918 an der Wand erschien, desto selbständiger wurde auch das Auftreten gewisser Gruppen innerhalb der Partei. Der letzte Kongreß der jungtürkischen Partei verlief ziemlich erregt. Das Gerücht einer Kabinettskrise war verbreitet. Sie wurde noch einmal beschworen. Talaat-Pascha, der nach seiner Rückkehr von Berlin durch seinen gefährlichen Optimismus die Geister irreführt hatte, vermochte nicht mehr wie bisher die Disziplin in der Partei zu erhalten. Nach dem Abschluß des Waffenstillstandes trat dann unter der Führung des schon seit einiger Zeit mit der Regierung zerfallenen früheren Gesandten in Sofia, Fetih-Bei, die Gruppe der »Hürrietperveran« (Freiheitsfreunde) ins Dasein. Der Stern der diktatorisch herrschenden jungtürkischen Oligarchie war im Sinken. Die alte liberale Opposition zog gleichzeitig mit den Ententetruppen in das Land ein.

Das politische Leben in der Türkei hatte sich während des Krieges unsichtbar abgespielt, hinter den Türen der jungtürkischen Klubs und im geheimen Rat des Komitees, der im Klubgebäude bei der Moschee »Nuri Osmani« tagte. Das Komitee hatte versucht, die öffentliche Meinung durch das Mittel der Presse in seinem Banne zu halten. Schon seit 1913 war kein Oppositionsblatt mehr erschienen, das den großen schreienden Noßständen im Lande hätte Ausdruck verleihen können. Die griechischen und armenischen Blätter, nur spärlich mit Papier versorgt, erschienen mit zwei Seiten. Sie brachten nur die deutschen und verbündeten Kriegsberichte, die Telegramme des Wolffbüreaus und der türkischen amtlichen Telegraphenagentur. Auf eigene Meinungsäußerung in Leitartikeln hatten sie schon längst verzichten müssen. Bei der allgemeinen Empörung, die über diese unerhörte Knebelung der Presse herrschte, hatte aber selbst Talaat-Pascha nachgeben müssen. Dieser türkische Staatsmann, der mit Enver- und Dschemal-Pascha zusammen zum Tode verurteilt worden sein soll, hatte wenig von einem Diktator an sich. Aber er stand unter dem Drucke seiner rückwärtslosen Kollegen und ihrer Hintermänner, und bekanntlich verderben schlechte Beispiele die guten Sitten. Im Beginn des Krieges hatte übrigens der armenisch-türkische Publizist Diran Kelekian in der Zeitung »Sabah« gegen die Enge der politischen Auffassung anzukämpfen versucht. Aber im Jahre 1916 wurde er wegen angeblichen Verrats hingerichtet. Der »Sabah« ging dann in die Hände des Komitees über. Die gesinnungsfeste türkische Komitee-Presse organisierte sich im Jahre 1917 in einem Presseverein, den die Regierung sanktionierte. In ihm waren auch einige sehr fähige junge Journalisten vertreten, die nicht durchaus der von oben gegebenen Parole folgten. Als ein solcher Hecht im Karpfenteich zeichnete sich besonders Ahmed Enmi-Bei aus, der seine Bildung auf der Columbia University erhalten hatte.

Seiner Hinneigung zu Amerika und seiner Begeisterung für Mr. Wilson konnte er allerdings erst nach dem Zusammenbruch Ausdruck geben.

Die öffentliche Meinung in der Türkei, deren Ansichten diese Presse sich wohlweislich gehütet hat wiederzugeben, beruht auf den wenigen Tausenden von Gebildeten. Die Stätten, wo sie sich äußert, sind das Kaffeehaus und der Salon, das erstere eine alforientalische Einrichtung, das zweite eine Erfindung der türkischen Verfassungsperiode. Zwar hatte das Kaffeehaus während des Krieges infolge des mangelnden Stoffes eine ebensolche Verwüstung erfahren wie das deutsche Bierhaus. Aber es diente bei dem stark auftretenden Gesellschaftsdrang der Türken immer noch als Versammlungsort, wo die Leute in Gruppen saßen und die Zeitung mit den neuesten Kriegsnachrichten entweder selbst lasen oder sich vorlesen ließen. Man geht durchaus irre, wenn man annimmt, daß der Orientale und der Türke leicht durch die Presse und namentlich durch Nachrichten, die aus fremder und selbst verbündeter Quelle fließen, zu beeinflussen ist. Gerade das Gegenteil ist der Fall, und es war dahin gekommen — durch zu straffe Inanspruchnahme des moralischen Kredits —, daß der türkische Efendi überhaupt nichts mehr glaubte, was in den Zeitungen über die Kriegsvorgänge erschien. Dagegen lieb er bereitwilligst sein Ohr den zahlreich auftretenden Agenten der Entente, die nach jedem deutschen Erfolg ihm die Lehre predigten, daß sich Deutschland zu Tode siegen werde und daß den uner schöp flichen Hilfsquellen des neuen amerikanischen Bundesgenossen gegenüber kein Widerstand möglich sei. Es lag außerdem eine andere Tatsache vor, die er an seinem eigenen Körper zu spüren hatte, die große Lebensmittelnot und die Mißbräuche bei der Lebensmittelverteilung. Aus diesem Grunde geschah es, daß die öffentliche Meinung der Regierung so feindlich gegenüberstand wie möglich und daß ihre Beeinflussung den Machthabern vollständig aus der Hand glitt.

Auch an der anderen Stätte, wo die öffentliche Meinung in der neuen Türkei zum Ausdruck kommt, in den Salons von Stambul, hatte die Regierung ungnädige Richter gefunden. Der Stambuler Salon ist nach dem Sturze Abdul Hamids entstanden. Er ließ den gewaltigen sozialen Fortschritt erkennen, der, schon in der letzten Zeit des roten Sultans angebahnt, mit dem Jahre 1908 in die Erscheinung getreten war. Die alte Mauer zwischen der Männer- und der Frauengesellschaft war gefallen, und die türkische Frau trat mit der ganzen Anmut ihres Wesens, die sie auszeichnet, als vollberechtigte Genossin an die Seite des Mannes. Diese Emanzipierung beschränkte sich allerdings nur auf die aristokratische Gesellschaft, die in dem Saint-Germain von Konstantinopel, der Vorstadt Nischan Tasch bei Pera, ihre Wohnsitze hat, sowie auf die leitenden jungtürkischen Kreise, die von jener als Emporkömmlinge angesehen wurden. Nach dem Balkankrieg nahm diese Entwicklung einen neuen Aufschwung. Es gab in Stambul eine ganze Reihe von Salons, in denen die angeregteste Geselligkeit herrschte und wo unter anderen Gegenständen auch die Politik besprochen wurde. Das, was man in Konstantinopel öffentliche Meinung nannte, bildete sich zum guten Teil bei diesen gesellschaftlichen Veranstaltungen. Daneben bestanden auch die ausschließlich aus Männern bestehenden Zusammenkünfte weiter. Fast jeder angesehenere, in der Gesellschaft stehende Politiker hat seinen »Jour«, seinen Empfangstag. So waren sehr beliebt die Empfänge,

die bei dem radikalen Politiker und Literaten, dem Augenarzt Dr. Abdullah Dschevdet-Bei, stattzufinden pflegten. Der Hausherr ist allerdings nie ein Freund der jungtürkischen Oligarchie gewesen. Er war von Abdul Hamid in die Verbannung gesandt worden. Dort war er zu einem überzeugten Revolutionär geworden, der bis in die jüngste Zeit in seiner Zeitschrift »İstihad« in weltbürgerlichem, radikalem Geiste dem engherzigen Nationalismus der Jungtürken Opposition gemacht hat.

Die Komiteepartei suchte in der Bevölkerung der Hauptstadt auch durch Vereine und Vorträge zu wirken. In den Dienst der nationalen Sache hatten sich die Gesellschaft für Nationalverteidigung und der Flottenverein gestellt. Beide Vereine arbeiteten in den weitesten Kreisen. Sie befriedigten durch ihre Vorträge das politische Interesse der Bevölkerung und hielten in dieser den Opfergeist wach. Der Einfluß des »İstihad« in der Hauptstadt beruhte zum größten Teil auf ihrer Tätigkeit, bei der auch die Schaulust der türkischen Byzantiner<sup>1</sup> ihre reichliche Befriedigung durch Theateraufführungen und Sportfeste fand. Auf diese Weise suchte sich die Partei volkstümlich zu machen.

Im allgemeinen war der Boden von Stambul den jungtürkischen Ideen nicht günstig. Da mußte man schon nach Konia Angora und Brussa gehen, um den Nationalismus in reiner und unverfälschter Form zu finden. Stambul wurde von dem Komitee »Einheit und Fortschritt« stets als ein »Herd des Aufruhrs« und als ein Mittelpunkt für anarchistische und vaterlandsfeindliche Umtriebe angesehen. Die unter dem Namen »İttilaf« bekannte liberale Partei hatte in vielen Derwischklöstern ihre natürliche Hochburg. Denn das Derwischwesen ist stets ein Feind des modernen Einheitsstaats gewesen, gegen dessen enge Schranken es sich entschieden auflehnte. Dieser Geist, der auch über Anatolien weit verbreitet war, ist vor einigen Jahren von dem unionistischen Theologen Schemfeddin-Bei in seinem Buche »Hurufat« (Aberglauben) scharf angegriffen und als staatsfeindlich bezeichnet worden. Es ist der Geist eines schrankenlosen Individualismus und ungefümmten Freiheitsbedürfnisses, der sich aber in erster Linie gegen unbedequate Neuerungen auflehnt und daher oft reaktionäre Tendenzen annimmt. Wegen seiner vorzugsweise negativen Form eignet er sich schlecht zu positivem Neuschaffen, und hieraus erklären sich die Mißerfolge, die liberale Regierungen in der Türkei trotz ihres besten Willens gehabt haben. Neben den liberalen Derwischen gab es allerdings auch solche, die für die Sache der Union eintraten. Sie waren aber entschieden in der Minderzahl gegenüber ihren liberalen Brüdern.

Die jungtürkische Partei, obgleich sie nie in ein rechtes Verhältnis zur Religion getreten ist, hat die Geistlichkeit der mohammedanischen Staatskirche stets zur Förderung ihrer Absichten benützt. Sie hat dafür auch diesen Stand zu heben gesucht, obgleich ihre materiellen und intellektuellen Mittel wohl kaum für diesen Zweck ausreichten. Aber soweit sich beobachten ließ, stand die Mehrzahl der Geistlichen im Banne des Komitees. Daß ihre Beschützer schließlich die oberste geistliche Behörde, das Scheich ul İslamat, seiner Befugnisse zur Rechtsprechung in Familiensachen beraubte, mochte vielen unter den Geistlichen nicht gefallen. Diese Unzufrie-

<sup>1</sup> In den strengtürkischen Kreisen gilt für das liberale, kosmopolitische Konstantinopel mit seiner wankelmütigen Bevölkerung der Ausdruck »Byzanj«.

denen werden jetzt die Zahl der Liberalen vermehren, in welcher Partei ihr natürlicher Platz ist.

Das politische Leben bei den Nichtmohammedanern fand seinen Mittelpunkt in den Patriarchaten und ihren beiden Ratskörpern, einem Laienrat und einer Synode. Bei dieser Kategorie von Staatsbürgern beschränkte sich das politische Interesse ausschließlich auf ihr Verhältnis zum mohammedanischen Staate und die Verteidigung ihrer Rechte gegen denselben. Ihre anfängliche Begeisterung für die osmanische Verfassung verwandelte sich angesichts der Lähmungsercheinungen, die bei der mohammedanischen staatlichen Gesellschaft auftraten, zunächst in Gleichgültigkeit, die dann in offene Feindseligkeit überging. Das Komitee des »Ittihad« hat des öfteren versucht, eine Brücke zu den Nichtmohammedanern hinüberzuschlagen. Die einsichtsvollen Elemente der Jungtürken erkannten die Notwendigkeit einer Versöhnung mit ihnen, die schon mit Rücksicht auf die europäische Stellung der Türkei zu erfolgen hatte. Aber im Komitee machte sich stets das »Tschetedschilik« breit — das B a n d e n t u m, ein beliebtes Mittel, um in den Provinzen den gewünschten türkischen Einheitsstaat durch terroristische Maßnahmen herzustellen. Und diese halb an den Balkan, halb an die Renaissance erinnernde Einrichtung war es, die das Verhältnis zwischen den türkischen Bevölkerungselementen völlig verdarb und die Nichtmohammedaner in der Annahme bestärkte, daß die Regierung in Stambul ihr unverföhnlichster Feind sei. Und dieser letzte üble Zug des politischen Lebens war es auch, der den Fortschrittswillen der ehrlichen Patrioten im Komitee — und solche gab es eine ganze Anzahl — schließlich durchkreuzte und gänzlich lähmte. Nur wenn das politische Leben in der neuesten Türkei, wie sie aus dem Friedensschluß jetzt hervorgehen wird, ohne diesen entstellenden und verderblichen Zug erscheint, läßt sich ein Zusammenschluß der wertvollen Kräfte der türkischen Nation hoffen. Nur diesem allein wird es gelingen, aus der Asche des Alten neues Leben zu erwecken.

## Der Geschichtsunterricht an den höheren Lehranstalten Preußens.

Von Dr. Feydt (Königsberg i. Pr.).

Zu den Forderungen, welche der Sozialismus bei der bevorstehenden Neugestaltung unseres Schulwesens erheben muß, gehört auch eine zeitgemäße Reform des Geschichtsunterrichts an allen, besonders aber an den höheren Lehranstalten Preußens; denn die hohe Bedeutung, die gerade dieser Unterricht für die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts zu Staatsbürgern hat, macht es dem modernen Staat zur unabweisbaren Pflicht, einer solchen Reform so bald und so gründlich als möglich Rechnung zu tragen.

Drei Aufgaben sind vor allem zu lösen: 1. Eine Revision der Lehraufgaben und Lehrpläne. 2. Eine dadurch bedingte gründliche Umgestaltung der Lehrmittel. 3. Eine entsprechend moderne Ausbildung der Lehrpersonen.

Wenden wir uns zuerst zu einer Betrachtung der Lehraufgaben und Methoden des Geschichtsunterrichts, wie er bisher an den preußischen höheren Lehranstalten war und wie er fortan im deutschen demokratischen

Staatswesen sein muß. Da ist zunächst die Tatsache festzustellen, daß die Lehrpläne der Geschichte in der wilhelminischen Ara wiederholte Änderungen erfahren haben. Es ist bekannt, daß Wilhelm II. bald nach der Entlassung Bismarcks in den neunziger Jahren eine sogenannte antihumanistische Schulreform in die Wege leitete. Es war die Zeit, in der der jugendliche Monarch unter dem Eindruck der traurigen Erfahrungen, die er in der eigenen Schulzeit am Kasseler Gymnasium gemacht hatte, eine Modernisierung des immer mehr verküchertem Schulwesens mit aller Gewalt durchsetzen wollte. Für den Geschichtsunterricht kam hierbei manches Erfreuliche, aber noch mehr Unerfreuliches heraus. Erfreulich war es, wenn jetzt endlich der ungebührliche Raum, den bis dahin die Beschäftigung mit der alten Geschichte eingenommen hatte, eingeschränkt und dem Zustand ein Ende gemacht wurde, daß der preußische Abiturient wohl in den Nebenfächlichsten Einzelheiten der griechisch-römischen Geschichte Bescheid wußte, aber der eigenen Zeit hilflos gegenüberstand, da der Geschichtsunterricht zwar in der Theorie bis auf »die neueste Zeit« reichen sollte, de facto aber oft genug vor oder bei dem Zeitalter der Freiheitskriege stehen blieb. Wenn Wilhelm II. demgegenüber betonte, daß es bei aller Hochachtung vor dem klassischen Altertum die Hauptaufgabe eines zeitgemäßen Geschichtsunterrichts sein müßte, den Schülern das Verständnis ihrer eigenen Zeit, vor allem also des neunzehnten Jahrhunderts, zu erschließen, so mußten damit auch die Sozialisten einverstanden sein. War es doch ein offenes Geheimnis, daß die bisherige Scheu vor dem neunzehnten Jahrhundert damit zusammenhing, daß es als revolutionär verfaßt galt und man in gut staatszerhaltenden Kreisen es für der Weisheit letzten Schluß hielt, diese gefährlichen Dinge überhaupt nicht in der Schule zu behandeln.

Alles kam jetzt darauf an, wie die an sich so erfreuliche Modernisierung des Geschichtsunterrichts in die Praxis umgesetzt werden würde; und da begannen nun allerdings für jeden sozialistisch Orientierten und darüber hinaus für die linksstehenden Kreise des Bürgertums die Unerfreulichkeiten.

Wilhelm II. forderte mehr »vaterländische Geschichte«, aber der Zweck der Übung war die Jugenderziehung im Sinne einer hohenzollerischen Tendenzgeschichtschreibung und ihre Durchtränkung mit dem Geiste des Alldeutschtums oder richtiger noch des Allpreußentums, der dann in den folgenden Jahrzehnten so furchtbare Blüten getrieben hat. Zwei Bestimmungen der Lehrpläne von 1892 waren in dieser Hinsicht vor allem grundlegend:

1. Auf den höheren Schulen Preußens wird fortan nicht in erster Linie gemeindeutsche Geschichte gelehrt, sondern vor allem brandenburgisch-preußische Geschichte, zu der die deutsche Geschichte nur den äußeren Rahmen bietet. Hauptzweck des gesamten Geschichtsunterrichts ist es, den Schülern einzuimpfen, daß es eine dem brandenburgisch-preußischen Hohenzollernstaat von Hause aus immanente höhere Bestimmung gewesen sei, die Vormacht Deutschlands zu werden, und sie mit dem Glauben an den darin beruhenden Vorzug Preußens und seines kraft göttlicher Berufung regierenden Herrschergeschlechts zu erfüllen.

2. Entgegen dem Wesen der Geschichte und den ersten Prinzipien aller geschichtlichen Erkenntnis soll der geschichtliche Unterricht auf den höheren Lehranstalten fortan mit der Gegenwart beginnen. Heißt es doch in den

methodischen Bemerkungen zu den Lehrplänen von 1892: »Der propädeutische Unterricht in VI und V hat die Aufgabe, ausgehend von der Gegenwart und der Heimat, die großen Heldengestalten der nächsten und der ferneren Vergangenheit dem Herzen und der Phantasie des Knaben näherzubringen, seinen Gedankenkreis damit zu erfüllen und den ersten konkreten Grund für eine geschichtliche Betrachtung zu legen.«

Es war klar, daß mit diesen beiden Grundbestimmungen dem einseitigsten Geschichtsbetrieb und dem schlimmsten Hohenzollernkult Tür und Tor geöffnet sein mußte. An warnenden Stimmen auch außerhalb der »vaterlandslosen« Sozialdemokratie hat es damals nicht gefehlt. Noch im Jahre 1900 wies der Ordinarius an der Königsberger Universität, Professor Hans Pruß, in der Einleitung zum ersten Bande seiner allen rechtsstehenden Kreisen so unbequemen »Preussischen Geschichte« auf die Gefahren hin, die ein derartig tendenziöser Geschichtsunterricht mit Notwendigkeit für die Anschauungen des heranwachsenden Geschlechts haben mußte. Manche seiner trefflichen Ausführungen klingen uns heute geradezu prophetisch an: »Bei einem solchen Verfahren leistet man Verzicht auf das höchste wissenschaftliche Prinzip, die Erkenntnis der Wahrheit. Ja, ein derartiger historischer Eklektizismus, aus teleologischer Voreingenommenheit entsprungen, streift hart an bewußte Schönfärberei und enthält eine Gefahr, die den so stark betonten Vorteil einer planmäßigen Stärkung des Nationalgefühls und der Vaterlandsliebe bei der Jugend schließlich mehr als aufwiegen dürfte. Denn wenn erst etliche Generationen diese Art von Geschichtsunterricht empfangen haben, wird die Mehrheit der gebildeten Preußen von der Vergangenheit ihres Vaterlandes eine Vorstellung haben, die sich nur wenig von der unterscheidet, welcher die so viel getadelte Eitelkeit der Franzosen sich ehemals von der ihrigen zurecht gemacht hatte. Auch verzichtet eine solche Behandlung der vaterländischen Geschichte auf die Benutzung gerade der Momente aus der Vergangenheit, die für die sittliche Ausbildung der Jugend und der ganzen Nation besonders wertvoll sind. Wenn ein Volk zu dem Glauben gewöhnt wird, es sei vor anderen berufen und vom Geschick begünstigt, so entwöhnt es sich bald jener tatkräftigen und pflichttreuen Auffassung des Lebens und der von ihm gestellten Ansprüche, die der zu haben pflegt, der sich bewußt ist, sein Leben jeden Tag erst von neuem gewinnen zu müssen.«

Noch solche Verwahrungen und Ermahnungen verhallten ungehört. Auch als im Jahre 1901 die neuen, bis auf den heutigen Tag geltenden Lehrpläne und Lehraufgaben eingeführt wurden, ist an den grundlegenden Gesichtspunkten nichts geändert worden. Ganz starr konnte man freilich nicht auf dem Boden des »bewährten Alten« stehen bleiben. Der gewaltige Aufschwung, den die sozialistische Bewegung gerade um die Wende des Jahrhunderts genommen hatte, und die neue Richtung der historischen Wissenschaft, die sich an Namen wie Karl Lamprecht knüpfte, konnten nicht länger unberücksichtigt bleiben. Mußte es doch selbst dem blödesten Auge allmählich klar werden, welche gewaltige Rolle im Leben der Völker die wirtschaftlichen Verhältnisse spielen. So entschloß man sich denn, den Geschichtsunterricht, der bis dahin in der Hauptsache eine Verherrlichung der machtpolitischen und kriegerischen Taten der Herrscher, ihrer Minister und Generale gewesen war, abermals zu reformieren. Aber die Reform blieb, wie

alles, was Wilhelm II. und mehr noch seine Berater, widerwillig dem drängenden Zeitgeist nachgebend, taten, teils Stückwerk, teils wurde sie in einem Sinne praktisch durchgeführt, der das gute Neue, das ihr für den ersten Blick anhaftete, oft geradezu in sein Gegenteil verkehrte.

Die Schüler sollten fortan nicht mehr, wie man mit Recht dem Geschichtsunterricht vorgeworfen hatte, nur Namen und Zahlen pauken, sie sollten auch in die »Kulturgeschichte« eingeführt werden. Wie aber sollte diese »Einführung« erfolgen? Hören wir die Lehrpläne von 1901! Für die Mittelfufe schreiben sie vor: »Im Zusammenhang der vaterländischen Geschichte und im Anschluß an die Lebensbilder der betreffenden Herrscher vergleichende Berücksichtigung unserer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts unter Hervorhebung der Verdienste der Hohenzollern, insbesondere um die Hebung des Bauern-, Bürger- und Arbeiterstandes.« (!) Und für die Oberstufe heißt es nicht anders: »Im Anschluß an die Lebensbilder des großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I., Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelms III. und Kaiser Wilhelms I. zusammenfassende Belehrungen dem Verständnis der höheren Stufe entsprechend vertieft.« Man beachte hier die Auswahl der Herrscher! Von zusammenhängender objektiver Kulturgeschichte keine Rede! Vielmehr war mit diesen Bestimmungen, wenn auch in etwas verschleierte Worten, doch nichts anderes ausgesprochen, als daß eben auch die kulturgeschichtliche Betrachtung in den Dienst des Heroenkultus gestellt werden sollte. Nicht als Menschen, Kinder ihrer Zeit mit allen Vorzügen, aber auch allen Schwächen menschlicher Natur, abhängig von den realen Verhältnissen ihrer Umwelt, sondern als gottbegnadete Heroen sollten auch fortan die Herrscher, in erster Linie die aus dem Zollernhause, dargestellt werden, und die ganze kulturgeschichtliche Vertiefung des Unterrichts hatte nur die eine Aufgabe, nachzuweisen, daß nicht nur ihre politischen und kriegerischen Erfolge, sondern alles, was unter ihnen geleistet war, nichts anderes war als ihr persönliches Werk.

Entschloß man sich aber, in den Lehrplänen von 1901 den Unterricht bis zur Gegenwart in dieser Weise fortführen zu lassen, so war eine Stellungnahme zur sozialen Frage unvermeidlich. Damit gab man bewußt den Standpunkt der Zeit vor 1892 auf, der diese Dinge für die Schule ein Noli-metangere gewesen waren. Man hatte richtig erkannt, daß angesichts des immer deutlicher sprechenden realen Lebens der Gegenwart die Methode des einfachen Totschweigens nicht mehr aufrechtzuerhalten war. Sollte sich aber die Schule mit diesem hochgefährlichen Gebiet beschäftigen, so mußten feste Richtlinien gegeben werden, die kein Lehrer ungestrast zu überschreiten wagen durfte. Von einer »Freiheit der wissenschaftlichen Überzeugung« und ihrer Betätigung im Unterricht durfte hier noch viel weniger die Rede sein als in der Behandlung und Beurteilung weiter zurückliegender Epochen und Persönlichkeiten. Darum heißt es in den methodischen Bemerkungen: »Besonders sicheren Takt und große Umsicht in der Auswahl und Behandlung des einschlägigen Stoffes erheischt die Belehrung über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen in ihrem Verhältnis zur Gegenwart. Der von ethischem und geschichtlichem Geiste — beide werden der Sozialdemokratie abgesprochen! — getragene Unterricht

hat hierbei einerseits auf die Berechtigung mancher sozialen Forderungen der Jetztzeit einzugehen, andererseits aber die Verderblichkeit aller gewalttätigen Versuche der Änderung sozialer Ordnungen darzulegen.« Und weiter: »Bei dem gesunden Sinn unserer Jugend wird es gelingen, sie zu klarem und ruhigem Urteil über das Verhängnisvolle unberechtigter sozialer Bestrebungen der Gegenwart zu befähigen.«

Daß bei diesem historischen Entwicklungsgang der preussischen Lehrpläne für Geschichte im wilhelminischen Zeitalter eine grundlegende Änderung im neuen demokratisch-sozialistischen Staat eine unbedingte Notwendigkeit ist, liegt ohne weiteres auf der Hand. Nach welchen Richtlinien aber hat sie sich zu vollziehen?

1. Die teleologische Betrachtungsweise ist aufzugeben. Daraus folgert nicht, daß man nun in das entgegengesetzte Extrem einer übertrieben einseitigen materialistischen Geschichtsauffassung zu verfallen braucht. Der gefährlichen, weil den Laien nur zu leicht blendenden Halbwahrheit: »Männer machen die Geschichte!« ist entgegenzutreten, ohne daß deshalb eine Unterschätzung des persönlichen Moments in der Geschichte einzutreten braucht. Nimmt doch auch Mehring in seiner »Geschichte der deutschen Sozialdemokratie« und in seinem Abriss der »Deutschen Geschichte« keinen Anstand, die Rolle, die Männer wie Lassalle und andere in der Geschichte gespielt haben, gebührend hervorzuheben. Gewiß »machen Männer die Geschichte«, aber nicht ausschließlich, und vor allem, diese Männer sind nicht gottbegnadete und besonders erleuchtete Persönlichkeiten, die Völker und Länder wie willenlose Objekte nach ihrer Willkür leiten und ihr Schicksal zu bestimmen haben, sondern sie sind die Verkörperungen der Tendenzen, die sich in ihrer Zeit auswirken, und diese wiederum werden in erster und grundlegendster Weise bestimmt durch die ökonomischen Verhältnisse.

2. Demnach muß im Mittelpunkt der ganzen Geschichtsbetrachtung das ganze Volk und die Entwicklung seiner materiellen und geistigen Kultur stehen. Nicht Herrscher- und Kriegsgeschichte, verbrämt mit kulturellen Abschnitten, sondern umgekehrt Kultur- und Wirtschaftsgeschichte als Hauptsache, der sich alles andere unterzuordnen hat. Die führenden Persönlichkeiten unter Fortlassung alles Anekdoten- und Legendenhaften, nur als Verkörperungen der herrschenden Ideen, die Darstellung der Kriege, beschränkt auf die Ursache ihrer Entstehung und das Ergebnis ihres Verlaufs, keine Spielerei mit Feldzugs- und Schlachtenplänen, Namen und Zahlen auf das äußerste, das Epochemachende, beschränkt. Man wende nicht ein, daß die Schüler der Unter- und Mittelstufe für solche Geschichtsbetrachtung keinen Sinn hätten! Es kommt nur darauf an, den Stoff richtig auszuwählen und vorzutragen, daß er dem Alter des Kindes angemessen ist. Aus allen Zeiten der neueren deutschen Geschichte gibt es auch dem kleineren Schüler faßliche, kulturgeschichtliche Erzählungen in der Art persönlicher Erlebnisse, es brauchen also durchaus nicht immer nur Kriege und Schlachten, Könige und Generale zu sein. Auf eine Fundgrube für den Geschichtsunterricht gerade auf der Mittelstufe möchte ich besonders hinweisen, die keiner sozialistischen Herkunft verdächtigt werden kann, es sind Freytags »Bilder aus der deutschen Vergangenheit«. Und wenn es richtig ist, daß der Jugend der Ansporn zu mutiger Tat am leichtesten

an dem Beispiel der vorbildlichen Persönlichkeit erwächst, dann nehme man diese Persönlichkeiten, an denen die Geschichte des deutschen Volkes wahrlich nicht arm ist, aus allen Lagern und allen Kreisen, und man wird ein echteres Nationalgefühl erzielen als durch den Kult einer bestimmten Herrscherfamilie und ihrer Helfershelfer!

3. Der moderne Geschichtsunterricht muß viel mehr *Weltgeschichte* enthalten als bisher. Es war ein Hauptfehler unserer bisherigen Lehrpläne, daß sie die Geschichte anderer Völker und Länder nur als ein nebensächliches Anhängsel und unter dem Gesichtspunkt betrachteten, »soweit es für das Verständnis der deutschen und brandenburgisch-preußischen (beachte die Scheidung!) Geschichte von Bedeutung ist«. Gewiß sollen auch fortan die Schüler unserer höheren Lehranstalten vor allem ein umfassendes Bild von dem kulturgeschichtlichen Entwicklungsgang des *deutschen* Volkes von seinen Anfängen bis zur Gegenwart erhalten. Aber die Kultur ist nicht die Vorzugsgabe eines einzigen Volkes, ist eine Sache der ganzen Menschheit. Darum müssen die Schüler auch eingeführt werden in die Geschichte der Menschheit. Viel mehr als bisher müssen sie andere Völker in ihrer Eigenart verstehen und würdigen lernen als gleichberechtigte Glieder einer großen Familie. Erst dann wird die verderbliche Neigung des Deutschen ebenso zur Selbstüberhebung wie zur unwürdigen Unterschätzung des eigenen Volkes, zwischen denen sich unsere ganze bisherige Geschichte hin und her bewegt, schwinden. Erst dann wird auch die so tief bedauerliche Abneigung der anderen Völker uns gegenüber anderen Gefühlen Platz machen, wenn wir nicht mehr mit dem Anspruch des einen zur Welt Herrschaft bestimmten, vor allen anderen begnadeten und auserwählten Volkes aufzutreten, der sich oft genug in unserem bisherigen Geschichtsunterricht breit machte. Vorkämpfer zu sein auf dem Wege zu einem wahren Völkerbund — nicht dem Wilsonschen Wechselbalg von Versailles! —, der die ganze Menschheit umfaßt, dazu soll der künftige Geschichtsunterricht unsere Jugend erziehen.

Gewiß wird es heute, wo Deutschland unter einem brutalen Gewaltfrieden, der ihm von den kapitalistischen Regierungen, nicht von den Völkern unserer Feinde aufgezwungen ist, aus tausend Wunden blutet und unter unerträglichen Lasten und Demütigungen seufzt, vielen, sehr vielen schwer fallen, nicht Völkerhaß, sondern Völkerversöhnung zu predigen. Und doch müssen wir — und müßten gerade auch die *nicht* sozialistischen Volkskreise, die sich so viel auf den christlichen Charakter des deutschen Volkes eingebildet haben! — unentwegt an dem Ideal des Völkerfrühlings festhalten, der aus dem Bunde freier, gleichberechtigter Nationen entspringt.

4. Den Abschluß des Geschichtsunterrichtes, etwa das letzte Halbjahr der Schulzeit, muß eine eingehende Einführung in die Bürgerkunde bieten. Auch diese Forderung ist ja nicht neu und durchaus nicht nur von sozialistischer Seite gestellt. Aber alles, was bisher in dieser Hinsicht geschah, ist vollkommen ungenügend. Es ist ein Jammer, heutzutage anzusehen, wie hilflos unsere Jugend, die die höhere Schule durchlaufen hat, den praktischen Anforderungen des täglichen Lebens in dieser Hinsicht gegenübersteht. Im großen ganzen beschränkte man sich im bisherigen Unterricht auf die Besprechung der preußischen und deutschen Verfassungsurkunde, und zu mehr war in der Tat bisher auch gar keine Zeit vorhanden. Die Erkenntnis, daß dem Geschichtsunterricht, besonders auf der Oberstufe, erheblich mehr Spiel-

raum im Lehrplan eingeräumt werden muß, ist denn auch heute ziemlich allgemein durchgedrungen.

Nach dieser Erörterung der neuen Lehrziele und -aufgaben des historischen Unterrichtes können wir uns in den Forderungen betreffend die Lehrmittel und die Ausbildung des Lehrpersonals kürzer fassen. Nicht als ob diese Dinge unwichtiger wären, sondern weil sich die Folgerungen aus den oben aufgestellten Forderungen von selbst ergeben.

So schnell als irgend möglich muß mit den bisherigen Lehrbüchern ausgeräumt werden, die, natürlich ganz nach den Weisungen der Lehrpläne gearbeitet, den Ansprüchen des neuen staatlichen Zustandes in keiner Weise gerecht werden können. Wäre es doch ein leichtes, eine Fülle von Geschichtsentsstellungen und Einseitigkeiten bis zu direkten Unrichtigkeiten festzustellen. Um nur ein paar Beispiele herauszugreifen: In welchem Geschichtsbuch wird eine wahre Darstellung vom Beginn der Freiheitskriege gegeben? Wohl singt der Dichter von jener Zeit: »Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!« und »Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen!« Aber in unseren Geschichtsbüchern fungiert, hier krasser, dort geschmeidiger stilisiert, immer noch der schwache Friedrich Wilhelm III., der erst mit dem Volke ging, als es bereits drauf und dran war, über ihn hinwegzugehen, als der Held des Freiheitskampfes, als der Rufer zum Streite, »und alle, alle kamen!« Wo finden wir ferner eine objektive Darstellung von den finsternen Jahren der Reaktion 1849 bis 1858 unter Friedrich Wilhelm IV.? Aber nicht der erst fälscht die Geschichte, der aus Schwarz Weiß macht, sondern auch der, der nur die Lichtseiten einer Person und Epoche hervorhebt und die Schattenseiten fortläßt. Auch in dieser Hinsicht haben unsere bisherigen Geschichtsbücher, wie es nach den amtlichen Lehrplänen ja auch gar nicht anders sein konnte, Beträchtliches auf dem Kerbholz. Kein Wunder, daß sich in den Köpfen unserer Jugend ein Bild von der Geschichte, der Macht und den Ansprüchen unseres Volkes bilden mußte, das die unselbige Verblendung zur Folge hatte, mit der wir im August 1914 in den furchtbarsten aller Kriege zogen! Aber schlimmer noch, viel schlimmer als die lehrplanmäßigen Geschichtsbücher, von denen immerhin manche in der letzten Zeit doch schon anerkennenswerte Zeichen einer erwachenden Selbstbesinnung und Wahrheitsliebe gaben, sind die Schülerbibliotheken. Hier hat sich der gesinnungstüchtige Hurratriotismus bis zum widerlichsten Byzantinismus oft genug ohne jeden bösen Willen ihrer Leiter, einfach aus Unachtsamkeit und Unkenntnis breit gemacht.

Soll in unserer Jugend fortan ein gesunder geschichtlicher Sinn gepflegt werden, so muß die Regierung unverzüglich und mit allem erforderlichen Nachdruck dafür sorgen, daß hier alles entfernt wird, was den alten Geist nährt. Wohl haben wir in den ersten Wochen der Revolution einen bezüglichen Ministerialerlaß gehabt. Aber wie steht es mit seiner Ausführung? Eine Revision der Schülerbibliotheken würde, glaube ich, merkwürdige Resultate erzielen. Darum ist hier eine scharfe Kontrolle durch absolut zuverlässige Organe eine dringende Notwendigkeit. Hierher gehört drittens die Entfernung der Kaiserbilder und -statuen aus den Schulen. Wir sind gewiß keine Bilderstürmer, obwohl wir glauben, daß Winfried Bonifazius recht gut wußte, warum er die Donarseiche fällte. Wir fordern darum auch nicht die Niederreißung von öffentlichen Denkmälern, so sehr bei — ach nur zu vielen

das darin steckende Metall augenblicklich nutzbringender verwendet werden könnte. Aber einmal handelt es sich hier nicht um Kirchen und in den wenigsten Fällen um künstlerischen Schmuck, sondern um ganz bestimmte politische Propaganda, und sodann sind wir der Ansicht, daß in diesen Tagen, wo die Herren von der Deutschnationalen »Volks«partei offen in ihrem Aufruf der Regierung des republikanischen Deutschlands den Kampf ansetzen und die Herstellung der Hohenzollernmonarchie als Ziel dieses Kampfes hinstellen, nichts bestehen bleiben darf, was der Befestigung der jungen Republik in den Herzen des heranwachsenden Geschlechtes schädlich sein kann. Darum fort mit jenen aufdringlichen Emblemen einer erledigten Vergangenheit!

Was zum Schlusse die künftige Ausbildung des Lehrpersonals anlangt, so muß gefordert werden, daß niemand die Lehrbefähigung für die Geschichte an höheren Lehranstalten erhält, der nicht die nötigen volkswirtschaftlichen und bürgerkundlichen Kenntnisse besitzt. In diesem Sinne ist die Prüfungsordnung für die künftigen Lehrer der Geschichte zu ändern. Der neue Staat, tolerant im Gegensatz zu seinem Vorgänger, in dem ein Geschichtslehrer, der sich offen zur Sozialdemokratie bekannt hätte, unmöglich war, wird nicht verlangen, daß nur parteipolitisch abgestempelte Sozialisten fortan den Geschichtsunterricht erteilen sollen und dürfen, aber ebensowenig wird er es dulden können, daß dieser Unterricht zu alldeutscher Agitation mißbraucht wird. Vielmehr muß er verlangen, daß er im Geiste der neuen Zeit erteilt wird, gefragen von einer ruhigen, unparteiischen Sachlichkeit.

## Der Gesetzentwurf über die Organisation der Betriebsräte.

Von Dr. Georg Flatow.

(Schluß.)

### II.

In Deutsch-Osterreich ist die Einführung von Betriebsräten bereits durch Gesetz vom 15. Mai dieses Jahres (Staatsgesetzblatt Nr. 101) verfügt. Dies Gesetz soll nach dem Entwurf alle auf Privatsdienstvertrag beschäftigten Arbeitnehmer, Arbeiter wie Angestellte umfassen, ganz gleich, ob sie bei privaten oder öffentlich-rechtlichen Arbeitgebern, bei Behörden oder bei wirtschaftlichen Unternehmungen des öffentlichen Rechtes, in Handel, Industrie oder in der Landwirtschaft beschäftigt sind. Eine sondergesetzliche Regelung ist nur für die Binnen- und Seeschifffahrt wegen ihrer Eigenart vorbehalten. Dagegen sieht der deutsche Entwurf in Übereinstimmung mit dem österreichischen Entwurf, aber im Gegensatz zum österreichischen Gesetz, die Erfassung auch der Landwirtschaft vor. Frei bleiben nur die Beamten, die angesichts der partikularen Besonderheiten des Beamtenrechtes und des Zusammenhanges mit dem Staatsrecht der Parlamente in besonderen Beamtenausschüssen auf Grund von Landesgesetzen ihre Vertretung erhalten sollen.

Alle Betriebe von über zwanzig Arbeitnehmern bilden Betriebsräte; in der Landwirtschaft zählen hierbei jedoch nur die ständigen Arbeitnehmer mit, die Saisonarbeiter eines Betriebs entsenden nur insgesamt einen Vertreter in den von den übrigen Arbeitern gewählten Betriebsrat.

In dem Betriebsrat sind Arbeiter und Angestellte entsprechend ihrer Zahl im Betrieb vertreten. Die selbständigen Arbeiter- und Angestellten-

auschüsse der bisherigen Gesetzgebung hören zu existieren auf. Einen Ersatz bildet die Einrichtung von besonderen Arbeiter- und Angestelltenengruppen im Betriebsrat, die in ihren besonderen Angelegenheiten ausschließlich zuständig sind. Dieser Vorschlag hat bei den nicht auf freigewerkschaftlichem Boden stehenden, vorwiegend im kaufmännischen Gewerkschaftsbund vereinigten Angestelltenverbänden lebhaften Widerspruch hervorgerufen. Sie befürchten von einer Verwirklichung eine Majorisierung der Angestellten, eine Unterdrückung ihrer Sonderinteressen. Sie verlangen deshalb das Fortbestehen der bisherigen Ausschüsse und die Bildung eines paritätischen Betriebsrats aus den Vorständen der beiden Ausschüsse. Die Regierung hat in Übereinstimmung mit den freigewerkschaftlichen Arbeiter- und Angestelltenverbänden diesem Wunsche nicht entsprochen, um die mit dem Bestehen dreier Vertretungsorgane verbundene Schwerfälligkeit und die damit erwachsende Reibungsfläche zu vermeiden.

Ebenso ist wegen der praktischen Undurchführbarkeit die von den sogenannten leitenden Angestellten in der Öffentlichkeit aufs lebhafteste propagierte Sondervertretung dieser Kreise unterblieben. Wo ließe sich auch die Grenze ziehen? Und bestehen nicht zwischen den einzelnen Arbeitergruppen ebenfalls recht wesentliche Unterschiede? Gewiß erfordert es ein gutes Stück Erziehungsarbeit, um zwischen den Redakteuren und dem kaufmännischen Personal einer Zeitung, zwischen den Schauspielern und dem technischen Personal, den Etagenchefs eines Warenhauses und den Angestellten ein reibungsloses Zusammenarbeiten im Betriebsrat zu erzielen; aber nachdem einmal die kapitalistischen Fesseln gefallen sind oder doch im Begriff sind, zu fallen, muß der Gedanke der sozialen Verbundenheit aller Arbeitenden allmählich vorherrschend werden und sich durchsetzen, wenn anders nicht unsere Wirtschaft zugrunde gehen soll. Um die Majorisierung der Minderheitsgruppen — dies können auch die Arbeiter sein, man denke nur an die vielen Handelsbetriebe — zu verhüten, sind besondere Bestimmungen getroffen.

Dem kunstvoll verästelten Aufbau der Großbetriebe, aber auch schon der mittleren Betriebe suchen Bestimmungen über die Bildung von Abteilungsbetriebsräten, die aus ihrer Mitte wiederum einen Gesamtbetriebsrat wählen, gerecht zu werden. Besondere Vorschriften gestatten für die großen Unternehmungen, besonders die Verkehrsanstalten, wie Post und Eisenbahn, die Schaffung eines organisch von unten nach oben sich erhebenden Rätessystems.

In den Vorberatungen des Entwurfes haben die Voraussetzungen des aktiven und passiven Wahlrechtes eine erhebliche Rolle gespielt. Das aktive Wahlalter ist jetzt auf achtzehn, das passive auf zwanzig Jahre bestimmt und setzt außerdem eine sechsmonatige Betriebszugehörigkeit und eine dreijährige Gewerbs- oder Berufszugehörigkeit voraus. Das österreichische Gesetz setzt für das aktive Wahlrecht eine einmonatige, für das passive eine sechsmonatige Betriebszugehörigkeit, dagegen keine Gewerbszugehörigkeit voraus. Einem Grundgedanken des Rätessystems entspricht die jederzeitige Absetzbarkeit des Betriebsrats. Bei der steten persönlichen Berührung zwischen Wählern und Gewählten ist — anders wie im Parlament — trotz aller Bedenken gegen die daraus leicht hervorgehende Unbeständigkeit und Fluktuation des Betriebsrats ein gesundes Zusammenarbeiten nicht zu erwarten, sobald die Gewählten nicht mehr das Vertrauen ihrer Wähler genießen. Er-

folgt keine vorzeitige Abberufung, so beträgt die Wahlperiode ein Jahr. In der Geschäftsführung ist der Betriebsrat völlig autonom. Wegen Kündigungen sind die Betriebsratsmitglieder dadurch geschützt, daß sie nicht ohne Zustimmung des Betriebsrats entlassen werden dürfen.

Den Kern des Gesetzes bilden die Bestimmungen über die Aufgaben der Betriebsräte, darunter besonders über das Mitbestimmungsrecht bei Einstellungen und Entlassungen. Von dem doppelten allgemeinen Charakter des Aufgabenkreises der Räte als soziale Interessenvertretung einerseits und an der Produktion teilhabende Organe andererseits ist oben schon gesprochen worden. Hier seien nur einzelne Punkte erwähnt.

Die Räte sollen die Durchführung der Tarifverträge, der anerkannten Schiedsprüche und der zugunsten der Arbeitnehmer gegebenen gesetzlichen Schutzvorschriften überwachen, ferner mangels tariflicher Regelung bei der Festsetzung der Löhne und sonstigen Arbeitsverhältnisse, zum Beispiel bei der Festsetzung der Akkordsätze, neuer Lohnungsmethoden, der Arbeitszeit, der Ferien und des Lehrlingswesens mitwirken. Auch die Arbeitsordnung, die bisher einseitig vom Arbeitgeber erlassen wurde, wird künftig gemeinsam von diesem mit dem Betriebsrat festgesetzt, ebenso die in ihr vorgesehenen Strafen. Alle vorkommenden Streitigkeiten entscheidet der Schlichtungsausschuß. Der Betriebsrat soll ferner auf dem Gebiet der Unfallverhütung mitwirken, die Wohlfahrtseinrichtungen mit verwalten (wenn dadurch wirklich, wie die Arbeitgeberkreise meinen, wohlthätige Stiftungen künftig unterbleiben, so wird die Arbeiterschaft solchen Stiftern, die so wenig Verständnis für die Zeit haben, kaum eine Träne nachweinen). Das Mitbestimmungsrecht ist im Anschluß an die zu Beginn des Aufsatzes erwähnte Regelung im Metallangestelltenstreik geordnet. Von dort her ist auch das Institut der Vertrauensperson übernommen. Erwähnenswert ist, daß, abgesehen von politischer, militärischer, konfessioneller, gewerkschaftlicher Betätigung, auch die ausländische Staatsangehörigkeit zum Einspruch nicht berechtigt, es sei denn, daß nach Feststellung des Arbeitsnachweises »bei Einstellung des Ausländers an Stelle eines Deutschen dieser dadurch der Gefahr der Arbeitslosigkeit ausgesetzt sein würde, oder daß von der Einstellung des Ausländers gesundheitliche oder kulturelle Gefahren für die Arbeitnehmerschaft drohen würden«.

Diese Formulierung ist dem internationalen sozialpolitischen Programm der Reichsregierung entnommen. Sie wird besonders auf dem Lande bedeutungsvoll werden, wo die einheimischen Arbeiter schon heute beginnen, durch tarifliche Bestimmungen sich gegen den Lohndruck der billigen ausländischen Arbeitskräfte zu wehren. Man sieht, wie das Rätegesetz nach allen Richtungen hin seine Wirkungen äußert. Alle Streitigkeiten entscheiden auch hier, und zwar endgültig und mit bindender Kraft, die Schlichtungsausschüsse.

Eine bedauerliche Ausnahme von der allgemeinen Geltung des Mitbestimmungsrechts bedeutet die in den § 40 der Vorlage aufgenommene Bestimmung, wonach das Recht des Einspruchs nicht besteht bei Entlassungen, die durch Stilllegung des Betriebs erforderlich werden. Dadurch bekommt der Unternehmer gerade in den wichtigsten Fällen, bei Massenentlassungen, eine selbstherrliche Macht, die den Grundgedanken des Gesetzes, die Schaffung einer Betriebsdemokratie, geradezu erschlägt. Diese Klausel muß fallen. Ein unkontrollierbares Recht der Betriebsstilllegung ist heute eine unabsehbare

Gefahr für unser Wirtschaftsleben und kann leicht zu einem Anlaß der schärfsten Konflikte zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer werden.

Von den auf dem Gebiet der Produktion liegenden Rechten des Rates sei noch besonders erwähnt die Entsendung von ein bis zwei Mitgliedern in den Aufsichtsrat jener Unternehmungen, die solche Institutionen besitzen. Dies soll noch besonders reichsgesetzlich geregelt werden. Es handelt sich dabei zum Beispiel bei den Genossenschaften, die nach dem Gesetz und ihrem ganzen Charakter nur von Genossen verwaltet werden dürfen, um recht bedeutsame Eingriffe in das geltende Recht. Die Arbeitervertreter im Aufsichtsrat selbst werden oft die Rolle des Hechtes im Karpfenteich spielen. Diese Bestimmung ist der gleichartigen im österreichischen Betriebsrätegesetz nachgebildet. Das schon erwähnte Recht auf Einsichtnahme findet sich bereits in der Dienstanweisung des mitteldeutschen Streikgebiets. Es wird den Keim manch böser Konflikte zwischen Arbeitgeber und Betriebsrat abgeben. Leider ist es bisher nicht strafrechtlich gesichert. Keinerlei Strafe bedroht den Unternehmer, der seine Angaben unrichtig oder unvollständig macht, ein bedauerlicher Mangel, den hoffentlich die Nationalversammlung noch beseitigen wird.

Gerade diese wirtschaftlichen Funktionen der Räte weisen darauf hin, wie sehr es für den Erfolg des ganzen Räteystems darauf ankommt, daß nicht der erste beste agitatorisch begabte Kollege, sondern nur Männer, die wirtschaftliche Kenntnisse und wirtschaftliches Verständnis besitzen, in den Betriebsrat entsandt werden; anderenfalls wird der Betriebsrat, was die Unternehmer gern aus ihm machen möchten und was er vielerorts gewiß ist: weiße Salbe. Mit den erweiterten Rechten übernimmt die Arbeiterchaft zumindest moralisch auch eine erweiterte Verantwortung für den ungestörten Gang der Produktion. Um dieser Verantwortung zu genügen, bedarf es der engsten Verbindung der Gewerkschaften mit ihrem geschulten Beamtenstab und der aus dem Betrieb erwachsenden Räte. Im österreichischen Gesetz ist dieser Gedanke besonders klar darin zum Ausdruck gebracht, daß die Gewerkschaftsbeamten bis zu einem Viertel der Betriebsratsmitglieder in diesen wählbar sind; aber auch unser Entwurf enthält an einer ganzen Reihe von Stellen Bestimmungen, die dazu dienen sollen, zu verhindern, daß etwa zwischen Gewerkschaften und Betriebsräten die Brücke abgebrochen werde und der schon angedeutete Betriebsegoismus an die Stelle der Klassensolidarität, der einheitlichen gewerkschaftlichen Arbeiterpolitik trete. Die Gefahr des Syndikalismus, der Verallgemeinerung des Schlagwortes: »Die Bergwerke den Bergarbeitern« droht. Sie kann nur vermieden werden durch eine weitausschauende Gewerkschaftspolitik, die die Betriebsräte zu ihren Organen zu machen weiß. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt der auf dem Gewerkschaftskongreß angenommene Antrag Sassenbachs betreffs gewerkschaftliche Bildungskurse für Betriebsvertrauensleute eine große Bedeutung. Als Zweck der Kurse ist bezeichnet: die Heranbildung einer breiten Schicht gewerkschaftlich geschulter Kräfte, die befähigt ist, die Aufgaben der Gewerkschaften durchzuführen. Angesichts des ungeheuren Wachstums der Gewerkschaften, die annähernd sechs Millionen Mitglieder zählen, und der bevorstehenden Rätegesetzgebung wird in Zukunft ein gut Teil der Aufgaben, die bisher Sache der Gewerkschaftsbeamten waren, den Räten zufallen. Sie gilt es mit der gesunden Mischung revolutionären und wirtschaftlichen Tat-

sachengeistes zu erfüllen, damit sie einerseits nicht von den Unternehmern »eingewickelt« und zu bloßen Marionetten werden, die als Bligarbeiter für die Unzufriedenheit der Wählerschaft dienen, damit sie aber auch andererseits nicht Forderungen stellen, die, anstatt aufzubauen, die Wirtschaft zerstören.

Hoffentlich wird der Gesetzentwurf bald von der Nationalversammlung verabschiedet werden. Das Gesetz wird in der Praxis zunächst wohl erhebliche Schwierigkeiten machen. Sowohl der organisatorische Teil wie die von den Aufgaben handelnden Abschnitte werden täglich aufs neue die Schwierigkeit zeigen, das Wirtschaftsleben in die nun einmal unvermeidlichen Fesseln des Gesetzes zu zwingen. Ein Stück Klassenkampfes wird sich in jedem Betrieb an die Auslegung der so vieldeutigen Worte »berechtigtes Interesse«, »mitwirken«, »Betriebszweck«, »die Arbeitnehmer berührende Betriebsvorgänge« knüpfen. Wir wollen aber die Hoffnung nicht aufgeben, daß der in gesetzlichen Formen sich abspielende Kampf allmählich die schlimmsten Härten verliert, die jetzt das Wirtschaftsleben nicht mehr zur Ruhe kommen lassen, daß der gesteigerte Anteil der Arbeitnehmer an der Produktion die Arbeitsfreudigkeit wieder hebt.

Freilich bedarf es dazu der energischen Fortführung der mit diesem Gesetz begonnenen Gesetzesfolge. Der Bezirkswirtschaftsrat, von dem der Entwurf schon so optimistisch an mehreren Stellen spricht, muß baldigst als Vorgänger des Reichswirtschaftsrats Wahrheit werden. Sicherlich werden mit der in Angriff genommenen Gesetzgebung viele Anhänger eines anderen Räteystems nicht zufrieden sein, aber dies braucht kein Grund zum Verzagen zu sein. Benutzen werden alle das Instrument, das sich ihnen bietet. Und das ist gut so; denn nicht in unfruchtbarer Negation, sondern nur in lebendigem Kampfe der Geister, der einzelnen wie der sozialen Verbände, kann aus Altem das Neue, aus dem Guten das Bessere erstehen.

## Eine neue Weltgeschichte.<sup>1</sup>

Von Dr. Sommer.

Die Zeit der großen und selbst mittelgroßen Weltgeschichten, wie die Schloßers, Webers, Beckers, Kottcks und anderer, die von einem Autor nach einem bestimmten Gesichtspunkt verfaßt waren, scheint endgültig vorüber zu sein. Der spezialisierte Wissenschaftstrieb, den die Menge des heute zur Verfügung stehenden Materials erheischt, macht es dem einzelnen nicht möglich, wenn er nicht aus zweiter und dritter Hand arbeiten will, das ganze Geschichtsgebiet zu übersehen. So hat auch Genosse Hartmann in Wien, zurzeit Gesandter des deutsch-österreichischen Volksstaats in Berlin, obwohl sein neues Weltgeschichtswerk Mittelgröße, die auch dem einzelnen die Anschaffung erleichtert, nicht überschreiten soll, sich außer Einzelarbeiten nur das allgemeine Arrangement und Zusammenstimmen vorbehalten, in der Hauptsache aber die Bearbeitung der Einzelgeschichten Spezialisten überlassen. Das Ganze ist auf zwölf Bände berechnet, wovon acht die Geschichte des vorderasiatisch-europäischen, drei weitere die des ostasiatischen Kulturkreises behandeln sollen; der letzte ist Amerika vorbehalten. Hiervon liegen zurzeit der erste und dritte Band fertig vor: »Einleitung und Geschichte des alten Orients« (121 Seiten Großoktav mit einer Karte; Preis, haltbar geheftet, so daß der Band

<sup>1</sup> Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. Herausgegeben von Dr. Bodo M. Hartmann. Gotha, Verlag von Friedrich Andreas Perthes A.-G.

auch ungebunden zu benutzen ist, 5 Mark) und »Römische Geschichte« (384 Seiten mit drei Karten; Preis 15 Mark).

In der Einleitung betont der Herausgeber, daß mit dem Werke einem Bedürfnis weiter Volkskreise entgegengekommen werden soll, denen man nach Ansicht des Referenten bisher keine der vorhandenen Weltgeschichten so recht empfehlen konnte, weil sie entweder sehr einseitig parteipolitisch gefärbt oder wissenschaftlich sehr unzulänglich waren; denn »mit der fortschreitenden Demokratisierung des öffentlichen Lebens Schritt haltend, entwickelte sich im letzten Jahrhundert die Bildung und die Politisierung der großen Massen; sie wollen nicht mehr Werkzeuge der Gesellschaft sein, sondern mit Bewußtsein ihre gesellschaftlichen Handlungen setzen; sie wollen begreifen, was um sie, was in ihnen vorgeht. Angeregt und herangebildet durch die Schule des tätigen Lebens, sind sie sich bewußt, das gesellschaftliche Sein nicht zu verstehen, solange ihnen das gesellschaftliche Werden noch fremd ist.«

Dieses Werden soll das Werk in spezialisierter, aber abgerundeter Darstellung schildern. Dem allgemein menschlichen, aber laienhaften Triebe nach ursprünglicher Verknüpfung des Wissens soll nicht hemmungslos nachgegeben, zwar nach der ganzen Wahrheit gesucht, das Sichere vom Hypothetischen, dieses vom Mystischen getrennt, aber, wenn es vorhanden, auch das Nichtwissen offen bekannt werden. Kritiklosen Glauben nehmen die Autoren nicht in Anspruch, wohl aber unbedingte Ehrlichkeit der Forschung und das Bestreben, nichts in die Geschichte hineinzutragen, was ihr fremd ist. In dem Streite um die gegenseitigen Beziehungen der Ideologien und der materiellen Verhältnisse ist nicht Partei ergriffen, wohl aber das Gewicht auf die Massenerscheinungen gelegt, auf das wirtschaftlich-soziale Moment, und als dessen Ausdruck werden die rechtlichen Institutionen betont. Nicht Fürst, Feldherr und Diplomat stehen im Mittelpunkt dieser Geschichte, sondern das werktätige Volk; deshalb wurde das individuelle, das chronologische, kriegsgeschichtliche und diplomatische Detail nur so weit herangezogen, als zum Verständnis unbedingt notwendig erschien (auch Kunst, Wissenschaft und Philosophie finden nicht besondere Berücksichtigung). Die Verfasser wollen die Geschichte nicht mit Gewalt zur Lehrmeisterin gegenwärtiger Politik machen. Man verfühndigt sich nach ihrer Meinung am Geiste der Geschichte, wenn man aus der Anschauung der Gegenwart einseitig gewonnene politische Urteile in die Vergangenheit hineinträgt.

Diesen Grundsätzen entsprechen die bis jetzt vorliegenden zwei Bände. Der erste Band beginnt mit einer »Geographischen Einleitung« von E. Hanslik, in der die natürlichen Vorbedingungen für die Entwicklung der vorderasiatisch-europäischen Kultur dargelegt werden. Es folgt eine »Urgeschichtliche Einleitung« von E. Kohn, die, von den ersten Spuren menschlichen Daseins auf der Erde an, uns über ältere und jüngere Steinzeit, wovon uns die letztere die Lebens- und Wirtschaftsweise des Menschen bereits in einer Totalität erfassen läßt, zur Metallzeit führt, mit welcher der Historiker der einzelnen Völker bereits seine Spezialarbeit beginnen kann. Den Hauptteil des Bandes bildet E. Klaubers Geschichte der alten Kulturvölker, die, von der Persis über Mesopotamien und Kleinasien bis Ägypten sich ausbreitend, bis zu ihrer Eingliederung ins römische Weltreich eine mindestens dreitausendjährige Sonderentwicklung durchmachten: Sumerer, Semiten, Hettiter und Arier kamen nacheinander zur Herrschaft. Da wir hier für die ältesten Zeiten ausreichender politischer Daten entbehren, so ist die Darstellung eine wesentlich auf die archäologischen Funde aufgebaute Kulturgeschichte.

Der dritte Band behandelt die fernere orientalische und — von der griechischen abgesehen — die gesamte europäische Geschichte von den Ursprüngen bis zum Beginn des Mittelalters einschließlic der Germanen. Er ist vom Herausgeber und J. Kromayer bearbeitet. Letzterer übernahm den überwiegend politischen Teil: die Geschichte der späteren römischen Republik von den Punischen Kriegen an und die

des Kaisertums (Principats) bis auf Diokletian. Die Darstellung ist knapp, doch gut verständlich und selbst für die wirtschaftlichen Tatsachen und Vorgänge, die Kämpfe des Volkes um Ackerland usw., genügend. Den ersten und letzten Abschnitt bearbeitete Hartmann selbst. Der erste befaßt sich mit der älteren römischen Geschichte: Vorgegeschichte Italiens, Gründung Roms, Königszeit, älteste Republik und ihren Ständekampf sowie der äußeren Geschichte Roms bis zur Einigung Italiens; der zweite mit dem »Untergang der antiken Welt«, deren wirtschaftliche und politische Grundlagen sowie religiöse Entwicklung (bis zur Verbindung von Heidenstaat und Kirche unter Konstantin I.) genau dargestellt werden. Diese Kapitel (auch die folgenden über die Germanen) sind Muster kurz und klar zusammenfassender Darstellung. Der Abschnitt ist in seiner ersten Hälfte ein ergänzender Wiederabdruck der von uns immer sehr geschätzten Schrift gleichen Titels (zweite Auflage, Wien 1910), dem sich dann die Geschichte des ost- und des weströmischen Reiches sowie die des Islams anschließt.

Da wir das Werk in den Händen aller literarisch interessierten Genossen wünschen, so müssen wir an dasselbe auch die höchsten Anforderungen stellen und anmerken, was bei einer Neuauflage, die wir baldigst wünschen, zu berücksichtigen wäre. Hansliks Einleitung mag systematisch sehr modern und sehr richtig sein, aber jedenfalls ist sie zu theoretisierend und keinesfalls volksverständlich. Die Sachdarstellung müßte vereinfacht und auch die Sprache volkstümlicher gestaltet werden. Kohns sehr hübsche urgeschichtliche Einleitung bedarf einer Erweiterung bezüglich Lebens- und Wohnweise, Waffen und Werkzeuge der Urmenschen; auch über Herkunft, vermutliche Urstätte und Wanderungen der später behandelten Völkergruppen: Aarobier, Semiten und Indogermanen (Arier) müßte einiges angeschlossen werden. Recht fühlbar macht sich ferner das Fehlen eines kleinen Exkurses über das Wesen der jedermann interessierenden Religion, ihr Entstehen aus dem Kult der Götter der Verstorbenen und der Ahnen. Dann brauchte nicht jeder Mitarbeiter bei jedem Volke seine besondere Theorie aufzustellen, vermöchte vielmehr die einzelnen Göttergestalten der verschiedenen Perioden leichtverständlich in die Stufenreihe einzuordnen.

Auch der Raum, der der Geschichte des alten Orients gewidmet wurde (noch nicht hundert Seiten), ist entschieden zu gering und steht zu der Wichtigkeit in einem Mißverhältnis. Die Darstellung des mehr einheitlichen Ägyptens mag genügen — obwohl sie einen Ausbau, insbesondere in Hinsicht der literarischen Denkmale, sehr wohl vertragen könnte —, jedoch das im Laufe der Jahrtausende so vielgestaltige Babylonien einschließlich Assyriens ist in allen Beziehungen zu kurz gekommen, politisch, sozial, religiös und literarisch. Das ist, da doch unsere moderne Kultur noch so manches Erbe aus jener Zeit in Ehren hält — Zählweise, Maße, Gradeinteilung des Kreises, Uhr, Monate, vielleicht auch Woche und noch anderes — ein Fehler. Hier könnte auf Grund der vielen vorhandenen Spezialwerke viel mehr ins einzelne eingegangen werden; denn eine Weltgeschichte, die mehr als ein bloßer Abriss sein will, soll zusammenfassen und dem großen Publikum in erster Linie Spezialwerke überflüssig machen.

Im einzelnen hätten wir zum ersten Bande zu bemerken: Daß Ehenatons religiöse Reform (S. 76) eine politische Reaktion gegen die übermächtig gewordene Thebener Tempelpriesterschaft war, ist nicht genug hervorgehoben. Von der Verehrung der Götter durch wilden Sinnengenuss in geschlechtlichen Ausschweifungen (S. 81) sollte heute nicht mehr geredet werden. Von Wildheit kann bei den Tempelmädchen kaum die Rede sein, und von Gottesdienst nur insoweit, als der Ertrag der Prostitution der Kasse des Gottes zugute kam. Im übrigen ergab sich jene bei Tänzerinnen und Musikantinnen an Tempeln geradezu von selbst, sowohl in Ästen wie in Griechenland. Der Auszug Israels aus Ägypten ist eine heute nicht mehr zulässige Konzeption eines fortschrittlichen Buches an die Bibelmärchen. Daß er nicht stattgefunden hat, ist eines der sichersten Ergebnisse der modernen Forschung. Wer soll denn ausgezogen sein? Daß ein Hirtenkämmling sich der Ägypten-

lischen Herrschaft durch Abwanderung entzog, wird auch in historischer Zeit noch oft vorgekommen sein — aber das war kein »Moseszug«. Eine religiöse Bewegung »zur Zeit des Moses« ist keineswegs nachgewiesen. Diese angebliche Periode liegt auch viel zu weit zurück (dreizehntes Jahrhundert), als daß das noch lange schriftlose Israel eine Erinnerung daran hätte haben können — die mündliche Überlieferung aber ist völlig unsicher (siehe dritter Band, S. 2). Daß ferner die mythischen, jedenfalls noch nicht in die historische Zeit fallenden Gestalten von Saul, David und Salomo als geschichtlich behandelt werden, ist nach obigem nur konsequent, jedoch weißt nichts Tatsächliches darauf hin, daß es je ein Davidisches Gesamtreich gegeben habe, das Ideal einer späteren, nur an Hoffnungen sich sättigenden Zeit. Der allgemeine nationale Kult des Jahu (so, nicht Jahve, muß nach den Elefantinefunden, in denen das Judentum sich noch nicht vom kanaanisch-phonikischen Heidentum unterscheidet, geschrieben werden) ist sicher erst ein Ergebnis der deuteronomischen Reform in dem kleinen Juda. Der durch Nehemja bewirkte Neubau der Festung Jerusalem und der durch Esras Gesetz neugeschaffene jüdische theokratische Staat (und damit auch indirekt das Christentum) war ferner eine politische Macho der Perser, um die Grenze gegen das gefährliche Ägypten zu schützen. Der Verfasser hat das leider nicht durchschaut. Der Satz, die Lehre Zoroasters zeige mit Juden- und Christentum mancherlei Berührungspunkte, ist demnach zu schwächlich-unbestimmt; unter den Nichtorthodoxen ist wenig Streit mehr darüber, daß das alte Judentum von der persischen Lehre, die dann im Deutero-Jesaja und in Esras Priesterkodex niedergelegt ist, geradezu umgewandelt wurde. Der Verfasser sucht anscheinend es allen recht machen zu wollen. Auf diesem Gebiet ist das jedoch heute nicht mehr möglich.

Wie im ersten Band dem Alten, wird im dritten Band dem Neuen Testament als Geschichtsquelle zuviel Vertrauen geschenkt. »Es ist ein Aberglauben,« sagt Kenyerling, Reisetagebuch eines Philosophen, S. 133, »daß die Heilande als solche, als bestimmte Menschen die Erlöser wären: persönlich kommen sie nur als Auslöser in Betracht. Und von den meisten, vielleicht von allen, gilt nicht einmal so viel, da ihre eigentliche Wirksamkeit erst spät nach ihrem Tode begonnen hat; sie wirkten als reine Verkörperungen des Ideals.« In diesen Gestalten der dichtenden Mythe gehören nach moderner Auffassung sowohl Jesus wie Paulus, die von Hartmann als ganz sichere Gestalten der Geschichte behandelt werden, obwohl die Evangelien wie wahrscheinlich auch die Episteln der schon erwähnten unsicheren mündlichen Tradition ihr Entstehen verdanken. Mindestens hätten den Bedenken, denen die geschichtliche Wirklichkeit der Benannten unterliegt, einige Zeilen gewidmet werden müssen. Unter den Vorläufern der Christusgestalt hätte neben Mithra auch der uralte sterbende und wiederauferstehende Natur- und Erlösergott (Tamus, Attis, Adonis usw., ersterer auch Hesekiel 8, 14 erwähnt) wenigstens kurz angeführt werden müssen. Cäsar scheint uns zu günstig beurteilt; auch Konstantin I., »der große Kaiser«, hätte wohl eine etwas schärfere Charakteristik verdient. Unter den Quellen vermissen wir Friedländer und Ferrero.

Die einseitige Orthographie Kato, Krassus usw., die nicht einmal konsequent durchgeführt ist, gefällt uns recht wenig; dann müßte man auch Kaesar (statt Cäsar), Aikero und Kimbern schreiben, was freilich in sprachlicher Hinsicht das Richtigere wäre. Die unpraktische und auslegbare Zeittafel im ersten Band sollte in eine einfach seitenmäßige, wie sie der dritte Band hat, umgewandelt und beide (auf ein paar Seiten mehr kann es hier nicht ankommen) stark vermehrt werden, um das Nachschlagen anderer Werke überflüssig zu machen. So müßten zum Beispiel sämtliche nennenswerten römischen Kaiser mit ihren Regierungszeiten aufgenommen werden — jetzt vermisst man sogar Vespasians Namen und die Regierungszeiten von Titus und Domitian. Vielleicht könnte man in den Tafeln hinter die Daten in Klammer oder besonderer Spalte auch die Seitenzahl stellen; dies würde ein ausführliches Register einigermaßen ersetzen.

## Literarische Rundschau.

E. H. Becker, *Gedanken zur Hochschulreform*. Leipzig 1919, Verlag von Quelle & Meyer. XI und 70 Seiten. Preis geheftet 2,50 Mark.

Die sich als Folge unseres militärischen, politischen und wirtschaftlichen Zusammenbruchs ergebende Notwendigkeit, unser nationales Leben auf neuen Grundlagen wieder aufzubauen, hat weit über die Kreise der Pädagogen hinaus zur Erörterung der Frage geführt, ob nicht an diesem Zusammenbruch gewisse Mängel unseres Erziehungssystems, besonders das Steckenbleiben unserer Hochschulen in veralteten Lehr- und Organisationsformen, einen wesentlichen Anteil haben. Selbstverständlich wird diese Frage verschieden beantwortet. Neben manchen Reformern, die unsere heutigen Universitäten als durch die soziale Entwicklung überholte, in alten Junftsafungen erstarrte Anstalten betrachten und eine Neuordnung des höheren Bildungswesens von Grund auf fordern, finden wir, namentlich unter den älteren, mit dem Universitätsleben eng verwachsenen Professoren manchen Verehrer der alten überlieferten Hochschuleinrichtungen, der in allen Reformbestrebungen nur einen sinnlosen Angriff auf altbewährte Institutionen erblickt. Indes sind diese Befürworter des Festhaltens am Altüberlieferten im ganzen entschieden in der Minderheit — selbst in den Kreisen der Hochschulpädagogen. Fast allgemein wird anerkannt, daß die Universitäten auf die Charakterbildung der Studierenden zu wenig Gewicht legen, die ethisch-kulturellen Bildungszwecke vernachlässigen und einer einseitigen Überschätzung des rein Intellektuellen verfallen sind. An die Stelle allgemeiner Geistesbildung sei vielfach das Spezialstudium, die enge Fachausbildung und das Brotstudium getreten. Durch solche Beschränkung auf das Spezialstudium aber hätte sich die ohnehin durch die politische Entwicklung der letzten Jahrzehnte geförderte Abgeschlossenheit der Universitäten vom kulturellen Volksleben noch vermehrt. Die einstige große Bedeutung der Universitäten als Zentralstätten des öffentlichen Geisteslebens der deutschen Nation hätte sich immer mehr vermindert.

Erfreulich ist, daß die aus dieser Auffassung sich ergebenden Reformbestrebungen auch im preußischen Kultusministerium eine Stätte gefunden haben, wie der Erlaß des Ministers Haentisch vom 17. Mai dieses Jahres und die oben angezeigte Schrift des Unterstaatssekretärs Professor E. H. Becker beweist. Es weht durch diese Schrift, die in der Hauptsache aus einer Reihe zuerst in der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« erschienener Aufsätze besteht, ein frischer optimistischer Wind. Becker ist keineswegs Revolutionär; mehrfach betont er, daß er nicht umstürzen, sondern bewährte Institutionen erhalten und auf ihnen organisch fortbauen will; aber er blickt doch andererseits zu tief in den heutigen Hochschulbetrieb hinein, um nicht die Notwendigkeit gründlicher Änderungen anzuerkennen und sich für sie ohne ängstliche Rücksichtnahme auf gewisse Gegenströmungen einzusetzen. »Wir brauchen«, erklärt er, »keine Neueinstellung der Wissenschaft; sie hat in ihrem Wesen seit über hundert Jahren ihren mittelalterlichen Charakter abgestreift, aber sie ist leider in mittelalterlichen Organisationsformen wie in einem noch heute die mittelalterliche Herkunft verratenden Lehrbetrieb stecken geblieben. Ein Umbau muß erfolgen in der soziologischen Struktur der Hochschule und in der Form der Wissenschaftsübermittlung. Als Mahner treten hier überall die Jungen auf, und der Jugend gehört die Zukunft. Der aristokratische Charakter der Wissenschaft darf nicht gefährdet werden; er ist aber bedroht, wenn man ihn mit oligarchischen Organisationsformen und mit dem formalen Autoritätsprinzip im Lehrverhältnis zu schützen wähnt.«

In vier Aufsätzen — betitelt »Volkscharakter und Wissenschaft«, »Die Hochschulen im Volksbewußtsein«, »Pädagogische und organisatorische Reform«, »Hochschulpädagogik« — kritisiert Becker die Mängel der heutigen Universitäten als Forschungsstätten und Lehranstalten. Er findet diese Mängel vornehmlich in der Überwucherung der Spezialstudien, der Überlastung der Studenten mit fachlichem Gedächtniskram und des Fehlens der Synthese sowie in der Übertreibung des Be-

griffs der studentischen Lernfreiheit. Es müsse zwar, meint er, gleichgültig sein, wie einer seine Kenntnisse und sein wissenschaftliches Denken erwirbt; nicht auf Examen-scheine und festgeregelten Studiengang komme es im freien Staate an, sondern ausschließlich auf das Können; aber die jetzige wilde Lernfreiheit sei im Hinblick auf den geistigen Zustand, in dem heute meist die Studenten auf die Hochschule kommen, ein Raubbau mit der Kraft und der Zeit unserer Jugend.

In drei weiteren Aufsätzen behandelt der Verfasser das Problem, wie die oligarchische Organisation der Universitäten demokratisiert, die Einteilung der akademischen Lehrer in verschiedene Klassen beseitigt und den Studierenden ein Einfluß auf den Lehrbetrieb durch eine entsprechende Vertretung in der akademischen Genossenschaft gesichert werden könne. Die Selbstverwaltung der Universitäten liegt bekanntlich noch heute fast ausschließlich in den Händen nur eines Teiles der akademischen Lehrer, der in Fakultäten zusammengefaßten ordentlichen Professoren. Erst in letzter Zeit hat man den außerordentlichen Professoren unter gewissen Bedingungen gestattet, an der Wahl des Rektors und des Senats teilzunehmen. Professor Becker schlägt nun vor, die Trennung zwischen ordentlichen und etatsmäßigen außerordentlichen Professoren (mit Einschluß der Abteilungsvoortreter, die meist zugleich Extraordinarien sind) aufzuheben, das heißt die außerordentlichen Professoren zu ordentlichen Professoren zu erheben, also eine einheitliche Professorenklasse mit einem gewissen Spielraum zwischen der untersten und obersten Gehaltsstufe zu schaffen. Damit würde die Arbeitsfreude in der heute trotz ihrer Arbeitsleistung zurückgegangenen Klasse der Extraordinarien erhöht, die Kollegialität und das Solidaritätsgefühl gestärkt, der mittelalterliche Charakter des Junfmeistertums der Fakultäten beseitigt und das Cliquenwesen, wenn nicht völlig beseitigt, so doch wesentlich eingeschränkt.

Der Gegensatz zum »ordentlichen« Professor würde demnach künftig nicht mehr der »außerordentliche«, sondern der Honorarprofessor sein — eine Gruppe, der sich nach Beckers Ansicht am besten als freier Beruf die Privatdozenten angliedern, die amtlich am Unterricht beteiligt und dadurch bezüglich ihrer Einnahmen besser gestellt werden könnten, daß ihnen vom Staat ein Lehrauftrag auf 5 oder 10 Jahre erteilt und ihnen für ihre Vorlesungen ein bestimmtes Kolleggeld garantiert wird. Zugleich sollen sie den Rektor und die Dekane mitwählen können, ohne selbst wählbar zu sein, und ferner in besonderen Privatdozentenkammern eine Vertretung ihrer Interessen erhalten. Ebenso könnte den Studenten eine gesetzmäßige Vertretung innerhalb der Universitätsorganisationen eingeräumt werden.

Zweifellos würde die Durchführung dieser Vorschläge einen großen Schritt vorwärts auf der Bahn der Universitätsreform bedeuten. Sie haben um so mehr Gewicht, als sie von einem Manne kommen, der, selbst aus dem Kreise der Professoren hervorgegangen, heute im preussischen Kultusministerium der eigentliche Leiter des gesamten Hochschulwesens ist. Aber einzelne Forderungen Beckers möchte ich freilich noch ein Stück Weges hinausgehen. Nach meiner Ansicht ist heute vielfach die Forschungstätigkeit an den Universitäten zu eng mit dem Lehrbetrieb verquidelt, besser wäre es sicherlich, wenn die Forschungstätigkeit zwar nicht ganz von der Universität getrennt, aber doch besonderen unabhängigen Forschungsinstituten überwiesen würde — Einrichtungen, wie sie sich zum Beispiel die neue Universität Köln in ihrem Soziologischen Forschungsinstitut geschaffen hat. Zweitens ist eine Abschaffung des heutigen Systems der Kollegelder wünschenswert. Die Forderung eines völlig freien Unterrichts an den Hochschulen hat heute in Anbetracht der traurigen Finanzlage und des von der Entente erzwungenen enormen Kriegszubutts freilich keine Aussicht auf Verwirklichung; wohl aber ließe sich durchführen, daß nicht der Besuch der privaten Vorlesungen bezahlt wird, sondern der Studierende für das ganze Semester eine Pauschalsumme zu entrichten hat, für die er dann nach Belieben alle Vorlesungen hören kann. Indes das Bessere ist manchmal der Feind des Guten; vorläufig wäre es schon ein gewaltiger Fortschritt, wenn wenigstens die Beckerschen Vorschläge zur Ausführung gelangten. H e i n r i c h C u n o w.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 21

Ausgegeben am 22. August 1919

37. Jahrgang

Rachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Die Luzerner Konferenz und die Aufgaben der Internationale.

Von Heinrich Cunow.

Die internationale Sozialistenkonferenz in Luzern hat am 10. August ihre Sitzungen nach achttägigen Beratungen beendet — Beratungen, deren stark rhetorischen Charakter nach einem Zeitungsbericht der Sekretär des Internationalen Bureaus, Camille Huysmans, selbst trefflich mit den Worten gekennzeichnet hat: »Es wird zu viel geredet; die Delegierten vergessen, daß sie nicht auf einem Kongreß, sondern nur auf einer vorbereitenden Konferenz sind.« Nach altgewohntem Brauche wird nun auch diese Konferenz ihre journalistischen Lobredner finden, doch dürften die Artikel, in denen von einem »Markstein« oder einem »Wendepunkt« in der Geschichte des Sozialismus gesprochen wird, wohl ziemlich vereinzelt bleiben — wenigstens trifft in einigen der leßthin erschienenen Betrachtungen unserer Parteipresse über die Luzerner Tagung bereits eine starke Enttäuschung hervor. Wie zugegeben werden muß, insofern mit einer gewissen Berechtigung, als das politische Ergebnis der Konferenz als ziemlich problematisch erscheint.

Als im Februar dieses Jahres die Berner sozialistische Konferenz wieder die ersten Leitungsfäden der durch den Krieg gesprengten zweiten Internationale zusammenknüpfte, ist dieser Vorgang vielfach überschätzt worden, vornehmlich gerade in der deutschen Arbeiterschaft, in der die realpolitische Betrachtungsweise noch immer am wenigsten Boden gewonnen hat. Nicht wenige sahen bereits auf festem Baugrund das alte Gebäude der Internationale in stärkerer Konstruktion wiedererstehen und erhofften von dieser wiederhergestellten Internationale eine weitreichende Beeinflussung der kommenden Friedensverträge und Völkerbundspläne. Diese schönen Hoffnungen sind seitdem verblichen, wie deutlich verschiedene Artikel beweisen, mit denen unsere Tagespresse die Luzerner Tagung begrüßte — voran Friedrich Stampfers Artikel »Luzern« und Fritz Kammers »Klage über die Internationale«. Ist doch die erhoffte Mitwirkung der Internationale am Friedensaufbau in den allerbescheidensten Ansätzen steckengeblieben — teils aus Schwäche des in Bern rekonstruierten Gebildes, teils weil sich die vielerwähnte Weltsolidarität der internationalen Arbeiterschaft als wenig leistungsfähig herausstellte. Die Pariser Allianz der imperialistisch-kapitalistischen Interessen hätte ein energisches Eingreifen der Internationale erfordert, bedeutet doch diese Allianz des Ententekapitalismus nicht nur eine Verhöhnung der immer wieder in sozialistischen Programmen und Resolutionen erhobenen Forderung der Staatsdemokratisierung, der Bekämpfung der Cliquenautokratie und des sogenannten Selbstbestimmungsrechts der Völker, sondern geradezu eine Förderung des Imperialismus und Verschärfung der natio-

nalen Gegensätze in Mittel- und Südosteuropa — eine Massenaufhäufung neuer explosiver Konflikstoffe und damit die sichere Vorbereitung neuer blutiger Kämpfe auf Europas Fluren. Sollte die Internationale überhaupt einen Zweck haben und aus einer bloßen Resolutionsmaschine zu einem internationalen Machtfaktor werden, so mußte sie mit rücksichtsloser Entschlossenheit in die Pariser und Versailler Verhandlungen eingreifen, im Parlament und auf der Straße, durch schärfste parlamentarische Opposition, Straßendemonstrationen, Arbeitseinstellungen und die Durchführung eines energischen Pressekampfes.

Das war nicht ein Kräfteeinsetz zugunsten Deutschlands und der mit ihm im Weltkrieg unterlegenen Staaten, das war einfach ein Gebot der eigenen Selbstbehauptung und Entwicklungsfähigkeit, die erste geschichtliche Aufgabe des wiederhergestellten Bundes. Nur durch solche Betätigung am Wiederaufbau des Völkerlebens vermag sich die Internationale eine sichere Grundlage für ihre Existenz und ihre Erstarkung zu einem mitbestimmenden Machtfaktor in der heraussteigenden neuen Entwicklungsära zu schaffen. Hat aber die Internationale beim Ausbruch des Krieges versagt, so noch mehr — darüber hilft alle Schönrederei nicht hinweg — in den Tagen der Pariser und Versailler Friedensvertragskonferenzen. Was hat sie getan, welche Kräfte hat sie eingesetzt? Über einige flügelahme Proteste — Proteste in noch milderer und schalerer Form, als sie in den gemächlichen Tagen der Vorkriegszeit üblich waren — ist sie nicht hinausgekommen. Zwar wurde der zu Bern eingesetzte ständige Ausschuss nach Amsterdam einberufen, und hinter verschlossenen Türen haben verschiedene Beratungen stattgefunden; aber was beraten und welche Beschlüsse gefaßt wurden, davon hat die Öffentlichkeit nichts erfahren. Zu irgendwelchen Gegenaktionen gegen die Neufundamentierung eines aggressiven Imperialismus und die Beuteverteilungspläne der im Dienste dieses Kapitalismus fungierenden Staatsmänner ist es nirgends gekommen, nicht einmal zu einer halbwegs-energischen Vertretung der auf den letzten Sozialisten- und Gewerkschaftskonferenzen erhobenen sozialpolitischen Forderungen. Die Schicksalsstunde, die darüber zu entscheiden hatte, ob in der neuen imperialistischen Entwicklungsperiode, in die wir eintreten, die Arbeiterinternationale mehr sein wird als eine bloße Propaganda-, Diskussions- und Demonstrationsankündigungsvereinigung, wurde zwecklos verpaßt. Fast schien es manchmal, als wollte das Internationale Bureau Beweismaterial für die Behauptung liefern, mit der die norwegische Sozialdemokratie sich von der zweiten Internationale losgesagt hat, für die Behauptung, daß es »Umbildungsmöglichkeiten« für die alte Internationale nicht mehr gibt.

Nichts zeigt deutlicher, wie wenig die Führer der rekonstruierten Internationale die Forderungen und Notwendigkeiten der Stunde begriffen haben, als der Verlauf der geplanten Demonstration für die »Einheit des klassenbewußten Proletariats« am 21. Juli. Der Niederbrechung der »hochgefürmten Feste des siegekrönten Ententeimperialismus« oder, wie Max Adler sich in der »Wiener Arbeiterzeitung« ausdrückt, der Herstellung einer »Einheitsfront der sozialen Revolution« sollte diese Bekundung der proletarischen Weltsolidarität dienen. Und wozu ist sie geworden? Zu einem Tage, der dem Ententekapitalismus gezeigt hat, daß es tatsächlich eine solche »Einheitsfront« gar nicht gibt und die Internationale in ihrer heutigen Ver-

fassung noch ein ungleich schwächeres Kampfinstrument ist als in den Jahren vor dem Ausbruch des Weltkriegs. Die englischen Arbeiter lehnten kurzweg die Beteiligung an einem Demonstrationsstreik am 20. oder 21. Juli ab, und nachdem die Führer des französischen Allgemeinen Gewerkschaftsverbandes Rücksprache mit Clemenceau gehalten und dessen Meinung eingeholt hatten, machten auch sie ihren früher gefaßten Streikbeschluß rückgängig.

Aber selbst wenn die französische sozialistische Arbeiterschaft am 21. Juli gestreikt hätte, wäre dieser Streik in der ihm von den französischen Führern gegebenen Fassung und Zielrichtung keine Bekundung der proletarischen Weltsolidarität gegen den Imperialismus der Entente, »dem nunmehr einzigen und letzten Feinde des Sozialismus«, gewesen; denn es war nichts als eine bewußte Verdrehung, wenn die Blätter der Unabhängigen ihrer gläubigen Leserschaft erzählten, der Weltgeneralstreik richte sich gegen den Ententekapitalismus und die seiner Entfaltung dienenden Bestimmungen des Friedensvertrags. In dem Streikaufruf des Nationalrats der französischen Sozialdemokratie vom 15. Juli steht nichts von solchen Tendenzen. Im Gegenteil, man hat sorgfältig jede Wendung gegen den Ententeimperialismus und den Friedensvertrag vermieden und als Zweck des Demonstrationsstreiks lediglich die Verhütung einer Intervention in Rußland sowie die Beschleunigung der Demobilisierung und die Erleichterung der Lebensmittelsteuerung genannt. Es heißt nämlich in diesem Beschluß:

Zum ersten Male in der Geschichte der Arbeiterschaft organisiert die Arbeiterklasse der drei größten Länder Westeuropas am 20. und 21. Juli eine Kundgebung, die sich in Frankreich und Italien, wie bereits jetzt feststeht, durch Arbeitsruhe ausdrücken wird. Die sozialistische Partei ruft alle ihre Anhänger auf, sich mit aller Energie an dieser Kundgebung zu beteiligen, die aus den Entschließungen hervorgegangen ist, welche die Delegierten der Organisationen des Proletariats in Paris, Rom, Mailand und Southport getroffen haben.

Die sozialistische Partei erinnert an die wesentlichen Zwecke dieser Bewegung. Wegen die militärische und diplomatische Intervention in Rußland und Ungarn, gegen die Langsamkeit der Demobilisierung, für die Amnestie, gegen die immer unerträglich werdende Last der Steuerung werden die Arbeiter Frankreichs aufgerufen, ihren einstimmigen Protest zu erheben.

Durch dieses Versagen der englischen und französischen sozialistischen Parteigruppen wurde der Teilstreik deutscher und österreichischer Arbeiterverbände am 21. Juli zu einer Farce erniedrigt; denn daß deutsche Arbeiter gegen die Absichten der Ententeimperialisten demonstrieren, während die Arbeiterschaft Englands und Frankreichs die Beteiligung an der Kundgebung kurzweg ablehnt, dürfte den englischen und französischen Kapitalisten weder sonderlich imponieren noch sie zu dem Entschluß bestimmen, ihre Pläne aufzugeben. Im Gegenteil, die Wirkung kann nur sein, daß sie die Internationale noch tiefer als Machtfaktor einschätzen — eine Einschätzung, die durch nachträgliche lahme Proteste in der Tagespresse sicherlich nicht aufgehoben wird.

Daß die Internationale seit der Berner Tagung recht wenig geleistet hat, wird denn auch vielfach offen zugestanden; aber, so heißt es gewöhnlich in der Zeitungsapologetik, die Internationale sei leider noch zu schwach, um mit Erfolg einen Kampf gegen die stärkeren Kräfte des Kapitalismus führen zu können — eine Begründung, die dieselben Verteidiger nicht abhält,

hinterher zu erklären, der Kapitalismus habe abgewirtschaftet und sei bereits in einem Verwesungsprozeß begriffen.

Diese Entschuldigung der Untätigkeit der Internationale ist nur halbwegs richtig. Freilich, die Internationale ist in ihrer heutigen Verfassung ziemlich aktionsunfähig; aber das ist weniger eine Folge der schwachen Kräfte der internationalen sozialistischen Arbeiterbewegung als des Mangels einer zureichenden Organisation der Internationale und der fehlenden Einsicht ihrer Leiter in das heutige kapitalistische Entwicklungsstadium. In Zeitungsartikeln und Kongressresolutionen wird auf den Imperialismus als eigentliche Ursache des Weltkriegs hingewiesen. Wo finden wir aber in der sozialistischen Presse der Ententestaaten die klare Erkenntnis, daß der Kriegsausgang nicht das Ende des Imperialismus, sondern eine neue imperialistische Entwicklungsperiode bedeutet, hauptsächlich getragen von England und vor allem von den Vereinigten Staaten von Amerika? Wo die Erkenntnis, daß die neue wirtschaftliche Machtstellung mit innerer Notwendigkeit Uncle Sam zu einer Ausdehnung seiner kapitalistischen Herrschaft über Mittel- und Südamerika sowie die Nordhälfte des Stillen Ozeans treibt? Diese neue imperialistische Ara birgt aber neue Konflikte und neue Kriegsmöglichkeiten in sich und zugleich eine weitere Zuspitzung des Kampfes zwischen dem Großkapitalismus und der Arbeiterschaft — eine Folge, die auch eine viel schärfere Gliederung und Organisation der Internationale, ihren Ausbau zu einem aktionsfähigen Kampfinstrument erfordert. Noch weit mehr aber fehlt den Führern des Ententezialismus die Einsicht, daß der Friedensvertrag Deutschland zugunsten des französischen, englischen, amerikanischen Kapitalismus ausbeutet, die deutsche Produktionsfähigkeit in den Zustand einer Minuserzeugung und starken Abhängigkeit vom Auslandskapital hineintreibt, der trotz der freien politischen Verfassung den Übergang zu einer sozialistischen oder auch nur halbsozialistischen Wirtschaftsordnung hindert und, soweit Sozialisierungen und Monopolisierungen stattfinden, diesen mit Gewalt den Stempel des Staatsfiskalismus aufdrückt. Der Fall des Sozialismus in Deutschland und überhaupt in Mitteleuropa aber hätte nicht nur für die gesamten sozialistischen Parteien Europas, sondern für den Aufstieg der ganzen europäischen Arbeiterschaft zu höheren Lebensformen eine ungleich größere Bedeutung, als der Sturz des bolschewistischen Regiments in Rußland oder wie, um ein anderes Beispiel zu nehmen, der Zusammenbruch der großen Französischen Revolution auf die Lebensverhältnisse des damaligen Europas. Das Einsetzen einer kapitalistisch-reaktionären Restaurationsperiode wäre die sichere Folge.

Nicht um Deutschlands willen, nicht um der deutschen Arbeiterschaft willen müßte also die Arbeiterinternationale den Ententeimperialismus bekämpfen, sondern um ihrer selbst willen. Wo aber finden wir diese Erkenntnis? Wo fehlt es nicht an allerlei Deklamationen gegen den Imperialismus? Doch von einem Einblick in den vor uns liegenden gesellschaftlichen Entwicklungsgang ist recht wenig zu sehen. Statt dessen spielen allerlei Anschuldigungen gegen die deutsche Sozialdemokratie, Wählerereien in vergangenen Vorgängen, nativ Selbstbelobigungen und Zukunftssillusionen in der sozialistischen Auslandspresse eine wichtige Rolle.

Auch in den in Luzern gehaltenen Reden tauchte nur vereinzelt eine gewisse Einsicht in die durch den Krieg neugeschaffenen Entwicklungsverhält-

nisse und die Bedingungen auf, die sie dem Fortschritt zum Sozialismus stellen. Die Betrachtung der ganzen Lage erfolgte überhaupt zumeist von politischen Gesichtspunkten, nicht von wirtschaftlichen. Henderson sprach in seiner Eröffnungsrede zwar von militärischen und annexionistischen Tendenzen, vom russischen Bolschewismus, Kriegsgewinnen und Kriegsschulden, der Nützlichkeit des Kollektivbesitzes und dem Weltbund der Arbeiter, doch von der durch den Krieg geschaffenen wirtschaftlichen Weltlage findet man in seiner Rede kein Wort. Und als Wels in derselben Sitzung hervorhob, daß Englands und Nordamerikas Kapitalismus heute die Welt beherrsche und daher auch in diesen Ländern von dem dortigen Proletariat der Entscheidungskampf zwischen Arbeit und Kapital ausgefochten werden müsse, blieb diese Äußerung ohne Widerhall, während die späteren demagogischen Mähchen und Anschuldigungen der Crispian und Hilferding, die in der Rolle von Albert Thomas diesen zu übertreffen suchten, großen Beifall fanden, vornehmlich auf französischer Seite.

Eine weitere Notwendigkeit ist, falls die Internationale den ihr durch die historische Entwicklung gestellten Aufgaben gerecht werden will, daß sie ihre Organisation ausbaut; denn die 1889 auf dem Pariser Internationalen Sozialistenkongress begründete zweite Internationale hat sich eben so überlebt, wie sich bereits zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die am 28. September 1864 in der St. Martins Hall in London gegründete erste Internationale überlebt hatte. Ihre Organisationsform ist durch die wirtschaftliche und politische Entwicklung bereits überholt. Neue Kampfbedingungen erfordern jedoch neue Kampfformationen. Der neue expansive Imperialismus mit seinen weltwirtschaftlichen Verflechtungen nötigt auch zu neuen Organisationsformen.

Als ich das im ersten Kriegsjahr in einem »Die neue Internationale« überfriesenen Artikel ausführte, stieß ich bei Kautsky und verschiedenen Blättern seiner Richtung auf entschiedenen Widerspruch. Inzwischen hat sich dieser Gedanke durchgesetzt und findet selbst in der Presse der Unabhängigen Unterstützung. Auch die Luzerner Konferenz hielt eine festere Zusammenfassung und eine engere Verbindung zwischen den sozialistischen Gruppen für nötig. Das in Luzern beschlossene neue Statut der Internationale, das einem im Februar nächsten Jahres in Gent zusammentretenden internationalen sozialistischen Kongress vorgelegt werden soll, trägt freilich dieser Forderung nur erst in recht bescheidenem Maße Rechnung. Ich hatte damals gefordert:

Die Errichtung von internationalen Gewerkschaftsverbänden beziehungsweise Kartellen mit gemeinsamen internationalen Sekretariaten, Verständigungs- und Aktionsausschüssen, die Errichtung von sozialistischen Vermittlungs- und Arbeitsausschüssen zum Zwecke des Zusammenwirkens der verschiedenen sozialistischen Landesparteien bei wichtigen Gelegenheiten, Einsetzung interparlamentarischer Kommissionen, gegenseitige Förderung und Unterstützung des sozialistischen Bildungs- und Unterrichtswesens in den einzelnen Ländern, Schaffung internationaler Pressenausschüsse und Nachrichtenbureaus usw., kurz, die Herstellung einer gewissen internationalen Arbeitsgemeinschaft, auf deren Basis sich dann noch als Zentralleitung eine Art von internationalem Hauptbureau erheben könnte.

Von diesen Maßnahmen, die übrigens kein vollständiges Organisationsprogramm sein, sondern nur die Reformrichtung andeuten sollen, sind in das neue Statut nur zwei aufgenommen: die Einberufung interparlamente-

tarischer Konferenzen und die Errichtung eines Pressebureaus, die letzte Maßnahme überdies in einer Form, die wenig Erfolg verspricht. Das neue Statut schlägt nämlich vor:

Dem Sekretariat wird ein Pressebureau angegliedert, das sich speziell mit der Organisation und Verbreitung der Arbeiter- und sozialistischen Presse befassen wird. Das Pressebureau wird außerdem ein in drei Sprachen erscheinendes Bulletin herausgeben, das mindestens einmal vierteljährlich erscheinen und alle die nationalen Sektionen interessierenden wichtigen Dokumente der angeschlossenen Organisationen wie auch der parlamentarischen Gruppen veröffentlichen wird.

Jede nationale Sektion verpflichtet sich ihrerseits, mindestens zweimal im Monat ein Bulletin zu veröffentlichen, das die Organisationen der anderen Länder über die Ereignisse ihres eigenen Landes dokumentieren wird.

Das ist eine völlig unzulängliche Einrichtung. Hinzutreten muß ein Nachrichtenbureau, das ständig die sozialistischen Blätter und Vereine über die sozialistischen Aktionen unterrichtet.

Als einen wesentlichen Fortschritt der Internationale kann man daher die Luzerner Konferenz nicht bezeichnen. Sie zeigt vielmehr, daß die Wirkungen des Krieges noch nicht überwunden sind und die Auffassungen über ihren Zweck, ihre Kampfrichtung und ihre Organisation sich noch in brodelnder Gärung befinden. Die kommende Zeit mit ihren Kämpfen zwischen Imperialkapitalismus und Sozialismus muß auch hier die Klärung und Disziplinierung bringen. Es ist nun einmal so, daß die Erfahrung die beste Lehrmeisterin ist.

## Haeckel—Darwin—Bebel.

Von August Quist.

Der am 8. August dieses Jahres verstorbene Naturforscher Ernst Haeckel und August Bebel waren einst zwei der lautesten Ruser im Streit um Darwinismus und Sozialismus. Beide haben gegeneinander die Klinge gekreuzt. Bebel ging aus von dem Streit zwischen Virchow und Haeckel. Virchow hatte 1877 auf der Naturforscherversammlung in München den Darwinismus durch die Behauptung zu denunzieren versucht, daß er zum Sozialismus führe. Haeckel hatte dem entgegengehalten, das Gegenteil sei richtig, der Darwinismus sei aristokratisch, denn er lehre, daß überall in der Natur das höherorganisierte und stärkere Lebewesen das niedere unterdrücke, und da die besitzenden und gebildeten Klassen diese höherorganisierten und stärkeren Lebewesen darstellten, so sei ihre Herrschaft berechtigt, weil naturgesetzmäßig notwendig. Bebel versucht das zu widerlegen, führt jedoch keine einzige Äußerung von Haeckel oder dessen Anhängern im Wortlaut an.

Das Schärffste, was Haeckel gegen den Sozialismus gesagt hat, ist in seiner Schrift »Freie Wissenschaft und freie Lehre«<sup>1</sup> enthalten, die Haeckel 1878 als Widerlegung von Virchows Münchener Rede veröffentlichte. Haeckel hatte das Vorwort zu dieser Schrift abgeschlossen am 24. Juni 1878, drei Wochen nach dem Attentat Nobilings, also zu einer Zeit, wo, um mit Guido Weiß zu reden, der Kaiser die Wunden und das deutsche Volk das

<sup>1</sup> Freie Wissenschaft und freie Lehre. Neu herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Dr. Heinrich Schmidt. Haeckel, Virchow und Reinke. Leipzig 1908, Alfred Kröner.

Wundfleber hatte. Damals haben auch Leute in den Chor der Rache gegen die Sozialdemokratie eingestimmt, die sie besser kannten als Haeckel. In Jahre vorher, auf der Münchener Naturforscherversammlung, hatte Virchow Haeckel als Bundesgenossen der Sozialdemokratie bezeichnet. Als nach den Affentaten die allgemeine Raserei sich nicht nur gegen ausgesprochene Sozialdemokraten richtete, sondern gegen jedermann, der auch nur unter dem leisesten Verdacht stand, mit oder ohne Willen der Sozialdemokratie selbst den geringsten Vorschub geleistet zu haben, da mochte auch der in religiöser Beziehung schon anrühige Haeckel es für nötig gehalten haben, möglichst weit von der Sozialdemokratie abzurücken. Haeckel schreibt von den »beiden wahnsinnigen Affentaten, welche vor einigen Wochen die Sozialdemokratie gegen das allverehrte Greisenhaupt des Deutschen Kaisers gerichtet hat« (S. 15). Ferner spricht er von den »verrückten Lehren der Sozialdemokratie« und den »beiden Sozialdemokraten Hödel und Nobiling«. Im sechsten Abschnitt der Schrift sucht Haeckel dann den Nachweis zu führen, daß gerade auf Grund der Deszendenztheorie die »vom Sozialismus erstrebte Gleichheit der Individuen eine Unmöglichkeit« sei und »mit der tatsächlich überall bestehenden und notwendigen Ungleichheit der Individuen in unlöslichem Widerspruch« stehe (S. 67). Auf S. 29 steht Haeckels vielerwähnter Ausruf: »Alle sind berufen, aber wenige sind auserwählt!« Diesen Ausruf hat Haeckel im siebenten Vortrag seiner natürlichen Schöpfungsgeschichte<sup>2</sup> wiederholt. Die Selektion, die »Auslese« dieser Erwählten sei notwendig mit dem Verkümmern der übrigbleibenden Mehrzahl verknüpft. Im Anschluß daran erwähnt Haeckel einen englischen Forscher, der das »Überleben des Passendsten« mit dem »Sieg des Besten« verwechselt, sagt aber kein Wort darüber, ob er selber einen Unterschied zwischen diesen beiden Ausdrücken macht. Im Gegenteil darf man annehmen, daß er auf demselben Standpunkt steht wie der nicht mit Namen genannte englische Forscher, denn in dem schon erwähnten Vortrag über die natürliche Schöpfungsgeschichte<sup>3</sup> sagt Haeckel, der Kampf ums Dasein bringe es mit sich, daß »im großen und ganzen der Bessere, weil der Vollkommenere, über den Schwächeren und Unvollkommenen siegt«. Haeckel hatte damals eben, wie so viele andere, sich einen sozialistischen Popanz zurechtgemacht und bemühte sich mit Eifer, diesen Popanz umzubringen.

Hervorzuheben ist ferner noch eine Stelle in der berühmten Altenburger Rede,<sup>4</sup> wo Haeckel den Vorwurf für »völlig ungerechtfertigt erklärt, daß die monistische Ethik »die bestehende Kultur untergraben und insbesondere die kulturfeindlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie fördern werde«. Im Laufe von vierzehn Jahren hatte Haeckel also so gut wie gar nichts über die Sozialdemokratie hinzugelernet, obgleich sich die öffentliche Aufmerksamkeit nach Ablauf des Ausnahmegesetzes der Sozialdemokratie in einem Maße zugewandt hatte wie nie zuvor.

<sup>2</sup> Zehnte Auflage. Erster Teil, S. 145. Berlin 1902, Georg Reimer.

<sup>3</sup> Ebenda, S. 155.

<sup>4</sup> Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft. Glaubensbekenntnis eines Naturforschers, vorgelesen am 9. Oktober 1892 in Altenburg beim fünfundsiebzigjährigen Jubiläum der Naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes von Ernst Haeckel. Fünfzehnte Auflage. Leipzig 1911, Alfred Kröner. S. 30.

Eine solche Stellungnahme gehört sicher nicht zu den Glanzpunkten in Haeckels Leben. Daß sie bei Bebel keine freundliche Gesinnung erweckte, erscheint verständlich. Wenn Haeckel nun auch bei verschiedenen Gelegenheiten betonte, daß er kein Politiker sei und ihm zu einem solchen »das Talent und die Vorbildung wie die Neigung und der Beruf«<sup>5</sup> fehle, so gereicht ihm dies natürlich nicht zur Entschuldigung. Es wäre also begreiflich gewesen, wenn Bebel mit der größten Schärfe geantwortet hätte. Selbstamerweise erwiderte Bebel auf all dies im Gegensatz zu seiner sonstigen Schneidigkeit nur ziemlich matt und in allgemeinen Redewendungen,<sup>6</sup> deren Hauptinhalt ist, daß die Menschheit im Gegensatz zu den Tieren zur Erkenntnis der Geseze komme, die ihre Entwicklung beherrschen, und daß die Menschheit deshalb nur nötig habe, diese Erkenntnis auf ihre politischen, sozialen und religiösen Einrichtungen anzuwenden und diese umzuformen. Zu diesen Ausführungen braucht Bebel nur 16 Zeilen, findet aber unmittelbar darauf (S. 110) noch Raum zu folgenden Ausführungen:

Natürlich bestreiten Herr Professor Haeckel und seine Leute auch, daß der Darwinismus zum Atheismus führe, und so machen sie, nachdem sie den »Schöpfer« durch all ihre wissenschaftlichen Ausführungen und Beweise beseitigt haben, die krampfhaftesten Versuche, ihn durch die Hintertüre hereinzuschmuggeln. Da bildet man sich denn seine eigene Art von »Religion«, die man »höhere Sittlichkeit«, »sittliche Prinzipien« usw. nennt. Herr Professor Haeckel machte sogar 1882 in Eisenach auf der Naturforscherversammlung im Beisein der großherzoglich weimarschen Familie den Versuch, nicht bloß die Religion zu retten, sondern auch seinen Meister Darwin als religiösen Mann hinzustellen. Der Versuch scheiterte kläglich, wie jeder, der jenen Vortrag und den zitierten Brief Darwins gelesen hat und denken kann, bestätigen wird. Der Brief Darwins besagte genau das Gegenteil dessen, was er nach Professor Haeckel besagen sollte, freilich sehr vorsichtig, weil Darwin, auch Rücksichten nehmend auf die »Frömmigkeit« seiner Landsleute, der Engländer, nie wagte, öffentlich seine wahre Meinung über die Religion zu sagen. Privatim hatte er es, wie kurz nach der Weimarer Versammlung bekannt wurde, Dr. Büchner gegenüber getan und diesem zugestanden, daß er seit seinem vierzigsten Lebensjahr — also seit 1849 — nichts mehr glaube, weil er keine Beweise für den Glauben habe erlangen können. Auch unterstützte Darwin heimlich in den letzten Jahren eine in New York erscheinende atheistische Zeitung.

Der Umfang dieser Ausführungen steht im Mißverhältnis dazu, daß Bebel die Politik näher lag als die Religion. Ferner macht Bebel Haeckel Vorwürfe, weil dieser sich für die Todesstrafe aussprach.<sup>7</sup>

In den folgenden Auflagen des Buches über die Frau, soweit ich sie habe durchsehen können, sind die Ausführungen Bebels im Wortlaut nur wenig, im Sinne aber gar nicht geändert worden. Die einzige Änderung von Belang ist die, daß im letzten Satze der angeführten Stelle das Wort »heimlich« gestrichen worden ist. Bebel ist danach also nachträglich der Meinung gewor-

<sup>5</sup> Freie Wissenschaft und freie Lehre, S. 69.

<sup>6</sup> Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dritte Auflage. Hottlingen-Zürich 1884, Schweizerische Volksbuchhandlung, S. 109.

<sup>7</sup> Natürliche Schöpfungsgeschichte. Vierte, verbesserte Auflage. Erster Teil, siebenter Vortrag, S. 155. Berlin 1872. Befindet sich in der mir zugänglichen zehnten Auflage an derselben Stelle.

den, daß Darwin die Unterstützung der amerikanischen atheïstischen Zeitung nicht heimlich betrieben habe. Darauf werde ich noch zurückkommen.

Jeder Sozialist wird Haeckel die Zurückweisungen gönnen, die seine Äußerungen gegen den Sozialismus von verschiedenen Sozialisten erfahren haben. Wie aber schon gesagt, befaßt Bebel sich nur wenig mit Haeckels politischen Äußerungen und hält es für notwendiger, ihm auf das Gebiet der Religion, also einer »Privatsache«, zu folgen und ihn auf diesem als einen Finsterling hinzustellen. Dabei hätte Bebel sich schon zwanzig Jahre vorher überzeugen können, ob dieser Vorwurf berechtigt war. Auf der Naturforscherversammlung im Jahre 1863 zu Stettin — also vier Jahre nach dem Erscheinen von Darwins Buche über die Entstehung der Arten — war Haeckel erster Redner. Er rief in die Versammlung die für die damalige Zeit noch unerhörten Worte hinein: »Darwin bedeutet eine Weltanschauung!« Weiter sprach er von einem »Gesetz des Fortschritts« und meinte: »Rückschritte im staatlichen und sozialen, im sittlichen und wissenschaftlichen Leben, wie sie die vereinten selbstsüchtigen Anstrengungen von Priestern und Despoten in allen Perioden der Weltgeschichte herbeizuführen bemüht gewesen sind, können diesen Fortschritt nicht dauernd hemmen.« Der »Fortschritt« sei ein »Naturgesetz«, das »weder Tyrannenwaffen noch Priesterflüche unterdrücken können«. Nun mag man diesen Bemerkungen des neunundzwanzigjährigen Haeckel meinetwegen nicht viel Gewicht beilegen. Immerhin war es zu damaliger Zeit noch nicht ungefährlich für einen Gelehrten, öffentlich für den Darwinismus einzutreten, um so mehr, da dieser damals noch auf wesentlich schwächeren Füßen stand und noch zu neu erschien.

Daß Haeckel weit davon entfernt war, die kapitalistische Gesellschaftsordnung in allen Teilen für gut zu halten, läßt sich aus seinen Schriften unschwer nachweisen. Beispiele würden hier zu viel Raum einnehmen. Besserung verspricht Haeckel sich von einer sogenannten monistischen Politik, vermeidet aber, ausführlicher darauf einzugehen, vermutlich aus dem schon früher angegebenen Grunde.

Wenden wir uns zu Haeckels Tätigkeit als Forscher und Streiter auf dem Gebiet der Naturwissenschaft. Als Darwin starb, beeilten Vertreter der englischen Kirche sich, zu erklären, seine Lehre widerstreife dem Kirchenglauben nicht. Darwin erhielt ein prunkvolles Begräbniß in der Westminsterabtei. In Deutschland könnte es zehn Westminsterabteien geben — Haeckel käme in keine hinein. Hätte Haeckel es gemacht wie Darwin, sich auf seine Forscherarbeit beschränkt und sich damit begnügt, ihre Ergebnisse nur seinen Fachgenossen bekannt werden zu lassen, so hätten die Vertreter der Kirche seine Tätigkeit wohl ebenfalls nicht für gefährlich gehalten; daß Haeckel sich damit aber nicht begnügte und sich mit seiner »Natürlichen Schöpfungsgeschichte« an weifere Kreise — zunächst an die Gebildeten — wandte, rechnete man ihm schon schlimmer an. Es mögen ihm genug Warnungen und Drohungen zuteil geworden sein, die ihn abhalten sollten, in solcher Weise weiterzuwirken. Immerhin war dieses Buch zu umfangreich und zu kostspielig, als daß es massenweise verbreitet werden konnte. Haeckel ging jedoch noch weiter. 1899 ließ er seine »Welträtsel« erscheinen, ein Buch, das be-

<sup>8</sup> Die Lebenswunder. Volksausgabe. Zwanzigstes Kapitel, S. 197. Leipzig 1906, Alfred Kröner.

kanntlich gewaltiges Aufsehen erregte, schnell ins Volk drang und auch in Arbeiterkreisen viel gelesen wurde, besonders nachdem Haeckel auf Vorschlag des Verlegers eine billige Volksausgabe veranstaltete, die es (vor dem Kriege) jedem ermöglichte, für 1 Mark das Buch zu erwerben und Haeckels Ansichten über die Stellung des Menschen in der Welt, das Wesen der »Seele« und über die verschiedenen Offenbarungsreligionen kennenzulernen.

Wie mit den »Welträtseln« hat Haeckel es auch mit ihrer Fortsetzung, den »Lebenswundern«, gemacht. Diesen Büchern ist gleichzuachten »Gott-Natur.«<sup>o</sup> Es ist zwar nicht so auf die Massenverbreitung angelegt wie die beiden anderen Bücher; wer aber die »Welträtsel« und die »Lebenswunder« mit Verständnis gelesen hat, wird mit »Gott-Natur« ebenfalls fertig. In diesem Buche schreibt Haeckel auf S. 52:

Diesseits und Jenseits. Von größter Bedeutung für die naturgemäße Lebensführung ist natürlich der Verzicht auf den Unsterblichkeitsgedanken. In den Monistischen Studien über Thanatismus und Athanatismus (im ersten Kapitel der Welträtsel) habe ich gezeigt, daß der herrschende Glaube an die Unsterblichkeit der persönlichen Menschenseele jeden Anhalt in der Wissenschaft verloren hat. Die Priester der meisten dualistischen Religionen (und namentlich der christlichen) fahren freilich trotzdem fort, den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit und an ein ewiges Leben im »Paradies« (oder auch in der »Hölle«) als eine der wichtigsten Offenbarungswahrheiten zu preisen. Das unbekannte »Jenseits« im Himmel mit den ewigen Freuden des Paradieses soll den armen Menschen für all die Mängel und Leiden entschädigen, welche er in dem mangelhaften »Diesseits« auf unserer Erde zeitweilig zu ertragen hat. Unzweifelhaft ist für die naiven Gläubigen jener verheißungsvolle »Wechsel auf die Zukunft« ein großer Trost und für die leidenden Armen und Elenden ein Palliativmittel zur Beruhigung. Aber leider ist jenes schöne Versprechen nur ein reines Phantasiegebilde der Dichtung, und die beglückende Hoffnung darauf entbehrt jeder realen Grundlage.

Unsere monistische, auf die klarste Erfahrung gegründete Anthropologie hat uns fest überzeugt, daß die persönliche Existenz jedes Menschen — mit Leib und Seele — ebenso sicher mit seinem Tode aufhört, wie sie mit der Entstehung der Eizelle (mit der Befruchtung der mütterlichen Eizelle durch die väterliche Spermazelle) begonnen hat. Demzufolge hat unsere monistische Ethik allein die Aufgabe, dieses unser irdisches Leben so gut und schön, so glücklich und zufriedenstellend als möglich zu gestalten; unsere Erziehung kann keine weitere Aufgabe haben, als unsere Jugend von frühester Kindheit an allein für dieses »Diesseits« gut zu erziehen. Der einfachste, beste und wirksamste Leitfadens dazu bleibt immer das »Goldene Sittengesetz«.

Eine solche Lehre ist vom christlichen Standpunkt natürlich von Grund aus zu verwerfen, vom sozialdemokratischen Standpunkt meiner Meinung nach nicht, wenn auch zwischen Haeckel und einem Sozialdemokraten Meinungsverschiedenheiten über die Ausführung herrschen mußten.

Ferner muß man in Betracht ziehen, daß Haeckel in der klaren, volkstümlichen Darstellung seiner Lehre ein Meister war und diese Meisterschaft auch eifrig betätigt hat. Er forderte ferner, daß auch in der Schule über die Entwicklungslehre unterrichtet werde. Nach Lage der Dinge mußte er es schon für einen Fortschritt halten, wenn dieser Unterricht nur erst in die höheren Schulen eingeführt würde, was ja bekanntlich auch heute noch nicht

<sup>o</sup> Gott-Natur (Theophysis). Studien zur monistischen Religion. Zweite Auflage. Leipzig 1914, Alfred Kröner. 71 Seiten.

der Fall ist. Unter solchen Umständen erschien der Unterricht in den Volksschulen als in so weitem Felde liegend, daß man sich nicht zu wundern braucht, daß Haeckel ihn gar nicht erst forderte. Daß er ihn nicht wollte, hat meines Wissens Haeckel niemals gesagt, auch hat er, soweit ich weiß, keinen Widerspruch erhoben, als Dodel und andere ihn forderten. Wäre Haeckel dagegen gewesen, so hätte er es wohl gesagt. Man denke ferner bei dieser Gelegenheit an seine Freundschaft mit dem Bauernphilosophen Konrad Deubler, an dessen wissenschaftlicher Durchbildung Haeckel doch wohl noch viel auszu setzen hatte.

Steht also die verblühte Behauptung Bebels, daß Haeckel dem Volke die Religion erhalten wissen wollte, auf sehr schwachen Füßen, so ist es noch schlimmer mit der anderen Behauptung, daß Haeckel den Versuch gemacht habe, »seinen Meister Darwin als religiösen Mann hinzustellen«. Bebel sagt dabei ausdrücklich, jeder, der den in Frage kommenden Vortrag Haeckels<sup>10</sup> gelesen habe und denken könne, müsse bestätigen, daß der Versuch kläglich gescheitert sei. Danach muß man annehmen, daß Bebel doch den Vortrag gelesen habe. Feststellen läßt sich jedoch, daß der gedruckte Vortrag gar nichts enthält, was geeignet ist, Bebels Behauptung zu rechtfertigen. Zwar stehen auf den Seiten 46 bis 48 einige Bemerkungen, die, aus dem Zusammenhang gerissen, mit nicht zu knappem »gutem Willen« sich zur Veranlassung für solche Angriffe gebrauchen lassen könnten; wer aber Haeckels sonstige Schriften kennt, weiß, daß diese unzählige Stellen enthalten, wo Haeckel seine Stellung zum Kirchenglauben mit aller wünschenswerten Deutlichkeit ausgesprochen hat.

Was ferner Darwins vielerwähnte Antwort auf den Brief von einem jungen Schüler Haeckels anlangt, so hat Bebel recht, wenn er sagt, daß der Brief sehr vorsichtig abgefaßt ist. Das ist er in der Tat, sehr vorsichtig. Wir werden noch sehen, daß Darwin auch noch bei anderen Gelegenheiten sehr vorsichtig über religiöse Dinge urteilte. Aber den erwähnten Brief könnte man nach meiner Meinung genauer urteilen, wenn auch der Wortlaut der Anfrage an Darwin bekannt geworden wäre. Von dieser Sache hätte Bebel besser ganz geschwiegen.

Bebel hat es ferner für notwendig gehalten, Haeckel insofern in Gegensatz zu Darwin zu bringen, als Haeckel ein Gegner der Aufklärung der Massen gewesen sei, Darwin jedoch sich als Freund der Volksaufklärung erwiesen habe, indem er eine in New York erscheinende »atheistische Zeitung« unterstüzt habe. Wie schon erwähnt, hat Bebel anfänglich gesagt, diese Unterstüzung sei heimlich geschehen. In späteren Auflagen hat Bebel das Wort »heimlich« gestrichen. Bebel führt aber ferner noch an, was Darwin zu Büchner über seine Stellung zum Kirchenglauben gesagt hat. Diese Äußerung hat Bebel wohl nur bruchstückweise gekannt. Edward Uveling aber, der ebenfalls an der erwähnten Unterredung zwischen Darwin und Büchner teilgenommen hat, weiß darüber mehr zu berichten.<sup>11</sup> Uveling und Büchner haben am 28. September 1881 Darwin in Down besucht. Die erste

<sup>10</sup> Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck. Vortrag in der ersten öffentlichen Sitzung der 55. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Eisenach am 18. September 1882. Jena 1882, Gustav Fischer.

<sup>11</sup> Mitgeteilt in: Darwin als Mensch. Von Professor Dr. P. O. Anna. In Flugschrift Nr. 19 des Deutschen Monistenbundes, S. 45.

Frage Darwins war: »Warum nennt ihr euch selbst Atheisten?« Aveling bemerkt dazu, daß, soweit ihm bekannt, Darwin »dem großen hin und her wogenden Kampfe zwischen Religion und Wissenschaft wenig Aufmerksamkeit geschenkt« habe. Selbst Darwin habe an der weitverbreiteten Meinung festgehalten, daß »ein Atheist ein Gottesleugner sei«. Aveling bemerkt dann weiter: »Sehr bescheiden wagte ich zu entgegnen, daß wir Atheisten seien, weil kein Beweis für die Gottheit vorliege. . . . Ich betonte, daß das griechische A nur eine ausschließende, keine verneinende Bedeutung habe, und daß wir, während wir auf der einen Seite nicht so weit gingen, Gott zu verneinen, auf der anderen Seite ebenso sorgfältig vermieden, Gott zu bejahen; und daß wir, da Gott nicht bewiesen sei, insofern ohne Gott seien und demgemäß unsere ganze Hoffnung auf diese Welt richteten. . . . Er gab einen Punkt nach dem anderen zu und sagte schließlich: Ich stimme Ihrem Gedankengang zu, aber ich würde alsdann vorziehen, wenn das Wort Atheist durch das Wort Agnostiker ersetzt würde.« Ich machte den Einwand, daß dieses nur eine Wortverstellung mit mehr respektablem Anschein sei, und daß man damit nur dem Cerberus der Gesellschaft ein Opfer bringen würde. Darauf lächelte er und sagte: »Warum seid ihr so angriffslustig (aggressive)? Wird etwas dabei gewonnen, wenn ihr die Massen für diese neuen Ideen gewinnt? Das ist alles sehr gut für guterzogene, gebildete Menschen. Aber sind die Massen reif dafür?«

Der Versuch Bebel's, Darwin auf Kosten Haeckel's zu erhöhen, fällt also platt zu Boden. Ich will aber annehmen, daß Bebel den vollständigen Sachverhalt nicht gekannt hat. Bebel hat sich wahrscheinlich nur nach einer Mitteilung in der Neuen Zeit gerichtet,<sup>12</sup> die die Unterredung nur sehr unvollständig wiedergibt und die von mir im Druck hervorgehobene Stelle nicht enthielt.

Haeckel hat zwar ebenfalls eine Abneigung gegen das Wort Atheismus und gebraucht lieber das Wort Pantheismus. Er sagt aber doch einmal,<sup>13</sup> der Vorwurf des Atheismus finde in den wirklich gebildeten Kreisen der Gegenwart keinen Widerhall mehr; er nennt die gläubigen Katholiken Fettschdiener, denen gegenüber er und seine Gesinnungsgenossen gerne als Atheisten gelten wollten. Auch hebt er Schopenhauers Ausspruch hervor: »Der Pantheismus ist nur ein höflicher Atheismus.«<sup>14</sup> Immerhin zieht Haeckel die Bezeichnung Pantheismus vor. Dabei ist aber sein Pantheismus radikaler als der »Atheismus« manches anderen.

Man darf ferner annehmen, daß Bebel Darwins Buch über die Abstammung des Menschen ebenfalls nicht gekannt hat. Hätte er es gekannt, so würde er in seinem Buche über die Frau auf jeden Fall manches aus diesem Buche Darwins erwähnt haben, was er sehr gut hätte gebrauchen können, besonders aus dem 20. und dem 21. Kapitel über die Ehe bei den Naturvölkern. Bebel hätte aber auch sehen können, daß Darwin in der Erörterung religiöser Fragen nicht nur »sehr vorsichtig« war, sondern er hätte im dritten Kapitel<sup>15</sup> auch folgende Stelle finden können:

<sup>12</sup> 1883, 1. Heft, S. 56.

<sup>13</sup> Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft, S. 34.

<sup>14</sup> Welkräusel. Fünfzehntes Kapitel. Absatz Atheismus.

<sup>15</sup> Sendelsche Ausgabe, S. 120.

Es gibt keinen Beweis dafür, daß der Mensch von seinem Ursprung an mit dem veredelnden Glauben an die Existenz eines allmächtigen Gottes begabt war. Es sind im Gegenteil reichlich Beweise, welche nicht von eiligen Reisenden, sondern von Männern beigebracht worden sind, die lange unter Wilden gelebt haben, dafür vorhanden, daß zahlreiche Rassen existiert haben und noch existieren, welche weder eine Vorstellung von einem oder mehreren Göttern noch Worte in ihren Sprachen haben, um einer solchen Vorstellung Ausdruck zu geben. Natürlich ist diese Frage gänzlich von jener höheren verschieden, ob ein Schöpfer und Regierer des Weltalls existiert; diese ist von verschiedenen der größten Geister, welche je gelebt haben, bejaht worden.

Man mag an Haeckels verschiedene Kundgebungen einen noch so strengen Maßstab legen, so »vorsichtig« wie Darwin ist er nie gewesen. Ferner spricht Darwin im vierten Kapitel von dem Glauben des Menschen an einen Gott oder an Götter, macht dabei aber die Unterscheidung, daß jener auf Kenntnissen, dieser jedoch auf Aberglauben beruhe.

Diese Beispiele mögen genügen. Es mag für Darwin zweckmäßig gewesen sein, in der ersten Zeit der Verkündigung seiner Lehre den Gottgläubigen nicht vor den Kopf zu stoßen. Ob es aber nötig war, die »Vorsicht« so weit zu treiben, erscheint mir doch zweifelhaft. Auf keinen Fall geht es aber an, Haeckel zu tadeln und Darwin zu preisen.

Sodann wurde Haeckel von Bebel noch gefadelt, weil er die Todesstrafe als Mittel zur Ausmerzung unsozialer Menschen bezeichnet hat. Daß Darwin sich im fünften Kapitel der »Abstammung des Menschen« (S. 176) in demselben Sinne ausspricht, scheint Bebel, wie gesagt, nicht gewußt zu haben. Gewußt hat Bebel aber ohne Zweifel, welche Scheußlichkeiten die Engländer bei der Ausrottung der Eingeborenen auf T a s m a n i e n begangen haben. Darwin berichtet ebenfalls darüber,<sup>16</sup> aber in einem so trockenen und geschäftsmäßigen Tone, daß dieser Bebel doch wohl unangenehm aufgefallen wäre.

Auch ist es geschehen, daß Darwin trotz der von ihm vorgeschützten Unkenntnis auf politischem Gebiet im 21. Kapitel desselben Buches (S. 793) die tief sinnige Bemerkung machte:

Es sollten alle auf eine Heirat verzichten, die nicht vermögen, von ihren Kindern die Schrecken der Armut fernzuhalten, denn Armut ist nicht nur ein großes Übel an sich, sie arbeitet auch an ihrer eigenen Verbreitung, indem sie ohne jegliche Prüfung zur Heirat schreitet.

Bebel war 1883, als die erste Auflage seines Buches über die Frau erschien, bereits recht belesen; nichtsdestoweniger könnte man ihm verzeihen, daß er Haeckels Ansichten nicht näher kannte. Bebel hat denn ja auch sein Buch über die Frau und den Sozialismus wiederholt umgearbeitet und verbessert. Um so unliebsamer muß es auffallen, daß er, wie schon gesagt, sein schiefes Urteil über Haeckel in allen Auflagen Wort für Wort aufrechterhalten hat. Es stimmt zwar, daß Haeckel in einer Weise über den Sozialismus geurteilt hat, die ihm nicht zur Ehre gereicht; Bebel hat es mit Haeckel aber nicht besser gemacht. Es ist bedauerlich, daß anscheinend kein einziger von Bebel's Freunden ihn auf diesen peinlichen Mangel seines Buches aufmerksam gemacht hat, so daß dieser in einer der späteren Auflagen hätte

<sup>16</sup> A b s t a m m u n g d e s M e n s c h e n. Siebtes Kapitel, S. 238.

ausgemerzt werden können. Haeckel fühlte sich von Bebel »verleumdet«<sup>17</sup>, und Bebel gab diesen Vorwurf nicht minder kloßig zurück.<sup>18</sup>

Aus dieser Darstellung des Sachverhalts geht also hervor, daß in diesem Streitfall Recht und Unrecht sich auf beide Seiten verteilen. Beide haben menschlich geirrt.

## Die Suggestion in der Politik.

Von Dr. Alfred Veyer.

Das Seelenleben unseres Volkes seit Beginn des Krieges wird in all seinen Eigentümlichkeiten und Unregelmäßigkeiten um so unverständlicher erscheinen, je mehr das Leben des einzelnen in die normalen Bahnen zurückkehrt und wir aus dem hypnotischen Zustand erwachen, in den uns die Ereignisse der letzten Jahre versetzten. Was unsere Generation erlebte an welterschütternden Geschehnissen, war eine Häufung, ein Zusammentreffen so zahlreicher Höhepunkte im periodischen Rhythmus des Weltgeschehens, wie sie eine einzige Generation kaum jemals erlebt hat. Der Geschichtsforscher wird die Fälle krankhaft erscheinender Lebensäußerungen erst verstehen, wenn er den Seelenzustand unseres Volkes während der Epoche seit Beginn des Krieges psychologisch zu zergliedern sucht. Erst dann zeigt sich, wie ungewöhnlich das Volk auf alle Eindrücke reagierte, wie absonderlich es empfand und fühlte. Erst dann wird man auch die Zeit seit Ausbruch der Revolution begreifen.

Seelische Epidemien sind so alt wie die Völker selbst. Die Suggestibilität sehe ich als einen Widerstreit, als einen Kampf zweier ganz verschiedener Individualitäten an, die trotzdem im einzelnen Menschen vereinigt sind. Ein Individuum, das eine ausgesprochene Eigenpersönlichkeit besitzt, ist der Suggestivwirkung nicht zugänglich; erst der Zusammenschluß mehrerer oder zahlreicher Individuen zu einer Gemeinschaft erzeugt Eigenschaften, die mit den Individualinstinkten, -gefühlen und -trieben in Widerspruch stehen. Wie die Gemeinschaft ihre Kraft erhält durch und von der Zahl der in ihr zusammengeschlossenen und vereinigten Individuen, so wächst auch mit dieser die Bedeutung und Gefühlsbefonung der von der Gemeinschaft vertretenen Ideen. Jeder weiß aus Erfahrung, wieviel stärker man sich seinen Begnern gegenüber fühlt, wenn man jemanden findet, der mit einem fühlt und von dem man deshalb eine überzeugungsmäßige Hilfe erwarten kann. Je größer nun die Zahl derjenigen ist, die durch dieselbe Idee zusammengeschlossen werden, desto mächtiger wird der Einfluß der Idee auch auf a n d e r e. Was viele tun, wirkt ansteckend, da man meist ohne weiteres unterstellt, daß diejenigen, welche so handeln, zu ihrem Verhalten durch einen wohlmotivierten und überlegten Schluß gekommen seien. Das aber pflegt leider um so weniger der Fall zu sein, je mehr Menschen man gleichmäßig handeln sieht. Für das Aufkommen und die Ausbreitung einer Mode ist zunächst nicht die all-

<sup>17</sup> Die Wissenschaft und der Umsturz. »Zukunft« 1895, Nr. 18, angeführt von Dr. Heinrich Schmidt in dessen Vorwort zu Haeckels Schrift über freie Wissenschaft und freie Lehre, S. 9.

<sup>18</sup> Die Frau und der Sozialismus. Fünzigste Auflage, verbessert, vermehrt und neu bearbeitet. Jubiläumsausgabe. Stuttgart 1910, Verlag von J. F. W. Dieß Nachf. S. 262.

gemeine Geschmackrichtung, sondern ausschließlich der Nachahmungstrieb verantwortlich. Die in unser Denkvermögen naturgegebenen Reigung, Schlüsse zu ziehen, zwingt dem einzelnen die Schlussfolgerung auf, daß, weil viele so handeln, vermutlich alle so handeln müßten. So entsteht ein Solidaritätsgefühl, das aus Einzelindividuen eine Gemeinschaft, ein Kollektivwesen, »die Masse« schafft, die naturgemäß als überindividuelle Organismus auch durch überindividuelle, das heißt mächtigere Triebe, Regungen und Gefühle ausgezeichnet ist als die ihm angehörigen Einzelindividuen.

Für die die Masse charakterisierenden Gefühle und Handlungen hat man Kollektivbegriffe geschaffen, die dem Einzelindividuum unverständlich sind, sofern es seine Individualeigenschaften nicht geopfert hat. Man denke zum Beispiel an den Kollektivbegriff Baum. Dieser Begriff ist entstanden, indem man die allen Bäumen gemeinsamen Eigenschaften zusammenfaßte. Die Bildung des Begriffs »Baum« setzt voraus, daß Spezial-eigenschaften jeder in den Kollektivbegriff »Baum« aufgenommenen Pflanzengart und Pflanze vernachlässigt werden; lediglich die allen Bäumen gemeinsamen Eigenschaften enthält also der Begriff »Baum«. Zahlreiche Individualeigenschaften jedes Baumes bleiben unberücksichtigt. Der Kollektivbegriff erzeugt nun bei allen mit Bewußtsein ausgestatteten Wesen Regungen und Triebe, die dem Einzelindividuum fremd sind und die man deshalb als Äußerungen der Kollektivseele bezeichnet. Die Formulierung gemeinsamer Empfindungen und Gefühle zu einer Kollektividee hat nun die Eigenförmlichkeit, stärker bei dem einzelnen zu wirken als der von einem einzelnen produzierte Gedanke. Diese überindividuelle Wirkung und Energie einer Kollektivempfindung oder eines Kollektivgeföhls bezeichne ich als Suggestivkraft.

Das seit Hunderttausenden von Jahren durch eine natürliche Entwicklung bedingte Zusammenleben der Menschen in großen Gemeinschaften hat zahlreiche Kollektivbegriffe zu dem, wenn auch oft unbewußten Eigentum aller in diesen Gemeinschaften lebenden Individuen gemacht, so daß mit diesen Begriffen ständig gearbeitet wird, ohne daß der einzelne sich klar darüber würde, was an Empfindungen und Vorstellungen der einzelne Kollektivbegriff tatsächlich enthält. Und ferner hat die Erfahrung gelehrt, daß die Größe der Suggestivkraft eines Kollektivbegriffs mit der Stärke der Geföhlsbetonung steigt, das heißt, je größer, zahlreicher und mannigfaltiger die Geföhle und Affekte sind, die ein Begriff umschließt, um so widerstandsloser und unbefonnener bringt der einzelne seine Individualität zum Opfer. Die Worte Freiheit, Recht, Humanität, Vaterland, Heimat, Ideal, Familie, Ehre usw. sind solche Kollektivbegriffe, die man als »Schlagwörter« zu bezeichnen pflegt, weil sie außerordentlich stark geföhlsbetont sind und daher eine ungewöhnliche suggestive Kraft besitzen. Die Geföhlsbetonung aber ist diesen Worten nicht an sich eigen, sie wird vielmehr dadurch geschaffen, daß mehr durch systematische Erziehung als durch persönliche Erfahrung und eigene Erlebnisse, das heißt an Beispielen der Wert und die Bedeutung dieses Begriffs erläutert wird. So war die alte Regierung imstande, den Begriffen, deren Geföhlswert ihrer eigenen Erhaltung diene, so starke »staatsbehaltende« Tendenzen zu verleihen, daß zum Beispiel der Begriff »Majestät« bei einem großen Teile unseres Volkes aus einem Komplex übermenschlicher Eigenschaften bestand, während andererseits durch die

ganze Methode des Unterrichtes den Schülern höherer Lehranstalten die Idee suggeriert wurde, als sei jeder Sozialdemokrat ein geborener Verbrecher. Das ging so weit, daß selbst die Lese- und Lehrbücher konservative Gedanken in Reinkultur züchteten; überseht doch (das sei hier nur kurz als Unikum erwähnt) beispielsweise Duden das Wort konservativ mit »staats-erhaltend«, während es sinngemäß durch »bewahrend, erhaltend« oder »hemmend« wiedergegeben werden mußte.

Die Kollektivbegriffe sind also gewissermaßen Sammelbehälter für die Gefühlsrichtungen, die man im Laufe einer systematischen Erziehung schafft. Da nun im Lebensverlauf wohl die Beispiele und Erlebnisse, nicht aber die in ihnen enthaltenen Gefühle vergessen zu werden pflegen, besteht der Inhalt der Kollektivbegriffe durchweg ausschließlich aus Gefühlen, so daß sich niemand eine klare Vorstellung davon machen kann, welche Empfindungen und Erlebnisse der Begriff selbst enthält. Damit aber ist es platterdings unmöglich, sich rein verstandesmäßig gegen Suggestivwirkungen zu sträuben. So kommt es, daß die Suggestion das Charakteristische an sich hat, daß sie Handlungen zu erzeugen pflegt, deren der einzelne unfähig wäre und die daher den Eindruck der Unbesonnenheit und Torheit erwecken.

Die entsetzlichsten und grauenerregendsten Folgen der Suggestion haben wir naturgemäß in den Glaubenskämpfen erleben müssen, weil der Verstand und das Urteil dem Glauben gegenüber machtlos sind. Die Kritik wird ausdrücklich und immer wieder als unzuständig in Glaubensangelegenheiten gekennzeichnet. Die starke Gefühlsbetonung, die dem Glaubensdogma eigentümlich ist, verlieh zum Beispiel der Aufforderung zur »Befreiung des Heiligen Grabes« eine Suggestivwirkung, welche die ganze damals lebende Kulturmenschheit infizierte, so daß in den Kreuzzügen, wie genaue Berechnungen ergaben, etwa sieben Millionen Menschen zugrunde gingen. Diese Epidemie ergriff sogar die Kinder, von denen, allen Einwendungen, Versprechungen und Drohungen der Eltern und Lehrer zum Trotz, ganze Heere auszogen. 30 000 bis 40 000 Kinder fanden so einen schrecklichen Tod oder gerieten in die Sklaverei orientalischer Völker. Die Epidemien, die zur Gründung von Sekten führten, in denen jeder Einsicht zum Trotz die unsinnigsten Gebräuche herrschen, sind oft die Ausgeburt des haarsträubendsten Unsinn. Katharer, Albigenser, Waldenser, Flagellanten, Kikuschken, Janseniten und andere Sekten haben Hunderttausende arbeitsamer und vernünftiger Menschen zu überspannten Phantasten gemacht, die nicht nur sich selbst verstümmelten, sondern teilweise sogar ihrem Glauben zuliebe entsetzliche Todesarten freiwillig und bewußt herbeiführten. Noch in neuerer und neuester Zeit war in Rußland das Sektenwesen eine ungemein schwere und gemeingefährliche Bewegung. Im Jahre 1908 wütete in Kassel und Umgebung eine Tanzepidemie, über die in den Zeitungen nicht berichtet wurde, weil schon ein Bericht ein Umschgreifen der Epidemie gezeitigt hätte, dessen Folgen für unser ganzes Volk die allerbedenklichsten hätten werden können. Der deutsche Schuhmacher Schlater, der deutsche Arzt Mesmer in Paris erzeugten Epidemien, die genau so staatsbedrohend waren wie die berüchtigte Tulpenmanie in Holland, die dazu führte, daß die Zwiebeln verschiedener Tulpen mit Perlen und Edelsteinen aufgewogen wurden. Eine Zwiebel der »Semper Augustus« kostete beispielsweise 13 000 Gulden, während für die Knolle der »Admiral Lieskin« 4700 holländische Gulden ge-

zahlte wurden. Bekannt sind auch die in den letzten Jahren vor dem Kriege so beliebten »Erbchaften in Spanien«, ein Schwindel, dem Tausende deutscher Bürger zum Opfer fielen. Der Betrüger John Lo brachte im achtzehnten Jahrhundert ganz Frankreich an den Rand des Abgrundes, indem er für die Schwindelaktien der Ostindischen Kompanie nach Milliarden zählende Summen einheimste, so daß die Regierung nur mit größter Mühe einen Bankrott des ganzen Landes verhüten konnte. Die Epidemien, welche der nahe bevorstehende Weltuntergang, vor allen Dingen in Amerika, auslöste, sind bekannt. Daß selbst der »gebildete« moderne Kulturmensch der Suggestivkraft von Begriffen erliegt, die einen eigentlichen Inhalt von Vorstellungen überhaupt nicht besitzen, da sie niemals durch wirkliche Erlebnisse entstanden sein können, beweist die gerade unter den besseren Kreisen der Bevölkerung grassierende Epidemie des Spiritismus.

Während dem Staate daran liegen muß, ein geistig urteilsfähiges Staatsbürgertum zu erziehen, hat die Regierung unseres Volkes während des Krieges in einem Sinne gearbeitet, der jetzt in verhängnisvollsten Epidemien die Existenz unseres ganzen Volkes bedroht. Die Presse hat sich nicht genug tun können, schon vor Ausbruch des Krieges eine Suggestion zu erzeugen, die das ganze deutsche Volk der Kritik beraubte und zum willenlosen Werkzeug der Kriegshege machte. So entstand in unserem Volke ein Nährboden für alles, was überhaupt suggestiv wirken konnte. Der Deutsche unternahm einem Nachtwandler gleich die gewagtesten Experimente und Handlungen, ohne daß er sich der Größe der Gefahr bewußt wurde. Der Fanatismus beim Ausbruch des Krieges, der den einzelnen alles vergessen ließ, was bis dahin einen Wert und eine individuelle Bedeutung besessen hatte, macht es verständlich, daß schon während der Mobilmachung das Gerücht, es seien zwei französische Automobile mit Gold beladen auf dem Wege durch Deutschland nach Rußland, eine allgemeine Epidemie des Wahnsinns auslöste. Mußte nicht ein urteilsfähiger Mensch erkennen, daß dieses Gerücht unsinnig war? Zwei Automobile wären nicht einmal in stande gewesen, voll beladen auch nur das Geld zu befördern, das ein einziger Tag des »Weltkriegs« kostete! Trotzdem aber glaubte jeder, daß von dem Abfangen der Automobile die Zukunft unseres ganzen Volkes, der Ausgang des Krieges abhängt; trotzdem handelte jeder, als ob die Russen durch die Zuführung dieses Geldes erst befähigt würden, überhaupt gegen uns erfolgreich aufzutreten. Die Folgen dieses Gerüchtes waren geeignet, den ganzen vorzüglich arbeitenden Apparat unserer Mobilmachung in Unordnung zu bringen.

Wenn ich ferner an die Brunnenvergiftungsgerüchte, an die Spionenfurcht und ihre Folgen, an die authentischen Zeugenausagen erinnere, in denen festgestellt wurde, daß schon vor Ausbruch des Krieges nächtlich Zepeline in England gesehen und gehört wurden, so wird man erkennen, daß selbst Sinnestäuschungen durch Suggestion zu erzielen sind. Man vergegenwärtige sich noch einmal, was in der Welt vorging, als der Krieg erklärt war. Das ganze Sinnen und Trachten, das ganze Gefühlsleben war verwandelt. Die Vernunft schien ausgeschaltet zu sein. Während bei uns im Verlauf des Krieges die törichtesten Berechnungen und Erörterungen über unsere Leistungsfähigkeit im U-Boot-Krieg geglaubt wurden, während das Volk sich täuschen ließ, indem es glaubte, daß ein Volk, das ganz auf sich

angewiesen war, der ganzen übrigen Welt widerstehen könne, trotzdem es jedem geistig halbwegs Erwachsenen vor dem Kriege klar gewesen war, daß wir nach Abschneidung aller Zufuhr verloren seien, übten unsere Feinde eine großzügige und psychologisch weit überlegene, weil systematische Suggestion auf die ganze Welt aus. Sie erkannten, welche ungeheure Suggestivwirkung Worten und Begriffen innewohnt. Sie wußten, daß nur gefühlbetonte Worte suggestiv wirken. Die Franzosen hatten ihr Volk in der Hand, indem sie es bei der *Gloire*- und *Revanche*-Idee faßten; die Engländer stellten sich als die Beschützer der kleinen Nationen hin, die Amerikaner bereicherten die Suggestivmittel durch die dauernde Propagierung der *Völkerbunds*-Idee. Deutschland wurde als der Sündenbock der ganzen Welt hingestellt, in Sensationsartikeln wurden ihm schauderregende Bestialitäten »nachgewiesen«, Begriffe wie »Militarismus«, Imperialismus, Barbarei und Hunnentum« wurden täglich, stündlich über die ganze Welt gesunkelt. Die Agitation gegen uns wurde in der Tagespresse, in illustrierten Zeitschriften, in belletristischen Blättern und Büchern, ja in wi—ssenschaftlichen Abhandlungen konsequent und großzügig durchgeführt und organisiert. Die ungeheure Wirkung der Begriffe »Panславismus« und »Monroe-Doktrin«, die uns schon vor dem Kriege oft genug deutlich zu Gemüte geführt wurden, dürfte uns in Zukunft noch mehr beschäftigen, als uns lieb sein wird.

Wer die Geschichte der Revolutionen kennt, wird sich zahlreicher Beispiele erinnern, aus denen hervorgeht, daß die Masse meist instinktiv und unwiderstehlich handelt, so daß jeder Widerstand gegen sie aussichtslos ist. Wie in dem Wirken der Lawine Gewalten und Energien zutage treten, die man bei den einzelnen sie zusammensetzenden Schneeflocken vergeblich sucht, so wirkt auch die Masse als geschlossenes Ganzes. In dem politischen Agitator, der von einer Idee begeistert ist, offenbart sich gar nicht die Kraft seiner Persönlichkeit, sondern die überindividuelle Energie der Idee. In dem Märtyrer darf man nicht eine Individualität sehen; er bietet vielmehr das Beispiel eines völligen Verlustes der Individualität an das Dogma. Helden vermag nur eine kraftvolle Idee zu schaffen. Mit dem Schwinden der Suggestivkraft schwinden auch ihre Heroen.

Sobald eine Idee ihren Helden erzeugt hat, das heißt sobald sie sich in diesem in bewundernswerten, staunenerregenden Taten äußert, wird sie zu einem Machtfaktor. Auch die stärkste Individualität ist der Masse gegenüber ohnmächtig. Lediglich Taten, denen naturgemäß eine wesentlich größere Suggestivkraft eigen ist als Worten, vermögen die Masse in ihre Bestandteile aufzulösen. Diese Auflösung pflegt plötzlich zu erfolgen und auf die der Masse angehörigen Einzelindividuen so verwirrend zu wirken, daß sie sich, halt- und ziellos geworden, in der Panik zur Selbstzerstörung, zum Widersinn jeder Vernunft abermals vereinigen. Dies kommt daher, daß der einzelne unter dem Banne der Massenwirkung steht und seine Individualität nicht zurückgewinnt. Wie außerordentlich eine derartige Sprengung der Masse wirkt, wenn diese jahrelang ununterbrochen im suggestivsten Banne derselben Idee lebte, erfuhren wir bei der Revolution. Irre geworden an allem, was ihm von autoritativer Seite, von Parteiführern, von der Presse, von Freunden wieder und immer wieder gesagt wurde, stand ein großer Teil unseres Volkes bei dem Zusammenbruch da, unfähig, sich selbst zu be-

greifen. So konnte sich dieser Teil nur der Partei anschließen, die nach Lage der Dinge die einzige gewesen war, die den Ausgang der Dinge, die Erfolglosigkeit des Krieges einigermaßen richtig vorausgesehen hatte. So erklärt sich der rapide Zustrom zu den Parteien der Sozialdemokratie. Und diese neuen Mitglieder erwarteten nun von der Sozialdemokratie die Taten, die sie bei der alten Regierung so schmerzlich vermiften. Das war eine abermalige Täuschung. Als das alte System zusammenbrach, rächte es sich, daß die Sozialdemokratie bisher bestrebt gewesen war, ausschließlich Arbeiterpartei zu sein. Sie entwickelte sich dadurch zu einem isolierten Organ, das nun nicht fähig war, alle Funktionen des ganzen Staatsorganismus zu übernehmen. Sie sah sich demnach in Anbetracht der Lage notwendig auf eine Politik der Kompromisse angewiesen. Ein Kompromiß aber ist niemals ein suggestiv wirkender politischer Erfolg, weil er die Entscheidung vermeidet. Die suggestiv wirkenden Taten vollbringt auch jetzt die Opposition. Die Regierung wählt ihre Waffen der augenblicklichen Situation entsprechend und befindet sich daher in einem dauernden Abwehrkampf. Während sie zum Beispiel unschlüssig ist, wie sie sich der Ausführung des Käsegedankens gegenüber verhalten soll, weil dieser Gedanke von der Opposition als erfolgreichstes Suggestivmittel propagiert wird, kann sie gleichzeitig nicht wagen, das Streikfieber konsequent zu bekämpfen, da der Streik von ihr als einer Klassenpartei bisher dauernd propagiert wurde. Ihr fehlt deshalb die Selbstsicherheit, der Rückhalt in der Gefühlsstimmung der Masse.

Das ist nicht die Schuld der Regierung, wenn auch vielleicht in einzelnen Fällen ein energischeres Eingreifen und ein festeres Auftreten gegenüber der Opposition von links und rechts nötig und möglich gewesen wäre. Die eigentliche Schuld liegt daran, daß unsere Partei die Regierung in einem Augenblick des militärischen, wirtschaftlichen und seelischen Zusammenbruchs übernehmen mußte — einem Augenblick des Zusammenpralls und Wechsels früherer und neuerer Suggestivwirkungen. Und ferner, daß die Vertreter der Sozialdemokratie in der Regierung wie in den Parlamenten nicht mehr ein festgefügtes diszipliniertes Parteigebilde hinter sich fanden, sondern eine durch innere Gegensätze zerklüftete, in verschiedene politische Parteigruppen gespaltene, die verschiedenartigsten Unterströmungen aufweisende Masse, die um so weniger die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der weiteren Entwicklung abzuwägen vermochte, als ein beträchtlicher Teil, erst jüngst zu politischem Denken erwacht oder aus anderen Parteien herübergekommen, den sozialistischen Entwicklungsgedanken mit seinen Konsequenzen noch gar nicht erfaßt hatte.

## Aus unserer Bücherei.

Von Edgar Steiger.

**Adolf Donders, P. Bonaventura O. Pr. 1862 bis 1914.** Ein Lebensbild. Zweite Auflage. Freiburg 1919, Herdersche Verlagsbuchhandlung. Preis 6 Mark, kartoniert 7,50 Mark.

Die Lebensgeschichte eines berühmten katholischen Kanzelredners um die Jahrhundertwende. Ich griff zu dem Buche, um mich einmal ganz vorurteilslos darüber zu unterrichten, was uns ein Gläubiger über den Gläubigen zu sagen habe. Aber welche Enttäuschung! Nicht daß ich etwa eine kritische Analyse des Menschen im

Priester erwartet hätte; denn ich wußte ja, daß niemand aus seiner Haut heraus kann. Aber ich erhoffte doch einige tiefere Einblicke in christliches Seelenleben und menschliche Seelenkämpfe. Statt dessen wird uns nur Talar, Soutane, Stola, Kanzel, Weichstuhl usw. vorgeführt. Kein einziger Blick hinter die Kulissen, wo erst der Mensch beginnt. Alles, was unsere menschliche Anteilnahme wecken könnte, priesterlich zugedeckt. Der Weihrauch dampft, die Orgel dröhnt. Es ist eben schon lange her, seit Christus Petrus zum Menschenfischer machte!

**Hanns Ludwig Rosegger, Polykarpe, der Erbarmungslose.** Roman. Berlin, verlegt bei Schuster & Löffler. Preis geheftet 7 Mark, gebunden 9 Mark.

Man kann Napoleon auch im Schlafrock malen — und die große Revolution als eine Frage von Geschmacklosigkeiten oder als ein Familienidyll, in dem alle Beteiligten die Köpfe unter dem Arme tragen. Vielleicht muß einer aus dem Lande Metternichs stammen, um die Geschichte aus diesem Gesichtswinkel zu betrachten. Jedenfalls ist es Hanns Ludwig Rosegger mit seinem Polykarpe so ziemlich gelungen. Wie dieser harmlose königstreue Provinzler wider Willen dazu kommt, in Paris als Konventsmitglied den blutigen Revolutionär zu spielen, das wird uns so anschaulich, lustig und überzeugend geschildert, daß wir weder dem Dichter noch seinem mißratenen Geschöpf gram sein können. Der ehemalige Steuerpächter von Chiron an der Chaise, der nichts als gut essen, gut trinken und seine Ruhe haben möchte, wird, durch eine seltsame Verkettung von Umständen von seinen Mitbürgern zum Deputierten gewählt, gleich bei seiner Ankunft in Paris von einer schönen und geistreichen Kokotte des Hotels Egalité, die ihn zum Rächer ihrer Ehre erziehen will, in alle Geheimnisse der Revolution eingeweiht und muß nun, bleich vor Todesangst, alle seine Kollegen im Konvent an Erbarmungslosigkeit übertrumpfen, so daß er nicht nur Danton, sondern Robespierre und das Geklapper der Guillotine überlebt — ein erbärmlicher kleiner Egoist, der um des lieben Lebens willen sogar seine Geliebte verleugnet und aus lauter Trägheit, während alle Hampelmänner der Revolution nacheinander purzeln, immer obenauf schwimmt. So erleben wir mit ihm die ganze Französische Revolution — aber so, wie er sie sieht: aus der Froschperspektive des gezwungenen Mitläufers.

**Eugen Fischer, Das Reich des Lebens.** Martini Luthers Laten und Abenteuer in seinen jungen Jahren. Aus alten Papieren neu erzählt. Berlin 1918, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel).

Treuerzig wie eine alte Chronik liest sich dieses Buch. Und auf Treu und Glauben will auch alles, was es erzählt, hingenommen sein. Ob unsere Zeit noch die seelische Resonanz hat, um des jungen Reformators Seelenkämpfe neu erklingen zu lassen, bezweifle ich allerdings. Wir leben eben nicht mehr im sechzehnten Jahrhundert und können uns nur noch mit viel Phantasieaufwand in die Menschen von damals hineinleben. Denn die religiöse Welle, auf der unsere Zeit schaukelt, hat andere Schwingungen. Aber immerhin. Als ein Versuch, das religiöse Erlebnis jener Zeit uns nahe zu rücken, verdient das Büchlein die Beachtung auch derer, die nicht etwa — und auf solche Leser hat der Verfasser offenbar in erster Linie gerechnet — um der Erbauung willen danach greifen.

**Woodrow Wilson, Betrachtungen eines Amerikaners.** Autorisierte Übertragung von Hans Winand. München 1919, Georg Müller.

Man weiß längst, daß Wilson ein Idealist ist, der alles, die Menschen um ihn her und — sich selber, durch die rosige Brille seiner Wünsche sieht. Eine Fülle allgemeinen Wissens blendet ihm die Augen für das Nächstliegende und rückt ihm die Luftspiegelungen endloser Fernen zum Greifen nahe. Die Biegsamkeit und Schmiegsamkeit des Denkers, dem nichts Menschliches fremd ist, macht ihn allen fremden Einflüsterungen gegenüber wehrlos. So wird seine Größe zur Kleinheit und die Tugend des Gelehrten zum Laster des Politikers. Die Gläubigen des Völkerbundes

haben die Wankelmütigkeit ihres Abgotts bitter genug zu kosten bekommen. Und wie hatten sie auf ihn gebaut! Jedes Wort von ihm war ihnen heilig. So sollten auch die Betrachtungen des obengenannten Buches über Literatur und Kunst, die lange vor dem jämmerlichen Schauspiel der Friedensverhandlungen im Buchhandel erschienen, Stimmung für den vermeintlichen Friedensfürsten machen. Es sind kluge Worte und hochfliegende Gedanken über Literatur und Kunst, für uns bedeutsam als Kundgebungen einer anderen Welt, die viele Dinge, die für uns bereits feste Gestalt angenommen haben, aus einem ganz anderen Gesichtswinkel betrachtet. Daher noch heute, da die Friedenskomödie vorbei ist, oder gerade heute, da uns das Amerikanertum erst recht auf den Leib rückt, doppelt lesenswert.

**Leo Peruh, Zwischen neun und neun.** Roman. München, Albert Langen. Preis gebettet 4,50 Mark, gebunden 7 Mark.

Man darf das Geheimnis dieser Erzählung nicht verraten, sonst würde man dem Leser die ganze Freude verderben. Denn wie bei einem Taschenspielerkunststück hängt hier alles, was spannt, fesselt und immer wieder aufs neue überrascht, an dem einen unbekanntem X. Man kennt Leo Peruh und seine Virtuosität, alles auf eine Karte zu setzen, vom »Mangobaumwunder« her, jenem verblüffenden orientalischen Zauberbokuspokus, den er mit Paul Frank zusammen uns vorgeführt hat. Auch diesmal ist die Kette der wundersamen Abenteuer, die ein von einem unbekanntem Dämon Gehefter von morgens neun bis abends neun abhaspeln muß, an einen einzigen Trick geknüpft, der dem novellistischen Taufendassa, wenn er ihn vorzeigen muß — und das geschieht ungefähr in der Mitte der Erzählung —, alle weiteren Trümpfe gleichsam aus der Hand nimmt. Und doch bringt es Peruh fertig, den Leser auch noch bis zum Schlusse zu fesseln. Gewiß ein neuer Beweis, daß Geschwindigkeit zwar keine Hererei ist, aber doch dem Ueingeweihten etwas Ähnliches vorkaufcht. Es muß auch solche Seifenblasenfabrikanten geben. Sicherlich werden sie mehr Zulauf haben als die wahren Helden aus Genieland.

**Katharina Boffky, Der Traum.** Roman. München, Albert Langen. Preis gebettet 5 Mark, gebunden 8 Mark.

Aus ihrem Erstlingswerk »Der Trinker« kennen wir Katharina Boffky als unbarmherzige Seelenkürnderin, die mit der mitleidlosen Kühle eines Violektors die geheimsten Zuckungen unseres Innenlebens bloßlegt. Diesmal bescheidet sich ihr künstlerischer Ehrgeiz. Sie schreibt für Leser, die vom Roman vor allem Spannung um jeden Preis verlangen. Ihre Kriminalgeschichte soll uns offenbar zeigen, daß sie so etwas auch kann, ohne das andere ganz preiszugeben. Elise, eine Krankenpflegerin im gefährlichen Alter, die einen halbwüchsigen Idioten aus feiner Familie zu überwachen hat, kommt in den Verdacht, ihren Schützling in der Nacht ermordet zu haben. Der Prozeß, in dem ein unheimlicher, an Krücken einherhinkender Schuster und dessen Schwester, Elisens Vorgängerin — man weiß nicht recht, ob bloß als Zeugen oder am Ende selbst als Angeklagte? — auftreten, endet mit einer Freisprechung aus Mangel an genügenden Beweisen. Elise erzählt immer von einem alpbähnlichen Traum, in dem die Gestalt des Schusters und das Messer in der Schublade des Nachtschens gespenstern. Erst nach Jahren gelangt es ihrem Verteidiger, der nicht an ihre Unschuld glaubt, durch ein hypnotisches Experiment Klarheit in die Sache zu bringen: sie ist die Mörderin, aber freilich eine unschuldige Mörderin. Die Dichterin weiß nun die psychischen Zusammenhänge, bei denen die Nervenüberreizung der ältlichen Jungfrau und der dumpfe Geschlechtstrieb des Idioten eine verhängnisvolle Rolle spielen, so zu lockern und ineinanderzuschleiben, daß wirklich alles, was vorangeht und was nachfolgt, in dasselbe Traumb Dunkel gehüllt erscheint wie die Halluzinationen der Mörderin. So hält die Spannung bis zum Schlusse an. Erst da trifft, wie bei allen Kriminalromanen, die große Enttäu- schung ein. Aber ist damit nicht das Urteil über solche psychologische Spielereien gesprochen?

**Louis Couperus, Die Komödianten.** Einzig berechtigte Übersetzung von Else Orten. München, Georg Müller. Preis kartoniert 10 Mark.

Keht die Zeit von Ebers und Eckstein wieder, da der deutsche Leser Romane las, um sich ohne die Anstrengung eines ernststen Studiums über das Leben im alten Ägypten und Rom zu unterrichten? Anders könnte ich es mit nicht erklären, warum man gerade jetzt dazu käme, diese kulturgeschichtlichen Bilder aus der Zeit Domitians aus dem Holländischen ins Deutsche zu übersetzen. Couperus, im Jahre 1861 im Haag geboren, ist auch ein jüngerer Zeitgenosse von Ebers und Eckstein. Seine Palette hat zwar etwas kräftigere Farben, aber sonst ist das Verfahren ganz dasselbe wie bei den deutschen Vertretern des antiquarischen Romans. Die ganze Erzählung hat nur den einen Zweck, dem Leser auf angenehme Weise Anschauungsunterricht in der Geschichte zu geben. Also, was ein Menschenalter zuvor schon nur etwas mehr schulmeisternd, der Leipziger Professor Wilhelm August Bekker mit seinem »Gallus« erstrebt hat. Diesmal ist es das römische Theaterleben am Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, was uns vorgeführt werden soll. Auch hier ist die an und für sich ziemlich dürftige Erzählung von den zwei schönen Zwillingen, die in der Theatertruppe des Herrn Direktors die Liebhabertrollen spielen, nur die rote Schnur, an der Couperus die Perlen seines antiquarischen Wissens über Bühne und Bühnenkünstler im alten Rom selbstgefällig aufreißt. Alles übrige, von den pererischen Damen des kaiserlichen Hauses bis zur buntschedigen Litteratenwelt um Tacitus, Plinius, Sueton und Martial, ja sogar die unheimliche Gestalt des Kaisers Domitian, ist nur leere Stafifferie. Aber haben wir wenigstens ein echtes Sittenbild aus dem Rom Domitians? Wer Petronius gelesen hat, wird für die beiden Musterknaben des Holländers nur ein mitleidiges Lächeln haben. In der Hölle des kaiserlichen Rom, wo Eros und Priapus den Ton angaben, ging es nicht so gefittet zu wie in dieser lateinisch angestrichenen holländischen Teesube.

### Literarische Rundschau.

**Walt Whitman, Ich singe das Leben.** Neue Übertragungen von Max Hasek. Mit einem Vorwort von Hermann Bahr. Wien und Leipzig, Verlag von E. P. Tal & Co. 93 Seiten. Preis 4,50 Mark.

Am 31. Mai jährte sich der Geburtstag Walt Whitmans zum hundertsten Male. Papiernöte zwingen, der Ansturm hundertfältiger Sorgen drängt zur Kürze in allen Dingen, die das Leben schmücken, so not uns auch dieser Schmuck gerade in diesen Tagen late. Aber der hundertste Geburtstag des Dichters der »Grashalme« soll doch nicht verstrichen sein, ohne daß auf dieses Buch hingewiesen wurde, das der junge, strebsame Verlag eben zu jenem Gedenktage herausgab und das über diesen Tag hinaus für den Dichter werben soll und wird. Hermann Bahr, einer der Vorkämpfer für den Dichter, zeichnet in der Einleitung das menschliche und literarische Porträt Walt Whitmans, den er an einer anderen Stelle mit Recht den »Dichter der Demokratie« nennt, einer Demokratie freilich in einem über die landläufige politische Bedeutung des Wortes hinaus erweiterten, kosmischen Sinne, einer Demokratie, die Whitman geradezu »ma femme« — mein Weib — anspricht. Aber gerade darum umfaßte seine Liebe alle Länder, alle Völker, und so, seiner Zeit weit vorausdenkend, schuf er den mächtigen Sang: »Jahre der neuen Zeit«, der mit den machtvollen Rhythmen schließt und in die Gegenwart als eine lebendige Stimme unter uns spricht:

Welch Geflüster ist dies, o Länder, das euch vorankläuft, unter den Meeren hinstreich?

Verbinden sich alle Nationen miteinander? Wird dem Erdball nun ein einziges Herz geschaffen?

Bildet sich die Menschheit en masse? Denn siehe, Tyrannen zittern, Kronen verdunkeln sich.

Die Erde, frohig, fordert ein neues Zeitalter heraus, vielleicht einen göttlichen Krieg!

Niemand weiß, was nächstens geschehen wird, solche Zeichen füllen die Tage und Nächte.

Prophetische Jahre! Der Raum vor mir, wie ich gehe, wie ich ihn vergeblich zu durchdringen versuche, ist voll Gesichten!

Ungeborne Taten, Dinge, die bald sein werden, werfen ihre Schatten um mich!

Dieser unglaubliche Sturm, diese Blut! Diese seltsam verzückten Fieberträume, o Jahre!

Eure Träume, o Jahre, wie sie durch mich hindurchdringen (ich weiß nicht, ob ich schlafe oder wache).

Das vollendete Amerika und Europa verdämmern in Schatten hinter mir.

Das Unvollendete, ungeheurer als je, schreitet heran, schreitet auf mich zu!

Max Hayek dichtete die homerischen Hymnen Walt Whitmans nach und tat es mit seinem Sprachgefühl, in begeisterter Hingabe an den Dichter darauf bedacht, den majestätischen Strom der Rede, die männliche Gewalt dieses stämmigsten aller Dichter zu erhalten. Dreiunddreißig der bedeutendsten Gesänge enthält dieses Buch, dem Whitmans eigenes Wort als Motto voransteht: Kamerad, dies ist kein Buch! Wer dies anrührt, rührt einen Menschen an! E d g a r S a h n e w a l d.

Anton Fendrich, *Die Kluft*. Ergebnisse, Briefe, Dokumente aus den Kriegsjahren 1914 bis 1919. Stuttgart, Francksche Verlagsbuchhandlung. Preis broschüriert 3,50 Mark, gebunden 5 Mark.

Die Schrift zeigt die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, die Fendrichs Wesen ausmachen und ihm auch in den Reihen der Gegner Freunde erworben haben. Sie stellt nicht nur ein Zeugnis zur Zeitgeschichte, nicht nur einen Akt der Rechtfertigung von Fendrichs eigenem Verhalten während des Krieges dar; sie ist vielmehr gleichzeitig eine *Anklage* — eine Anklage gegen das System der Kriegszeit, eine Anklage gegen die Männer, die die hauptsächlichsten Stützen dieses Systems waren, eine Anklage gegen die sozialdemokratische Partei. Und es muß gesagt werden, daß seine Vorwürfe mindestens zu einem gewissen Teil berechtigt sind, ist doch inzwischen ein großer Teil der Parteigenossen selbst zu einer Auffassung der Parteiverhältnisse gelangt, die noch vor nicht allzu langer Zeit als parteiverräterisch gegolten hätte.

Anders steht es mit Fendrich und seinem neuesten Buche, wenn man es vom historischen Standpunkt aus betrachtet. Fendrich nennt es »Die Kluft« — die Kluft zwischen der sozialistischen Arbeiterschaft und dem Kaiserthum. Bekanntlich ist er der Auffassung gewesen, daß sich diese Kluft überbrücken ließe. Folgende Stelle charakterisiert seine Meinung:

»... Es darf nicht wundernehmen und nicht verstimmen, wenn in manchen Schichten der sozialdemokratischen Partei gerade der Glaube an ein soziales Kaiserthum nur langsam Eingang in die Herzen fände. Die Keime zu einem solchen Glauben waren vor fünfundsanzig Jahren als Folge der kaiserlichen Vorfälle von damals vorhanden. Sie waren erstorben, und es hat keinen Sinn, im Warum? zu wählen. Es ist genug des frohen Wunders, daß in weiten Kreisen der sozialdemokratischen Arbeiterschaft, besonders in gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Kreisen, sich jener Glaube wieder leise zu regen beginnt...«

Es kann einem Manne wie Anton Fendrich schwerlich zum Vorwurf gemacht werden, daß er so sehr Gefühlsmensch ist und auf Empfindungen, auf momentane Aufwallungen stark reagierte. Der Glaube der »sozialdemokratischen Arbeiterschaft

weiter Kreise» war, soweit er vorhanden gewesen ist, ebenfalls lediglich auf G e - f ü h l gegründet. Es war ein Hoffen ohne Aussicht auf Erfüllung. Fendrich wurde dank seiner Eigenart zum wärmsten Fürsprecher dieser vagen Hoffnung. Er setzte seine Kraft für etwas ein, was sich nicht erfüllen konnte. Klassegegensätze sind unüberbrückbar, solange sich ihre Hüter darauf versteifen, von dem anderen Teil Unterordnung zu verlangen. Unterordnung aber fordert trotz allen »wohlwollenden Entgegenkommens« die herrschende Kaste, die in Deutschland regierte. Fendrich bestätigt das in verschiedenen Teilen seines Buches mit mehr oder weniger Absichtlichkeit. Unterordnung verlangte vor allem der Kaiser, den Fendrich weit überschätzt. Seine Würdigung Wilhelms II. ist allzu vornehm, allzu bescheiden, zum Beispiel, wenn der Verfasser nur von »zeitweiligen Taktlosigkeiten« des Kaisers spricht. Wir wissen heute, was es mit diesen zeitweiligen »Taktlosigkeiten« auf sich hat.

Fendrichs Fehler, der auch in der »Kluft« zutage tritt, ist es, den Menschen zu leicht zu vertrauen. Seine Schrift ist ein neues Glaubensbekenntnis seiner Weltanschauung. Ihren eigentlichen Wert besitzt sie als geschichtliches Dokument einer bestimmten Zeitstimmung. E. D.

## Notizen.

**Arbeitsverhältnisse in England.** Die große Arbeitslosigkeit, die nach der Beendigung des Krieges und dem Aufhören der kriegsindustriellen Produktion auch in England hervortrat, hat in letzter Zeit merklich abgenommen. Nach englischen Schätzungen betrug die Zahl der Arbeitslosen gegen Ende Juni nur noch 850 000 bis 900 000. Teils ist das dem allmählichen Wiederübergang zur Friedensproduktion, teils den besonderen Maßnahmen zu danken, welche die Regierung zur Linderung der Arbeitslosigkeit getroffen hat. Sie hat ein umfangreiches Programm für Notstandsarbeiten aufgestellt, zum Beispiel sollen ausgedehnte Aufforstungen und Bodenmelioration vorgenommen und 6 1/2 Millionen Pfund Sterling für Begebauungen verwendet werden. Außerdem ist bereits von einer Reihe Gemeinden mit der Herstellung von Kleinwohnungen begonnen, und andere Gemeinden werden in Kürze folgen. Zunächst sollen ungefähr 18 Millionen Pfund Sterling für den Bau von Kleinwohnungen aufgewendet werden.

Trotz dieser Besserung der Arbeitslage hält die Gärung in den Arbeiterkreisen an und äußert sich immer wieder in größeren und kleineren ArbeitsEinstellungen. Wesentlich fragen dazu bei die hohen Lebensmittelpreise. Nach einer kürzlich von der »Labour Gazette« veröffentlichten Berechnung beträgt in den größeren Städten die Steigerung der Lebensmittelpreise im Vergleich zu den Jahren vor dem großen Krieg ungefähr 111 Prozent. Allerdings sollen die Löhne nach der »Labour Gazette« in gleichem Maße gestiegen sein — um 100 bis 120 Prozent; doch ist die Lohnsteigerung eine sehr ungleichartige. Während einzelne Arbeiterschichten ihre Löhne um 150 Prozent zu erhöhen vermochten, ist anderen nur gelungen, eine Lohnerhöhung von 60 bis 70 Prozent durchzusetzen. Am höchsten ist die Lohnsteigerung im Maschinenbau, Schiffsbau, Kohlenbergbau und in der Textil-Industrie.

Allgemein geklagt wird in den Kreisen der englischen Industriellen über eine Abnahme der Arbeitsintensität. Wieweit diese Klage berechtigt ist, läßt sich schwer nachprüfen. Nach den im »Board of Trade Journal« veröffentlichten Ergebnissen der von der Sankey-Kommission vorgenommenen Untersuchungen über den Rückgang der Arbeitsleistung im englischen Bergbau scheint sie nicht unberechtigt zu sein. Danach hat seit 1916 die Arbeitsintensität beträchtlich abgenommen. Während 1916 die Durchschnittsförderung pro Bergarbeiter in vier Wochen 20,4 Tonnen Kohlen betrug, wurden in den ersten fünf Monaten des Jahres 1919 nur pro Mann in vier Wochen 16,8 Tonnen gefördert.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 22

Ausgegeben am 29. August 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Sozialistische Entwicklung in Südslawien.

Von Hermann Wendel.

Noch immer ist in Deutschland nicht nur die breitere Öffentlichkeit in südslawischen Dingen schlechtthin ahnungslos, sondern selbst der »Vorwärts« brachte die Budapester Lügenmär vom Ausbruch der kroatischen Revolution in Fettdruck und betrachtete dieses Ereignis als Folge der willkürlichen Schaffung von Staatsgebilden, »die ihrem Aufbau gemäß nicht zusammengehören«, und auch die Wiener »Arbeiterzeitung« sprach fast zu gleicher Zeit von dem SHS-Staat als einem Versuch, »drei verschiedene Nationen unter eine Decke zu bringen«. Während die führenden Blätter der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie derart die innere historische Berechtigung des neuen Staates im Südosten Europas in Frage stellen, haben die südslawischen Sozialisten selbst jederzeit leidenschaftlich die nationale Einheit des serbo-kroatisch-slowenischen Volkes betont und seine staatliche Einigung bereits verlangt, als die bürgerlichen Parteien Volk und Land noch zum Versuchskaninchen für allerhand k. u. k. Staatskünsteleien zu machen suchten. Auf dem Laibacher Sozialistenkongreß wurde im November 1909 zum ersten Male in einem politischen Programm das Banner nationaler Einigung aller Südslawen entrollt, die erste sozialistische Balkankonferenz in Belgrad folgte acht Wochen später auf diesem Wege, und seit Jahr und Tag schon ist jedem südslawischen Sozialisten die Wahrheit in Fleisch und Blut übergegangen, die die Belgrader »Radnitschke novine« (Arbeiterzeitung) in ihrer ersten Nummer nach jahrelanger Unterdrückung am 2. Dezember 1918 scharf und klar ausdrückte: »Serben, Kroaten und Slowenen sind ein Volk, weil sie eine Sprache haben und die gleichen anderen ethnischen Besonderheiten aufweisen. Sie fühlen sich auch als ein Volk und wünschen die Einheit.« Die Befreiung der Kroaten und Slowenen vom österreichisch-ungarischen Joch und ihre Vereinigung mit den Serben in einem selbständigen Staatswesen begrüßten denn die südslawischen Sozialisten mit freudiger Genugtuung und waren sofort auf den eigenen Zusammenschluß um so eifriger bedacht — schon im November saßen alle größeren Städte Kundgebungen für die Einigung der südslawischen Arbeiterklasse —, als bereits sehr bald die einflußreichste bürgerliche Partei, die neugegründete »Südslawische demokratische Partei«, über alte Grenzen hinweg in allen Teilen des neuen Staatsgebiets festen Fuß faßte.

Dieses Gebiet umschließt zwei selbständige Staaten, Serbien und Montenegro und acht Verwaltungseinheiten der weiland habsburgischen Monarchie, nämlich Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Teile Ungarns und fünf österreichische Kronländer. Von all diesen Gauen war nur das Land der Schwarzen Berge sozialistenfrei; seine gesellschaftliche Entwicklung blieb allzu weit hinter der Geburtsstunde der modernen Arbeiterbewegung zurück,

und als doch einmal ein paar Intellektuelle in Cetinje einen sozialistischen Klub aufstufen, befahl der gerissene Fürst Nikola seine Leibwächter als Mitglieder in den Verein hinein, und diese berüchtigten Perjaniks (Federbüsche) majorisierten durch ihre Überzahl auf »demokratischem« Wege den Sozialismus aus Klub und Ländchen hinaus. In den übrigen Gebieten dagegen fanden sich trotz ihrer ausschließlich agrarischen Wesenheit sozialdemokratische Organisationen vor. Serbien hatte seit 1903 seine sozialistische Partei; viel älter waren zum Teil die Verbände, die zum sozialistischen Heerbann der österreichisch-ungarischen Südslawen zählten, nämlich die sozialdemokratische Partei 1. Kroatiens und Slawoniens, 2. der Vojvodina, 3. Dalmatiens, 4. Bosniens und der Herzegowina, 5. Sloweniens, mit der serbischen Sozialdemokratie also sechs voneinander nicht nur räumlich getrennte Organisationen.

Kriegsrecht und Belagerungszustand verhinderten allerdings seit August 1914, daß die prinzipiellen und taktischen Gegensätze der einzelnen Parteien allzu sichtbar wurden. Denn ob Serbien oder Österreich-Ungarn, ob Linke oder Rechte, was sich zur marxistischen Lehre bekannte, war, solange die Kanonen redeten, mundtot gemacht, sah seine Versammlungen verboten, seine Presse unterdrückt, seine Vorkämpfer bedroht. Gleichwohl ging die serbische Partei einen anderen Weg als die Mehrzahl der südslawischen Sozialisten in Österreich-Ungarn. Ende Juli 1914 lehnte die serbische Sozialdemokratie in der Skupschtina die Kredite ab, nicht so sehr, weil sie den Verteidigungscharakter des von den Wiener und Budapester Gewalthabern frevelhaft heraufbeschworenen Krieges bezweifelt oder die sozialistische Pflicht der Landesverteidigung geleugnet hätte, als vielmehr, um angesichts der Weltkatastrophe der Internationale ein Beispiel zu geben.<sup>1</sup> Dieser Haltung blieb sie während all der Jahre europäischen Unheils treu, schlug sich folgerichtig zur Zimmerwalder Internationale, und wenn es sich ihre Abgeordneten zur Stockholmer Friedenskonferenz auch nicht nehmen ließen, in einem erschütternden Aufruf gegen die österreichisch-ungarischen und bulgarischen Gewalttaten in dem besetzten Serbien an das Gewissen der Menschheit zu appellieren, so stellte sie doch jederzeit die Internationalen über die nationalen Gesichtspunkte. Mochte diese serbische Sozialdemokratie auch ganz nach deutschem Muster im Klassenkampf einegerzert sein und längst die russische Überlieferung ihres an Tschernischewsky geschulten großen Vorläufers Svekazar Markowitsch eingeblüht haben, so wirkte auf die Partei, deren führende Mitglieder nach Übersutung ihres Landes durch die feindlichen Heere zumeist im Ausland umherirrten und dort in die typische Emigrantenstimmung hineingerieten, die russische Revolution doch ungleich stärker und aufrüttelnder als auf die Sozialisten Mittel- und Westeuropas. Endlich haufte mit seinen mittelbaren und unmittelbaren Wirkungen der Krieg furchtbar in ihren ohnehin lichten Reihen; zwei der besten Genossen, die berufen schienen, für die Zukunft Richtung zu geben und Ziel zu weisen, starben, Dimitrije T u h o w i t s c h 1914 auf dem Lazarewaker Schlachtfeld, Duschan P o p o w i t s c h 1918 im Londoner Exil, und wehmütig bekannte der älteste Führer der Partei, Dragischa L a p t s c h e w i t s c h, unlängst, daß nicht ein Viertel aller Genossen aus dem Kriege zurückgekehrt sei. Auch das half eine Weistesverfassung schaffen, die radikalster Lehre zugänglich war.

<sup>1</sup> Vergl. Wendel: Die serbische Sozialdemokratie als Vorbild. »Die Glocke«, 3. Jahrgang, Nr. 15 vom 14. Juli 1917.

So blieb die Freude der serbischen Sozialdemokratie an der Gründung des SHS-Staates etwas gedämpft, denn für sie war es eben ein Klassenstaat wie andere auch, der bis aufs Messer bekriegt werden mußte und an dessen Gerüst mitzujimmern keineswegs Sache des klassenbewußten Proletariats sein durfte.

Wenn die bosnischen Sozialisten durch die enge räumliche und geistige Verbindung zwischen Belgrad und Sarajewo in das gleiche Fahrwasser hineinkamen, so war die kroatisch-slawonische Partei von vornherein mehr national als international gerichtet. Zwar blieb ihr der bittere Gewissenskonflikt anderer sozialistischer Parteien insofern erspart, als der Krieg sie ganz und gar nicht vor die Frage der Verteidigung der Heimatscholle stellte, sondern im Gegenteil wider ihr eigen Fleisch und Blut geführt wurde; die Sozialisten standen deshalb dem Waffenglück der Habsburger innerlich so ablehnend gegenüber wie die Südslawen der Donaumonarchie überhaupt. Auch brachten sie ihrer ganzen Lage nach mehr Verständnis für die Haltung der Ententesozialisten als für die Politik der deutschen Sozialdemokratie auf. Aber Führern wie Vitomir Koratsch und Vilim Bukšeg steckte ein allzu guter Schuß Wirklichkeitsinn im Blute, als daß sie die günstige Stunde ungenutzt vorübergehen ließen, die die dünne und morsche Decke des österreichisch-ungarischen Staates bersten und junge Völker ans Licht drängen sah. Da jezt das staatliche Haus für alle Südslawen aufzurichten war, galt es, rüstig mit Hand anzulegen, damit es auch für die Arbeiterklasse wohnlich werde. So beteiligte sich die Sozialdemokratie an den Nationalräten, die nach dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns in Kroatien und Slowenien die vorläufige Verwaltung übernahmen, und entsandte in das zwanzigköpfige Koalitionsministerium Prokopsch als Minister für Sozialpolitik den Genossen Koratsch. Obwohl die Teilnahme der Sozialdemokratie an der Regierung auf die Einleitung der Agrarreform und die Durchführung des Achtstundentags nicht ohne Einfluß war, erwies sie sich im ganzen als Fehlschlag; die Widerstände der Großgrundbesitzer gegen die Agrarreform wie der allgemein reaktionäre Kurs, den, eingeschüchtert durch die bolschewistische Gefahr, die SHS-Regierung mit Diktatur, Zensur und Schußhaft einschlug, ließen Koratsch nach dreieinhalb Monaten sein Amt wieder niederlegen, freilich zu spät, um seiner Partei die Vorwürfe des Ministerialismus zu ersparen, die ihr aus den Händen der serbischen und bosnischen Sozialisten gegen den Kopf flogen.

Inzwischen hatten sich nämlich die Gegensätze bis zur Unerträglichkeit verschärft. Auch die südslawische Arbeiterbewegung trennte sich nach denselben Losungen wie die sozialistischen Parteien westlicherer Länder in zwei Lager: Sie Demokratie! Sie Diktatur! Die eine Gruppe, in der Kroaten und Slowenen führen, sieht in dem Sozialismus eine Entwicklungsstufe, die einen reifen Kapitalismus unbedingt zur Voraussetzung hat; da dieser Kapitalismus in Südslawien noch in den Kinderschuhen steckt und das Volk zu mehr als vier Fünfteln aus Bauern besteht, bestreitet sie die Möglichkeit, durch die Diktatur einer winzigen Minderheit das Wirtschaftsleben in sozialistische Bahnen zu zwingen; dagegen tritt sie für Ausbau des jungen Staates und Hebung seiner Produktivkräfte ein, um die Grundlage für den proletarischen Klassenkampf erst zu schaffen. Die andere Gruppe, in der Serbien und Bosnien den Ton angeben, sieht die Dämmerung der kapitalistischen Gesellschaft unmittelbar vor Augen und schwört Stein und Bein auf die nahende

Weltrevolution; unbekümmert um seine gesellschaftliche Bedingtheit, glaubt sie an die Möglichkeit der sofortigen Einführung des Sozialismus in Südslawien; soziale Reformen zugunsten der Arbeiterklasse lehnt sie als gegenrevolutionären Hokuspokus ebenso entschieden ab wie Mitarbeit an der Aufrichtung eines Klassenstaats. Das russische, noch mehr das ungarische Beispiel hat sie ganz und gar in das Lager der Rätediktatur und des Bolschewismus getrieben. Da nun letzten Endes beide Gruppen möglichst viel Macht hinter sich zu sammeln streben, sprechen sich beide im Prinzip für die Einigung der südslawischen Arbeiterklasse aus.

Aber zu dem ersten südslawischen Sozialistenkongress, der für Ostern in Brod angesetzt war und wirklich vom 20. bis 23. April in Belgrad stattfand, hatten die Einberufer die »Ministerialisten« nicht eingeladen, ungedenks der bösen Erfahrung, daß seinerzeit die zweite sozialistische Balkankonferenz durch die Unduldsamkeit der bulgarischen Linksradikalen der gemäßigten Partei gegenüber vereitelt wurde und so der Balkansozialismus ohne allgemein anerkannte Richtpunkte in den mit 1912 beginnenden Abschnitt großer Kriege eintrat. Unter den 450 Mitgliedern der Belgrader Osterkonferenz war denn Serbien, die Vojvodina, Bosnien-Herzegowina, Montenegro und Dalmatien vertreten, aber die Sozialdemokratie Kroatiens und Slawoniens nur durch Angehörige des linken Flügels, und die slowenische Partei fehlte ganz. Auf dem Kongress tummelte sich am muntersten die äußerste Linke, die in den Brüdern Jova und Sreten Jakšič aus Sarajewo ihre Hauptwortführer hat, und zum Beschluß erhoben wurde die Einigung aller südslawischen Sozialisten unter dem Namen »Jugoslovenska socijalistitschka radnitschka partija« (Kommuniste) [Südslawische Sozialistische Arbeiterpartei (Kommunisten)], der Beitritt dieser Partei zur dritten (Moskauer) Internationale und der Boykott der Nationalversammlung, da sie nicht aus Wahlen hervorgegangen, sondern von den Parteien nach Übereinkunft zusammengesetzt sei. Das schien ein entschiedener Sieg der Kommunisten, aber in ihren Freudenbecher fiel sofort der erste Wermutstropfen, als so alte, erprobte und angesehene Führer wie Dragiša Laptšewič und Nedeljko Kosčanin die Wahl in den Zentralkomiteeausschuß ablehnten. Bald ging auch der sozialistischen Partei der Vojvodina, die den Belgrader Beschluß mitgefaßt hatte, die pušchilistische Propaganda wider den Strich, die durch eingeschmuggelte Schriften und Flugblätter aus Budapest die Arbeiter zur direkten Aktion und die Soldaten zum Ungehorsam aufrief; ihrer Beschwerde darüber fügte sie die Weigerung bei, ihre Mitglieder in der Nationalversammlung nach dem Beispiel Laptšewičs das Mandat niederlegen zu lassen. Statt dessen suchte sie zwischen den Gegensätzen zu vermitteln; in der Tat erklärten sich in Besprechungen mit dem Hauptausschuß der neuen Partei die Vertreter der kroatischen und slowenischen Sozialisten zu gemeinsamer Arbeit bereit, sofern die Ausführung der Belgrader Beschlüsse verschoben und ein konstituierender Kongress der Südslawischen Sozialdemokratischen Partei berufen würde. Aber da der Abmarsch ins bolschewistische Lager den serbischen Sozialisten harte Verfolgung durch die Regierung eingetragen hatte, die ihre Führer Topalovič und Filipovič nach Albanien verbannte, und da diese reaktionäre Heße den Kommunisten wieder Wasser auf die Mühle leitete, kam eine veröhnliche Stimmung nicht zum Durchbruch; der Hauptausschuß

brach die Verhandlungen nicht nur schroff ab, sondern bedrohte auch die Vojvodina-Abgeordneten mit Ausschluß aus der Partei, falls sie sich in drei Tagen nicht ihrer Mandate entäußert hätten. Um so weniger war nunmehr zwischen hüben und drüben eine Verständigung möglich, als auch in Kroatien die Anhänger der Diktatur einen eigenen Aktionsausschuß bildeten und auf die Spaltung der Partei hinarbeiteten. Darum betrieben auch die Anhänger der Demokratie im Sozialismus ihren Zusammenschluß mit allem Eifer: am 21. und 22. Juni einigten sich in Neusatz Vertreter der drei sozialistischen Parteien von Kroatien-Slawonien, Vojvodina und Slowenien auf Gründung der »Ujedinjenja socijalno-demokratska stranka Jugoslavije« (Geeinigte Sozialdemokratische Partei Südslawiens) in einem Beschluß, der jede Herausforderung zum Bürgerkrieg scharf verwirft, da in ihm das Proletariat als »ökonomisch und sozial schwächste Klasse Südslawiens« am meisten leiden müsse, und der sich entschieden für parlamentarische Mitarbeit ausspricht, da ihr Boykott einer Verneinung der südslawischen Reichseinheit gleichkomme.

Damit kann die Sozialdemokratische Partei Südslawiens als gegründet gelten, denn die Kongresse der drei Einzelparteien stimmen, soweit sie es nicht bereits heute getan haben, dem Neusazer Beschluß ohne Zweifel zu, und dem gemeinsamen Parteitag bleibt nur übrig, freudig das Siegel unter vollzogene Tatsachen zu setzen. Dann aber wird sich zeigen, daß die prinzipielle Scheidung der Geister: Die Demokratie! Die Diktatur! nicht ganz der geographischen Trennung entspricht, obwohl heute die Parteien Serbiens, Bosniens und Dalmatiens auf kommunistischem, die Kroatiens, Sloweniens und der Vojvodina im allgemeinen auf sozialdemokratischem Boden zu stehen scheinen. Aber wie in Kroatien die Linksradikalen der Partei den Rücken gekehrt haben, der Südslawischen Sozialistischen Arbeiterpartei beigetreten sind und in einem neuen Blatt »Istina« (Wahrheit) die Anhänger Korackis und Bukšeggs aus grobem Geschuß beschießen, so werden sich sicher auch in Serbien, Bosnien und Dalmatien Sozialisten, die ihren demokratischen Überlieferungen treu geblieben sind, über kurz oder lang sammeln, um zur »Geeinigten Sozialdemokratischen Partei Südslawiens« zu stoßen, und Optimisten sehen bereits auf dem sozialdemokratischen Parteitag, der in zwei bis drei Monaten stattfindet, alle Länder Südslawiens vertreten, zumal auch der Zusammenbruch der ungarischen Räterepublik den südslawischen Kommunisten ein paar Mühen Wind aus den Segeln nimmt.

Aber Optimisten hin, Optimisten her, historische Schuld oder historisches Schicksal: zum Pessimismus ist wahrhaftig mehr Grund, da die äußere Spaltung, innere Befehdung und gegenseitige Lähmung der an sich nicht starken Arbeiterbewegung im jungen SHS-Staat dem Bürgertum gestattet, unbehelligt im Rohr zu sitzen und sich Pfeifen zu schneiden.

## Was können wir sozialisieren?

### Zur Sozialisierung des Braunkohlenbergbaues.

Von Nikolaus Osterroth, M. d. N.

Die Revolution, deren Erschütterungen wir durchleben, ist keine rein politische. Hätten wir nur die Fürsten zu entthronen, die Junker aus ihrer politischen Machtstellung zu verjagen, könnten wir uns begnügen, die politi-

schen Privilegien zu beseitigen, so wäre das für die Kräfte, die hinter der Revolution stehen, ein Kinderspiel gewesen. Der alte halbabsolute Herrschaftsstaat war aber nur das Herrschaftsmittel der Privilegierten zur Verwirklichung und Aufrechterhaltung ihres wirtschaftlichen Despotismus, der die Arbeiterklasse und die ihr ökonomisch verwandten Volksschichten knechtete. Mit dem politischen Herzog fiel der Mantel der wirtschaftlichen Knechtung. Und so folgt dem politischen Verfall des Klassenstaats die wirtschaftliche Revolution. Die alten Formen der privatkapitalistischen Produktion krachen in allen Fugen. Mit sicherem Instinkt fühlen die politisch freigewordenen Volksmassen, daß die Quelle ihrer Leiden weit mehr in der wirtschaftlichen Lohnsklaverei als in der politischen Knechtung lag. Sie verlangen daher neben der politischen Freiheit die Erlösung aus dem drückenden Joch kapitalistischer Ausbeutung.

Die Sozialdemokratie hat dem arbeitenden Volk in jahrzehntelanger Oppositionsstellung beides versprochen. Die Arbeiter verlangen jetzt die Einlösung der gegebenen Wechsel. Sie wollen von einer Prolongierung nichts wissen. Als gewissenhafte Liquidatoren des alten Geschäfts müssen wir dem großen Volksgläubiger aus der Masse das geben, was wir ohne Gefährdung unserer Volkswirtschaft irgend geben können. Um es vorweg zu sagen: Die ganze Forderung der Arbeiterklasse können wir zur Stunde nicht begleichen. Auch eine rein sozialistische Regierung, selbst eine proletarische Diktatur im Sinne der sogenannten Kommunisten könnte nicht mehr geben, als sie hat, denn der vierjährige Krieg hat die Lebenskraft unserer Volkswirtschaft in der unheilvollsten Weise erschüttert, die besten Vermögensstücke zerschlagen. Was geblieben ist, muß vorsichtig gesichtet werden. Was sich für die sozialistische Umgestaltung eignet, muß behutsam ausgesondert werden. Wir haben die Lebensnotwendigkeiten der nahen und fernen Zukunft zu beachten und müssen sie aus den Mitteln der Konkursmasse sicherstellen.

Das alles übertönende, zündende Schlagwort unserer sturmerfüllten Lage heißt: Sozialisieren. Wie die alten Märtyrer auf den glühenden Rost stiegen und sich den wilden Tieren vorwarfen für das ersehnte Reich Gottes, so stürzen sich heute Hunderttausende in den selbstmörderischen Generalstreik, in Putzsch und Barrikadenkämpfe für die »Sozialisierung«, die ihnen nach ihrer naiven Meinung das Heil bringen soll. Man vergißt nur, daß der Brunnen durch vierjährigen unfreiwilligen Generalstreik, durch eine alles übersteigende Vernichtung und Vergeudung an produktiven Werten verschüttet ist. Untaugliche Objekte sozialisieren oder taugliche vorzeitig sozialisieren, hieße den Sozialismus diskreditieren. Die Massen würden erst recht am Sozialismus irre werden. Will man also dem Sozialismus dienen und ihn zur Wohltat für das Volk werden lassen, dann darf man an ihm keine Pferdekuren vornehmen; dann muß man mit kühler Überlegung untersuchen, ob und was heute schon sozialisiert werden kann.

Was können wir sozialisieren? Das nächstliegende große Objekt, nach dessen Sozialisierung man ruft, ist der Bergbau. Gestehen wir zu, daß wir im letzten Wahlkampf auf das lebhafteste die Sozialisierung des Bergbaues verlangt haben. Unser Verlangen wurde begründet durch die Prosperität des Bergbaues in der Vorkriegszeit und in den ersten Kriegsjahren, für welche Zeit wir brauchbares statistisches Material zu haben glaubten, um die Rentabilität des Bergbaues zu erweisen. Daß sich im Bergbau

privatkapitalistische Monopolformen herausbildeten, wie sie in einer die Volkswirtschaft drückenden Härte in keinem anderen Industriezweig anzutreffen sind, bildete einen weiteren Grund für unser Verlangen nach Sozialisierung, ganz zu schweigen von der Sklavenpeitsche, die die Werksbesitzer in der furchtbarsten Weise über ihren Arbeitern und Angestellten schwingen. Die Dividenden im Steinkohlen- und Braunkohlenbergbau verdoppelten sich im Kriege. Das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat zeichnete allein auslaufenden Überschüssen eine Viertelmilliarde Kriegsanleihe, ohne die Zeichnungen der angeschlossenen Werke. Wer hätte da nicht glauben sollen, daß sich die Sozialisierung lohnt, die man sich zunächst in der Form der Verstaatlichung vorstellte. Selbst die Demokraten und das Zentrum nahmen die Sozialisierung des Bergbaues in ihr Wahlprogramm auf.

Das erste Wasser in den Wein der verlangten Sozialisierung tat — die Sozialisierungskommission, die sich teilweise aus sozialistischen Theoretikern von Weltruf zusammensetzte. Namen wie Kautsky, Hilferding, Cunow, Hue schützten wohl die Sozialisierungskommission vor dem Verdacht, daß es ihr mit den Sozialisierungsabsichten nicht Ernst sei. Was stellte sie fest? Daß die Verstaatlichung heute die ungeeignestste Form der Sozialisierung sei. Es verlohnt sich, die stichhaltige Begründung in ihrem Protokoll nachzulesen, auf das hier verwiesen sei.

Die Revolution in Wechselwirkung mit dem in den letzten Kriegsjahren im Bergbau betriebenen Raubbau veränderte die Produktions- und Rentabilitätsresultate des Steinkohlenbergbaues im Laufe von einigen Monaten von Grund auf. Zurzeit wären an einer Verstaatlichung des Bergbaues niemand mehr interessiert als die Werksbesitzer selbst. Die Förderung pro Kopf der Belegschaft sank rapid. Während sie vor dem Kriege im Ruhrrevier auf etwa einer Tonne pro Kopf der Belegschaft stand, sank sie während des Krieges auf 0,80 Tonnen, obwohl fast keinerlei Gesteinsausschließungs- und -vorrückungsarbeiten mehr verrichtet wurden und die Gesamtbelegschaft bei der Kohलगewinnung beschäftigt war. Nach der Revolution sank die Förderleistung rapid auf etwa 0,50 Tonnen.

Warum? Lag die Schuld etwa allein am Willen oder am körperlichen und moralischen Zusammenbruch der Arbeiter? Das anzunehmen, wäre sehr leichtfertig. Vielmehr wirkten vielerlei Umstände zusammen: das Zufließen vieler berufsremder ungelernter Arbeiter, das allmähliche Verlegen der ergiebigsten Betriebspunkte, während neue von gleicher Mächtigkeit noch nicht erschlossen waren, große Arbeitermengen mußten daher zunächst für Jahre hinaus mit Ausschließungsarbeiten beschäftigt werden, in die Teilung der Förderquote aber werden sie mit eingerechnet. Schließlich wirkte auch die Zertrümmerung des Eisenbahnverkehrs und der Wagenmangel, ferner die Verlotterung der Förder- und sonstigen maschinellen Anlagen mit, um die Kopfleistung so weit herabzudrücken. Die fortgesetzte spartakistische Wühlerei, die sich mit dem schlimmsten Terror paarte, war auch kein Mittel, um die Förderleistung und die Prosperität zu heben.

Erst allmählich hob sich die Förderleistung pro Kopf auf etwas über 0,80 Tonnen. Trotz des Zurückgehens der Förderleistung ging der Hauerlohn von 13,50 Mark im Oktober 1918 auf etwa 20 Mark im Juni 1919 hinauf; die Löhne der übrigen Arbeiterkategorien sind in gleichem prozentualen Verhältnis gestiegen. Der Lohnanteil pro Tonne stand im Oktober auf

etwa 17 Mark, im Juni auf etwa 34 Mark, stieg also um 100 Prozent, während die der ministeriellen Genehmigung unterliegenden Richtpreise (Abnahmepreise des Syndikats) im gleichen Zeitraum durchschnittlich nur um 20 Prozent gestiegen sind, wobei nicht zu vergessen ist, daß die sonstigen Gestehungskosten sich in ungefähr dem gleichen Maße wie die Löhne erhöhten. Die Wirkung zeigt sich deutlich in den Börsennotierungen: Die Gewerkschaft Königsbrunn u. G., einer der rentabelsten Zechen des Ruhrreviers, die 1917/18 noch 18 Prozent Dividende verteilte, und deren Kurse vor der Revolution mit 460 im Kurswert standen, notiert heute nur noch 210. So ziemlich alle Ruhrzechen leben heute lediglich von dem Fett, das sie im Kriege aufgespeichert haben. Der größte Teil hat Zubeußen zu leisten, die höher sind als ihre früheren Gewinne. Die Sozialisierung des Steinkohlenbergbaues würde bei Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Löhne und Kohlenpreise demnach das übernehmende Reich nach vorsichtiger Schätzung zwei Milliarden Mark Zubeußen pro Jahr kosten. Geld verdient augenblicklich nur der Kohlenhandel, dem aber ab 1. Oktober durch die Sozialisierung des Kohlenhandels das Handwerk gelegt werden wird. An die Sozialisierung des Steinkohlenbergbaues wird man erst ernstlich denken können, wenn er wieder ertragsfähig geworden ist.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse beim Kalibergbau, in dem die Förderleistung pro Kopf von 122 Tonnen im ersten Quartal 1918 auf 34 Tonnen im ersten Quartal 1919 zurückgegangen ist, eine Erscheinung, die im wesentlichen in den gleichen Ursachen begründet liegt, wie sie vorstehend für den Steinkohlenbergbau dargelegt wurden. Nach einer dem Reichskalibrat vorgelegten Denkschrift betrug die Zubeußen im ersten Vierteljahr 1919 45 Millionen Mark bei einer Belegschaftsziffer von 42 000 Köpfen; pro Arbeiter und Vierteljahr ergibt sich also eine Zubeußen von über 1000 Mark. Das zweite Quartal schneidet noch ungünstiger ab, so daß die Bankkredite für zahlreiche Unternehmungen erschöpft sind. Die Sozialisierung des Kalibergbaues dürfte sonach das Reich etwa eine Viertelmilliarde kosten; sie würde viel weniger im Interesse der Arbeiter als der Werksbesitzer liegen. Welcher ernsthafte Sozialist kann der finanziell leergebluteten Republik im Augenblick zu solchen Eisenbarthuren raten?

Dagegen gewährt uns die Untersuchung des Braunkohlenbergbaues einen Lichtblick. Er ist gerade durch die Entwicklung im Kriege für die Sozialisierung reif geworden. Das jetzige Kabinett hat denn auch seine baldige Sozialisierung in Aussicht gestellt, und wir Sozialdemokraten haben dafür zu sorgen, daß sie nicht von Interessenten und Spekulanten im bürgerlichen Lager hintertrieben oder verwässert wird.

Solange Deutschland Überfluß an Steinkohle hatte und diese den Markt beherrschte, regulierte sie den Preis der Braunkohle und hielt ihn niedrig. Der Wert einer Tonne Rohbraunkohle betrug 1908 nach der Statistik des Deutschen Reiches durchschnittlich 2,68 Mark. Der vorherrschende Tagbau und die durch die Indienststellung der Baggermaschinen verbilligten Gewinnungskosten ermöglichten bis 1915 noch eine Verbilligung auf 2,28 Mark pro Tonne, so daß die Braunkohle infolge ihres niedrigen Preises trotz des Steinkohlenreichtums ihr Absatzgebiet wesentlich ausdehnen konnte.

Dem Steinkohlenüberfluß der Vorkriegszeit folgte aber die erschreckendste Steinkohlennot. Die Steinkohlenförderung, die 1913 rund 195 Millionen

Tonnen betrug, wird im laufenden Jahre nach den Ergebnissen der ersten vier Monate (mit 24 Millionen Tonnen) kaum mehr als 75 Millionen Tonnen betragen, wovon wir trotz der Abtretung des Saarbeckens noch 43 Millionen Tonnen als Zwangslieferung an die Ententestaaten abgeben sollen. Der Fehlbetrag an Steinkohle für unsere eigene Wirtschaft wird von sachverständiger Seite auf 64,7 Millionen Tonnen berechnet, so daß die ernste Gefahr vorliegt, daß unserer Volkswirtschaft im kommenden Winter, in dem die Hausbrandversorgung noch hinzukommt, der Atem ausgeht.

Angesichts dieser Steinkohlennot gewinnt die Braunkohle eine ungeheure Bedeutung. Sie gewinnt mit einem Schläge eine ganz überragende Monopolstellung, die ihr jeden verlangten Preis sichert. Und die Werksbesitzer in Gemeinschaft mit dem syndizierten Handel nützen die Not des Volkes und der Industrie so rücksichtslos aus, daß selbst die abnehmende Großindustrie um Abhilfe schreit. Das Kalisyndikat teilt in einem dem Reichskalirat und der parlamentarischen Kalikommission vorgelegten Nachweis mit, daß ihm eine Preissteigerung von 1,10 Mark pro Doppelzentner im vierten Quartal 1918 auf 2,23 Mark ab 1. April diktiert wurde. In zirka fünf Monaten also eine Preissteigerung von 104 Prozent, wobei Handelsgewinne gar nicht in Frage kommen. Die Steigerung beträgt einschließlich einer Qualitätsverschlechterung von 10 Prozent rund 58 Millionen Mark für die von ihm bezogene Menge und pro Jahr. Dabei ist die weitere ab 1. Juli eingetretene Preissteigerung noch nicht berücksichtigt.

Die Braunkohlenförderung betrug in den ersten vier Monaten des laufenden Jahres 28 Millionen Tonnen. Man darf also mit einer Jahresförderung von mindestens 85 Millionen Tonnen rechnen, wenn nicht wieder ein Uderlaß durch einen Generalstreik eintritt. Damit ist die Friedensfördermenge annähernd wieder erreicht. Rechnet man nun die der Kaliindustrie auferlegte Preissteigerung auf die ganze Fördermenge um (den kleinen Abnehmern wird man gewiß keine niedrigeren Preise gewähren), so ergibt sich ohne die nach dem ersten Halbjahr eingetretenen Aufschläge eine allein den Werken zugute kommende Preissteigerung von 949 Millionen Mark. Man könnte nun annehmen, und die Interessenten werden das sicher vorschlagen, daß diese Verteuerung der Braunkohle durch die Lohnsteigerungen verursacht sei. Das trifft aber nicht zu. Im vierten Quartal 1918 betrug die Durchschnittslöhne im Braunkohlenbergbau pro Schicht und Kopf 9,60 Mark; ab 1. Mai 1919 betrug sie 13,60 Mark. Das sind 4 Mark Lohnsteigerung oder 1200 Mark pro Kopf und Jahr (Statistik des Bergarbeiterverbandes). Die Belegschaft, die im November etwas über 40 000 Köpfe betrug, wurde auf 90 000 Mann gesteigert. Sehen wir letztere reißlos ein, so ergibt sich für das ganze Jahr eine Lohnsteigerung von  $90\,000 \times 1200$  Mark = 108 Millionen Mark, für die übrigen 841 Millionen Mark fehlt die Begründung.

Nun haben die Herrschaften aber vor dem 1. Dezember 1918 auch schon verstanden, ihr Schäfchen zu scheren, wie die Kurzzeffel ausweisen. Berücksichtigt man, daß die Tonne Briquette zurzeit 50 Mark ab Werk kostet (in der Tonne Briquette sind etwa 2 Tonnen Rohkohle enthalten, die bei dem jetzigen Stande der Löhne etwa 19 Mark Lohnanteil einschließlich der Abraumkosten repräsentieren), so darf man mit Sicherheit annehmen, daß

gegenwärtig  $1\frac{1}{2}$  Milliarden Mark Reingewinn allein von den Braunkohlenwerken erzielt werden. Während also der Steinkohlenbergbau augenblicklich die schwerste Krise durchmacht, schwimmt der Braunkohlenbergbau »im Gold«!

Ebenso profitabel geht es im Braunkohlenhandel zu, der zum erheblichen Teil in den Händen »der Familie« liegt. Wie erwähnt, kostet die Tonne Briquette ab Werk 50 Mark. Im Kleinhandel Mitteldeutschlands aber kostet der Zentner ab Lager 4,20 Mark gleich pro Tonne 84 Mark. In dem Handelsaufschlag von 34 Mark ist die Kohlensteuer nicht enthalten, da diese vom Produzenten zu entrichten ist und in den Werkspreis einkalkuliert ist. Der Friedensaufschlag des Handels einschließlich Fracht bewegte sich zwischen 8 und 10 Mark pro Tonne, je nach der Entfernung vom Werk. Der Handel hat also seine »Risikoprämie« um das Drei- bis Vierfache erhöht. Der Löwenanteil der Braunkohlenförderung wird durch den Handel umgesetzt. Der absolute Reingewinn des Händlers pro Tonne läßt sich mangels schlüssiger Unterlagen nicht genau feststellen. Der Bruttoaufschlag von 68 Prozent auf die Tonne Briquette, der für Rohkohle wohl im gleichen Verhältnis steht, läßt aber die Annahme zu, daß der Handelsgewinn kaum wesentlich hinter den Werksgewinnen zurückbleibt. Stellen wir ihn in gleicher Höhe ein, so ergibt sich für die gesamte Braunkohlenförderung ein Tribut von  $2\frac{1}{2}$  Milliarden Mark, den das deutsche Volk an die Werkbesitzer und den Braunkohlenhandel zu entrichten hat. Der schätzungsweise ermittelte Verkaufspreis abzüglich Kohlensteuer und Frachten beziffert sich auf 3331 Millionen Mark, denen nur 713 Millionen Mark Lohn und sonstige Gewinnungskosten gegenüberstehen. Die Löhne selbst betragen bei einer Belegschaft von 90 000 Köpfen, von welchen zurzeit ein sehr großer Bruchteil bei den während des Krieges vernachlässigten Abraumarbeiten beschäftigt ist, 367,2 Millionen Mark, also etwas mehr als den zehnten Teil des Verkaufspreises. Auf die Tonne entfällt bei einer Tagesleistung von 3,1 Tonnen pro Kopf an Lohnanteil 4,40 Mark, wobei aber beachtet werden muß, daß mindestens 30 Prozent der Belegschaft bei den forcierten Abraumarbeiten, also nicht bei der Kohलगewinnung beschäftigt werden.

Wenn bei irgendeinem industriellen Zweig, so ist beim Braunkohlenbergbau die Volksozialisierung ein Gebot der Notwendigkeit. Nicht allein aus finanziellem Interesse, das gewiß zwingend ist, weil die verschuldete Republik hier eine ergiebige Quelle findet, aus der sie mit tausendmal größerem Rechte schöpft als die privatkapitalistischen Monopolisten. Ausschlaggebend muß die Aussicht sein, daß die Braunkohlenförderung durch die Initiative des Reiches in kürzester Frist so erheblich gesteigert werden kann, daß wir der beängstigenden Kohlennot Herr werden. Die Erfahrung lehrt, daß der privatkapitalistische Unternehmer nicht immer das Interesse hat, die Produktion größerer Ergiebigkeit entgegenzuführen. Gerade im Bergbau ist in den Monaten der Revolution nach Mitteilung zahlreicher Beamten und Arbeiter von einzelnen Unternehmern viel mehr Sabotage getrieben worden als von Arbeitern, und zwar in der Hoffnung, daß man den Sozialismus und die Republik in nicht zu überwältigenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten erdroffeln könne. Im Braunkohlenbergbau ist durch die Sozialisierung weder finanziell noch technisch etwas zu riskieren; aber man kann ungeheuer viel dabei gewinnen.

Im Jahre 1915 betrug die Kopfleistung 7,4 Tonnen pro Tag. Sie hielt sich annähernd auf dieser Höhe bis Ende 1918. Werden die Abraumarbeiten beschleunigt, so daß die heute bei den Abraumarbeiten beschäftigten Massen bei der Kohलगewinnung beschäftigt werden können, so läßt sich die Fördermenge ganz erheblich steigern, absolut und pro Kopf. Denn die Baggermaschine gibt das Arbeitstempo an. Neue große Felder müssen rasch erschlossen werden. Der beliebigen Vergrößerung der Belegschaft steht als wesentlichstes Hindernis nur die Wohnungsnot entgegen, an deren Beseitigung das Reich schleunigst gehen muß; auch im Steinkohlenbergbau, der sofort 100 000 Arbeiter mehr aufnehmen könnte, wenn Wohnungen für sie vorhanden wären. Dies Hindernis muß überwunden werden; denn davon hängt unser wirtschaftliches Leben ab. Im Braunkohlenbergbau aber kann die Förderung viel rascher und intensiver gesteigert werden als im Steinkohlenbergbau. Darum muß das Reich hier zuerst zugreifen. Jede Verzögerung ist unentschuldigbar und kann zum Verhängnis werden. Wenn irgendwo, kann die Republik durch die Sozialisierung der Braunkohle zeigen, daß die sozialistische Produktionsform kein lebensvernichendes Experiment dogmengläubiger Fanatiker ist, sondern daß sie eine höhere, ergiebigere, lebenspendende Kraft ist, die werbend wirkt.

## Das kommunistische Agrarprogramm.

Von Arno Franke.

Der Weltkrieg hat den Völkern gezeigt, was es mit der Lebensmittelversorgung auf sich hat. Solange sich Weltverkehr und Austausch ohne wesentliche Reibungen und Hemmnisse vollzogen, betrachtete man die Versorgung der den Kulturkreis der Erde bewohnenden Völker als etwas Selbstverständliches. Wie so manchem anderen Glauben, so hat der Krieg auch dieser Auffassung den Garaus gemacht. Heute weiß man, daß die Schaffung einer gewissen Unabhängigkeit von der ausländischen Zufuhr das Ziel einer deutschen Agrarpolitik sein muß.

So kommt es, daß die politischen Parteien der Agrarfrage nicht mehr aus dem Wege gehen können. Die schönen Zeiten, in denen man dieses schwierige »Problem« ignorieren zu können glaubte, sind dahin. Ein neuer kategorischer Imperativ macht sich in den politischen Kreisen geltend, die auf die Gestaltung des neuen Deutschlands Einfluß gewinnen wollen. Er lautet: Rein in die Kartoffeln! Damit ist noch nicht gesagt, daß sich die neuen »Agrarspezialisten«, die sich in den einzelnen Parteien bis jetzt haben hören lassen, in den neuangemessenen Bauernstiefeln mit besonderem Geschick bewegen. Wenigstens hat mich ein landwirtschaftlicher Freund, den ich mit der einschlägigen politischen Literatur versorge und der bei der Bewirtschaftung seines bäuerlichen Gutes noch Zeit findet, mir hier und da mit einem Buchchen über agrarische Fragen an die Hand zu gehen, kürzlich wissen lassen, daß das Studium der neueren politisch-agrarischen Literatur den Praktiker der Notwendigkeit überhebe, Witzblätter zu lesen. Die Zeit sei zwar trostlos, schrieb er mir, aber solange ich ihm diese Sachen zusenden würde, sei für die Heiterkeit seines inneren Menschen vollauf gesorgt.

Dem Zuge der Zeit folgend, ist nun auch die Kommunistische Partei Deutschlands (Spartakusbund) mit einem Sammelsurium herausgekommen,

das man als Agrarprogramm bezeichnet. Dieses »Agrarprogramm« hat bereits eine Art Gegenstück in der unterhaltenden Literatur. Unter den Kabinettstücken des vor einigen Jahren verstorbenen amerikanischen Humoristen Mark Twain gab es eines: »Wie ich eine landwirtschaftliche Zeitung herausgab«. An diese köstliche Satire, die sich gegen Leute richtet, die unbekümmert über Dinge schreiben, von denen sie nicht das mindeste verstehen, erinnern in auffallender Weise Ton und Inhalt des neuen kommunistischen Landwirtschaftsprogramms.

Um zunächst einige allgemeine Eindrücke wiederzugeben, die wir beim Studium des neuen Agrarprogramms hatten, vermittelt es dem Leser das tröstliche Bewußtsein, daß es bis heute in der ganzen kommunistischen Partei Deutschlands (Spartakusbund) noch keinen einzigen ackerbautreibenden, zur Beurteilung landwirtschaftlicher Fragen fähigen Menschen gibt. Wer etwa befürchtet haben sollte, daß der Geist des Spartakus auf dem platten Lande sein Unwesen treiben und dort dieselben Verhältnisse hervorrufen könne, wie er es in den Industrierevieren versucht hat, der möge sich beruhigen: dieses Agrarprogramm verrät eine völlige Unbekanntschaft des Spartakusbundes mit irgendeinem durch Sachverständigkeit belasteten Individuum. Die Zeit zwischen dem Entstehen der kommunistischen Partei und dem Erscheinen dieses Programms hat anscheinend nicht lange genug gedauert, daß man sich in ihren Reihen einen notdürftigen Überblick über die vorliegende einschlägige Literatur verschaffen konnte. So steht der Spartakusbund intellektuell »ohne Ur und Halm« da.

Neben der völligen Unberührtheit mit der Kenntnis der Dinge, auf die es bei der Lösung des Problems ankommt, ist es das Bestreben, dem agitatorischen Demagogentum seinen Weg möglichst bequem zu machen, das dieses neue Programm charakterisiert. Schon rein stilistisch betrachtet trägt das Opus alle Kennzeichen ödesten Dilettantentums an sich. Es wimmelt von Zweideutigkeiten und Unbestimmtheiten, von vagen Redensarten und Plattheiten.

Den Kern des ganzen Programms bildet die Forderung der entschädigungslosen Enteignung des großen Grundbesitzes. Nur auf diesem ohne Entschädigung »sozialisierten«, also von allen Lasten und unmittelbaren Verpflichtungen befreiten Grund will Spartakus seine agrarischen Kunststücke ausführen. Als solcher künftiger Beherrscher des gesamten Großgrundbesitzes kann es sich daher Spartakus gestatten, über den kleinen Mann in der Landwirtschaft vornehm hinwegzusehen. Das tut er denn auch als echter Grandseigneur! Für den Kleinbesitz hat er in dem ganzen achtzehn Punkte umfassenden Programm nur ein paar Worte übrig. Und was man über ihn hört, ist auch danach. Da die Angelegenheit dokumentarischen Wert hat und anzunehmen ist, daß Spartakus auch in den Versammlungen mit seinen agrarpolitischen Weisheiten auftrumpft, müssen wir schon ein paar Perlen aus dem spartakistischen Kronschatz herausbrechen. Es heißt in diesem Agrarprogramm:

Es ist klar, daß die Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit nicht auf die Städte beschränkt bleiben kann. Die Kapitalsherrschaft lastet noch schwerer als auf dem städtischen auf dem ländlichen Proletariat. Ihr Zusammenbruch droht auch dem Kleinbürgertum den Untergang an. Das ländliche Proletariat und das Kleinbauernrum sind in ihrem Kampfe gegen das Kapital gehemmt

durch die örtliche Zersplitterung und die ländliche Abgeschlossenheit. Sie können nur überwunden werden durch das engste Zusammenwirken mit dem städtischen Proletariat. Im landwirtschaftlichen Großbetrieb ist die sozialistische Produktion vorgebildet durch das Kapital selbst. Es bedarf hier nur des Zerbrechens der Schranke des Privateigentums, der Aneignung des Landes und der Arbeitsmittel durch die Gesellschaft und des innigen Zusammenwirkens mit der sozialisierten Industrie und dem Handel, damit auch hier die sozialistische Arbeitsweise sich entfalten kann. Das Kleinbauerntum und der im kleinbäuerlichen Betrieb bewirtschaftete Großgrundbesitz leidet nicht minder schwer wie das Landproletariat unter dem Druck der kapitalistischen Wirtschaftsweise. Aber in seiner Betriebsform ist die sozialistische Wirtschaftsweise noch nicht vorgebildet. Sie kann nicht mit Gewalt durchgesetzt werden. Die bürgerliche Wirtschaft hat das bäuerliche Kleineigentum durch einen jahrhundertlangen gewaltsamen Prozeß der wirtschaftlichen Entwurzelung und des Betrugs unterhöhlt, der den Kleinbauern völlig in das Proletariat hinabschleudert oder ihn ein Zwitterdasein zwischen Industrieproletarier und Landproletarier führen läßt, der ihn vom Grund und Boden und seinen Arbeitsmitteln trennt und unter die Fuchel des Großgrundbesitzers oder des industriellen Unternehmers stellt. Er wurde massenhaft in einen Landtagelöhner oder industriellen Lohnarbeiter verwandelt. Oder sein Landbesitz wurde derart verzweigt oder verschuldet, daß er, als Fugkugel an seinem Bein, ihn in die drückendste Hörigkeit gegenüber dem Großgrundbesitz und dem Industriekapital versetzte. Die Methode der zur Herrschaft gelangten Arbeiterklasse dem Kleinbauern gegenüber kann dagegen nur die der Hilfe und der Erziehung sein, damit er den Weg zum Sozialismus finde. Es gilt, die Lage des Kleinbauern als Kleinbauern wirtschaftlich zu erleichtern durch allseitige Hilfe der sozialisierten Industrie und des Handels; es gilt den Kleinbauern von der bürokratischen Schreiberzunft, die ihn bevormundete, zu befreien und ihm den Weg zur Verwaltung seiner eigenen Angelegenheiten durch ihn selbst zu eröffnen; es gilt schließlich, die Ansätze des kleinbäuerlichen Genossenschaftswesens durch die hilfreiche Hand des proletarischen Staates anzubauen, damit der Kleinbauer stufenweise zur genossenschaftlichen Produktion auf großer Stufenleiter gelangt.

Die stärkste unter allen starken Behauptungen, die Spartakus jemals aufgestellt hat, ist jedenfalls die, daß das Vorsehende »k l a « sei! Die einfache Abwehr des platten Landes gegen Spartakus könnte darin bestehen, daß man diesen Gallimathias an alle Scheunentore anschlüge. Charakteristisch ist die absolute Hilflosigkeit der kommunistischen Partei dem Kleinbauern gegenüber. Was in den letzten Sätzen dem Kleinbauern versprochen wird, sind Dinge, die ihm, soweit sie überhaupt einigen praktischen Wert für ihn haben, schon durch die Revolution ohne weiteres zugefallen sind (Befreiung von der bürokratischen Bevormundung usw.). Wie wenig die Urheber dieses Programms die bäuerlichen Verhältnisse kennen, erhellt schon aus den Offenbarungen über die »Ansätze zu einem kleinbäuerlichen Genossenschaftswesen«. Ein solches gibt es nämlich gar nicht. Es gibt nur ein landwirtschaftliches Genossenschaftswesen, von dem wir nicht zu viel behaupten wollen, von dem wir uns aber immerhin sagen können, daß Spartakus sich lange Zeit der genossenschaftlichen Tätigkeit befleißigen mußte, wenn er ihm etwas Gleichwertiges an die Seite stellen wollte.

Doch dies nur nebenbei. In der Hauptsache haben wir die Sätze so ausführlich wiedergegeben, weil sie die grauenhafte Unkenntnis der Urheber dieses sogenannten Agrarprogramms über die bäuerlich-wirtschaftlichen Verhältnisse enthüllen. Es gibt in diesem Punkte keine schlimmere Ignoranz, als sie aus der Darstellung spricht, daß der Kleinbauer heute schlechterdings ein

Proletariat sei. Das ist nie richtig gewesen; hat aber nie so wenig zugebrochen wie gerade heute, wo der Bauer während der Kriegsjahre seine Erzeugnisse meist zu recht erträglichen Preisen an den Mann bringen konnte. Ein Telephongespräch mit der Leitung einer landwirtschaftlichen Sparbank oder Darlehenskasse würde den Traum von der proletarischen bäuerlichen Existenz sofort zerstört haben.

Peinlicher noch berührt die erstaunliche Unkenntnis mit den landwirtschaftlichen Besitzverhältnissen. Es wird schlankweg operiert mit den Begriffen »Kleinbesitz« und »Großbesitz«. Daß ein ganz bedeutender Teil des landwirtschaftlich bearbeiteten Bodens in den Händen von Leuten ist, die man unter keinen dieser Begriffe rubrizieren kann, scheinen die Herren gar nicht zu wissen. Ebensovienig sind sie imstande, zu erkennen, worauf es heute bei dem Problem des kleinen Grundbesitzes ankommt. Wir haben hier das Schauspiel der Tätigkeit eines Stümpers, der immer dort Hand anlegen will, wo entweder gar nichts oder wenigstens gerade in dem Moment noch nichts zu tun ist. Die Frage, die im neuen Deutschland bei dem landwirtschaftlichen Klein- und vielleicht auch beim Mittelbesitz zu lösen ist, ist die: Wie gestalten wir die Wirtschaft des Kleinbesitzes rationeller? Viel ist hier schon geschehen, und mit Ausnahme von ganz abgelegenen Gegenden arbeitet heute auch der Kleinbauer bereits mit vielen Errungenschaften der vorgeschrittenen Technik und der Fachwissenschaft. Aber immer bleibt noch die Frage offen, wie man die unendliche Verschwendung von Arbeit und Arbeitsmitteln beseitigen kann, welche die Zersplitterung des Grund und Bodens in kleinen und kleinsten Betrieben im Gefolge hat. Wir haben kleine Besitzer, die Eigenbesitz und Pachtland bewirtschaften und die das von ihnen bewirtschaftete Gesamtareal an drei und vier verschiedenen Stellen liegen haben. Solche Besitzer verlaufen und verfahren oft mehr Zeit, als sie auf ihren Feldern arbeiten. Die Frage, wie man diese Verschwendung von Zeit, Kraft und Mitteln durch eine entsprechende Regelung beseitigt, ist eines der wichtigsten Probleme des Kleingrundbesitzes, die der zukünftigen agrarischen Gesetzgebung im neuen Deutschland vorbehalten sind. Ein Agrarprogramm, das über die Stellungnahme zu dieser Frage mit Sympathieerklärungen für den Kleinbauern hinwegzukommen sucht, ist — kein Agrarprogramm, kann überhaupt nicht als eine Äußerung in Betracht kommen, die auf sachliche Beachtung irgendwelchen Anspruch erheben kann.

Es ist außerordentlich bezeichnend, daß die Kommunisten glauben, um den bedauernswerten Kleinbauern jammern zu müssen, während der Angelpunkt der Sache allein in der Wirkung der kleinbäuerlichen Wirtschaftsform auf die Versorgung des einzelnen und die Wirtschaft des Staatsganzen liegt.

\* \* \*

So viel vom Kleinbesitz. Etwas mehr Courage sollten Herrn Spartakus die stattlichen Gutshöfe unserer Latifundien ein. Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein! meint Spartakus. Aber kosten darf die Sache nichts, und es darf auch kein Risiko dabei sein. Sehen wir zu, was Spartakus hier im Schilde führt:

Alle Großgrundbesitz, der im Großbetrieb bewirtschaftet wird, wird samt lebendem und totem Inventar und den dazugehörigen gewerblichen Betrieben und dem Betriebskapital ohne Entschädigung vom sozialistischen Staat enteignet. Er wird Gemeineigentum der sozialistischen Gesellschaft.

Beim Kleingrundbesitz beschränkte sich Spartakus auf harmlose Mitleidsfloskeln. Er will ihm seine Lage »wirtschaftlich erleichtern«. Diese Erleichterung ist nicht so zu verstehen, daß er dem Kleinbauern sein Gütchen abnehmen will. Ach nein, danach gelüftet es ihn nicht. Der Kleinbauer soll in seinem Besitz bleiben. Enteignet soll nur der Großgrundbesitz werden. Also auf der einen Seite Fortbestehen des Privatbesitzes an Grund und Boden und wohl auch des Privatbesitzes an den kleinen Industrie- und Handwerksbetrieben, auf der anderen Seite entschädigungslose Enteignung des ganzen Großbesitzes. Das heißt: Fortbestehen des Privateigentums und Abschaffung des Privateigentums als einer wirtschaftlichen Maßnahme zu der gleichen Zeit. Auf der einen Seite privatkapitalistische Produktionsweise, auf der anderen Seite kommunistische Produktionsweise.

Man darf dem Kommunismus dankbar sein für diese Offenbarungen. Bisher bestand unter halbwegs vernünftigen Menschen kaum ein Streit darüber, daß sich unter privatkapitalistisch arbeitenden Staaten kein kommunistischer Staat wirtschaftlich dauernd halten könne. Heute spannen die Kommunisten zwei sich in ihrer ganzen Tendenz entgegengesetzte Wirtschaftssysteme innerhalb des gleichen Wirtschaftsgebietes zusammen.

Unbekümmert um die entschädigungslose Beschlagnahme eines großen Teiles des deutschen Grundbesitzes wird auch weiter mit Geld gearbeitet, denn in dem Programm ist wiederholt von »Finanzierungen« die Rede. So wird im Punkt 8 das große Wort gelassen ausgesprochen: »Die Finanzierung des Großguts wird Zentralbanken übertragen.« Dieser Unsinn ist nicht mehr zu überbieten.

\* \* \*

Wie wird es nun im kommunistischen Staate auf den verstaatlichten »Großgütern« aussehen? Ganz einfach, wo die Begriffe fehlen, da stellt heute das Rätesystem zur rechten Zeit sich ein. So auch hier. In dieser unwirklich-wirtschaftlichen Welt, wo kommunistischer Großgrundbesitz und privatkapitalistischer Kleingrundbesitz, wo entschädigungslose Enteignung eines großen Teiles des Bodens und mit Geld agrarisch wirtschaftende Großbanken einträchtig nebeneinander her laufen, da begegnen wir auch einem »Gutsrat« (der »Ökonomierat« ist streng verpönt!). Und wenn irgendwelche Leser den Gutsrat für einen schlechten Scherz halten sollten, dann werden wir ihnen Gelegenheit geben, sich hier in das Statut eines solchen Gutsrats zu vertiefen, das wir im 7. Punkte des vorliegenden Agrarprogramms fein säuberlich ausgearbeitet finden. Hier ist es:

## VII.

Der Gutsrat übernimmt im Rahmen der zentralen Anordnungen:

1. Die Anstellung und Entlassung von Arbeitskräften.
2. Die Festsetzung der Arbeitszeit und der Arbeitslöhne.
3. Die Anbau- und Verwendungsart der landwirtschaftlich benutzten Flächen und die Oberleitung der mit dem Großgrundbesitz verbundenen gewerblichen Betriebe.
4. Die Ablieferung der über den Eigenbedarf des Großguts hinaus überschüssigen landwirtschaftlichen Erzeugnisse.
5. Die Feststellung der Bedürfnisse des Großguts an landwirtschaftlichen Arbeitsmitteln, die es nicht selbst erzeugt (Saatgut, Ruchvieh, Milchvieh, Zuchtvieh, Zuchtgut, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, Düngemittel, Futtermittel, chemische Hilfsstoffe, Baumaterial usw.).

6. Die Feststellung und Verteilung des Bedarfs an industriellen Erzeugnissen und Handelsartikeln für den Einzelbedarf (Nahrungsmittel, Kleidung, Hausgerät und Mobiliar, an Erzeugnissen der Literatur und Kunst).

7. Die Feststellung des Bedarfs an Betriebskapital.

Die Höhe der für den Eigenbedarf der Genossenschaftler des Großguts notwendigen landwirtschaftlichen und industriellen Erzeugnisse des Großguts wird zentral festgesetzt. Die Überschüsse darüber werden an örtliche Sammelstellen abgeliefert, ebenso wie die Bedürfnisse der Güter an landwirtschaftlichen, industriellen und Handelsartikeln an die örtlichen Sammelstellen überwiesen werden.

Man erinnert sich, daß oben die Rede davon war, daß man den Kleinbauer von der »bureaukratischen Schreiberzunft« befreien wolle. An seiner Stelle will man den Rätebureaukratismus auf den Großgütern einführen. Auch dieser Plan der Gutsräte beweist, wie himmelweit die Urheber dieses »Agrarprogramms« von einem auch nur oberflächlichen Verständnis für die Eigenheiten des landwirtschaftlichen Betriebs entfernt sind. In Wirklichkeit ist auf einem Gute, wie man es hier im Auge hat, viel mehr zu *t a t e n* als zu *r a t e n*. Ein tüchtiger Fachmann und Organisator, dem ein paar bewegliche Gehilfen zur Seite stehen, wird die Wirtschaft auf einem solchen Gute besser im Zuge halten als ein schwerfälliger, zeitraubender, Arbeitskräfte brachlegender »Gutsrat«. Eine Ahnung davon, daß es mit diesem Gutsrat seine argen Schwierigkeiten haben könnte, dämmert denn auch selbst den Lauspaten dieser Gutsräte auf. Der Frage, wie sich diese Räte zusammensetzen sollen, geht man nämlich aus dem Wege. Wahrscheinlich, daß man sich sogar unter den Urhebern dieses Programms nicht ganz der Einsicht verschlossen hat, daß zur Leitung eines großen landwirtschaftlichen Betriebs auch Fachkenntnis und Organisations-talent sowie Einblick in die Bodenbeschaffenheit, Witterungsverhältnisse des speziellen Landstrichs und vieles andere gehören. Vielleicht mag es hier und da ein Gut geben, wo ein altes eingearbeiteter Arbeiterstamm den Betrieb aufrechterhalten könnte, aber bei dem gewaltigen Aufgabenkomplex, der der Kompetenz des Gutsrats unterliegen soll, würde es auf den meisten Gütern bald zu wirtschaftlichen Katastrophen kommen, und die Wirtschaft des Ugel Rambow in der »Stromtiedwüde« sich gegen die mancher Gutsräte wohl bald als wahre Musterwirtschaft ausnehmen.

Dabei sind die Zeiten ganz und gar nicht danach angefan, auf diesem Gebiet allerlei Experimente zu machen. Die deutsche Agrarfrage ist heute einzig und allein die: »Wie wirtschaften wir aus dem Boden das Menschenmögliche heraus?« Alle Agrarprogramme, Wünsche, Forderungen, die sich dieser Lebensforderung des deutschen Volkes negierend gegenüberstellen, sind ohne weiteres zu bekämpfen und abzulehnen. Und im Hinblick auf diese Hauptfrage des größtmöglichen Ertrags muß immer wieder die Tatsache in den Vordergrund gerückt werden, daß nach den Statistiken der vielverlästerte Großgrundbesitz den Hauptertrag an Brotgetreide liefert.

Man sieht, wie vorsichtig man sein muß mit Angriffen auf die Organisation der Wirtschaftsverhältnisse des Getreideüberschußlandes. Selbstverständlich ist der Privatbesitz an Grund und Boden nicht der landwirtschaftlichen Weisheit letzter Schluß; jedenfalls aber ist die Verbindung zwischen Individuum und Betriebsmittel nirgends so wesentlich wie in der Landwirtschaft. Deshalb sind auch Experimente nirgends so gefahrdrohend für die Allgemeinheit, wie auf diesem Gebiet. Geradezu gemeingefährlich ist es aber,

wenn offensichtliche Ignoranz und blühender Unverstand den Massen derartige Agitationsmachwerke ausbrütet, wie es im kommunistischen Lager geschehen.

Nur nebenher erwähnt sei noch, daß die Siedlungsfrage mit keinem Wort erwähnt ist. Als Beweis dafür, wie dieses Programm alle Dinge, zu deren Behandlung Sachverständnis gehört, ignoriert, kann ferner die Tatsache gelten, daß man überall mit dem Begriff »Genossenschaft« operiert, ohne daß man darüber auch nur ein Wort verlauten läßt, wie man sich dieses neue landwirtschaftliche Genossenschaftswesen, seine Organisation, seine Aufgaben usw. eigentlich vorstellt. Denn daß der kommunistische Landwirtschaftsbetrieb an die Stelle der jetzigen kapitalistisch organisierten Landwirtschaftsgenossenschaften etwas anderes setzen müßte, liegt doch auf der Hand.

Das Geheimnis dieser anscheinenden Unbegreiflichkeiten ist bald gelöst: die Urheber dieses Machwerks wissen selbst, daß sich auf dem Grunde ihres »Agrarprogramms« keine neue Agrarwirtschaft aufbauen läßt. Man braucht aber ein »Agrarprogramm« in der Agitation. Man muß etwas haben, das man der verruchten Agrarwirtschaft der »Regierungssozialisten« entgegenhalten kann. Man benötigt ferner eines »Agrarprogramms« auf der Rednertribüne, um den ununterrichteten großstädtischen Massen erzählen zu können, die sozialdemokratische Regierung schütze den Großgrundbesitz, obgleich sich auf dem Gebiet des Agrarwesens alles mit einem Schlage besser und gerechter einrichten ließe.

Es bedarf angesichts dieser mißglückten Stillübung, die sich als »Agrarprogramm« bezeichnet, keines weiteren Beweises dafür, daß das deutsche Volk in dem Augenblick den Hungerriemen bis auf das letzte Loch anziehen müßte, in dem diese Leute in die Lage kämen, auf dem Lande ihre agrarischen Künste zu vollführen.

## Die Kernfrage in der preußischen Verwaltung.

Von L. Radlof (Bremerhaven).

Wer sich in den Aufbau der preußischen Verwaltung mit seiner kunstvollen Gliederung vertieft, wird sagen müssen, daß er auf einem falschen organisatorischen Prinzip beruht. Der Hauptfehler steckt darin, daß man statt von unten nach oben, von oben nach unten gebaut hat. Die scharfe Kritik, die jahrzehntelang an der preußischen Verwaltung geübt wurde, muß zu einer gründlichen Umformung des preußischen Verwaltungssystems führen. Hätte man, ähnlich wie bei der Steinschen Städteordnung vor über hundert Jahren, die Rechte der Kreise und Provinzen erweitert und vertieft, das heißt der Mitarbeit breiter Volksschichten den nötigen Betätigungsraum verschafft, so hätten zahlreiche Übelstände vermieden werden können. Die Grundmauern und Säulen des preußischen Staates gerieten durch die Revolution ins Wanken, weil man die Prinzipien des Schöpfers der preußischen Städteordnung in den Wind geschlagen hat. Stein sah in der Mitarbeit der mündigen Bevölkerung das Mittel einer Gesundung der Verhältnisse. Es lag im Plane Steins, nicht nur die Städte- und Gemeindeordnung Preußens weiterzuentwickeln, sondern letztere auch auf die Kreise und Provinzen auszudehnen, um — wie er sich ausdrückt — Liebe zur Heimat, Pflicht- und Staatsgefühl zu wecken und zu fördern.

Es existieren nur wenige gehaltvolle Schriften, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, tiefer in die preußischen Verwaltungsverhältnisse hineinzuleuchten. Weil

die Arbeiterschaft von jeder Mitwirkung ausgeschlossen war, überließ man das Feld den besitzenden Klassen. Auf einem Parteitag wurde zwar die Frage der Verwaltungsreform in Preußen angeschnitten und eine lange Resolution angenommen. Meines Wissens wurde auch Karl Liebknecht mit der Abfassung einer aufklärenden Schrift über das preußische Verwaltungssystem betraut. Aber zur Erfüllung des Auftrags ist er nicht gekommen. Von den Schriften aus dem bürgerlichen Lager ist nur die des ehemaligen Bürgermeisters von Husum, Schücking, weiteren Kreisen bekannt geworden. Sie ist in ihrer Aufmachung auf einen stark agitatorischen Ton gestimmt, verrät jedoch unzweifelhaft gute Sachkenntnis. Das ist erklärlich, denn Schücking war selbst einer der vom Landrat Gepeinigten. Bei diesem bescheidenen Anfang ist es leider geblieben. Es fehlt uns also immer noch die Schrift, die vom sozialistischen Standpunkt aus in das preußische Verwaltungsgetriebe unter dem alten Regierungssystem hineinleuchtet.

Nun hat sich durch die revolutionäre Umwälzung im Reiche auch in Preußen die Sachlage mit einem Schläge verändert. Die Form des preußischen Staates ist eine andere — eine republikanische — geworden, und durch die Gewährung des demokratischen Wahlrechtes können wir der neuen Umhüllung einen anderen Inhalt geben. Durch die schöpferische und gestaltende Mitwirkung der arbeitenden Klassen in den Gemeinden, Kreisen und Provinzen schaffen wir eine Basis, auf der ein wirtschaftlich und kulturell ausblühendes neues Preußen entstehen kann.

Wenn wir aber von unten nach oben bauen wollen, müssen wir im Auge behalten, daß es sich bei diesem Streben nach einer Umformung des preußischen Staates nicht darum handeln kann, nun plötzlich mit allen früheren Verhältnissen aufzuräumen. Wir müssen nach wie vor an den Gedanken der Entwicklung von innen und von unten heraus festhalten. Jede überstürzte Arbeit könnte sich sonst bitter rächen und nur den Reaktionären Wasser auf ihre Mühlen liefern. Man kommt nicht zur Befundung, wenn man einem kranken Menschen, dem das Herz auf der linken Seite schlägt, nun dieses ausreißt und dekretiert: So, von morgen ab soll es auf der rechten Seite schlagen. Die organische Fortentwicklung des preußischen Staates — wobei wir sehr wohl an die Traditionen Steins anknüpfen können — muß auch in Zukunft der Leitstern unseres Handelns sein. Wenn es wahr ist, was der »Unabhängige« Heinrich Ströbel in einem Aufsatz der »Zukunft« (»Die Aufgaben des Sozialismus«, Nr. 19, 27. Jahrgang) vor einigen Monaten sagte, daß der Arbeiterschaft durch die Revolution über Nacht ein Maß von Forderungen erfüllt sei, um das Jahrzehntelang umsonst gekämpft worden ist, so können wir getrost sagen: das demokratische Wahlrecht muß uns in konsequenter Fortentwicklung die Mehrheit im Volke bringen. Dann wird die Arbeit zu ihrem vollen Rechte kommen.

In der preußischen Verwaltungsreform spielt meines Erachtens die Stellung des Landrats die Hauptrolle. Nach einem Worte Bismarcks bedeutet dessen Stellung die unterste Stufe in der höheren Verwaltungskarriere. Sie war bisher — um wiederum mit Bismarck zu reden — das Sprungbrett, von dem aus sich der Landrat zum Ministerseffel emporzuschwingen konnte. Der Unterschied von dem, was er war, und dem, was er sein soll, besteht nun darin, daß das abgewirtschaftete alte System den Landrat fast regelmäßig aus den besitzenden und adligen Klassen nahm und daß er die Befähigung zum Richteramt oder zum höheren Verwaltungsdienst haben mußte. Wie diese »Befähigung« oft ausah, wissen wir. Auch hier waren nicht gründliche Wirtschafts- und Menschenkenntnisse, sondern Besitz und Herkommen entscheidend.

Und der Landrat wählte seine Frau ebenfalls wieder aus den Kreisen der eingeseffenen und begüterten Schichten — zu dem Zwecke, Karriere zu machen. Daß er das tat, kann ihm nicht verargt werden; das Schlimme ist nur, daß es ihm in vielen Fällen an den volkswirtschaftlichen Kenntnissen fehlte, um sich in den schwierigen Komplex von Fragen, der seiner harrte, hineinzufinden. Die Stellung des

Landrats war zumeist eine repräsentative und beruhte auf dem gesellschaftlichen Kodex seiner Klasse, dem er sich unterordnen mußte. Auf diese Weise wurden aber in Preußen kostbare Güter verwirwatschet, denn nur in Fühlung mit der besitzenden Klasse, verstand er es selten, sich das Vertrauen der anderen Klassen zu erwerben. Der Landarbeiter, der Bauer und der Kleinstädter sahen in ihm nur das »große Tier«, grüßten ihn auf der Straße respektvoll und freuten sich innerlich, wenn seine Kalesche vorübergefahren war. Der Geschäftsverkehr im Landratsamt wickelte sich denn auch oft recht seltsam ab. Wer sich über die Formen näher orientieren will, der kann in dem großen Handbuch der Verfassung und Verwaltung von dem ehemaligen Regierungspräsidenten Graf de Hue de Graiz Erbauliches darüber lesen. Ich habe hier zum Beispiel im Arbeitersekretariat Leute vom Lande kennengelernt, die sich gar nicht auf das Landratsamt zu gehen getrauten, weil sie dort angeschnauzt würden. Lieber verzichteten sie auf ihre berechtigten Beschwerden und Wünsche! Der Landrat soll nicht nur die landwirtschaftlichen, auch die gewerblichen Verhältnisse seines Kreises genau kennen. Ganz abgesehen davon, daß er nach seiner ganzen Vorbildung oft wenig Eignung zeigte — denn die Paragraphenwissenschaft genügt nicht —, betrachtete er auch seine Stellung meist nur als Sprungbrett und verwuchs infolgedessen nicht mit seinem Kreise. Er konnte deshalb auch nicht mit den Leuten in Fühlung kommen.

Dieses Vertrautsein mit den Verhältnissen des Kreises aber ist es gerade, was in Zukunft von dem Landrat gefordert werden muß. Jede Regierung in Gegenwart und Zukunft muß hohes Gewicht darauf legen, daß der Landrat sich einlebt. Der Postenjäger muß jede Regierung ein unerbittliches Nein entgegensehen. Nur offenbare Unfähigkeit verleiht bisher der Regierung das Recht, den Landrat von seinem Posten zu entfernen. Wenn in Zukunft der Landrat vom Kreise beziehungsweise der Kreisversammlung gewählt wird, dann werden diese Selbstverwaltungskörperschaften, sobald sie ihre Aufgabe erfasst haben, schon dafür sorgen, daß nur fähige Männer an die Spitze des Kreises kommen.

Die Stellung des Landrats war bisher eine doppelte. Er war nicht nur Leiter der Verwaltung der Kreise, sondern gleichzeitig Organ der Staatsregierung, und meist fühlte er sich mehr heimisch in der letzteren Eigenschaft. Seine Gesinnung gab den Ausschlag. Das darf in Zukunft nicht mehr der Fall sein.

Der Landrat soll in dem neuen Staatsgebilde möglichst der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht bleiben. Infolge ihrer Wahl durch die Kreisversammlung fällt zwar die lebenslängliche Anstellung dieser Beamten von selbst weg; doch diese beeinträchtigt nur das lebhafteste Pulsieren des Blutes im Kreise. Die Sicherstellung der Existenz der Landräte kann in anderer Weise geschehen, vielleicht dadurch, daß diese in bestimmten Fällen vom Staate übernommen und ihre Pensionsverhältnisse besser geregelt werden.

## Eigenbrötelei oder Organisation?

Von Professor Paul Destréich.

Die Ausbreitung unserer Zivilisation hat kulturell ausgleichend gewirkt. Eisenbahn, Telegraph und Telephon — mit und ohne Draht —, die Art der Erziehung und des Unterrichts, die Vervielfältigungstechnik, die Massenproduktion, der Waren- und Gedankenaustausch, diese und andere Inbeziehungsetzungen demokratisierten die Menschheit und beschränkten die »Individualität« immer stärker auf ihr letztes, uneinnehmbares Fort: das persönliche geistige Leben. Die Nachrichtenfälle, die uns täglich übersflutet, stört jeden begonnenen Keimprozeß. Das Talent kann sich nicht mehr in der Stille bilden. Goethe und Schiller in Weimar und Jena sind heute undenkbar. Ihre Geistesembryonen würden täglich aus dem Mutterchoße herausgezogen und begutachtet. Großtaten der Naturwissenschaften, der Medizin,

der Technik sind mit einfachen Mitteln kaum mehr zu erzielen. Die Forscher bedürfen des Apparats der Universitäten, Hochschulen, Industrielaboratorien, der großen Kapitalien der Weltfirmen.

Trotz allem wird die Entwicklung dahin führen, daß man die wissenschaftliche Arbeit, um der ungeheuren Energieverschwendung der anarchischen Arbeitsweise ein Ende zu machen, zusammensetzt und die Aufgaben verteilt — womit dann die Möglichkeit des isolierten »großen Mannes« erst recht schwinden muß. Der »Ruhm« ist ein vergänglich Ding geworden. Täglich fluten dem modernen Menschen neue Namen ins Ohr. Heute erhebt die Zeitung einen Feldherrn, morgen einen Künstler, eine Halbweiblerin, einen politischen Märtyrer, einen Dichter, einen Aviatiker usw. Die Nachwelt flücht keine Kränze mehr wie ehemals, wo sich alles Licht und alle Möglichkeiten in einem kleinen Personenkreis vereinigten.

Darin liegt die Begründung dafür, daß auch die stärkste Individualität nur noch einen beschränkten Wirkungskreis haben kann. Wohl können noch Erscheinungen kometenhaft emporsteigen, aber wie im Sternschnuppenregen ist das einzelne Licht nur eine Augenblicksercheinung. Unsere Zivilisation hebt und verbraucht schnell. Sie gibt wohl kurze Zeit dem einzelnen den Strahlenkranz ungeheurer Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit — dann aber begräbt sie ihn um so tiefer.

So entwertet unsere Zeit das Individuum in seiner Einzelwichtigkeit, sie bringt ihm aber eine reiche Entschädigung, indem sie ihm soziales Gewicht verleiht, es hebt mit seiner Schicht und seinem Volke. Es ist eine überindividuelle schichtenweise Tüchtigkeit entstanden, die zum guten Teil Folge der Ausbildungsart ist und im Beruf eine tadellose Zuverlässigkeit verbürgt, kurz eine soziale Tüchtigkeit gegenüber der individuellen. Diese Entwicklung ist ebenso unvermeidlich wie wünschenswert, wenn ein Volk in der Zeit des organisierten Kapitalismus, erst recht in der des emporsteigenden Sozialismus gut bestehen will. Der gesunde tüchtige Durchschnitt macht ein Volk stark, nicht einige »Genies«. Eine Riesenzahl von Mitarbeitern von unbedingter Verlässlichkeit, viele Persönlichkeiten mit ausgeprägtem Pflicht- und Rechtsbewußtsein — sie sind eines Volkes höchster Stolz und seine stärkste Waffe. Deshalb braucht es Demokratie im politischen und im Wirtschaftsleben, deshalb Zusammenballung in Produktion und Konsumtion, deshalb wirkliche wirtschaftliche Befreiung möglichst jedes einzelnen statt der scheinbaren Freiheit einzelner Unverantwortlicher.

Diese Einsicht besitzen die intelligenteren Arbeiterschichten. Sie ist erwacht in den Kreisen der Privatbeamten; sie fehlt noch vielfach unter den eigentlichen Beamten und erst recht bei den »Intellektuellen«.

Diese Intellektuellen, zuallererst die Akademiker und auch ein großer Teil der Lehrer, Schriftsteller, Künstler usw., nennen sich stolz »Individualisten«, und sie glauben, »Individualitäten« zu sein. Sie sind zwar nicht durchweg politisch liberal; sie sind aber in ihrer Individualitätssphäre, die sie mehr wirtschaftlich als geistig und politisch umgrenzen, ultraliberal eingestellt, das heißt zu anarchisch-selbständiger Handlungsweise geneigt. Es ist im letzten Jahrzehnt zwar gelungen, diese »liberalen« Schichten zu »organisieren«; doch entweder handelt es sich dabei um Organisationen mit engebegrenzten Zielen oder um solche mit einer Klassenbegrenzung der Mitgliedschaft. Von Verbänden mit wissenschaftlichen oder fachlich-technischen Aufgaben kann hier nicht die Rede sein. Wir meinen den wirtschaftlichen und damit immer irgendwie politischen Zusammenschluß. Die Ärzte-, Richter-, Rechtsanwalts-, Oberlehrer-, sogar die Gewerkschaften haben sich gewisse wirtschaftliche Ziele gesteckt und, je nach der »Freiheit« des Berufs und dem Grade der Beamtenqualität, mehr oder minder gewerkschaftlichen Charakter erlangt. Man erstrebte bessere Gehälter (petitionierend) oder Löhne (streikend), geringere Arbeitsquanten beziehungsweise weniger Dienststunden und besser klingende Titel. In der Verwendung der erlangten Mittel aber ist man aller Gemeinsamkeit abgeneigt.

Die Frauenwelt dieser Schichten hat zumeist die übliche sentimentale Haus-  
wirtschafterbildung erfahren. Die Küche und die Verproviantierung werden jahrelang

zwar gründlich, aber traditionell-unpraktisch, mit Mißtrauen und Abneigung gegen Chemie und Volkswirtschaft studiert. Die »törichte Hausfrau« alten Schlages, die einige Ähnlichkeit mit dem überwundenen Landwirtsypus besitzt, der auf studierte, »latinsche« Berufsgenossen stuchte, sie beeinflußt mit ihrem Mißtrauen, ihren Vorurteilen, ihrer Eigenbrötelei den Eheherrn, der sowieso für die Prozesse der Güterproduktion, des Austausches und des Verbrauchs nur ein äußerliches Interesse zu haben pflegt. So begierig diese »idealistischen« »Intellektuellen« auf kleine klingende Vorteile erpicht zu sein pflegen, die großen Vorteile konsumgenossenschaftlichen Bezugs haben sie sich ganz entziehen lassen oder suchen sie höchstens heimlich, unter der Hand oder in Standessonderorganisationen zu erlangen, statt durch Anschluß an die Gesamtkonsumvereine. Am liebsten bezog solche Intellektuellenfrau im Frieden ihre Butter, Schinken, Eier, Wurst usw. von Verwandten auf dem Lande oder von »echten« Firmen in der Kleinstadt.

Vielleicht wird man auch Mitglied einer Wirtschaftsgenossenschaft, um bei bestimmten Firmen einen Prozentnachlaß auf den Preis bestimmter Waren zu erhalten, und trägt dann stolz am Jahresende einen gewissen Betrag sekundärer Größe nach Hause, während man an Schuhwerk, Fahrgehalt, Zeit weit mehr eingekauft hat. Der Gipfel vernünftigen Handelns ist es schon, wenn sich der Intellektuelle einem Beamtenkonsumverein angegliedert hat.

Eine falsche Scham beherrscht diese »gehobenen« (manchmal in verschämtester Armut lebenden) Schichten. Es will den Frauen nicht in den Kopf, im selben Geschäft wie etwa ihre Aufwartefrau zu kaufen (außer in Kleinenbetrieben wie Wertheim, wo »es keiner merkt«). Gewiß sind ihre Bedürfnisse oft höhere in bezug auf Qualität der Waren, aber gerade ihre Mitgliedschaft würde den Konsumvereinen erlauben, ohne Verlust auch Marken und Güter zu führen, die heute manche Mitglieder schmerzlich vermissen. Man trauf den Waren der Konsumvereine nicht. Die Läden, die Verkäufer, die ganze Aufmachung, sie sind zu einfach, zu schlicht; außerdem geht es gar zu unpersönlich zu. Man hat »nicht einmal als Stammkunde einen Vorzug«. Der Kaufmann soll ihnen persönlich verbunden sein, obgleich sie wohl merken, daß seine Devotion allen gleich zufallt und während der warenhungrigen Kriegszeit oft in bildungslose Dreistigkeit umschlug.

Oft sind diese Intellektuellen in ihren eigenen Augen eine Art entbehrlicher Luxusartikel (der Krieg hat bewiesen: bisweilen T a l m i l u s z). Daß Hausbesitzer und Händler ihnen jedes Mehreinkommen nach kurzer Zeit durch Preissteigerungen konfiszieren, erscheint ihnen unabwendlich. Sie stuchen und schimpfen, fügen sich aber um so ergebener der Macht der Hausbesitzer, Bäcker, Fleischer usw.; denn einerseits sind sie zu bequem zur Organisation (wer je einen Mieterverein schuf, kennt ihren Mangel an Ausdauer), sodann haben sie »Besseres« zu tun, und drittens behalten sie lieber sofort einen kleinen Vereinsbeitrag, statt später mehr zu ersparen.

Diese Hilflosigkeit, die den gehobenen Konsumenten alle Verteuerungen und Verschlechterungen hinnehmen läßt, ist für Zwischenhändler, Fleischer und Bäcker zu einer Art Rechtsanspruch geworden. Daß sich Beamtenkreise endlich ermannen und Einfluß auf die Konsumbefriedigung haben wollen, erscheint ihnen als Empfehlung. Auf die Nachricht, daß sich Beamtenorganisationen an den Arbeiten des »Kriegsaussschusses für Konsumenteninteressen« beteiligten, schrieb die »Deutsche Rundschau für Handel und Gewerbe«:

»Der Beamte handelt nur aus reinem Egoismus, ohne Rücksichtnahme auf seine Mitmenschen, aus deren Steuerbetrag seine Gehälter bezahlt werden. Wir müssen in gerechter Wiedervergeltung an den Gehältern der Beamten sparen. Der Beamte wächst mit dem Alter in die höhere Gehaltsstufe hinein, trotzdem er oft nur schematische Arbeiten zu vollbringen hat, die ein Zwanzigjähriger gegen ein halbes Gehalt ebenso gut leisten könnte. Wir haben aber keine Ursache, die höheren Gehälter für ältere Beamte in Form von Steuern zu zahlen, wo eine billigere Kraft ausreicht. Wenn ein Beamter älter wird und mit dem seinen Lei-

stungen entsprechenden Gehalt nicht auskommt, so soll er anderweitig sein Brot verdienen.»

Diese Einschätzung hat freilich die Verbände mittlerer und unterer Beamter auf ihrem Wege der Vernunft nicht aufgehalten. Bei den höheren Beamten und den Intellektuellen steht dagegen die Sache noch recht aussichtslos. Von den Konsumvereinen des deutschen Zentralverbandes konnte bisher sowieso keine Rede sein, denn die Mitgliedschaft in diesen war obrigkeitlich verboten; man nannte sie »sozialdemokratisch«. Den Versicherungen des Reichsvereinsgesetzes und der Umkreisverschwiegenheit der Amtsgerichte fraue man gerade in Beamtenkreisen nicht unbedingt. Nun hat der Krieg hier Bresche gelegt, das Verbot ist aufgehoben, aber Mitglieder aus diesen Kreisen sind schwerlich erworben worden, denn »wer kann wissen, was nachher kommt«.

Zu dem Mangel an volkswirtschaftlichen Kenntnissen und wirtschaftspolitischer Tatkraft tritt hindernd das geringe politische Orientierungsvermögen. Die liberale Presse, die so weite Kreise der Intellektuellen als Mitarbeiter und Leser hat, benutzt diese Kreise und ihre Geistesprodukte als Dekoration und kann dahinter um so ungenierterer Händler- und Spekulanteninteressen vertreten.

So erweisen sich die Intellektuellen, die während des Krieges vieles hätten verhindern können, wenn sie unterrichtet und intelligent genug gewesen wären, um ihre Mittel zur Beeinflussung der Behörden im Sinne der Konsumorganisation zu verwenden, nur als Räsoneure und Nachzügler statt als Vortrupp. Sie himmelten die »großen Männer« oben an, verzichteten aber auf die aktive organisatorische und organisierbare Individualität im Wirtschaftsleben. Die »Individualität«, die stolz beanspruchte, dieser Schichten ist im Grunde nur eine ökonomische und zugleich eine eigenbrückerische, während ihr geistiges Leben »normal« unformiert ist. Der wahre Sozialdemokrat dagegen ist ökonomisch sozial, zu jeder Einstellung auf Gemeinsamkeit bereit. Er sucht seine Individualität im Geistigen, in der Unabhängigkeit und Eigenheit in Gedanke, Wort und Schrift.

## Literarische Rundschau.

**Materialien betreffend die Friedensverhandlungen.** Neun Teile. Charlottenburg 1919, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

An den Friedensbedingungen sind wir alle interessiert; ihre Schwere trifft jeden von uns. Deshalb sollte sich auch jedermann mit ihnen möglichst vertraut machen. Dazu geeignet ist die vorliegende Materialiensammlung. Die ursprünglichen Friedensvorschläge der verbündeten gegnerischen Staaten enthält Teil 2. Die zwischen dem Empfang des Friedensentwurfes und der Aberreichung der deutschen Gegenvorschläge gewechselten Noten sind in Teil 1 abgedruckt, die deutschen Gegenvorschläge selbst in Teil 3, die Antwort der Verbündeten hierauf in Teil 4. Teil 5 enthält eine Zusammenstellung der von den verbündeten Regierungen infolge der deutschen Gegenvorschläge vorgenommenen Änderungen des ursprünglichen Wortlauts der Friedensbedingungen; Teil 6 enthält letzte Noten und Nachträge, Teil 7 den Friedensvertrag im endgültigen Wortlaut im englischen und französischen Text und in deutscher Übersetzung, Teil 8 bringt nur diese Übersetzung, und Teil 9 fügt ein vollständiges Sachregister hinzu.

Wer den Friedensvertrag näher kennenlernen will, sollte es nicht unterlassen, auch die deutschen Einwendungen gegen den ursprünglichen Entwurf und die Antwort der Verbündeten darauf zu studieren. Es sind darin wichtige Tatsachen angeführt, und überdies ist es wertvoll, die gegensätzlichen Auffassungen über dieselben Gegenstände verstehen zu lernen.

Die in Teil 2 abgedruckte Übersetzung des Friedensvertragsentwurfes ist nicht so gut, wie zu wünschen wäre, dagegen ist die Verdeutschung des endgültigen Ver-

frags als gelungen zu bezeichnen; hier sind alle Bestimmungen klar und unmißverständlich gehalten, die Sprache ist nicht »amtsdeutsch«. Abweichungen des englischen vom französischen Originaltext werden in Anmerkungen angegeben.

Besonders die Bibliotheken sollten es nicht unterlassen, diese Sammlung von Dokumenten anzuschaffen.

S. Fehlinger.

## Notizen.

**Zur bolschewistischen Wirtschaftspolitik.** Vor einiger Zeit brachten norwegische und ihnen folgend auch mehrere deutsche Zeitungen die Nachricht, daß die Moskauer Sowjetregierung, obgleich sie eine kommunistische Produktion und Güterverteilung erstrebt, mit einer großen norwegisch-amerikanischen Kapitalistengruppe, dem Hannevig-Konzern, einen Vertrag abgeschlossen habe, der dieser nicht nur den Bau und Betrieb einer großen Eisenbahnlinie vom Ob über Koflas nach Petersburg und Archangelsk gestattet, sondern ihr auch ausgedehnte Waldkomplexe zur Ausbeutung überläßt.

Aber diese Kiesenkonzeßion machte kürzlich der norwegische Advokat Michael Puntervold in »Liedens Tegn« (Christiania) nähere Mitteilungen, die wir, da sie für die Wirtschaft der russischen bolschewistischen Regierung charakteristisch sind, in einem kurzen Auszug hier wiedergeben:

»Die Eisenbahnkonzeßion betrifft Linien von zusammen ungefähr 3000 Werst (1 Werst gleich 1067 Meter). Außer der Anlage und den Betrieb von Eisenbahnen umfaßt die Konzeßion die Ausbeutung von 8 Millionen Deßjatinen Wald, ungefähr 80 Millionen Maal (1 Maal gleich 10 Ar). Alle Wälder Norwegens zusammen machen nur 69 Millionen Maal aus. Das gesamte Waldeigentum der Borregaards-Gesellschaft in Norwegen und Schweden beträgt nur ungefähr 1½ Millionen Maal. In dieser Fläche ist nur der bewirtschaftsfähige Wald enthalten, der sich innerhalb des Arealis befindet, das die Gesellschaft wählt, wie in einer besonderen Anmerkung der Konzeßionsbedingungen hervorgehoben wird. Diese 8 Millionen Deßjatinen Wald werden der Gesellschaft von der Regierung auf Anweisung des Konzeßionärs überlassen. Davon sollen 2 Millionen Deßjatinen, die sich die Direktion der Gesellschaft auswählt, ihrem eigenen Bedarf dienen. Es soll rationelle Waldwirtschaft eingeführt werden. Der Reingewinn aus den 2 Millionen Deßjatinen sowie den Sägmühlen und Fabriken, die die Gesellschaft für eigenen Bedarf anlegt, wird mit zum Überschuf der Eisenbahn gerechnet. Bezüglich der übrigen 6 Millionen Deßjatinen ist die Gesellschaft berechtigt, diese unter Zugrundelegung einer 150jährigen Erneuerung des Waldbestandes niederzubauen. Außerdem hat die Gesellschaft das Recht, im ganzen Gebiet alle Bäume zu fällen, die in Brusthöhe 5 Werschok (ungefähr 8½ Zoll) messen. Die Konzeßion auf die erstgenannten 2 Millionen Deßjatinen wird von dem Tage an erteilt, wo der Betrieb auf der ganzen Eisenbahnstrecke beginnt, und zwar für einen Zeitraum von 80 Jahren. Nach dieser Zeit wird auch die ganze Eisenbahn Staatseigentum. Die Konzeßion auf die übrigen 6 Millionen Deßjatinen wird auf 48 Jahre erteilt. ...

Bezüglich der 6 Millionen Deßjatinen kann die Gesellschaft verlangen, daß ihr die Waldkomplexe in zusammenhängenden Waldflächen bis zu 500 000 Deßjatinen zur Bildung von getrennten Unternehmen nach Anweisungen der Gesellschaft überlassen werden.

Außer diesen Waldflächen erhält die Gesellschaft das Recht, ohne Entschädigung den ganzen Grund und Boden zu benutzen, der für die Eisenbahnanlage vorgesehen und nicht in bestelltem Felde oder in Gemeindeland besteht oder nicht von anderen Eisenbahnlinien benutzt ist — und zwar in der Ausdehnung, wie sie der Bahnkörper selbst und die Bauten nötig machen.

Falls die Gesellschaft bei ihren Arbeiten das Vorhandensein von Erz entdeckt, ist sie berechtigt, Gruben anzulegen, das Erz zu veredeln und Metallwaren her-

zustellen, wozu der Staat ihr nach ihren Angaben den nötigen Grund und Boden überläßt. Die Gesellschaft bezahlt an den Staat eine halbe Kopeke pro Pud (16,38 Kilogramm) gewonnenes Erz ohne Rücksicht auf die Erzart. Die Gesellschaft erhält auch andere Rechte, so das Recht, Schiffswerften und Häfen anzulegen und in Gebrauch zu nehmen, Dampfschiffslinien zu eröffnen, ohne Abgaben Grund und Boden zu erhalten zwecks Anlage von Städten und Dörfern, indem alle derartigen Unternehmen als Teile des Eisenbahnnetzes betrachtet werden. Die Gesellschaft ist weiter berechtigt, sich der Wasserkraft zu bedienen, die sich in der Nähe der Eisenbahnlinie befindet. Der nötige Grund und Boden hierfür wird von der Regierung zur Verfügung gestellt.

Um ihre finanziellen und ökonomischen Interessen wahrnehmen zu können und zur Erleichterung der ökonomischen Tätigkeit der verschiedenen Unternehmen erhält die Eisenbahn die Erlaubnis, bei allen Eisenbahnstationen und in den nahe liegenden Städten (Archangelsk, Wologda, Wjatka, Jekaterinenburg, Moskau, Perm, Petersburg, Tjumen, Jaroslaw und Weliki Ustjug) eigene Bankgeschäfte zu eröffnen, wobei jedoch bemerkt wird, daß diese Bankgeschäfte Geldanleihen gegen Renten nicht aufnehmen dürfen. . . .

Die Verpflichtungen, welche die Gesellschaft als Entgelt übernimmt, sind folgende:

1. Die Gesellschaft hat alle Städte, die über 3000 Einwohner haben und nicht über 20 Werst von der Eisenbahnlinie entfernt liegen, mit dieser entweder durch Automobile oder durch Nebenlinien zu verbinden.

2. Im Laufe eines gewissen Zeitraums soll die Gesellschaft die Waldflächen angegeben haben, zu deren Überlassung die Regierung verpflichtet ist. Gleichzeitig sollen Pläne für rationelle Waldwirtschaft vorgelegt werden, damit eine forstmäßige, ökonomische Bewirtschaftung gesichert werden kann. Die Gesellschaft ist jedoch nicht verpflichtet, verlustbringende Geschäfte auf sich zu nehmen. Das Recht der Gesellschaft zur Auswahl von Wäldern ist von vornherein nicht beschränkt.

3. Die Abgabe an die Regierung für gefälltes Holz für Bauzwecke und Sägemühlen beträgt 5 Prozent des Londoner Notterungspreises, während die Abgabe von Holz zum lokalen Gebrauch im Verhältnis zum Ortspreis ermäßigt wird. Im Altrossischen Rußland wird die Abgabe für Holzbalken auf die Hälfte des vorerwähnten Preises festgesetzt. Diese Abgabe wird am Schlusse eines jeden Betriebsjahrs erlegt. Außerdem bezahlt die Gesellschaft statt Einnahme- und Industriefteuern 25 Prozent ihres Reingewinns. Jergendein Minimumsbetrag ist nicht festgesetzt.

4. Falls nötig, hat die Gesellschaft 10000 bis 20000 Tonnen Schiffstaum zu stellen.

5. Die Gesellschaft hat die Eisenbahnlinie zu bauen und sie mit rollendem Material und allen sonst nötigen Einrichtungen auf eigene Kosten unter den Bedingungen und im Laufe der Zeit zu versehen, die in den Statuten näher bestimmt werden.

6. Die Zeit für den Beginn der Arbeit auf der Eisenbahnlinie wird für die Strecke Ob—Kotlas—Sorokt auf 5 Monate und für die Linie Kotlas—Petersburg (oder Swanka) auf 7 Monate von dem Tage an berechnet, an dem das Anlageprojekt von der Regierung gutgeheißen wird, während das Projekt selbst (der Anlagevorschlag) spätestens 16 Monate von dem Tage an eingeliefert werden soll, wo die Gesellschaft mit einem Aktienkapital von 10 Millionen Rubel gegründet wird. Dieser Aktienbetrag muß bei der Gesellschaft spätestens ein Jahr nach ihrer Gründung voll einbezahlt sein, so daß die Arbeit spätestens 2½ Jahre nach Unterzeichnung des Kontraktes beginnen kann. Bis zu dem in den Statuten näher bestimmten Termin soll die Gesellschaft die Linie so weit gebaut haben, daß ein Personenzug und vier Güterzüge täglich nach beiden Richtungen hin abgelassen werden können. . . .

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 23

Ausgegeben am 5. September 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Neugestaltung der landwirtschaftlichen Produktion.

Von Georg Schmidt (Vorsitzender des Deutschen Landarbeitervverbandes).

Die Landwirtschaft bildet das Rückgrat der Volkswirtschaft. Durch die Lebensmittelnot wurden weite Volkskreise veranlaßt, sich mehr als früher mit der landwirtschaftlichen Produktion zu beschäftigen. Wir haben uns vor dem Kriege zu viel von einseitigen Konsumententrübsichten leiten lassen, wenn auch zugegeben werden muß, daß die Landwirte oder vielmehr deren Interessenvertretungen noch einseitiger ihren Produzentenstandpunkt hervorgekehrt haben. Die Tatsache, daß die agrarischen Kreise die stärksten Stützen der Reaktion waren und auch heute noch sind, darf uns nicht abhalten, die Frage, ob eine ausreichende Ernährung des deutschen Volkes aus den Erzeugnissen des deutschen Aekers möglich ist, nur von rein sachlichen Gesichtspunkten aus zu erwägen.

Aus den Erfahrungen der Vergangenheit sind Schlüsse zu ziehen, wie zukünftig die landwirtschaftliche Produktion in Rücksicht auf die allgemeine Volkswirtschaft zu gestalten ist. Ist es zurzeit zweckmäßig, die landwirtschaftliche Betriebsweise in weitestgehendem Maße zu sozialisieren, gemäß der sozialistischen Forderung, die Produktionsmittel, mithin auch Grund und Boden als vornehmstes Produktionsmittel, in den Gemeinbesitz zu überführen? Ich kann mich nicht für eine schnelle umfassende Sozialisierung der Landwirtschaft erklären. Wenn schon bei der Sozialisierung in der Industrie vor Aberstürzung zu warnen ist, so trifft dieses für die Landwirtschaft in noch stärkerem Maße zu. Innerhalb der sozialistischen Kreise ist eine eigenartige Stellung bezüglich der Sozialisierung der Landwirtschaft zu beobachten. Man will den Großgrundbesitz enteignen und Bauerngrundstücke schaffen. Die Bauern aber verstehen die Sozialisierung natürlich so, daß sie das Land in Privatbesitz erhalten. Im »Vorwärts« vom 31. Mai 1918 schreibt zum Beispiel ein bekannter Genosse unter anderem: »Die Zukunft auf dem Lande gehört dem Manne, der seine Scholle selber bebaut, darum Platz für den deutschen Bauernsozialismus der Zukunft. Soll die Arbeit von Land und Stadt zusammenwachsen, so muß eines verschwinden, was sie trennt, der Großgrundbesitz.« Wollte man in diesem Sinne verfahren und jedem der etwa 10 Millionen Erwerbstätigen in der Landwirtschaft den gleichen Anteil an Grund und Boden geben, dann würde jeder über 3,2 Hektar verfügen. Ich halte derartige Vorschläge nicht für sozialistisch und ihre Propagierung für schädlich.

Damit aber die Spekulation mit dem vornehmsten Produktionsmittel, dem Boden, unterdrückt wird, ist meiner Ansicht nach das Vorkaufsrecht des Staates das beste Mittel, dem Bodenwucher ein Ende zu bereiten. Allerdings gehören dazu große Mittel, aber wir können uns fernerhin den

Lugus nicht gestatten, daß mit dem landwirtschaftlichen Besitz ein lebhafter Handel betrieben wird. Es trifft nämlich gar nicht zu, daß der land- und forstwirtschaftlich genutzte Boden sehr besetzt ist. Es wechseln im Durchschnitt jährlich 6,5 Prozent aller Grundstücke von 2 Hektar und mehr ihren Besitzer, mit anderen Worten gesagt, sämtliche Grundstücke unterliegen alle 15 Jahre dem Besitzwechsel. Andererseits haben wir in der Landwirtschaft einen erheblichen Teil Besitzer, die die Grundstücke auf Pacht bewirtschaften. So bewirtschaftet der Großgrundbesitz 7 873 000 Hektar eigenes Land und 2 028 000 Hektar Pachtland. Ein Fünftel des in Großbetrieben bewirtschafteten Landes ist also Pachtland. Die Frage der Verstaatlichung des Grund und Bodens wird daher in der Zukunft eine große Rolle spielen.

Die Landwirtschaft ist ein Gewerbe, das ganz besonders individuell zu betreiben ist. Das Gedeihen des einzelnen Betriebs hängt mehr als in irgendeinem anderen Berufszweig von der persönlichen Entschlußfähigkeit, dem Erfindungsgeist und dem Verantwortlichkeitsgefühl des Unternehmers ab. Man sagt zwar, daß der Pächter nicht das Interesse an dem Gedeihen des Betriebs habe. Dem steht aber gegenüber, daß man unter den Domänenpächtern sehr tüchtige Landwirte findet, die Vorbildliches geleistet haben.

Wenn man nun die Sozialisierung der Landwirtschaft noch nicht in vollem Maße als durchführbar erachtet, welche Maßnahmen sind dann angebracht, um die landwirtschaftliche Produktion mehr von allgemein volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten zu betreiben? Es muß der deutschen Landwirtschaft zugebilligt werden, daß sie, trotzdem sie hauptsächlich mit minderwertigem Boden zu rechnen hat, gegenüber klimatisch und in bezug auf die Bodenart günstigeren Ländern in Europa große Leistungen vollbracht hat.

Die Erntestatistik beweist das. So belaufen sich die Hektarerträge an Doppelzentnern nach dem »Statistischen Jahrbuch« 1914 zum Beispiel bei Roggen: Deutschland 19,1, Frankreich 10,3, Österreich 14,6, Ungarn 11,9, Rumänien 10,5, Belgien 20,6; bei Weizen: Deutschland 23,6, Frankreich 13,8, Österreich 15,0, Ungarn 12,8, Rumänien 14,1, Belgien 26,0; bei Kartoffeln: Deutschland 158,6, Frankreich 96,1, Österreich 100,2, Ungarn 75,4, Rumänien 67,7, Belgien 211,0. Die statistischen Zahlen geben natürlich nur den Durchschnitt an; in vorbildlich betriebenen Wirtschaften werden noch höhere Ernteerträge erzielt.

Trotz alledem ist es aber möglich, die Produktion noch weit mehr zu steigern. Es ist eine falsche Auffassung, daß man der agrarischen Zollpolitik allein den Fortschritt in der landwirtschaftlichen Produktion zuschreibt. Die Fortschritte sind hauptsächlich auf die Anwendung wissenschaftlicher und technischer Errungenschaften zurückzuführen. Und das ist auch das Mittel, durch das es möglich ist, die landwirtschaftliche Produktion noch mehr zu steigern. Nicht Zerstückelung des Großgrundbesitzes ist die Forderung des Tages, sondern: Wie kann die Produktion gesteigert werden, und welche Betriebsgröße ermöglicht die weitestgehende Ausnutzung aller neuzeitlichen Errungenschaften? Es ist kein Zufall, daß bei dem mageren Boden des Ostens der Großbetrieb vorherrschend ist. 1 Hektar in der Rhein- oder Mainebene ist oft mehr wert als 10 bis 20 Hektar Land in einer Gebirgsgegend oder sandiger Boden im Osten. Was man im Osten als Kleinbetrieb ansieht, ist im Süden und Westen ein lohnender Mittelbetrieb. Klima, Bodengestal-

lung, Verkehrsverhältnisse und Bevölkerungsdichtigkeit haben immer einen großen Einfluß auf die landwirtschaftliche Produktion.

Zu ganz falschen Schlüssen kommt man, wenn man ohne weiteres zum Vergleich das Ausland heranzieht und auf Dänemark, Holland, Belgien und die Schweiz hinweist. Sicherlich, diese Länder haben Bauernwirtschaft und hohe landwirtschaftliche Erträge; aber gerade in diesen Ländern sind Klima, Bodenverhältnisse, Bevölkerungsdichtigkeit usw. für die kleinen Betriebe besonders günstig.

Bei der Beurteilung der Erträge im Großbetrieb und Kleinbetrieb muß man auch beachten, daß heute die landwirtschaftliche Produktion fast nur auf der privatkapitalistischen Wirtschaftsweise beruht. Dem Großgrundbesitzer, besser gesagt dem Inhaber der Großbetriebe — denn das letztere ist zur Beurteilung richtiger — fehlt es in vielen Fällen an Betriebskapital. Ferner war und ist Mangel an Arbeitskräften vorhanden wegen der schlechten sozialen Lage der Landarbeiter. Dazu kommen die mangelhaften und schlechten Verkehrsverhältnisse, zum nicht unerheblichen Teil verschuldet durch Verkehrsfeindlichkeit der Landwirte. Ich sprach von mangelndem Betriebskapital. Dabei denke ich an vermögende Landwirte, die großen Grundbesitz bewirtschaften, aber einen erheblichen Teil ihres Vermögens aus traditionellen Gründen zu anderen Zwecken verwenden als zur Förderung der landwirtschaftlichen Produktion. Gibt es doch Betriebe, die einfach zur extensiven Wirtschaft übergegangen sind, weil dies ein bequemeres Wirtschaften bedeutet. Heute hört man bereits viele starrköpfige Landwirte sagen, wenn das bisherige System so weitergeht, dann würden sie einfach nur so viel anbauen, als zur Erhaltung ihrer Existenz absolut notwendig sei. Wenn große Betriebe, die bisher nach Meinung von Volkswirtschaftlern schlechter gewirtschaftet haben als Kleinbetriebe, rationeller bewirtschaftet würden, würden sie auch im Vergleich mit den Kleinbetrieben günstiger abschneiden.

Bei der Beurteilung der strittigen Frage, ob Groß- oder Kleinbetriebe, müssen wir uns als Sozialisten von der Erwägung leiten lassen: Wie ist es am besten möglich, alle technischen Fortschritte auszunutzen, das heißt durch möglichst weitgehende Ausnutzung der technischen Hilfsmittel und der wissenschaftlichen Erfahrungen unter Schonung der menschlichen Arbeitskraft große Leistungen zu erzielen? In dieser Beziehung komme ich zu dem Urteil, daß in den größeren Betrieben die technische Ausnutzung bedeutend größer ist als im kleinen Betrieb.

Von den Befürwortern der landwirtschaftlichen Kleinbetriebe wird gesagt, daß man die restlose Beseitigung der Großbetriebe auch nicht wolle; es müßten vielmehr Großbetriebe als Musterbetriebe bestehen bleiben. Darin liegt ein Widerspruch. Wenn man den Kleinbetrieb will, dann ist es notwendig, auch kleine Betriebe als Musterbeispiel einzurichten; denn jeder Fachmann weiß, daß betriebstechnische Einrichtungen, die in den Großbetrieben von Vorteil sind, absolut nicht in Kleinbetrieben angewendet werden können.

Pro Kopf der in großen Betrieben Beschäftigten werden mehr Nahrungsmittel produziert als in kleinen Betrieben. Das trifft sogar auch in bezug auf die Viehzucht zu, wenn auch im allgemeinen die Viehzucht im kleinen Betrieb rentabler sein mag oder richtiger die Kleinbetriebe im Verhältnis zur Fläche mehr Vieh produzieren. Die Rindviehhaltung beträgt

zum Beispiel auf einem Quadratkilometer Unbaufläche in der Größenklasse 2 bis 5 Hektar 95, 5 bis 20 Hektar 75, 20 bis 100 Hektar 56, über 100 Hektar 33; auf eine ständig tätige Person entfallen aber in den vorgenannten Größenklassen 1,24, 2,09, 2,94, 2,18. Bei der Schweinehaltung sind die Zahlen in den vier Größenklassen wie folgt: 94, 61, 38, 19 nach Flächen; auf eine ständig tätige Person entfallen aber 1,19, 1,62, 2,2, 1,29 Schweine. Es ergibt sich aus diesen Zahlen der Statistik von 1907, daß pro aufgewendete Arbeitskraft die Großbetriebe auch in der Viehhaltung nicht so schlecht abschneiden.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch ganz kurz darauf hinweisen, daß zur Ernährung der städtischen und industriellen Bevölkerung die landwirtschaftlichen Großbetriebe in den letzten Jahren nicht bloß der Menge nach, sondern auch prozentual bedeutend mehr abgeliefert haben als Kleinbetriebe.

Wenn man auf der einen Seite sagt, daß der Großbetrieb in gewissem Umfang nicht mehr rentabel sei, so ist andererseits zu beachten, daß bei den kleinen Betrieben eine große Belastung mit Gebäudekapital stattfindet, ferner in den Fluren viel Boden durch Wege, Ackerraine usw. verloren geht. Ich komme daher zu der Forderung, daß wir dem Ruße nach Zerschlagung des Großgrundbesitzes zu Bauernwirtschaften nicht vollinhaltlich zustimmen können; es muß vielmehr volkswirtschaftlich nach allen Seiten erwogen werden, welche Betriebsweise je nach Bodengestaltung, Klima, Verkehrsanlage usw. den größten Nutzen für die Allgemeinheit abwirft. Wird von diesem Standpunkt aus die Frage behandelt, dann kommen wir in Deutschland zu einer gesunden Mischung zwischen Groß-, Mittel- und Kleinbetrieb. Für uns darf keineswegs der bevölkerungspolitische Standpunkt allein ausschlaggebend sein, mehr gilt der volkswirtschaftliche.

Die Landwirte laufen planmäßig Sturm, wenn von Produktionszwang geredet oder geschrieben wird. Wir müssen den Grundsatz aufstellen, daß auch der Landwirt in der neuen Wirtschaft nicht das Recht hat, in seinem Betrieb, mag er groß oder klein sein, vollständig frei wirtschaften zu können. Wenn man auch dem Landwirt nicht vorschreiben soll, daß er eine bestimmte Menge von Getreide, Kartoffeln, Zuckerrüben oder anderen Produkten zu ziehen hat, so muß sich doch der Landwirt in seine Betriebsweise hineinreden lassen. Auch Landwirte und landwirtschaftliche Interessentengruppen sehen nach und nach ein, daß der volkswirtschaftliche Gesichtspunkt zukünftig in erster Linie zu beachten ist. In dem Werke »Arbeitsziele der deutschen Landwirtschaft« stellt Unterstaatssekretär v. Braun die Forderung, daß die Landwirte bei den Fragen der Düngung, der Saatgutwahl und der Bekämpfung der Pflanzenkrankheiten nicht frei wirtschaften können, sondern daß der zur Hebung der Volkswirtschaft unbedingt notwendige Fortschritt möglichst gefördert werden muß. Ich stimme dieser Forderung zu. Zu erwägen ist nur, ob nicht auch auf anderen Gebieten ein Einspruchsrecht des Staates, das ja auch in der Form einer wirtschaftlichen Beratung ausgeübt werden kann, stattfinden muß. Nehmen wir den künstlichen Dünger. Die richtige Anwendung von Kunstdünger setzt chemische Kenntnisse voraus, die nur unvollkommen durch mündliche oder schriftliche Belehrung ersetzt werden können. Es muß deshalb nach genauer Bodenuntersuchung ein bis ins einzelne ausgearbeiteter Düngungsplan festgelegt werden. Ebenso steht es mit der Verwendung des entsprechenden Saatguts.

Es gibt noch einen großen Teil Wirtschaften, bei denen die Saatgutfrage ganz nebensächlich behandelt wird und sogar ganz minderwertiges und nicht sorgfältig gereinigtes Getreide als Saatgut benutzt wird, und doch ist jedem Fachmann bekannt, daß gute Saat auch gute Ernten ergibt, natürlich entsprechende Witterungsverhältnisse vorausgesetzt. Gewiß hat in dieser Hinsicht die deutsche Landwirtschaftsgesellschaft durch Züchtung erstklassiger Sorten schon Großes geleistet, aber diese Fortschritte sind noch durchaus nicht Gemeingut der ganzen Landwirtschaft geworden. Ohne einen gewissen Zwang lassen sich oft Fortschritte nicht durchsetzen, weil ganz besonders der Bauer gar zu gern weiterwirtschaftet, wie es schon der Vater und Großvater getan haben.

Dasselbe gilt auch bei der Bekämpfung der Pflanzenkrankheiten. Übrigens haben wir in der Landwirtschaft schon Zwangseingriffe. Denken wir nur an die Viehseuchenbekämpfung, an die Bekämpfung der Krankheiten im Weinbau usw.

In einem Artikel der »Deutschen Landwirtschaftlichen Presse« Nr. 30 (1919) wird vom Präsidenten der Ostpreußischen Landwirtschaftskammer Dr. Brandes über wichtige Betriebsergebnisse aus Beispielswirtschaften in Ostpreußen berichtet. Es heißt dort unter anderem:

Die Einrichtung von Beispielswirtschaften wurde in der Weise vorgenommen, daß man mit tüchtigen Landwirten Verträge abschloß, durch welche die Landwirte sich verpflichteten, ihre Betriebe der Oberleitung einer landwirtschaftlichen Körperschaft zu unterstellen. Die landwirtschaftliche Körperschaft verpflichtete sich, durch ihre Organe den Wirtschaftsplan aufstellen zu lassen, den Landwirt bei Durchführung desselben mit Rat zu unterstützen und ihm außerdem jährlich einen festen Zuschuß zu den Wirtschaftskosten zu gewähren. Der Zuschuß wurde nicht in bar, sondern in Naturalien oder Leistungen gegeben. Die in diesen Wirtschaften erzielten Erfolge waren ganz außerordentlich günstige. So sind in einer im Kreise Johannisburg auf leichtestem Sandboden durchgeführten Beispielswirtschaft infolge besserer Fruchtfolge, Verwendung bessern Saatguts, rationeller Anwendung künstlicher Düngemittel, besserer Bodenbearbeitung usw. im Durchschnitt einer sechsjährigen Wirtschaftsperiode, gegenüber dem gleichen Zeitraum vorher, die Erträge gestiegen:

Bei Roggen . . . . .	um 158 Prozent
- Kartoffeln . . . . .	- 52 -
- Sommerung . . . . .	- 473 -
- Heu . . . . .	- 537 -

Das in dieser Wirtschaft gegen früher mehr aufgewendete Betriebskapital hat sich mit 162 Prozent verzinst. Ähnlich gute Resultate sind auch in den anderen Beispielswirtschaften erreicht worden.

Interessant ist, daß Direktor Eisinger von der Landwirtschaftskammer in Wiesbaden, also einer klimatisch besseren Gegend, dieselben Vorschläge macht. Auch dessen Darlegungen will ich auszugsweise wiedergeben. Er sagt:

In der Landwirtschaft herrscht die Wissenschaft und der Geist erst in den allerersten Anfängen. Deshalb war die gewaltige körperliche Arbeit von morgens 5 bis abends 9 und 10 Uhr in der Sommerzeit notwendig, um unser Volk zu ernähren und um über die vier Kriegsjahre hinwegzukommen. Was an wissenschaftlicher Durchdringung fehlte, sollte durch rohe Körperkraft ausgeglichen werden. Was nützt es dem Landwirt, wenn er sich von morgens früh bis in die Nacht hinein abrackert und baut Getreidesorten, die ihm nur 8 oder 9, vielfach nur 5 bis 7 Zentner auf dem Morgen bringen, während wir in gutgeleiteten Betrieben mit

geprüften hochgezüchteten Sorten 18, 20 und mehr Zentner auf dem Morgen ernten. Was soll man dazu sagen, daß im Reichsdurchschnitt nur 9 Zentner Getreide und nur etwa 60 Zentner Kartoffeln vom Morgen geerntet werden, während wir in Feldfortenversuchen, wie erwähnt, bis 20 Zentner und darüber Getreide und bis zu 120 Zentner und darüber Kartoffeln ernten. Es würde durchaus nicht unmöglich sein, anstatt 8 oder 9 Zentner Getreide mit den augenblicklich zur Verfügung stehenden Hilfsmitteln 14 bis 15 Zentner Getreide und anstatt 60 Zentner Kartoffeln 100 bis 120 Zentner vom Morgen zu ernten. Es gibt Kühe innerhalb derselben Herde, derselben Rasse, innerhalb desselben Stalles, die bei gleichem Futter 5000, 4000, 3000, 2000 Liter Milch geben. Die Natur bringt solche Verschiedenheiten in der Leistung hervor. Aufgabe des Züchters und Landwirtes ist es, solche Tiere herauszufinden und zur Nachzucht zu verwenden, die über einen bestimmten Durchschnitt, sagen wir, um bei unserem Beispiel zu bleiben, über 3500 Liter Milch im Jahre geben. Das ist derselbe Nutzen, den unsere Industrie erreicht, wenn sie Dampfmaschinen baut, die bei gleicher Leistung anstatt 15 Zentner Kohlen nur 5 Zentner brauchen. Welche Aufgaben da noch zu bewältigen sind, mag daraus hervorgehen, daß die Landwirtschaft eines Bezirkes, der beispielsweise jährlich 1 200 000 Zentner Pflanzkartoffeln benötigt, nur 50 000 bis 60 000 Zentner neuzeitliches Pflanzgut verlangt, während sie doch wenigstens ein Drittel des Gesamtbedarfes, also 400 000 Zentner, benötigt, um Durchschnittsernten von 100 Zentner zu erzielen.

Meines Erachtens sollten wir uns mehr mit dem Problem der Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion beschäftigen, anstatt dem Rufe liberaler Ideologen zu folgen, die landwirtschaftlichen Großbetriebe müßten zerschlagen werden. Wollen wir uns unseren Anhang auf dem Lande sichern, dann müssen wir uns weit mehr mit den Fragen der landwirtschaftlichen Produktion vertraut machen. Mit der rein politischen Stellung gegenüber den Landwirten, besonders gegen das Junkertum, kommen wir auf die Dauer nicht aus.

## Bekämpfung der Tuberkulose.

Von Medizinalrat Dr. Heinrich Berger.

In Hebbels Tagebüchern aus dem Jahre 1860 ist die unsere Tage ahnende Stelle zu lesen: »Es ist nicht unmöglich, daß der Deutsche noch einmal von der Weltbühne verschwindet, denn er hat alle Eigenschaften, sich den Himmel zu erwerben, aber keine einzige, sich auf der Erde zu behaupten, und alle Nationen hassen ihn wie die Bösen den Guten. Wenn es ihnen aber wirklich gelingt, ihn zu verdrängen, wird ein Zustand entstehen, in dem sie ihn wieder mit den Nägeln aus dem Grabe kragen möchten.«

Der Zeitpunkt scheint gekommen zu sein. Verlöschend liegt das Reich am Boden. Aber soll sich ein Völkerschicksal nach den Worten *Palestrinas* in *Pfigners* Oper vollziehen? »Nun schmiede mich, den letzten Stein, an einen deiner tausend Ringe, du Gott! Und ich will guter Dinge und friedvoll sein.« Mitnichten! Materiell verarmt, moralisch niedergedrückt, geistig gefesselt, wie *Löbe* in der denkwürdigen Nationalversammlung am 22. Juni sagte, sind wir zwar gebeugt, aber nicht verzweifelt.

Das Weltrad rollt, die Weltgeschichte vollzieht sich in Gegensätzen. Aus Thesen und Antithesen ergeben sich Synthesen, neue Antithesen folgen, und jedem Volke kommt sein Tag, wie *Segel* sagt, und er kommt nicht nur ein-

mal. Aber der Tag kommt nur dann, wenn wir neu aufbauen. Nicht im Gewittersturm des Krieges, nicht in einer heißen schwülen Nacht wird die Blüte eines ganzen Volkes plötzlich erschlossen, sondern in der Schaffung von Kulturwerten für alle Stände, in sozialer Ethik. Einem Volke, das krank an Körper und Seele ist, ist das nicht möglich. Und Deutschland ist krank, schwer krank.

Dem Praktiker ist die Hauptsache — zu helfen. Gewiß kann er das manchmal besser, wenn er weiß, wodurch und wie die Krankheit zustande gekommen ist, aber bei Schwerverletzten, wo man den roten Lebenssaft dem Körper entströmen sieht, da hält man sich damit nicht auf, da heißt es zugreifen.

Daß die körperliche Gesundheit an erster Stelle steht, wird wohl niemand bezweifeln, kam doch die seelische Erkrankung erst, als die körperliche Gesundheit durch die Hungerblockade untergraben war. Wird das Volk erst körperlich gesunden, so wird ein freies Volk in demokratischer Selbstbestimmung und sozialer Gerechtigkeit mit solchen Anlagen und solcher unzerstörbaren Kraft wie das deutsche auch seelisch gesunden und die ihm in der Welt gebührende Stelle wieder einnehmen.

Wo anfangen an dem durch und durch kranken Körper? Dieser hält das für das Allernötigste zur Lebensrettung, jener das; dieser hält die Säuglingsfürsorge für das Wichtigste, der die Schulkinderfürsorge, der die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten usw. Alle haben recht. Und doch scheint mir eine Kriegsschädigung der Volksgesundheit die schwerste zu sein und alle anderen zu übertreffen, das ist die Zunahme der Tuberkulose. Wird auf diesem Gebiet nicht mit allen Kräften gearbeitet, so bietet die Zukunft für unser schwergeprüftes Volk ein trübes Bild.

Die Zunahme der Tuberkulose ist geradezu ungeheuer. Statistisch sind wir auf die Todesfälle an Lungen- und Kehlkopftuberkulose angewiesen. Es ist bekannt, daß die Maßnahmen gegen die Tuberkulose, die gerade vor dem Kriege mit immer stärkerem Nachdruck durchgeführt wurden, zu verheißungsvollen Ergebnissen bereits geführt hatten, so daß manche Optimisten sich schon in der Hoffnung wiegten, dieses Würgengeld ganz Herr zu werden, war doch die Tuberkulosesterblichkeit von 22,40 auf 10 000 Lebende im Jahre 1900 auf 14,45 im Jahre 1915 zurückgegangen. Seitdem ist sie aber wieder beständig gestiegen. Was in mühsamer, jahrzehntelanger Arbeit errungen war, ist vernichtet. Jetzt haben wir wieder eine Tuberkulosesterblichkeit wie etwa zur Zeit der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, ja eine noch größere. *S a m e l* berichtet eine Zunahme von 40 Prozent der Tuberkulosesterblichkeit auf dem Lande, 60 Prozent in der Stadt. Ich habe die Zunahme der Tuberkulose gesehen im Westen des Reiches, im Industriebezirk Düsseldorf, ich habe sie gesehen an der Ostgrenze, in dem ländlichen Bezirk Gumbinnen. Die Zunahme im Düsseldorfer Bezirk beträgt 100 bis 150 Prozent, die einzelnen Gegenden zeigen natürlich Verschiedenheiten. Im Bezirk Gumbinnen ist die Sterblichkeit um etwa ebensoviel gestiegen. 1917 brachte allein gegen 1916 eine Steigerung um 51 Prozent, 1918 eine weitere um 45 Prozent, und zwar ist das Land, das Steigerungen von 77 und 59 Prozent aufweist — das Land, die Quelle der Kraft, meist nicht weniger beteiligt als die Stadt. In Köln stieg die Tuberkulosesterblichkeit um 100 Prozent; in Krefeld 1917 gegen 1913 um 120 Prozent, 1918

um weit über 150 Prozent nach vorläufigen Berechnungen. Auch Mitteldeutschland weist gleiche Steigerungen auf. So stieg zum Beispiel die Tuberkulosesterblichkeit in den Städten mit über 15 000 Einwohnern in Sachsen-Weimar von 160 im Jahre 1915 auf 359 im Jahre 1918, das ist um 124 Prozent. Sehen wir auch einen kleinen Teil dieser Fälle auf das Konto einer verbesserten Meldung, so bleibt doch genug übrig. Wer hätte nicht in den letzten Jahren in seiner Umgebung blühende Leben dieser furchtbaren Krankheit verfallen sehen? Die Zunahme der Tuberkulose in den verschiedenen Formen bei allen Lebensaltern ist offenkundig. Namentlich fällt die Zunahme bei Kindern schon seit Anfang 1918 auf, so wird aus Berlin, so wird auch von andersher berichtet. Fälle von Lungen-, Knochen- und Hauttuberkulose treten auf von einer Schwere wie nie vor dem Kriege, und auch in den wohlhabenden Kreisen greift die Familienkrankheit der »Masse« erschreckend um sich. Daß die Zahl der weiblichen Tuberkulösen, die bis 1916 erheblich geringer war als die der männlichen, besonders auffällig gestiegen ist, deutet wohl darauf hin, daß vermehrte Arbeit und schlechte Ernährung, bei der zu der allgemeinen relativen noch die absolute kam, die aus der Fürsorge der Mutter für die sichlich leidenden Kinder sich ergab, den Frauen noch in höherem Grade als den Männern verhängnisvoll geworden sind. Die Thüringische Landesversicherungsanstalt konnte den zahlreichen Anträgen von Frauen auf Heilverfahren nicht annähernd entsprechen, und die Heilstätte für weibliche Versicherte war andauernd überfüllt. So auch anderwärts. Um nur noch eins zu erwähnen, wurde in Königsberg (Ostpreußen) geklagt, daß es oft 6 bis 7 Monate dauert, ehe ein Antrag auf Heilverfahren erledigt wird.

Diejenigen, die darauf hinweisen, daß auch der Krieg von 1870/71 eine Zunahme der Tuberkulose sowohl in Berlin als in Paris brachte, und daß diese Zunahme ebenso wieder abebben werde wie damals, verkennen, daß die Verhältnisse, die zu der jetzigen ungeheuren Zunahme geführt haben, ganz andere sind.

Bei dieser Verbreitung der Tuberkulose, von der die Todesfälle an Lungen- und Kehlkopftuberkulose nur ein schwaches Bild geben (da nur sie in Preußen nach dem Gesetz vom 25. August 1905 anzeigepflichtig sind, nicht auch Erkrankungsfälle — andere Länder sind weitergegangen, zum Beispiel hat Ungarn neuerdings die Anzeigepflicht für Erkrankungen und Todesfälle an Lungen-, Kehlkopf-, Knochen- und Drüsentuberkulose vorgeschrieben, wenn der Kranke mit anderen zusammenwohnt oder in öffentlichen Lokalen oder im Nahrungsmittelgewerbe angestellt ist, auch bei Lehrern und Schülern), sind zahlreiche Ansteckungen erfolgt, die infolge des chronischen Verlaufs der Krankheit erst im Laufe der Zeit hervortreten werden, und andere zahlreiche Infektionen erfolgen noch. Wir haben also das Schlimmste nicht überstanden, sondern es steht uns erst bevor, wenn nichts geschieht.

Das wesentliche Moment bei der Zunahme der Tuberkulose liegt auf konstitutionellem Gebiet, denn der Tuberkelbazillus war immer massenhaft vorhanden, es trat aber nie eine so nachhaltige Verschlechterung der Ernährung ein, die bei der Tuberkulose, deren Infektiosität eine sozusagen dauernde ist, für Generationen verhängnisvoll ist. Es ist nicht richtig, lediglich die Infektionsgefahr zu bekämpfen. Das ist, wie H i s auf der 23. Generalversammlung des Deutschen Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose mit

Recht betonte, nur ein Teil der Tuberkulosebekämpfung, die Fürsorgestellten, das heißt die Wohlfahrtsämter müssen deshalb nicht nur die schnelle Erkennung der Krankheit und die daraus sich unmittelbar ergebenden ärztlichen Forderungen ins Auge fassen, sondern auch wirtschaftlich beraten.

Die Verringerung der Tuberkulose folgte der Besserung der wirtschaftlichen Lage bis 1918, wo sie den niedrigsten Stand erreichte, seitdem steigt sie mit Zunahme der schlechten Ernährung und der Verschlechterung der Wirtschaftslage. Aus dem gleichen Grunde hat England nur halb soviel Tuberkulose als Irland.

Neben der Ernährung spielt eine große Rolle bei der Tuberkulose die Wohnung, ist doch die Tuberkulose geradezu als Wohnungskrankheit bezeichnet worden. Und wie sieht es mit den Wohnungen aus? Nach dem neuen Wohnungsgesetz vom 28. März 1918 werden Keller- und Dachwohnungen verwendet, nicht zur Förderung der Gesundheit. Das Reich hat 500 Millionen für Wohnungsbauten zur Verfügung gestellt, die aber nicht ausreichen; wir werden jährlich, wie der Regierungskommissar für das Wohnungswesen S c h e i d t in der Nationalversammlung sagte, ungefähr 5 Milliarden gebrauchen. Wäre es nicht viel besser, zunächst die überflüssigen Wohnräume nutzbar zu machen? Was nützen die unbenutzten »guten Zimmer«? Und wieviel gute Zimmer gibt es? Das ist ein ganz überflüssiger Luxus, der besonders in der Stadt blüht. Wie manche Wohnung könnte gefeilt werden! Man denke, nach K a n s e r l i n g kamen in Groß-Berlin 50 Prozent aller Todesfälle auf Einzimmerwohnungen und 40 Prozent auf Zweizimmerwohnungen. Und auf dem Lande wird nicht weniger gesündigt durch schlechte Unterkunftsräume, durch unzweckmäßige Benutzung und schlechte Behandlung der Wohnräume. Wo kommen die Leute hin, wenn eine Desinfektion der Wohnung ausgeführt werden soll? Ist denn überhaupt unter solchen Umständen eine sachgemäße Desinfektion möglich? Erinnert sei auch an die Krankenpflege auf dem Lande. Es würde zu weit führen, auf die Forderung einer planvollen inneren Kolonisation einzugehen.

Wenn wir des unheimlich glimmenden Feuers, das bei der Zahl, der Verstecktheit der Verbreitungswege und der verderblichen Sorglosigkeit der Menschen gegenüber beständigen Gefahren unheimlich dem ganzen Hause mit Vernichtung droht, Herr werden wollen, müssen die Bekämpfungsmaßnahmen gegen die Tuberkulose kraftvoll zentralisiert werden. Das ist keine parteipolitische Sache, hier handelt es sich um Vaterland und Volksschicksal. Diese planmäßige Bekämpfung der Tuberkulose hat zu geschehen durch in allen Stadt- und Landkreisen gesetzlich zu schaffende Wohlfahrtsämter, deren Aufgabe nicht nur die Bekämpfung der Tuberkulose, sondern die Volkswohlfahrt ist. Mit Recht sagte Minister S t e g e r w a l d bei der Beratung über die Errichtung eines Ministeriums für Volkswohlfahrt in der Preussischen Landesversammlung: »Die Volkswohlfahrtspflege bildet ein in sich abgeschlossenes, nicht wohl teilbares Ganzes, ein Gebiet, aus dem nicht ein Teil, etwa die Wohnungsfürsorge allein, herausgenommen werden kann. Die einzelnen Zweige der Sorge für das Wohl der Bevölkerung lassen sich nicht voneinander trennen.« Einen wesentlichen Teil, vielleicht den wichtigsten, aber wird die Bekämpfung der Tuberkulose bilden müssen. Für das Zusammenarbeiten der Tuberkulosefürsorge mit den anderen Zweigen der

Gesundheitspflege habe ich in einem Vortrag in der Generalversammlung des Deutschen Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose 1918 folgende Leitsätze aufgestellt:

1. Die Tuberkulose ist die verbreitetste und wegen der Art ihres Umfangs gefährlichste am Volk des Volkes fressende Seuche, deren Anzeigepflicht dringend zu fordern ist.

2. Der Krieg, der eine erhebliche Zunahme der Tuberkulose im Gefolge hatte, zwingt uns, alle Maßnahmen zu ergreifen zur Förderung der Gesundheit des einzelnen und damit des Staates, und diese Sorge für die Gesundheit hat sich bei der Tuberkulose nach der Art der Krankheit zur Fürsorge zu erweitern.

3. Ausgehend von dem Grundsatz, daß die Tuberkulose übertragbar, mithin vermeidbar und heilbar ist, müssen die zu ergreifenden Maßnahmen zum Ziele haben Heilung der Kranken, Kräftigung der Schwachen, Schutz der Gesunden.

4. Die Maßnahmen greifen in alle Lebenslagen der verschiedenen Lebensalter hinein, versprechen den meisten Erfolg da, wo die Lebensalter noch in ihrer Gesamtheit einigermaßen übersehbar sind, und erstrecken sich deshalb in erster Linie auf das heranwachsende Geschlecht, auf die Säuglinge, die kleinen Kinder, die Schulkinder und die heranwachsende Jugend.

5. Für alle diese Lebensalter sind bereits Einrichtungen geschaffen oder müssen geschaffen werden, die die Förderung der Gesundheit zum Ziele haben. Mit diesen Einrichtungen muß die Tuberkulosefürsorge zusammenarbeiten.

6. Die Tuberkulosefürsorge beschränkt sich nicht auf das heranwachsende Geschlecht; bei einer so ausgesprochenen Familienkrankheit ist die Wohnungspflege für sie ein Hauptfordernis. Der Wohnungspflege folgt die Körperpflege von selbst.

7. Die Tuberkulosefürsorge hat auch die Verhältnisse im Verkehr mit Nahrungsmitteln, die Verhältnisse der Trinker und die Lebensbedingungen der Fabrik- und Heimarbeiter in ihr Arbeitsfeld hineinzunehmen und hier ebenso wie auf dem Gebiet der Wohnungspflege mit den bestehenden oder einzurichtenden Fürsorgezweigen zusammenzuarbeiten.

8. Die Tuberkulosefürsorge umfaßt alle Arten der Tuberkulose, nicht nur die verbreitetste Lungentuberkulose, sondern auch die Hauttuberkulose (Lupus) und die chirurgische Tuberkulose; sie wird hier zu einem Teil der Krüppelfürsorge.

9. Den bestehenden Fürsorgeeinrichtungen für die, die ihr Leben für das Vaterland eingeseht haben und ihre Familien stellt sich die Tuberkulosefürsorge zur Verfügung.

10. Die Tuberkulosefürsorge bedarf der anderen Zweige der Fürsorge, wie auch für diese wieder die Tuberkulosefürsorge einen wesentlichen Bestandteil ausmacht.

11. Ein Nebeneinanderarbeiten der verschiedenen Fürsorgezweige ist nicht häuslicher, für die in Fürsorge Stehenden unzweckmäßig und in den Gesamterfolgen, da die Gesundheit der Familie angestrebt wird, mindestens zweifelhaft; eine Zusammenarbeit ist allein erfolgversprechend und deshalb notwendig.

12. Diese Zusammenarbeit ist gewährleistet durch eine gemeinsame Spitze in der Fürsorge, das Wohlfahrtsamt, und durch die einheitlich in allen Fürsorgezweigen arbeitende Fürsorgerin, zwischen beiden fällt die Arbeit in den einzelnen Fürsorgezweigen besonderen Ausschüssen (für Säuglinge, kleine Kinder, Schulkinder, Tuberkulose, Alkoholiker usw.) zu, die sich aus sachkundigen und sonst geeigneten Personen zusammensetzen und die erforderliche Breite der Berührungsfläche mit allen in Betracht kommenden Kreisen herstellen.

13. Das Wohlfahrtsamt, das in einen gesundheitlichen und einen wirtschaftlichen Teil zerfällt, ist eine kommunale Einrichtung, die den vom Staate vorgeschriebenen Grundzügen entspricht. Staat, Gemeinde und freie Liebesstätigkeit arbeiten zusammen.

14. Ein Wohlfahrtsamt ist für jeden Kreis notwendig, für Städte von gewisser Größe an sind besondere Wohlfahrtsämter vorzusehen; in großen Städten ist den größeren Verhältnissen Rechnung zu tragen bei der Gliederung des Wohlfahrtsamtes.

15. Der ärztliche Sachverständige ist der Kreiskommunalarzt, in geeigneten Fällen (kleine Kreise) wird man von der Anstellung eines besonderen Kreiskommunalarztes absehen können, wenn seine Aufgaben anderweitig erfüllt werden.

16. Auch wo besondere Kreiskommunalärzte angestellt werden, wird die Mitarbeit der Ärzte notwendig sein.

17. Die ärztliche Arbeit in der Fürsorgestelle ist nicht ausreichend und bedarf unbedingt der Ergänzung durch die Fürsorgerin, der die Arbeit im einzelnen und in der Familie obliegt.

18. Der der Fürsorgerin zu übertragende Fürsorgebezirk muß möglichst klein sein, um ihre Arbeit so zu vertiefen, daß die Ziele der Fürsorge auf allen Gebieten erreicht werden. An der ausreichenden Zahl guter Fürsorgerinnen wird es auch nicht mangeln; wir schaffen da nicht nur ein Arbeitsfeld für die vielen jetzt in den Dienst der Nächstenliebe getretenen Mädchen, sondern auch die beste Fürsorge für unser schwer geprüftes Vaterland.

Bei der Bekämpfung der Tuberkulose im besonderen kommt in Betracht die Heilung des Kranken und die Verhütung von Ansteckungen. Sie kann auf zwei Arten erfolgen: durch kranke Menschen und durch kranke Tiere, durch Einatmung und weniger häufig durch die Nahrung, hauptsächlich durch den Genuß tuberkelbazillenhaltiger Milch kranker Tiere, die nach **Behring** sogar die Hauptinfektionsquelle sein soll. Die Gefährlichkeit des Rindertuberkelbazillus für den Menschen hat der Entdecker des Tuberkelbazillus, **Robert Koch**, mit Unrecht bestritten, wie neuere Forschungen ergaben. Der Kampf gegen die Tuberkulose hat daher neben der Vernichtung des Auswurfes Schwindsüchtiger, die an erster Stelle steht, die Tuberkulose des Rindviehs zu berücksichtigen. Der kranke Mensch muß für seine Umgebung ungefährlich gemacht werden, das heißt, es muß alles geschehen zu seiner Heilung, und es muß alles geschehen, um ihn ein solches Leben führen zu lassen, daß auf seine Umgebung Tuberkelbazillen nicht übertragen werden können. Daß das erreicht werden kann, ist erwiesen. Dafür einen Beweis. In Wien wiesen nach einer Statistik von **Pollak** von 285 Kindern aus Familien, in denen sich Bazillenausscheider fanden, 275 eine positive Tuberkulose nach.

kulinreaktion auf, sie waren also infiziert, und es ist von Belang, zu sehen, wie sich das Schicksal der Kinder gestaltete nach dem Alter, in dem sie mit den Bazillenträgern zusammenkamen. Von 57 Kindern, die mit den Lungenschwindsüchtigen erst nach dem dritten Lebensjahr in Berührung kamen, ließ sich eine klinische Erkrankung nur in 7 Fällen nachweisen; von 61 Kindern, die möglicherweise sich im zweiten oder dritten Lebensjahr infiziert hatten, erkrankten 45 an deutlichen Erscheinungen, die in 7 Fällen zum Tode führten; von 207 Kindern, die von Geburt an in dem tuberkulösen Milieu gelebt hatten, blieben nur 7 ohne Symptome, 21 erkrankten tödlich. Essler zeigte nun, daß, wenn man für die sachgemäße Absonderung der Tuberkulösen im Hause sorgt, das Schicksal der Kinder keineswegs so schlecht ist, wie Pollak angibt, er sah die Tuberkulose bei Säuglingen von 95 auf 50 Prozent abnehmen in dem Grade, als die Familien zur Zeit der Geburt in die Tuberkulosefürsorge kamen oder sich schon vorher darin befunden hatten.

Was hier von Kindern gesagt ist, gilt, wenn auch die besondere Gefährdung des Säuglings nicht unberücksichtigt bleiben darf — die Tuberkulose ist ihm acht- bis neunmal so gefährlich wie dem Erwachsenen, von 100 000 Lebenden starben 1913 im ersten Lebensjahr 185, im zweiten 129, im dritten 73 —, entsprechend für jedes Zusammenleben mit Tuberkulösen, die nicht darüber unterrichtet sind, wie sie leben müssen, um andere nicht zu gefährden.

Es zeigt auch, wo die Tuberkulosefürsorge ansetzen muß. Die Tuberkulosefürsorge muß mit der Säuglingsfürsorge Hand in Hand gehen, sie muß sich weiterhin auch auf die kleinen Kinder und die Schulkinder erstrecken; Mutterberatungsstellen, Schulärzte sind eine wichtige Forderung. Nicht zu vergessen ist die Berufsberatung, tuberkuloseverdächtige Jugendliche dürfen nicht in schwerarbeitende Berufe, in der Richtung geschieht viel zu wenig, ja hier gibt es nur unwesentliche Anfänge. Den oben angeführten Leitfäden ist das Weitere zu entnehmen. Die Bekämpfung muß aber nicht den einzelnen Kreisen und Städten überlassen werden, es muß allenthalben nach gleichen Grundsätzen geschehen.

Frankreich eröffnete 1917 unter dem Drucke der Tuberkulosezahlen in der Armee (1. Oktober 1917 88 179 Soldaten) zahlreiche Fürsorgestellen und will diese zum Ausgangspunkt einer planmäßigen Tuberkulosebekämpfung machen.

England, das die Tuberkulosebekämpfung durch die Vorschriften des Lokalverwaltungsamts vom 19. Dezember 1912 neu geregelt hatte, hat die Hälfte der Kosten mit etwa 5,5 Millionen Franken im Rechnungsjahr 1915 bis 1916 aus Staatsmitteln gedeckt.

Italien machte durch Gesetz vom 25. Juli 1917 die Bekämpfung der Tuberkulose zur Aufgabe der Allgemeinheit, die Durchführung ist den Provinzen und Gemeinden übertragen. Das Beispiel des Staates hat Gemeinden und Private zur Gewährung von Mitteln angespannt.

Die Schweiz plant seit 1913 ein eidgenössisches Tuberkulosegesetz, ein neuer Entwurf wurde ausgearbeitet.

Weniger denn je sind heute die Mittel vorhanden, die eine solche planmäßige Arbeit erfordert, deshalb müssen die breitesten Schultern hier helfen. Die Träger der Wohlfahrtsämter müssen die Kommunen sein, und es muß

der Weg gefunden werden, der staatliche und kommunale Fürsorge vereinigt. Der Weg ist leicht zu finden. Es darf nicht mehr heißen: Sie Kreisarzt, Sie Kommunalarzt; wir ziehen doch alle an einem Strang. Wird nicht geholfen, und nicht schnell geholfen, so werden die Kosten viel, viel größer, als sie jetzt durch eine planmäßige Arbeit entstehen. Freilich, diese Kosten sind ohne weiteres sichtbar, deshalb werden sie gescheut; jene, die entstehen, wenn nicht gearbeitet wird, zeigen sich mit Wucherzinsen in Siechtum, Krankheit, verminderter Arbeitskraft, vermindertem Volkswohlstand, Sinken der Volkskraft. Sorge für die Gesundheit ist stets billiger als Sorge für die Wiederherstellung der Gesundheit. Die Not ist groß, die Arbeit wird schwer, aber sie muß und wird in deutschem Geiste geleistet werden. Im deutschen Rhein tranken die Feinde ihre Kasse, im Innern frißt der Wurm, daher zunächst an die innere Arbeit!

## Staatsallmacht — Staatssohnmacht.

Von Franz Laufkötter.

### I.

Das Verhältnis zwischen Staat und Einzelmensch ist seit Jahrtausenden theoretisch erörtert und praktisch zu regeln versucht worden, ohne daß es bislang möglich gewesen ist, eine allgemein befriedigende Lösung zu finden. Der Staatsgedanke hat im Lauf der Menschheitsentwicklung mancherlei Wandlungen durchgemacht. Es hat Zeiten gegeben, in denen der Staat als die Verkörperung der höheren Sozialgerechtigkeit und das Symbol der Volkseinheit betrachtet wurde, weshalb man ihm eine schier unbeschränkte Gewalt über seine Bürger einräumte und ihm die weitestgehenden Aufgaben zuwies, und hinwiederum kennen wir Zeiten, in denen man die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht des Individuums für das höchste Gut erklärte, weshalb man die Staatsgewalt nach Möglichkeit zu beschränken suchte und ihr lediglich die Aufgabe zuschrieb, die Sicherheit des einzelnen Bürgers zu gewährleisten. Noch heute ist dies Problem nicht gelöst, noch heute schwankt die Auffassung zwischen Staatsallmacht und Staatssohnmacht hin und her, noch heute sucht die Menschheit die Mittellinie zwischen beiden Extremen.

Die altgriechische Theorie vom Staate, wie wir sie am schärfsten ausgeprägt bei Plato finden, sah in dem Staate den Inbegriff aller Sittlichkeit, die höchste und umfassendste sittliche Einrichtung, der sich alle anderen öffentlichen Veranstellungen sowie der Einzelmensch mit seinem Tun und Lassen unbedingt unterzuordnen hatte. Sie erwartete alles Heil vom Staate, dem jeder Zwang erlaubt war, sie wußte nichts von einem Gegensatz zwischen Staat und Mensch, die eine unauflöslche Einheit bildeten. Die Bürger waren in ihrem Denken und Fühlen und Handeln aufs innigste mit dem Staate verknüpft, die Unterwerfung unter die Anordnungen des Staates galt als eine sittliche Pflicht und eine Selbstverständlichkeit. Der moderne Begriff der bürgerlichen Freiheit, das heißt des Schutzes vor staatlichen Eingriffen in den Kreis des privaten Lebens und der persönlichen Angelegenheiten des einzelnen sowie überhaupt das Gefühl eines Interessengegensatzes zwischen Staat und Bürger ist den Griechen völlig fremd. Die praktische Folgerung dieser Auffassung war, daß man dem Staate das Recht zusprach, alle Ver-

hältnisse geistiger, sittlicher und wirtschaftlicher Art rückhaltlos zu ordnen und zu bestimmen.

Diesem Standpunkt gerade entgegengesetzt ist die moderne liberal-kapitalistische Theorie von der Staatsobnmacht. Sie betont die Gegensätzlichkeit der Interessen zwischen Staat und Individuum. Der Zwang, den der Staat auf seine Bürger ausübt, wurde als ein Unrecht und eine Anmaßung empfunden und als ein Hindernis für die freie Entfaltung der Persönlichkeit, weshalb es für dringend notwendig erklärt wurde, den einzelnen Bürgern möglichst große Bewegungsfreiheit einzuräumen und sie gegen die staatliche Reglementiererei zu schützen. Diese Auffassung des Verhältnisses zwischen Staat und Mensch entsprang im Grunde genommen der Überzeugung, daß der Staat nicht Selbstzweck sei, sondern nur Mittel zum Zweck, daß aber der Mensch allein den Zweck seines Daseins in sich trage und von niemandem als ein Mittel zum Zweck mißbraucht werden dürfe. Ein Grundsatz, der von Kant als das Fundament aller Sittlichkeit bezeichnet wird und in der Praxis die Forderung ergibt, daß der Staat der Bürger wegen da ist und nicht umgekehrt.

Die Wandlung des Staatsgedankens vom altgriechischen zum neuzeitlichen erklärt sich aus der Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Als der moderne Kapitalismus auf der Bildfläche erschien und seine jungen Glieder rechte, stieß er auf den Polizeistaat des aufgeklärten Despotismus, der durch ein Netz von Verordnungen und eine scharfe Kontrolle jede freie Bewegung hemmte und in Fesseln legte. Die Vielregiererei und die Reglementiererei der Obrigkeiten lastete wie ein Alp auf dem Wirtschaftsleben, und die Gewohnheit, alle wirtschaftliche Tätigkeit von rein fiskalischen Gesichtspunkten aus zu betrachten und zu behandeln, erschien als ein Hemmnis für die Entwicklung von der handwerksmäßigen Betriebsweise zur Manufaktur und zur Großindustrie. Der im Kapitalismus wohnende Ausdehnungstrieb forderte immer ungestüme Ellenbogenfreiheit und drängte nach einer Lockerung und völliger Beseitigung der bürokratischen Fesseln, wobei der Freiheitsdrang auf wirtschaftlichem Gebiet mit dem auf politischem Gebiet Hand in Hand ging. Der Hauptvertreter dieser Auffassung, Wilhelm v. Humboldt, erblickte das Ziel menschlichen Tuns und Lebens in der Ausbildung und Ausdehnung aller dem Menschen innewohnenden Kräfte, wozu die Befreiung von der staatlichen Bevormundung die erste und wichtigste Vorbedingung sei.

»Deshalb enthalte sich der Staat«, so schreibt er in seiner Schrift »Die Grenzen des Staates« vom Jahre 1832, »aller Sorgfalt für den positiven Wohlstand seiner Bürger und gehe keinen Schritt weiter, als zu ihrer Sicherstellung gegen sich selbst und gegen die auswärtigen Feinde notwendig ist. Zu keinem anderen Zwecke beschränke er ihre Freiheit.«

In einem ähnlichen Sinne äußerten sich zahlreiche andere bedeutende Männer jener Zeit. Die maßgebende Ansicht ging dahin, daß die Grenzen der staatlichen Wirksamkeit möglichst eng zu ziehen seien. Am liebsten hätte man den Staat zu einer Einrichtung gemacht, die gegen eine angemessene Bezahlung den Schutz der Bürger gegen Angriffe von außen und gegen Übergriffe im Innern besorgt und sich im übrigen um nichts kümmert. Die Antwort des Franzosen *Quésnay* auf die Frage *Ludwig XIV.*, was er tun würde, wenn er Staatslenker wäre: »Ich würde nichts tun!« erschien

als der Staatsweisheit höchster Schluß, und die Behauptung, daß jener Staat der beste sei, von dessen Existenz man am wenigsten merke, wurde für die vernünftigste Richtschnur aller Politik erklärt.

Man versteht denn auch den Hohn des Staatssozialisten Lassalle, wenn er von dem »N a c h t w ä c h t e r s t a a t« der Liberalen spricht. Die Staatsfeindschaft des Liberalismus entwickelte sich schließlich zu einer wirklichen Staatsverneinung. Die Individualisten hoben das souveräne Individuum auf den Thron und machten die Bürger mobil gegen den Zwangsstaat, der von Nietzsche als »der neue Götz«, als »das kälteste aller kalten Ungeheuer« und als »der Tod der Völker« bezeichnet wurde. »Wo der Staat aufhört, da beginnt erst der Mensch!« sagt Nietzsche, weshalb er die Menschen auffordert, die Fenster des Staatenbaus zu zerschlagen und ins Freie zu springen, um frische Luft zu atmen.

Offenbar ist die Theorie der Staatssohnmacht und der Staatsverneinung ein unvermeidlicher Rückschlag gegen den spätmittelalterlichen Polizei- und Bureaunkraftenstaat. Mit Recht betonten die führenden Geister jener Tage die Notwendigkeit eines Selbstbestimmungsrechtes der Bürger im Staate und einer Selbstverwaltung der städtischen und ländlichen Gemeinwesen. Und mit Recht forderten sie auch eine Selbständigmachung des Wirtschaftsmenschen gegenüber der Vormundschaft des »Vaters Staat«, weil sie hiervon ein starkes persönliches Verantwortlichkeitsgefühl und eine tatkräftige Initiative und damit erhöhte wirtschaftliche Leistungen erhofften. Es ging damals eine starke individualistische Strömung durch die Kulturmenschheit, die nicht nur in der Theorie stecken blieb, sondern auch praktische Folgerungen zog. Das Individuum sollte auf eigene Füße gestellt werden, es sollte im freien Spiel der Kräfte seine Glieder regen und dabei zeigen, was es zu leisten vermöge. Aus dieser grundsätzlichen Anschauung erklärt sich die Forderung, daß der Staat nicht das Recht habe, ins wirtschaftliche Leben im allgemeinen und in das Verhältnis zwischen Kapitalist und Arbeiter insbesondere einzugreifen, daß er vielmehr alles gehen und treiben lassen müsse, da es sich am besten von selbst regele. Daraus erklärt sich auch im weiteren die Organisationsfeindlichkeit jener Tage, die um der Freiheit willen den organisatorischen Zusammenschluß der einzelnen verbot, weil sie in der Organisation das Grab der persönlichen Freiheit erblickte.

## II.

Die gegensätzliche Spannung zwischen Staat und Individuum ließ im Laufe der folgenden Jahrzehnte allmählich nach, der Staatsgedanke gewann immer mehr an Kraft, und auch die entschiedensten Liberalen räumten schließlich dem Staate das Recht ein, nicht nur in das wirtschaftliche Leben regelnd und ordnend einzugreifen, sondern auch selbst alle möglichen wirtschaftlichen Aufgaben zu übernehmen. Strittig blieb nur die Festsetzung der Grenzschiede, bis zu der der Arm des Staates reichen durfte.

Beim Ausbruch und in den ersten Monaten des Weltkriegs trat diese Wandlung deutlich zutage. Bei uns in Deutschland — und auch in den anderen Ländern — zeigte sich, daß der staatliche Organismus als die Einheit der Bürger sich allgemeiner Anerkennung erfreute und allgemeines Vertrauen genoß. Die öffentliche Meinung rief laut und lauter nach der starken Hand des Staates, von der man insbesondere eine Wiederaufrich-

tung des zusammengebrochenen Wirtschaftslebens und eine Befundung der Lebensmittelverhältnisse erwartete. Tatsächlich bemächtigte sich denn auch der Staat des wirtschaftlichen Lebens, indem er gleichsam über Nacht Organisationen aus dem Boden stampfte, die er mit weitgehenden Befugnissen ausstattete, und indem er Gesetze und Verordnungen erließ, die die Gütererzeugung und Güterverteilung regeln sollten.

Ganz überraschenderweise beugten sich damals alle Bevölkerungsschichten der Autorität des Staates, und wenn auch an der Kriegswirtschaft, die man fälschlich Kriegssozialismus nannte, hier und da Kritik geübt wurde, so bestritt doch eigentlich niemand dem Staate an und für sich die Befugnis zu seinem Vorgehen. Der Glaube an die Allmacht des Staates war so stark, daß man den Behörden die weitestgehenden Befugnisse einräumte, und daß man den Einspruch der bestehenden wirtschaftlichen Organisationen, zum Beispiel der Genossenschaften, gegen ihre Ausschaltung geflissentlich überhörte. Er gewann immer neue Nahrung aus der Beobachtung, daß unser staatliches und wirtschaftliches Leben trotz des Krieges ruhig seinen gewohnten Gang ging und daß die Meinung derer zuschanden wurde, die da behauptet hatten, ein Weltkrieg bedeute den Zusammenbruch unserer Staats- und Wirtschaftsordnung. Es war eine Tatsache, daß der Staatsorganismus den Stürmen des Weltkrieges standhielt und daß er sich in den ersten Monaten des Krieges als ein Machtfaktor ersten Ranges erwies. Die Folge hiervon war, daß der moderne Staatsgedanke selbst in den Köpfen jener Leute an Boden gewann, die ihn früher bekämpft hatten, und daß sich eine staatssozialistische Strömung bemerkbar machte, die selbst die einschneidendsten Eingriffe in das private Eigentumsrecht und in die freie Bedarfsbestimmung des einzelnen billigte. Man kann wohl sagen, daß man damals dem Staate höchstens den Vorwurf machte, er tue in dieser Beziehung eher zu wenig als zu viel. Ein immer schärferes Zufassen wurde gefordert.

Diese Stimmung fand auch bald ihren theoretischen Ausdruck in den Schriften neuerer Philosophen, die wahre Hymnen sangen auf den Staatsgedanken und die Staatsautorität. So schreibt Chatterton Hill in einer Schrift über Staat und Individuum: »Heute ist nicht mehr die Religion, sondern der Staat das Symbol der Einheit eines Kulturvolkes, im Staate konzentriert sich die Organisation des sozialen Lebens, der Staat ist der Brennpunkt aller der mannigfaltigen, vielverzweigten Tätigkeiten, die die Existenz eines Kulturvolkes ausmachen. Die Aufgabe des Staates besteht darin, diese sämtlichen Tätigkeiten zu fördern, indem er sie zusammenfaßt und auf ein gemeinsames Ziel richtet, er soll in sich nicht nur die Einheit des Ganzen verkörpern, sondern er soll sie auch erhalten, und zwar soll er dies dadurch fertigbringen, daß er stets einen Ausgleich schafft zwischen den Interessen und Forderungen der einzelnen Menschen und der einzelnen Gruppen einerseits und dem Gemeinwohl andererseits. Der Staat ist die zentripetale Kraft, die imstande ist, alle zentrifugalen Kräfte, die auseinandergehenden Interessen, zu einem für das Gedeihen des Ganzen erforderlichen Gleichgewicht zu bringen. Daraus ergibt sich die Berechtigung eines staatlichen Zwanges ganz von selbst. Der Staat muß jenen Individuen eine Zwangsjacke anlegen, die nicht die nötige Einsicht und den nötigen Willen haben, ihr persönliches Interesse hinter das Allgemeininteresse zurückzustellen.«

Noch schärfer drückt sich ein anderer Schriftsteller, Karl Schmidt (Der Wert des Staates und die Bedeutung des einzelnen), aus, wenn er sagt: »Der Staat ist eine überindividuelle Persönlichkeit, die alle Individuen ergreift und in seinen Rhythmus einfügt, er ist der große Gedanke einer wirtschaftlichen, rechtlichen und moralischen Einheit, die er zu verwirklichen strebt. Für ihn ist jeder Mensch, und sei es der größte Fürst oder Staatsmann, lediglich ein Werkzeug zur Erreichung dieses Zweckes. Alle sind erfesbar und verschwinden, er allein besteht als die Verkörperung der Allgemeinheit. Der Staat ist die Hauptsache, die einzelnen sind belanglos, der Staat ist Selbstzweck, die Individuen sind nur Mittel zum Zweck. Der Wert eines Menschen wird gemessen an der Opferfreudigkeit fürs Ganze, an der Hingabe der gesamten Persönlichkeit an den Staat.« Ein Standpunkt, den der bekannte deutsch-amerikanische Professor Dr. Münsterberg zum Ausdruck bringt in dem Satze: »Nach deutscher Auffassung ist der Staat nicht für die Individuen da, sondern die Individuen sind für den Staat da!« Welcher Umschwung in der Auffassung seit jener Zeit, als Kant den Satz prägte, daß der Mensch immer nur Selbstzweck, aber niemals Mittel zum Zweck sein dürfe!

Die wissenschaftliche Begründung dieser Theorie wird meist nicht wie bei den alten Griechen aus den Geboten der Sittlichkeit entnommen, sondern aus der Biologie, die uns genauere und gründlichere Einblicke gewährt in die Lebensbedingungen der Menschen und Tiere. Sie lehrt uns, daß bei allen Lebewesen die Erhaltung der Art höher gewertet wird als die Erhaltung der Existenz des einzelnen Lebewesens. Die Natur opfert rücksichtslos zahllose Einzelwesen, damit die Art erhalten bleibt. Die Gattung lebt auf Kosten der einzelnen. In ganz gleicher Weise lehrt uns auch die Soziologie, daß der soziale Organismus höher steht als das Wohlergehen der Individuen, und daß letztere sich opfern müssen, wenn dies das Wohl des Ganzen erfordert. Die Menschheitsgeschichte ist nur ein einziger Beweis für die Tatsache, daß ein jeder sozialer Organismus zugrunde geht, in dem die einzelnen Glieder ihre persönlichen Interessen über das Gesamtwohl stellen, und daß die Entwicklung getragen wird von dem Gedanken des Solidarismus, der Aufopferung des einzelnen für die Allgemeinheit. Wo dieses Bewußtsein nicht lebendig ist in einem Volke, wo das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht entsprechende Taten zeitigt, da ist der Zusammenbruch und der schließliche Untergang unvermeidlich. Deshalb ist der Individualismus in der Theorie sehr schön, in der Praxis aber führt er ein Volk ins Verderben.

In den ersten Monaten des Krieges hatte der Solidarismus das deutsche Volk in seinen Bann geschlagen, doch flaute diese Stimmung bald ab. In weiten Schichten der Bevölkerung gewann man den Eindruck, daß wenigstens der gegenwärtige Staat weder die Fähigkeit noch auch den Willen besäße, das Allgemeinwohl zur einzigen Richtschnur seines Tuns und Lassens zu machen. Die Interessengegensätze trafen in die Erscheinung, und je schwächer die Verhältnisse wurden, desto mehr merkte man, daß der Staat der alle Klassenstaat geblieben war. Innerhalb des Volkes verblähte das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der persönliche Eigennuß und der Klassenegoismus wurde immer stärker und feierte zuletzt die wildesten Orgien. Vergewaltigte der Staat diesen Feind zu bändigen, er griff entweder zu zögernd ein oder er nahm bewußterweise allzuviel Rücksicht auf die Inter-

essen der bevorzugten Volksgruppen. Besonders die Erzeuger, die Bauern und Industriellen, wurden überall bevorzugt, und auch das Händlertum, die Schieber und Spekulanten hielten reiche Ernte. Die Folge davon war, daß in den Schichten der Verbraucher eine wachsende Unzufriedenheit entstand und daß die Mißstimmung gegen die Behörden immer größer wurde. Man sprach nun allgemein von der Ungeschicklichkeit, Unfähigkeit und Ungerechtigkeit der staatlichen Organe, und es entwickelten sich immer stärkere innere Widerstände gegen ihre Anordnungen.

An diesen inneren Widerständen mußte die staatliche Kriegswirtschaft scheitern. Heute ist der Glaube an die Wirksamkeit des Staates in den bürgerlichen Schichten fast völlig geschwunden, und der Gedanke der freien Wirtschaft gewinnt wieder festig an Boden.

(Schluß folgt.)

## Der Kapitalismus in der Steuerpolitik.

Von Hermann Struck (Köln am Rh.).

### I.

Als Erzberger sich der Nationalversammlung als Reichsfinanzminister vorstellte und in seiner Programmrede verkündete, daß er gerechte Steuern wolle, die jeden nach seiner Leistungsfähigkeit anfassen, daß also das Kapitaleinkommen eine erhebliche Vorbelastung vor dem Arbeitseinkommen erfahren müsse und ein guter Finanzminister der beste Sozialisierungsminister sei, fragte man sich in sozialistisch gesinnten Kreisen mit Verwunderung, ob dieser vielgewandte Zentrumsmanu nun wirklich die von der Sozialdemokratie in Jahrzehnten mühselig besorgte Aussaat abernten und mit der Ernte einen unbezahlbaren Agitationsstoff in die Scheuern seiner Partei heimfahren werde. Und als er die Kriegsabgabe vom Vermögenszuwachs von seinem Amtsvorgänger übernahm und dazu noch als Produkt eigener Finanzministerieller Tätigkeit den Entwurf eines Reichsnotopfers vorlegte, da konnte man vollends glauben, daß er dem Kapitalismus ans Leder wolle und die sozialistischen Parteien in ihrer antikapitalistischen Frontstellung in das zweite Treffen drücken werde. Doch weit gefehlt. Wenn man näher zusieht, so bemerkt man, daß er sich — ohne ihm die bona fides absprechen zu wollen — aus der kapitalistischen Denkweise nicht zu befreien vermag und die gegen den Kapitalismus gerichtete Affäre nur ein Scheinmanöver ist.

Mit der Bestimmung im § 29 des Notopferentwurfes nämlich, daß der Abgabepflichtige den Abgabebetrag dem Reiche gegen fünfprozentige Verzinsung schuldig bleiben dürfe, wird der Charakter der Steuer als direkte Abgabe in sein Gegenteil verkehrt. Der Grundgedanke des Entwurfes ist doch, die Kreise heranzuziehen, die im Kapitalbesitz entbehrliche Einkommensquellen haben, um diejenigen schonen zu können, welche auf ihr bloßes Arbeitseinkommen angewiesen sind. Der Vorgang spielt sich aber so ab, daß der fällig gewordene und in das Eigentum des Reiches übergegangene Abgabebetrag dem Steuerpflichtigen als Darlehen überlassen wird, das dem Reiche zu verzinsen und in mäßigen Raten (in dreißig Jahren) zu amortisieren ist. Zins und Amortisationsquote wirtschaftet der Darlehensschuldner, der kapitalistische Unternehmer aus seinem Betrieb heraus, das heißt er wälzt die Abgabe auf die Käufer seiner Erzeugnisse, allgemein gesprochen, auf den

Verbraucher ab. Mit anderen Worten: nicht der Unternehmer, sondern der Konsument zahlt die Abgabe; sie ist zur indirekten Steuer geworden.

Man wende nicht ein, daß die Konkurrenz unter den Unternehmern die Einkalkulierung von Zinsen und Amortisationsquote nicht gestatten werde. Bei dem Riesenbedarf an Wirtschaftsgütern nach diesem Kriege wird umgekehrt der ohne Reichsdarlehen arbeitende Unternehmer die Möglichkeit haben, der höheren Preisstellung des mit dem Darlehen belasteten Konkurrenten zu folgen. Überdies unterscheidet sich das Reichsdarlehen in keiner Weise von einem aus privater Hand gewährten Darlehen, dessen Verzinsung und Amortisation jeweils aus dem Betrieb herausgewirtschaftet, also auf den Konsumenten abgewälzt wird.

Es gibt nur einen Weg, zu verhüten, daß das Notopfer in den Fällen, in denen der Abgabebefrag nicht flüssig gemacht werden kann, in eine indirekte Steuer umgewandelt werde: die gemischtwirtschaftliche Beteiligung des Reiches an den wirtschaftlichen Unternehmungen in demjenigen Verhältnis, in dem der verschuldete Abgabebefrag zum Betriebskapital steht. Diese Bestimmung hätte zweifellos auf seiten der Abgabepflichtigen zur Folge, daß sie sich ernstlich bemühten, die Abgabe in bar zu leisten, während sonst von der Option, sie dem Reiche gegen Zins schuldig zu bleiben, weitestgehender Gebrauch gemacht werden wird. Denn für den Unternehmer gäbe es gar keinen angenehmeren Darlehensgläubiger als das Reich mit seinen mäßigen Sätzen für Zinsen und Amortisation, die beide zusammen vielfach hinter den Kosten der Kapitalbeschaffung aus privater Hand mit wechselndem Diskont und steigenden Provisionen zurückbleiben werden. Auch würde der Unternehmer das Reich dem privaten Darlehensgläubiger schon deshalb vorziehen, weil dieser viel mehr Zeit und Sachkenntnis zu lästiger Fürsorge für seinen Schuldner in Gestalt regelmäßiger Geschäftskontrollen hätte.

Die gemischtwirtschaftliche Beteiligung des Reiches dagegen schreckt den Unternehmer ganz anders, wenn ihm auch, soweit er persönlich haftender Betriebsinhaber ist, vom Gewinn ein angemessener Teil vorab als »Unternehmerlohn« zuzubilligen wäre, so müßte er nun doch den anteilmäßigen »Unternehmerprofit« an das Reich abführen. Es flöße auf diese Weise an das Reich als die Verkörperung der Gesamtheit wieder zurück, was der Unternehmer mit Hilfe der ihm von der Gesamtheit überlassenen Mittel aus ihr selbst herauszieht. Doch auch diese Regelung bliebe nur eine Behelfsmaßnahme.

## II.

Es ist an der Zeit, erneut darauf hinzuweisen, daß die indirekten Steuern des der Nationalversammlung vorliegenden Steuerbündels die Kaufkraft unseres Geldes und den erschreckenden Tiefstand unserer Valuta noch mehr und zwar in gewaltigem Ausmaß herunterdrücken werden. Durch indirekte Steuern wird eben niemals die Abgabe wirklichen Geldwertes erzielt. Die Umsatzsteuer bietet ein eklatantes Beispiel dafür. Wenn zur Erwerbung eines Gebrauchsgegenstandes im Werte von 20 Mark künftig 25 Mark erforderlich sind, weil er, vom Rohstoff an, bis er in die Hand des Verbrauchers gelangt, wohl sechsmal der Umsatzsteuer unterliegt, so ist eben bloß sein Preis, nicht aber sein Nutzwert gestiegen. Es hat sich also nur eine Verdünnung des Geldwertes vollzogen, so daß das Reich schließlich zahlenmäßig

zwar hohe, aber stark entwertete Gelder aus den Steuern zieht. Die Folge ist, daß der Staat zur Bestreitung selbst gleichbleibender sachlicher Bedürfnisse immer wieder nach größeren Mitteln suchen muß und auf diese Weise neben anderen Faktoren selbst zu seinem eigenen Schaden zur Verteuerung der gesamten Lebenshaltung beiträgt. Nicht minder aber verschärft der Staat den unaufhaltsam sich vollziehenden Verteuerungsprozeß durch Auflage direkter Steuern bei alleiniger Anwendung der bisherigen Steuerquellen. Denn der Steuerzahler kommt materiell erst in die Lage, die direkten Steuern zu leisten, wenn er sich den hierfür erforderlichen Betrag durch Einrechnung in seine Preis- oder Lohnforderung hereingeholt hat. Diese Überlegung führt dazu, einen anders gearteten Steuerschlüssel zu suchen, einen Steuerschlüssel, der dem Staate wirkliche Einnahmequellen erschließt, ihm neues Geld und nicht nur verdünnten Geldwert zuführt.

Diese neue steuerliche Grundlage kann nur in der gesetzlichen Begrenzung des Unternehmerprofits im Verhältnis zur Leistung gefunden werden. Der Sinn dieses Satzes sei an einem einfach gewählten Beispiel erläutert.

Baut ein Unternehmer Maschinen im Herstellungswert, einschließlich Unkosten und Löhne von 100 000 Mark, so solle er 3 Prozent, das heißt 3000 Mark, daran verdienen dürfen, den Mehrerlös aber als Abgabe an das Reich abführen. (Steuertechnische Einzelheiten und Selbstverständlichkeiten können hier übergangen werden.) Was wäre die Folge eines derartigen Steuergesetzes, das nach demselben Grundgedanken auf alle gewerbmäßig betriebenen Unternehmungen, einschließlich der Landwirtschaft, zu erstrecken wäre?

1. Wünscht der Unternehmer 6000 Mark zu verdienen, so muß er die Leistung verdoppeln und für 200 000 Mark Maschinen bauen, das heißt, er muß die Produktion steigern und der doppelten Anzahl Arbeiter Brot geben.

2. Wächst der Gewinn über 3000 bzw. 6000 Mark hinaus, durch günstige »Konjunktur«, also durch vom Willen des einzelnen unabhängigen Verhältnisse, in welche die Allgemeinheit geraten ist, so fließt der Konjunkturgewinn, an dem der Unternehmer kein persönliches Verdienst hat, nicht in seine Taschen, sondern kommt der Allgemeinheit in Form der Abgabe zugute.

3. Wächst der Gewinn durch Findigkeit der Ingenieure, durch Geschicklichkeit oder Materialeinsparung seitens der Arbeiter, so wird der Unternehmer bei der dem Menschen angeborenen Steuerflucht es vorziehen, den Mehrerlös zur besseren Entlohnung der das Unternehmen fördernden Mitarbeiter zu verwenden.

4. Alle Preisvereinbarungen unter Konkurrenten zum Nachteil der Verbraucher werden, da die höheren Gewinne doch an die Steuerbehörde abgeliefert werden müssen, zwecklos.

Es mag nun eingewendet werden, daß eine Steuer, deren Anlage schon wie unter Punkt 3 ausgeführt, ihre Umgehung begünstigt, dem Reich niemals große Mittel zuführen könne. Sie ist auch gar nicht als Finanzsteuer, sondern in erster Linie als Prohibitiv-, als Schutzsteuer gedacht, und ihr Zweck ist erfüllt, wenn sie unser Geld vor der nun in ein galoppierendes Stadium getretenen Entwertung schützt. Sie erreicht dies vornehmlich durch Abschnürung des Konjunkturgewinns (siehe oben unter

Punkt 2), der die Wurzel des sozialen und wirtschaftlichen Elends ist. Es sei hier gestattet, etwas ausführlicher auf den Konjunkturgewinn einzugehen.

Im Kriege gab es für zwei Dinge eine Konjunktur, das heißt ein Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage: für Heeresbedarf und für Lebensmittel. Es war leicht, zwei Arten, in denen diese Konjunkturen ausgenutzt werden konnten, zu unterscheiden. Die eine Art suchte durch gesteigerte Produktion der gesteigerten Nachfrage zu entsprechen. Wenngleich es gewiß nicht pure Vaterlandsliebe gewesen ist, welche die Unternehmer bewog, ihre Betriebe zu vergrößern und gewaltige Anstrengungen zur Befriedigung des gestiegenen Heeresbedarfs zu machen, wenngleich diesen Anstrengungen in den weitaus meisten Fällen recht eigennützige Motive zugrunde lagen, so wird man doch anerkennen müssen, daß hier der Eigennuß die gesunde Wirkung übte, dem Vaterland zu dem Verteidigungskrieg, in dem wir alle zu stehen glaubten, das Rüstzeug zu liefern. Die andere Art der Konjunkturausnutzung schlug den umgekehrten Weg ein. Sie hielt mit den notwendigsten Erzeugnissen so lange zurück, bis die Not und damit ihr Preis am höchsten gestiegen waren. Es erübrigen sich weitere Worte, um klarzumachen, daß die erstere Art Förderung verdiente, die zweite aber mit allen verfügbaren Mitteln unterbunden werden mußte, was bei Anlage und Durchführung des Hindenburgprogramms kurzfristigerweise unterlassen wurde. Auf die zweite Art entstehende Konjunkturgewinne wachsen dem Unternehmer immer ohne persönliches Zutun, ja aus der Notlage, in die die Allgemeinheit geraten ist, zu. Was der Unternehmer als »günstige Konjunktur« bezeichnet, ist vom Standpunkt der Allgemeinheit aus immer ungünstige Konjunktur, und deshalb sollte es selbstverständlich sein, daß derartige Gewinne nicht in die Tasche des Unternehmers gehören, sondern im Wege der vorgeschlagenen Abgabe an die Allgemeinheit zurückfließen beziehungsweise an ihrer Entstehung schon gehindert werden müssen; denn sie sind die wahre Ursache der Verteuerung aller Bedarfsgüter, die ihrerseits wieder die Erhöhung der Arbeitslöhne als zwangsläufige Folge nach sich zieht. Werden sie aber abgeschnürt, so daß die Bedürfnisse des Lebensunterhalts mit kleineren Zahlungsmitteln befriffen werden können, so würden die unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu ewiger Unzulänglichkeit verdammt Lohnerhöhungen und damit die unaufhaltsame Wechselwirkung zwischen wachsenden Produktionskosten und steigendem Kapitalgewinn ein Ende finden. Und der Staat brauchte nicht mehr fortgesetzt für höhere Einkünfte seiner Beamten zu sorgen, nicht fortgesetzt nach größeren Mitteln zur Befreiung seiner Sachbedürfnisse zu suchen. Erst wenn er das vorgeschlagene Prohibitivmittel gegen das Einkalkulieren der direkten Steuern anwendet, zieht er aus ihnen neues, wirkliches, aus der Leistung gewonnenes Geld, nur so einen Anteil des Ertrags der neuen Werte schaffenden Arbeit. Erst dann entsprechen die direkten Steuern aus dem Einkommen usw. dem von Erzberger verkündeten Erfordernis der Gerechtigkeit, jeden nach seiner Leistungsfähigkeit anzufassen, während ohne dieses Prohibitiv jeder Gradmesser der Leistungsfähigkeit versagt und bei genügender Entwicklung der Fähigkeit, größere Lasten mit entsprechend größerer Geschicklichkeit auf andere Schultern abzuwälzen, scheitert. Auf diese Weise erst wird der Vorsprung des Geldmonopolisten vor dem Unbemittelten, der im Einsacken des Konjunkturgewinns besteht, herabgemindert. Denn das Geheimnis des so-

zialen Ausgleichs besteht nicht in der zeitweiligen Wegsteuerung der aus arbeitslosem Einkommen erzielten Kapitalanhäufung, deren Möglichkeit schon die Quelle der sozialen Ungleichheit ist und welcher während der Dauer ihres eigenen Akkumulationsprozesses zu viel Zeit zur schlimmsten Auswirkung bleibt; das Geheimnis besteht vielmehr darin, diesen Prozeß schon in seiner Entwicklung zu hindern, kurz, an die Stelle kapitalistischen, bloß zahlenmäßigen Mehrwerts den aus gesteigerter Arbeit erzielten, das heißt wirklichen Mehrwert zu setzen. Wird demnach die im § 29 des Notopferentwurfs offen gelassene Lücke nicht verstopft und nicht gleichzeitig die Begrenzung des Gewinns nach dem Maße der Leistung zum Gesetz erhoben, dann ist auch das Notopfer ein in seiner Wirkung zeitlich sehr begrenzter Behelf. Es bleibt das Unterscheidungsmerkmal zwischen sozialem Zentrumsgeist und aufrichtig sozialistischem Geiste in der Steuerpolitik bestehen. Möge sich Erzberger nun nicht allein bona fide als guter Finanzminister, sondern de facto als Sozialisierungsminister erweisen. Die sozialistischen Parteien würden ihm neidlos der guten Sache wegen seinen Erfolg als den eines gelehrigen Schülers gönnen.

## Unsere Bildungsarbeit.

Von L. Radlof (Bremerhaven).

Je tiefer wir uns in die eigentlichen Bildungsaufgaben versenken, um so mehr müssen wir zu der Überzeugung kommen, daß wir uns in den Städten mit einer kräftig pulsierenden Arbeiterbewegung von dem Einfluß der Zentrale in Berlin lösen müssen. Das soll nicht in dem Sinne gemeint sein, als ob wir in der »Provinz« nun überhaupt nichts mehr von Berlin wissen wollten, sondern daß wir uns so viel wie möglich auf eigene Füße zu stellen haben. Der Zentralbildungsausschuß hat der Arbeiterbewegung im ganzen Reiche ganz zweifellos zahlreiche und befruchtende Anregungen auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet gegeben, und er wird in dieser Hinsicht auch weiter eine umfassende Initiative entfalten müssen, indem er wie ein Gärtner neuen gesunden Samen über die Lande streut. Doch glaube ich, daß er sich künftig weniger damit zu beschäftigen haben wird, uns Redner mit Vorträgen über die verschiedensten Fragen zu senden, als vielmehr sich in weiser Mäßigkeit darauf zu beschränken hat, Winke und Anregungen bei der Aufstellung von Programmen für den Herbst und Winter zu geben. Nur dann soll er uns mit rednerischen Kräften unterstützen, wenn es sich um ein Tieferschürfen, um wissenschaftliche und künstlerische Fragen handelt, die von hervorragenden Pädagogen behandelt werden müssen.

Was Genosse Richard Woldt in Nr. 9 der Neuen Zeit über unsere Bildungsaufgaben gesagt hat, verdient sicher die weiteste Beachtung. Auch ich schätze die Genossen Duncker, Rühle und andere Wanderredner als tüchtige Pädagogen; aber wir müssen unser Bildungswesen jetzt anders fundamentieren. Ich glaube sogar, wenn heute in der Arbeiterbewegung eine entsetzliche Verwirrung über die Wege und Ziele zum Sozialismus besteht, nicht zum wenigsten daran die Lehrmethoden unserer Redner, die früher von der Zentrale in das Land geschickt wurden, einen beträchtlichen Anteil haben. Sonst wäre es zum Beispiel unverständlich, wie man nun nach der Revolution die Organisationen, denen die Arbeiterbewegung ihren Aufstieg verdankt, einfach beiseite schieben möchte. Wenn es richtig ist, daß die Theorie die Praxis befruchten soll, so ist es nicht weniger richtig, daß die Praxis die Theorie korrigieren muß.

Wenn ich also in gewissem Sinne für ein »Los vom Zentralbildungsausschuß!« plädiere, so tue ich es mit der vorerwähnten Einschränkung, daß über alle Fragen

der sozialistischen Lehre auch in Zukunft die Zentralstelle uns Redner stellen möge. Das bezieht sich ferner auf gewisse Fragen der Wirtschaft, der neutralen Wissenschaften und auf das rein künstlerische Gebiet.

Wir an der nordischen Wasserkante sind nun nicht so reichlich gesegnet mit Rednern wie der Westen, von dem Genosse Woldst erzählt. Wir in den vier Unterweserstädten (Bremerhaven, Lehe, Geestemünde und Wulsdorf) haben ein zusammenhängendes Wirtschaftsgebiet mit rund 100 000 Einwohnern, das hoffentlich bald auch politisch zusammengeschlossen sein wird. Immerhin zählen wir in unseren Reihen eine Anzahl Redner, die über Sozialismus und Wirtschaftsgeschichte Vorträge halten könnten. Für Betriebskunde, Redübungen, Rechtschreiben, Stilkunde, Industrie-, Handels- und Gewerbelehre müßten natürlich geschulte Kräfte aus dem Lehrerstand (Volkschul- und Handelslehrer) gewonnen werden. Wo das nicht möglich wäre, müßten aus Bremen, Hamburg, Hannover die nötigen Kräfte herangezogen werden. Aber bei all diesen Plänen muß uns als Ziel stets vor Augen schweben, daß sich die Städte möglichst unabhängig machen müssen. Ganz wird das nie möglich sein, weil das leicht zur Versimpelung führen könnte; man muß aber festhalten, daß auch die anderen Städte in Zukunft eine umfassende Bildungsarbeit zu leisten haben werden und deshalb schon größere Selbständigkeit der einzelnen Orte und Städte nötig ist. Die zentrale Bildungsarbeit muß — das ist der Sinn meiner Worte — mehr und mehr durch die dezentrale Bildungsarbeit abgelöst werden.

Gründliche Bildungsarbeit ist nur zu leisten, wenn wir möglichst bei der Jugend anfangen. Damit sage ich nicht, daß nun die Alten, die Funktionäre usw., ausgeschaltet werden sollen. Im Gegenteil. Für diese wird Arbeit in Hülle und Fülle vorhanden sein. Die Jugend aber soll organisatorisch, rednerisch und mit einem guten Stil ausgerüstet werden. Wilhelm Voelsche brauchte einmal den Satz, daß man mit einem guten Aufsatz durch die ganze Welt käme. Wenn dazu dann eine gesunde Grundauffassung der Zusammenhänge des Wirtschaftslebens kommt, schaffen wir ein tüchtiges Stück Bildungsarbeit. Unsere Jugend muß ferner auch durch die Vorträge und Kurse eine bessere Kenntnis der engeren Heimat erhalten. Nicht nur bezieht sich das auf Land und Leute der näheren und weiteren Umgebung, auch die Wirtschaftsentwicklung der Heimat muß ihr vermittelt werden. Bisher bestand unsere Arbeit vielfach darin, für die großen Städte zu arbeiten. Hatten die Neugeborenen Einsicht in die politischen Verhältnisse erlangt, zogen sie in die Großstädte. Indem wir in unseren neuen Mitarbeitern die Liebe zur Heimat großziehen, erhalten wir uns einen größeren Stamm von Kräften in der Agitation und Organisation.

Wenn nun aber für die erwähnten Themata und Kurse Redner gewonnen werden sollen, so wird die Finanzfrage nicht die letzte Rolle spielen. Selbst einfache Vorträge werden nicht mehr so wie früher honoriert werden dürfen. Die Organisationen sollten sich mit der Finanzierung der Vorträge gründlich beschäftigen und Mindestsätze feststellen. Die geistige Arbeit muß höher eingeschätzt werden. Bisher hat es daran gefehlt.

## Literarische Rundschau.

Wie war's? Ein Nachschlagebuch über die Streitfragen des Weltkriegs. Berlin-Zehlendorf, Reichsverlag von Hermann Kalkoff. 466 Seiten. Preis geheftet 5 Mark.

Der Weltkrieg ist nicht nur mit militärischen und wirtschaftlichen Machtmitteln, mit Kanonen, Flugzeugen, Unterseebooten und Blockademaßnahmen geführt worden, sondern nicht minder mit »geistigen« Waffen — wenn man dieses Wort auf diese Fälle anwenden darf —, mit den Mitteln der Fälschung amtlicher Akten, mit gemeinen Anschuldigungen, Verleumdungen, Verdrehungen, verlogenen Ausfagen usw.

Besonders hat die Entente durch ihren überlegenen Press- und Nachrichtendienst es meisterhaft verstanden, gegen Deutschland und das deutsche Volk einen Verleumdungsfeldzug zu organisieren, dessen Kampffeld fast die ganze Welt umspannte und in dem mit noch widerlicheren Mitteln gearbeitet wurde als auf dem Schlachtfeld. Wenn im verzweifelten Ringen von den feindlichen Heeren giftige Gase angewendet wurden, läßt sich das, wenn auch nicht rechtfertigen, so doch bis zu gewissem Grade aus der gegenseitigen Kampferbitterung und Kampfnot erklären, handelte es sich doch meist um das physische Sein oder Nichtsein, um das eigene Leben. Dagegen läßt sich für den Kampf aus dem gesicherten, nicht bedrohten Hinterhalt, mit bewußten Fälschungen und Lügen dieses Entschuldigungsmoment kaum geltend machen.

Die vorliegende Schrift hat sich die Aufgabe gestellt, eine Reihe der in gegnerischen amtlichen Berichten und in Zeitungen erhobenen Anschuldigungen und Verleumdungen nachzuprüfen und ihre Unrichtigkeit oder Unsinnigkeit nachzuweisen. Einer Anzahl von Berichten über deutsche Greuel im Felde und daheim, über angeblich von deutschen Soldaten begangenen Kinderschändungen, mutwilligen Zerstörungen, Gefangenmißhandlungen, Neutralitätsbrüchen, Plünderungen, Vergiftungen usw. werden die amtlichen Feststellungen oder die Aussagen deutscher und feindlicher Zeugen gegenübergestellt, oder es wird aus den Widersprüchen und Ungereimtheiten der verschiedenen feindlichen Angaben dargetan, daß sie unmöglich wahr sein können.

Bei vielen Anschuldigungen ist das zweifellos gelungen; andere erscheinen noch immer nicht genügend aufgeklärt, so daß neue Nachforschungen nötig sein werden. In nicht wenigen Fällen wird freilich heute, wo noch gegenseitige Gerechtigkeit und Niedergeschlagenheit, Erschöpfung und Siegesübermut die Gemüter in ihrem Bann hält, jede Untersuchung versagen. Erst in einer späteren, objektiver urteilenden Periode wird sich aus dem Studium der Aktenstücke, des Auftauchens und der Verbreitung mancher Gerüchte ihre Entstehung und Entstellung mit einiger Sicherheit nachweisen lassen. Nicht wenige Verleumdungen aber werden wohl nie völlig aufgeklärt werden. Immerhin hat die angezeigte Schrift einen gewissen Wert. Gar mancher, der von dieser oder jener Sache gehört hat, möchte heute gerne wissen, was sich in bezug auf sie als richtig oder falsch herausgestellt hat. Und noch häufiger wird sicherlich später, wenn die heutige Abspannung und Verwirrung der Vergangenheit angehört, oft die Frage auftauchen: »Was ist denn von all den widerspruchsvollen Anschuldigungen eigentlich richtig gewesen?« In dem vorliegenden Buche findet man, wenn auch lange nicht über alle, so doch über manche Verleumdungen Aufschluß.

Heinrich Cunow.

Professor Karl Broßmer, **Gesunde Jugend**. Göttingen 1910, Vandenhoeck & Ruprecht. 25 Seiten. Preis 80 Pfennig.

Professor Dr. A. Ritschl, **Was sollte man von Bau und Tätigkeit des menschlichen Bewegungsapparats wissen?** Ebenda. 67 Seiten. Preis 1,40 Mark.

Professor Dr. L. Aschoff, **Was sollte man vom inneren Aufbau des menschlichen Körpers und dessen Erkrankungen wissen?** Ebenda. 54 Seiten. Preis 1,40 Mark.

Der Beginn einer Sammlung von Flugschriften für Deutschlands Söhne, betitelt »Gesundheit und Kraft«. Das erste Heft bringt Jugendpflege und Jugendfürsorge; das zweite will jedem, der eine körperlich verfeinerte Tätigkeit ausübt, die Grundzüge jener Einrichtungen des Körpers darun, die sie ermöglichen, und dadurch zur Selbstbeobachtung anregen. Das dritte Heftchen beschreibt den Aufbau des Körpers und bringt zum Schluß die äußere und innere Reinlichkeit, das Altern und den Krebs im Anschluß daran.

Die Schriftchen sind gut geschrieben. Sie können als Grundlage für Velehungen dienen.

Dr. B.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 24

Ausgegeben am 12. September 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Zur nord-schleswigschen Frage.

Von Dr. Thomas Otto Achelis (Hadersleben).

Als 1864 die Herzogtümer Schleswig und Holstein von Preußen und Österreich erobert worden waren, hielt der Oberbürgermeister Seidel in Berlin beim Einzug der Truppen eine Rede, in der er das »spröde Erz« der schleswig-holsteinischen Bevölkerung »Preußens strenger Zucht und Ordnung und staatsbildender Kraft« empfahl.<sup>1</sup> Die Früchte der preussischen »falschen Nationalitätenpolitik«<sup>2</sup> bekommen wir jetzt zu schmecken. Am 14. November 1918 teilte der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Dr. Solf dem damaligen deutschen Reichstagsabgeordneten, jetzigen dänischen Minister Hans Peter Hanssen brieflich mit, daß die deutsche Regierung bereit sei, entsprechend dem von ihr angenommenen Friedensprogramm des Präsidenten Wilson die nord-schleswigsche Frage auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechts der Völker zu lösen. Inzwischen ist im Versailler Friedensvertrag festgesetzt, daß entsprechend den Beschlüssen des dänischen Wählervereins in Nord-schleswig die Bevölkerung in Nord-schleswig bis zur sogenannten Clausenschen Linie — südlich Hoyer, Tondern, Fröslev, nördlich Flensburg — en bloc, in Mittelschleswig dagegen gemeindeweise abstimmen soll, ob sie bei Preußen verbleiben oder wieder an Dänemark zurückfallen will. Nach dem Ausfall dieser Abstimmungen in Nord-schleswig (Zone I) und Mittelschleswig (Zone II) soll die Grenze festgesetzt werden.

Auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Völker soll die nord-schleswigsche Frage gelöst werden, dieses soll zu einer Verständigung führen. Nicht von geschichtlichen Rechten ist ausgegangen, weder von dem Freiheitsbrief Christians I. vom 6. März 1460, daß Schleswig und Holstein »ewig tosamede ungedeckt« bleiben sollen, noch von dem § 5 des Prager Friedens vom 23. August 1866, daß die Bevölkerungen der nördlichen Distrikte von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen. Deshalb sind alle Gründe, die von deutscher Seite für ein ungekluftes Schleswig-Holstein, von dänischer für die Schlei-Danneverk- oder die Eidergrenze<sup>3</sup> geltend gemacht werden, indiskutabel. Ebenso sind aus gleichem Grunde die Hinweise auf die Wahlergebnisse von 1867, die noch für Flensburg eine dänische Majorität ergaben, zurückzuweisen. Es handelt sich um das Selbstbestimmungsrecht der jetzigen Bevölkerung.

<sup>1</sup> Otto Ribbeck, ein Bild seines Lebens aus seinen Briefen 1848 bis 1898 (1901), S. 197, 198. Jansen-Samwer, Schleswig-Holsteins Befreiung (1897), S. 421, 422.

<sup>2</sup> Hans Delbrück, Preussische Jahrbücher, 149. Band (1912), S. 520.

<sup>3</sup> Wilhelm Marstrand, Gränsepörögsmålet, Köbenhavn 1919.

Es verdient alle Anerkennung, daß zur Durchführung einer einigermaßen gerechten Selbstbestimmung viel geschehen ist und geschieht. Stimmberechtigt sind alle Personen, die über zwanzig Jahre alt und in Nordschleswig geboren sind, und alle, die zwanzig Jahre dort ansässig waren. Ebenso ist es gerecht, daß man allen Personen, die während der preussischen Zeit ausgewiesen wurden, das Stimmrecht erteilt hat. Eine übertriebene Forderung, die natürlich nicht anerkannt worden ist, war es, auch den Toten Stimmrecht zu erteilen, man wollte sie zwar nicht aus ihren Gräbern erstehen lassen, sondern ihren Nachkommen Zusatzstimmen verleihen. Ferner werden alle im Heeresdienst stehenden Personen zur Abgabe ihrer Stimme nach Nord- bezw. Mittelschleswig beurlaubt und die Kriegsgefangenen aus den Ländern der Entente zurückgeschickt.

Die Gerechtigkeit, welche in der Erteilung des Stimmrechts geübt ist, um allen Nordschleswigern die Äußerung ihres Willens zu ermöglichen, vermag ich nicht zu erblicken in der Methode der Abstimmung. Warum läßt man in Nordschleswig en bloc, in Mittelschleswig gemeindeweise abstimmen? Seit über einem halben Jahre lege ich mir diese Frage vor und finde keine befriedigende Antwort darauf. Und wen ich auch gefragt und um eine Antwort gebeten habe, niemand konnte sie mir geben. Um wirklich den Willen der Bevölkerung zunächst einmal festzustellen — die Frage der Grenzregulierung ist doch nicht dem Grade, wohl aber der Zeit nach sekundär —, scheint mir nur eine gemeindeweise Abstimmung geeignet. Soll aber doch en bloc abgestimmt werden, warum dann nicht in Mittelschleswig so gut wie in Nordschleswig?

Um die Bedeutung dieser Frage zu ermessen, muß man Nordschleswig kennen. Ein alter Vers spricht von dem Lande, wo »der dänische Pflüger den Deutschen, dieser den Dänen versteht«. <sup>1</sup> Es ist ein gemischtes Land, im wesentlichen von Bauern bewohnt. Der Wunsch, daß Nordschleswig an »das Königreich«, wie man hier oben sagt, kommt, ist jetzt nicht von der dänischen Regierung ausgesprochen worden, sondern von der dänisch gesinnten Bevölkerung Nordschleswigs, welche der Wählerverein vertritt. Für diese Bevölkerung ist der Wunsch nicht in erster Linie ein politisches Programm gewesen — strategisch und militärisch bedeutet die Erwerbung Nordschleswigs für Dänemark keinen großen Gewinn —, sondern eine Gefühlssache, die Wiedervereinigung ist eine Herzensangelegenheit der Dänen nördlich und südlich der Königsau seit 1864. Bismarck hat nach dem Abschluß des Prager Friedens in einer Rede im Preussischen Landtag am 20. Dezember 1866 bemerkt: »Ich bin stets der Meinung gewesen, daß eine Bevölkerung, die wirklich in zweifellos und dauernd manifestiertem Willen einem unmittelbar angrenzenden Nachbarstaat ihrer Nationalität angehören will, keine Stärkung der Macht bildet, von welcher sie sich zu trennen bestrebt ist.« <sup>2</sup> Und ebenso erklärte Hans Delbrück, <sup>3</sup> offenbar ohne sich jenes Bismarckwortes zu erinnern, für Deutschland sei es an und für sich gleichgültig, ob die Grenze einige Meilen weiter südlich oder nördlich laufe.

<sup>1</sup> Welcker, Zoegas Leben, I (1819), S. 3 (Klassiker der Archäologie, II [1913], S. 3).

<sup>2</sup> Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Historisch-kritische Gesamtausgabe, besorgt von Horst Kohl, 3. Band (1893), S. 110.

<sup>3</sup> Preussische Jahrbücher, 78. Band (1894), S. 472 Anmerkung.

Die »Nordmark« ist ein gemischtes Gebiet, Dänen und Deutsche wohnen bueinander; es gibt zum Beispiel in unmittelbarer Nahe der jetzigen Grenze Hoefe, die seit Jahrhunderten im Besitz einer deutsch gesinnten Familie sind, der eine Sohn einer Familie ist fanatischer Deutscher, sein Bruder fanatischer Däne, aus dänischer Familie geht ein eifriger Deutscher, aus deutscher ein Däne hervor. Nicht die Sprache entscheidet, das Plattdänische ist die Landessprache, aber es ist hier wie anderswo — es sei nur an die Israeliten seit der Rezeption der griechischen Sprache<sup>7</sup> oder an die deutschen Dichter des lateinischen Mittelalters erinnert — nicht für die nationale Gesinnung entscheidend. Weshalb die eine Familie dänisch, die andere deutsch ist, vermag niemand zu sagen. Religiöse, historische, vielleicht auch wirtschaftliche Gründe spielen eine Rolle, aber keine ausschlaggebende, bei der Wahl der Nationalität. Dänen und Deutsche wohnen in Nord-schleswig zusammen; vielleicht braucht das kein Unglück zu sein, jedenfalls ist es bisher ein solches gewesen. Die Dänen überwiegen in den nördlichen Kreisen durchaus. Die Zahlen der folgenden Tabelle, den preußischen Statistiken entnommen, sind auf Tausende abgerundet.

Jahr	Bevölkerung	Dänen	Deutsche	Dänen in Proz.	Jahr	Bevölkerung	Dänen	Deutsche	Dänen in Proz.
<b>1. Kreis Hadersleben.</b>					<b>4. Kreis Tondern.</b>				
1890	56	49	6	87,65	1890	55	27	15	48,84
1900	57	47	9	82,92	1900	57	26	17	45,37
1905	60	49	11	80,70	1905	57	25	20	44,14
1910	63	51	12	79,59	1910	59	24	22	40,38
<b>2. Kreis Apenrade.</b>					<b>5. Stadtkreis Flensburg.</b>				
1890	27	22	5	81,01	1890	37	3	33	7,60
1900	29	23	6	76,84	1900	49	3	45	6,77
1905	30	23	7	74,68	1905	54	4	49	6,65
1910	32	24	8	73,77	1910	61	4	56	6,08
<b>3. Kreis Sonderburg.</b>					<b>6. Landkreis Flensburg.</b>				
1890	32	27	4	85,08	1890	40	3	36	8,50
1900	33	27	5	81,72	1900	42	3	39	6,32
1905	35	28	7	78,01	1905	46	3	43	5,54
1910	40	29	11	71,57	1910	44	2	42	4,86

Der absolute Zuwachs der Dänen in den nördlichen Kreisen ist evident, er beginnt zwischen 1900 und 1905, dagegen bemerkt man in den südlichen Kreisen bis 1910 die allmähliche Verschiebung der Sprachgrenze nach Norden. Daß die Dänen im Verhältnis zu den Deutschen bis zum Kriege abgenommen, ist schon als Folge der dauernden Zuwanderung vom Süden selbstverständlich. Die letzten Zahlen ergeben eine dänische Majorität in den Kreisen Hadersleben, Apenrade und Sonderburg, am stärksten im nördlichsten Kreise Hadersleben mit 79,59 Prozent, aber auch in den beiden anderen Kreisen war sie schon damals groß: 73,77 beziehungsweise 71,57 Prozent. Und wie sieht es heute aus? Daß die Ereignisse der letzten Jahre nicht geeignet waren, daß aber namentlich die Ereignisse dieses Jahres nicht geeignet sind, das Deutschtum in dem Grenzland zu stärken, liegt auf der Hand. Die Wahlergebnisse am 2. März dieses Jahres — die

<sup>7</sup> Th. Mommsen, Römische Geschichte, 5. Band, S. 491.

Wahlen zur deutschen Nationalversammlung kommen nicht in Betracht, weil die Dänen sich der Wahl enthielten — haben es deutlich gezeigt. In der Stadt Hadersleben wurden bei der vorletzten Stadtverordnetenwahl 727 deutsche Stimmen abgegeben (bürgerliche und sozialdemokratische) gegenüber 304 dänischen, 1919 dagegen 2529 deutsche gegenüber 2699 dänischen, so daß also die Dänen die absolute Majorität haben; in der Stadt Apenrade ist seit der Reichstagswahl 1912 der Prozentsatz der Dänen von 23 auf 50 Prozent, in Sonderburg von 18 auf 42 Prozent und in Tondern von 8 auf 16 Prozent gestiegen. Hierbei ist zu bedenken, daß die Städte immer einen ganz erheblich höheren Prozentsatz Deutsche aufweisen als das Land.

Vielleicht mögen die Ernährungsschwierigkeiten, die Angst vor dem Bolschewismus und die Furcht vor der deutschen Steuerlast noch viele zu einer Stimmenabgabe zugunsten Dänemarks veranlassen, vielleicht mag gar in jeder Gemeinde Nordschleswigs eine dänische Majorität sich ergeben, gerechter wäre eine gemeindeweise Abstimmung gewesen, Tondern hat 1919 nur 16 Prozent Dänen gehabt, es ist nicht wahrscheinlich, daß sich dort eine dänische Majorität ergibt, zumal in letzter Zeit die Valutafrage viele Bedenken hervorgerufen hat.

Nordschleswig umspannt Dänen und Deutsche. Jede Grenzregulierung wird also Minoritäten in einem fremden Staat zurücklassen. Blicke die Grenze, wie sie 1864 im Wiener Frieden festgesetzt und wie es in vielen Protestversammlungen in Schleswig-Holstein gefordert wurde, so blieben dänische Majoritäten unter preußischem Zwang, wird aber in Nordschleswig en bloc abgestimmt, so besteht die Gefahr, daß eine deutsche Majorität im Süden der ersten Zone an die Krone Dänemark fällt.

Die zweite Zone war bisher ganz überwiegend deutsch. Hier wird gemeindeweise abgestimmt, und diese Bevölkerung hat also die Möglichkeit, ihren Willen kundzutun. Daß dieser Wille vielfach nicht von den edelsten Motiven diktiert wird, ist eine traurige Tatsache; mancher Kaufmann, der im Kriege reich geworden ist, entdeckt sein dänisches Herz oder bringt gar das Gold, an dem der Schweiß deutscher Arbeiter klebt, schon jetzt über die Grenze. Es ist mir leider nicht gegeben, die richtigen Ausdrücke für diese Zeitgenossen zu finden.

Die erste Zone wird wohl sicher, die zweite vielleicht an Dänemark kommen. So wenigstens schien es noch vor sechs Wochen. Inzwischen ist vielfach ein großer Stimmungsumschwung eingetreten wegen der Valutafrage. Dänemark wird das Land zum Tageskurs übernehmen, das heißt bei dem heutigen Kurs von 20 bekomme ich für 100 Mark 20 Kronen; was das zu bedeuten hat, ist klar: eine ganz gewaltige Verarmung des Landes. Es ist, was anerkannt werden muß, das Bestreben der dänischen Regierung, dabei Härten zu mildern, für die kleinen Sparer, die Rentenempfänger usw. wird gesorgt werden. Aber für den überwiegenden Teil ist durch diese Regelung der Valutafrage sehr schlecht gesorgt. Tatsächlich ist die Kaufkraft der deutschen Mark auf dem deutschen Markt größer, als es im Tageskurs der Kopenhagener Börse zum Ausdruck kommt; die Bevölkerung Nordschleswigs — Dänen wie Deutsche — empfindet es daher als eine Ungerechtigkeit, diesen Tageskurs zum Maßstab zu nehmen bei dem Übergang von der deutschen Mark zur dänischen Krone. Alle, deren Vermögen nicht in reellen Werten wie Grundbesitz, Häusern und Waren besteht, sondern in

Geld, erhalten also ein Fünftel. Das bedeutet den wirtschaftlichen Ruin eines großen Teiles der Bevölkerung, nicht nur der Kleinkapitalisten, sondern auch des Handelsstandes, der, bei dem Übergang an Dänemark wirtschaftlich geschwächt, nicht die Konkurrenz aus dem »Königreich« aushalten kann. Die Wirkung der Valuta merkt man überall, die Mißstimmung darüber ist allgemein. Schon hört man davon, daß auf dem Lande neue Fahnenstangen, die von den Hofbesitzern für den Tag der Vereinigung mit Dänemark errichtet wurden, von ihnen wieder entfernt werden, schon liest man, daß in Flensburg Käufe von Häusern und Geschäften, die von Dänen aus dem »Königreich« gemacht wurden, mit großem Verlust rückgängig gemacht wurden. Die Lösung der nord-schleswiger Frage sollte auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Bevölkerung geschehen. Geschieht diese Selbstbestimmung aber aus finanziellen, nicht aus nationalen Motiven, so kann man darin keine gesunde und dauernde Grundlage erblicken. Wie weit die finanziellen Erwägungen ausschlaggebend sein werden, bleibt abzuwarten; immerhin bedeuten sie eine wesentliche Stärkung der Deutschen. Der deutsche Ausschuß für das Herzogtum Schleswig hat anfangs die Parole der Wahlenthaltung für die erste Zone ausgegeben und dadurch bei den Deutschen der ersten Zone eine große Mutlosigkeit erzeugt. Jetzt ist nun beschlossen, daß auch in der ersten Zone der Entscheidungskampf geführt werden soll. Doch ist schon damals mancher, der bisher deutsch gesinnt war, in das dänische Lager übergegangen. Ich halte diesen Wechsel der Parole für sehr gefährlich; wenn man retten wollte, so hätte von vornherein — wie es die deutschen Sozialdemokraten wollten — für die Abstimmung Propaganda gemacht werden müssen. Ich fürchte, daß das, was die erste Parole dem Deutschtum geschadet hat, nicht wieder gutgemacht werden kann. Andererseits ist natürlich auch eine ehrenvolle Niederlage des Deutschtums wertvoll zur Feststellung der Minorität, deren Vorhandensein ohne eine solche Kundgebung vielleicht nicht die gebührende Berücksichtigung von dänischer Seite ausfinden würde.

Wenn Nord-schleswig an Dänemark fallen sollte, so kommt damit ein langer Streit zu Ende. Der Artikel 5 des Prager Friedens gab den dänisch gesinnten Nord-schleswigern die Handhabe, die Wiedervereinigung mit Dänemark zu wünschen, und man kann wohl verstehen, daß sie ihn als ein Versprechen auffaßten. Liegt auch staatsrechtlich die Sache so, daß Dänemark aus ihm keinen Anspruch auf Nord-schleswig ableiten konnte, so hat doch der Krieg zur Genüge gelehrt, daß die Gefühle der Bevölkerung Imponderabilien sind, die man nicht übersehen darf. Wenn die schwarz-weißen Grenzpfähle an der Königsau entfernt und weiter südlich wieder eingerammt sind, wird es Dänemarks Aufgabe sein, das Land, welches unter dem nationalen Hader schwer gelitten hat, zu besseren Zeiten zu führen. Als der beherrschende Volksstamm hat Dänemark dann selbst das größte Interesse, den nationalen Hader beizulegen. Und wenn es sich herausstellt, daß man von Kopenhagen besser als von Berlin das Land zu regieren versteht, so wird eine Irredenta kaum entstehen. Der frühere deutsche Reichstagsabgeordnete Hans Peter Hanssen ist zum Minister ohne Portfeuille ernannt, ein Mann, der seine Heimat Nord-schleswig kennt und weiß, wie schwierig die Ordnung der dortigen Verhältnisse ist. Aber Vertrauen zu einer einigermaßen weitherzigen Lösung der Frage geben die Äußerungen, welche er neulich zu einem Mitarbeiter

des Kopenhagener »Sozialdemokraten« über das Schicksal der deutschen Beamten in Nordschleswig getan hat. »Je höher die Beamten sind,« sagte er, »desto geringer sind ihre Chancen, ihr Amt zu behalten. Es versteht sich von selbst, daß man einen deutschen Richter nicht brauchen kann, wo es sich um dänische Gesetzgebung handelt, ebenso wie deutsche Schullehrer nicht verwendet werden können, um dänischen Unterricht zu geben. Natürlich können wir gar nicht die Beamten behalten, an deren Verwaltung wir unangenehme Erinnerungen haben. Gegenüber den deutschen Beamten, die innerhalb des deutschen Territoriums geboren sind, werden wir uns natürlich mehr entgegenkommend stellen, und es besteht kaum ein Zweifel, daß eine ganze Anzahl der unteren Beamten ihre Stellen behalten kann.«

Wer diese Leitsätze überdenkt, wird die Vernunft, die sie beherrscht, anerkennen und die Sorge für die Kinder des Landes besonders begrüßen, doch wird man immerhin vielleicht gut tun, außer diesen Gesichtspunkten noch auf die Wünsche der Bevölkerung Rücksicht zu nehmen, sie hat so lange mit diesen Beamten zu tun gehabt und muß wissen, mit welchen Beamten sie zufrieden war. Ich kann mir nicht denken, daß ein politischer Beamter hier bleibt, wohl aber kann meines Erachtens ein technischer Beamter, der seine Pflicht tut und sich mit Loyalität unter die neue Regierung beugt, auch wenn er deutsch gesinnt ist, auf seinem Posten bleiben; mehr als eine Anerkennung der neuen Regierung wird man billigerweise nicht verlangen können, aber ob — um ein Beispiel zu sagen — ein Weichensteller seinen Dienst mit dänischem oder mit deutschem Herzen tut, wenn er ihn nur ordentlich tut, sollte gleichgültig sein; Preußen sogar hat 1864 viele dänische Amtsvorsteher — also politische Beamte — in ihren Stellungen bis an ihr Lebensende belassen.

\* \* \*

1864 ist Schleswig an Preußen, 1871 an das Deutsche Reich gekommen. Seit fünfundsünfzig Jahren stehen die schwarzweißen Pfähle an der Königsau. Das Dänentum hat zwar abgenommen. 1864 waren 146650, 1900 nur 136793 Dänen in Preußen; das ist kein Wunder, das Wunder ist vielmehr, daß es sich so gut erhalten hat. Die Beamten, die vom Süden kamen, die deutsche Kirche und Schule, die wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland, alles hat zur Stärkung des Deutschtums beigetragen. Nicht daselbe kann man von der vielfach wechselnden Politik der alten preussischen Regierung sagen. Durch die verschiedenen Perioden der festen Hand sind zwar allerlei Schwache erschreckt, Ungeduldige ermüdet, Charakterlose gewonnen — und auch diese natürlich nicht für die Dauer, worüber jetzt mancher zu Unrecht erstaunt —, dafür alle wirklich dänisch Gesinnten zusammengeschweißt, so daß sie für jeden Schlag einen Gegenschlag erfannen: für die Sprachvergewaltigung den Sprachverein und später den Schulverein, für die Wahlkreisgeometrie den Wählerverein, für die Lokalabtreibung die Versammlungshäuser, für die Ansiedlungstätigkeit den Kreditverein,<sup>9</sup> für die Verdeutschung der Kirche die Freigemeinden. Die Regierung hat es versäumt, Kulturpolitik zu treiben. Auch die Domänenpächter,

<sup>9</sup> H. P. Hanssen Nørremølle, Sønderjydske Aarbøger 1913, S. 2.

<sup>9</sup> K. Vogel, Stimmen aus Nordschleswig, II (1911/12), S. 157.

welche aus dem Süden kamen, haben nicht dem heimischen Bauern, dessen Bildungsstand hoch ist, imponiert. Immer wieder betonen die Dänen, daß sie sich als Menschen zweiter Klasse behandelt fühlten. Und daß dieses Gefühl begründet war — so leicht naturgemäß solche Gefühle, wenn sie einmal geweckt sind, auch da aufkommen, wo sie keine innere Berechtigung haben, so daß man auch bei wirklich ganz harmlosen Verfügungen der Regierung oder Handlungen der Beamten sofort mit dem Verdacht bei der Hand war, sie geschähen als Ausfluß dänensfeindlicher Gesinnung —, scheint mir auch aus der Entschliebung hervorzugehen, welche der Ausschuß für ein ungeheiltes Schleswig-Holstein am 24. März 1919 in Kiel einstimmig annahm: »In der Verwaltung, in Kirche und Staat sowie in der Pflege von Sprache und Sitte sollen dänisch gesinnte Einwohner das gleiche Recht wie Deutsche haben.«<sup>10</sup> Sind auch die Leiden der Deutschen in Mittel- und Südschleswig in den Jahren 1850 bis 1864 größer gewesen als die der Dänen seit 1864, so ist doch eine gleichmäßige Behandlung der Bevölkerung nicht erfolgt. Noch jetzt sind die dänischen Zeitungen Nord-schleswigs von Klagen erfüllt, daß die Regierung »nichts gelernt und nichts vergessen« habe. Der Mensch hat die Fähigkeit, zu hoffen, und wenn das richtig ist, was Theodor Mommsen einmal behauptet hat, daß man nämlich die Tüchtigkeit des Menschen messen kann an der Dauerhaftigkeit seiner Hoffnung,<sup>11</sup> so stellt dies den Dänen Nord-schleswigs das beste Zeugnis aus.

Aufgabe der dänischen Regierung wird es sein, durch gleichmäßige Behandlung der Bevölkerung und durch billige Konzessionen an die deutsche Minorität in bezug auf Kirche, Schule usw. das Land zu gewinnen. Durch unbillige Maßregeln würde begründeter Stoff zur Agitation geschaffen. Nur das Selbstbestimmungsrecht der Bevölkerung kann zu einer gerechten Lösung der nord-schleswigschen Frage führen, und dafür ist zweierlei erforderlich: 1. Festlegung der Grenze auf Grund des Abstimmungsergebnisses, 2. Konzessionen an die deutsche Minorität und deren Bestrebung, ihre deutsche Kultur zu erhalten.

Eine Befehung ohne entsprechendes Abstimmungsergebnis und eine Vergewaltigung der deutschen Minorität schafft eine Irredenta. Diese aber liegt weder im Interesse der dänischen noch der deutschen Regierung. Ich kenne die Befürchtungen von dänischer Seite, daß die Konzessionen an die Deutschen einen »Staat im Staate« bedeuten würden; aber ich weiß, daß nur solche Konzessionen die Irredenta aufheben können; nicht der Fortbestand der deutschen Kultur in Nord-schleswig kann später Dänemark gefährlich werden, sondern ihre Unterdrückung. Es ist seit achtzig Jahren der Fluch Nord-schleswigs, daß keine Partei davon lassen wollte, Konvertiten zu machen. Ein günstiges Feld war dadurch gegeben, daß es tatsächlich genug Menschen in Nord-schleswig gibt, deren Liebe zur Heimat unbezweifel ist, die aber keinen klaren Anschluß an ein Volksganzes gewannen. Der Nord-schleswiger ist in erster Linie in ruhigen Zeiten — wie lange liegen sie zurück! — Nord-schleswiger. Die Deutschen erinnern sich des vermessenen Wortes eines preussischen Beamten: »Ich kenne keine Schleswig-Holsteiner, ich kenne nur Preußen-; und die Dänen Nord-schleswigs beginnen zu merken, daß nun Kopenhagen an die Stelle Berlins tritt. Was vor achtzig

<sup>10</sup> H. E. Hoff, Schleswig-Holstein up ewig ungedeelt, (Kiel 1919), S. 12.

<sup>11</sup> Reden und Aufsätze, S. 225.

Jahren die damalige Dänische Partei in Nordschleswig dem dänischen König erklärte: »Wir wollen am liebsten bleiben, was wir sind; wir wünschen nicht Dänemark einverleibt zu werden, aber noch weniger Deutschland«, diese Worte der »Volksadresse« kommen uns heute wieder in den Sinn. Es wird die Aufgabe der dänischen Regierung sein, durch Berücksichtigung der vernünftigen Wünsche der Minorität — es sind dieselben Wünsche, welche die Dänen der preussischen Regierung gegenüber hatten — eine Irredenta unmöglich zu machen. Dann ist die nordschleswigische Frage gelöst und damit auch die Möglichkeit eines besseren Verständnisses der verwandten Nationen gegeben.

## Staatsallmacht — Staatssohnmacht.

Von Franz Kaufhütter.

(Schluß.)

### III.

Sehr interessant zu verfolgen ist die wechselnde Stellung, die die deutsche Sozialdemokratie gegenüber dem Staate eingenommen hat. An und für sich und ihrem innersten Wesen nach ist die sozialdemokratische Arbeiterbewegung ein flammender Protest gegen die Staatsfeindschaft des Individualismus und die Organisationsfeindschaft des Kapitalismus, weshalb sich ihr Kampf ursprünglich auf politischem Gebiet gegen den Liberalismus und dessen Raubtierfreiheiten richtete, die unter Freiheitsphrasen versteckt waren. Das Proletariat hatte die Folgen der liberal-kapitalistischen Freiheit zu sehr am eigenen Leibe verspürt, als daß es, trotz seines eigenen Freiheitsdranges, ein Ohr gehabt hätte für die freiheitlichen Sirenengefänge. Darum brach es entschlossen mit dem liberalen Bürgertum, dessen Freiheitschwärmerei ihm wie Hohn klang.

Ebenso wenig konnten die deutschen Arbeiter dem Gedanken von dem Nichteingreifen des Staates in das Wirtschaftsleben Geschmack abgewinnen. Die Auffassung, daß der Arbeiter dem Kapitalisten als freier, gleichberechtigter Kontrahent gegenüberstehe und mit ihm einen freien Vertrag abschließen, in den sich weder Staat noch Organisation einzumischen habe, wurde durch die Wirklichkeit als verhängnisvoller Irrtum erwiesen. Die steigende Ausbeutung und Verelendung der Massen erzeugte nicht nur den Drang zur Organisation, sondern auch den Willen zur Eroberung der Macht im Staate. Mit Erbitterung gewahrten die Massen, daß der Staat ruhig zusah, wie das Kapital immer mehr answoll und das Proletariat immer tiefer ins Elend versank. Diese Beobachtung mußte natürlich den Ruf nach einem Eingreifen des Staates ins Wirtschaftsleben immer lauter erschallen lassen. Der Staatsgedanke fand daher in der deutschen Sozialdemokratie, besonders soweit sie unter dem Einfluß Lassalles stand, begeisterte Anhänger und Verfechter. Die Staatshilfe wurde, im Gegensatz zur Selbsthilfe, als Schlagwort in die Massen geworfen.

Wie es zu gehen pflegt, wurde dieser Gedanke vielfach ins Extrem getrieben, indem man dem Staate unter Ausschluß aller andersgearteten Organisationen sämtliche Funktionen rechtlicher und wirtschaftlicher Natur restlos übertrug und ihm auch die Ordnung der geistigen, sozialen und sittlichen Angelegenheiten zuwies. Der Staat sollte alles machen. Mit einem gewissen Starrblick richtete man das Auge auf das einzige Ziel.

den sozialdemokratischen Staat, den Zukunftsstaat, in dem alle Dinge von Staats wegen geregelt waren. Dabei wurde rühmend hervorgehoben, daß die Angehörigen dieses Staates eine einzige große Familie seien, deren Glieder durch gemeinsam erarbeitete Bedarfsgüter ihre gemeinsamen Bedürfnisse decken. Daß man bei einer solchen Überspannung des Staatsgedankens die freiwillige Mitarbeit freier Organisationen geringschätzte, leuchtet ohne weiteres ein. In der Tat gab es damals Sozialdemokraten, die man mit dem Namen Staatsfanatiker bezeichnen muß, weil sie dem von ihnen gewollten Staate eine Machtbefugnis über seine Angehörigen zuwiesen, wie wir sie höchstens noch bei Plato finden. Es darf uns deshalb kaum wundernehmen, daß die kapitalistische Welt vor Entrüstung überschäumte, wenn sie von dem »sozialdemokratischen Zwangsstaat« sprach.

Selbstverständlich war die Sozialdemokratie keineswegs geneigt, dem Gegenwartsstaat derartig weitgehende Befugnisse einzuräumen, weil er als Klassenstaat die Interessen der besitzenden Klasse wahrnahm. Dieser Klassenstaat wurde vielmehr bis aufs Messer bekämpft; er sollte von den Massen zu Boden gerungen, erobert und in einen sozialistischen Staat umgewandelt werden. Weil man in dem kapitalistischen Klassenstaat das Hauptbollwerk der Ausbeutung und der Knechtschaft sah, betrachtete man den Befreiungskampf ausschließlich als einen politischen Kampf, der die Erringung der Macht im Staate zum Ziele hatte, und die politische Organisation als die einzig wahre, neben der alle anderen proletarischen Organisationen, vor allen Dingen die Gewerkschaften, höchstens als Vorschulen und Hilfsstruppen Wert hatten. Von einer selbständigen Wirksamkeit anderer Organisationen auf anderen Gebieten wollte man nichts wissen, weder im Gegenwarts- noch auch im Zukunftsstaat, der Glaube an die Allmacht des Staates beherrschte die Köpfe. Nur widerwillig bequimte man sich dazu, auch anderen außerpolitischen Strömungen Raum zu geben.

Erklärlicherweise tauchten im Laufe der Zeit Zweifel auf an der Staatsallmacht — ob der Staat auch die Fähigkeit besitze, die ihm zugeordneten Aufgaben zu erfüllen. Besonders wurde die Frage erörtert, ob es wünschenswert sei, dem Staate — und selbst dem Zukunftsstaat — eine derartige Macht zuzubilligen. Diese Zweifel hatten ihre Ursache darin, daß man einerseits die Beobachtung machte, wie die Tätigkeit des Staates notwendig gewisse Grenzen habe und einer Ergänzung durch private und organisatorische Hilfe bedürfe, und daß andererseits die Auffassung an Boden gewann, ein jeder Staat sei seinem inneren Wesen nach ein Klassenstaat, weil er die Herrschaft der einen Klasse über die andere zur Voraussetzung habe. Der Staat sei ursprünglich entstanden als die Organisation des Unrechtes, nämlich der Macht der herrschenden Klassen über die Unterdrückten, er sei deshalb der Inbegriff aller jener Einrichtungen, die den Zweck verfolgten, die Herrschaft einer Minderheit über eine Mehrheit zu errichten und zu erhalten. Das vom Staate geübte angebliche Recht sei im Grunde genommen ein Unrecht, die gesetzlich festgelegte Macht gegenüber den Machtlosen, eine Auffassung, die wir auch bei Plato finden, der dem Trasmachos den Satz in den Mund legt: »Das Gerechte ist nichts anderes als das, was dem Stärkeren zuträglich ist.« Da der Staat nicht aus seiner Haut heraus könne, so folgerte man, habe es keinen Zweck, den einen Staat durch den anderen zu ersetzen.

Diese theoretische Begründung fiel auf fruchtbaren Boden, und der Staatsbegriff Lassalles verblähte allmählich. Man vermied es sogar geflissentlich, von einem sozialdemokratischen Staate zu sprechen, man gebrauchte statt dessen lieber den verschwommenen, unklaren Ausdruck: die sozialistische Gesellschaft. Bezeichnend hierfür ist die Tatsache, daß das Wort Staat im sozialdemokratischen Programm von Erfurt (1891) überhaupt nicht vorkommt, sondern daß die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln in gesellschaftliches Eigentum und die Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische, für uns durch die Gesellschaft betriebene Produktion gefordert wird. Der Referent zum Programm, Wilhelm Liebknecht, begründete dies folgendermaßen:

„Über die Frage des Staates, das heißt über die Frage, ob die sozialistische Gesellschaft ein Staat sei oder nicht, will ich mich hier nicht auslassen. . . . Daß der Staat nur die Form der Gesellschaft sein kann, daß die bürgerliche Gesellschaft jede Form von Staat zur Ausbeutung benutzte, daß der bürgerliche Staat unter allen Umständen ein Klassenstaat sein muß und daß, solange die bürgerliche Gesellschaft besteht, der Staat ein Klassenstaat sein muß, das heißt die staatllich organisierte Ausbeutung, das ist eine Wahrheit, die für jeden denkenden Sozialdemokraten selbstverständlich ist. Für mich ist die Frage bloß die, ob die Form und Organisation, die die menschliche Gesellschaft sich gibt, nachdem der Klassenstaat mit samt der bürgerlichen Gesellschaft und der kapitalistischen Produktion gefallen ist, ein Staat genannt werden kann oder nicht. Ich habe nicht finden können — und darin weiche ich von verschiedenen meiner Freunde ab —, daß in dem Wort und Begriff Staat an sich notwendig der Begriff der Unterdrückung und Ausbeutung liegt. Das Wort Staat hat ja eine sehr weite Bedeutung: es heißt überhaupt geordnete Gesellschaft. Wie dem nun sei, den Ausdruck Staat konnten wir in das neue sozialdemokratische Programm nicht hineinbringen, einmal schon, weil der Begriff ein streiftiger ist, und zweitens, weil wir es jetzt mit dem Staate nur insoweit zu tun haben, als er uns feindlich gegenübersteht.“

Diese Ausführungen spiegeln den inneren Zwiespalt wider, der in der Sozialdemokratie herrschte über das Wesen des Staates. Auch heute ist dieser Zwiespalt nicht aufgelöst, auch heute noch steht die Meinung, daß die sozialistische Gesellschaft ein mit starker Machigewalt ausgerüsteter, unter der demokratischen Kontrolle des Volkes stehender Staat sein müsse, jener anderen Auffassung gegenüber, daß der Staat in einer sozialistischen Wirtschaft und Gesellschaft allmählich seinen Zweck verliere und langsam absterbe. Die wirtschaftlichen Organisationen, größere und kleinere Wirtschaftsgemeinschaften, würden an die Stelle des Staates treten, höchstens verbleibe dem Staate noch die Oberaufsicht über alles wirtschaftliche und soziale Geschehen und die Aufgabe, das Interesse der Allgemeinheit zu vertreten gegenüber dem Interesse der einzelnen Menschen und Gruppen. Wo solche theoretischen Meinungsverschiedenheiten vorhanden sind unter Genossen, die das gleiche Ziel, die Verwirklichung des Sozialismus erstreben, da ist es selbstverständlich, daß auch in praktischen Fragen, zumal in der Frage der Sozialisierung unseres wirtschaftlichen und gesamten öffentlichen Lebens, Differenzen in der Taktik sich bemerkbar machen.

## IV.

Zweifellos birgt der Gedanke der Staatsallmacht ebenso wie der der Staatssohnmacht Gefahren in sich. Auch hier, wie überall, liegt die Wahrheit in der Mitte. Der Glaube, daß der Staat alles machen könne und müsse, ist ebenso falsch wie die Ansicht, daß der Staat sich um das wirtschaftliche Leben nicht zu kümmern habe und schließlich ganz verschwinden werde. Hier muß eine Mittellinie gesucht werden, wie sie bereits in der Praxis gefunden worden ist in dem Zwiespalt zwischen Selbsthilfe und Staatshilfe. Der Staat soll alle die Funktionen übernehmen, die seinem Wesen als Überpersönlichkeit entsprechen und im Bereich seiner Leistungsmöglichkeit liegen, alles andere muß er der Initiative und der Tätigkeit der Einzelpersonen und der Organisationen überlassen.

Die Frage, auf welche Gebiete des öffentlichen Lebens die Tätigkeit des Staates sich erstrecken kann und erstrecken darf, muß genau und gründlich studiert werden, damit sich die Volksmassen keinen Illusionen hingeben und von der Staatsgewalt Leistungen erwarten, die unerfüllbar sind. Der Ruf nach dem Eingreifen des Staates ertönt auch heute noch bei jeder Gelegenheit, die Behörden sollen sich um alles kümmern und alles regeln, die Polizei soll in »jeden Dreck ihre Nase stecken«, und wenn etwas verkehrt geht, bekommen der Staat und seine Organe die Schuld, ohne daß gefragt wird, ob es auch selbst beim besten Willen möglich war, das Gewünschte zu leisten. In dem Durchschnittsdeutschen steckt nun einmal aus den Zeiten des Polizeistaats her der Glaube an die Notwendigkeit und Möglichkeit der behördlichen Regelung aller Dinge, und selbst jene Leute, die am meisten auf die Behörden schimpfen, rufen jedesmal, wenn ihnen etwas Unangenehmes zustoßt, nach der Hilfe der Obrigkeit. Wir alle sind mehr oder minder durch die jahrhundertelange Bürokratisierung und Schematisierung verseucht und in unserer Initiative geschwächt worden; wir haben uns allzusehr in das Gefühl des Untertanentums hineingelebt und sind noch nicht dazu gelangt, uns als freie, selbstbewußte Staatsbürger zu fühlen und zu betätigen. Es bedarf noch einer gründlichen staatsbürgerlichen Erziehung, damit wir die richtige Stellung gegenüber Staat und Behörden finden.

Bei näherer Betrachtung ergibt sich zunächst, daß die Macht des Staates überall dort versagen muß, wo es sich um das Innere, um die Seele des Menschen handelt. Der Staat kann wohl Gesetze machen und Verordnungen erlassen, er vermag deren Befolgung rein äußerlich zu überwachen und die Nichtbefolgung zu bestrafen, aber er ist außerstande, in dem Menschen eine soziale Gestinnung und den Willen zum Solidarismus zu erzeugen. Die antisozialen, selbstsüchtigen Triebe in der Menschenbrust kann er nicht unterdrücken, er kann nur Handlungen und Taten bestrafen, und selbst hierbei stößt er auf Schwierigkeiten, weil der antisoziale Mensch überall Hintertüren und Lücken findet, die ein Durchschlüpfen ermöglichen. Die Geschichte sowohl wie die Erfahrung des täglichen Lebens lehren uns, daß selbst der mächtigste Staat gegen die inneren Widerstände im Menschenherzen machtlos ist und keine staatsfreundliche Gesinnung hervorrufen kann. Alle äußeren Zwangsmittel versagen auf die Dauer und bewirken das Gegenteil von dem, was sie bewirken sollen. Die bekrübende Erfahrung haben wir ja während des Weltkriegs

erneut machen müssen, daß eine Reglementierung und Organisierung des Wirtschaftslebens einen Schlag ins Wasser bedeutet, wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse den Egoismus geradezu züchten. Menschenerziehung und Menschenbildung sind ihrem Wesen nach kein Feld staatlicher Betätigung, der Staat soll nur das Feld freigeben und die Arbeit tüchtiger Menschen und Organisationen nach bestem Können unterstützen. Ebenso liegt es auf allen Gebieten, die eine individualistische Behandlung erheischen: alle die weiten Gebiete künstlerischer, religiöser, moralischer und sozialer Betätigung müssen privater und organisatorischer Initiative überlassen bleiben. Die Fußstapfen, die der Staat auf diesen Gebieten hinterlassen hat, schrecken ab und reizen nicht zur Nachahmung. Der moderne Mensch ist eben ein freiheitlich gesinnter Mensch, der ein Grausen empfindet vor der Zwangsabfütterung, der Zwangserziehung, vor dem Zwangsstaat in all seinen Formen. Er verlangt Bewegungsfreiheit im Rahmen sozialistischer Gesinnung; er verlangt das Recht auf Selbstbestimmung und Selbstbetätigung; er haßt die Bevormundung und die Einschränkung in Paragraphen. Er erstrebt einen Staat, der das Allgemeininteresse wahr und wachsamem Auge auf das Menschengewühl herabblickt, der aber nur eingreift, wo es nötig ist, und im übrigen die persönliche Freiheit des einzelnen und die Selbstverwaltung der Organisationen achtet und schont.

Hinzu kommt noch, daß der Staat in seiner Wirksamkeit dadurch beschränkt ist, daß es ihm an den nötigen Organen fehlt, die seinen Willen ausführen. In der Theorie ist die Staatsgewalt eine überindividuelle Persönlichkeit und mit allen möglichen Machtbefugnissen ausgestattet, in der Praxis besteht sie aus einer Anzahl mehr oder minder geschulter, mehr oder minder tüchtiger, mehr oder minder ehrlicher Beamten. Diese Beamten sind auch nur Menschen mit menschlichen Vorzügen und Mängeln, nicht etwa Idealmenchen, wie man sie wohl wünschen möchte. Sie sind dem Irrtum unterworfen und machen Fehler, selbst wenn sie den besten Willen haben; sie werden von egoistischen Trieben bewegt und setzen ihr eigenes Interesse über das Allgemeinwohl. Sie sind eben Menschen, denen nichts Menschliches fremd ist; sie sind keine mit übernatürlichen Eigenschaften, Gerechtigkeitsfönn, Güte und Weisheit ausgestattete Omnicarben, wie sie in den Köpfen jener Utopisten spuken, die uns phantasievolle Bilder sozialistischer Idealstaaten entworfen haben. Wenn man dies erwägt und berücksichtigt, so verliert man den Glauben an die Staatsallmacht und verlangt vom Staate keine unmöglichen Leistungen.

In der Frage der Sozialisierung unseres Wirtschaftslebens müssen wir ebenfalls mit den Mängeln und Schwächen des Beamtenapparats rechnen. Wir hoffen allerdings, daß die Ausbildung, Schulung und Erziehung der Beamten uns künftighin ein besseres, tüchtigeres Menschenmaterial liefern und daß es infolgedessen möglich sein wird, dem Staate größere, schwierigere Aufgaben zuzuweisen; einstweilen aber erscheint es ratsam, den Staat nicht mit wirtschaftlichen Aufgaben zu überlasten, die er nicht erfüllen kann. Eine Verstaatlichung der Betriebe ist deshalb zurzeit und in gewissen Grenzen möglich und wird sich nach Lage der Sache dort am leichtesten durchführen lassen, wo es sich um kleine Staaten, etwa um Stadtstaaten handelt, auf die ja, beiläufig bemerkt, der antike Staatssozialismus zugeschnitten war.

Größere Staaten sollen nur dort sozialisieren, wo allgemeine Bedürfnisse in Frage kommen und wo Großbetriebe vorhanden sind, die der Sozialisierung entgegenreifen. In allen anderen Fällen tun sie besser daran, wenn sie bestehende oder noch zu schaffende Organisationen mit dieser Arbeit betrauen. Zum Glück für uns schieben sich überall zwischen Staat und Einzelmensch Organisationen ein, die auf dem Grundsatz der Freiwilligkeit beruhen und ihre Kräfte in den Dienst der Allgemeinheit stellen. Diese Organisationen (Gemeinden, Genossenschaften, Arbeitsgemeinschaften, gemischt-wirtschaftliche Betriebe) sind die berufenen Träger der Vergesellschaftung.

Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden, es kam für uns darauf an, den Glauben an die Staatsallmacht mit Vernunftgründen zu widerlegen. Alte Denkgewohnheiten und eingewurzelte Gefühlsmomente richten in den Massen nur Verwirrung und Unheil an, weshalb sie möglichst bald ausgerottet werden müssen. Das Verhältnis zwischen Staat und Einzelmensch bedarf einer gründlichen Klärung in Theorie und Praxis. Der einzig richtige Standpunkt ist der, daß wir uns als Staatsbürger und zugleich als Persönlichkeit fühlen, daß wir alles das selbst machen, was wir ohne Staatshilfe machen können, daß wir aber überall dort die Staatshilfe in Anspruch nehmen, wo die organisatorische Selbsthilfe versagt. In einer Abwandlung des Bibelwortes bringen wir unseren Willen dahin zum Ausdruck, daß wir dem Staate geben, was des Staates ist, aber auch dem Menschen, was des Menschen ist.

## Fiktionen und Einkommensteuer.

Von Dr. K. Maier (Hamburg).

Man spricht von Rechtsvermutungen, wenn das Gesetz den Behörden gebietet, beim Vorliegen bestimmter Tatsachen an d e r e Tatsachen als aus jenen folgend und daher als erwiesen anzusehen. Sind also die Voraussetzungen, bei deren Vorhandensein eine andere Tatsache vermutet wird, bewiesen, so braucht die vermutete Tatsache nicht besonders bewiesen zu werden. Das Handelsrecht bestimmt zum Beispiel, daß die Eisenbahn beim Transport mangelhaft verpackter Güter für diejenige Gefahr nicht zu haften hat, die aus dem Mangel ordnungsgemäßer Verpackung entsteht, und daß, wenn der Schaden aus dieser Gefahr entstehen k o n n t e, die Vermutung besteht, daß er daraus entstanden i s t. Da aber Fälle denkbar sind, in denen die Schlussfolgerung nicht zutrifft, so ist in derartigen Fällen regelmäßig der Beweis des Gegenteils freigestellt. Gelegentlich, wenn auch immerhin nur ausnahmsweise, geht der Gesetzgeber noch einen Schritt weiter, indem er unwiderlegliche Rechtsvermutungen aufstellt, bei denen der Gegenbeweis schlechterdings ausgeschlossen ist. Derartige Vermutungen, insbesondere solche, gegen die ein Gegenbeweis geführt werden darf, bestehen auf dem Gebiet des bürgerlichen Rechtes in größerem Umfang, und sie beruhen sämtlich auf wohlbegründeten Erwägungen. Andere Rechtsgebiete, zum Beispiel das Strafrecht, vertragen ein derartiges Rechtsinstitut nicht. Es geht natürlich nicht an, dem Strafrichter, der über Leben, Freiheit und Ehre der Bürger zu verfügen hat, bei der Frage, ob ein Verbrechen begangen wurde oder nicht, vorzuschreiben, daß er bei dem Vorliegen einer bestimmten Tat-

sache eine andere als erwiesen annehmen müsse. Derartige, die freie richterliche Beweiszüchtigung ausschließende Vorschriften würden das Strafrecht zu einem barbarischen Gesetzeswerk degradieren.

Auch das Einkommensteuerrecht ist für derartige Fiktionen nicht geeignet. Da eine Steuer nur dann gerecht wirken kann, wenn sie den wirklichen Verhältnissen entspricht, müssen künstliche Bemessungen der Steuerkraft auf Grund von durchschnittlichen objektiven Verhältnissen ausgeschlossen bleiben. Aus Tatsachen, die eine gewisse Steuerkraft als möglich erscheinen lassen, darf im Einzelfall nicht gefolgert werden, daß die Steuerkraft wirklich vorhanden ist. Nicht Fiktion und Möglichkeit dürfen entscheiden, sondern Wahrheit und Wirklichkeit. Alle Versuche, die Faktoren des zu bestimmenden Einkommens durch gesetzliche Fiktionen zu bestimmen, führen zur Willkür und beeinträchtigen den Wert der Einkommensbesteuerung ungeheuer. Es ist daher ein unbefriedigender Rechtszustand, wenn aus dem Aufwand für die Wohnungen auf das Einkommen geschlossen wird, wie es zum Beispiel bei der im Jahre 1893 eingeführten russischen Mietsteuer der Fall ist. Auf der gleichen unvollkommenen Stufe steht diejenige Einkommensteuerform, die sich, wie die alten Klassensteuern, an die Zugehörigkeit zu bestimmten Ständen oder Klassen der bürgerlichen Gesellschaft knüpft. Die auf derartigen Grundlagen erhobenen Abgaben sind Schätzungen, keine Einkommensteuern, da Grundlage der Einkommensteuer nicht das wirkliche, sondern ein mögliches Einkommen ist, das keinen tauglichen Maßstab für die Leistungsfähigkeit bildet. Denn diese drückt sich nur in dem wirklichen Einkommen aus.

Sobald nicht mehr das wirkliche Einkommen die Grundlage der Besteuerung bildet, sondern ein nach irgendwelchen anderen Rücksichten künstlich gefundener Betrag als steuerpflichtiges Einkommen unterstellt wird, verliert die Einkommensbesteuerung ihren Wert und bildet keine geeignete Steuerform mehr. Wenn in alten Gesetzgebungen sich derartige rohe und unvollkommene Steuern vorfinden, so liegt die Entschuldigung und Erklärung darin, daß die Gesetzgeber mit den Ergebnissen nicht vertraut waren, die die wissenschaftliche Steuerlehre aus den Grundsätzen der Gerechtigkeit entwickelt hat. Die deutsche Gesetzgebung aus den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts hat sich im allgemeinen mit Erfolg bemüht, den Grundsätzen der Gerechtigkeit zu entsprechen, indem sie bei der Besteuerung wirklich, nicht nur möglicherweise vorhandene Grundlagen anwandte.

Um so auffallender ist es daher, daß einzelne deutsche Bundesstaaten in neuerer Zeit ihr Einkommensteuersystem durch Ausnahmebestimmungen durchbrochen haben, die an die obenerwähnten altertümlichen und rohen Formen anknüpfen. Wenn Hamburg, Lübeck und Mecklenburg bestimmen, daß als Einkommen der Konsumgenossenschaften ein gewisser Prozentsatz (mindestens 10 Prozent) des Umsatzes »anzunehmen« sei und daß gegen diese Annahme ein Gegenbeweis der Konsumvereine ausgeschlossen sein soll, so machen sie damit eine mögliche Tatsache zur Besteuerungsgrundlage. Das Einkommen kann ja vielleicht im einen oder anderen Falle den gesetzlich festgelegten Prozentsatz des Umsatzes erreichen, muß es aber nicht. Die Wirklichkeit wird von der Möglichkeit in den meisten Fällen erheblich abweichen. Es geht eben auf dem Gebiet der Einkommensteuer nicht an, der Steuerbehörde durch Gesetz vorzuschreiben, daß

beim Vorliegen eines bestimmten Umsatzes ein bestimmtes Einkommen als vorhanden »anzunehmen« sei. Ganz abgesehen davon, daß durch eine solche Bestimmung bei der Steuerbehörde das Gefühl für Verantwortlichkeit im ganzen Bereich des Steuerwesens abgeschwächt wird, ist ein derartiges Vorgehen grundsätzlich unrichtig, so daß dagegen auch dann Protest zu erheben wäre, wenn dem Konsumverein der Gegenbeweis offengehalten würde, daß seine Erübrigungen die im Gesetz festgelegten Prozente des Umsatzes nicht erreichen. Nun haben aber die Gesetze sogar diesen Gegenbeweis ausgeschlossen, so daß sich das bedauerliche, jedem Rechtsempfinden hohnsprechende Ergebnis herausstellt, daß die Konsumvereine die in der erwähnten Weise berechnete Einkommensteuer unter allen Umständen zu bezahlen haben, also auch dann, wenn sie gar keinen Gewinn erzielt oder mit Verlust gearbeitet haben.

Eine solche Gesetzgebung steht auf der gleichen Höhe wie die an sich denkbare, aber nirgends angewandte Norm, daß ein Gewerbetreibender, der entbehrliche Teile seines Betriebskapitals nicht zinstragend anlegt, die Einnahmen, die er bei besserer Wirtschaftsführung hätte erzielen können, versteuern muß. Selbstverständlich haben die Gesetzgeber, die von sozialdemokratischer Seite genügend aufgeklärt wurden und denen ein steuerrechtlich durchgebildetes Beamtenpersonal zur Verfügung stand, gewußt, daß diese gegen die Konsumvereine erlassenen Steuern mit der Gerechtigkeit, die als oberster Grundsatz jedes Steuerrecht beherrschen muß, nie und nimmer in Einklang gebracht werden kann; aber diese Erkenntnis konnte den nun einmal vorhandenen Willen, die Konsumvereine im Interesse einer falsch verstandenen Mittelstandspolitik unschädlich zu machen, nicht hemmen. Die Motive dieser Ausnahmegesetzgebung lagen eben auf ganz anderem als steuerlichem Gebiet. Diese enorme Steuererhöhung wurde nämlich nicht beschlossen, weil die Staaten Hamburg, Lübeck und Mecklenburg die durch diese Ausnahmesteuer einkommenden Gelder brauchten, sondern weil man die durch die Konsumvereine dem Detailhandel entstandene Konkurrenz unschädlich machen wollte. Es wäre daher ehrlich und logisch gewesen (und einem solchen Vorgehen hätte man eine gewisse Achtung nicht versagen können), wenn die Abgaben nicht in das steuerliche Gewand gekleidet, sondern nach anderen, ihrem Hauptzweck entsprechenden Rücksichten behandelt worden wären, indem zum Beispiel Spezialgesetze gegen die Konsumvereine geschaffen worden wären, durch die ihnen Abgaben in bestimmter Höhe auferlegt wurden. Denn Abgaben, die in der Form von Steuern nicht steuerlichen Zwecken dienen, also ihrem Hauptzweck nach nicht zur Aufbringung des Steuerbedarfs nach den Grundsätzen der Allgemeinheit und Gleichmäßigkeit bestimmt sind, sind eben in Wirklichkeit keine Steuern. (Vergl. Juisting, Allgemeine Steuerlehre, S. 16.)

Will man aber diesen Abgaben den Charakter einer Steuer zuerkennen, so sind sie doch jedenfalls keine Einkommensteuer, obwohl sie in Hamburg und Mecklenburg in die Einkommensteuergesetze aufgenommen wurden. Denn dies ist nur ein äußerlicher, formeller Gesichtspunkt. Sachlich handelt es sich um eine von der Einkommensteuer wesentlich verschiedene Steuer, da die nach dem Umsatz berechnete Steuer auch dann entrichtet werden muß, wenn nichts erübrigt oder mit Verlust gearbeitet wurde. Wenn aber ein

Steuerpflichtiger mehr Einkommensteuer zahlen muß, als er Einkommen erzielt beziehungsweise diese Steuer entrichten muß, wenn er überhaupt keinen Gewinn erzielt, ja vielleicht mit Verlust gearbeitet hat, so entrichtet er in Wirklichkeit keine Einkommensteuer, sondern eine Verbrauchssteuer.

Das neue Reichsumsatzsteuergesetz hat nun mit Wirkung vom 1. April dieses Jahres die erwähnten Umsatzsteuern in der Hauptsache beseitigt, indem es bestimmt, daß von diesem Zeitpunkt an die Einzelstaaten nicht mehr berechtigt sind, von Unternehmungen, die vorwiegend notwendige Lebensmittel vertreiben, Steuern vom Umsatz dieser Waren zu erheben. So hat nun diese Ausnahmegegesetzgebung das Ende gefunden, das sie verdient hat. Der Reichsgesetzgeber hat über den Kopf der einzelstaatlichen Körperschaften hinweg die Ausnahmebestimmungen in der Hauptsache beseitigt, und diese gehören daher nunmehr der Rechtsgeschichte an. Aus dieser Rechtslage haben mehrere einzelstaatliche Gesetzgeber bereits die Konsequenzen gezogen. Sie sind dabei über das Reichsumsatzsteuergesetz noch hinausgegangen, indem sie die gegen die Konsumvereine erlassenen Umsatzsteuern nicht nur bezüglich des Lebensmittelumsatzes, sondern schlechthin aufgehoben haben (so Mecklenburg-Schwerin und Bremen, noch nicht Hamburg und Mecklenburg-Strelitz).

In der nächsten Zeit wird der Reichsgesetzgeber unter Aufhebung der einzelstaatlichen Einkommensteuern dem Volk eine Reichseinkommensteuer auferlegen. Wir müssen mit einer drückenden Steuerlast rechnen. Aber gerade deshalb muß es die vornehmste Aufgabe des künftigen Reichseinkommensteuergesetzes sein, die Steuerlast auf die Pflichtigen so zu verteilen, daß den Grundsätzen der Gerechtigkeit voll entsprochen wird. Für solche Ausnahme Steuern, wie sie die erwähnten Bundesstaaten eingeführt haben, die theoretisch dem obersten Grundsatz der Gerechtigkeit widersprechen und außerdem praktisch das gewollte Ziel, die Erdrosselung der Konsumvereine, nicht erreichten, wird in der neuen Einkommensteuergesetzgebung kein Platz mehr sein dürfen. Die Einkommensteuer der Zukunft muß ausnahmslos eine wirklich einkommensteuer sein, und es dürfen sich darunter keine Abgaben befinden, die sich nur in das steuerliche Gewand kleiden, um andere Zwecke darunter zu verbergen.

## Jugendwohlfahrt.

Von Dr. Johann Caspari, Direktor des Jugendamts der Stadt Neukölln.

Zu den dringendsten Aufgaben des Wiederaufbaus gehört die Sorge um die deutsche Jugend. Diese Jugend ist fünf Jahre hindurch gepeinigt und gequält worden wie niemals zuvor. In den Zusammenbruch des Volkes ist auch unser wertvollstes Gut, unsere Jugend, mit hineingerissen worden. Säuglingssterblichkeit sondergleichen, Verelendung der überlebenden Jugendlichen, sittliche Verwahrlosung der reiferen Minderjährigen sind Begleiterscheinungen des Krieges geworden. Das neue Deutschland hat die Pflicht, diese Schäden wieder gutzumachen. Aber nicht allein hierum geht es. Trotz mancher Ansätze hat man bei uns bis zum Kriege bei weitem nicht genügend Jugendwohlfahrt getrieben. Das demokratisch-sozialistische Deutschland muß deshalb gründlich neu aufbauen. Die Jugend ist der Born der notwendigen

Erneuerung; hier zu unterlassen, hier zu sparen ist schwerste Sünde gegen das Ganze, gegen den Staat. Allgemein-menschliche wie auch bevölkerungspolitische Erwägungen erfordern gebieterisch Jugendpflege und Jugendfürsorge, kurz Jugendwohlfahrt.

Die soeben angenommene Verfassung hat in Artikel 7 die Zuständigkeit des Reiches auf dem Gebiet der Jugendwohlfahrt festgelegt. Nichts hindert mehr, ans Werk zu gehen. Zunächst muß nach drei Gesichtspunkten vorgegangen werden: Erstens müssen von Reichs wegen die verwaltungsrechtlichen Maßnahmen auf dem Gebiet der Jugendwohlfahrt getroffen werden; zweitens gilt es, ein wirkliches Jugendstrafrecht zugleich mit einer Regelung des Strafvollzugs für Jugendliche zu schaffen, und drittens müssen die übrigen Rechtsgebiete, vornehmlich das bürgerliche, und hier wiederum in erster Linie das Familienrecht, im Sinne einer gesunden Jugendpolitik umgestaltet beziehungsweise neu aufgebaut werden.

Die preußische Regierung hatte vor der Revolution den Entwurf eines Jugendfürsorgegesetzes vorgelegt, der im Abgeordnetenhaus bis zur ersten Lesung gediehen war. Er enthielt ohne Zweifel manches Brauchbare. An ihn wird die reichsrechtliche Regelung der Jugendwohlfahrt anknüpfen müssen. Es versteht sich von selbst, daß das vorzulegende Reichsjugendwohlfahrtsgesetz nur die wesentlichsten Richtlinien wird geben können und die einzelstaatlichen Ausführungsgesetze ergänzend eingreifen müssen. Zunächst wird es sich darum handeln, daß die Städte, Kreise und Provinzen Jugendämter als Träger der Jugendwohlfahrt schaffen. Diese Ämter müssen der Mittelpunkt aller öffentlichen Jugendfürsorge und Jugendpflege werden. Von Fachleuten geleitet unter Mitwirkung von sozial einsichtigen und geschulten Laien, nicht zuletzt von Frauen, müssen sie Träger der Jugendwohlfahrt werden. Ihnen wird die große Aufgabe vorbehalten sein, alles heranwachsende Leben zu schützen und zu stützen. Der Schutz der Jugend darf nicht erst mit der Geburt einsetzen, schon die Ungeborenen müssen geschützt werden, und hierzu ist erforderlich, daß die Jugendämter zugleich intensiv Schwangerenfürsorge treiben. Daß die Jugendämter Zentralgemeindewaisenrat werden, ist selbstverständlich. Der preußische Entwurf ist mit anerkannter Deutlichkeit von dem System der ehrenamtlichen Tätigkeit von Einzelpersonen als Waisenträten abgerückt und hat eine erfolgsversprechende Waisentratsstätigkeit nur von einer behördlichen, kollegial zusammengesetzten Institution erhofft, die sachmännisch geleitet wird.

Ebenso offen und freimütig hat der preußische Entwurf die Mängel des bestehenden Systems der Einzelvormundschaft gezeigelt. Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch hat jeder Deutsche die Pflicht, die Vormundschaft, für die er ausgewählt wird, zu übernehmen. In den Verhandlungen des Reichstagsausschusses für Bevölkerungspolitik (Reichstagsdrucksache Nr. 1087, 13. Legislaturperiode, II. Session 1914/17) ist um die Frage, ob der Berufsvormundschaft oder der Einzelvormundschaft der Vorrang zu geben ist, heftig gefochten worden. Es ist eine unumstößliche Tatsache, daß die Erfolge der Einzelvormundschaft nicht nur in der Verfeinerung der Alimente weit hinter denen der Berufsvormundschaft zurückstehen. Man gehe doch einmal daran, die Akten der Vormundschaftsgerichte über Kinder, die unter Einzelvormundschaft stehen, mit den Akten unter Berufsvormundschaft stehender Kinder zu vergleichen. Die Befürworter der Einzelvormundschaft kennen

entweder die schweren Mängel nicht, die dem System der Einzelvormundschaft anhaften, oder aber sie wollen sie aus irgendwelchen Vorurteilen heraus nicht zugeben. Gewiß gibt es Einzelvormünder, die nach besten Kräften ihre Pflicht tun. Zu sozialer Arbeit gehören aber, und das muß immer wieder betont werden, nicht nur ein guter Wille, sondern vor allem Kenntnisse. Sie sind durchaus notwendig, um eine Vormundschaft für das Mündel gedeihlich zu führen. Das gilt in gleichem Maße für die Vormundschaft über uneheliche wie über eheliche Kinder.

In manchen Kreisen spielt die Sorge für die religiöse Erziehung der Kinder in der Beurteilung der Berufsvormundschaft keine geringe Rolle. Abgesehen davon, daß diese Bedenken nach meiner Erfahrung keine Berechtigung besitzen, werden sich hier Auswege schaffen lassen. Die Hauptsache ist und bleibt doch, daß die Mündel zu körperlich, geistig und sittlich starken Menschen herangebildet werden; hier ist aber der Berufsvormund mit seinen Kenntnissen, seiner Erfahrung und den ihm beigegebenen wertvollen Hilfsorganen ein ganz anderer Helfer als der für sich stehende, einer straffen Organisation entbehrende Einzelvormund.

Die reichsrechtliche Regelung des Jugendschutzes wird an der Fürsorgeerziehung nicht vorbeigehen können. Sie muß viel mehr als bisher nach sozialen Gesichtspunkten und einheitlich getrieben werden. Sie muß vorbeugende und heilende Maßnahme zugleich sein und des Charakters als Strafe gänzlich entkleidet werden. An die Stelle der Anstaltserziehung muß in weit intensiverem Maße die Familienpflege treten. Nicht zuletzt hat die Staatserziehung auch die körperlich und geistig Unentwickelten, ebenso wie die Krüppel, zu erfassen. Körperlich, geistig und sittlich anormale Kinder müssen von Staats wegen anders erzogen und betreut werden als die normale Jugend.

Der Ruf nach einer reichsrechtlichen Regelung des Haltekinderwesens ist schon wiederholt laut geworden. In einem ersten Entwurf der preußischen Regierung fehlte die Regelung des Haltekinderwesens überhaupt. Ein von mir gemeinsam mit Schoenberner verfaßter Gegenentwurf behandelte diese Materie ausführlich. Der dem Landtag zugegangene Regierungsentwurf hat sich dann auch uns in wesentlichen Punkten angeschlossen. Einer reichsrechtlichen Regelung steht nichts mehr im Wege. Rein äußerlich möchte ich, wie ich es auch in unserem Entwurf getan habe, das scheußliche Wort »Haltekind« aus der Gesetzesprache entfernen und dafür das menschlicher klingende »Pflegekind« setzen; Tiere werden gehalten, Kinder gepflegt. Von Einzelheiten abgesehen, ist insbesondere darauf Wert zu legen, daß grundsätzlich alle noch nicht vierzehn Jahre alten, entgeltlich oder unentgeltlich in Kost oder Pflege befindlichen fremden Kinder der Pflegekinderaufsicht der Jugendämter unterstehen. Für die bei der Mutter befindlichen unehelichen Kinder und für die von nahen Verwandten in Pflege genommenen Kinder sind bezüglich der Aufsicht Erleichterungen zu schaffen.

Alle Jugendfürsorge in Deutschland hat bisher an der mangelnden Versorgung der hilfsbedürftigen Minderjährigen gekrankt. Die Sorge für diese ist bisher wesentlich nach armenrechtlichen Grundsätzen gehandhabt worden. Unterricht, Erziehung und Ausbildung sind aber in den meisten deutschen Einzelstaaten bisher nicht Gegenstand der öffentlichen Armenpflege. Es

muß gefordert werden, daß den hilfsbedürftigen Minderjährigen als Unterhalt der gesamte Lebensbedarf sowie Unterricht, Erziehung und Ausbildung gewährt werden. Darauf hat die Jugend einen Anspruch; schwere Verfallnisse sind nachzuholen. Der hilfsbedürftige Jugendliche gehört nicht in die Armenpflege.

Soll von Reichs wegen Jugend-Sozialpolitik getrieben werden, dann ist es notwendig, auch eine Reichszentralstelle hierfür zu schaffen. Die Abgeordnete Genossin Anna Bloß hat jüngst in der »Vossischen Zeitung« die Forderung eines Reichsjugendministeriums erhoben. Genossin Bloß will die ganze Bevölkerungs politik dem Jugendministerium eingliedern. Ob dieser Weg schon heute rassam ist, erscheint mir mehr als zweifelhaft. Mir will scheinen, daß vorerst lediglich die Schaffung eines Reichsjugendamts als Reichszentralstelle für Jugendwohlfahrt, das sich ausschließlich mit Jugendfürsorge und Jugendpflege befassen soll, erforderlich ist. Ich stimme hier ganz den Grabowskyschen Vorschlägen zu. Eine Reichszentralbehörde für Jugendwohlfahrt müssen wir haben, zweckmäßig unter dem Reichsministerium des Innern; sie muß sich aber bis auf weiteres ausschließlich mit Jugendfürsorge und Jugendpflege befassen. Von Beiwerk soll sie sich vorläufig im eigenen Interesse fernhalten.

Auf ein deutsches Jugendstrafrecht warten wir schon lange genug. Hoffentlich wird bald ein solches vorgelegt, das zugleich die Jugendgerichtshilfe, die Schulaufsicht und den Strafvollzug für Jugendliche regelt.

Gegen die Idee, ein deutsches Jugendrecht zu schaffen, wie es ihr unermüdlicher Vorkämpfer Feliß vorschlägt, wird eingewendet, daß auf diese Weise auch die Regelung der Jugendwohlfahrt auf Jahre hinaus verschoben werde. Dieser Einwand ist nicht ganz unberechtigt. Andererseits müssen wir aber verlangen, daß die schlimmsten Härten des bürgerlichen Rechtes auf dem Gebiet des Jugendschutzes so schnell wie möglich beseitigt werden. Auch hier hat der bevölkerungspolitische Ausschuß des letzten Reichstags schon wertvolle Vorarbeit geleistet, indem er sich den Unehelichenschuß besonders angelegen sein ließ. In der Nationalversammlung ist bekanntlich bei der Verfassungsberatung der Antrag angenommen worden, daß den unehelichen Kindern durch die Gesetzgebung die gleichen Bedingungen für ihre leibliche, seelische und gesellschaftliche Entwicklung zu schaffen sind wie den ehelichen; und außerdem ist, was ich besonders begrüße, eine Resolution angenommen worden, einen Gesetzentwurf vorzulegen, der die rechtliche und soziale Stellung des unehelichen Kindes ge rechterweise neuregelt. So ist denn zu hoffen, daß die Schmach, mit der sich die Gesellschaft durch die Zurücksetzung der Unehelichen so lange besleckt hat, endlich getilgt wird. Hoffentlich erreichen wir es, daß das neue Gesetz die einzig und allein gesunde Entwicklungsmöglichkeiten für das uneheliche Kind verbürgende primäre staatliche Fürsorge für alle Unehelichen bringt. Nicht eher werden wir der Verelendung der Unehelichen, ihrem sozialen Niedergang, ihrer erhöhten Kriminalität, ihrer Verwahrlosung und früheren Sterblichkeit Einhalt tun können, als bis wir uns zu der Erkenntnis durchgerungen haben, daß die einzige Lösung des Problems des Unehelichenschutzes darin besteht, daß der Staat von der Geburt an die Fürsorge für alle unehelichen Kinder übernimmt, mit dem Rechte des Regresses gegen alle dem Kinde nach privatem und öffentlichem Rechte Unterhaltspflichtigen.

In dem Kampf um die Besserstellung des unehelichen Kindes erhoffe ich in erster Linie die Mitarbeit der Frauen. Sie sind am ehesten dazu berufen, überkommene Vorurteile zu beseitigen und dem sittlichen Gedanken von der Gleichheit jeden Menschenantlitzes auch im Rechte zum Siege zu verhelfen.

## Romain Rollands Michelangelo.

### Eine Biographie der Menschheit.

Von Karl Diesel.

Romain Rollands Name ist bekannt. Steht er aber auch durch sein Wirken und durch seine Werke in dem Verhältnis zum deutschen Publikum, in dem er stehen müßte? Rolland ist nicht bloß Schriftsteller, nicht bloß Nobelpreisträger und Friedensfreund. Seine Lebensarbeit konzentriert sich nicht allein darauf, die Verständigung, das dauernd-friedliche Zusammenarbeiten Deutschlands mit Frankreich herbeizuführen. Er erschöpft sich nicht darin, Utopien eines glücklicheren »Einst« zu malen. Er gehört auch nicht zu den fanatischen Parteimännern, deren Programme laut verkünden, daß sie nur das Gute wollen, die aber aus politischen Pflichten, politischer Müdigkeit und Kastengeist die schönen Ziele vergessen. Zu ihnen gehört Rolland nicht, er, der Mensch und Künstler. Es besteht die offensichtliche Gefahr, daß beide Begriffe zu Schlagworten »erhoben« werden. Besser ist es, zu sagen: sie werden degradiert. Und in dem Augenblick, wo ein Begriff in die Kategorie der Schlagworte versinkt, verallgemeinert er, geht er ins Breite, verliert er die Kraft des Einwurzelns in die Herzen. Er wird dann zwar von vielen im Munde geführt, aber er wird nicht mehr gedacht. Er verliert die ihm ursprünglich innewohnende Fähigkeit, die Menschen zu einer gewissen Stellungnahme zu zwingen, sobald sie auf ihn stehen und sich mit ihm beschäftigen. Das Schlagwort raubt dem Menschen die Möglichkeit, sich selbst kritisch gegenüberzustellen.

Die wahre Kulturarbeit leistet der Mensch, wenn er sich zum Menschen erhebt! Jeder einzelne hat diese Möglichkeit, denn der Männer, die uns die Mittel in die Hand geben, uns auf uns selbst zu besinnen und auf unsere Verpflichtungen, hat es immer welche gegeben und gibt es noch. Die Wege, die sie weisen, mögen verschieden sein, sie führen doch einem Ziele entgegen. Eine Wahrheit, die sich auch bei dem Manne beschäftigt, von dem hier gesprochen wird. Um aber Rollands seherisch ins Weite gestreckter Hand folgen zu können, müssen wir wissen, was er ist, was er will.

\* \* \*

Die höchste menschliche Eigenschaft ist ihm das Heldentum, das wahre, durch kein Zugeständnis, keine feige Lüge entweihte Heldentum, das seine große, durch nichts erleichterte Aufgabe darin sieht, die Welt mit allen ihren Mängeln, ihren Qualen, ihrer Falschheit, ihren Irrungen und Zweifeln zu erkennen und trotz dieser bitteren Erkenntnis zu lieben. Eine solche Welt lieben aber bedeutet nichts anderes, als für sie, für ihre Vervollkommnung mit allen Kräften zu kämpfen, nach ihrer Veredlung zu trachten.

Zu solcher heldenmütigen Liebe will Rolland die Menschen erziehen. Durch große Beispiele will er wirken. Ihn bestimmt bei der Wahl seiner »Helden« nicht allein der bloße biographische Anreiz. Für ihn hat nur der Künstler Geltung, der in seinem innersten Herzen stets aufs neue die größte aller Revolutionen auskämpft, bei der der Kampf um den alleinigen Wahrheitsbegriff geht, um die brennende Forderung des Ibsenschen »Alles oder nichts«. Rolland zeigt der Menschheit das Leid. Das Leid, das danach lechzt, gestillt zu werden, das in hingebender Sehnsucht danach drängt, in höchste Wonne verwandelt zu werden. Und das sich doch immer wieder aufs neue selbst entzündet, weil es ohne Sehnsucht nicht eri-

stieren, nichts schaffen kann. Er zeigt uns große Menschen, die, von der Flamme des Leids durchglüht, Ewigkeitswerte schufen, ohne sich dessen bewußt zu sein. Denn ihre Qual war, daß sie ewig suchen mußten, daß sie nie ihr Sehnen erfüllt sahen.

\* \* \*

Nur ich, im Schaffen glühend, bleib' zurück,  
Entzieht der Welt die Sonne ihre Strahlen;  
Ein jeder darf sich freuen: ich in Schmerzen,  
Zur Erde hingestreckt, ich klag' und weine.

Michelangelo.

»Michelangelo« ist die jüngste der drei großen biographischen Dichtungen Romain Rollands, und wie »Tolstoi« und »Beethoven« unterliegt auch sie vor allem der gefühlsmäßigen Wertung. Nichts erleichtert das Verstehen mehr als der Schmerz, mit dem wir alle verwandt sind. Bloße Verstandeskätigkeit ist Seelenschilderungen gegenüber nicht ausreichend, um so weniger, wenn es ein Künstler ist, der als Vermittler der Gefühle auftritt.

Bei Betrachtung der gewaltigen Persönlichkeit Michelangelo ergibt sich eins mit Gewißheit: ihr fehlte die Harmonie. Michelangelo war ein Mensch, der hin und her geworfen wurde von seinen Leidenschaften — Leidenschaften von übermenschlicher, von genialischer Größe; den alle Sehnsüchte des Herzens dem Siege entgegenbrängten, der den Sieg errang und der sich doch immer wieder verachsend, ekelerfüllt abwandte, wenn der Sieg erreicht war. Denn ihm bedeutete der errangene Sieg nicht Erfüllung, nicht Vollkommenheit. Unstillbares Verlangen zwang diesen Mann zur Mißachtung des Selbstgeschaffenen.

Die gesteigerte Erkenntnisfähigkeit, die dem Genie zufallt wurde, richtet sich mit derartiger Intensität auf den jeweiligen Gegenstand der geistigen Betrachtung, daß innerhalb der Betrachtung keine Grenzen bestehen. Es prüft und beleuchtet das jeweilige Objekt nach allen Seiten, erschöpft es, sucht neue, höhere Gegenstände (Probleme), die es zu durchdringen, zu lösen sich bemüht. Diese Unruhe, die fernab liegt von allem Wankelmut, aller Unentschlossenheit, ist jedem genialen Menschen zu eigen, und mit ihr ist untrennbar verbunden die Geduld, die einzusetzen hat, wenn es gilt, neu gefundene Objekte zu durchdenken. Wie aber, wenn zu dieser »Qual des Genies« — von diesem kaum bewußt als solche empfunden! — noch die rein menschliche Qual kommt, die sich aus dem »Mangel an Harmonie zwischen dem Wesen und den Dingen« ergibt, die geboren wird aus dem individuellen Unvermögen, sich in die Gesetze des Lebens einzuordnen. Ein solcher Zustand ist dann Verhängnis, ist Tragödie, die jeden erschüttern muß, der auf sie stößt.

Diese Tragik in Michelangelos Leben ist es, die durch Rolland ihre künstlerische Darstellung und Würdigung erfährt. Wenn gesagt wird: »künstlerisch«, dann bedeutet das nicht, daß er das Leben des großen Florentiners etwa mit künstlerischer Freiheit, unter teilweiser Mißachtung oder Verschiebung des Tatsächlichen behandelte. Im Gegenteil: Rolland rückt hier und da noch einiges zurecht, was bis dahin an falscher Stelle stand.

Michelangelo selbst und sein Werk aber erhebt völlig neu vor uns. Wir lernen seinen Stolz auf sein Geschlecht kennen; er ist darauf bedacht, es nicht untergehen zu lassen. Wir hören von seiner Liebe zu Florenz, der Heimatstadt, die in Briefen und Äußerungen immer wieder zutage tritt. Der Stolz auf seine Abstammung ist größer als der auf seine Kunst. Er vermißt sich, zu sagen, daß die Kunst durch Abtug, nicht durch Plebejer ausgeübt werden müßte. Er war von außerordentlichem Feingefühl; er befand die Schönheit an. Er war Christ von reinstem Glauben. Und vielleicht trägt auch das Christentum mit Schuld daran, daß dieser Mann niemals im Leben Befriedigung fand, denn er — als Künstler, als Bildhauer, Maler und Dichter — stand inmitten des Widerstreits, in dem sich die christliche Religion mit dem Griechentum und dessen Schönheitskult befand. Vielleicht war er mehr

Zweifler als der leidenschaftsburchglühte Mönch Savonarola, denn als Künstler mußte er zweifeln. Alle seine bildnerischen und gemalten Gestalten fragen in ihren Zügen einen räthselhaften Ausdruck, der Sehnsucht, Unbefriedigtheit und Unglauben zugleich ist. Vielleicht bildet den Grund dieses gewaltigen Leides das Unvermögen, Kompromisse zu schließen mit dem Leben und der Mitwelt, bis schließlich dieses Unvermögen in den letzten Lebensjahren von der Mädigkeit des Greises besiegt wurde.

Der Zweck dieser Arbeit wäre verfehlt, wenn ein Auszug aus Rollands Werk gegeben würde. Sie mußte mehr vom Verfasser als von Michelangelo sprechen, um das Verhältnis zu kennzeichnen, in dem Jener zu diesem steht. Mit wundervollem Geschick entrollt der Biograph die Tragödie des Lebens Michelangelos. Er vermeidet es, den Künstler in das Licht eines übermäßigen Heldentums zu stellen, denn ihm sind zu sehr die menschlichen Schwächen offenbar, die Michelangelo hinderten, über seine Leidenschaften zu triumphieren. Und all diese Ungebändigkeit einer ungesesselten, keiner willensbewußten Ordnung unterworfenen Kraft, die verzehrende Ekstase menschlichen Leidens, die sehnennde, schreiende Inbrunst reißten Glaubens, die allumfassende Gewalt zärtlichster Liebe finden wir wieder in Michelangelos gewaltigen Werken, die Henry Thode mit Recht als den Ausfluß seines Wesens bezeichnet. »Den Anschauenden überwältigend durch die Größe ihrer Formen und die Macht ihres Seelengehaltes, haben sie, unwiderstehlich fesseln und dann doch wieder abschreckend, den Charakter sphingartiger Räthsel behalten... Die Erregung, in die sie uns versetzen, steigert sich bis zur Qual. Ein Ungeheures, Unfassliches in ihnen ruft unserm Gefühl eine Anspannung zu, welche uns zu dem Frieden reiner Anschauung nicht gelangen läßt. Ein unermessliches Sehnen wird in uns geweckt, dem keine Erfüllung beschieden ist, und der Überspannung unserer seelischen Kräfte folgt die Schwermut.«

Und das Verhältnis des Schöpfers zu seinen Schöpfungen? Rolland charakterisiert es folgendermaßen: »Dieser krankhafte Tätigkeitsdrang ließ ihn nicht nur Aufgaben ansammeln und mehr Aufträge annehmen, als er ausführen konnte: er entartete in Wut. Er wollte Berge ausmeißeln. Hatte er ein Bildwerk auszuführen, so verlor er Jahre damit, in den Steinbrüchen seine Blöcke auszuwählen, für deren Transport er Straßen erbaute; er wollte alles sein: Ingenieur, Gehilfe, Steinmetz; er wollte alles selber tun, Paläste und Kirchen errichten, alles ganz allein. Das war das Leben eines Sträflings. Er gönnte sich nicht einmal die Zeit, zu essen und zu schlafen.«

Diese Zweifel, diese Willenslosigkeit, dieses Übermaß von Kraftgefühl und Sehnsucht lastete auf ihm ein ganzes langes Leben. Es berührt schmerzlich, die Worte zu lesen, mit denen er ein groteskes Bild seines Zustandes malt:

Wie Mark, von Baumesrinde fest gespannt,  
Leb' ich hier ärmlich, einsam wie ein Geiß,  
Den Zauberkraft in ein Gefäß gebannt.

Ich brumm', wie die gefangene Hummel summt,  
Im Ledersack berg' Knochen ich und Sehnen, ...

Die Zähne gleichen einer Laute Saiten ...

Mein Antlitz muß Entsetzen rings verbreiten ...

Eins meiner Ohren schloß ein Spinnetz zu,  
Im andern zirpt ein Heimchen Nacht für Nacht;  
Katarrh raubt mir durch Röcheln alle Ruh'.

Die hehre Kunst, in der mich einstens man  
So hoch geschätzt, brach' mich in diese Noth,  
Mach', arm und alt, mich Fremden untertan;

Verloren bin ich, hilft nicht rasch der Tod.

Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1555; neun Jahre später, am Karfreitag 1564, starb Michelangelo. Er hatte ein Alter von 89 Jahren erreicht. Mit ihm starb die Renaissance.

\* \* \*

Noch einmal: Rolland gibt uns in seinem »Michelangelo« mehr als eine biographische Darstellung. Er breitet ein Schicksal vor uns aus und läßt es uns miterleben, indem er es in eine absolut künstlerische Form bringt — und ferner: indem er eine rein menschliche Eigenschaft zwischen seinem Helden und uns vermitteln läßt: das Leid. Doch weit davon entfernt, durch tragische Schilderung unsere Kraft zu schwächen, will Rolland Kraft und Stärke geben, damit der Mensch erfrage, wozu er geboren wurde, damit er aus sich und aus seiner Umwelt heraus immer neue Kräfte ziehe, die ihn ungebeugt weiterstreiten lassen: vorwärts, vorwärts, der Freiheit entgegen, die am fernen Horizont rotgoldnen leuchtet.

Im letzten Teile des Rollandschen Schlußwortes heißt es: »Die großen Seelen sind wie die hohen Gipfel. Der Wind peitscht sie, Wolken hüllen sie ein; aber man atmet droben besser und stärker als sonstwo. Die Luft hat dort eine Reinheit, die das Herz von seinen Flecken reinigt; und wenn die Wolken weichen, beherrscht man das Menschengeschlecht. So war dieser Riesenberg, der das Italien der Renaissance überragte und dessen qualvolles Profil wir fern am Himmel sich verlieren sehen. Ich behaupte nicht, daß der Durchschnitt der Menschen auf diesen Gipfeln leben könnte. Einen Tag im Jahre aber sollen sie hinauf wallfahrten. Da werden sie den Atem ihrer Lungen und das Blut ihrer Adern erneuern. Da oben werden sie sich dem Ewigen näher fühlen. Dann werden sie wieder zur Ebene hinabsteigen, und ihr Herz wird gestählt sein für den täglichen Kampf.«

## Literarische Rundschau.

**Erich Koehrer, Unter der Herrschaft des Bolschewismus.** Berichte, Erlebnisse, Bilder aus den Tagen der Räteregierung im Baltikum. Gesammelt und eingeleitet von Erich Koehrer, Pressebeirat bei der deutschen Gesandtschaft. Berlin W 62, Firn-Verlag. Preis 2 Mark.

Der Hauptwert dieser Schrift liegt zunächst darin, daß sie nur amtlich beglaubigtes Material bringt. Das ist bei der Taktik der Nachbeter des Bolschewismus, alles, was aus dem bolschewistischen Rußland heute berichtet wird, einfach in das Reich der Fabel zu verweisen, von großer Bedeutung. Man wird diese Taktik auch angesichts dieses kürzlich erschienenen Buches wieder anwenden, denn es häuft gegen die Bolschewistenherrschaft neue Anklagen, die, wenn sie in die weite Öffentlichkeit bringen, von vernichtender Wirkung sein müssen. Nicht nur die Tatsache, die bei dem Zusammenbruch der ungarischen Räterepublik sich herausstellte, daß die Bolschewistenherrschaft allen üblen Instinkten freie Bahn schafft, wird in diesen Darstellungen von neuem bestätigt; zu den wertvollsten Feststellungen des Buches gehört auch, daß im Baltikum die Arbeiter von der Bolschewistenherrschaft nichts wissen wollten. Nachdem die Bolschewisten 140 Tage die Herrschaft in Riga ausgeübt hatten, hielten sie die Arbeiterschaft für »reif« genug, um sie zu Arbeiterratswahlen aufzurufen. Am 18. Mai fand das erste Meeting statt, das nicht von bolschewistischer Seite einberufen worden war. Alle anderen Versammlungen der Rigaer Arbeiter, die nicht Bolschewistenversammlungen waren, hatte man unterdrückt. Bei der am nächsten Tage folgenden Wahl wurde in keiner Fabrik Rigas auch nur ein kommunistischer Kandidat gewählt. Das war kein Wunder, denn wie überall, so folgte dem Bolschewismus auch auf seinem Zuge nach dem Baltikum das Gespenst des Hungers auf dem Fuße.

Das Buch unterzieht sich dann der traurigen, aber notwendigen Aufgabe, die Blutarbeit zu enthüllen, die die Bolschewisten im Baltikum geleistet haben. Daß

man in die Herzogsgrüfte in Mitau eingebrochen ist und den Herzogsleichen die Knochen gebrochen hat, bezeugen die Reproduktionen von den unter behördlicher Aufsicht aufgenommenen Photographien des Tatbestandes. Aber das ist nicht das Schlimmste. Es wäre endlich an der Zeit, daß allgemein bekannt würde, welche Schlächtereien unter der wehrlosen Bevölkerung des Baltikums in der Zeit der Bolschewistenherrschaft angerichtet worden sind. Die aufgedeckten Massengräber im Gefängnis Hof von Riga sowie in Mitau und Dorpat, die photographisch festgehalten und im Bilde wiedergegeben sind, die Berichte von den Hinrichtungen in einer Reihe von Städten, besonders von den entsetzlichen Vorkommnissen in dem Gefängnis von Dorpat, sind geeignet, der weitesten Öffentlichkeit den rechten Begriff von der Zeitkrankheit, die wir Bolschewismus nennen, zu vermitteln. Es handelt sich, wie gesagt, in allen Teilen des Werkes um authentisches Material, gegen das man mit Ableugungsversuchen keinerlei Glück haben wird. Von ganz besonderer Aktualität ist die Schrift in dieser Zeit, wo über das Treiben der Leninisten in Ungarn ähnliche Zustände festgestellt worden sind. A. F.

**Berichtigung.** Herr Dr. Ernst Bloch ersucht uns, gegenüber einem mißverständlichen Zitat in der kürzlich hier (Nr. 19) erschienenen Besprechung seines Buches »Geist der Utopie« festzustellen, daß sein Buch keinerlei romantische Utopie vor »dem altpreußischen Herrrentypus« oder gar vor Wilhelms »assyrischer Zarenherrlichkeit« oder auch nur vor »der organischen Staatsauffassung« empfindet. Die angeführten Stellen sind im Buche nur scheinernst gemeint. Sie dienen lediglich dazu, um an ihnen, als einem ironischen Plädoyer, die Wahrheit desto sinnfälliger hervortreten zu lassen. »Dieses ergibt sich sowohl aus dem Rahmen, in dem (S. 295 bis 304) diese ironische Partie steht, als vor allem aus dem Tenor und dem Schlußkapitel des ganzen Buches.«

## Notizen.

**Viehbestand in Deutschland.** Am 1. März 1919 hat im Deutschen Reich (mit Ausnahme Elsaß-Lothringens, der Pfalz und einer Anzahl Kreise im östlichen Teile Preußens) eine Viehzählung stattgefunden, die, wenn sie auch nicht vollständig ist und voraussichtlich an ihrem Ergebnis noch manche Korrekturen vorgenommen werden müssen, doch in Anbetracht unserer heutigen Ernährungsverhältnisse von größtem Interesse ist.

Bemerkenswert ist vor allem, daß die Anzahl der viehbesitzenden Haushaltungen im letzten Berichtsjahr weiter zurückgegangen ist — von 6 632 779 am 1. März 1918 auf 6 080 071 am 1. März 1919. Noch größer ist jedoch die Abnahme des Viehbestandes. Nur die Anzahl der Pferde hat zugenommen — eine Tatsache, die sich daraus erklärt, daß ein Teil der Militärpferde (die während des Krieges nicht mitgezählt wurden) schon am 1. März 1919 wieder in Privatbesitz übergegangen war. Vorhanden waren (die Fohlen mitgerechnet) im Dezember 1912, der letzten Zählung vor dem Kriege, 4 523 220 Pferde, am 1. März 1918 hingegen nur 3 287 970, am 1. März 1919 3 660 132; doch befinden sich darunter viele abgenutzte ältere Pferde.

Beträchtlich abgenommen hat dagegen die Zahl der Rinder, und zwar sowohl der Kälber und des Jungviehs als der Milchkühe, Ochsen und Stiere. Im Dezember 1912 waren im ganzen 20 182 400 Stück Rindvieh vorhanden, am 1. März 1919 nur 16 639 278. Die Zahl der Schweine und Ferkel ist im gleichen Zeitraum von rund 21,9 Millionen auf 7 169 695, der Ziegen von 4 015 122 auf 3 733 673 gesunken. Dagegen wuchs die Zahl der Schafe von 5 803 176 auf 5 959 153 an. Federvieh wurden 1912 82,7 Millionen Stück, 1919 nur 44,1 Millionen gezählt.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 25

Ausgegeben am 19. September 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Erzbergers Reichsfinanzreform.

Von Heinrich Cunow.

Das Finanzjeld, in das das Deutsche Reich durch den Weltkrieg und den ihm folgenden militärischen und wirtschaftlichen Zusammenbruch hineingeraten ist, wird nicht nur in der Masse der deutschen Bevölkerung, sondern selbst in den politischen Kreisen noch immer zu wenig verstanden. Weil die wirtschaftlichen Lebensverhältnisse sich im ganzen seit Friedensschluß etwas gebessert haben und heute manche langentbehrten Nahrungsmittel wieder in den Läden zu finden sind, wenn auch meist nur zu enorm hohen Preisen, nehmen die meisten Durchschnittsbeobachter des Wirtschaftslebens kurzweg an, die wirtschaftliche Besserung müsse sich notwendigerweise immer mehr durchsetzen, so daß nach zwei, drei Jahren sich wieder ganz erträglich im Deutschen Reich werde leben lassen. Wie in den ersten zwei Kriegsjahren die zunehmende Geldflüssigkeit in seltsamer Verkennung der Tatsachen vielfach als Beweis einer allgemeinen Reichumssteigerung aufgefaßt und ganz übersehen wurde, daß dieser Geldüberfluß durch die Umsehung des Warenkapitals in fiktives Geldkapital (in Geldscheine) herbeigeführt war, so wird auch heute nicht begriffen, daß die sogenannte Besserung durch eine weitere Schmälerung des Nationalvermögens und Vermehrung unserer Auslandsschulden erkaufte ist, die ebenso wie andere Schulden bezahlt werden müssen. Vielfach tritt eine geradezu krankhafte Neigung hervor, sich, soweit das irgend möglich ist, für die Entbehrungen der Kriegszeit zu entschädigen; während zugleich ein Teil wohlmeinender, aber volkswirtschaftlich einsichtloser Ideologen seine vornehmste Aufgabe darin findet, schöne kultur- und wirtschaftspolitische Reformprojekte auszubrüten, ohne sich auch nur einmal die Frage vorzulegen, woher in der heutigen Wirtschaftslage die Millionen und Milliarden zur Durchführung dieser Projekte genommen werden sollen. Die Begründung, daß es sich um hohe Kulturziele handle und die heutige sozialistisch-demokratische Regierung die Aufgabe habe, die Versäumnis der früheren Regierungen schnellstens nachzuholen, erscheint manchen als völlig ausreichend für ihre dringlichen Forderungen.

Sonderbar, wie sich die geistige Physiognomie des deutschen Volkes, auch die unserer Partei, seit Kriegsbeginn mehr und mehr verändert hat. Ich erinnere mich noch jener Zeit, wo neue Steuerpläne der Regierung, obgleich es sich meist nur um hundert oder allenfalls einige hundert Millionen Mark handelte, in unserer Presse die wildesten Entrüstungstürme entfesselten und mit größter Sicherheit der unausbleibliche demnächstige wirtschaftliche Kladderadatsch prophezeit wurde. Heute finden selbst die Milliardensteuerpläne, die Erzberger der Deutschen Nationalversammlung vorgelegt hat, nur eine verhältnismäßig oberflächliche Beachtung. Und doch ist die Finanzlage, die sie enthüllen, geradezu trostlos, obschon der von Erzberger am 5. August der

Nationalversammlung eingereichte Nachtrag zur Denkschrift über die Finanzlage des Deutschen Reiches, betitelt »Der zukünftige finanzielle Bedarf des Reiches und seine Deckung« viele unangenehme Tatsachen unberücksichtigt läßt und meines Erachtens die finanziellen Aussichten entschieden zu optimistisch beurteilt.

Nach Erzbergers Darstellung wird sich die Schuldsomme des Deutschen Reiches (selbstverständlich ohne die Schulden der Einzelstaaten) am Ende des laufenden Reichshaushaltsjahres voraussichtlich auf ungefähr 200 Milliarden Mark stellen, ohne die Entschädigungssummen, die nach den Bestimmungen des Friedensvertrags das deutsche Volk an die Entente zu zahlen haben wird — ein Betrag, der erst noch festgestellt werden soll. Von diesen 200 Milliarden Mark entfallen nicht weniger als 76 Milliarden Mark auf schwebende, nicht fundierte Schulden. Das Deutsche Reich ist zum verschuldetsten Staate der Welt geworden! Nach einer im August vorigen Jahres vom Schweizer Bankverein veröffentlichten Übersicht über die öffentlichen Schulden der am Weltkrieg beteiligten Mächte ist das Deutsche Reich infolge seiner verfehlten Kriegsfinanzpolitik schon in das Jahr 1918 als die verschuldetste Macht der Welt eingetreten, und seitdem hat sich die Wage immer mehr zuungunsten Deutschlands gesenkt. Nach dem damaligen Stand der schweizerischen Valuta berechnet, stellte sich den Angaben des Bankvereins zufolge schon Ende Dezember 1917 die öffentliche Schuld des Deutschen Reiches auf rund 132 Milliarden Franken, die Schuld Frankreichs im Januar 1918 auf 127 Milliarden, Großbritanniens (ohne selbständige Kolonien) im Juni 1918 auf 162 Milliarden Franken. Großbritanniens Verschuldung erscheint demnach als größer; doch kommt, ganz abgesehen von dem größeren Nationalvermögen Großbritanniens, in Betracht, daß die Schuldsomme Deutschlands sich auf den Schluß des Jahres 1917 bezieht, während die Berechnung der englischen Verschuldung den Stand um die Mitte des Jahres 1918 betrifft, und daß ferner die für Deutschland genannte Ziffer nur die Reichsschuld veranschaulicht, nicht zugleich die der Einzelstaaten.

Die Verzinsung dieser enormen Schuld gilt es sicherzustellen, soll nicht das Deutsche Reich dem unvermeidlichen Staatsbankrott entgegenfallen — ein Bankrott, der, da der größte Teil der Schuldtitel sich nicht, wie bei früheren Bankrotten egoistischer Staaten, in den Händen ausländischer Kapitalisten, sondern im Besitz deutscher Gläubiger, vielfach sogar des kleinen Mittelstandes und der Arbeiterschaft befindet, unfehlbar den völligen Zusammenbruch des gesamten deutschen Wirtschaftslebens zur Folge haben würde. Und neben diesem Zinsdienst müssen die Deckungssummen für die uns durch den Krieg aufgebürdeten Lasten, besonders die Ausgaben für die Entschädigung der Kriegsverletzten und Kriegshinterbliebenen, für die Aufrechterhaltung des gesamten Reichsverwaltungsdienstes mit Einschluß der Heeresverwaltung und die an die Ententestaaten zu zahlenden Kriegsent-schädigungen sowie die Kosten für die Unterhaltung der fremden Truppenmacht in den besetzten Gebieten aufgebracht werden.

Und selbst damit sind die Anforderungen an die Steuerkraft der Reichsbevölkerung nicht zu Ende. Auch die Schulden und Ausgaben der deutschen Gliedstaaten sind während des Krieges enorm gestiegen. Legt nun aber das Reich, um die notwendigen Riesensummen zur Deckung der Reichsausgaben

zu beschaffen, auf alle ergiebigeren Steuerquellen Beschlag, so bleiben für die Einzelstaaten und Gemeinden keine ihrem Bedarf auch nur einigermaßen entsprechende Steuerobjekte übrig. Die Reichsverwaltung kann aber unmöglich ihren Gliedern die Möglichkeit nehmen, sich die nötigen Steuereinnahmen zu verschaffen, und ihnen dann rücksichtslos überlassen, nun ihrerseits zu versuchen, wie sie fertig werden. Solches Verfahren widerstrebt nicht nur der Loyalität, sondern auch dem Reichszusammenhange; denn die Folge würde auf eine Störung des inneren Reichszusammenhanges hinauslaufen, die dem Steuersystem des Reiches überall hemmend in den Weg tritt. Denn bleibt es den Gliedstaaten und Gemeinden überlassen, sich nach ihrem Belieben und ihrer besonderen Wirtschaftslage ihre Steuerobjekte auszusuchen, so entstehen in den Einzelstaaten ganz verschiedene Steuer Systeme und Steuermethoden, die unzweifelhaft auf die Steuerleistungen für das Reich verschiedenartig zurückwirken. Es ist daher nötig, daß die Finanzhoheit von den Einzelstaaten auf das Reich übergeht, die Steuerverwaltung zur Reichsangelegenheit wird und die Gliedstaaten und Gemeinden gewissermaßen künftig nur noch als am Steuereingang anteilberechtigte Inkassofrüher fungieren.

Eine solche einheitliche Ordnung des Gesamtsteuerwesens hat zugleich den Vorteil, daß die jetzige Buntheckigkeit der Steuererhebungsverfahren beseitigt, die Erhebungskosten verbilligt, der Steuerapparat vereinfacht und zugleich die Entwicklung Deutschlands zum Einheitsstaat gefördert wird. Die Eingliederung in dasselbe Steuersystem schlingt um die einzelnen Reichsteile ein festeres Band als einige die Einheit verkündende Verfassungsparagraphen. Dieser Einsicht hat sich auch Erzberger nicht zu entziehen vermocht. In seiner Denkschrift schlägt er deshalb vor, daß auch der Finanzbedarf der Gliedstaaten und Kommunen, der sich nach seinen Angaben künftig auf ungefähr  $6\frac{1}{2}$  Milliarden Mark im Jahre gegen bisher  $3\frac{1}{2}$  Milliarden stellen wird, durch das Reich miterhoben und an die Einzelstaaten nach bestimmten Grundsätzen verteilt wird.

Im ganzen veranschlagt der Erzbergersche Bericht den Bedarf des Reiches auf 17,5 Milliarden Mark pro Jahr, den Bedarf der Einzelstaaten und Gemeinden auf 6,5 Milliarden, so daß sich ein Gesamtbedarf von 24 Milliarden Mark pro Jahr ergibt. Der Reichsbedarf von 17,5 Milliarden setzt sich aus folgenden Posten zusammen, denen zur Veranschaulichung der Bedarfssteigerung die betreffenden Ziffern des Jahres 1913 hinzugefügt sind:

	Voraussichtliche künftige Ausgaben	Ausgaben im Rechnungsjahr 1913
Schuldendienst . . . . .	10 000 Mill. Mk.	230 Mill. Mk.
Fürsorge für Kriegsteilnehmer und deren Hinterbliebene . . . . .	4 300 - -	- - -
Wehrausgaben . . . . .	1 500 - -	2 000 - -
Reichsverwaltung . . . . .	1 700 - -	200 - -
	<hr/>	<hr/>
	17 500 Mill. Mk.	2 430 Mill. Mk.

Aufgebracht soll der Gesamtbedarf werden:

1. Aus den laufenden Steuereinkünften des Reiches, deren Ertrag nach dem Voranschlag für das Rechnungsjahr 1914 eingeschätzt wird mit 1767 Millionen Mark.
2. Aus der Steuermehreinnahme aus laufenden und neu eingeführten Steuern für das Reich im Kriege, deren Ertrag (für 1918 auf 2581 Millionen Mark veranschlagt) in der Denkschrift eingeseht wird mit 4036 Millionen Mark.

3. Aus den der Nationalversammlung im Juli 1919 vorgelegten und seitdem größtenteils angenommenen Steuerforderungen (Erbchaftssteuergesetz, Grundwechselfteuergesetz, Zuckersteuergesetz, Tabaksteuergesetz, Zündwarensteuergesetz, Spielkartensteuergesetz), deren Ergebnis in der Denkschrift veranschlagt wird mit rund 1200 Millionen Mark.

4. Zinsenerparnis aus den Erträgen der der Nationalversammlung vorgelegten Kriegssteuern (außerordentliche Kriegsabgabe für das Rechnungsjahr 1919 und Kriegsabgabe vom Vermögenszuwachs), veranschlagt mit 600 Millionen Mark. Zusammen 7603 Millionen Mark oder rund  $7\frac{1}{2}$  Milliarden Mark.

Es fehlen also an dem Reichsbedarf von 17,5 Milliarden noch ungefähr 10 Milliarden Mark, an dem Gesamtbedarf (mit Einfluß der Einzelstaaten und Gemeinden) 16,4 Milliarden Mark. Dieser Fehlbetrag soll gedeckt werden erstens durch eine Reichsvermögensabgabe (Reichsnotopfer), deren wahrscheinliches Ergebnis auf  $2\frac{1}{2}$  bis 3 Milliarden pro Jahr veranschlagt wird, zweitens durch eine weiter ausgebauten neue Umsatzsteuer, deren Mehrerlös auf 3 Milliarden berechnet wird, und drittens durch eine Reichseinkommensteuer, die so ausgestaltet werden soll, daß sie den nach Abzug der beiden vorgenannten Steuern noch verbleibenden Rest des Fehlbetrags deckt.

Außerlich ist dieser ganze Reichsfinanzplan, wie man zugeben muß, recht geschickt aufgemacht. Er zeugt von einer gewissen großzügigen Auffassung und einem energischen Draufgängertum — Eigenschaften, die auch sonst im parlamentarischen Charakterbild Erzbergers hervortreten. Andererseits springt aber Erzberger mit einer geradezu verblüffenden Leichtigkeit über gewichtige Bedenken hinweg, läßt verschiedene Teilprobleme ganz unberücksichtigt und schiebt die ihm unbequemen Tatsachen kritiklos beiseite. Kritisch betrachtet stellt sich sein Steuerplan als ein recht optimistisches, teilweise mit rein hypothetischen und fiktiven Werten operierendes Rechenexempel heraus.

Schon die Ansetzung der Reichsverwaltungskosten mit 1700 Millionen Mark erscheint in Anbetracht der heute die Einnahmen erheblich übersteigenden Mehrkosten der Post- und Telegraphenverwaltung, der immer höheren Gehaltsansprüche der Beamten und Staatsarbeiter und des infolge der Erweiterung des Aufgabenkreises sich rasch ausdehnenden Beamtenapparats der Reichsverwaltung als ungenügend, zumal wenn man in Betracht zieht, daß das Reich die Eisenbahnen Preußens und der süddeutschen Staaten zu übernehmen hat und deren Übernahme nicht nur die reinen Verwaltungsausgaben stark vermehren, sondern auch der jetzige traurige Zustand des ganzen deutschen Eisenbahnwesens in den nächsten Jahren fortgesetzt große Zuschüsse zu den Betriebskosten verlangen wird.

Ferner sind in den Erzbergerschen Ausgaben nicht die verschiedenen Kriegsschädigungen enthalten, die den Ententestaaten zu zahlen sind, ebenso nicht die Kosten des Wiederaufbaus Nordfrankreichs und die Unterhaltungskosten für die feindlichen Truppen in den besetzten deutschen Gebieten. Zudem muß das Reich auch die Besitzer, die der Entente Schiffe, Kohlen, Chemikalien, Metallgeräte usw. ausliefern mußten oder künftig ausliefern müssen, für diese Lieferungen entschädigen. Wie hoch sich diese Kosten für die nächsten Etatsjahre stellen werden, läßt sich heute selbstverständlich nicht mit Sicherheit erkennen; denn bisher ist bekanntlich die Höhe der Entschädigungen noch gar nicht festgesetzt, und selbst, wenn sie festgesetzt

worden wären, würde der Jahresbetrag nur annähernd zu ermitteln sein, da er sich nach dem wechselnden Valutafußstand richtet. Dennoch müssen diese Ausgaben mit in die Finanzrechnung eingestellt werden, soll nicht ein völlig falsches Bild der Finanzlage und des Deckungsbedarfs entstehen, handelt es sich doch hierbei um Riesensummen. Sie sind schwer abzuschätzen; aber ich glaube der Zustimmung aller sachverständigen Finanzpolitiker sicher zu sein, wenn ich sie für die kommenden Zeiten auf mindestens 7 bis 8 Milliarden pro Jahr veranschlage. Meines Erachtens ist diese Ziffer eher zu niedrig als zu hoch. Nehmen wir 8 Milliarden Mark, dann erhöht sich allein dadurch der Gesamtbedarf, der alljährlich zu decken ist, auf 32 Milliarden Mark.

Aber auch andere Ausgaben der Denkschrift sind zweifellos zu niedrig angesetzt, so zum Beispiel die Verzinsung der Reichsschuld. Erzberger rechnet einfach 200 Milliarden Mark zu 5 Prozent, macht 10 Milliarden Mark, und stellt kurzerhand diese Summe in seine Finanzrechnung ein. Aber müssen denn nicht auch diese Schulden, die zum Teil bald fällig sind, getilgt werden, und muß deshalb nicht neben der Verzinsung an eine allmähliche Amortisation gedacht werden? Die Erzbergersche Denkschrift läßt sich auf diese Frage gar nicht ein.

Vorausichtlich zu niedrig angesetzt ist auch, wenigstens für die nächsten Jahre, der Betrag für die Unterstützung der Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen. Er wird in der Denkschrift unter Berücksichtigung der bisherigen Erfahrungen und gewisser Zuschläge auf 4,3 Milliarden im Jahre angesetzt — und zwar soll dieser Betrag dem vermutlichen Beharrungszustand in den Jahren der höchsten Inanspruchnahme entsprechen. Das ist recht zweifelhaft. Unter den Kriegsgefangenen, die in der nächsten Zeit nach Deutschland zurückkehren, befinden sich viele Verletzte und gesundheitlich schwer Geschädigte, die unterstützt werden müssen, und diese Ausgaben werden die angelegte Summe noch beträchtlich in die Höhe treiben.

Andererseits ist höchst fraglich, ob die vom Erzbergerschen Bericht veranschlagten Steuererträge unter den heute in Deutschland herrschenden Wirtschaftsverhältnissen erreicht werden. Die wirtschaftliche Erschöpfung beeinträchtigt naturgemäß in stärkstem Grade die Steuerfähigkeit der Bevölkerung. Zudem hat aber das Reichsfinanzministerium seiner Berechnung einfach die früheren Reichserträge zugrunde gelegt, obgleich das Deutsche Reich durch den Friedensvertrag wichtige, steuerleistungsfähige Gebiete im Westen und Osten verliert. Wie es in der Denkschrift heißt, glaubt die Reichsfinanzverwaltung annehmen zu können, daß es möglich sein werde, diesen Verlust durch eine Umgestaltung der Steuerverwaltung, das heißt doch wohl durch schärfere Erfassung der Steuerpflichtigen, auszugleichen. Eine schöne Hoffnung; aber wird sie sich in der jetzigen Zeit verwirklichen lassen? Ein Teil der Steuereinschätzungen Erzbergers hat sich bereits als zu optimistisch erwiesen. Das vom Reichsfinanzministerium der Nationalversammlung vorgelegte Zuckersteuergesetz, das dem Reich alljährlich 340 Millionen Mark einbringen sollte, ist unerledigt geblieben, da die sozialdemokratische Fraktion es vorläufig abgelehnt hat. In dessen Beratung einzutreten, und die Vergnügungssteuer, von deren auf 60 Millionen Mark geschätzten Jahresertrag dem Reich die Hälfte zufallen sollte, wird voraussichtlich ganz den Gemeinden überlassen werden.

Ebenso unsicher scheint mir die Ertragschätzung, die Erzberger in seiner Denkschrift betreffs der Vermögensabgabe, des sogenannten Reichsnotopfers, aufstellt. Er beziffert den Jahresertrag auf  $2\frac{1}{2}$  bis 3 Milliarden Mark. Das bedeutet immerhin eine Herabminderung seiner früheren Erwartungen; denn zuerst hieß es in der ihm nahestehenden Presse, die Abgabe werde mindestens 65 bis 70 Milliarden Mark bringen. Das ergäbe bei einer Amortisation in dreißig Jahren unter den geplanten Bedingungen eine jährliche Tilgungsrente von ungefähr 4 Milliarden Mark. Der Reichsfinanzminister muß also seine Ertragsveranschlagung schon nicht unwesentlich herabgestimmt haben. Aber selbst die jetzige Schätzung erscheint mir in Anbetracht der Tatsache, daß das deutsche Nationalvermögen, das vor dem Kriege auf 300 bis 350 Milliarden Mark bewertet wurde, sich durch den Krieg beträchtlich verringert hat, die Auslandsschulden der deutschen Kapitalisten dagegen infolge der sinkenden Valuta sich erheblich vermehrt haben, die Abgabensätze für die unteren Vermögensstufen verhältnismäßig niedrig gestaffelt und überdies seit Monaten Milliardenwerte ins Ausland verschleppt sind, noch immer zu hoch. Auf mehr als eine Jahresrente von 2 Milliarden Mark dürfte, wenn das Erzbergersche Reichsnotopferprojekt Gesetz werden sollte, kaum zu rechnen sein.

Doch sehen wir von der Tilgung der Reichsschulden ganz ab und nehmen wir die Erzbergerschen Bedarfs- und Steuerschätzungen als richtig an, so ergibt sich noch immer ein kolossaler Fehlbetrag, für den es vorläufig an jeder Deckung fehlt; denn erforderlich sind nach dem Erzbergerschen Anschlag als Jahresbedarf des Reiches, der Einzelstaaten und Gemeinden insgesamt 24 Milliarden Mark, zu welchen noch, wie vorhin dargelegt wurde, die Entschädigung der Ententestaaten mit etwa 8 Milliarden Mark hinzukommt. Dieser jährlichen Gesamtausgabe von 32 Milliarden Mark stehen an Steuereinnahmen nach der Denkschrift mit Einschluß des geplanten Reichsnotopfers und der neuen Umsatzsteuer höchstens  $13\frac{1}{2}$  Milliarden gegenüber; so daß ein Fehlbetrag von  $18\frac{1}{2}$  Milliarden Mark bleibt. Wodurch soll dieser gedeckt werden? Durch die projektierte Reichseinkommensteuer? Es ist ganz unmöglich, neben den anderen hohen Steuersummen noch 18 Milliarden durch eine Reichseinkommensteuer aus der jetzigen Bevölkerung herauszuziehen. Auch die Einführung weiterer Verbrauchssteuern versagt in der elenden Wirtschaftslage. Es bleibt als Ausweg nur, mögen sich dagegen auch manche Bedenken erheben, die Einführung einer Reihe Reichsmonopole übrig — Kohlen-, Elektrizitäts-, Getreide-, Tabak-, Petroleummonopol usw. — und die Ausgestaltung dieser Monopole zu derartigen Einnahmequellen, daß sie der Reichskasse große Erträge einbringen.

Daneben ließe sich auch aus einer anderen Gestaltung der Reichsvermögensabgabe ein größerer Steuerbeitrag gewinnen. Meines Erachtens ist die Ausdehnung der Abgabe auf dreißig Jahre ein völlig verfehltes Experiment — keine Opferabgabe der Besitzenden von ihrem Vermögen zur Linderung der Schuldenlast, sondern lediglich eine Rentenabgabe, ein kleiner Jahresbeitrag zur Verzinsungssumme unserer Schuldenlast —, und zwar ein Beitrag, der selbst dann, wenn man die Entschädigungssumme, die die Entente von uns zu fordern gedenkt, völlig außer Betracht läßt, höch-

stens 20 Prozent der jährlichen Zinsleistung beträgt, im anderen Fall aber noch nicht 10 Prozent. Denn es ist völlig verkehrt, anzunehmen, daß die von der Abgabe betroffenen Kapitalisten in großer Zahl sofort den ganzen Betrag ihrer Abgabe in Wertpapieren entrichten werden. Viele können das schon deshalb nicht, weil ein wesentlicher Teil ihres Vermögens in Betriebskapitalien besteht, die sie gar nicht aus ihren Unternehmungen ohne weiteres herauszuziehen vermögen. Zudem aber werden sich die meisten sagen: »Warum gleich das Ganze bezahlen? Klüger ist es, zunächst nur die jährliche Rente zu entrichten, denn wer weiß, wie sich in den nächsten dreißig Jahren alles gestaltet, ob nicht die jetzige Regierung durch eine Gegenrevolution abgelöst und die Vermögensabgabe wieder aufgehoben wird, oder ob nicht inzwischen neue Kriege ausbrechen, die das Aussehen Europas wiederum verschieben usw.«

Sie werden also vorziehen, die Vermögensabgabe in der Form einer dreißigjährigen Rentenzahlung — die Landwirtschaft kann sogar diese Zahlung auf fünfzig Jahre ausdehnen — zu entrichten, zumal diese Form ihnen in vielen Fällen gestattet, worauf schon kürzlich Hermann Struck in seinem Artikel »Der Kapitalismus in der Steuerpolitik« (Heft Nr. 23) hingewiesen hat, die Vermögensabgabe auf den Käufer der von ihnen hergestellten oder vertriebenen Erzeugnisse abzuwälzen. Zudem aber gestaltet die Rentenzahlung die Vermögensabgabe zu einer höchst unsicheren Einnahmequelle des Staates. Wohl kann dem einzelnen Kapitalisten auferlegt werden, dreißig Jahre lang eine bestimmte Rente zu zahlen, wer aber garantiert dem Staate, daß der Kapitalist sie auch dreißig Jahre hindurch zu zahlen vermag, daß nicht Konkurse, Verluste, Konjunkturschwankungen einen dicken Strich durch die ganze Rechnung machen.

Weit besser erscheint mir deshalb, daß das sogenannte Reichsnotopfer in eine innerhalb zwei bis drei Jahren zu zahlende wirkliche Vermögensabgabe umgewandelt wird. Das würde zwar bedingen, daß der Gesamtbetrag der Abgabe ermäßigt werden muß und neben Reichsanleihe, Reichsschatzwechseln und Reichsschatzanweisungen auch andere Anleihewerte zur Zahlung zugelassen werden. Ferner müßte den Besitzern großer Grundstücke gestattet werden, den ganzen oder einen wesentlichen Teil der auf sie entfallenden Zahlungsquote dadurch zu leisten, daß sie einzelne ihrer Besitzteile direkt an den Staat abtreten oder den Abgabebetrag als zinstragende Hypothek auf ihre Liegenschaften eintragen lassen, während den industriellen Kapitalisten usw., die ohne zu starke Beeinträchtigung ihres Betriebskapitals die Vermögensabgabe nicht leisten können, die Möglichkeit geboten werden müßte, die Abgabe in Aktien zu entrichten oder, wo das nicht angängig sein sollte, den Staat in irgendeiner sicheren Form als Betriebsteilhaber an dem Unternehmertum teilnehmen zu lassen.

Das würde wenigstens zu einer Verminderung der jetzigen Schuldenlast und zur Minderung des Staatsbesitzes führen. Eine derartige Gestaltung der Vermögensabgabe würde auch, wenn sie nach einigen Jahren durchgeführt wäre, der Reichsfinanzverwaltung gestatten, ihr eine allgemeine progressive Reichsvermögenssteuer anzugliedern. Zudem ließe sich eine weitere Verminderung der schwebenden Schuld durch die Aufnahme einer Prämienanleihe erreichen.

Ob freilich alle diese Maßnahmen uns dazu verhelfen würden, aus dem jetzigen Finanzjend herauszukommen, bleibt noch immer zweifelhaft, zumal die deutsche Volkskraft, durch Hunger, Elend und Demoralisation geschwächt, noch wenig Neigung zeigt, durch erhöhte Arbeitsleistung die nationalen Wertverluste auszugleichen. Noch zeigt sich überall Wirtschaftszerrüttung und Blutleere. Eine hin und wieder aufdringlich hervortretende äußerliche Betriebsamkeit vermag nicht darüber hinwegzutäuschen, daß wir doch eigentlich zurzeit nur ein wirtschaftliches Scheinleben führen und, soweit die Produktionsmaschinerie summt und schnurrt, sie zu einem großen Teil ohne Nuffeffekt leerläuft. Dazu kommt, daß wir noch gar nicht wissen, was die Entente mit aller Kraft aus unserem kranken Wirtschaftskörper herauszupressen gedenkt. Nur das zeigt sich immer deutlicher, daß jene leichtgläubigen Optimisten, die da meinen, es könne nicht so schlimm mit dem Weißbluten werden, da die eigene wirtschaftliche Einsicht die kapitalistischen Schichten Frankreichs und Englands davon abhalten werde, die Schraube allzu straff anzuziehen, sich ebenso täuschen werden wie früher in ihrem naiven Vertrauen auf Wilson und seine vierzehn Punkte.

## Die Vergesellschaftung der Finanzinstitute.<sup>1</sup>

Von Artur Baran.

Die Überführung der Produktionsmittel aus dem Eigentum des oder der Kapitalisten in das Allein- oder Miteigentum der Allgemeinheit, unter Mitarbeit der beteiligten Produzenten und Konsumenten, ist Vergesellschaftung. Die Allgemeinheit kann entweder durch staatsrechtliche Verbände (Reich, Staat, Provinz, Kreis, Gemeinde) oder durch privatrechtliche Vereinigungen von Erzeugern oder Verbrauchern (zum Beispiel Konsumgenossenschaften), denen bestimmte öffentlich-rechtliche Funktionen übertragen werden, vertreten sein. Der Zweck der Vergesellschaftung ist die Regelung der Erzeugung und Verteilung der zur Bedürfnisbefriedigung nötigen Güter vom Gesichtspunkt der gesellschaftlichen Bedarfsnotwendigkeit aus, im bewußten Gegensatz zur kapitalistischen Wirtschaftsform, in der nur die persönliche Gewinnabsicht der leitende Gedanke ist. Die Allgemeinheit hat — zum mindesten jetzt — das allergrößte Interesse daran, die Produktion in höchstmöglichem Maße zu steigern und dafür zu sorgen, daß das Ergebnis der Produktionssteigerung nur der Gesamtheit zugute kommt. Es wird jedoch viel zu wenig beachtet, daß nicht nur die als Inhaber der Produktionsstätten genannten Personen oder Gesellschaften die Produktion beeinflussen, sondern auch die Finanziers. Viele der bedeutendsten Unternehmungen gehören nur dem Namen nach dem Firmeninhaber, der wirkliche Eigentümer ist irgendeine Bank. Es wird viel zu wenig beachtet, daß wir den Banken an allen Ecken und Enden tributpflichtig sind. Der Hauswirt, dem wir die Wohnungs-

<sup>1</sup> Wir bringen den obigen Artikel zum Abdruck, obgleich wir der Ansicht sind, daß der Verfasser die der Ausführung seines Sozialisierungsvorschlags entgegenstehenden politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten — vor allem unter den heutigen Wirtschaftsverhältnissen — beträchtlich unterschätzt; doch erscheint uns der vorliegende Aufsatz in seiner einfachen, präzisen Darstellung geeignet, auf eines der wichtigsten Sozialisierungsprobleme hinzuweisen. Redaktion der Neuen Zeit.

miete zahlen, ist in vielen Fällen nur der Inkassant der Hypothekbank, der Gastwirt nur ein armer Strohhalm der Brauerei, die zum Teil oder ganz irgendeiner Bank oder Bankengruppe gehört; ob wir im Warenhaus oder in der Molkerei einkaufen, ob wir im Omnibus oder in der Kraftdroschke sitzen, immer fällt ein kleinerer oder größerer Teil unserer Zahlung in irgendeine Bankenkasse. Ein Beispiel aus der Praxis sei hier eingeschaltet: Die Aktien einer in früheren Jahren ostgenannten Berliner Gesellschaft zur Erzeugung eines wichtigen Betriebsstoffs für Möbel- und Hausbau gehörten zuerst einer Wiener Bankengruppe, wurden von dieser an Münchener Banken abgegeben und von diesen an ein Berliner Bankenkonsortium abgetreten. Direktoren und Aufsichtsräte wechselten, Produktion und Firma blieb aber gleich. Für die Gläubiger und Schuldner, für die Kunden und Lieferanten der Gesellschaft hat sich während der vielen Aktienübertragungen nichts geändert.

Wenn man also ernstlich daran geht, die Produktionsmittel zu vergesellschaften und die Produktion zu regeln, dann darf man — ob man will oder nicht — an der Vergesellschaftung der Finanzinstitute nicht vorbeigehen, deren Schwierigkeiten stark überschätzt werden. Genau so wie die Übertragung der Aktien einer beliebigen Firma nach außen gar nicht in Erscheinung tritt, genau so würde dies bei den Banken sein. Vielleicht bietet das im nachstehenden geschilderte Verfahren eine geeignete Grundlage für eine wirksame Durchführung.

Um an Bestehendes anzuknüpfen, müßte zuerst im Statut der Reichsbank der § 11 (»Der Reichsbank liegt ob, das Reichsguthaben unentgeltlich zu verwalten und über die für Rechnung des Reiches angenommenen und geleisteten Zahlungen Buch zu führen und Rechnung zu legen«) so abgeändert werden, daß er lautet: »Der Reichsbank liegt ob,

1. das Reichsguthaben usw. (wie oben),
2. die Vergesellschaftung der von Privatpersonen oder von Gesellschaften betriebenen Finanzinstitute vorzubereiten und für Rechnung des Reiches durchzuführen (siehe Spezialgesetz).«

In dem zu schaffenden Spezialgesetz wird festgelegt:

1. Mit der Durchführung der Vergesellschaftung der Finanzinstitute wird die Reichsbank beauftragt.
2. Es wird eine zinslose Vergesellschaftungsanleihe ausgegeben, deren Stücke auf Namen lauten, unverkäuflich, aber belehnbar sind.
3. Alle Inhaber von Aktien aller in Deutschland domizilierenden inländischen Banken haben innerhalb eines Vierteljahrs diese Papiere bei der für ihren Wohnort zuständigen Reichsbankstelle gegen Quittung zu deponieren.
4. Die Reichshauptbank fordert alle in Frage kommenden Finanzinstitute auf, innerhalb Monatsfrist beglaubigte Abschriften der Bilanzen der letzten zehn Jahre und eine beglaubigte Aufstellung der in diesem Zeitraum gezahlten Dividenden kostenfrei einzureichen.
5. Der Übernahmepreis richtet sich nach der Durchschnittsdividende der letzten zehn Jahre; beträgt diese 5 Prozent oder mehr, dann gilt der Nennwert der Aktien als Übernahmepreis, ist die Dividende kleiner als 5 Prozent, dann verringert sich der Übernahmepreis entsprechend.
6. Die eingereichten Aktien werden mit Stücken der unter 2 genannten Vergesellschaftungsanleihe beglichen. Aus den Erträgen jeder Gesellschaft

wird alljährlich ein noch festzusetzender Teil zur Tilgung dieser Anleihe verwendet.

7. Jede in Frage kommende Gesellschaft hat gleichzeitig mit der Einlieferung der Aktien eine außerordentliche Generalversammlung zum Zwecke der Statutenänderung einzuberufen. (In dieser Versammlung dient die unter 3 genannte Quittung als Legitimation.) Die Statuten sind dahingehend zu ändern, daß der Aufsichtsrat zu gleichen Teilen aus Vertretern der bisherigen Aktionäre und des Angestelltenausschusses zu bestehen hat. Den Vorsitzenden des Aufsichtsrats ernennt der Reichswirtschaftsminister.

8. Der Vorsitzende hat ein aufschiebendes Veto gegen die Beschlüsse des Aufsichtsrats.

9. Strafbestimmungen gegen die säumigen oder renitenten Gesellschaften.

10. Strafbestimmungen gegen die säumigen oder renitenten Aktionäre.

Nochmals kurz zusammengefaßt wäre der Gang der Vergesellschaftung also zum Beispiel folgender:

Die Eigentümer von deutschen Bankaktien werden aufgefordert, innerhalb einer bestimmten Frist ihre Papiere zu hinterlegen. Während der Zeit stellt die Reichsbank an Hand der Bilanzen die durchschnittliche Dividende der letzten zehn Jahre fest. Die hinterlegten Aktien werden mit Stücken der auszugebenden Vergesellschaftungsanleihe bezahlt; Staatsgelder sind also zur Vergesellschaftung nicht erforderlich. Die Anleihe ist durch das Vermögen der zu vergesellschaftenden Institute gedeckt. Die Stücke laufen auf den Namen, sind unverzinslich<sup>2</sup> und planmäßig aus den Erträgen des betreffenden Unternehmens zu tilgen. Die Stücke sind belehnbar, aber unverkäuflich. Die Eigentumsrechte gehen an die Rechtsvertreterin der Allgemeinheit, an die Reichsbank über; die bisherigen Eigentümer (die Aktionäre) werden dadurch Gläubiger (Obligationäre) des betreffenden Finanzinstituts. Zur Wahrung ihrer Rechte (siehe österreichische Südbahn) entsenden sie eine Anzahl Vertreter in den Aufsichtsrat; die gleiche Anzahl stellt der Angestelltenausschuß. Den Vorsitz führt ein sachmännisch geschulter Staatsbeamter. Der Vorsitzende hat in bestimmten Fällen aufschiebendes Veto gegen die Beschlüsse des Aufsichtsrats; das Reichswirtschaftsministerium entscheidet endgültig. Das Vetorecht des Vorsitzenden ist derart anzuwenden, daß bei Entscheidungen über Finanzierungen zuerst das Interesse der Allgemeinheit gewahrt wird.

Hat die Vergesellschaftung der Banken schon auf deren Geschäftsführung keinen nachteiligen Einfluß, so noch weniger auf die der von ihnen beherrschten Industrie-, Handels- und Verkehrsunternehmungen.

Es ist einleuchtend, daß die Vertreter der Obligationäre, um die aus den Erträgen zu leistende Tilgung zu beschleunigen, ihr möglichstes tun werden, den Betrieb so leistungsfähig und gewinnbringend als nur irgendwie erdenklich zu gestalten. Die Vertreter der Angestellten werden die Angestellteninteressen auch in der Richtung wahren, daß sie Bedacht nehmen.

<sup>2</sup> Der Finanzier, der nur sein Kapital »arbeiten« läßt und dessen Tätigkeit nur darin besteht, die günstigste Kapitalanlage ausfindig zu machen, sich aber weder an der Erzeugung noch an der Verteilung von Gütern beteiligt, ist anders zu bewerten als der tätige Unternehmer. Es ist einfacher und zweckdienlicher, keine Zinsen zu geben, als sie an der einen Kasse auszusahlen und durch den Steuerbeamten wieder zurückholen zu lassen.

nicht den Akt abzusägen, auf dem sie sitzen. Den Direktoren ist es gleichgültig, in wessen Händen sich die Aktien befinden; daß diese Herren ihre Pflicht tun, dafür wird der Aufsichtsrat — der endlich mit Berechtigung diesen Titel trägt — mit Nachdruck sorgen.

Die Vergesellschaftung der Banken braucht also die Beweglichkeit und Initiative der Bankleute in keiner Beziehung zu stören, hätte aber für die Allgemeinheit unberechenbare Vorteile.

Um nur einige zu nennen:

1. Überführung der gesamten Vermögenswerte der Banken in den Besitz der Allgemeinheit ohne Enteignung der Aktionäre, ohne gefährliche Experimente und ohne Staatsgelder.

2. Der Besitz der Geschäftsbücher und Archive verschafft ohne weiteres Einblick in die technischen und Finanzverhältnisse der Mehrheit aller in Deutschland bestehenden kapitalistischen Unternehmungen. Dieser Einblick gibt erst recht oder vielleicht nur die Möglichkeit, die Vergesellschaftung der Industrie zweckmäßig durchzuführen.

3. Die Vergesellschaftung der Hypothekenbanken würde die Überführung von Grund und Boden in Staatsseigentum wesentlich erleichtern.

4. Der Besitz der Geschäftsbücher und Archive verschafft erst die Möglichkeit zu scharfer steuerlicher Erfassung des arbeitslosen Einkommens und der Kriegs- beziehungsweise Revolutionsgewinne.

Alles in allem genommen: die Sozialisierung der Banken wäre ohne weiteres möglich und würde den Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens aufs kräftigste fördern.

## Das Taylorssystem.

Von Gustav Pietsch (Berlin).

In dem Bestreben, die durch den Krieg heraufbeschworene Weltwirtschaftskrise zu überwinden, hat man neuerdings wieder das Taylorssystem in den Vordergrund der Erörterung gestellt. Dieses System der wissenschaftlichen Betriebsführung hat bisher im allgemeinen bei der gesamten internationalen Arbeiterschaft schärfste Zurückweisung gefunden. Nachdem sich jedoch Lenin in seiner bekannten Rede über »Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht« für die bedingte Einführung des Taylorsystems in der russischen Industrie ausgesprochen hat, ist die Frage gleichsam wieder aktuell geworden, um so mehr, als auch die deutsche Arbeiterschaft durch die Revolution einen gewissen Einfluß auf den Produktionsprozeß gewonnen hat und der weiteren Entwicklung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse nicht gleichgültig gegenüberstehen darf. Eine objektive Würdigung von Taylors Leistung ist daher nicht nur am Platze, sondern auch im Interesse der Wiedergesundung unseres Wirtschaftslebens geboten.

Welche Stellungnahme der bisherige Leiter des Reichsarbeitsministeriums, Minister Bauer, jetziger Ministerpräsident, zu dem Taylorsystem eingenommen hat, ist deshalb sehr beachtenswert. In einem Erlaß vom 19. März dieses Jahres sagt er:

Seit etwa einem Jahrzehnt hat, ausgehend von Nordamerika, in allen Industriestaaten unter dem Namen »Taylorsystem« eine Bewegung um sich gegriffen, die mit organisatorischen Mitteln den spezifischen Ertrag der menschlichen Arbeits-

stunde zu steigern trachtet. Das System hat sich zur Aufgabe gestellt, den Arbeitsprozeß in all seinen Phasen grundsätzlich durchzudenken und vor allem auf Grund von Studien und Experimenten wissenschaftlich zu ermitteln, wieviel Zeit zur Ausführung einer jeden Bewegung, einer jeden Arbeit notwendig ist. Die Bewegung stieß innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung bei den Arbeitnehmern auf Widerstand. Die Arbeiterschaft befürchtete, daß nicht sie, sondern der Kapitalist die Früchte der veränderten Arbeitsweise ernten würde. Nachdem die Demokratisierung Deutschlands einen ausreichenden wirtschaftlichen Einfluß der Arbeiterschaft sichergestellt hat, werden diese Einwände nicht nur hinfällig, sondern es verwandeln sich alle Rationalisierungsmöglichkeiten einschließlich derer für die menschliche Arbeit in eigenste Angelegenheiten auch der Arbeiterschaft.

In dem deutschen Arbeitsvermögen ist ein wichtiger Faktor der anzustrebenden Wiedergesundung des deutschen Wirtschaftslebens zu erblicken. Deutschland verfügt im Gegensatz zu anderen von der Natur bevorzugten Ländern über einen beträchtlichen Arbeitsüberschuß. Alle Entschädigungs- und Entschuldigungspläne haben auf ihn aufzubauen.

Setzt man nun voraus, daß Deutschland sich der größten Zumutung erwehrt, daß große Teile unserer Bevölkerung auswandern und damit offensichtlich in die Hörigkeit des auswärtigen Kapitals übergehen, so spitzt sich das Problem dahin zu, daß Deutschland sich um so schneller befreien kann, je schneller es die Entschädigungssummen durch Arbeit abträgt. Unter diesem Gesichtswinkel gewinnt das »Taylorssystem« eine bisher nicht genügend gewürdigte Bedeutung, nämlich in der Hand eines demokratisierten und wohlverstandenen sozialisierten Staates ein Instrument der friedlichen Nationalbefreiung zu sein, indem es die äußere Belastung erträglich zu gestalten und ihre Dauer abzukürzen erlaubt.

In Übereinstimmung mit dem Reichswirtschaftsministerium ist der Reichsarbeitsminister der Meinung, daß die Frage des Taylorsystems insbesondere auch vom Standpunkt der Arbeiterinteressen einer Prüfung bedarf. Nach Pressenachrichten ist in England ein besonderer Untersuchungsausschuß eingesetzt, welcher sich mit der Frage der Arbeitszeit und anderer Arbeitsverhältnisse einschließlich der Arbeitsmethoden, der Leistungsfähigkeit, der Ermüdung der Arbeiter und der Erhaltung ihrer Gesundheit befassen und in den verschiedenen Industriezweigen die vorteilhafteste Arbeitszeit, die besten Arbeitspausen und Ablösungszeiten herausfinden soll. Für die deutschen Verhältnisse ist die Einsetzung eines ähnlichen Untersuchungsausschusses zunächst nicht zu empfehlen, es ist aber für zweckmäßig zu halten, daß die Arbeitsgemeinschaft der Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich mit der Angelegenheit befaßt. ...

Wir haben also auch in Deutschland damit zu rechnen, daß von leitender Stelle der Gedanke der sogenannten wissenschaftlichen Betriebsführung beängstigt wird.

Der Amerikaner Frederik Winslow Taylor (sprich fäl't) wurde zuerst durch die Erfindung des Schnelldrehstahls bekannt, einer Erfindung, die ebenfalls bei den systematischen Untersuchungen über eine bestimmte Arbeitsmethode gemacht wurde. Er ist glühender Anbeter des Großkapitalismus, der ausgesprochene Typus des amerikanischen Industriellen. Gleich am Anfang des ersten Kapitels seiner kürzlich in einer neuen Auflage erschienenen Arbeit »Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung«<sup>1</sup> charakterisiert er die Grundbegriffe des neuen Systems wie folgt: »Das Hauptaugenmerk einer Verwaltung sollte darauf gerichtet sein, gleichzeitig

<sup>1</sup> Frederik Winslow Taylor, *The Principles of Scientific Management*. Deutsche autorisierte Ausgabe von Dr. jur. Rudolf Roessler. München und Berlin 1919, Verlag von R. Oldenbourg. Preis 5,50 Mark.

die größte Prosperität des Arbeitgebers und des Arbeitnehmers herbeizuführen und so beider Interessen zu vereinen.« Unter größter Prosperität will er aber nicht nur hohe Dividenden für die Gesellschaft oder für den Besitzer verstanden wissen, sondern die Entwicklung eines jeden Geschäftszweigs zu seiner höchsten Vollkommenheit, so daß die Prosperität zu einer dauernden wird. Auf der anderen Seite versteht er unter Prosperität für den Angestellten nicht nur einen über das Normale hinausgehenden Lohn, sondern die Entwicklung eines jeden einzelnen zur höchsten Stufe der Verwertung seiner Fähigkeiten, so daß er in der Lage ist, die Arbeit, für die ihn seine Veranlagung befähigt, in der höchsten Vollkommenheit zu leisten; und es soll ihm, wenn irgend möglich, gerade diese Arbeit, für die er sich besonders eignet, zugeeilt werden.

Mit welchen Mitteln will er dieses Ziel erreichen?

Taylor geht von dem Grundsatz aus, daß die bisherigen Leistungen des Arbeiters nicht die vollen Erträge seines Leistungsvermögens sind. Er spricht sogar von einem offenen oder stillschweigenden Übereinkommen der Arbeiter, sich um die Arbeit zu drücken, das heißt absichtlich so langsam zu arbeiten, daß nicht eine wirklich ehrliche Tagesleistung zustande kommt. Weiter macht er die mangelhaften Betriebs- und Verwaltungssysteme dafür verantwortlich, daß die Arbeiter gleichsam zum »Bummeln« genötigt werden, und schließlich sind die noch in allen Gewerben zu findenden Faustregel-Methoden<sup>2</sup> daran schuld, daß die Arbeiter einen großen Teil ihrer Kraft verschwenden.

Indem er nach Methoden forscht, diese drei Ursachen zu erklären, kommt er zu dem überraschenden Resultat, daß mit der Ausschaltung dieser Ursachen und durch Anwendung einer systematischen Analyse des Arbeitsvorgangs ein förmlich ruckweises Emporschnellen der Produktionsleistung möglich ist.

Wenn in einem Gewerbszweig für einen bestimmten Arbeitsgang zur Erreichung desselben Zweckes eine Unmenge verschiedener Ausführungsmethoden vorhanden sind, so ist das kennzeichnend für die individuelle Mannigfaltigkeit des Arbeitsträgers, aber auch zugleich für die anarchischen Zustände innerhalb des Produktionsprozesses selbst. »Unter diesen verschiedenen Methoden und Werkzeugen, die für eine einzelne elementare Operation in irgendeinem Gewerbe im Gebrauch sind,« erklärt Taylor, »gibt es immer nur eine Methode und ein Werkzeug, schneller und besser als die übrigen, und diese eine beste Methode und dieses beste Werkzeug kann nur durch systematisches Studium und durch Prüfung aller Methoden und Werkzeuge, die im Gebrauch sind, gefunden werden, im Verein mit einem gründlichen, eingehenden Bewegungs- und Zeitstudium. Das ist der Weg zur allmählichen Ersetzung der Faustregeln durch wissenschaftlich ermittelte Methoden und Zahlen auf allen technischen Gebieten.«

Es wird also klar ausgesprochen, daß an Stelle der durch die individuellen Eigenheiten des Betriebs, des Arbeiters bedingten relativen Werte (Faustregeln) durch eingehendes systematisches Bewegungs- und Zeitstudium erworbene absolute Werte (Pensum) gesetzt werden. Bei der Erforschung

<sup>2</sup> Unter Faustregeln versteht man in der Industrie nach Erfahrung, Herkommen und Gebrauch eingeschätzte Methoden, Größen, Zahlen, Stärken bestimmter Maschinenteile, Herstellungsverfahren usw.

des Arbeitsprozesses nach dieser Richtung hin ist Taylor frei von allen Gewissenskrupeln. Er sieht in den Menschen nur einen Teil des Arbeitsprozesses selbst, wie etwa die Kurbel an einer Drehbank oder ein notwendiges Rad an einer komplizierten Maschine. Moralische Bedenken werden schnell durch den wissenschaftlich fundierten Zweck zerstreut. Der Ausspruch Taylors, daß er lebhaftes Mitgefühl mit denen, die »überanstrengt« werden, aber im ganzen genommen mehr Mitleid mit denen hat, die »unterbezahlt« werden, ist kennzeichnend für die Geistesrichtung der nach ihm benannten Methode.

Taylor erwähnt in seinem wiederholt zitierten Buche mehrere Beispiele, die seine Methode veranschaulichen. Durch Experimentieren mit besonders für diesen Zweck geeigneten Leuten ist zum Beispiel festgestellt worden, daß ein Schaufler, gleichgültig, ob derselbe Sand, Steine, Kohle oder Erz schaufelt, bei einer Schaufellast von ungefähr  $9\frac{1}{2}$  Kilogramm die größte Tagesleistung vollbringt. In den bekannten Bethlehem-Stahlwerken, wo die Anwendung der Methode auf diesen Gegenstand experimentell vorgenommen wurde, sind daher im weiteren Verlauf dieser Versuche für jedes mit der Schaufel zu verladende Material besondere Schaufeln konstruiert worden, damit die Arbeiter nicht nur in die Lage versetzt wurden, eine Durchschnittslast von  $9\frac{1}{2}$  Kilogramm auf die Schaufel zu nehmen, die Schaufeln sollten zugleich auch für eine bestimmte Verwendungsmöglichkeit qualifiziert werden. Die Versuche dehnten sich auch auf andere Arbeitsgeräte aus; so wurden sorgfältig entworfene und normalisierte Arbeitsgeräte aller Art: Picken, Brecheisen, Hebebäume usw. hergestellt und zur Benutzung bereitgehalten. Dadurch wurde es möglich, jedem Arbeiter eine Schaufel auszubändigen, die von dem Material, das er gerade zu schaufeln hatte,  $9\frac{1}{2}$  Kilogramm faßte.

Diesen Feststellungen sind langwierige Beobachtungen und Messungen vorausgegangen. So berichtet Taylor, daß Tausende von Messungen mit der Stoppuhr in bezug darauf vorgenommen wurden, wie schnell der Arbeiter, der mit der methodisch richtigen Schaufel ausgestattet ist, diese in den Materialhaufen hineinstoßen und sie richtig gefüllt herausziehen kann. Zuerst mußte er die Schaufel mitten in den Haufen hineinstoßen, dann auf dem Erdboden am Rande des Haufens schaufeln, dann auf Holzboden und schließlich auf Blechboden. Auf gleiche Weise stellte man die Zeit fest, die erforderlich ist, um die Schaufel zurückzuschwingen und die Last so und so weit oder hoch zu werfen. Aber all das wurden genaue Beobachtungen ange stellt und diese registriert.

Das Ergebnis der Untersuchungen war, daß sich nach Einführung dieser Methode die Zahl der Hofarbeiter in den genannten Werken von ungefähr 400 bis 600 auf 140 verringerte, da sich die Durchschnittsleistung nach Einführung des neuen Systems auf 59 Tonnen hob. In diesem Zusammenhang sei auch das Entlohnungsverfahren erwähnt.

Nach Taylor ist bei einem Arbeitsbetrieb auf wissenschaftlicher Grundlage das zur Anwendung kommende Lohnsystem nur ein untergeordnetes Element. Den alten Entlohnungsverfahren, wie Stücklohn- und Zeitlohn-system, stellt er das »Pensumsystem« gegenüber. Ganz außerordentlich hart verurteilt er das Stücklohnsystem als ein Entlohnungssystem, unter dem die Kunst des systematischen »Sichdrückens« vollkommen ent-

wickelt ist, während das Zeitlohnsystem in der Beurteilung besser weghommt. Bei diesem besteht die Möglichkeit, daß, wenn genaue Statistiken über das geleistete Arbeitsquantum jedes einzelnen Arbeiters und den Nutzeffekt seiner Kraftaufwendung geführt werden, die systematische Drückerei leicht zu beseitigen ist. Das neue Lohnsystem wird schon durch das Wort »Pensum« als ein Verfahren gekennzeichnet, bei dem die Art und die Höhe der Entlohnung von einem festgestellten, durch wissenschaftliche Untersuchungen ermittelten Quantum geleisteter Arbeit abhängig gemacht wird. »Die zu leistende Arbeit eines jeden Arbeiters ist von der Leitung wenigstens einen Tag vorher aufs genaueste ausgedacht und festgelegt. Der Arbeiter erhält gewöhnlich eine ausführliche schriftliche Anleitung, die ihm bis ins Detail seine Aufgabe, seine Werkzeuge und ihre Handhabung erklärt. Die so im voraus festgelegte Arbeit stellt somit ein Pensum, eine festumrissene Aufgabe dar, die nicht mehr von den Arbeitern allein, sondern durch die gemeinsame Tätigkeit der Arbeiter und der Leitung zu lösen ist. Dieses Pensum bestimmt nicht nur, was, sondern auch wie es getan werden soll, und setzt genau die Zeit fest, die zur Vollbringung der Arbeit gestattet ist. Jeder Arbeiter, der seine Aufgabe einwandfrei in der vorgeschriebenen Zeit geleistet hat, erhält eine Zuschlagsprämie von 30 bis 100 Prozent seines gewöhnlichen Lohnes. Die Festsetzung des Pensums — der Tagesleistung — und die Vorbereitung und Durchführung dieser Aufgaben wird als hauptsächlichste Tätigkeit einer wissenschaftlichen Betriebsleitung bezeichnet. Das Pensum soll nicht ein Maximum darstellen, auch soll der Arbeiter keineswegs zu einer seiner Gesundheit schädlichen Schnellarbeit angehalten werden, sondern es soll eine Leistung darstellen, die der Mann, dessen besondere Eignung hierfür erwiesen ist, unter Berücksichtigung aller dieser Punkte vollbringen kann.«

Der Schaufler verdiente im angegebenen Fall pro Tag 4,81 Mark beim alten Lohnsystem, dagegen beim neuen 7,80 Mark, während die durchschnittlichen Kosten für Transport und Verladen pro Tonne von zirka 0,291 Mark beim alten auf 0,138 Mark beim neuen Verfahren sanken. Es wird ausdrücklich bemerkt, daß, trotzdem die Summe von 0,138 Mark so gering ist, doch alle Bureau- und Werkzeugspejen, die Löhne und Gehälter aller Aufsichtsorgane, wie Meister, Beamte, Bureauangestellte, Zeitstudienleute usw., darin enthalten sind.

Im ersten Jahre nach Einführung des neuen Systems betrug die Ersparnis gegen früher rund 153 000 Mark, im folgenden Halbjahr, als die ganze Arbeit auf den Lagerplätzen als Pensumarbeit geschah, noch etwas darüber, so daß dies Ergebnis einer jährlichen Ersparnis von zirka 310 000 bis 335 000 Mark entspricht.

Von der Wirkung dieser Erfolge auf die Arbeiter selbst erzählt Taylor wahre Wunderdinge. Eine sorgfältig angestellte Umfrage über die Lohnverhältnisse dieser Leute brachte die interessante Tatsache zutage, daß von 140 Arbeitern nur zwei als Trinker bezeichnet werden konnten. Die meisten sparten Geld und lebten besser als je zuvor. Sie bildeten die beste Gruppe von Tagelöhnern, die er jemals beisammen gesehen hätte. Sie betrachteten ihre Vorgesetzten, ihre Meister und Lehrer als ihre besten Freunde, nicht als rücksichtslose Placker, die sie um ihr bißchen Lohn bringen wollten, sondern die ihnen ratend beistanden und halfen, höhere Löhne zu verdienen.

Es wäre unmöglich gewesen, Streit zwischen diesen Leuten und ihren Vorgesetzten zu säen.

Fassen wir nun noch einmal das Gesagte kurz zusammen, so erscheint uns, daß Taylor bei seinem Suchen, das Arbeitspensum und die Entlohnung eines Handarbeiters wissenschaftlich exakt festzustellen, zu Resultaten gekommen ist, die, theoretisch genommen, einfach bestechend sind. Wie die Wirkungen dieser Methode aber in einer kapitalistischen Gesellschaftsordnung tatsächlich aussehen, insbesondere im Rahmen des nordamerikanischen Industrialismus, davon legen die Arbeiterstatistiken beredtes Zeugnis ab. Sein Verfahren ist nur eine wissenschaftlich gerechtfertigte, mit allen Auspizien bürgerlicher Selbstherrlichkeit verbrämte Ausbeutungsmethode, deren schlecht verschleierter Zweck der Profit des Unternehmers ist. Der menschliche Körper, der menschliche Intellekt ist kein Mechanismus, der sich in mathematischen Formeln ausdrücken läßt, sondern ein Organismus mit den beiden Komponenten Körper und Geist oder Gefühl und Verstand und hundert anderen Varianten. Die Arbeit soll aufhören, eine Strafe zu sein. Doch der kapitalistisch orientierte Industrialismus trennt nach Marx die Wissenschaft als selbständige Produktionspotenz von der »Arbeit« und preßt sie in den Dienst des Kapitals. Die Bourgeoisie hat es von jeher verstanden, ihren Nachschafften ein wissenschaftliches Mäntelchen umzuhängen.

Gewiß, der Sozialismus kann zu seiner Verwirklichung die industrielle Produktionsweise nicht entbehren. Da wir im Sozialismus die höhere Wirtschaftsform erblicken, so bedeutet das auch Steigerung der Produktion, Erhöhung der Leistungsfähigkeit, vollkommenste Arbeitsorganisation, mit anderen Worten auch: Erhöhung der Einzelleistung. Um das zu erreichen, wird auch in der sozialistischen Gesellschaft manches von Taylors System zu gebrauchen sein, aber mit einer anderen Tendenz.

Wir, die wir in der Arbeit den ethischen Sinn des Lebens erblicken, gehen von der Grundlage aus, daß der Mensch der Gestalter dessen ist, was ihn als Gesellschaftswesen kennzeichnet. Dazu gehört, daß er in erster Linie wieder Mensch wird, und zwar Mensch unter Verhältnissen, die die mannigfaltigen, nicht auszuschöpfenden Fähigkeiten zur höchsten Vollendung im Dienst dieser Gesellschaft zu bringen in der Lage sind. Das Taylorsystem vermag das nicht. Es treibt Raubbau an der Gesundheit des Arbeiters und macht ihn zu einem geistlosen Werkzeug. Die intellektuelle Freizügigkeit der Arbeit hat mit dem Taylorsystem aufgehört, der Mensch ist zu einem bloßen Rad in dem Räderwerk einer Maschine geworden.

## Zusatzrenten und Reform der Reichsversicherungsordnung.

Von Heinrich Heermann.

### I.

Eine Reform der Reichsversicherungsordnung kündigte am 24. Juni in der Nationalversammlung der Kommissar des Reichsarbeitsamtes, Dr. Löwe, an, lehnte aber eine Erhöhung der Zusatzrente ab, weil weder die Versicherungsträger noch das Reich zurzeit in der Lage seien, die daraus entstehende Mehrbelastung zu tragen.

Einweilen sollten die Gliedstaaten ersucht werden, in besonders dringlichen Fällen durch Zuwendung aus den Mitteln der Kriegswohlfahrtspflege einzugreifen. In der Sitzung vom 2. Juli befaßte sich die Nationalversammlung mit der Not der Rentenempfänger, doch ist zur Zeit, wo wir diese Zeilen schreiben, noch nicht zu übersehen, wie und wann diese Not behoben werden wird.

Vorläufig können also die Bezüher von Unfall-, Invaliden- und Altersrenten weiter in Hoffnung leben. Kriegsbeschädigte und Kriegserwitwen haben wiederholt Aufbesserung ihrer Renten und Zulagen erfahren, aber die Opfer des Kapitals läßt man links liegen. Für sie ist kein Geld da. Das ist ein unhaltbarer Zustand, der bei einigem gutem Willen behoben werden könnte. Wenn man selbst Unfallbeschädigter ist, täglich die Elendsakten vor sich hat und erfährt, daß Unfallbeschädigte um die lumpigen 8 Mark Zulage pro Monat den Klageweg beschreiten müssen, dann staunt man über die Pfennigfucherei. Allerdings hat die Revolutionsregierung die 8 Mark bestehen lassen, aber sie hätte Zeit finden sollen, die Sätze zu erhöhen und anders zu staffeln; denn auch die Unfallbeschädigten, welche weniger wie 66⅔ Prozent beziehen, können Zusatzrenten vertragen.

Die Vertrauensärzte der Berufsgenossenschaft verstehen es meisterlich, von den Regeln der Begutachtung, welche vorher maßgebend waren, abzuweichen. Geht es trotz alledem nicht, so kommt der Ablehnungsbefcheid, »daß mit Rente und Arbeitsverdienst ein Einkommen erzielt würde, welches keine Bedürftigkeit erkennen ließe und deshalb die Zulage nicht zu zahlen sei«. Das Einkommen minderjähriger Kinder, dasjenige von verheirateten Kindern, die selbst schon Familie haben, ja sogar der Hinweis auf Haus, Grund und Boden, mögen sie auch mit Zinsen und Hypotheken überlastet sein, muß für die Ablehnung herhalten. Die kaufmännische Fassung läßt eben der Auslegung den weitesten Spielraum.

## II.

Die ganze Reichsversicherungsordnung ist von dem Prinzip der »Kann-Vorschriften« durchdrungen, wenn auch dieses »Kann« nicht immer deutlich hervortritt. So bezüglich der Krankenversicherung. Hier fängt das »Kann« in § 171 an, ist fast ständig bis § 208 vertreten und wird durch »Können« in § 211 abgelöst, der, nebenbei gesagt, bei einer künftigen Reform einmal ganz besonders unter die Lupe genommen werden muß. Welche Kasse hat den ledigen Versicherten denn bisher bei Krankenhausbehandlung Hausgeld bezahlt und in welcher Höhe? Fast alle Krankenkassen haben Gebrauch gemacht von dem Gesetz der Sicherstellung der Krankenkassen in einer Weise, daß das Hausgeld bei den meisten bis jetzt noch nicht wieder eingeführt ist, trotz erhöhter Kassenbeiträge. Und die Folge davon? Der ledige Versicherte wird nach monatelangem Kranksein aus dem Krankenhaus entlassen. Ohne einen Pfennig Bargeld kommt er wieder ins Getriebe. Seine Logis- und Koststelle ist besetzt. Eine andere vermag er, ohne Angeld zu zahlen, nicht zu finden. Um unterzukommen, ist er angewiesen auf die Menage, die moderne Massenabfütterungsstelle für ledige Arbeiter.

Und wann zahlen die Krankenkassen den Unfallzuschuß den ledigen Versicherten? Obwohl dieser doch gewiß zu den Regelleistungen gehört, welche die Krankenkassen nach § 179 als Krankenhilfe zu gewähren haben — was, nebenbei gesagt, in § 573 noch extra verankert ist. Bei vielen wird er erst gezahlt, wenn Mahnungen einlaufen und mit Klage gedroht wird.

## III.

Das dritte Buch der Reichsversicherungsordnung, die Unfallversicherung, bedarf ebenfalls einer besonders gründlichen Reform. Im Jahre 1881 wurde dem Reichstag der Entwurf eines Unfallversicherungsgesetzes vorgelegt. Die Begründung des Entwurfes wollte dem Sinne nach nichts anderes, als was Bebel schon zwei Jahre vorher vorgeschlagen hatte: »Eine zwangsweise Versicherung in einer vom Reiche

verwalteten Versicherungskasse durchzuführen. Kein Verletzter sollte gezwungen werden, seinen Unfall zur Grundlage von Dividenden privater Erwerbsgesellschaften herzugeben. Bekannt ist aber, daß die Berufsgenossenschaften und leider auch die Rechtsprechung eine andere Auffassung aufkommen ließen.

Was ist ein Betriebsunfall? Ein Unfall muß, soll er als Betriebsunfall gelten, zeitlich, örtlich und ursächlich mit dem Betrieb zusammenhängen. Wie wird aber der ursächliche Zusammenhang konstruiert? Und wann hat der verfloßene Bundesrat von seiner Befugnis, die ihm § 547 der Reichsversicherungsordnung gibt, Gebrauch gemacht? Nach diesem Paragraphen »kann« der Bundesrat die Unfallversicherung auf bestimmte gewerbliche Krankheiten ausdehnen, und er ist berechtigt, für die Durchführung besondere Vorschriften zu erlassen. Seine Vollmacht hat er leider nie ausgenützt, denn seine Verordnung vom 12. Oktober 1917 bezüglich der besonderen Gefahren in der chemischen Kriegsindustrie ist nichts Halbes und Ganzes und hält der willkürlichen Auslegung Tür und Tor offen.

Die Verordnung hat als frühesten Termin für den Eintritt der Verjährung den 1. Februar 1918 festgesetzt. Anscheinend wußte man nicht, daß bestimmte Gifte, deren Einwirkung ein Teil der in der chemischen Kriegsindustrie beschäftigten Personen ausgesetzt ist, sich eine Karenzzeit von Monaten und Jahren nicht vorschreiben lassen und oftmals nach Jahren noch verheerend wirken können. Welker: den Hinterbliebenen wird Entschädigung gezahlt, der Beschädigte aber, falls er mit dem Leben davorkommt, bekommt nichts. Das ist schlechterdings nicht zu verstehen. Das Hilfsdienstgesetz fordert konsequenterweise, daß die Gewerbekrankheiten, hervorgerufen durch bestimmte Giftstoffe, durchweg als Betriebsunfall anzusehen sind.

Zeitlich und örtlich muß ferner der Unfall mit dem Betrieb zusammenhängen, soll er als Betriebsunfall anerkannt werden. Wenn also ein Arbeiter, der jahrzehntelang in einer Gaszentrale tätig gewesen und sich bisher immer einer robusten Gesundheit erfreut hat, dennoch erkrankt und stirbt, so wird ein Betriebsunfall nicht anerkannt, weil er ja nicht durch einen Sturz oder Stoß erwerbsunfähig und gestorben, sondern zu Hause erkrankt und auf dem Bette verschieden ist. Aber auch dann, wenn man ihn bei der Arbeitsstelle bemußtlos gefunden hat, er trotz baldiger Wiedererholung nach einigen Tagen oder Wochen das Krankenlager auffuchen muß und dann stirbt, erhalten die Hinterbliebenen nichts, denn die Obduktion wird regelmäßig ergeben, »daß der Tod nicht Folge eines entschuldigungspflichtigen Betriebsunfalls ist«. In dieser Hinsicht liegen mir zwei Fälle vor: der eine läuft beinahe schon zwei Jahre und konnte noch immer nicht durch das Oberversicherungsamt entschieden werden, weil die Berufsgenossenschaft ständig neue »Erhebungen« anstellen läßt; der zweite läuft seit sieben Monaten, und die Witwe kann noch immer nicht das Obduzierungsprotokoll bekommen. Daß nun obendrein Witwen und Waisen gar keine Zulagen erhalten, verstehe, wer kann. Sie sollen sich nach dem Reichskommissar an die Gliedstaaten oder deren Einrichtungen wenden.

Nur ein Beispiel von vielen: Eine Witwe bezog mit vier Kindern eine monatliche Unfallrente von 112,50 Mark. Ein Kind litt an der englischen Krankheit. Sie wandte sich wegen Unterstützung an die Armenverwaltung, wurde aber abschlägig beschieden. Sie wandte sich an die höhere Instanz und erhielt den Bescheid, daß ihr Einkommen (Rente) von monatlich 112,50 Mark zur Bestreitung des notdürftigen Lebensunterhaltes von fünf Personen ausreichend und die Armenverwaltung zu Mehrleistungen nicht verpflichtet sei.

Ohne bindende gesetzliche Vorschriften und Verfügungen werden diese Instanzen nichts herausrücken. Hoffentlich kommen die Erhöhungen und Beihilfen doch bald; denn wenn man erst in Erwägungen und Prüfungen eintreten will und diese den Berufsgenossenschaften und anderen bürokratischen Instanzen überträgt, dann hat es noch gute Wege. Die Frauen und Kinder, die den Gatten, Vater und Ernährer auf dem Schlachtfeld der Arbeit verloren haben, sind doch gerade so schwer getroffen wie die Kriegerwitwen und -waisen. Warum also zweierlei Maß?

Rückwirkende Zahlung sollte bald erfolgen. Bis jetzt hat der preussische Staat den Gemeinden und Gemeindeverbänden Beihilfen zu Kriegswohlfahrtszwecken in Höhe von 810 Millionen Mark zur Verfügung gestellt. Am 26. Juni kamen weitere 150 Millionen hinzu, und die Preussische Landesversammlung sprach die Befürchtung aus, daß auch dieser Betrag nicht genügen würde. Von der Not der Unfall-, Invaliden- und Altersrentenempfänger sprach man nicht.

Die Bemessung der Unfallrente, Erwerbseinbuße und Erwerbsfähigkeit, ärztliche und Laiengutachten sind kaum im Rahmen eines Artikels auch nur einigermaßen ausführlich und gründlich zu behandeln. Für heute nur so viel: Die Entschädigung, welche die Berufsgenossenschaft für verlorene oder geminderte Erwerbsfähigkeit zu leisten hat, besteht in einer Rente und richtet sich von Fall zu Fall. Im Gegensatz zur Invalidenrente richtet sie sich nach dem Grade der bei dem Verletzten bestehenden Erwerbseinbuße. Bei Abschätzung des Grades der Erwerbsfähigkeit eines Verletzten soll zwar auf die bisherige Tätigkeit im Betrieb Rücksicht genommen werden, allein das bisherige Arbeitsfeld ist nicht immer maßgebend, der Schaden besteht vielmehr in der herabgeminderten Möglichkeit, auf dem gesamten Arbeitsmarkt einen den Kenntnissen und Fähigkeiten entsprechenden Verdienst zu erwerben. Bei Beurteilung der unmittelbaren und mittelbaren Unfallfolgen sollen die ärztlichen Gutachten zwar einen wichtigen Anhaltspunkt bilden, dürfen aber nicht ohne weiteres ausschlaggebend sein. Ebenföwenig soll dem Verdienst, den der Verletzte nach dem Unfall erzielte, bei Bemessung der Unfallrente eine ausschlaggebende Bedeutung beigelegt werden. Das ist die Ansicht der Gesetzgeber, und diese Auffassung ist aus vielen Entscheidungen des Reichsversicherungsamtes herauszulesen. Und doch lehrt die Praxis etwas anderes. Noch im April dieses Jahres antwortete eine Berufsgenossenschaft auf den Einwand eines Verletzten, daß die Herabsetzung der Rente zu Unrecht erfolgt sei, da er nicht einmal mit der früheren Rente und seinem Einkommen zwei Drittel des Einkommens seiner früheren Arbeitskollegen erreiche, daß nur die Schätzung des Arztes maßgebend sei.

Doch noch in anderer Hinsicht ist der Verletzte von vornherein benachteiligt. Das Gesetz verlangt von ihm, daß er ein Drittel des ihm entstandenen Schadens selbst trägt. Die Vollrente beträgt zwei Drittel des Jahresarbeitsverdienstes. Soweit dieser jedoch 1800 Mark übersteigt, wird er nur mit einem Drittel angerechnet (§ 563). Hat also ein Verletzter 2400 Mark Einkommen, werden ihm 1800 Mark (§ 563). Hat also ein Verletzter 2400 Mark Einkommen, werden ihm 1800 Mark voll angerechnet, die überschießenden 600 Mark jedoch nur mit 200 Mark. Der Jahresarbeitsverdienst, der der Rentenberechnung zugrunde gelegt wird, beträgt demnach 2000 Mark, die Vollrente 1333 Mark. Die Teilrente wird nach der Vollrente berechnet. Eine Rente von 33 1/3 Prozent beträgt demnach den dritten Teil der Vollrente, nicht des Jahresarbeitsverdienstes (§ 559). Ist der Verletzte infolge des Unfalls jedoch so hilflos geworden, daß er ohne fremde Pflege und Wartung bestehen kann, so ist für die Dauer der Hilflosigkeit die Rente bis zu 100 Prozent des Jahresarbeitsverdienstes zu erhöhen (§ 560). War der Verletzte schon zur Zeit des Unfalls dauernd erwerbsunfähig, so ist nur Krankenbehandlung zu gewähren (§ 561). Dabei muß es sich aber um eine wirkliche dauernde Erwerbsunfähigkeit handeln, nicht um eine lediglich vorübergehende. Handelt es sich um letztere, so ist ein solcher Verletzter genau so zu behandeln wie ein Arbeitsfähiger. Solange ein schon dauernd völlig erwerbsunfähig Gewesener infolge des Unfalls so hilflos geworden ist, daß er nicht ohne Hilfe und Wartung bestehen kann, ist eine Rente bis zur Hälfte der Vollrente zu zahlen (§ 561). Ist der Verletzte infolge des Unfalls unverschuldet arbeitslos, so kann die Genossenschaft die Teilrente auf diese Zeit bis zur Vollrente erhöhen; doch hat der Verletzte darauf keinen klagbaren Anspruch (§ 562).

Was haben nun die Berufsgenossenschaften, die Vertrauensärzte und Rechtsprechung aus diesen Paragraphen gemacht? Was ist zum Beispiel Hilflosigkeit? Hat ein Verletzter beide Unterschenkel verloren, so sollen nach einer Entscheidung

des Reichsversicherungsamtes mindestens 80 Prozent der Hilfslosenrente gezahlt werden, auch dann, wenn der Verletzte noch in der Lage ist, geringfügige Verrichtungen zu versehen (La 15318/07). Aber anstatt danach zu handeln, werden die Gewöhnungs- und Änderungsparagraphen 608, 609, 610 in Bewegung gesetzt. Der Verlust der vierten und fünften Zehe wird nicht entschädigt, weil wesentliche erwerbsbeschränkende Folgen nicht zurückgeblieben sind und Angewöhnung eingetreten ist. Für einen zweifundfünfzigjährigen Unfallverletzten, dessen Schoermögen derart gelitten hatte, daß er von zwei Mann nach Bonn zur Untersuchung begleitet werden mußte, wurde die Rente auf 66 $\frac{2}{3}$  Prozent festgesetzt, weil Angewöhnung eingetreten sei. Ein Jahr später wurde derselbe Verletzte wieder in Begleitung von zwei Personen zur Untersuchung nach Düsseldorf gebracht und die Rente auf 40 Prozent herabgesetzt, weil nun sehr gute Angewöhnung an den Zustand eingetreten sei. Anstatt ins Krankenhaus kam er ins Armenhaus, und seine Familie ist ohne einen Pfennig Unterstützung.

Vollständig willkürlich handhaben vor allem die Berufsgenossenschaften den § 602. Die Genossenschaft »kann« nämlich durch die Sähung allgemein, sonst bei Bedürftigkeit, dem Verletzten, der in einer Heilanstalt untergebracht ist, und seinen Angehörigen eine Unterstützung gewähren. Sähungen, durch welche sich eine Berufsgenossenschaft festgelegt hätte, allgemein zu zahlen, gibt es kaum. Trägt der ledige, im Krankenhaus untergebrachte Unfallbeschädigte mit dem Hinweis auf § 602 auf Unterstützung an, so wird ihm meistens die lakonische Antwort erteilt: »Wir sind nicht gewillt, Ihnen während der Heilanstaltspflege eine besondere Unterstützung zu zahlen.«

Noch eines sei in diesem Zusammenhang hervorgehoben: die Entschädigung der jugendlichen Industriekrüppel, der männlichen wie der weiblichen. Dieser Frage sollte besondere Beachtung geschenkt werden. Sie erfordert eine feste reichsgesetzliche Regelung. Keineswegs darf diese Regelung den Berufsgenossenschaften überlassen bleiben. Hier muß das bloße »Kann« dem eisernen »Muß« weichen. Der jugendliche Industriekrüppel bezieht Rente auf Grund seines letzten Arbeitsverdienstes. Dieser darf auf keinen Fall maßgebend sein für sein späteres Leben, da er dann doch mit gesunden Gliedern und nicht so früh geschwächter Arbeitskraft das Doppelte verdienen könnte. Es muß ein Ausgleich herbeigeführt werden. Eine gründliche Reform ist demnach unbedingt nötig.

## Beiträge zur Revolutionsgeschichte.

Die Hochflut der Revolutionsliteratur will noch immer nicht verebben. Nach den vielen wertvollen Broschüren lokalen Charakters überschwemmen den Markt neuestens allerlei pamphletartige Schriften, in denen häufig gegen die sieghafte Revolutionsidee und gegen die Sozialdemokratie als Erben der Revolution Stellung genommen wird. Wie der Kommandant der deutschen Flotte in Scapa Flow nach geschehener Tat behauptete, durch die Versenkung der Schiffe die Ehre der verschwundenen deutschen Flotte gerechtfertigt zu haben, so sehen auch eine ganze Anzahl Marineoffiziere ihren Ehrgeiz darin, in Broschürenform gleichfalls diese angeblich beschädigte Ehre zu retten. Die Tendenz solcher Schriften geht in der Regel dahin, daß die Zustände in der Marine nicht in jeder Beziehung ideale gewesen seien, daß aber zu einer offenen Auflehnung der Mannschaften kein eigentlicher Grund vorgelegen habe.

Die Herren, die das schreiben, verkennen noch heute den Ursprungscharakter der Revolution vom November. Sie sehen lediglich die lokalen Ursachen der Marinemeuterei, ohne den mit Explosivgehalt gefüllten Geist der Zeit, den Geist des vierten Kriegsjahres, in Rechnung zu stellen. Sie können oder wollen nicht begreifen, daß gerade dieser allgemeine Zeitgeist die wesentliche treibende Kraft war.

Die Konsequenz einer solchen Auffassung weltgeschichtlicher Dinge führt daher die Verfasser derartiger geistlosen Streifbroschüren in ihren Pamphleten zu einer wüsten Beschimpfung des deutschen Volkes, insbesondere der Arbeiterklasse, die kein Verständnis für den alldeutschen Annexionswahn gezeigt habe.

Können dergleichen Arbeiten keinen Anspruch auf ernsthafte Wertung machen, so ist andererseits der Chronist erfreut, wenn er neben dem Wust der für den Tag geschriebenen Marktware ab und zu ein tieferschlürfendes Werk findet. Wirklich wertvolle geschichtliche Bausteine verdienen schon vom bibliographischen Gesichtspunkt aus festgehalten zu werden. Das bei Friedr. Wilh. Grunow in Leipzig erschienene Buch von Ferdinand Runkel »Die deutsche Revolution« (232 Seiten, Preis geheftet 6, gebunden 8 Mark) scheint uns ein wertvoller Beitrag zeitgeschichtlichen Charakters. Der Verfasser, der wirklichen historischen Sinn bekundet, hat sich bemüht, eine objektive Darstellung der Vorgeschichte der Revolution sowie dieser selbst zu geben. Natürlich konnte dieses in Anbetracht der bisherigen Forschungsergebnisse wie auch des beschränkten Raumes wegen nur in gedrängtem Rahmen geschehen. Dieser Unzulänglichkeit ist sich der Verfasser auch bewußt, betont er doch selbst im Vorwort, daß er die deutsche auswärtige Politik vor und während des Krieges nur streifen konnte, obwohl er sich bewußt sei, daß erst deren erschöpfende Darstellung die großen geschichtlichen Zusammenhänge aufzeigen werde. Aber wie gesagt, die Leitgedanken der zum Ausbruch drängenden revolutionären Idee wie auch die unmittelbaren Ursachen der Revolution sind in verständiger Weise von dem Verfasser erfaßt worden. Das Kapitel über den Ausbruch der Revolution bringt die bekannten Tatsachen geographisch geordnet, während das Schlußkapitel sich mit der weiteren Entwicklung und den Hemmnissen, die am schärfsten in der Form der Spartakuskämpfe auftraten, befaßt. Das Buch, das eine ganze Reihe der wichtigsten Erlasse und Verordnungen wiedergibt, unter anderem auch die wesentlichsten Partien des bei den Erzbergerdebatten in der Nationalversammlung erwähnten Czerninschen Exposés an Kaiser Karl enthält, schließt mit dem 6. Februar, dem Tage des Zusammentritts der Nationalversammlung. Da aber die revolutionäre Epoche, in der wir leben, mit diesem Tage nicht abgeschlossen ist, sollen dem vorliegenden Bande weitere folgen.

Als eine begrüßenswerte Erscheinung rein informativischen Charakters darf man die Schrift des Leipziger Privatdozenten E. Menke-Glückert »Die Novemberrevolution 1918« (Leipzig, Verlag Werner Klinkhardt, 148 Seiten, Preis 3 Mark) bezeichnen. Diese Darstellung bezweckt, den Hunderttausenden, die im Felde nicht erfahren haben, wie sich die Revolution in der Heimat im einzelnen abgespielt hat, ein möglichst objektives Bild der Geschehnisse zu vermitteln. Das Werk hält, was es verspricht. Es gibt in sechs Kapiteln eine gute Übersicht der Vorgänge, wie sie sich von dem Zusammenbruch der Westfront bis zur Nationalversammlung abspielten. Im Gegensatz zu der Schrift Runkels bringt das Buch zwar keine dokumentarischen Aktenstücke, indes hat der Verfasser vielfach kurze Zitate eingestreut, die die jeweilige Situation treffend beleuchten.

Weniger tief schürft das Buch Karl Anlaufs »Die Revolution in Niedersachsen« (Hannover, Verlag Gebrüder Jäneke, 158 Seiten, Preis 4,50 Mark). Der Verfasser gibt nur Darstellungen und Erlebnisse aus den ersten Wochen der Revolution. Der Schwerpunkt ist dabei auf die Vorgänge in der Stadt Hannover selbst gelegt, doch ist darüber hinaus schließlich die Arbeit zu einer Darstellung der Umwälzung im Bezirk Niedersachsen geworden. Nun liegen zwar über die geschichtlichen Ereignisse in Kiel, Wilhelmshafen und Bremen bereits einschlägige Arbeiten lokalen Charakters vor (vergl. Neue Zeit, Nr. 4, 37. Jahrgang, 2. Band), trotzdem hat die Schrift Anlaufs ihren Wert, ist doch auch sie geeignet, Lücken auszufüllen. Sachlich kommt sie allerdings weniger als reines Geschichtswerk, sondern mehr als Zeitbild in Betracht.

Joseph Klische.

## Literarische Rundschau.

Dr. Werner Picht, Die deutsche Volkshochschule der Zukunft. Eine Denkschrift. Leipzig, Quelle & Meyer. 34 Seiten. Preis geheftet 1,20 Mark.

Es ist immer hoch erfreulich, wenn man im Wust der jetzigen Volkshochschul-Literatur ein Büchlein findet, das uns von phantastischem Überschwang zurückführt in die Grenzen des Möglichen. Hierzu gehört die kleine Denkschrift von Picht, die, von dem klar umrissenen Ziele der Bewegung ausgehend, einen durchaus brauchbaren Rahmen für die Verwirklichung der deutschen Volkshochschule als einer Reichsangelegenheit aufstellt.

In allen praktischen Vorschlägen wird man dem Verfasser folgen können; gegen die Veranstaltung von »Arbeiterwochen« freilich, also von Kursen in Universitätsstädten, sind manche grundsätzliche Bedenken erhoben worden, die auch durch Picht (S. 33) nicht entkräftet werden. Sehr klar spricht sich der Verfasser gegen alle politischen und halbpolitischen Nebentendenzen, wie man sie hier und da der Volkshochschule unterschieben möchte, aus (ich verweise zum Beispiel auf die »deutsch-völkische«, lies: antisemitische Denkschrift von Bruno Lanzmann im Hakenkreuz-Verlag, Hellaue). Gewisse Anzeichen sprechen dafür, daß wir neben der Hochschul- und auch eine Hochschulgefahr zu befürchten haben, indem man die gesunde Bewegung namentlich in ländlichen Kreisen, aber zum Teil auch von Seiten der Lehrerschaft in den Städten vor den Karren der Reaktion spannen möchte. Da wirken Worte wie die folgenden erfrischend und klärend: »Es ist wohl nicht nötig, zu betonen, daß dabei nicht im entferntesten an ein Einfangen, eine Verbürgerlichung der Arbeitererschaft auf Schleichwegen gedacht ist.« (S. 13.)

Zwei tatsächliche Unrichtigkeiten bedürfen noch der Zurückweisung, zu denen den Verfasser sein sonst erfreulicherweise sich nicht vordrängender politischer Standpunkt verleitet hat. Den Abgrund zwischen Gebildeten und Ungebildeten, zwischen geistiger und manueller Arbeit (S. 8) hat nicht die Revolution »aufgegan«, sondern die Kluft besteht als natürliche Folge der vorher künstlich geschürten Klassen-gegensätze. Und die Sozialdemokratie hat mit ihren Arbeiterbildungsbestrebungen nicht etwa das geistige Niveau der Arbeiterschaft »gedrückt« und die Bildung »entwürdigt« (S. 30), sondern in hingebungsvoller Tätigkeit den Boden bereitet, auf dem jetzt die Volkshochschulbewegung weiterbauen kann. Dies zur Steuer der Wahrheit.

R. Lohmann.

Professor Dr. Paul Hensel, Rousseau. Dritte, durchgesehene Auflage. Mit einem Bildnis Rousseaus. Aus Natur und Geisteswelt, 180. Bändchen. Leipzig und Berlin 1919, B. G. Teubner. 108 Seiten.

Es gibt wenige zusammenfassende Monographien über Rousseau in deutscher Sprache. Um so erfreulicher ist die vorliegende des Erlanger Philosophieprofessors Paul Hensel. Sie ist allerdings nicht für den Anfänger berechnet, der von dem großen Franzosen noch gar nichts weiß; sie gibt zum Beispiel über dessen Lebensgang und Schriftenfolge nur eine — übrigens sehr übersichtliche — Tabelle im Anhang, während sie bezüglich der Einzelheiten mit Recht auf Rousseaus berühmte Confessions selbst verweist. Statt dessen bietet sie in sechs Abschnitten eine höchst lebendige und verständliche Schilderung des Menschen und seiner Leistungen, das heißt seiner Geschichts- und Rechtsphilosophie, seiner Erziehungslehre und seines Liebe- und Eheromans, zum Schluß seiner Religionsphilosophie. Das ausführlichste Kapitel, das seine Rechts- und natürlich auch Staatsphilosophie behandelt, zeigt, wie manche unmittelbaren politischen Gegenwartsprobleme (Dauer der Legislaturperioden, Referendum, imperatives Mandat) schon bei Rousseau vorkommen. Andererseits ist der Verfasser, bei aller warmherzigen Würdigung von dessen Verdiensten doch nicht blind gegen seine persönlichen wie seine politisch-philoso-

phischen Schwächen und gewisse Gegensätze zur Gegenwart. Man darf zum Beispiel bei aller Anerkennung seines demokratischen Grundcharakters nicht vergessen, daß Rousseaus Staatsideal im Grunde eine kleine Bauernrepublik, fern von den Verführungen der großen Städte, ist (S. 52, vergl. 56), wie er ja auch seine ideale Erziehung »Emils« auf das Land verlegt. Auffallend ist auch seine merkwürdige Forderung einer obligatorischen Staatsreligion mit den drei Dogmen vom Dasein Gottes, der persönlichen Unsterblichkeit und der Belohnung und Bestrafung im Jenseits! Ob er nur durch Opportunitätsgründe von der prinzipiellen Befürwortung des Kommunismus abgehalten worden ist, wie Hensel S. 44 f. meint, möchten wir bezweifeln (vergl. meine Abhandlung über Kant und Rousseau im laufenden Jahrgang der Neuen Zeit). Irremachen in der Beurteilung der Gesamttendenz könnte einen die im neuen Vorwort (S. 3 f.) auftauchende und in der Einleitung (S. 7) wiederholte Selbsterklärung des Verfassers, daß er »nur für Deutsche schreibe«. Allein der Leser findet glücklicherweise in dem Schriftchen von Nationalismus keine Spur, so daß diese Erklärung nur als ein Stimmungsausdruck aus dem letzten Sommer des Weltkriegs erscheint. Und daß in der Tat, wenn wir von der großen Französischen Revolution absehen, der große Gedankenrevolutionär Rousseau mehr als auf seine eigenen Landsleute auf uns Deutsche gewirkt hat, dürfte wohl kaum zu bestreiten sein. Denn »ohne die Confessions keine ‚Wahrheit und Dichtung‘, ohne die Nouvelle Héloïse kein ‚Werther‘ und Jean Paul, ohne den Contrat keine Kantische Rechtsphilosophie, ohne den Emile kein Pestalozzi, kein Herder« (S. 7). So möchten wir denn das treffliche Büchlein Hensels dem Studium unserer Leser lebhaft empfehlen.

Karl Vorländer.

## Notizen.

**Der polnische Import.** In halbamtlichen polnischen Pressemeldungen werden die Rohstoffe und Maschinen aufgezählt, die zur Herstellung normaler Lebensbedingungen im Lande erforderlich sind und demnächst im Ausland eingekauft werden sollen. Diese Einkäufe müßten folgenden Umfang annehmen:

1. Für die Landwirtschaft: 250 Millionen Kilogramm Kunstdünger, 25 000 Maschinen, 4 Millionen Meter Webstoffe aller Art.
2. Für die Papierindustrie: 1 Million Kilogramm Rohstoffe zur Inbetriebsetzung und 120 Millionen Kilogramm zur Verarbeitung.
3. Für die Tabakindustrie: 40 Millionen Kilogramm Material zur Verarbeitung.
4. Für die Seifenfabrikation: 12 Millionen Kilogramm Rohstoffe.
5. Für die Zuckerindustrie: über 1 Million Säcke und 500 000 Meter verschiedener Stoffe. Zur Herstellung von Zucker 40 Millionen Kilogramm Rohstoffe.
6. Für die Gerbereien: Gerbstoffe, Chemikalien, Fett, insgesamt 72 Millionen Kilogramm; 14 Millionen Kilogramm Sohlenleder und monatlich 300 000 Stück Leder für Handschuhe.
7. Für die chemische Industrie sind 180 Millionen Kilogramm Rohstoffe erforderlich.
8. Für die Bürstenbinderei: 2 Millionen Kilogramm Borsten.
9. Für Destillationszwecke: 750 000 Kilogramm Rohstoffe zum Aufbau und 250 000 Kilogramm Originalprodukte; 5 Millionen Flaschen.
10. Für die Textilindustrie, die in Polen vor dem Kriege zirka 40 Prozent der Gesamtindustrie ausmachte und deren Produktion eine halbe Milliarde Rubel jährlich erreichte, sind allein für Lohz an Schmierem, Ölen, Alkalien, Gummi und dergleichen gegen 65 Millionen Kilogramm erforderlich. In der Baumwollindustrie 165 Millionen Kilogramm, in der Wollindustrie 110 Millionen Kilogramm Rohstoffe. Von fertigen Geweben, Tüll, Spitzen, Stickereien, Wäsche, Federn, künstlichen Blumen, Zwirn, gegen 30 Millionen Kilogramm.
11. In der metallurgischen Industrie werden im Laufe des Jahres erforderlich sein: 10 Millionen Kilogramm Stahl, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Nickel, Aluminium. Davon entfallen allein auf Lohz gegen 1 1/2 Millionen Kilogramm, die zur Inbetriebsetzung nötig sind. Außerdem benötigt Lohz 15 Kilo-

meter Rohre; Riemen und Seile zum Fabrikantrieb werden im Kongreßpolen mehrere tausend Kilometer nötig sein, davon in Lodz 1500 Kilometer.

Diese Zahlen, die nur das ehemalige Königreich betreffen, also Posen und Galizien nicht eingerechnet, erheben keinen Anspruch auf Genauigkeit. Tatsächlich fehlt Polen bedeutend mehr. Der Krieg hat nicht nur Handel und Industrie lahmgelegt, es wurden auch öffentliche Gebäude, Kirchen sowie Privatwohnungen zerstört.

E. K.

**Englands und Amerikas Handelsentwicklung.** In englischen Handelskreisen wollen die Befürchtungen nicht schwinden, daß es England kaum möglich sein werde, den Vorsprung wieder einzuholen, den auf manchen Absatzmärkten, besonders auf dem süd- und mittelamerikanischen, die Vereinigten Staaten von Amerika während des Krieges erlangt haben, zumal sich für viele Schifffahrtsrouten noch auf längere Zeit die amerikanischen Frachtraten infolge der niedrigeren amerikanischen Kohlenpreise trotz der höheren Seemannsheuern beträchtlich niedriger stellen dürften als die englischen Frachtpreise. Und diese Befürchtungen werden im englischen Handelsamt geteilt, wie jüngst die Klage des Englischen Handelsministers im Unterhaus über das Zurückbleiben des englischen Exports gegenüber dem amerikanischen zeigte. Als Beweis führte der Minister an, daß in den zwölf Monaten vom 1. Mai 1918 bis zum 30. April 1919 der Wert der englischen Einfuhr 1360,6 Millionen Pfund Sterling, der Ausfuhr aber nur 628,6 Millionen betragen habe; während in der gleichen Zeit die Ausfuhr der Vereinigten Staaten von Amerika sich auf 1415 Millionen Pfund Sterling, die Einfuhr aber nur auf 538 Millionen gestellt habe.

Tatsächlich haben die Vereinigten Staaten die englischen Konkurrenten im Verlauf des Krieges immer mehr überholt, wobei sich zugleich die amerikanische Handelsbilanz von Jahr zu Jahr aktiver gestaltete, während sich in England der schon vor dem Kriege in erheblichem Maße passive Handelsausgleich stetig verschlechterte. Betrachtet man die Gestaltung des englischen Außenhandels seit Beginn des Weltkrieges, so ergeben sich nachstehende Werte (in Millionen Pfund Sterling):

	1918	1917	1916	1915	1914
Einfuhr . . . .	1319	1065	949	852	697
Ausfuhr . . . .	529	525	506	394	431
Einfuhrüberschuß .	790	540	443	458	266

Dagegen hat sich in denselben Jahren der amerikanische Außenhandel in folgender Weise entwickelt (Werte in Millionen Dollar):

Einfuhr . . . .	3031	2952	2391	1778	1789
Ausfuhr . . . .	6150	6233	5482	3554	2113
Ausfuhrüberschuß .	3119	3281	3091	1776	324

Vor dem Kriege stand England an der Spitze aller handelstreibenden Staaten. Legt man die Berechnung des deutschen Statistischen Reichsamtes zugrunde, dann betrug der Spezialaußenhandel Großbritanniens im Jahre 1913 (Ausfuhr und Einfuhr zusammengerechnet) 24 162 Millionen Mark, dann folgte das Deutsche Reich mit 20 866 Millionen Mark und darauf, an dritter Stelle, die nordamerikanische Union mit 17 567 Millionen Mark. Seit 1916 hat sich das gründlich geändert, Amerikas Außenhandel marschiert an der Spitze. England blieb zurück. Für England um so empfindlicher, als sich zugleich seine Zahlungsbilanz enorm verschlechterte, denn seine großen Kapitalanlagen im Ausland gingen beträchtlich zurück und damit auch seine Zinseinnahmen aus diesen Anlagen. Ebenso erfuhren die Einnahmen aus dem Schiffsfrachtdienst für fremde Rechnung, aus dem auswärtigen Versicherungs- und Wechselgeschäft einen starken Rückgang.

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 26

Ausgegeben am 26. September 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Der Gewerkschaftskongress zu Glasgow und die Gärung in der englischen Arbeiterschaft.

Von Heinrich Cunow.

Es geht vorwärts — auch in England! Die Reden und Beschlüsse des englischen Gewerkschaftskongresses, der vom 8. bis 11. September in Glasgow, der schottischen Arbeiterstadt am Clyde, tagte, zeigen, daß in ihrem Widerstand gegen die schwer auf Großbritanniens Wirtschaftsleben lastenden Folgen des Weltkriegs auch die englische Arbeiterschaft immer mehr in die revolutionäre Strömung hineingerät. Mag der imperialistische, die gelegentliche Sensationsmacherei nicht verschmähende »Daily Telegraph« in seiner Werbung um die Gunst des Citypublikums den Mund auch etwas voll genommen haben, als er die Annahme einiger der auf dem Kongress behandelten Anträge als revolutionäre Handlungen und offene Kriegserklärungen an die englische Regierung bezeichnete, so ist doch zweifellos, daß der Gewerkschaftskongress ein ganz anderes Gesicht zeigte wie die englischen Gewerkschaftstagungen der letzten Jahre. Zwar fehlte es auch auf dem Glasgower Kongress nicht an jenen konservativ-nationalistischen Typen, die auf früheren englischen Arbeiterkonferenzen ihre Rolle als überbedächtige Wahrer altkonservativer Gewerkschaftstraditionen spielten; besonders Havelock Wilson, der Führer des Seemannsbundes und vollkommenste Typ des selbstzufriedenen englischen Jingo-Arbeiters, gab sich alle Mühe, die Delegierten vor jeglichen übereilten Beschlüssen zu warnen; aber alle Mahnungen blieben ohne nachhaltigen Eindruck auf die Versammelten. Man schritt ärgerlich über sie hinweg.

Der Tripelverband der Berg-, Eisenbahn- und Transportarbeiter hatte zur Durchsetzung seiner drei Forderungen:

1. Verzicht der englischen Regierung auf die Intervention in Rußland,
2. Freilassung derjenigen inhaftierten Personen, die aus Gewissensbedenken den Kriegsdienst verweigert haben,
3. Aufhebung der allgemeinen Wehrpflicht

die Anerkennung der sogenannten »direkten Aktion« (des politischen Massenstreiks) als berechtigtes Pressionsmittel verlangt. Obgleich der parlamentarische Ausschuß in seinem Bericht sich energisch gegen diese Forderung ausgesprochen hatte, wurde sie nach ihrer Befürwortung durch den Bergarbeiterführer Smillie und den Sekretär des Transportarbeiterverbandes, den früheren Dockarbeiter Williams, mit 2 586 000 gegen 1 846 000 Stimmen gutgeheißen. Ebenso wurde ein Antrag des genannten Dreiverbandes auf Nationalisierung (Verstaatlichung) der Bergwerksbetriebe und der Eisenbahnen sowie der Bankinstitute mit großer Mehrheit genehmigt. Zur Erzwingung dieser Verstaatlichungen sollte nach dem Vor-

Schlag der Antragsteller ebenfalls zum Generalstreik gegriffen werden. Der Kongreß vermochte sich jedoch zur Anwendung des Generalstreiks in solchem Falle nicht zu entschließen, vielmehr wurde nach längerer Debatte auf Antrag des Lancashirer Bergarbeiterführers Walsh mit 2 255 000 gegen 2 085 000 Stimmen zur Tagesordnung übergegangen, die Frage also vorläufig offengelassen.

Man darf diese Abstimmungen sicherlich nicht überschätzen, vor allem nicht die Abstimmungszahlen; denn sie geben durchaus keinen sicheren Maßstab dafür ab, wie sich die Masse der englischen Arbeiter zu den betreffenden Fragen stellt. Die Delegierten stimmen in England für die Gesamtheit ihrer Gewerkschaften ab, das heißt es wird ihrer Stimme die Mitgliedschaft ihrer Gewerkschaft unterlegt, und zwar bleiben dabei die Minoritäten unberücksichtigt. Hat eine Gewerkschaft zum Beispiel 300 000 Mitglieder, und es stimmen davon in einer Vorabstimmung 200 000 mit Ja, 100 000 mit Nein, so gelten dennoch alle 300 000 Stimmen als für Ja abgegeben. Durch diesen Abstimmungsmodus kann es vorkommen, daß auf englischen Gewerkschaftskongressen entschiedene Minderheiten zu stattdlichen Mehrheiten werden und umkehrt.

Die Annahme der erwähnten Anträge auf der Glasgower Tagung besagt also noch nicht, daß hinter ihnen die große Mehrheit der gewerkschaftlich organisierten englischen Arbeiter steht. Noch weniger ist damit gesagt, daß es demnächst tatsächlich in England zu großen allgemeinen Arbeitseinstellungen kommt. Dennoch ist, wenn man die Ergebnisse der Glasgower Gewerkschaftstagung mit früheren ähnlichen Zusammenkünften vergleicht, ganz unverkennbar, daß die englische Gewerkschaftsbewegung immer mehr in ein revolutionäres Fahrwasser hineintreibt. Noch die am 25., 26. und 27. Juni in Southport abgehaltene Jahreskonferenz der Arbeiterpartei, die von fast 1000 Delegierten (Vertretern von sozialistischen Verbänden und Parteiorganisationen, Gewerkschaften und Betriebsräten) besucht war, stand recht merklich unter dem Einfluß der englischen Siegestimmung. Zwar sprach sich der Kongreß gegen den Versailler Friedensvertrag aus; aber in seiner matten, schwächlichen Resolution forderte er nur, daß die »harten Friedensbedingungen« revidiert und Deutschland baldigst zum Völkerbund zugelassen werde. Der Vorschlag, die Stellungnahme der englischen Arbeiterschaft zu dem Friedensvertrag durch einen eintägigen Profeststreik zu bekunden, wurde abgelehnt und lediglich beschlossen, bald Profestversammlungen zu veranstalten. Ferner wurde der von Robert Smillie gestellte Antrag auf Genehmigung der »direkten Aktion« auf Betreiben von Clynes, der den Generalstreik für ein ganz undemokratisches Kampfmittel erklärte, verworfen und dafür mit 1 893 000 gegen 935 000 Stimmen folgender Kompromißvorschlag angenommen:

Der nationale Exekutivauschuß der Arbeiterpartei mag mit dem parlamentarischen Komitee des Gewerkschaftskongresses in Beratung eintreten und wirksame Maßregeln ergreifen, um die Durchführung der Forderungen: sofortige Einstellung der Operationen gegen Sowjet-Rußland und die Abschaffung der Zensur unter rückhaltloser Anwendung der politischen und industriellen Machtmittel zu erzwingen.

Damit war die Anwendung gewerkschaftlicher Machtmittel für politische Zwecke — in diesem Falle für die Einstellung der Kriegsmahnahmen gegen Rußland und die Abschaffung der Zensur — zwar nicht prinzipiell

abgelehnt, die ganze Sache aber in praktischer Hinsicht auf die Bank der langen Erwägungen und Beratungen geschoben, die schließlich — darauf war mit ziemlicher Sicherheit zu rechnen — mit einem Ablehnungsbescheid enden würden.

Ebensowenig kam eine Anfang August zur Verhandlung über die »direkte Aktion« einberufene Sitzung der parlamentarischen Kommission der Gewerkschaften zu einer Entscheidung; und auch eine Abstimmung, die unter den Mitgliedern des Dreiverbandes über die Frage stattfand, ob in den Massenstreik eingetreten werden solle, ergab kein klares Bild. Durch die Stimmzettel sollte festgestellt werden, ob die Arbeiterschaft der drei Verbände bereit sei, für die Einstellung der Kriegsführung gegen Rußland, die Haftentlassung der »Conscientious Objectors« (Kriegsdienstverweigerer) und die Verstaatlichung der Bergwerke den Generalstreik zu proklamieren. Vor der Abstimmung griff die englische Kabinettsregierung zu dem Beschwichtigungsmittel, durch Churchill erklären zu lassen, daß die militärische Expedition gegen Rußland aufgelöst und alle Kriegsdienstverweigerer entlassen werden sollten. Dieser geschickte Schachzug hatte Erfolg. Die Abstimmung der Verbandsmitglieder geriet in Verwirrung und ergab keine klare Antwort.

Die Verhandlungen in Glasgow zeigen, daß seitdem die Neigung der englischen Arbeiterschaft, energische Töne gegen die Lloyd Georgesche Regierung anzuschlagen, wesentliche Fortschritte gemacht hat. Es gärt und brodelst selbst in den konservativen Trade Unions. Wer daraus schließt, daß die englischen Gewerkschaften vom international-revolutionären Geiste erfaßt seien, die Gefährdung der sozialistischen Bewegung Mitteleuropas und Rußlands durch den Friedensvertrag erkannt hätten und bereit seien, energisch gegen diesen und die Versklavung der Arbeiterklasse Deutschlands, Österreichs, Ungarns aufzutreten, irrt jedoch gründlich. Jene, die in Deutschland auf den Internationalismus der englischen Gewerkschaften oder gar auf eine englische Sympathierevolution rechnen, kennen die Stimmung der englischen Arbeiterschaft schlecht. Soweit innerhalb der Industriearbeiterschaft Englands revolutionäre beziehungsweise syndikalistische Gedanken eingedrungen sind, sympathisiert sie nicht mit der deutschen Sozialdemokratie, sondern erblickt weit mehr ihr Ideal im russischen Rätesystem. Für den russischen Bolschewismus wirkliche Opfer zu bringen, mag sich vielleicht ein Teil der englischen Arbeiter bereit finden lassen; sich für die Unterstützung der deutschen Arbeiterschaft tatkräftig einzusetzen, dazu dürfen nur wenige Neigung verspüren. Übrigens ist auch die Sympathie für den Bolschewismus auf enge Kreise der großstädtischen Industriearbeiterschaft Englands beschränkt. Aus der allgemeinen Forderung der englischen Gewerkschaften, die Regierung solle die Kriegsführung gegen die russische Räterepublik einstellen, darf nicht gefolgert werden, daß die englischen Gewerkschaftsmitglieder in ihrer Masse mit dem russisch-bolschewistischen Regiment einverstanden sind. Vielsach ist es lediglich die Erwägung, daß die aktive Teilnahme Englands an der Bekämpfung Rußlands die Abrüstung und die Wiederaufhebung der eingeführten Wehrpflicht hemmt, die die Gewerkschaftsmitglieder zu ihrer Forderung bestimmt. Daneben stößt man auf die Befürchtung, der Kampf gegen Rußland könne England in neue kriegsrische Verwicklungen hineinziehen — lediglich zum Nutzen bestimmter Finanz-

kreise. Man wünscht aber dringend die Beendigung des Krieges, damit die Beschränkungen der Kriegszeit, die noch immer das bürgerliche Leben belasten, endlich fallen. Die Abneigung gegen das russische Interventionsabenteuer erstreckt sich denn auch keineswegs nur auf die Arbeiterschaft, sondern auch auf einen wesentlichen Teil der Kleinbürgerschaft, der Intelligenz und selbst der Bourgeoisie.

Das eigentliche Motiv der Gärung in den englischen Arbeiterkreisen ist eine starke Unzufriedenheit mit den Arbeitsverhältnissen und Lebensbedingungen, die sich nach dem herbeigesehnten, mit allerlei schönen Erwerbshoffnungen begrüßten Ende des Krieges eingestellt haben, und das Mißtrauen, daß die jetzige Regierung nicht den entschlossenen Willen hat, die für nötig gehaltenen Maßregeln zur Änderung der Lage zu ergreifen. Mit einem gewissen Opfermut hat man während der Kriegszeit die mancherlei Beschränkungen der Gewerkschaftstätigkeit und die behördlichen Eingriffe in die von dem Engländer besonders als heilig betrachtete individuelle Betätigungsfreiheit hingenommen in der sicheren Erwartung, daß der Sieg die Wirtschaftsstellung Englands und damit auch der Arbeiterklasse mächtig heben, die Zukunft also Ersatz für den Druck der Kriegsjahre bieten werde, und nun muß das durch den Krieg mächtig gesteigerte Selbstbewußtsein der Arbeitskorporationen, die ihrer Opferwilligkeit und Standhaftigkeit nicht den geringsten Anteil an dem Kriegserfolg zuschreiben, wahrnehmen, daß noch immer die erhofften Wirkungen ausbleiben, dagegen der durch den Krieg großgezogene Militarismus und Regierungsabsolutismus das Feld behaupten.

Besonders verstimmt die englische Arbeiterschaft die Fortdauer der Lebensmittelfeuerung, denn der englische Arbeiter gehorcht, wie kürzlich Philipp Snowden in einem Artikel der »Humanité« richtig bemerkte, vor allem dem Gebot seines Magens. Nach dem Abschluß des Waffenstillstands trat zwar zunächst ein Sinken der Lebensmittelpreise ein, seit dem Juni findet aber bereits wieder ein andauernder Aufstieg statt, so daß nach den Indexzahlen der »Labour Gazette« im August die Preise fast schon wieder den Stand des Februars erreicht hatten. Und noch stärker stiegen in einer Reihe Großstädte die Mieten für Arbeiterwohnungen. Um den energischen Forderungen der unteren Volksschichten, es müsse durch geeignete staatliche Maßnahmen der Teuerung gewehrt werden, etwas entgegenzukommen, verkündete am 23. Juli die Regierung, es solle ein Ausschuß zur Untersuchung der Frage eingesetzt werden, inwieweit die Steigerung der Preise für allgemeine Verbrauchsartikel durch das Hinaustreiben der Produktions- und Handelsprofite bewirkt sei. Der Ausschuß trat auch unter dem Vorsitz von Lieutenant-Colonel Jackson zusammen, die Beratungen paßten aber der Regierung so wenig in ihre Beschwichtigungspolitik, daß am 6. August der Leiter des englischen Nahrungsmittelministeriums, Sir Auckland Geddes, in der Ausschußsitzung erschien und entgegen allem Brauch ohne Rücksichtnahme auf die Ausschußverhandlungen ankündigte, daß die Regierung baldigst dem Parlament ein Gesetz gegen den Preiswucher vorlegen werde. Unverblümt wurde damit dem Ausschuß angedeutet, daß man seine Arbeiten eigentlich für überflüssig halte. Dennoch hat er sich nicht einfach aufgelöst, sondern sich zunächst bis zum 7. Oktober vertagt.

Bereits einige Tage darauf veröffentlichte die Regierung einen »Pro-  
fitteering Act 1919« befristeten Gesetzentwurf. Er ermächtigte die Regierung  
dazu, Nachforschungen über Preise und Gewinne anzustellen, auf Antrag  
überevorteilter Kläger angemessene Preise festzusetzen, über Preiswucherer  
Geld- und Gefängnisstrafen zu verhängen und den Lokalbehörden das Recht  
einzuräumen, kommunale Verkaufsstellen zu errichten.

Der Entwurf erregte in der Bourgeoisie, vornehmlich in Handelskreisen,  
scharfen Widerspruch. Im Unterhaus wurden zahlreiche Amendements ge-  
stellt, darunter von einer Seite der Zusatzantrag, das Handelsamt (Board  
of Trade) zum Erlaß von Höchstpreisen zu bestimmen. Sir Auckland Seddes  
erklärte sich im Namen der Regierung mit dem Antrag einverstanden. Als  
diese Zusage aber im Hause einer starken Mißbilligung begegnete, erklärte  
Chamberlain, das Handelsamt würde von der ihm erteilten  
Vollmacht voraussichtlich nur ganz selten Gebrauch  
machen. Darauf wurde das Gesetz mit dem Höchstpreisantrag angenommen.  
Es liegt jetzt dem Hause der Lords vor.

Beruhigend hat dieses Vorgehen der Regierung auf die Arbeiterschaft  
nicht gewirkt, da man meist an dem Willen der Regierung zweifelt, das Ge-  
setz einigermaßen energisch durchzuführen und den Preistreibern en-  
gegenzuwirken. Dazu kommt, daß wenn auch die Arbeitslosigkeit in den  
letzten Monaten etwas abgenommen hat, doch noch immer ein großes Ar-  
beitslosenheer in England vorhanden ist und die Industriellen vielfach das  
starke Arbeitsangebot benutzen, unter Hinweis auf die schlechte Finanzlage  
und die amerikanische Handelskonkurrenz einen Druck auf die hohen Kriegs-  
löhne auszuüben und manche der den Arbeitern unter dem Zwange der  
Kriegslage gemachten Zugeständnisse wieder verschwinden zu lassen. Gerade  
dieses Bestreben der Unternehmer hat sehr wesentlich dazu beigetragen, in  
einem beträchtlichen Teil der Industriearbeiterschaft dem Gedanken der Na-  
tionalisierung oder Verstaatlichung Anhänger zu verschaffen. Es sind keines-  
wegs rein theoretisch-sozialistische Erwägungen, die die englischen Arbeiter  
zur Forderung der sogenannten Nationalisierung der Bergwerke, Eisen-  
bahnen, der Elektrizitätsindustrie und Banken bewegen. Zu einem großen  
Teil spricht dabei die Erkenntnis mit, daß sich kaum die während der Kriegs-  
zeit von den Arbeitern und Angestellten im Eisenbahn- und Bergwerks-  
betrieb errungenen relativ hohen Löhne und noch weniger die Verbesserungen  
der Arbeitseinrichtungen werden aufrechterhalten lassen, wenn diese Be-  
triebszweige, von der während des Krieges eingeführten staatlichen Aufsicht  
befreit, wieder in den Zustand der freien Unternehmung zurückkehren. Weit  
besser glaubt man zu fahren — und diese Auffassung wird von einem großen  
Teil der unteren und mittleren Beamtschaft geteilt —, wenn der Staat  
diese Betriebe übernimmt, da er weit mehr als die Privatwirtschaft dem ge-  
werkschaftlichen und parlamentarischen Druck unterliegt und gezwungen  
ist, größere Rücksicht auf die allgemeine wirtschaftspolitische Lage zu nehmen.

Hinzu kommt, daß in den unteren Volksschichten das Mißtrauen in die  
Lloyd George'sche Regierungspolitik ständig steigt. Sieht auch die englische  
Arbeiterschaft noch vielfach in ihm den Organisator des glorreichen Sieges  
über das Deutsche Reich, so hat sich doch in dem intelligenteren Teile der  
Arbeiterpartei immer mehr die Auffassung durchgesetzt, daß der geringe Er-  
folg der Arbeiterschaft bei den Parlamentswahlen im Dezember vorigen

Jahres, bei denen die Arbeiterpartei statt 161 oder 162 Sitze, auf die sie nach dem Verhältniswahlssystem Anspruch gehabt hätte, nur 65 Mandate gewann, hauptsächlich durch die von Lloyd George betriebene hinterlistige Wahltaktik verschuldet sei und seine Begünstigung der imperialistischen Erwerbspolitik bestimmter Finanz- und Handelskreise, die überall, in Rußland, Kleinasien, Persien, Ostafrika, englische Anneziationsgebiete schaffe, England in neue kriegerische Zukunftskonflikte hineintreibe. Vor allem wird Lloyd George verdacht, daß er die Entlassung der vom Kontinent heimgekehrten Truppen nicht schneller durchführt, in Rußland noch ansehnliche Heereskörper stehengelassen hat und die Zusagen, die er in bezug auf die Nationalisierung der Bergwerke und Eisenbahnen gemacht hat, durch allerlei Winkelzüge zu entkräften sucht. Vornehmlich sind die Bergarbeiterführer über die Zusammensetzung des zur Untersuchung der Lage des Kohlenbergbaus eingesetzten Ausschusses, der sogenannten Sankey-Kommission, und die Behandlung ihres Berichtes durch die Regierung erbittert. Man beschuldigt letztere ganz offen, insgeheim die Gegenpropaganda der Grubenbesitzer zu unterstützen und durch statistische Kunststücke sowie durch eine hinterlistige Unterstützung der von den Zechenberren betriebenen Preispolitik (am 9. Juli erklärte plötzlich die Regierung auf einen Bericht des Kohlenkontrolleurs im Parlament, daß vom 16. Juli ab eine Preiserhöhung um 6 Schilling pro Tonne eintreten werde) dem Lande den Beweis liefern zu wollen, daß sich die Sankey-Vorschläge nicht durchführen ließen und zum Ruin führen würden. Der Vorsitzende der Arbeiterfraktion im Parlament, der Bergarbeiterführer Adamson, erklärte daraufhin am 12. Juli auf der Jahresversammlung der Miners Federation in Morpeth, daß die Regierung ein falsches Spiel treibe und mit den Grubenbesitzern konspirierte. Ebenso meinte Smillie auf der Ende August in London abgehaltenen Bergarbeiterkonferenz, er müsse die Zusagen von Lloyd George als nicht ehrlich gemeint betrachten.

Die Folge ist, daß die Enttäuschung und Verstimmung immer weitere Arbeiterkreise Englands ergreift und die Streiklust steigt. Die scharfen Äußerungen gegen die Regierung auf dem Gewerkschaftskongreß in Glasgow und die Wahl Artur Hendersons in Widnes (Lancashire), einem seit Jahrzehnten stets konservativ vertretenen Wahlkreis, in dem bei den Dezemberwahlen die Arbeiterpartei noch um 3694 Stimmen hinter dem Gegner zurückblieb, sind lediglich Symptome dieser wachsenden Erregung.

Die imperialistischen Kreise Englands erkennen sehr wohl, welche Gefahr in dieser wachsenden Opposition der Arbeiterschaft für ihre Herrschaft liegt. Sie suchen deshalb unter dem Vorgeben, daß die alten Parteigruppierungen mit ihren politischen Schlagworten sich überlebt hätten und die neue Stellung Englands im Weltwirtschaftssystem einen Zusammenschluß der vorwärtstrebenden Elemente erfordere, eine Parteikoalition, eine sogenannte »Centre-party«, zusammenzubringen, die das imperialistische Regierungsprogramm stützt, den drohenden Ansturm der Arbeiterpartei abwehrt und, um dem Kabinett eine noch stärkere Stellung im parlamentarischen System zu sichern, gewisse parlamentarische Geschäftsbehandlungsreformen durchführt. Zu dieser neuen Zentralpartei hofft man auch einen Teil der konservativen jingolistischen Gewerkschaftsführer mit herüberzuziehen.

Unsere Unabhängigen und Spartakisten hoffen auf die Weltrevolution, unter der sie das Übergreifen der ganz- und halbbolschewistischen Ideen auf die Ententestaaten und die Ersetzung der jetzigen Regierungsformen durch die proletarische Diktatur und das Räteystem verstehen. Sicherlich, die Weltrevolution wird kommen, denn die Verschiebung der wirtschaftlichen Grundlagen aller großen Staaten Europas bedingt auch eine gründliche Veränderung ihrer Regierungsformen. Die meisten dieser Staaten stecken sogar bereits seit dem ersten Kriegsjahr in dieser Weltrevolution, die sich allerdings recht wenig nach den Entwicklungsvorschriften der Revolutionstheoretiker der Unabhängigen richtet. Diese Revolution hat auch England erfaßt, weit mehr noch als Frankreich oder Italien. Old Britannia ist ganz anders aus dem Weltkrieg hervorgegangen, wie es in diesen hineingegangen ist. Und weitere Änderungen seiner inneren wirtschaftlichen und politischen Struktur stehen England bevor. Die sich dort zwischen Arbeiter- und Unternehmerschaft vorbereitenden Machtkämpfe sind nur eine weitere Etappe in diesem großen Umwälzungsprozeß.

## Sozialisierung der Wirtschaft.

Sozialkritische Skizze von Professor Franz Staubinger (Darmstadt).

Sozialisierung oder Vergesellschaftung der Wirtschaft! Das steht heute infolge des Zusammenbruchs und der Revolution auf der Tagesordnung. Vom Schicksal ist sie darauf gesetzt worden. Es hilft deshalb gar nichts, die Frage aufzuwerfen, ob man in anderer Zeit das besser hätte tun können oder sollen. Wenn man im Sumpfe steckt, muß man durch, oder man geht unter. Aber zur Sozialisierung bedarf es gemeinschaftlicher Einsicht, gemeinschaftlichen Willens und gemeinschaftlicher Übung.

Haben wir diese Vorbedingungen der Sozialisierung? Wer wagt es zu behaupten? Doch wenn wir das auch verneinen müssen, so kommt eben jene Gewalt des Schicksals und sagt: »Ihr müßt, wenn ihr nicht versinken wollt.« Dieses Muß hat erneut der Wiener Soziologe Professor Dr. Goldscheid in einer kleinen, im Anzengruber-Verlag erschienenen, sehr beachtenswerten Schrift uns mit kräftigen Jügen vor Augen gestellt. Sie lautet: »Sozialisierung der Wirtschaft oder Staatsbankrott.« Er hätte besser geschrieben: »Gesellschaftsbankrott«; denn der Staatsbankrott brauchte nicht zu schrecken, wenn die Gesellschaft dabei heil bliebe. Was er aber sagt und in Aussicht stellt, läuft im Wesen darauf hinaus, daß der Gesellschaftsbankrott eintreten muß, wenn nicht bestimmte Maßnahmen erfolgen. Diese Maßnahmen seien kurz dargelegt und daran ein kritischer Zusatz angefügt betreffs einer wesentlichen Sozialisierungsnotwendigkeit, die er gänzlich vergessen hat: sie wird freilich fast immer vergessen, da man bei der Sozialisierung viel mehr an die Dinge als an die Menschen zu denken pflegt. Aber auf die kommt alles an, oder genauer: auf den Zusammenhang zwischen Dingen und Menschen.

Goldscheids Gedanke begründet sich etwa folgendermaßen: Das Volk hat den Kriegsbedarf durch seine Arbeit bezahlen müssen, deren Wert aber floß in die Taschen der Kriegsgewinnler und Darleiher der Kriegsanleihe in

Form von Schuldforderungen, die neue und — setzen wir hinzu — infolge von Rückzahlung und bis dahin von Verzinsung mehrfach wiederholte Opfer der gleichen Volksarbeit erfordern, wenn die Tilgung nach dem alten System vor sich gehen soll. Der Staat kommt dann nie aus der Kapitalabhängigkeit heraus, und das Volk greift verzweifelt zu Gewaltmitteln, die sein Loß nur verschlimmern. Die ganze Gesellschaft aber wird in ihrem Für- einanderschaffen gelähmt. Das ist Untergang.

Deshalb muß eine gründliche Entschuldung eintreten, aber zugleich eine solche, die den Betrieb der Wirtschaft nicht stocken läßt. Die Kriegsschulden sind ausschließlich vom Besitz zu tragen. Dieser Besitz besteht in Sachwerten und in Papierwerten. Die gründliche Sanierung des öffentlichen Haushalts hat »entweder völlige Tilgung oder völlige Bedeckung der Staatsschulden« zur Voraussetzung. Es ist nun aber sicher, daß Staat und Volk weit besser daran sind, wenn die Gemeinschaft in den Besitz der ertragreichsten Sachwerte gelangt und dafür den größten Teil der Papiere in den Händen der Privaten beläßt, die dann nicht ihrer notwendigen flüssigen Betriebsmittel entblößt werden, als wenn umgekehrt der Staat nur das zur Vernichtung bestimmte Papier bekommt und die unzerstörbaren, ewig von neuem fruchtbareren Sachwerte weiter der Verfügungsgewalt der Privaten allein unterstehen.

Deshalb will Goldscheid vor allem diese Sachwerte je nach Umständen in verschiedener Form als Steuer entnommen haben. Das kann teils so geschehen, daß Aktien oder sonstige Anteile von Betrieben dem Staat übergeben werden, teils so, daß er Stücke vom Grundbesitz und dergleichen abtrennt und in eigene Verwaltung nimmt, teils so, daß er sie mit Hypotheken belastet. Die eingesteuerten Papierwerte dienen dann unmittelbar der Schuldentilgung, die Sachwerte aber der Deckung und dem künftigen Einkommen des Staates. Er wird damit unabhängig vom Kapital. Dies aber kann, auch wenn der Staat Teilhaber ist, die Betriebe einstweilen ohne Stockung weiterführen, bis die volle Sozialisierung möglich ist.

Mit diesen Erörterungen wird man sich als Sozialist ohne weiteres einverstanden erklären können; denn es ist wirklich kein Grund, daß das Volk den Gläubigern der Kriegsmilliarden noch ein-, zwei-, dreimal bis zu deren seither üblicher Amortisation Frondienste leiste. Wenn nicht die Einsicht, so wird die Verzweiflung der Massen früher oder später einfach dahin wirken, daß dieser Weg beschritten werden muß. Die vom Verfasser bitter beklagte Tatsache, daß man nicht — in Deutschland freilich ebensowenig wie in Österreich, von dem der Verfasser redet — gleich nach Beginn der Revolution daran dachte, so zu handeln, ist allerdings beklagenswert. Man hat nach ihm dadurch, daß man nicht sofort die Sachwerte und Papierwerte feststellte und die Entschuldung durch Überführung in Staatsbesitz vorzubereiten begann, nur Erbitterung und Unsicherheit in Arbeiterkreisen wie im Mittelstand hervorgerufen, während das Großkapital sich seinen elementarsten Pflichten entziehen konnte. Es ist auch dem Verfasser vollkommen zuzustimmen, daß gerade die heutige Periode der Depression nicht etwa, wie man meist wähnt, die ungeeignteste, sondern gerade die geeignetste und sogar zwingendste Gelegenheit ist, den Staat in Besitz eines großen Teiles des sachlichen Volkvermögens zu bringen. Daß man diese Gelegenheit verpaßte und sich an die papierne Verfassung machte, ehe man die wirkliche Verfassung einigermassen

auf die Füße gestellt hatte, ist überaus bedauerlich, aber aus der Lage verständlich.

Es erklärt sich — abgesehen von Rücksichten auf die Außenpolitik — ganz einfach daraus, daß der Sozialismus vor dem Kriege zwar sehr stark das Zielbewußtsein gepflegt hat, sich aber über die Wege zum Ziele nicht allzuviel Gedanken machte. Deshalb konnte er hierfür kein auch nur einigermaßen einheitliches Programm entwerfen, und die Pläne des einen schlugen die des anderen tot, wie man in Deutschland im Kampfe zwischen Wiffelscher Planwirtschaft und Robert Schmidtscher Versorgungswirtschaft sah. Die sich in Streiks und kommunistischen Putschten entladende Ungebuld der Arbeiter und der idealistischen Stürmer konnte freilich nichts bessern, sondern diente praktisch nur der Lähmung der Wirtschaft, dem Verbrechertum und der überall im trüben fischenden Reaktion.

Das schlimmste aber ist, daß man trotz der allgemeinen Sehnsucht nach Sozialismus noch heute nicht einmal klar weiß, was Sozialismus seinen Grundbedingungen nach ist. Zwar im allgemeinen weiß man das wohl. Karl Kautsky in seinem »Erfurter Programm« kennzeichnet ihn richtig als »Produktion einer Gesellschaft oder Genossenschaft zur Deckung ihres eigenen Bedarfs, beziehungsweise des Bedarfs ihrer Mitglieder«. Ebenso richtig, nur noch allgemeiner bestimmt ihn neuerdings Dr. August Müller, Staatssekretär a. D., in »Sozialisierung oder Sozialismus« (Berlin 1919, Ullstein) als »bewußte Herrschaft der organisierten Gesellschaft über die Volkswirtschaft«. Goldscheid selbst sagt in der Vorrede, unter Sozialisierung sei dreierlei zu verstehen: »Sozialisierung des Eigentums (soll wohl heißen: Vergesellschaftung des Eigentums), Demokratisierung der Betriebe, Ökonomisierung des gesamten Produktions- und Zirkulationsprozesses.« Das ist schon etwas deutlicher. Aber gerade die Hauptsache fehlt auch darin, die Kennzeichnung der Art, wie der Produktions- und Zirkulationsprozeß zu ordnen ist, wenn er sozialistisch sein soll.

Auf die Art, wie die Produktion mit dem Konsum in Beziehung gesetzt wird, kommt alles an. In einer arbeitsteiligen Gesellschaft müssen stets die Produzenten als gegenseitige Konsumenten füreinander arbeiten, gleichviel, wie das geregelt ist, und gleichviel, ob und wie ihnen dabei etwas abgeschöpft wird. In arbeitsteiliger Herrenwirtschaft bestimmt der sie schröpfende Herr, was die Untergebenen zu arbeiten und was sie vom Arbeitsertrag der anderen zu erhalten haben. In der Handelwirtschaft bestimmt dies heute noch der profitheischende Händler und handelskapitalistische Unternehmer. Im Sozialismus sollen die Arbeitenden selbst als gegenseitige Konsumenten bewußt bestimmen, wie und unter welchen Bedingungen sie füreinander arbeiten und sich einander die Produkte zuleiten wollen. Das Schröpfen soll da aufhören.

Die Herrenwirtschaft teilt Arbeit und Arbeitsprodukte zu; der Handel tauscht frei aus, aber unregelt auf Grund von Angebot und Nachfrage und macht den Wirtschaftsmächtigen endlich wieder zum zuteilenden Herrn. Der Sozialismus als Gemeinwirtschaft im Gegensatz zum Handel hat als Voraussetzung und Grundlage den Gemeinschaftsaustausch der Produzenten untereinander. Wenn R. Wilbrandt in seinem kürzlich bei E. Norderichs erschienenen, sonst vielfach trefflichen Buch über »Sozialismus« das verkennet und »Gemeinwirtschaft statt Austausch« sogar

betont, so bleibt er zum Schaden mancher Folgerungen doch noch kapitalistisch befangen. Der Austausch als die Zuleitung zwischen Produktion und Konsum ist eben die ausschlaggebende Hauptsache.

Von der Art der Zuleitung der Produktion zum Konsum ist sowohl die Produktion selbst wie die Verteilung und der Konsum abhängig. Dies Zwischenglied zwischen Produktion und Konsum ist das begrifflich von Marx etwas dunkel gekennzeichnete »Produktionsverhältnis«. Als dessen juristischen Ausdruck bezeichnet er richtig das Besitzverhältnis. Dies aber ist das bloße Ergebnis einer vorherigen oder nachherigen friedlichen oder gewaltsamen Verteilung. Es »ist« nach Marx nicht das Produktionsverhältnis selbst, sondern »spiegelt« es nur. Aber nun hält man den Handel gewöhnlich für ein bloßes »Verteilungsverhältnis«, da man bloß die Leistungsverteilung durch den Detailhandel, nicht den gesamten Handelsprozeß in Kauf und Verkauf ins Auge faßt. Durch ihn aber wird die Produktion ebenso wie die Verteilung unter die Konsumenten bestimmt, gleichviel, ob der Handel selbständige Produzenten durch sein Geld anregt, für den Handelsaustausch zu arbeiten, oder ob er sie als Fabrikarbeiter unmittelbar in Dienst nimmt. Jedenfalls läßt nur er produzieren und führt nur er die produzierten Waren dem Konsum zu. Er sozialisiert also bereits, wenn er es auch nur tut, um selbst Profit dabei zu machen, in ganz wesentlichem Umfang. Aber der Profit ist das Able, denn dadurch wird die Wirtschaft und der Mensch einem fremden Zweck untertan. Zersplitterung der Interessen, Kampf aller gegen alle ist die Folge.

Die vom Handel bereits weltweit geschaffene Füreinanderarbeit der Produzenten als gegenseitiger Konsumenten vom Profitdienst zu befreien und damit dessen Kontrahentenkämpfe (Klassenkämpfe) sowie dessen Konkurrentenkämpfe durch die gemeinschaftliche Regelung zu beseitigen, ist das Ziel des Sozialismus. Dazu aber ist als Bedingung der Ausführung nicht nur, wie der bisherige Sozialismus einseitig zu betonen pflegte, eine Verstaatlichung und eine Ordnung der Betriebe sowie der Arbeiter darin nötig, von der auch Kautsky fast ausschließlich redet. Es fragt sich vor allem, wie man die Produzenten als gegenseitige Konsumenten verbinden kann. Bei denjenigen Betrieben, die, wie Post, Eisenbahn, Beleuchtungs- und Wasserleitungswerke, den Anschluß an die Konsumenten unmittelbar ermöglichen, bedarf es keiner weiteren Organisation; und bei denjenigen Monopolbetrieben, die bereits den freien Handel ausgeschaltet haben und ihre Waren durch abhängige, auf Absatzprovision gesetzte Verschleißer an das Publikum bringen, bedarf es bei etwaiger Verstaatlichung der Produktion nur deren Übernahme. Bei den anderen Einzelwaren aber geht das nicht. Hier bedarf es einer besonderen Organisation, einer Organisation der Produzenten als gegenseitige Konsumenten.

Der Handel hat die Konsumenten nur individualistisch als Kundschaft für die einzelnen Handelsbetriebe organisiert, und jeder suchte sie gerade so wie die Lieferanten dem anderen abspenstig zu machen. Daher der Konkurrenzkampf und seine Folgen. Der Sozialismus aber bedarf einer gemeinschaftlich geordneten Organisation der Konsumenten und der gemeinschaftlichen Verteilungslager für die Arbeitsprodukte. Sonst kann er sie ihnen nicht sozialistisch geregelt zuleiten und bedarf immer noch des Zwischen-

handels. Der aber wird dann, selbst wenn die Betriebe verstaatlicht sind, die ausschlaggebende Macht bleiben und den Staat selbst beherrschen und ausbeuten. August Müller streift diesen Gedanken verschiedene Male. Goldscheid spricht zwar ebenfalls zweimal allgemein von Genossenschaften, aber das Problem selbst faßt er ebensowenig wie Kautsky als grundlegendes sozialistisches Erfordernis ins Auge.

Aber gerade die Organisation der Konsumenten ist das grundlegendste aller sozialistischen Erfordernisse. Ohne das kann trotz aller Verstaatlichung keine Vergesellschaftung entstehen. Es ist zur sozialistischen Angliederung der Produktion geradezu Vorbedingung. Für den Handel ist ja der Erwerb der Kundschaft ebenfalls Vorbedingung dafür, daß er entweder Produkte vom selbständigen Produzenten kaufen oder sie selbst produzieren kann. Wenn er es riskiert, Produkte zu kaufen oder zu erzeugen, ohne bereits den notwendigen Absatz zu haben, so läuft er Gefahr, Pleite zu machen. Das haben neue Geschäfte und Produktionsbetriebe in Massen erleben müssen, die auf nachträglichen Kundenerwerb spekulierten. Aber dort trifft der Schaden wesentlich nur einzelne. Bei voller Verallgemeinerung solchen Verfahrens aber müßte der ganze Sozialismus samt der Bevölkerung Pleite machen. Das ist der wundeste Punkt der bisherigen staatlichen Sozialisierungspläne. Nur die konsumgenossenschaftlichen Organisationen haben es bisher, freilich in beschränktem Umfang, verstanden, ihre Produktion von Einzelwaren im ganzen Reiche organisatorisch mit dem Konsum zu verknüpfen. Sie haben je nach der Eigenart der Produktion, der Zuleitungsmöglichkeit und der Verteilungsnöwendigkeit teils lokale Produktionsstätten für einzelne Orte oder kleinere Bezirke, teils zentrale Betriebsstätten durch ihre Großeinkaufsgesellschaft geschaffen. Neuerdings sind sie daran, auch Betriebsanlagen für größere Bezirke in den verschiedenen Einkaufsverbänden zu schaffen. Das Interesse aller wirkt dabei natürlich dahin, die Betriebe so zuteilen, daß die im Kapitalgeschäft massenhaften Konkurrenzhemmungen zwischen den verschiedenen Organisationen vermieden werden.

Hier haben wir also einen Sozialismus durchaus echter Art elementar verwirklicht. Alle Mitglieder sind zugleich Kunden wie Besitzer. Sie können einander in der Genossenschaft nicht ausbeuten, da die Überschüsse nicht, wie beim kapitalistischen Handel, in fremde Verfügungsmacht, sondern in die eigene gemeinschaftliche Verfügungsmacht der Kundenbesitzer zurückgelangen. Die Arbeiterschaft könnte, wenn sie die nötige sozialistische Einsicht hätte, allesamt Mitglied sein und dann die Genossenschaft rasch instand setzen, alle wesentlichen Bedarfsgegenstände für sie immer billiger zu beschaffen und den Kapitalismus alsbald aufzurollen. Bei einiger Stärke expropriert und sozialisiert die Genossenschaft in wachsendem Maße durch ihre Betriebe und Grunderwerbungen das Kapital und verstopft zunehmend die in der Handelsverteilung liegenden Quellen zu dessen Vermehrung.

Die eigenen Arbeiter aber kann die Genossenschaft ebenfalls nicht ausbeuten, sofern sie nur den auch vom Kapital bezahlten Lohn gewährt. Denn dann erhalten die Genossenschaftsarbeiter genau wie alle anderen Mitglieder erhöhten Lohn für ihre Arbeit in Gestalt der wachsenden Preiserniedrigung beziehungsweise Rückvergütung in dem Betrag, in dem sie den Mehrwert für sich realisiert haben.

Werden also die Genossenschaftsarbeiter, falls sie nur den gleichen Lohn erhalten wie im entsprechenden Kapitalgeschäft, nicht ausgebeutet, so können sie umgekehrt ihre Kameraden im Profitbetrieb, welche Mitglieder sind, ganz gehörig ausbeuten und dabei die sozialistische Entwicklung ganz empfindlich schädigen. Wenn sie nämlich in der Genossenschaft mehr Lohn als jene beanspruchen oder gar weniger leisten und dadurch die Preise in den Genossenschaften hinauftreiben, so nehmen sie jenen die von ihrem Lohn realisierten Mehrwerte weg und ermöglichen den Profitbetrieben, ihre Preise höher anzusetzen, ohne Kundenschaftsverlust befürchten zu müssen. So denken und handeln sie durchaus kapitalistisch und individualistisch, nicht sozialistisch-solidarisch.

Sie meinen in einseitigem Produzentenbewußtsein meist, gerade sie hätten den Ertrag des Betriebs durch ihre eigene Arbeit geschaffen und er werde ihnen durch die Rückvergütung und die genossenschaftliche Vermögensbildung, die sie für kapitalistisch halten, weggenommen. Daß nur die Gesamtarbeit dem Gesamtkapital den Mehrwert, aber nicht die Einzelarbeit dem Einzelkapital den Profit bringt und daß der Wert samt dem Mehrwert erst durch Verkauf an den konsumtiven Käufer realisiert wird, sagte schon Marx. Aber sie übersehen das. Daß die Arbeiter selbst als Hauptmasse der Kundenschaft in ihrem Kaufe der Bedarfsmittel dem Gesamtkapital die Hauptmasse der Mehrwerte und den von ihnen bevorzugten Produzenten und Händlern die Profite zufragen, daß sie diese Bevorzugten reich, die Benachteiligten arm machen, obwohl die Arbeiter in beiderlei Betrieben vielleicht den gleichen Wert und Mehrwert auf die Person erzeugt haben, das erkennen sie erst recht nicht. Noch weniger sehen sie, daß sie selbst durch ihre Käufe den einen nötigen, Arbeiter einzustellen, den anderen aber, solche zu entlassen. Sie expropriieren ja durch ihre Käufe die einen Kapitalisten zugunsten der anderen und machen letztere dadurch zu Herren über sich oder über Kameraden, wenn sie ihre Kundenschaft in Masse ab- und zuwenden. Sie beuten sich selbst durch ihre Käufe beim Kapital aus und schelten dann über das Kapital, statt sich selbst die Werte zu realisieren, sich damit als Arbeiter in eigene Betriebe einzustellen und so von Ausbeutung zu befreien.

Diese, freilich auf Marx aufbauende, aber über ihn hinausführende Einsicht muß sich der Arbeiter erst erwerben. Dann wird er seiner Konsumgenossenschaft statt dem Kapital seine vielen Milliarden an Kaufkraft zuwenden, dies Kapital sozialistisch planmäßig expropriieren. Als Arbeiter unfrei, ist er als Käufer so gut wie allmächtig, sobald er einheitlich auftritt.

Der tiefere Grund dieses Mangels an Einsicht aber ist der, daß sich die Arbeiter im kapitalistischen System nur als Arbeitskraftverkäufer und Produzenten und daneben als Warenkäufer zu fühlen gewohnt sind. Den Zusammenhang zwischen Arbeitskraftverkauf und Warenkauf, also zwischen Produktion und Konsum lehrt er sie nicht genügend erkennen. Im Handelssystem wird ja nur die Produktion und die Verteilung deutlich sichtbar. Was dazwischen liegt, insbesondere der Warenbezug, wird da geistlich geheim gehalten. In der genossenschaftlichen Verknüpfung von Produktion und Konsum wird dies Zwischenglied in seiner entscheidenden Bedeutung deutlich sichtbar. Marx hat es schon im wesentlichen erkannt. (Zur Kritik der politischen Ökonomie, Vorwort; Kapital, I, S. 62; III,

§. 415.) An letzter Stelle sagt er geradezu, daß die »Verteilungsverhältnisse wesentlich identisch mit diesen Produktionsverhältnissen, nur eine Rehrseite derselben sind«. Das ökonomische Grundverhältnis ist also, klar gesagt, der gesamte Produktion und Konsum einer arbeitsteiligen Gesellschaft verknüpfende und beider Eigenart bedingende Verfügungs-zusammenhang, ob er nun herrschaftlich oder kapitalistisch oder gemeinschaftlich oder eine Mischung davon sei.

Es ergibt sich aber auch aus dem Gesagten, daß nicht die bloße Verstaatlichung, auch nicht die bloße Organisation der Produktionsbetriebe und der Produzenten, sondern die Organisation der Konsumenten den Ausgangs- und Schlüsselpunkt des Sozialismus bildet. Im sozialistischen Gemeinwesen bleibt sie zudem die stete Grundlage. Da hier weder herrschaftliche noch handelswirtschaftliche Ausbeutung den Konsum und die Produktion sich als Mittel unterordnet, so ist die Befriedigung der Konsuminteressen, der materiellen wie der geistigen, der Zweck aller Produktion. Darum ist hier die Produktion wie die Verteilung einem allen gemeinschaftlichen Konsumenteninteresse unterzuordnen.

Erst im Falle der allgemeiner gewordenen Konsumentengemeinschaft könnte dann Staatsbesitz und eventueller Staatsbetrieb dem Sozialismus völlig dienstbar gemacht und durch das Gemeinschaftsinteresse vor Entgleisungen nach den vorhergenannten Seiten gewahrt bleiben. Die Beamten müßten dann wohl oder übel im Dienste der allgemeinen Interessen ebenso wirken, wie heute schon der Konsumvereinsleiter es auf seinem beschränkten Gebiet tun muß, wenn er nicht Flakko machen und beseitigt werden will.

Nicht die Vergesellschaftung der Betriebe also, sondern die Vergesellschaftung der lebendigen Menschen als Konsumenten in dem gemeinschaftlichen Interesse der gemeinschaftlichen Bedarfsbeschaffung ist das erste Erfordernis. Sie ist auch die Grundlage einer Arbeitsregelung, die nicht entweder gruppenkapitalistisch oder monopolistisch ist. In dem Maße erst, als der soziale Zusammenhang von Konsum und Arbeit gemeinschaftlich geordnet ist und als dies dann in dem gemeinschaftlich gewordenen Besitz der Betriebe zum Ausdruck gelangt, kann der Sozialismus begründet werden.

## Zur Reform der Verwaltungsgerichtsbarkeit.

Von Wilhelm Guske.

Der Obrigkeitstaaf ist im November 1918 zusammengebrochen. Fast alle Volksschichten wandten sich von ihm ab. Trotz aller glänzenden Auswirkungen des Staatslebens war es ihm nicht gelungen, Volksempfinden und Staatsgefühl in Einklang zu bringen. Zwischen der äußeren Erscheinungsform des alten Staates und dem Volksleben war ein Widerspruch entstanden, der besonders während des Krieges immer schärfere Formen annahm und schließlich in Verbindung mit den außenpolitischen Verhältnissen zum völligen Zusammenbruch führte.

Trotz des geschriebenen Rechtes der Verfassung, die das Schwergewicht des Staatslebens in die Gesetzgebung legte, konnte man beobachten, daß die

frühere obrigkeitliche Staatsleitung es verstanden hatte, die Staatsverwaltung in ihrer eigenen, oft dem Willen des Befehlgebers entgegenstehenden Art auszufallen. In einem Volksstaat muß nun Verfassung und Verwaltung zu einer Wesenseinheit, zur Gleichartigkeit gebracht werden. Das politische Gemeinwesen, die im Staate organisierte Volksgesamtheit, die sich durch die Organe ihres Gemeinschaftslebens die Gesetze gibt, muß auch Vorkehrung treffen, damit die gegebenen Gesetze im Sinne des Befehlgebers Anwendung finden: die Rechtskontrolle über die Anwendung der Gesetze ist daher eine wesentliche Aufgabe der Verwaltungsgerichtsbarkeit.

Seit dem siebzehnten Jahrhundert ist in Deutschland die Zuständigkeit der Gerichte immer mehr und mehr auf die Zivil- und Strafrechtspflege beschränkt worden. Eine Berufung an die Gerichte in öffentlich-rechtlichen Streitigkeiten hat der absolutistische Polizeistaat völlig beseitigt. In Preußen wurde durch das Ressortreglement vom 19. Juni 1749 beim Zusammenstoß von öffentlichen und privaten Interessen der ordentliche Rechtsweg ausgeschlossen.

Bei Verletzungen durch die Tätigkeit der landesherrlichen Verwaltungsbehörden gab es nur einen Beschwerdeweg an die übergeordnete Verwaltungsbehörde. Bei dem völligen Mangel gesetzlicher Bindung der Verwaltungsorgane war aber das Recht des seine Interessen vertretenden Beschwerdeführers völlig dem willkürlichen Ermessen der entscheidenden Behörde überlassen. Auch die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts brachte in der Verwaltungsrechtspflege keine Besserung. Justiz und Verwaltung waren inzwischen scharf getrennt worden; aber infolge der Umwandlung der kollegialen Einrichtung der obersten Verwaltungsbehörde in bureaumäßige wurde jede Gewähr unparteiischer und gerechter Verwaltungsentscheidungen beseitigt und die Abhängigkeit der unteren Verwaltungsorgane von dem Minister verschärft.

Nach Übergang zur konstitutionellen Verfassungsform im Staatsleben kam zwar formell der Rechtsstaat zur Einführung, doch tatsächlich blieb der Polizeistaat in Wirksamkeit. In der Annahme, daß in der Verantwortlichkeit der Minister eine ausreichende Bürgschaft für die Gesetzmäßigkeit der Verwaltung vorhanden wäre, hatte man besondere Schutzvorrichtungen für unnötig gehalten. Nachdem aber während der Reaktionszeit von 1850 bis 1858, besonders in Preußen, in der Anwendung und Auslegung der Verwaltungsgesetze trotz der konstitutionellen Staatsverfassung eine unbeschreibliche Willkür geübt worden war, kam die allgemeine Erkenntnis zum Durchbruch, daß es ein unhaltbarer Zustand sei, wenn der verantwortlichen Leitung der Verwaltungstätigkeit auch das Entscheidungsrecht bei Streitigkeiten aus Anlaß dieser Tätigkeit eingeräumt werde. Die Verwaltung war dann ihr eigener Richter. Für das Tun und Lassen der Verwaltungsbehörden war nicht das Gesetz, sondern der eigene Wille maßgebend.

Auch die Frankfurter Nationalversammlung hatte sich denn auch schon mit Schutzgarantien gegen die willkürliche Anwendung der Gesetze durch die Verwaltung beschäftigt. In der Reichsverfassung von 1849, § 182 wurde bestimmt: Die Verwaltungsrechtspflege (das heißt alle den Verwaltungsbehörden zustehende Gerichtsbarkeit) hört auf, alle Rechtsverletzungen entscheiden die Gerichte. Auch der preußische Liberalismus vertrat diese Gedanken. Besonders Otto Vör (Der Rechtsstaat, 1864) war der eifrigste Verfechter.

Zur selben Zeit kam Rudolf Oeneist zu einer anderen Forderung. In der Rechtskontrolle der Verwaltung durch die ordentlichen Gerichte glaubte er keine genügende Gewähr gegen die Umkehrung der Gesetze durch die Verwaltung erblicken zu können. Er verlangte eine Verbindung der Verwaltung mit einer justizförmigen Einrichtung (Verwaltungsgerichte) zur Rechtsfindung und zur Prüfung der Rechtsanwendung für Verwaltungsangelegenheiten. Diese Forderung kam in Deutschland zuerst in Baden (5. Oktober 1863) zur Verwirklichung. In Preußen wurde die Verwaltungsgerichtsbarkeit durch die Verwaltungsreform von 1873 bis 1883 eingeführt.

Doch die Verwaltungsgerichtsbarkeit vermochte den Obrigkeitsstaat in seinem inneren Wesen und in seinen Auswirkungsformen nicht wesentlich zu beeinflussen. Sie konnte im Verwaltungsleben vornehmlich nur formal und negativ wirken. Sie hielt zwar die Verwaltung zur Einhaltung gewisser Rechtschranken an, konnte aber nicht die obrigkeitliche Verwaltung mit dem Geiste eines wirklichen konstitutionellen Staatslebens erfüllen. Wenn verfassungsrechtlich die Gesetzgebung der Verwaltung auch übergeordnet war, so verfügte doch diese infolge ihrer aktiven Handlungsfähigkeit über den größeren Einfluß und beherrschte praktisch das Gemeinleben. Dieses Moment erzwingt beim Übergang vom Obrigkeits- zum Volksstaat besondere Beachtung. Es müssen jetzt rechtzeitig Maßnahmen getroffen werden, um zu verhüten, daß wieder zwischen Anwendung der Gesetze und Volksanschauung eine tiefe Kluft entsteht. Diese Gefahr ist um so größer, als viele mit dem alten Regime gesinnungsverwandte Verwaltungsbeamte vorläufig nicht durch andere ersetzt werden können. Wenn also die jetzt von dem Volksstaat eingeführten Gesetze keine volksfeindliche Anwendung finden sollen, so erscheint vor allem notwendig, daß die Verwaltungsrechtspflege in volkstümlicher Weise ausgebaut und ihr die Möglichkeit gegeben wird, dem Volkswillen bei der Anwendung der Gesetze entscheidenden Einfluß zu verschaffen. Die Organe der jetzigen Verwaltungsrechtspflege, die heute mehr Verwaltungsstellen als Gerichtsbehörden sind, müssen zu eigentlichen unabhängigen Verwaltungsgerichten umgewandelt werden. Dazu ist aber erforderlich, daß den politischen Beamten (Landrat und Regierungspräsident) und den von ihnen abhängigen Personen die entscheidende Mitwirkung an den Gerichtsbeschlüssen genommen wird.

Eine Übertragung der Verwaltungsrechtspflege auf die ordentlichen Gerichte kann heute wohl nicht in Frage kommen. Die Verwaltungsbehörden sind und werden immer mehr Organe der kommenden Gemeinwirtschaft. Während der letzten Jahrzehnte hat nun aber gerade die Regelung der verschiedenen Gebiete des Wirtschaftslebens (Arbeitsvorgang, Güterverkehr usw.) zur Errichtung von Sondergerichten geführt. Mit der Grundlage der ordentlichen Gerichte, dem römischen Recht, vermochte man nur schwer den veränderten gesellschaftlichen Beziehungen rechtsbegrifflich zu folgen. Auch verlangt aber die Verwaltungsrechtspflege mehr Sach- als Rechtskenntnisse, vor allem aber praktische Verwaltungserfahrung. In Preußen und auch in den meisten anderen Gliedstaaten erstreckt sich die Zuständigkeit der Verwaltungsrechtspflege zurzeit auf Streitigkeiten über Recht und Selbstverwaltung der Kommunalverbände mit dem Staat, über die Pflicht der Mitglieder der Kommunalverbände zur Zahlung von gemeinsamen Abgaben und der Benutzung von gemeinsamen Anstalten, über die Pflicht zur Tra-

gung öffentlicher Lasten (Wegunterhaltung, Schullasten, Armenlasten usw.), über das Recht der Geltung polizeilicher Verfügungen, über die Pflicht der Zahlung direkter Steuern und die Disziplinargerichtsbarkeit der Kommunalbeamten. Die Verwaltungsgerichtspflege des Reiches ist zudem von den ordentlichen Gerichten getrennt und erfolgt durch Sondergerichte: Reichsversicherungsamt, Bundesamt für Heimatwesen, Aufsichtsamt für Privatversicherung, Oberseeamt, Reichspatentamt, Schiedsgerichte für Angestellte usw. Es erscheint mir daher notwendig, daß diese gesamten Sondergerichte zu einem einheitlichen Reichsverwaltungsgericht zusammengefaßt werden und diesem Gerichtshof dann die Rechtskontrolle über die Anwendung der Reichsgesetze durch die Gliedstaaten übertragen wird.

Bezüglich der Neuorganisation der Verwaltungsgerichtsbehörden erlaube ich mir für Preußen einige nähere Vorschläge zu machen. Zunächst halte ich es für notwendig, daß drei Instanzen: Kreisverwaltungsgericht, Provinzialverwaltungsgericht und Staatsverwaltungsgericht eingerichtet werden. Dazu möchte ich bemerken, daß ich bei der Verwaltungsreform eine Beseitigung der Regierungsbezirke für notwendig halte. Bei der Zusammensetzung der Kreis- und Provinzialverwaltungsgerichte muß die Mitwirkung von Berufsbeamten, deren Hauptamt politische Eigenschaft hat, beseitigt werden. Das Kreisverwaltungsgericht muß mit einem, das Provinzialverwaltungsgericht mit drei hauptberuflichen Verwaltungsrichtern besetzt werden. Dazu tritt eine entsprechende Zahl Beisitzer aus dem Laienstand. Die hauptberuflichen Mitglieder sollten mit allen Bürgschaften richterlicher Unabhängigkeit ausgestattet werden. Die Laienmitglieder werden am besten nach der gesetzlichen Wahl der öffentlichen Körperschaften gewählt. Die Zuständigkeit der Kreisverwaltungsgerichte muß räumlich so begrenzt werden, daß alle bisher dem Bezirksausschuß als erster Instanz überwiesenen Sachen (die Angelegenheiten der kreisfreien Städte) auch erledigt werden können. Hierzu wird es erforderlich sein, daß mehrere Kreise zusammengelegt werden. Das Provinzialverwaltungsgericht muß an den Ort der Provinzialverwaltung gelegt werden. Das Oberverwaltungsgericht kann in seiner jetzigen Zusammensetzung bestehen bleiben. Es wird sich empfehlen, eine Entlastung durch die Provinzialverwaltungsgerichte vorzunehmen.

Hinsichtlich der technischen Anordnung des Verwaltungsprozesses halte ich es für dringend notwendig, daß Verwaltungsstreitverfahren und Beschlußverfahren schärfer getrennt und die Beziehungen zwischen den Verwaltungsgerichten und den ordentlichen Gerichten klarer umgrenzt werden. Dieses ist erforderlich, um bessere Übersicht in der Zuständigkeit zu gewinnen und durch Vereinfachung des Verfahrens jeden unnötigen Aufwand zu vermeiden.

Nach den gegenwärtigen Bestimmungen ist die Anwendung des Verwaltungsstreitverfahrens und des Beschlußverfahrens ziemlich willkürlich wahlweise zugelassen. Nun hat sich aber herausgestellt, daß viele Streitfragen in Verwaltungsangelegenheiten nur durch eine dieser Verfahrensarten zweckmäßige Erledigung finden. Bei der Zulassung beider Verfahrensarten wird daher vielfach die ungeeignete Art gewählt und dadurch ein unnötiger Zeit- und Kostenaufwand hervorgerufen. Mir erscheint es zweckmäßiger, daß dem Verwaltungsstreitverfahren alle Angelegenheiten überwiesen werden, bei denen es sich um eigentliche Rechtsfindung handelt, also

um Unterordnung eines bestimmten Tatbestandes unter bestimmte gesetzliche Anordnungen. In das Beschlußverfahren gehören solche Angelegenheiten, wo es sich um einen der Feststellung des freien billigen Ermessens zu überlassenden Ausgleich widerstreitender Interessen handelt. Ferner muß bestimmt werden, daß bei polizeilichen Verfügungen dem Verwaltungstreitverfahren die Beschwerde an die der erlassenden Stelle vorgesezte Behörde voranzugehen hat; denn diese ermöglicht neben der Nachprüfung der Rechtmäßigkeit auch eine Erörterung über Zweckmäßigkeit und Angemessenheit. Ferner wird es notwendig sein, daß beim Verwaltungstreitverfahren die Einrichtung der sogenannten Feststellungsklagen weiteste Einführung findet, damit die Behörden auf Prüfung bestimmter Rechtsverhältnisse verklagt werden können (zum Beispiel Staatsangehörigkeit, Bürgerrecht, Straßenanliegerbeiträge usw.). Die Beziehungen zwischen Verwaltungsgerichten und ordentlichen Gerichten müssen so geregelt werden, daß nicht derselbe Tatbestand durch diese Gerichte einer verschiedenen Beurteilung unterworfen wird oder dieselben Gesetze verschiedene Auslegungen erfahren.

Im neuen Volksstaat muß die Verwaltungsrechtspflege zu einem Mittel der Förderung volkstümlicher Staatsgefinnung und der Auslegung der Gesetze im Sinne des Gesetzgebers werden.

## Wenn Arbeiter erzählen . . .

Von Ludwig Lessen.

Das Bestreben, sich schriftstellerisch zu versuchen, ist kein Privilegium der Besitzenden oder der sogenannten gebildeten Volksschichten. Auch der Arbeiter greift mitunter gern zur Feder; vielleicht sogar mehr, als man es gewöhnlich annimmt. In Form von Erzählungen oder Beschreibung seines eigenen Lebensganges sucht er das zu schildern, was ihm Fühlen und Denken erfüllt. Wem berufsmäßig derartige Äußerungen eines stiftlich regen Mitteilungsbedürfnisses in die Hände fallen, wie dies namentlich Schriftleitern der sozialdemokratischen Tagespresse häufig begegnet, wird gut daran tun, sie nicht unbeachtet oder gar ungelesen zurückzugeben. Denn nicht allein das rein Persönliche dokumentiert sich in derartigen Niederschriften, sondern ein Teil des geistigen Inhalts einer ganzen Zeit. Nicht stilistische Fehler oder Ungeschicklichkeiten im Aufbau, die meist diesen Einsendungen anhaften, dürfen für den gewissenhaften Leser urteilbeeinflussend sein. Die Sünden der Volksschule sprechen hier eine mehr als laute Sprache. Vielfach erfordert eine solche Lektüre nicht bloß ein buchstaben- oder saßgemäßes Lesen, sondern mehr ein Erraten dessen, was der Schreiber eigentlich berichten wollte. Die mangelnde Fähigkeit, sich richtig auszudrücken zu können, die man so häufig in Arbeiterkreisen antrifft, macht sich auch hier bemerkbar. Es hapert mit dem richtigen Gebrauch der Worte; die Bilder, die angewendet werden, sind schief gestellt; das, was gesagt werden soll, kommt unscharf, wenn nicht völlig unklar heraus.

Und doch baut sich aus dem, was der Arbeiterschreiber zu sagen hat, eine völlig neue Welt auf: eine Welt, die innerhalb des Ausschnittes des Erlebnisses mit ganz anderen Augen geschaut ist, als sie der nicht aus Arbeiterkreisen Stammende überhaupt zu sehen vermag. Alle Eindrücke sind schärfer

und ursprünglicher; und die Wiedergabe dieser Eindrücke ist origineller, wirkungsvoller, stärker, als sie der berufsmäßige Schriftsteller zu geben pflegt. Leben und Zeit erscheinen aus diesen Niederschriften weniger kompliziert, roher und primitiver ineinandergreifend, als es der kulturell verfeinerte Mensch anzunehmen liebt. Die Zusammenhänge der jeweiligen Entwicklung kennzeichnen sich als organisch leichter überbrückbar. Der Arbeiter, den diese stetige Entwicklungsänderung oft am härtesten anpackt, findet sich auch am ehesten und gesündesten mit ihr zurecht. Nicht nur äußerlich vermag er sich anzupassen, sondern auch innerlich. Aber ohne seelische Kämpfe pflegt das auch bei ihm nicht abzugehen. Das hat seine guten Gründe, denen nachzuspüren nicht uninteressant ist.

Die industrielle Entwicklung Deutschlands in dem Vierteljahrhundert von 1890 bis zum Kriegsausbruch war es in erster Linie, die den Arbeiter sich als Schilderer seiner Zeit versuchen ließ. Die wirtschaftliche Revolution dieser Jahre, die allgemeine Ausweitung und Umgestaltung aller gesellschaftlichen Verhältnisse hatte auch für den Proletarier eine geistige Umprägung zur Folge. Der in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einsetzende realistische Zug in der gesamteuropäischen Literatur war gewissermaßen der Vorläufer dieser kulturellen Umwälzung gewesen. Die Städte wuchsen, sprengten die engen Fesseln der sie ehemals umgürtenden Mauern. Vom flachen Lande her floß ein Strom bis dahin bodenständigen Volkes in die sich mit allen Errungenschaften der modernen Technik — Eisenbahnen, Elektrizität usw. — ausgestaltenden Siedlungszentren. Die um sich greifende Bodenpekulation machte den Landangewesenen heimatlos. Die halbländlichen Vororte in weitem Umkreis verschmolzen sich mit dem Stadtkern. Die Fabriken wurden mit Vorliebe in diese Vororte hinausverlegt, wo der Baugrund noch verhältnismäßig wohlfeil war. Ungelernte Arbeiter, denen die Scholle nicht mehr genügend Brot zu geben vermochte, fanden in Hülle und Fülle Beschäftigung nicht nur in den Fabriken selbst, sondern auch bei den Straßenbahnen und ähnlichen Instituten, die des gelernten Handwerkers nur in verhältnismäßig geringer Anzahl bedurften. Dazu kamen die sich ständig vervollkommnenden Einrichtungen der modernen Technik, die Maschinen ersann, welche nur ganz primitiv bedient zu werden brauchten. Der ungelernete Arbeiter fand rasch ein weites Betätigungsfeld. Er, der bisher nur der Naturalwirtschaft dienstpflchtig gewesen war, sah sich auf einen neuen, ihm völlig unbekanntem und ungewohnten Boden verpflanzen. Nicht nur seine Hände bekamen zu tun, sondern auch sein Hirn. Eindrücke, die ihn in der Gewaltigkeit ihrer Neuheit fast zu Boden drückten, stürmten auf ihn ein. Zu tausend Vergleichen sah er sich veranlaßt. All das traf die geistig Regsamen natürlich erheblich packender als die stupid Dahinlebenden. Der geistig Beweglichere mußte sich das Neue von der Seele reden oder schreiben. Er ging in die Versammlungen oder griff zur Feder. Nicht immer waren es Briefe allein, die in die ländliche Heimat wanderten; auch zu mannigfaltigen Erzählungsversuchen gaben die neuen Eindrücke Anlaß.

Es lassen sich da ganz bestimmte Gebiete aufzählen, die diesen Umwandlungsprozeß wirtschaftlicher und geistiger Art durchmachten. Da war zunächst die elsässische Textilindustrie, die Mülhausen als Zentrum hatte, dann ist Dresden mit seiner Zigarettenindustrie zu nennen. Auch Hamburg fehlt

nicht, das erst die benachbarten Vierlande, dann Teile des südlichen Holsteins industrialisierte. Die sich rasch vergrößernden Zechenreviere Rheinland-Westfalens, mit Dortmund als Kern, sind dann zu nennen. Ebenso gehören Erfurt und Halle mit ihrem Hinterland hierher. Nicht zu vergessen ist selbstverständlich Groß-Berlin. Alle diese wirtschaftlich erwachten Gebiete waren Geburtsstätten geistiger Regsamkeit für weite Schichten der Arbeiterschaft geworden, welche die Entwicklung der Verhältnisse zum »Umlernen« gezwungen hatte.

Der Arbeiter, der bisher inmitten der unbegrenzten Weite seiner Felder gestanden, war mit einem Male in die Enge der Fabriksäle verlegt. Er, dessen Ohr bis dahin nur den Lauten seiner Haustiere, dem Gesang der Vögel gelauscht, war umsummt vom Dröhnen der Hämmer, vom Stampfen der Maschinen, vom Kreischen und Klatschen der Wellen und Riemen-scheiben. Der Bodenfändige war entwurzelt worden. Alle seine Sinne mußten sich erst allmählich an die neue Umgebung gewöhnen. Sein Hirn mußte das, was seine Augen sahen und seine Ohren hörten, verarbeiten.

Dazu kam noch ein anderes: der bis dahin politisch und beruflich Uninteressierte wurde politisiert. In der Stadt wertete man nicht nur seine Hände, sondern auch seine Gesinnung. Seine Hände standen im Dienste des Kapitals, seine Gesinnung aber beanspruchten die Arbeitskameraden seiner Klasse. Sie, die bereits länger in der Stadt lebten, die vielfach schon durch Generationen hindurch in der Stadtkultur wurzelten, hatten sich als Bestandteile einer Klasse werken und schäßen gelernt. Als Klasse strebten sie aufwärts und vorwärts. Sie hatten längst die hohe Bedeutung der Organisation erkannt. Dieser beruflichen und gewerkschaftlichen Organisation mußte sich auch der vom Lande kommende Neuling anschließen. Aber das allein genügte noch nicht. Man gab ihm Zeitungen und Bücher in die Hände, nahm ihn in Versammlungen mit, debattierte mit ihm.

Und wiederum erschloß sich dem in die Stadt Verpflanzten ein weites Neuland. Er begann, sich und die Welt mit anderen Augen zu sehen, als er es vordem getan. Das bewegte ihn oft so gewaltig, daß er, trotz seiner mangelhaften Schulbildung und trotz seiner Unbeholfenheit, sich richtig auszudrücken, die Feder zur Hand nahm, um das — gekleidet meist in die Form einer Erzählung — niederzuschreiben, was ihm Fühlen und Denken restlos und rastlos erfüllte.

Eine ganze Anzahl derartiger »Lebensbeichten« sind ja — namentlich im letzten Jahrzehnt — gedruckt worden. Parteipresse und Parteiverlage haben da manches Verdienstvolle aus dem Dunkel des Unbekanntseins an das Licht der Öffentlichkeit gebracht, und manchem Talent ist die Bahn freigemacht worden, sich zu entfalten und im sozialistischen Sinne Wertvolles und Wertebendes zu geben. Für denjenigen, der als berufsmäßiger Fachmann derartige Niederschriften zu werken hatte, boten diese Einsendungen vielfach Einblicke in Lebenssphären, die ihm sonst verschlossen waren. Denn der Arbeiter pflegt Welt und Dinge mit anderen Augen zu schauen als der seiner Klasse mehr oder weniger Fremde. Für ihn spielt sich der Lebenskampf nach keinerlei »Theorien« ab. Die harte Notwendigkeit des Alltags zwingt und preßt ihn in die Formen, in die sie ihn haben will. Die Wucht, unter der sich dieser Zwang vollzieht, ist in politisch stark bewegten Zeiten natürlich eine viel elementarere als in wirtschaftlich träge fließenden Perioden. Reguliert sich für

gewöhnlich Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt nach bestimmten Gesetzen, so pflegen Wirtschaftskrisen und schwere politische Erschütterungen ganze Heere von Arbeitern urplötzlich auf die Straße zu setzen. Der Arbeiter, der als Erzähler derartige Revolutionen zu schildern versucht, stellt natürlich seinen persönlichen Einzelfall als typisch hin. Aber auch seine Nebenwelt vergißt er nicht. Und was er von ihr zu sagen hat, ist meist charakteristisch genug für seinen ganzen Entwicklungsgang.

Einen breiten Raum in seinem Gefühls- und Gedankenleben nimmt, bei einiger Verbtheit und Ungeniertheit in der Ausdrucksform, die Erotik ein. Der Hunger nach Liebe verweist ihn, der in verhältnismäßig jungen Jahren schon eine gewisse wirtschaftliche Selbständigkeit erreicht, auf den Weg der Fröhebe. Das enge Zusammenhausen in beschränkten Wohnräumen verleidet ihm, namentlich bei raschem Kinderlegen, aber nur allzu oft das Heim. Dieses werbende Liebesheischen und rasche Hinsterben des jungen Eheglücks durch soziale Mißstände unserer herrschenden Gesellschaftsordnung wird mit Vorliebe nicht nur von Männern, sondern auch von Frauen geschildert. Ein anderes Motiv, das gern in erzählender Form behandelt wird, ist der Kampf mit dem Alkohol und der Spielsucht. Ich glaube weniger, daß die immer weitere Kreise ziehende Arbeiterabstinenzbewegung hier die Gemissen so geschärft hat, wie es wohl in erster Linie die gesunde Veranlagung unverdorbenener Volksschichten getan. Der Arbeiter verdammt von Haus aus einen Rausch keineswegs; er sieht aber ein, wie ein sich ständig wiederholender Rausch nicht nur Gesundheit und Lebensfreude schädigt, sondern auch das Glück einer ganzen Familie zu vernichten vermag. Die in den von Arbeitern verfaßten Erzählungen geschilderten Rauschzustände sind oftmals breit ausgepinselt; selten nur begegnet man einer moralisierenden Gegenüberstellung von einem unverbesserlichen Saufkumpan und einem Maßhaltenden. Die Trunksucht wird immer nur als bloße Erscheinung, ohne jegliche Nebenabsichten, geschildert.

Auch die unwiderstehliche Wanderlust, die vielen Arbeitern anhaftet, wird gern als Motiv für eine Erzählung genommen. Alle Leiden und Freuden der Landstraße werden geschildert: das Elend der Herbergen und Wpfe, die Hartherzigkeit der Bauern den wandernden Handwerksburschen gegenüber, die Ausnuzung junger »Kunden« durch alte Walzbrüder usw. Mit einer sichtlich Liebe verweilen die meisten bei der Schilderung derartiger Wanderfahrten, so daß man den Eindruck nicht los wird: der Erzähler habe ein Stück seines eigenen Lebens gezeichnet.

Dann begegnet man auch verhältnismäßig häufig Niederschriften, die mit einer breiten Behaglichkeit sich in allerlei Mystik verlieren, einer undenklichen, wohl fast immer wahllos zusammengelesenen Metaphysik, die dem wenig Geschulten schwallstig die Sinne umnebelte und ihn zur Niederschrift eigener Auslassungen veranlaßte. Ganz besonders scheint das dort zuzutreffen, wo die Außerlichkeiten religiöser Anschauungen abgestreift wurden, aber noch keine neue innerlich festigende Weltanschauung vollwertigen Ersatz zu bieten vermochte.

Was aber den modernen Arbeiter naturgemäß am meisten zum Erzählen veranlassen mußte, das war der politische Tageskampf. Denn gerade die politische und berufliche Erziehung war es ja in erster Linie, die ihm das Bewußtsein seiner menschlichen Vollwertigkeit erst gab, ihn nicht nur materiell,

sondern vor allen Dingen auch geistig zu heben versuchte. Namentlich der vom Lande Kommende, gedrückt durch ein paar harte Kommisjahre und durch eine mehr als einseitige Schulzucht, hörte in den Versammlungen der Stadt und aus den Gesprächen in der Werkstatt Worte und Anschauungen, deren Kühnheit und Gewaltigkeit ihn völlig gefangennahm und mit sich forttrissen. Wie er sich zögernd im Lesen bildender Schriften versuchte, so tastete er in den Versammlungen als Diskussionsredner auch nach Worten. Und bald genügte ihm das nicht mehr. Was ihn erfüllte und beseelte, trachtete er auch niederzuschreiben. Das erwachende Bewußtsein seines Menschentums drängte urplötzlich nach den verschiedensten Ausdrucks- und Betätigungsformen.

Und nun erschließt er als Erzähler eine Fülle scharf beobachteter Szenen und Bilder. Verfolgungen und Drangsalierungen aus der Zeit des Sozialistengesetzes eröffnen den Reigen. Zusammenstöße mit den Behörden bei Beerdigungen, Spaziergängen und Vereinsveranstaltungen werden mit Vorliebe behandelt. Bewegte Diskussionen, namentlich zu Wahlzeiten, geben Anlaß zu lebendigen Schilderungen. Von Streiks und Maßregelungen in ihrer bunten Mannigfaltigkeit wird erzählt. Überall offenbart sich da ein flammender Eifer, eine liebevolle Parteilnahme für alles Unterdrückte und Aufstrebende.

So geht es bis zum Kriegsbeginn. Dann setzen die Schilderungen der Ausbildungs- und Fronterlebnisse ein. Ein wildes Empörtsein grollt in fast allen diesen Niederschriften. Die brutale Niederknüttelung jeden Persönlichkeitsbewußtseins, die so typisch für den preußischen Drill gewesen ist, gießt einen unbezähmbaren Haß in die meisten Schilderungen. Nicht das furchtbare Kriegsgeschehen pulst als Lebensader durch diese Erzählungen aus Arbeiter-soldatenkreisen, sondern der Zorn über die unwürdige Behandlung, die der einzelne oder die Kameraden über sich ergehen lassen müssen. Dabei bleibt aber doch allen diesen Schilderern Auge und Ohr offen für die unbeschreiblichen Leiden derjenigen, in deren Gefilden sich die Kämpfe abspielen. Das Mitleid mit dem Nebenmenschen, mag er nun Freund oder Feind sein, ist froh der langen Kriegsdauer in keinem erstorben.

Merkwürdigerweise haben die Vorgänge seit Beginn der Revolution verhältnismäßig wenig Schilderer aus Arbeiterkreisen gefunden. Vielleicht ist die Bewegung eine zu gewaltige, als daß der einzelne schon die Distanz zu ihr gefunden hätte, ihre Wirkungen auf sich selbst und auf seinen näheren Bekanntenkreis zu schildern. Wie das Leben und Werden sich hier überall noch in Gärung befinden, so brodeln auch noch die geistigen Kräfte und Erfassungsmöglichkeiten durcheinander, die wohl noch nicht die richtige Form für eine Schilderung der neuen, gewaltigen Erlebnisse gefunden haben.

Einen Einhalt hat aber auch die Revolution der ganz gewiß nicht kleinen Zahl sich schriftstellerisch versuchender Erzähler aus Arbeiterkreisen nicht zu setzen vermocht. Vorzüge und Nachteile dieser Niederschriften sind sich die gleichen geblieben. Die Lust am Erzählen ist nach wie vor eine starke. Mangelhafte Schulbildung beeinträchtigt noch immer die meisten dieser Niederschriften. Sie lesen sich nicht glatt als flüssige Unterhaltungslektüre. Etwas Schwerflüssiges pulst in ihnen, etwas nach innerlicher Befreiung Strebendes. Wer sie mit Interesse und nicht mit Voreingenommenheit liest, dem wird sich die Seele des deutschen Arbeiters restloser und ursprünglicher offenbaren, als sich ihm sonst Gelegenheit zu ähnlichen Beobachtungen bieten dürfte. Gellingt

es in der Zukunft, dem Arbeiter durch die Schule das zu geben, was er als allen gleichberechtigter Staatsbürger zu verlangen hat, dann wird sich unserem Geistesleben eine neue, farbenprächtige Blüte erschließen: der Arbeiter als Erzähler!

### Literarische Rundschau.

Paul Göhre, *Der unbekannte Gott*. Versuch einer Religion des modernen Menschen. 1. bis 6. Tausend. Leipzig 1919, Verlag von F. W. Grunow. 150 Seiten. — Ferner: *Front und Heimat*. Religiöses, Politisches, Sexuelles aus dem Schützengraben. Jena 1917, Eugen Diederichs. 30 Seiten.

Von den Nationalsozialen, die vor einem halben Menschenalter zu uns kamen, haben die Hildebrand, Maurenbrecher und andere den Weg zu den bürgerlichen Parteien wieder zurückgefunden. Göhre, der erste von ihnen, der zu uns kam, ist allein der Sache des Sozialismus treu geblieben. Er war vorher evangelischer Pfarrer. Sein soziales Christentum hatte ihn zunächst zu einem dreimonatigen Leben als Fabrikarbeiter und dann in die Partei getrieben. Das religiöse Interesse ist ihm geblieben. Seine neueste Schrift gilt »dem unbekanntem Gott«. Aber sie verkündet die Religion des modernen Menschen, der mit Christentum und Kirche völlig gebrochen hat, und zugleich »den Niederschlag der religiösen Entwicklung eines nun fast fünfundsünfzigjährigen Lebens«. Sie scheint uns darum einer eingehenderen Berücksichtigung wert, als sie sonst an dieser Stelle religionsphilosophischen Schriften gezollt wird, zumal da sie ihr Problem in klarer Fassung und formenschön behandelt.

Das erste Kapitel zeichnet in knappen Umrissen das Werden, dann die vornehmsten Charakterzüge des modernen Menschen: seine Diesseitigkeit, seinen Tatsachensinn, seine vorwiegende Verstandesnatur, sein Tatmenschen-tum; daneben aber auch eine gewisse ihm eigene seelische Unausgeglichenheit, Unsicherheit, Unruhe. Ob er übrigens zahlenmäßig schon heute das Übergewicht besitzt? Mit Recht wohl antwortet Göhre: »Noch sind die Menschen alten Schlages, die Halbmodernen, die Mischmenschen aus Altem und Neuem vielleicht die Zahlreicheren.« (S. 30.) Kapitel 2 schildert demgegenüber das Christentum. Seine Entstehung aus den verschiedensten Momenten: dem naiven alten Weltbild, dem jüdischen, dem griechischen Element, der Frömmigkeit Jesu (dessen Charakteristik S. 40 bis 44 ein kleines Kabinettsstück für sich bildet), der Urgemeinde, der paulinischen Spekulation usw. bis zu Luther. Zu beanstanden scheint uns nur die Ausschließlichkeit des Göhreschen Grundgedankens: »Das Christentum war stets und ist auch noch heute (!) seinem innersten Wesen nach jenseitig, spekulativ, eine Religion der Passivität, des Duldens, Wartens, Stilleseins.« (S. 35), was dann später (S. 56 ff.) auch auf die christliche Ethik ausgedehnt wird. Das ist gewiß zuzugeben für das grundsätzlich treue, echte Christentum. Aber der Verfasser sagt selbst zu Anfang seiner Ausführungen richtig, daß das Christentum sich durch die Jahrhunderte seines Bestehens hindurch beständig gewandelt habe, und was hat in der Tat das Christentum »eines westfälischen Industrieherrn unserer Tage« mit demjenigen »eines römischen Sklaven der ersten christlichen Jahrhunderte.« (S. 35) zu tun? Zwischen wirklichem Christentum und modernem Menschentum besteht allerdings, wie das folgende dritte Kapitel zutreffend ausführt, ein unüberbrückbarer Gegensatz, selbst für diejenigen Modernen, die noch von ehrlicher Religiosität erfüllt sind. »Auch für sie ist das Christentum erledigt.« (S. 70.) Daß das Christentum »langsam, aber sicher zurückgeht«, ist sicherlich, jetzt nach dem Kriege erst recht — Göhres Buch war im wesentlichen schon vor dem Kriegsausbruch fertig (S. 5) — mit Händen zu greifen. Dagegen ist doch sehr die Frage, ob man heute schon von der katho-

lischen Kirche behaupten kann, daß sie »immer mehr nur ein Scheindasein führe« (S. 70). Öhre selber spricht sich in seiner zweiten, unten noch zu besprechenden Schrift anders darüber aus. Sehr gut wird dann weiter ausgeführt, wie die Kirchen sich in ihrer Not an den Staat klammern, wie die kirchliche Sitte allenthalben zurückgeht, desgleichen der Kirchenbesuch, wie die soziale Wertung des Pfarrers und Theologen überhaupt sich völlig geändert hat, wie man den nahenden Bankrott vergebens durch allerlei Modernisierungen aufzuhalten sucht usw. Nur daß dies alles wieder in erster Linie von der evangelischen Kirche gilt, von der katholischen, die Öhre wohl weniger kennt, in viel geringerem Maße. Gut wird immerhin der Unterschied zwischen beiden in dem Satze zum Ausdruck gebracht: »Die katholische Kirche erkaltet und versteinert, die protestantische zerbröckelt und zerrinnt.« (S. 80.) Natürlich wird der Zerbröckelungsprozeß nur ganz allmählich, ähnlich wie beim alten Heidentum, in langsamer »Paganisierung« vor sich gehen.

Nach diesen drei, den geschichtlichen Verlauf bis zur Gegenwart schildernden Kapiteln wollen die beiden folgenden den positiven Neubau geben, zunächst Kapitel 4 die »Voraussetzungen neuer Religion«. Wurzel und stärkste Erlebnisart aller Religion sieht Öhre, wohl nicht erschöpfend, in »Ehrfurcht und Staunen« vor den Rätseln des Daseins. Ferner in der unumgänglichen Verbindung mit dem Gottesgedanken, was auch uns den Kern der Religion auszumachen scheint; Sozialismus, Ethik usw. sind eben nicht Religion (S. 93). Drittens ist Art und Inhalt der Religion bedingt durch die jeweiligen wirtschaftlichen, sozialen, geistigen Verhältnisse der Zeit. Da der moderne Mensch zum Beispiel in seinem ökonomischen Kampf ums Dasein sich ganz auf sich selbst stellt, so erscheint ihm eine Hilfe Gottes hierbei durchaus als Illusion. Kurz, für ihn ist die Gottheit weder erkennbar noch (wie die Ritschlianer meinen) erlebbar; selbst den Monismus, den Pantheismus eines Jatho oder die Verlegung Gottes in den Menschen weiß Öhre ab (S. 107). Und endlich — ein Gedanke, der sonst wohl nur selten vertreten worden ist — Religion ist eine besondere Veranlagung, die nur einem Teil der Menschen eigentümlich ist (S. 94 bis 103). Bleibt nach allen diesen Voraussetzungen noch Religion, das heißt Gottesreligion möglich?

Wir würden geneigt sein, auf diese Frage mit »Nein« zu antworten; der Verfasser dagegen bejaht sie und entwickelt dann in einem fünften Kapitel, dem als »Ausklang« eine Reihe Aphorismen angereiht sind, die Grundzüge der neuen Religion, die genau genommen schon in den »Voraussetzungen« enthalten waren. Mehr in schönen Gleichnissen als in logischer Gedankenführung wird dargelegt: Gott ist zwar Lösung aller letzten Rätsel, er selbst aber bleibt das größte aller Rätsel (S. 113). Er ist unnahbar, unvorstellbar, ja unaussprechbar. Und doch ist diese »Gottesform« zugleich »Gottesgewißheit«: der »Neureligiöse« fühlt sich »wie alles Natürliche eingeordnet in den ungeheuren Weltzusammenhang, der kein Zufall, kein Wahn, sondern ein sinnvolles Lebendiges ist« (S. 125). Wir meinen: das letztere ist jedenfalls keine Gottreligion mehr. Und erst recht bedarf eine solche »Religion«, deren höchstes Charakteristikum nicht (wie bei Schleiermacher) schlechthinnige Abhängigkeit, sondern schlechthinnige Unabhängigkeit von Gott, mithin »Einsamkeit, vollkommenste Einsamkeit« (S. 146) ist, keines Kultus, der nach dem Verfasser die »Lebenslust aller Religion« (S. 129) sein soll. Dieser die Gestaltung des neuen Kultus in »Namens-, Lebens- und Eheweihen«, Sonntags- und Begräbnisfeiern entwickelnde Abschnitt (S. 130 bis 141) ist nach unserem Gefühl der schwächste des Buches; hier kommt doch, der Verfasser möge es uns nicht verargen, etwas von der pastoralen Vergangenheit Öhres zum wohl ungewollten Ausdruck. Bedarf eine Religion, die doch »nichts wie eine an der unbekanntenen Gottheit orientierte innere Gesamtstimmung und ein von dieser getragener Wille zur sittlichen Tat«, eine solche »reine Gesinnungsreligion« (S. 130), noch eines äußeren Kultus mit Ekurgie, Orgelspiel und Gesang? Bedarf sie — und das berührt allerdings die Grundauffassung ihres Verkünders — überhaupt eines »unbekannten Gottes«?

Die kleinere, bei Diederichs (Jena) schon 1917 erschienene Schrift Öbhrs vereinigt in sich drei kürzere, in den Frühjahrten 1916 und 1917 verfaßte und kurz nachher in Zeitschriften veröffentlichte Aufsätze »aus dem Schützengrabens«, die wir deshalb hier besprechen, weil sie über den Durchschnitt der Kriegsliteratur weit hinausragen und dauernden Wert besitzen. Der erste enthält religionspsychologische, hauptsächlich an einem sächsischen Landsturmbataillon im Osten gemachte Beobachtungen. Er kommt zu dem Ergebnis, daß das Heer damals (1916) religiös die gleiche Erscheinung bot wie das deutsche Volk vor dem Kriege: »Zur Hälfte religiös, zur anderen religiös indifferent oder gar feindlich, und in der Mitte eine nicht kleine Gruppe von nach neuer Religion Suchenden (S. 9). Und zwar gehörten zu der ersten Gruppe im wesentlichen nur die katholischen Soldaten: rheinisch-westfälische Landwehr, die von den Sachsen abgelöst wurde. Der zweite, »Front und Politik« betitelt Aufsatz begründet anschaulich (wie das übrigens auch schon von anderer Seite in der Neuen Zeit dargelegt wurde), weshalb draußen an der Front — in erster Linie im Bewegungskrieg, nicht viel weniger aber auch im Schützengrabens und zum guten Teil auch noch in der Etappe — das politische Interesse nur gering war, »und zwar desto geringer, je länger einer bereits Soldat« (S. 14). Als Resultat erscheint hier die instinktive Stimmung, einmal: »Deutschland darf nicht kaputt gehen« und zugleich schon damals (März 1917): »Nach dem Kriege muß es zu Hause anders, ganz anders werden, als es vor dem Kriege war. Wie, das wird sich schon finden.« (S. 21.) Nun, es hat sich gefunden! Der dritte Aufsatz endlich gibt wertvolle, ruhig abgewogene und deshalb um so überzeugender wirkende Betrachtungen über die Wirkung des Krieges auf das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander: insbesondere den Charakter und das Schicksal der Kriegervwitwen, der ledigen Mädchen, die Verwilderung des sexuellen Verkehrs draußen und daheim, die neuen äußeren Lebensbedingungen und die daraus hervorgehende Vermännlichung beider Geschlechter, endlich die wirtschaftliche Konkurrenz seitens der Frauen. Im ganzen wird Öbhrs mit seiner schon im Frühjahr 1917 gezogenen Schlussfolgerung recht haben: »Das Verhältnis zwischen Mann und Weib ist durch den Krieg nicht günstiger, enger, glücklicher geworden, vielmehr schwieriger, loser, komplizierter. . . . Viel feine Lebensansätze sind vernichtet.« (S. 30.) Und wenn er daran das Zukunftsurteil knüpft: »Es wird viel Kraftaufwand bedürfen, auch dies Trümmerfeld aufzuräumen und ein Neues aufzubauen«, so gilt das ja heute erst recht, und zwar auf nahezu allen Gebieten.

Wir möchten beide mit ebensoviel gesundem Urteil als feinem Verständnis und dabel in klarer, allgemeinverständlicher Sprache geschriebenen Schriften Öbhrs allen, die für seine Themen Interesse haben, zu eingehendem Nachdenken empfehlen. Volle Zustimmung, insbesondere zu dem ersten, erwartet er selber nicht — erklärt er doch im Vorwort: »Ich bin darauf gefaßt, daß es keinem genügt« —, aber reiche Anregung werden alle noch irgendwie religiös oder überhaupt weltanschauungsmäßig Interessierte in ihm finden.

Karl Wörländer.

E. Kobrah, Säuglingspflege. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig und Berlin 1919, Teubner.

Das Heftchen aus der Sammlung wissenschaftlicher gemeinverständlicher Abhandlungen bringt eine recht anschauliche Darstellung des Gebietes der Säuglingspflege, einiges hätten wir gern ausführlicher gesehen, einiges kürzer; die verhängnisvolle Bedeutung der Erkältung Erwachsener für den Säugling wird gewürdigt, leider wird sie noch viel zu wenig beachtet, der Tuberkulose wünschen wir mehr Berücksichtigung beim Krlechen usw., namentlich auch bei Auswahl der Amme, hierbei ist auch Wassermanns zu gedenken.

Eine zweite Auflage, die wir dem Bächlein wünschen und voraussetzen, könnte das Buch vielleicht noch nützlicher gestalten.

Dr. B.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS



32101 074946623

This Book is Due

P. U. L. Form 2



